T E M P E

VON

F. J.

ERSTER BAND.

LEIPZIG

BEY G. J. GÖSCHEN. 1803.

Die griechische Anthologie, aus welcher die gegenwärtige Sammlung kleiner Gedichte einen Auszug enthält, ist auch den Dilettanten der alten Literatur nicht mehr unbekannt. Herders zerstreute Blätter sind in jedermanns Händen; jedermann hat die Übersetzungen griechischer Epigrammen gelesen, mit denen er dieses Werk ausgeschmückt hat. Diesen Übersetzungen, in denen sich Herders eigenthümlicher Geist und sein schönes Talent, sich einem fremden Charakter mit Liebe anzuschmiegen, nicht verleugnet, haben wir ganz vorzüglich die bessere Bekanntschaft mit

einer Gattung von Poesie zu danken, die vorher entweder unbekannt oder verachtet war. "Die Liebhaber der Poesie erstaun-
"ten, hier einen Schatz zu entdecken, den sie bisher den Gelehrten ausschliefsend überlassen hatten. Die reiche Fülle poetischen Lebens, die in diesen kleinen Gemählden herrscht, die Zartheit schöner Gefühle, die frohliche Heiterkeit, die reine Gröfse einer edeln und wahrhaft humanen Denkungsart, die aus ihnen hervorleuchtet, alles dieses ergriff die Gemüther unbefangener Leser mit verdienter Bewundrung, und setzte die Reize des satyrischen Epigramms in Schatten, denen man vorher fast ausschliefsend gehuldigt hatte. Seitdem hat die anmuthige Pflanze des griechischen Epigramms auch in unserm Klima Wurzel gefafst, und es würde schon jetzt eine deutsche Blumenlese kleiner

Gedichte im Geschmack der griechischen Anthologie möglich seyn, welche Deutschland Ehre bringen und in der Literatur des modernen Europa schlechterdings einzig seyn würde."

Der Herausgeber dieser Sammlung, welcher mehrere Jahre seines Lebens dem Studium der Anthologie gewidmet hat, fühlte sich oft von dem Verlangen beseelt, das, was ihn im Original erfreute, auch in seiner Sprache nachzubilden. So entstand diese Sammlung unabsichtlich und wuchs unvermerkt an. Dafs ihr Urheber sie jetzt dem Publikum darbietet, wird ihm hoffentlich verziehen werden. Er weifs, dafs mehrere der Gedichte, welche seine Sammlung enthält, schon vor ihm übersetzt worden sind; er kennt und ehrt die Verdienste seiner Vorgänger; er hat sie oft

benutzt, nicht, um sie zu plündern, sondern so wie der Mahler bisweilen den Spiegel braucht, um die Fehler seines Werkes kennen zu lernen. Aber auch nach dieser Vergleichung schien ihm seine Arbeit nicht ganz überflüssig. Er wird sich freuen, wenn das Publikum derselben Meinung ist; wenn diese kleinen Kopien anmuthiger Originale die Liebe nicht verleugnen, welcher sie ihr Daseyn verdanken; und wenn der befriedigte Leser, ohne den Fleifs zu beachten, der auf ihre Vollendung gewendet worden, sich an ihnen, als an leichten und mühelosen Spielen erfreut.

Bey der Auswahl der hier bekannt gemachten Epigrammen aus einer Anzahl von mehrern Tausenden, welche die griechische Anthologie enthält, hat keine beson-

dere Absicht obgewaltet. Das meiste hat die Neigung bestimmt, vieles die Fähigkeit des Übersetzers, einiges der Stoff. Denn er glaubte, dafs die Nahmen der gröfsten Menschen, die Erinnerung an die edelsten und glorreichsten Thaten, auch wohl die Erwähnung dieser oder jener besondern Sitte des griechischen Alterthums hier nicht ungern gefunden werden würde, und dafs auf solche Weise diese Sammlung den Dilettanten nützen könne, einiges Unbekannte zu lernen, das Bekanntere in ihrem Gedächtnisse aufzufrischen.

Einige der einfachsten Inschriften aus den ältern Zeiten der griechischen Poesie sind als Beyspiele ungeschmückter Einfalt aufgenommen worden. Sie werden denen nicht unwillkommen seyn, die den Geist des Alterthums aufgefafst haben. Denn

auch dieser trockne Ernst ergreift das Gemüth, und wie ein geübtes Auge oft in einigen wenigen Strichen von der Hand eines Meisters die Fälle seiner Kunst erkennt, so tritt uns bisweilen der grofse Charakter griechischer Art und Kunst aus der stillen Anspruchlosigkeit einer einfachen Aufschrift entgegen.

Übrigens ist bey dieser Auswahl kein Zeitalter ausschliefsend begünstigt oder zurückgesetzt worden; auch aus den spätern Perioden, selbst der byzantinischen, findet sich mehreres hier. Die eigenthümlichen Laute der griechischen Poesie sprechen uns auch noch in den Werken ihres sinkenden Geschmackes, wenn auch nicht mehr mit so reinen und hellen Tönen an. Die Geister der alten Dichter wandelten noch spät in Griechenlands Gränzen, und erfüllten

empfängliche Gemüther mit dem Wunsche, ihnen ähnlich zu seyn. Dieser Wunsch blieb nicht immer unbelohnt, und so sehen wir oft mit Erstaunen, mitten in einem zerrütteten und barbarischen Zeitalter, einzelne, des schönern Alterthums würdige Blüthen sich unter den Trümmern der alten Kunst entfalten.

Die Liebe für das griechische Alterthum hat den Übersetzer nicht verführt, solche Gedichte, in denen das *graeca res est nihil velare* hätte anstöfsig seyn können — und die Anthologie enthält deren eine beträchtliche Anzahl — in seine Sammlung aufzunehmen. Wer sich an einigen Kleinigkeiten des fünften Buches, in welchem die erotischen Gedichte zusammengestellt sind, ärgern könnte, für den dürfte das Alterthum überhaupt nicht vor-

handen seyn. Von einem unschuldigen und ernsten Gemüthe wird die kräftige Natur in der Nacktheit eines Herkules, die zarte Blüthe der Jugend eines Bakchus, der süfse Liebreiz einer Aphrodite ohne Lüsternheit und also auch ohne Argernifs angeschaut. Nur die keuschen Augen der Jungfrau werden den Anblick der blofs gestellten Natur vermeiden, damit nicht ein Keim des Verlangens in ihrem Busen keime und den stillen Frieden ihrer Seele vernichte. Zwar mag es auch in dieser Klasse des zarten Geschlechtes einige heroische Naturen geben, die, von dem Palladium eines begeisterten Gefühls für die Schönheit geschützt, den Schleyer der Züchtigkeit dreist zerreifsen und sich einen Genufs erlauben, der nur für Männer bestimmt zu seyn scheint. Ihnen mag ihre männlichere Natur dieses Recht verleihen;

aber nur mit Gefahr grofser Mifsdeutungen werden sie es geltend machen. Denn auch die gemeine Frechheit gleicht jener seltnen Erhabenheit, und es ist der Welt nicht zu verargen, wenn sie die seltnere Erscheinung mit der gemeineren verwechselt.

Die Alten haben überhaupt nicht für das andre Geschlecht geschrieben. In den schönsten Zeiten Griechenlands lasen selbst Männer nur wenig, und in die Gynäzeen fanden Bücher noch seltner den Weg. Die Frau beschränkte sich auf die Erfüllung ihrer Pflichten in dem Innern des Hauses, und ersetzte durch gehaltreiche Tugend den Schimmer, den die Hetäre durch den Verlust ihrer weiblichen Würde erkaufte. Wenn es aber auch hier und da edle Frauen gab, die, wie die sokratische Diotima, ohne Verletzung ihres Rufs, den

Wissenschaften huldigten, so war doch ihre Anzahl so gering, dafs es keinem Schriftsteller einfallen konnte, seine Werke mit Rücksicht auf sie zu modeln, oder um solcher Leserinnen willen, die durch die Art ihrer Bildung in die Klasse der Männer getreten waren, den freyen Ausdruck zu verschleyern.

Der Verfasser dieser Sammlung hat sich übrigens bemüht, wieder zu geben was er vorfand, mit Treue, ohne Ängstlichkeit. Der poetische Übersetzer, wenn er schon bey sich Wort für Wort abwiegt, soll doch dem Leser nicht Wort für Wort zuwiegen; denn die Treue im höhern Sinne mufs oft durch scheinbare Untreue gewonnen werden. Wie weit man hierinne gehen könne und müsse, lehrt keine Regel, sondern das Gefühl, und es wird daher

über diesen Punkt ein ewiger Streit zwischen den Anhängern der striktern und laxern Observanz obwalten. Der Urheber dieser Sammlung wünscht von solchen beurtheilt zu werden, die nicht blofs das Original verstehn, sondern auch die Schwierigkeiten einer poetischen Übersetzung in Anschlag bringen können; von solchen, die nicht blofs einen Hexameter zu skandiren, sondern auch einen rhythmischen Perioden nach den höhern Fordrungen der Kunst zu beurtheilen im Stande sind. Der Übersetzer wird sich übrigens vollkommen befriedigt glauben, wenn solche Beurtheiler der Meinung sind, dafs Herder geistreicher, Vofs wohlklingender und treuer übersetzt haben würde.

Die Vergleichung mit dem Originale zu erleichtern, ist bey jedem Gedichte der

Band und die Seitenzahl der Brunkischen Analekten, durch welche man auch in dem Leipziger Abdrucke der Analekten zurechte gewiesen wird, angemerkt worden. Da wo die Übersetzung merklich von dem Brunkischen Texte abweicht, führen die Anmerkungen am Ende eines jeden Bandes die befolgte Lesart an. Die wenigen griechischen Worte, welche hierdurch in die Anmerkungen gekommen sind, werden wohl niemanden abschrecken, und den meisten wird es angenehmer seyn, jene Abweichungen hier zu finden, als sie in weitläuftigen Commentaren nachzusuchen.

Gotha im April 1803.

ERSTES BUCH.

I.

ORPHEUS.

Damagetes. II. 39. v.

Orpheus Asche, des Sohns der Kalliope, hüllet das Grabmal
Auf der thrakischen Flur, an des Olympos Gebirg.
Seinem Ruf gehorchte der Wald, unfühlende Felsen
Folgten ihm, und das Geschlecht Bergedurchschweifenden Wild's.
Auch enthüllte sein Sinn Dionysos mystische Weihung,
Und er begabte den Vers mit dem heroischen Fufs.
Selbst des Klymenos trotzigen Sinn, des nimmerversöhnten,
Und das harte Gemüth rührte sein süfser Gesang.

II.

Antipater aus Sidon. II. Ep. LXVII.

Nicht mehr rufet dein Lied, o Göttlicher, lauschende Bäume,
Nicht die Felsen herbey, oder der Thiere Geschlecht;
Nicht mehr schweigst du die Wuth der entfesselten Stürme, den Hagel,
Oder den stöbernden Schnee oder das hallende Meer.
Denn du erblichst. Da weinten Mnemosynen's Töchter; vor allen
Hat Kalliope dich, ihren Gebohrnen, beweint.
Warum trauern wir denn um Sterbliche, schützet der Götter
Macht ihr theures Geschlecht selber nicht gegen den Tod?

III.

Ungenannter. III. 23. CCCCLXXXII.

Als du gestorben, o Sohn der Kalliope, weinten die blonden
Bistoniden um dich, Sänger der thrakischen Flur,
Ritzten die Arme sich auf mit blutigen Zeichen, und streuten
In das entfesselte Haar weinend den schmuzigen Staub;
Laut erseufzete selbst der Barden Beschützer Apollo,
Und der pierische Chor mischte die Thränen mit ihm.
Dich beweinte der Fels, o Trefflicher, heilige Eichen
Klagten dich, welche vordem deinem Gesange gefolgt.

IV.

Ungenannter. III. 273. CCCCLXXXIII.

Hier begraben die Tochter Mnemosynens
Thrakiens Orpheus,
Den der heilthronende Zeus schlug mit
dem flammenden Blitz.

V.

HOMEROS.

Leonidas aus Tarent. I. 233. XLIX.

Wenn am Himmel die Sonn' auf feurigem
Wagen herauffährt,
Schwinden die Sterne dahin und es erblas
set der Mond.
Also erblafsten vor dir, Melesigenes, Schaaren
der Dichter,
Als du das strahlende Licht himmlische
Musen erhobst.

VI.

Philippos aus Thessal. II. 219. XXIV.

Eh' verlöschet der Glanz der ewigen Sterne des Himmels,
Und von Helios Strahl leuchtet das Antlitz der Nacht;
Eher bietet die salzige Fluth ein süfses Getränke,
Und aus Aïdes Reich kehren die Todten zurück,
Eh' der alte Gesang des Joniers, ehe Homeros Ewiger Nahm' in den Schoofs dunkler Vergessenheit sinkt.

VII.

Ungenannter. III. 254. CCCCLXXXVII.

Nicht das reizende Smyrna gebahr den göttlichen Sänger,
Auch nicht Kolophons Flur, Joniens schönes Gestirn.
Nicht die befruchteten Felder des Nil, nicht Chios und Kypros
Heiliges Land; auch du, steiniges Ithaka, nicht.
Argos nicht, die Burg des Danaos, nicht der Kyklopen
Eherne Veste, Mycen, nicht der Kekropier Burg. —
Nicht der Erde gehöret er an; mit erfreulichen Gaben
Haben die Töchter des Zeus ihn vom Olympos gesandt.

VIII.

Alpheios. Il. 129. v.

Immer noch tönet die Klag' Andromachens, immer erscheint uns
Von den Danaern noch Iliums Veste zerstört;
Und der ajantische Kampf, und von feurigen Rossen Achillens
Hektor's Leiche geschleift unter den Mauern der Stadt,
In den Liedern Homer's. Ihn preiset der Morgen und Abend,
Nicht Ein Vaterland nur windet ihm Kränze des Ruhms.

IX.

Ungenannter. III. [illegible]. ccccxcv.

Maionide, Homer, du gebahrst den hellenischen Fluren
Und dem heimischen Land Kolophon's ewigen Ruhm.
Denn aus göttlichem Geist erzeugtest du herrliche Töchter,
Dieſs gedoppelte Werk, das du im Herzen empfingst.
Jene verkündet die Irr'n des vielversuchten Odysseus,
Diese Griechenlands Ruhm in dem dardanischen Krieg.

X.

Antiphilos. II. 172. xi.

A. Wessen nennet ihr euch? Was berget ihr, Bücher? *B.* Homeros
Töchter nennen wir uns. Kundig der Sagen der Zeit
Kündet die eine den Zorn des Peleiden Achilleus,
Hektors ewigen Ruhm und die Gefahren des Kriegs;
Aber die andre die Müh'n des vielversuchten Odysseus,
Und der Penelope Schmerz in dem verlafsnen Gemach.
A. Seyd mir im Reigen der Musen gegrüfst. Eilf Töchter Kronions
Zählt, vereinigt mit euch, Helikon's heiliger Chor.

XI.

Ungenannter. III. 234. CCCLXXXIX.

Wer vertraute den Krieg der Danaer heiligen Blättern?
Oder des weisen Ulyss Irren durch Länder und Meer?
Nirgends find' ich den Nahmen gewiss, das Vaterland nirgends.
Deiner Lieder, o Zeus, rühmt sich Homeros vielleicht?

XII.

BILD DES ODYSSEUS.

Ungenannter. III. 250. CCCCLXIX.

Immer befeindet das Meer den Ithaker! Wellen des Meeres
Haben auch jetzo sein Bild weg von der Tafel gespült.
Sey's darum! Spricht doch stets in den göttlichen Liedern Homeros
Seine grofse Gestalt aus dem unsterblichen Blatt.

XIII.

Alkaios von Messene. I. 437. VII.

Dich, den Sänger Achills, Maionides, haben, auf los,
Knaben mit Räthseln betrübt, welche die Musen gewebt.
Nektar brachten die Nymphen des Meers, und salbten den Leichnam
Und begruben ihn selbst unter dem Fels am Gestad;
Weil du die Schwester geehrt und Ithaka's König und andrer
Helden unsterblichen Ruhm und den Peliden besangst.
Glücklich bist du vor allen des Okeans Inseln, o Ios,
Dafs du der Musen Gestirn birgst in dem engen Gefild.

XIV.

Paulos Silent. III. ist. LXXX.

Dieses erhabene Grab am felsigen Ufer des Meeres,
Sänger der Helden, umhüllt deinen pierischen Mund.
Staune nicht, wandernder Mann, des Eylands dürftigem Anblick,
Dafs sein enges Gefild diesem Erhabnen genügt.
Also empfing die Schwester Ortygia, irrend im Pontos,
Phoibos Apollen vordem aus der Gebährerin Schoofs.

XV.

HOMEROS VERGÖTTERUNG.

Ungenannter. III. 23. CCCCXCVII.

Schau' den göttlichen Barden Joniens; seine Gesänge,
Süsser Beredsamkeit voll, schmückten der Griechen Geschlecht;
Aber vor allen den Stamm von Argolis, welcher die blonde
Helena rächend, die Burg Iliums niedergestürzt.
Dankbar stellten dafür die Bürger des mächtigen Argos
In dem Tempel ihn auf, einem der Himmlischen gleich.

XVI.

Ungenannter. III. 235. ccclxxiii.

Ist Homeros ein Gott, so ehret ihn unter den Göttern;
Ist er ein Sterblicher nur, so rechnet ihn unter die Götter.

XVII.

HESIODOS DICHTERBERUF.

Asklepiades. I. ep. xxxiv.

Dir, dem askraïschen Sänger, begegnete, als du die Heerden
Auf dem schroffen Gebirg führtest, Mnemosynens Chor.
Freundlich reichten sie dir ein Gezweig vom heiligen Lorbeer,
Schön mit Blättern umlaubt, das sie vom Stamme gestreift;

Und den begeisternden Trank von des Heli-
kon sprudelnder Quelle.
Die das geflügelte Rofs stampfend dem
Felsen entlockt.
Da besangst du der Götter Geschlecht, und
der alten Heroen
Thaten und herrlichen Ruhm priefs das
begeisterte Lied.

XVIII.

HESIODOS GRAB.

Anacalkas. I. 295. XV.

Askra's üppige Flur erzeugte mich; aber
des Todten
Rühmt sich der Minyer Volk, Rosse zu
sammeln geübt.
Glorreich strahlet der Ruhm des Hesiodos
unter den Menschen,
Welche die Weisheit erprobt in dem hel-
lenischen Land.

XIX.

Alkaios aus Messene. I. 390. XVII.

Nymphen der heiligen Quell'n benetzten Hesiodos Leichnam
Mit dem eigenen Nafs hier in dem lokrischen Hayn,
Und erhöhten ihm selber das Grab. Nun bringen der Ziegen
Hüter ihm Opfer von Milch, goldenem Honig gemischt.
Denn so strömte das Lied von den Lippen ihm, welche der Alte
Mit des pierischen Quell's reinem Krystalle genetzt.

XX.

HELLAS LYRIKER.

Ungenannter. III. Gal. DAN.

Lauten Gesanges erhebt sich Pindaros über der Dirke
Quellen; in Honig getaucht tönet Simonides Lied.
Auch Stesichoros strahlt' und Ibykos; lieblich war Alkman;
Auch von Bakchylides Mund strömete Sufses herab;
Peitho wandelt vereint mit Anakreon; ihres Alkaios
Holdes aiolisches Lied tönet die lesbische Flur.
Unter den Männern begehrt die neunte nicht Sappho zu heifsen;
Sondern Mnemosynens Chor zählt sie als zehnte sich zu.

XXI.

ARCHILOCHOS.

Theokritos. I. Sgl. XVIII.

Schau den Archilochos hier, o Wanderer,
Paros alten Dichter,
Der mit dem kühnen Jambos sich des Ruhmes viel
Vom Aufgang bis zum Niedergang ersungen.
Denn ihn liebten die Musen und Delios
schützte huldreich ihn,
Und flößten ihm Talent und Melodien ein,
Da fand er Lieder und der Leyer Töne.

XXII.

Catullikus. II. 167. VI.

Am Gestade hier schläft Archilochos, welcher mit schlimmer
Vipern Gifte zuerst tränkte den bittern Gesang.
Auch begoss er mit Blut den Helikon; bey der erwürgten
Tochter dreyfachem Tod hat es Lykambes erkannt.
Schreite denn leise vorbey, o Wanderer, dass du der Wespen,
Auf des Schrecklichen Grab, zürnenden Stachel nicht weckst.

XXIII.

Julianos. II, 307. LIX.

Kerberos, der du die Todten mit schreck-
lichem Bellen zurück scheuchst,
Jetzo scheucht dich wohl selbst einer der
Todten zurück.
Denn Archilochos starb. Nun fliehe der zür-
nenden Jamben
Bitterkeit, welche des Mann's galligen
Lippen entströmt.
Seiner Töne Gewalt — du kennest sie; drey
von Lykambes
Töchtern stiefs sie hinab in den lethäi-
schen Kahn.

XXIV.

LYKAMBES TÖCHTER.

Meleager. I. 34. [illegible].

Bey der heiligen Rechte des Aïdes, bey dem geheimen
Torus Persephonens schwören wir, Wandrer, dir zu,
Jungfraun sind wir auch hier in der Unterwelt; bittre Verleumdung
Hat Archilochos Mund gegen uns lästernd gespien.
Denn ach! nicht zu rühmlicher That, zum Kriege mit Weibern
Kehrt' er das holde Geschenk, welches die Mus' ihm verliehn.
Warum habt ihr, Tochter des Jupiter, günstig dem Frevler,
Schmähender Jamben Geschoſs gegen uns Arme gekehrt?

XXV.

SAPPHO.

Ungenannter. III. 26. CXXII.

Keinen verwelkenden Ruhm, o Tochter des lesbischen Eylands,
Theilten die Parzen dir zu, als du die Erde begrüfst;
Sappho! Sieh, wir flechten dir ewige Kränze des Epheus,
Und des Donnernden Haupt nicket bekräftigend zu.
Ewig preiset der Mund der Sterblichen deine Gesänge,
Und der herrliche Ruhm weichet, o Sappho, dir nie.

XXVI.

Ungenannter. III. 290. PXXI.

Eilet, ihr lesbischen Mädchen, heraus zum
Haine der Hera;
Und im kreisenden Tanz drehet den flüch-
tigen Fuſs,
Dort zu feyern den Chor der Erhabenen!
Sappho beginnt ihn,
Und im zierlichen Arm lieg't ihr die
Leyer von Gold.
Welch' erfreulicher Tag, ihr Glücklichen
Wahrlich es dünkt euch,
Daſs Kalliope selbst stimme das göt-
liche Lied.

XXVII.

Tullius Laureas. II. 103. III.

Der du dich nahst dem äolischen Grab, o sage nicht, Wandrer,
Dafs der Lesbier Stolz, Sappho, die Sängerin, starb.
Menschen bauten mir hier den Hügel auf; Werke der Menschen
Gleiten plötzlich hinab in der Vergessenheit Schoofs.
Aber wenn du mich fragst nach den göttlichen Gaben der Musen,
Deren jegliche mir eine der Blüthen verlieh,
O so wiss', ich entfloh dem Acheron. Nimmer vergifst ja
Sappho's Nahmen die Welt, nimmer die Afterwelt ihn.

XXVIII.

Pinytos. II. 235.

Sappho's Nahmen und Staub verschliefset das ragende Grabmal,
Aber ihr holder Gesang freut der Unsterblichkeit sich.

XXIX.

E R I N N A.

Antipater aus Sidon. II. 19. XLVII.

Kurz war Erinnen's Gesang; nur weniges tönte die Holde;
Aber zum ewigen Sitz wählten die Musen ihr Lied.
Darum dauert ihr Ruhm den Sterblichen; nimmer umhüllet
Seinen unsterblichen Glanz schattend der Fittich der Nacht.

Zahllos aber verwelkt die Myrias neuer Poeten,
In der Vergessenheit Schoofs sinkt die geschwätzige Schaar.
Wie viel herrlicher sind des Schwanes kurze Gesänge,
Als der Raben Gekrächz, welches im Nebel verhallt!

XXX.

Ungenannter. III. ep. DXXIV.

Kaum bereitetest du, der Biene gleich, süfse Gesänge,
Kaum begannst du dein Lied, lieblich wie Lieder des Schwans,
Stiefs die gewaltige Hand der Lachesis, welche die Spindel
Unerbittlich regiert, dich in des Acheron's Fluth.
Aber, Erinna, dein Lied entreifset dem Reiche der Nacht dich,
Denn es führet dich ein in den pierischen Chor.

XXXI.

Leonidas von Tarent. I. 241. LXXXI.

Hades raubte die Biene, die Sängerin lieblicher Lieder,
Die auf pierischer Flur duftende Blumen gepflückt,
Dich, Erinna, hinab zum Thalamos. Wahrlich das Mägdlein
Sprach mit Wahrheit: Du bist neidisch, o König der Nacht!

XXXII.

ALKMAN.

Alexander aus Aitolien. I. 418. III.

Sardes, altes Gefild des Vaterlands, wär' ich in deinen
Mauern ernährt, ein Castrat wär' ich und dürftiger Schuft,
Der mit Golde behängt, das Tympanum schlüge. Nun bin ich
Alkman, Bürger Lykurgs, weit auf der Erde berühmt.
Denn ich kannte den Chor des Helikons. Über des Gyges,
Über Daskylos Thron hob mich die göttliche Kunst.

XXXIII.

Antipater aus Thessal. II. 22. LVI.

Nach dem Grabmal schätze den Todten nicht: dürftig erscheint es,
Aber es fasset den Staub eines unsterblichen Mann's.
Alkman schlummert darin, der lakonischen Laute Regierer,
Und vor allen begabt von dem pierischen Chor.
Ob Spartaner er sey, ob Lydier, streiten die Länder;
Wifst, ein Dichter entstammt mehreren Müttern zugleich.

XXXIV.

IBYKOS.

Antipater aus Sidon. II. 27. LXXVIII.

Räuber tödteten dich, o Ibykos, während du harmlos
Wandeltest einsamen Wegs an dem Gestade des Meers;
Hülflos riefst du hinauf zu den Kranichen, welche herbey dir
Eileten, als du erblichst, Zeugen der gräfslichen That.
Nicht vergebens erhobst du die flehende Stimme zum Himmel;
Durch der Vögel Geschrey rächten die Götter den Mord
In des Sisyphos Land. Wohlan, ihr Horden der Räuber,
Gierige, fürchtet ihr wohl künftig der Himmlischen Zorn?
Auch der Frevler Aigisth, der Mörder des heiligen Sängers,
Floh dem rächenden Aug schwarzer Erinnyen nicht.

XXXV.

SIMONIDES SIEGE.

Simonides. I. 137. LVII.

Sechs und funfzig Stiere, Simonides, hast du gewonnen
Und Tripoden, bevor dieses Geschenk du geweiht;
Eben so vielmal erhob dich der Sieg auf glänzendem Wagen,
Wenn du den stattlichen Chor streitender Männer gelehrt.

XXXVI.

Simonides. I. 137. LVIII.

Archon war Adimantos im Volk der göttlichen Pallas,
Als Antiochis Stamm diese Tripoden ersiegt.
Aristeides, der Sohn Xenophilos, schmückete sorgsam
Funfzig Männer zum Chor, Schönes zu singen gelehrt.
Auch dem Lehrer des Chors, Simonides, folgte der Ruhm nach.
Achtzigjähriger Greis, Heil dir, Leoprepes Sohn!

XXXVII.

ANAKREON'S BILDSÄULE.

Leonidas von Tarent. I. 250. XXXVIII.

Sieh, wie der alte Tejer von des Weines Kraft
Das Gleichgewicht verlichrt! Es schleppt ihm
das Gewand
Bis an die Knöchel, und von beyden Schu
hen hat
Er einen nur; der andre blieb, ich weis
nicht wo?
Er schlägt der Laute Saiten und sein Mun
besingt
Bathyll, den Holden, oder dich Megistë
Beschütz' ihn, o Lyaios, dafs der Gre
nicht fällt.

XXXVIII.

ANAKREON'S GRAB.

Simonides. L. 136. LIV.

Rebe, der Trauben Mutter, Erfreuende, lieblichen Mostes
Nährerin, schlinge vertraut zierlicher Ranken Geflecht
Über Anakreon's Mal, am Hügel des tejischen Sängers,
Und das niedrige Grab decke mit Blumen umher;
Dafs der trunkene Diener des Bromios, fröhlicher Reigen
Taumelnder Führer — sein Lied hörte die schweigende Nacht —
Auch im hüllenden Schoofs der Erde noch Trauben erblicke,
Reife Früchte vom Zweig, über dem heiligen Haupt,
Und ihn immer benetze der Thau; denn süfser als Weinmost
Strömte vom Munde dem Greifs lieblicher Lieder Getön.

XXXIX.

Simonides. I. 136. LV.

Dieser Hügel umhüllt den unsterblichen Sänger, der holden
Musen geliebtesten Sohn, hier in der Tejer Gefild.
Seinem Liede, vom Hauch der Grazien und der Eroten
Angeweht, einte der Greifs sehnsucht-erregende Lust.
Jetzt nur grämet er sich am Acheron, nicht, dafs der Sonne
Freundlicher Strahl ihm erlosch und er am Lethe verweilt,
Sondern, dafs er den Schmuck holdseliger Knaben, Megisteus,
Und dich, Smerdis, verliefs, Zierde der thrakischen Flur.
Auch vergafs er noch nicht die honigtönenden Lieder,
Und in des Aïdes Nacht schlummert der Barbiton nicht.

XI.

Dioskorides. I. 499. XXIV.

Du, von Smerdis Flammen durchglüht, des thrakischen Jünglings,
Du, der erste beym Tanz, Führer des nächtlichen Fests,
Fröhlicher Musen Genofs, Anakreon, welcher Bathyllen
Oft beym schäumenden Wein Thränen der Liebe gezollt;
Möchten dir, Edler, von selbst des Bromios liebliche Bäche,
Oder ambrosische Quell'n himmlischen Nektars entstehn!
Möchten dir Veilchen entblühn, die duftende Blume des Abends,
Möchte, vom Thaue genährt, grünen der Myrte Gezweig;
Dafs du noch in dem Gefild Proserpinens, trunken des Weines,
An Eurypylens Arm Tänze der Freude begönnst.

XLI.

Antipater aus Sidon. II. 25. LXXII.

Epheu, Traubengeschmückt, Anakreon, decke dein Grabmal,
Und die purpurne Zier blühender Auen umher.
Bäche von schäumender Milch ergiefse die sprudelnde Erde,
Und der düftende Most quelle den Hügel hinab.
Dafs dein modernd Gebein und die Asche noch Freude geniefse,
Wenn in Aides Reich Freude dem Todten sich naht.
Süfser, wie liebtest du einst das Barbiton! Unter Gesängen
Und von Liebe gekrönt strömte dein Leben dahin.

XLII.

Antipater aus Sidon. II. 26. LXXV.

Sänger der Liebe, du schläfst, Anakreon, unter den Todten,
Und die Laute, der Nacht plaudernde Sängerin, schläft.
Auch dein Smerdies schläft, die liebliche Blume der Amor'n,
Welchem dein Barbiton oft Nektar der Musen getönt.
Immer waren auf dich die Pfeile der Amor'n gerichtet,
Und ihr tückisch Geschofs war nur dir Einem gespannt.

XLIII.

Ungenannter. III. 262. DXXVI.

Wenn du neben dem Grab Anakreons, Wandrer, vorbeygehst,
Spende mir! denn mich erfreut schäumenden Weines Genufs.

XLIV.

PINDAROS.

Antipater aus Sidon. II. 19. XLVIII.

Wie der Drommete lauthallender Ruf die knöcherne Pfeife,
Also besiegte dein Lied jeglicher Laute Getön,
Pindaros! Nicht vergebens umsummten dich Schwärme der Bienen,
Und benetzten den Mund mit dem nektarischen Thau.
Zeugte nicht Pan dir selbst, der mainalische, welcher, vergessend
Seines ländlichen Rohrs, deine Gesänge gelernt?

XLV.

ANTIMACHOS.

Asklepiades. I. ep. XXXVI.

Lydia war mein Nahm' und Vaterland; aber des Kodros
Enkeln setzt mich das Lied meines Antimachos gleich.
Welcher der Sterblichen preifst nicht Lydien, welche gemeinsam
Mit dem pierischen Chor Kolophon's Dichter besang.

XLVI.

HIPPONAX.

Leonidas aus Tarent. I. 25. XCVII.

Schreitet leise dahin, ihr Wanderer; reizet die Wespe,
Reizet den Zürnenden nicht aus der begonnenen Ruh.
Kaum entschlummert der Groll des Bellenden, rastend in tiefer
Ruhe des Grabes, der nicht Eltern noch Kinder geschont.
Fürchtet Hipponax Geschofs; noch jetzt verwundet der Feinde
Herzen sein glühendes Wort in den Gefilden der Nacht.

XLVII.

Alkaios von Messene. I. 490. XVIII.

Auch im Tode noch zeugt auf ragendem Grabe der Alte
Keine Blüthen des Weins, sondern nur Dornen umher,
Und die stickende Birn, die mit brennendem Durste des Wandrers
Kehle zusammenschnürt, und ihm die Lippen verzieht.
Wandelst du also vorüber dem Grab des alten Hipponax,
Wünsch' ihm ruhigen Schlaf, dafs er nicht zürnend erwacht.

XLVIII.

Philippos aus Thessalonike. II. 235. LXXXIII.

Vermeid', o Wandrer, des Hipponax furchtbar Grab,
Des Hagelnden, aus dem die Asche noch, durchglüht
Von Bupals Hasse jambisiret, dafs du nicht
Der Wespe Schlummer stör'st, die ihren bittern Groll
Im Hades nicht vergifst, und treffendes Geschofs
Von der Skazonten Sehne stracks zum Ziele wirft.

XLIX.

AISCHYLOS.

Dioskorides. I. 497. XVII.

Thespis Erfindung ist diefs; des Waldes ländliche Kurzweil
Und des festlichen Chors rohe Gestaltung erhob
Aischylos, welcher wie Ströme des Walds lautbrausend daher schäumt;
Nicht mit glättender Hand feilt' er den zierlichen Vers.
Viel auch schuf er der Bühne zum Schmuck. O Sänger des alten
Heldenstamms, wahrlich du warst selber von Göttergeschlecht.

L.

Aischylos. II. 523. (ed. Lips. I. 81. 11.)

Aischylos decket das Grab, Euphorion's Sohn,
den Athener;
Gela's üppige Flur hüllt den Entschlum-
merten ein.
Seine Tapferkeit rühmt Marathoniens hehres
Gefilde,
Und der Perser Geschlecht, welches sie
kämpfend erfuhr.

LI.

Diodoros. II. 183. xii.

Aischylos heilige Gruft verkündet der ragende Marmor;
Ach, der Herrliche schläft ferne von Kekropia,
An des Gela Gestad in Sikelien! Also verfolgt ihr,
O Thesiden, mit Neid jeglichen Edeln Athens.

LII.

BAKCHOS AUF SOPHOKLES GRAB.

Dioskorides. I. 500. XXVIII.

Bakchos.

Dieser Hügel bedeckt den Sophokles, den von den Musen
Ich, ein Geweihter der Kunst, einen Geweihten empfing.
Als er zu Phlius mich fand, wo ich kunstlos über die Tenne
Wandelte, kleidet' er mich schmückend mit prangendem Gold,
Und mit dem zarten Gewand, dem purpurnen: nun er gestorben,
Rastet mein tanzender Fufs hier auf des Trefflichen Grab.

Il andrar.

Wahrlich, ein rühmlicher Platz! — Doch sage mir, diese beschor'ne
Maske, wen deutet sie an, die du hier trägst in der Hand?

Bakchos.

Nenne sie, wie dir's gefällt, Antigonē oder Elektra;
Dieſs wie jenes ist recht. Beyde sind Wunder der Kunst.

LIII.

SOPHOKLES GRAB.

Simmias aus Theben. I. 169. 1.

Der du gesungen im Chor, o Sophokles, Sohn des Sophilos,
Du, Kekropia's Schmuck, tragischer Musen Gestirn!
Oftmals hat dir auf heiliger Bühn' acharnischen Epheus
Zierlich rankender Zweig Locken und Schläfe bekränzt;
Nun faſst weniger Staub dich Göttlichen! aber es strahlt dir
Aus dem unsterblichen Lied ewiges Leben hervor.

LIV.

Simmias aus Theben. I. 168. 11.

Leis' umfangt den Hügel des Sophokles,
Ranken des Epheus:
Breitet das grüne Gelock über des Schlummernden Grab;
Rosen, entfaltet den Kelch, den purpurnen;
über den Hügel
Giefse der Reben Geflecht traubenbeladen
sich her;
Schöne Symbole der Kunst, die im Chor der
himmlischen Musen
Und der Grazien einst sinnig der Süfse
geübt.

LV.

EURIPIDES GRABMAL.

Ungenannter. III. 64. DXXXV.

Wahrlich, ein trauriges Loos, Euripides, hat dich getödtet;
Denn du wurdest der Gier reifsender Hunde zum Raub;
Schmuck der Bühnen Athens, o Nachtigall süfsen Gesanges!
Der du mit reizender Kunst himmlische Weisheit vereint!
Dafür deckt dein Gebein der pelläische Hügel; der Priester.
Des pierischen Chors wohnt im pierischen Land.

LVI.

ARISTOPHANES.

Plato. I. 171. XI.

Einstmals suchte der Grazien Chor ein nimmer zerstörbar
Heiligthum, und sie ersahn sich Aristophanes Brust.

LVII.

Antipater aus Thessal. II. 115. XXV.

Werke göttlichen Sinns Aristophanes Lieder! Acharnä's
Epheu schüttelt um euch säuselnd das grüne Gelock.
Eure Blatter sind voll des Dionysos; herrlich ertönt ihr,
Und euch wählten zum Sitz furchtbare Grazien aus.
Sey mir, muthiger Sänger gegrüfst, du Mahler der Sitten,
Fein in beifsendem Spott, witzig in lachendem Scherz.

LVIII.

MENANDROS.

Ungenannter. III. 269. DLX.

Von den pierischen Au'n der heiligen Musen, Menandros,
Brachten die Bienen dir selbst liebliche Blumen zur Kost.
Auch der Grazien Chor begabte dich; deinen Gedichten
Hauchten sie treffenden Witz, süfse Beredsamkeit ein.
Ewig lebst du darum. Kekropia schmücket mit deinem
Ruhme sich, welcher die Welt, welcher die Himmel erfüllt.

LIX.

MACHON.

Dioskorides. I. 29. XXX.

Breit' um Machon's Grab, des komischen Dichters, o Erde,
Grünenden Epheu, den Lohn trefflicher Barden, umher!
Keine plündernde Hummel bedeckest du, sondern es schlummert
Hier ein Erbe der Kunst heiliger Vorzeit in dir.
Aus dem Hügel erschallt's: Kekropia, auch an dem Neilos
Keimet, den Musen gepflegt, bitterer Thymian auf.

LX.

SATYRSPIEL.

Orestes. II. 239. ff.

Bakchos selber erfand der scherzenden Muse Belehrung,
Und der Grazien Chor, Sikyon, führt' er zu dir.
Lieblicher Tadel vermählt dem Scherze sich, Witz dem Gelächter,
Und der Trunkene lehrt Weises den nüchternen Sinn.

LXI.

DOROTHEOS.

Alkaios von Messene. I. 487. v.

Mit der Flote Geton die liebliche Stimme vermählend
Sang Dorotheos jüngst Ilions kläglichen Fall,
Und das hölzerne Rofs, und Semeles Tod in den Flammen;
Und der Grazien Huld schmückte den süfsen Gesang.
Unter der heiligen Zunft des Bromios ist er der eine,
Dem der Tadelsucht Flug immer vorübergerauscht,
Er, der Thebaner, der Sohn des Sosikles, welcher in Bakchos
Tempel, dankbaren Sinns, Floten und Barbiton weiht.

LXII.

PYLADES.

Boethos. II. 127.

Wenn zu der Himmlischen Sitz Dionysos also emporstieg,
In der Satyrn Gewühl, von den Mänaden umringt,
Wie ihn Pylades täuschende Kunst uns jetzo gezeigt hat,
Streng dem ernsten Gesetz tragischer Dichter getreu;
Traun, so vergafs selbst Hera den Groll: O Tochter des Kadmos,
Sprach sie: Wie nennst du ihn dein? Bakchos ist Heren's Geburt.

LXIII.

Antipater von Thessalien. II. 116. XXVII.

Dir erfüllte die Brust Dionysos, als du aus Theben
Auf die Bühne von Rom führtest die bakchische Schaar,
Hoch die Menschen erfreu'nd, o Pylades! Deinem erhabnen
Spiel entbrannte die Stadt, fühlend den trunkenen Gott.
Theben kennet den Blitzgeborenen; aber vom Himmel
Stammet dieser, der Hand redenden Fingern erzeugt.

LXIV.

Alkaios aus Messene. I. 491. XIX.

Hellas weinte dir nach, o Pylades, als du gestorben,
Und das entfesselte Haar schnitt sich die Trauernde ab;
Phoibos selber entriss dem lockigen Haupte des Lorbeers
Kränze; mit ziemendem Schmerz ehrte den Sänger der Gott.
Auch der pierische Chor beweinte dich, und der Asopos
Hemmte den rauschenden Strom, als er die Klage vernahm;
Und es ruhte der Tanz auf Bromios heiliger Bühne,
Als du der ewigen Nacht eiserne Pfade betratst.

LXV.

KALLIMACHOS HEKALE.

Krinagoras. II. 144. xv.

Dieſs gedrechselte Lied ist Kallimachens; alle der Musen
Seegel spannet er auf, eilend zum Ziele der Kunst.
Und es preiſst der Gesang der wirthlichen Hekale Hütte,
Marathon's heilige Flur und den theseischen Sieg.
Würde doch dir, o Marcell, die rüstige Stärke des Theseus,
Und solch strahlender Glanz rühmlichen Lebens zu Theil!

LXVI.

LYKOPHRON'S KASSANDRA.

Ungenannter. Ill. 269. DLXIV.

Nicht leicht findest du hier aus viel verwickeltem Irrsal
Meiner Gesänge den Weg zu dem erfreulichen Tag.
Voll der mystischen Nacht ertönet die Rede Kassandra's,
Welche begeisterten Sinns künftige Zeiten enthüllt.
Liebet Kalliope dich, so wirst du mich lesen; doch bist du
Nicht den Musen vertraut, lass' ich die Hand dir umsonst.

LXVII.

NIKANDROS.

Ungenannter. III. 270. DLXVII.

Unter den herrlichen Städten, o Kolophon, wirst du gepriesen;
Denn du schenktest ein Paar trefflicher Söhne der Welt.
Erst gebarst du den grofsen Homer; ihm folgte Nikandros.
Beyde Söhne von dir liebte Mnemosynens Chor.

LXVIII.

LEONIDAS VON TARENT.

Leonidas von Tarent. I. 247. c.

Fern von den heimischen Fluren Tarents und Italiens Ufern
Lieg' ich. Selber der Tod ist mir nicht bittrer als dieſs.
Freudlos ist das Leben des Irrenden! aber die Musen
Liebten mich, und sie verlieh'n Süſses statt Bitterkeit mir.
Nimmer welket der Ruhm des Leonidas; ewig verkündet
Ihn der Afterwelt noch himmlischer Musen Geschenk.

LXIX.

MELEAGROS.

Meleager. I. 57. CXXVI.

Leise nahe dich, Wandrer, dem Grab! — Es schlummert der Greis hier
Unter Frommen den Schlaf, den ihm die Parze beschied,
Meleagros, des Eukrates Sohn, der die fröhliche Charis,
Kypris süfs weinenden Sohn und die Kamönen gepaart.
Tyros sah ihn gereift und Gadara's heilige Fluren,
Und das liebliche Kos nährte sein greisendes Haupt.
Bist du ein Syrer, so sage Selom; hat dich Tyros erzogen,
Andonis; griechischen Bluts rede mit Chaire mich an.

LXX.

Meleager. I. 37. CXXVII.

Gadara hat mich geboren, das syrische Attika; Tyros
Meerumflossene Stadt hat mich als Jüngling genährt;
Euhrates hat mich erzeugt; Menippos fröhliche Charis
Hat Meleagros zuerst mit den Kamönen vereint.
Dafs ein Syrer er war, was staunest du? Sind wir, o Wandrer,
Alle doch Bürger der Welt, alle vom Chaos erzeugt.
Dieses schrieb ich am Rande der Gruft, von Jahren belastet;
Denn das Alter ist nah, nah das verschlingende Grab.
Aber wenn du dem plaudernden Greis ein Freue dich zurufst,
Mögest du selber dereinst plaudernden Alters dich freun.

LXXI.

PARTHENIOS.

Erykios. II. 298. xi.

Liegt schon unten im Grab Parthenios, gießet ihm dennoch,
Gießet ihm siedendes Pech über den frevelnden Mund.
Denn mit schändlicher Galle begeifert er Jupiters holde
Jungfrau'n, und mit dem Gift seiner elegischen Wuth.
Bis zu des Wahnsinns Gipfel erhob er sich. Dornengestrippe
Hieß die Ilias ihm, Koth der Gesang vom Ulyß.
Dafür haben ihn jetzt, mit gekneb'lter Kehle des Orkus
Furien in des Kozyt starrende Fluthe gestellt.

LXXII.

EPICHARMOS.

Ungenannter. III. 263. DXXIX.

Wie vor Helios Glanz die Sterne des Himmels verschwinden,
Wie die Flüsse des Land's vor dem unendlichen Meer;
Also verschwindet vor dir, Epicharm, der übrigen Weisheit;
Dich bekränzt Syrakus, das dich geboren, mit Ruhm.

LXXIII.

PLATO

Ungenannter. III. 265. DXLIII.

O beredtes Organ der attischen Sprache, vor allen
Werken hellenischer Kraft tönest du mächtig hervor,
Während, o Plato, dein Aug zum Sitze der
Himmlischen aufschaut,
Prüfst du der Sterblichen Sinn, Sitten und
Leben zugleich.
Mit sokratischem Spott vereintest du samische
Hoheit,
Und aus streitendem Stoff schufst du den
schönsten Verein.

LXXIV.

Speusippos. I. 176.

Platon's Hülle verbirgt im heiligen Schoofs
die Erde;
Aber der Himmlischen Chor hat sich d
Seele vereint.

LXXV.

Ungenannter. III. 266. DXLV.

Wandrer.

Der du zum Sternengefild der himmlischen Götter hinaufschaust,
Warum wachest du hier, Adler? wen decket das Grab?

Adler.

Bild von Platon's Seele verweil' ich hier, die zum Olympos
Aufflog; Attika Gebiet decket den irdischen Leib.

LXXVI.

HERODOTOS.

Ungenannter. III. 263. DXXXII.

Wirklich empfing die Musen Herodotos; sieh, da gewährte
Statt des Gastgeschenks ihm jede der Musen ein Buch.

LXXVII.

DIOGENES VON SINOPE.

Leonidas aus Tarent. I. 237. LIX.

Der du, o trauriger Diener der Unterwelt, Acheron's Fluthen
Mit dem nächtlichen Kahn immer und immer durchfahrst,
Nimm den Diogenes auf, den Kyniker; drücket auch deinen
Nachen der Todten Gedrang, o! so nimm dennoch ihn auf.
Sieh, nur wenig Gepäck begleitet mich: Ranzen und Ölkrug,
Und der Schiffenden Zoll, und das zerrifsne Gewand.
Jegliches, was ich besafs bey den Lebenden folget hinab mir
In den Hades, und nichts liefs ich im Leben zurück.

LXXVIII.

Antipater aus Sidon. II. 28. LXXX.

Dieser Hügel umschliefst den Diogenes, kynischer Weisheit
Priester; mit männlichem Sinn hat er das Leben durchkämpft.
Sieh, der Ranzen, das Doppelgewand, die knotige Keule,
War das ganze Geräth seines genügsamen Sinns.
Wandelt vom Grabe seitab, Wahnsinnige! denn der Sinoper
Hasset der Thoren Gezücht auch in der Unterwelt noch.

LXXIX.

Archias. II. 101. XXXIV.

Du, der Thränen erfreut, des Aïdes emsiger Fährmann,
Der du des stygischen Sees tiefe Gewässer durchpflügst,
Hast du auch gleich die Barke mit Schatten der Todten belastet,
Lafs den Diogenes doch nicht am Gestade zurück.
Nichts als Krug und Keul' und Obolos, deine Belohnung,
Ranzen und Doppelgewand bring' ich zum Orkus herab.
Lebend besafs ich nur diefs, was mich jetzt zu den Schatten begleitet,
Und kein anderes Gut liefs ich auf Erden zurück.

LXXX.

Ungenannter. III. 269. DLVIII.

A. Der du, o Hund! den Hügel bewachst, wen deckt er? *B.* Des Hundes Asche. *A.* Wen nennst du den Hund? *B.* Kennst du Diogenes nicht? *A.* Nenne sein Vaterland mir. *B.* Sinópe. *A.* Welcher im Fasse Wohnete? *B.* Aber im Tod sind die Gestirne sein Thron.

LXXXI.

HIPPARCHIA.

Antipater aus Sidon. II. ep. LXXXII.

Nicht erwählete sich Hipparchia Werke der Weiber,
Sondern des kynischen Bunds Leben voll männlicher Kraft.
Nimmer ergötzete mich der flatternde Mantel, des Prunkschuhs
Weichliche Zierde, des Haars düftender Kekryphalos:
Sondern das Doppelgewand, das dürftige Lager am Boden,
Und der Ranzen, des Stabs würdiger Reisegesell.
Minder rühmt Atalanten vom Mainalos! Werke der Weisheit
Schmücken den Sterblichen wohl schöner als Thaten der Jagd.

ZWEYTES BUCH.

I.

HERAKLES THATEN.

Philippos von Thessalonike. II. 225. 11.

Ich erwürgte den Leu'n von Nemea, würgte die Hydra,
Und der Eber, der Stier, fielen der mächtigen Faust.
Ich entführte den Gürtel, erkämpfte die thrakischen Rosse,
Brach die hesperische Frucht, schlug des Geryones Kraft.
Elis König erlag; mir entflohn nicht die Vögel, die Hindin;
Kerberos band ich, und stieg selbst zum Olympos hinauf.

II.

Archias. II. 99. XXVII.

Die ihr Nemea's Fluren bewohnt, erzittert des wilden
Rinderwürgenden Leu'n tiefem Gebrülle nicht mehr.
Denn er lieget bekämpft von Herkules siegender Stärke,
Der ihn mit mächtigem Arm, würgend den Nacken, umschlang.
Treibet die Heerden hinaus; es höre die lauschende Echo
In dem verwaisten Gebüsch wieder der Rinder Gebrüll.
Du, mit dem Felle des Leu'n bekleideter, rüste dich neuen
Kämpfen, und sühne den Groll deiner Verfolgerin aus.

III.

POLYNIKES UND ETEOKLES GRABMAL.

Antiphilos. II. 179. XXXVI.

Bauet das Grab den Söhnen des Oidipus fern von einander;
Denn noch söhnte der Tod nicht den verderblichen Groll;
Und sie verschmäh'n es vereint den lethäischen Kahn zu besteigen,
Und ihr feindlicher Sinn lebet im Aïdes noch.
Schau', wie das Feuer getheilt sich erhebt vom flammenden Holzstofs
Und den dauernden Krieg zürnender Brüder verräth.

IV.

AJAX GRAB.

Antipater aus Sidon. II. 65. LXV.

Am rhöteischen Ufer des Meers, am Grabe des Ajax,
Sitzet die Tugend und klagt kummerbelasteten Sinns,
Ohne Gelock, im Gewand der Trauernden, dafs in der Griechen
Urtheil tückische List über die Tugend gesiegt.
Fraget die Waffen Achills, sie sagen euch: Männlicher Kühnheit,
Nicht dem Geschwätze voll Trugs wären wir freudig gefolgt.

V.

ACHILLEUS SCHILD.

Ungenannter. III. 235. CCCXC.

Du, mit Hektors Blute getränkt, o Schild des Peliden,
Thörichter Griechen Beschluſs sprach dem Odysseus dich zu.
Ihm entraffte das Meer die herrliche Beute beym Schiffbruch,
Trieb dich an Ajax Grab, nicht zu des Ithakers Strand.
Also bestrafte die Fluth der Danaer thörichten Ausspruch,
Und Salaminia freut sich des gebührenden Ruhms.

VI.

AJAX TOD.

Archias. II. 96. XVIII.

Du nur hieltest den Schild, den schützenden, über die Todten,
Du bestandest allein, Ajax, der Dardaner Wuth.
Dich vertrieb nicht der Sturm geschleuderter Steine, der Pfeile
Wolke, der flammende Brand oder der Schwerder Geklirr.
Wie in schäumender Fluth ein Felsstück, oder ein Bollwerk,
Standest du da, und ertrugst rüstig der Troer Orkan.
Wenn dich Griechenland nicht mit Achilleus Waffen geschmückt hat,
Deinen Tugenden nicht würdige Gaben verlieh;
O so wollte der Rath der Parzen es. Keinem der Feinde,
Deinen Handen allein warst du zum Opfer bestimmt.

VII.

PRIAMOS GRAB.

Antipater von Sidon. B. 25. LXVI.

Klein ist Priamos Grab; nicht, weil er des
gröfsern nicht werth war;
Aber der Feinde Hand streute mir kärg-
lichen Staub.

VIII.

HEKTOR.

Ungenannter. III. 232. DCXIX.

Schätze des Priamos Sohn nach dem Hügel
nicht, schätze des ganzen
Hellas rüstigen Feind nicht nach dem
dürftigen Mahl.
Hektors Mahl ist Homer und die Ilias, und
der Achaier
Zitternde Flucht. Solch' Grab sichert mir
ewigen Ruhm.

Auch beschämt es mich nicht, dafs weniger Sand mein Gebein deckt;
Denn es streute mir ihn feindlicher Danaer Hand.

IX.

Archias. II. 100. XXXII.

Der Wandrer.

Nenne des Schlummernden Nahmen, sein Vaterland, seinen Erzeuger,
Grabstein! sage zugleich, was ihn dem Leben entrafft.

Das Grabmal.

Priamos tefflichsten Sohn, der Dardaner Stütze, den Hektor
Berg' ich; welcher im Kampf, Ilion schützend, erlag.

X.

DIE SIEGER BEY THYREA.

Simonides. I. 170. XXVI.

Wir, die dreymalhundert, o Vaterland, kämpften mit gleicher
Zahl um Thyreas Flur, Sparter mit Inachos Stamm;
Ohne zu wenden das Haupt, wohin wir die Fersen gestützet,
Bey des Kampfes Beginn, sanken wir nieder in Staub.
Sieh, das männliche Blut des Othryades rufet vom Schild her
Jeglichem: Thyrea, Zeus, ward den Spartanern zu Theil!
Floh ein Argiver den Tod, so war er ein Enkel Adrastos.
Nicht des Lebens Verlust, Flucht ist dem Sparter der Tod.

XI.

ARISTOMENES VON MESSENE.

Antipater aus Sidon. II. 32. xcii.

Wanderer.

Adler, Bothe des Zeus, des olympischen, warum bewachst du
Aristomenes Grab, du mit dem trotzigen Blick?

Adler.

Ich verkünde, dafs er der Jünglinge edelste Zier war,
Wie ich der edelste bin unter der Vögel Geschlecht.
Schüchternen Tauben geziemt es das Grab der Feigen zu hüten;
Mich erfreuet der Mann, welcher im Kampfe nicht zagt.

XII.

ARISTOGEITON UND HARMODIOS.

Simonides. I. 131. XXVII.

Herrlich strahlte der Tag den Kekropiern,
wo des Aristo-
geiton und Harmodios Schwerd den Ty-
rannen erschlug.

XIII.

Skolia. I. 134. VII.

In der Myrte will ich mein Schwerd verhüllen,
Wie Harmodios und Aristogeiton,
Da ihr Muth den Tyrannen erschlug,
Und sie dem Volk Athens Freyheit gewährten.

O Harmodios, du bist nicht gestorben;
In der Seeligen Inseln sollst du wohnen,
Wo Achill der Schnellfüfsige wohnt,
Und Diomedes auch, Tydëus edler Sprofs.

In der Myrte will ich mein Schwerd verhüllen,
Wie Harmodios und Aristogeiton,
Da ihr Muth an Tritogenens Fest
Kühn den Tyrannen Hipparchos erschlagen hat.

Immer strahlet euch Ruhm auf weiter Erde,
O Harmodios und Aristogeiton,
Dafs eu'r Muth den Tyrannen erschlug,
Und ihr dem Volk Athens Freyheit gewähretet.

XIV.

MILTIADES.

Ungenannter. III. 132. CLXI.

Deine Thaten im Krieg erkannten die Schaaren der Perser,
Und Marathonias Flur rühmet Miltiades Muth.

XV.

LEONIDAS.

Phaennos. I. 257. 1.

Nimmer sehntest du dich, Leonidas, zu der Spartaner
Heimischen Fluren zurück, zürnend dem feindlichen Krieg.
Sondern du suchtest den Tod, die persischen Heere bekämpfend,
Bey Thermopylä auf, ehrend der Väter Gesetz.

XVI.

Simonides. I. 52. XXV.

Wie mir unter den Thieren der Tapferkeit Palme gebühret,
Also gebührt sie dem Mann, dem ich bewache das Grab.
Gliche des Todten Gemüth nicht dem Meinigen, so wie der Name,
Hätte nimmer mein Fuß, Wandrer, den Hügel gedrückt.

XVII.

Philippos von Thessalonike. II. 229. ex.

Als der Perser Monarch Leonidas blutigen Leichnam
Schauete, warf er um ihn purpurgetränktes Gewand.
Da erschallte das Wort des mächtigen unter den Todten:
„Ich verschmähe den Lohn, welcher Verräthern gebührt.
„Schmücket mit dem Schilde mein Grab! entfernet der Perser Geschenke.
„Auch in Aides Nacht steig' ich als Sparter hinab."

XVIII.

Antiphilos. II. 179. XXXVIII.

Perser.

Dieses Purpurgewand, Leonidas, sendet der Perser
Grofser Monarch; er verehrt deinen unsterblichen Muth.

Leonidas.

Bringet diefs feilen Verräthern des Vaterlands!
Auch noch im Tode
Deckt mich das eherne Schild; Schätze geziemen mir nicht.

Perser.

Aber du starbst! Wie hassest du noch die Perser im Plutons
Abgrund?

Leonidas.

Nimmer erlischt Liebe der Freyheit in mir.

XIX.

DIE SPARTANER BEY THERMOPYLÄ.

Simonides. I. 132. XXXIV.

Männer mit Ruhme gekrönt, Leonidas, deine Begleiter,
Decket die Erde mit dir, Lakedaimonia's Fürst,
Als sie der Pfeile Gewölk und die Kraft schnellfüfsiger Rosse
Und die medische Schaar muthig bestanden im Kampf.

XX.

Lollius Bassus. II. 12. VII.

Als der lethäische Kahn zum zweytenmal dreymalhundert
Seelen zum Aides fuhr, alle getödtet im Kampf,
Sprach der König: Sie schickt Lakedaimon uns! Schauet die edeln
Wunden der Brust! nur hier traf sie des Todes Geschofs.
Nimmer besiegtes Geschlecht Enyalios, raste von langem
Kampf, und schlummre den Schlaf, welchen die Parze dir gab.

XXI.

Antipater aus Sidon. II. 54. c.

Diese suchten den Tod in der Schlacht; kein glänzender Marmor
Drücket sie; Tugend allein dienet der Tugend zum Lohn.

XXII.

Simonides. I. 130. XXV.

Diese beschützeten einst ihr Vaterland; Tegea's Flamme
Schlug, von ihnen gewehrt, nicht zu den Wolken empor.
Sie verliefsen die Stadt in seliger Fülle der Freyheit
Ihren Erzeugten, sich selbst wählend den Tod in der Schlacht.

XXIII.

MEGISTIAS.

Simonides. L. 130. XXXI.

Dieses Grabmal deckt den Megistias, einen der Edeln,
Den an Spercheios Strome das medische Schwerd
Todtete. Deutlich verstand die drohenden Loose der Seher,
Aber sein kühnes Gemüth hielt ihn im Kampfe zurück.

XXIV.

Simonides. f. 131. XXXII.

Ist ein rühmlicher Tod das herrlichste Erbe der Tugend,
Nun, so hat uns das Geschick dieses vor allen verliehn.
Denn indem wir im Kampf dem Vaterland Kränze der Freyheit
Flochten, umschlinget uns selbst nimmerverwelkender Ruhm.

XXV.

Simonides. I. 132. XXXIII.

Kränzend mit ewigem Ruhm des Vaterlands heilige Schläfe,
Stiegen die Edeln hinab in die umhüllende Nacht:
Sterbend starben sie nicht; sie erhob, mit Ruhme belohnend,
Aus dem stygischen Thal Tugend zum Äther empor.

XXVI.

Simonides. I. 133. xxxix.

Einst bewohneten wir das quellenreiche Korinthos,
Jetzt hält Salamis uns, Telamons Insel, umfafst.
Hier erlag uns der Perser Geschlecht und der Meder, und Tyros
Schiffe, und wir retteten kühn Griechenlands heilige Flur.

XXVII.

KIMONS SCHLACHT BEY KYPROS.

Simonides. I. 134. XLVI.

Seit die brausende Fluth Europen und Asia trennte,
Seit der rüstige Mars Schlachten der Völker begeht,
Ward kein rühmlicher Werk der Erdebewohnenden Menschen
Auf dem Lande zugleich und dem Gewässer vollbracht.
Denn zu Kypros schlugen die Trefflichen viele der Meder,
Und ergriffen im Kampf hundert der Schiffe des Meers,
Männer erfüllt; da seufzte, mit beyden Händen geschlagen,
Asiens reiches Gefild in dem Getümmel des Kriegs.

XXVIII.

Simonides. I. 134. XLVII.

Diesen Edeln entriſs am Eurymedon strahlender Jugend
Süſse Gabe die Schaar medischer Bogner im Kampf,
Schwinger der Lanzen und Füſsler und flüchtiger Schiffe Regierer.
Schöner Tugenden Mal liefsen sie sterbend zurück.

XXIX.

Simonides. I. 135. LII.

An des Dirphys Wurzeln erlagen wir; an des Euripos
Brandung thürmte das Volk dankbar den Hügel uns auf.
Wir verdienten den Lohn. Die erfreuliche Jugend entriſs uns
Ares wüthender Sturm, den wir bestanden mit Muth.

XXX.

Aeschylos. I. 148. 1.

Diese Männer voll Muth, des Vaterlands kühne Beschützer,
Führte das nächtliche Loos zu dem lethäischen Kahn.
Dauernd lebet der Ruhm der Entschlummerten; ihre Gebeine
Deckt an des Ossa Fuss hier der umhüllende Staub.

XXXI.

Plato. I. 173. XXIII.

Einst des ägeïschen Meers tiefbrausende Fluthen verlassend,
Schlummern wir ewigen Schlaf in der Ekbataner Land.
Leb', o Vaterland! wohl, Eretria! Veste der Pallas,
Nachbarin, sey uns gegrüfst und du befreundetes Meer.

XXXII.

Plato. I. 173. XXIV.

Uns gebahr Euböa's Eretria; nahe bey Susa
Schlummern wir. Ach wie so fern, heimische Fluren, von euch!

XXXIII.

TELEUTIAS GRAB.

Antipater aus Sidon. II. 91. xci.

Wanderer.

Wessen Grabmal, o Leu, beschreitest du, Würger der Rinder?
Welchen Edeln verbirgt, würdig des Hüters, die Gruft?

Der Löwe.

Theodoros Sohn, den Teleutias; unter den Männern
So den ersten, wie ich, unter den Thieren, an Muth.
Darum hüt' ich das Grab, des Rüstigen Stärke symbolisch
Kündigend. Wahrlich im Kampf war er den Feinden ein Leu.

XXXIV.

Muasalkas. I. 193. XVI.

Lastenden Jochs zu befreyn des Vaterlands seufzenden Nacken
Stiegen die Edeln hinab in den umhüllenden Staub;
Herrlicher Tugenden Ruhm errangen sie. Wer sie betrachtet,
Sey für das heimische Land muthig zu sterben bereit.

XXXV.

Alkaios von Messene. I. 489. XIII.

Selbst Makynos Mauern, o Jupiter, stürmte Philippos;
Alles öffnet sich ihm; schliefse der Seligen Burg!
Seinem Zepter erbebt der Okeanos, Tellus gehorcht ihm,
Zum Olympos allein bleibt ihm noch übrig der Weg.

XXXVI.

Damagetes. II. 39. VIII.

Dich auch raubte der Tod im ätolischen Kriege, Machatas,
Als du bekämpftest den Feind, schützend der Väter Gefild,
Mit der Blüthe der Jugend geschmückt; der achaiischen Edeln
Wandelt nur selten zum Styx einer mit greisem Gelock.

XXXVII.

XERXES UND TITUS FLAMINIUS.

Alkaios aus Messene. I. 490. XVI.

Xerxes führte die Schaar der persischen Männer nach Hellas;
Titus auch führet ein Heer römischer Krieger dahin.
Jener, zu drücken mit sklavischem Joch den Nacken Europens;
Dieser, der Griechen Geschlecht knechtischer Schmach zu befreyn.

XXXVIII.

TOD DES GERMANIKUS.

Lollius Bassus. II. 168. X.

Stracks, ihr Pförtner der Todten, verschliesst der Unterwelt Wege,
Und mit Riegeln verwahrt eilig das eherne Thor.
Mir gehöret Germanikus nicht; ihn fordern die Sterne;
Helden von solcher Natur fasset der Acheron nicht.

XXXIX.

Anyte. I. 201. xx.

Philipp's Erzeugten, Amyntor bedeckt der lydische Acker;
Oft in eiserner Schlacht schwang er den rüstigen Arm.
Auch entraffet' ihn nicht zum Aïdes schmähliche Krankheit,
Sondern er sank im Gefecht, muthig beschützend den Freund.

XL.

CHAIRONIDES.

Damagetas. II. 40. IX.

In der Kämpfenden Reih'n, Chaironides, riefst du: Erhabner
Jupiter, schenke mir Sieg oder den Tod in der Schlacht:
Als im Schatten der Nacht am achaiischen Graben der Feinde
Rüstiger Muth des Gefechts blutige Arbeit begann.
Deiner Tugenden Ruhm, o Trefflicher! preifset nun Elis,
Da du dein schäumendes Blut durstendem Staube gemischt.

XLI.

ARISTAGORAS.

Damagetas. II. 39. vt.

Deine Veste zu schützen, Ambrakia, wählte der edle
Aristagoras sich lieber den Tod als die Flucht.
Staune nicht, Wandrer, darob. Der Dorier fürchtet den Tod nicht,
Noch der Jugend Verlust, sondern des Vaterlands Schmach.

XLII.

DANDES DER ARGIVER.

Simonides. I. 139. LXXI.

Dandes liegt hier im Grab, aus Argolis,
Sieger im Wettlauf
Schmückt er des heimischen Lands Rosse-
betretnes Gefild;
Zu Pisa zweymal, dreymal in des
Pytho Thal,
Am Isthmos zweymal, funfzehnmal
zu Nemea;
Nicht leicht ist es die übrigen Siege des
Mannes zu zählen.

XLIII.

ARIES, DER WETTLÄUFER.

Antipater von Sidon. II. 16. xxxix.

Tarsos, deinen Erbauer, Akrisios Enkel, bewährte
O Kilikiens Stadt, Aries flüchtiger Schritt.
Seine Füfse beschwingt ein Flügelpaar. Wahrlich im Wettlauf
Hätt' ihm Perseus selbst nimmer den Rücken gezeigt.
An den Schranken allein erblickten wir, oder am Ziele
Ihn, des Menekrees Sohn, nicht in der Mitte der Bahn.

XLIV.

DER SPARTANISCHE KÄMPFER.

Damagetas. II. 33. III.

Nicht von Messana gesandt, noch Argolis, kam ich zum Ringkampf;
Sparta zeugete mich, Sparta, die Mutter des Ruhms.
Jene kämpfen mit Kunst; ich siege durch mächtige Stärke,
Wie es dem edeln Geschlecht Lakedaimonia's ziemt.

DRITTES BUCH.

I.

DER ZEUS DES PHEIDIAS.

Philipp aus Thessalonike. II. 225. XLVIII.

Jupiter stieg vom Olymp und zeigte dir selber sein göttlich
Angesicht, oder du stiegst, ihn zu beschauen, hinauf.

II.

PRAXITELES AMOR.

Simonides. I. 143. XC.

Treulich bildete hier Praxiteles Finger den Eros,
Wie im Busen sich ihm zeigte das Original.
Phrynen gab er zum Lohn der Liebe mich; sonder Geschosse,
Durch den Anblick allein füll' ich mit Flammen das Herz.

III.

DER GEFESSELTE AMOR.

Krinagoras. II. 249. 1.

Ja, weine nur und seufze; ringe trauernd nur
Die Händ', o Frevler! Solche Strafen ziemen dir.
Kein Retter löst dich. Schaue nicht so kläglich auf!
Wie hast du fremden Augen oftmals Thränen schon
Erpreſst, wenn bittre Pfeile, mit der Liebe Gift
Getränkt, dein Bogen in der Herzen Tiefe schoſs!
Der Menschen Leid ist, Amor, Freude dir und Scherz.
Du büſsest, was du selbst verbrachst. Heil, Dike, dir!

IV.

Antipater aus Sidon. II. 17. XLI.

Wer o! band an den Pfahl dir mit mächtiger Fessel die Hände?
Wer hat List mit Betrug, Flammen mit Feuer besiegt?
Thörigter, spare die Thränen, die dir das Angesicht netzen;
Denn dich selber erfreut weinender Jünglinge Schmerz.

V.

DER SCHLAFENDE AMOR.

Statyllius Flaccus. II. 263. VIII.

Schläfst du, der du den Schlaf den sterblichen Menschen entführest?
Eros, quälender Sohn Aphrogeneiens, du schläfst?
Nicht erhebest du jetzt die flammende Fackel: es fliegt nicht
Unbewahret der Pfeil von dem gespannten Geschofs.
Mögen dir andre vertrau'n, o Frevelnder! Nimmer verläfst mich
Bangigkeit, dafs du sogar schlummernd mir Qualen erträumst.

VI.

AMORS MACHT.

Palladas. II. 426. XCIV.

Nacht ist der Gott; nicht Bogen, noch feurige Pfeile bewafnen
Seine Hüften, darum lächelt er freundlichen Blicks.
Und er hält in der Hand nicht umsonst die Blum' und den Delphin;
Dieser bezeichnet des Meers, jene der Erde Besitz.

VII.

AMOR, BESCHUTZER DES GARTENS.

Ungenannter. III. 208. CCLIII.

Nicht des Libanos Amor, o Wanderer, wähne zu schauen,
Welcher in heiliger Nacht schützet der Jugend Gekos'.
Klein nur bin ich, ein Kind der benachbarten Nymphe der Feldflur,
Nur der Gärtner Geschäft fördert mein schützendes Aug.
Darum schmückten sie mich aus reichbefruchteten Garten,
Mit dem vierfachen Kranz, vierfacher Horen Symbol.

VIII.

AMOR AUF EINEM BECHER.

Oinomaos. II. 400.

Kypria's Sohn im Pokal! Was soll er da?
Gnüget der Wein nicht
Uns zu entflammen? warum giefsest du
Öl in den Brand?

IX.

AMOR AM BACH.

Zenodotos. II. 81. 1.

Wer nur stellte das Bild von Kypria's Sohn
an dem Bach auf?
Wähnt er, den flammenden Brand lösche
diefs wenige Nafs?

X.

DIE BEWAFNETEN AMOR'N.

Philippos. II. 227. LVII.

Schau, wie den ganzen Olymp Amathusiens Kinder geplündert;
Mit der Beute geschmückt, ziehen sie jauchzend einher:
Diese mit Phoibos Geschoss, mit Jupiter's Blitze die andern;
Jene belastet der Helm, diese die Tartsche des Mars;
Andre der knotige Stock des Herkules, andre der Dreyzack,
Hermes geflügelte Schuh, Bromios grünender Speer.
Gramet euch, Sterbliche, nicht den Pfeilen der Amor'n zu weichen,
Wenn die Olympischen selbst ihnen die Waffen geliehn.

XI.

BAKCHOS UND PALLAS.

Ungenannter. III. 201. ccc.

Wandrer.

Sprich, was hast du gemein mit Tritonien? Jener gefallen
Waffen und Lanzen und Schlacht; dir das erfreuliche Mahl.

Bakchos.

Forsche nicht, thörigten Sinns, der himmlischen Götter Geheimniſs,
Sterblicher! Wisse, mir ist vieles mit Pallas gemein.
Auch mich kränzte der Ruhm. Es kennen mich viele der Völker,
Die vom Okeanos ich bis an den Hindus besiegt.
aben brachten wir beyde den Sterblichen: jene den Ölbaum,
Ich, die Traube von Most schwellend, der Rebe Geschenk.

Sonder Schmerzen der Mutter erblickten wir beyde das Leben;
Sie hat Jupiters Haupt, ich ihm die Hüften getreunt.

XII.

PALLAS.

Julianos. II. 300. xxx.

In der Mitte der Stadt, Tritonia, stehst du gerüstet?
Poseidaon entwich. Schone Kekropias Burg.

XIII.

KYPRIS AN ATHENEN.

Nikarchos. II. 322. 21.

Tritogeneia, wozu bekümmerst du Kyprien wieder?
Warum erblick' ich bey dir das mir entrissne Geschenk?
Hast du vergessen, dass mich auf des Ida waldigem Rücken,
Nicht, Tritonia, dich Paris die schönste genannt?
Dein ist der Speer und das Schild; der goldene Apfel gebührt mir;
Ist Ein blutiger Krieg nicht für den Apfel genug?

XIV.

ARTEMIS.

Simonides. I. 140. LXXX.

Schau hier, Artemis Bild! Zweyhundert parische Drachmen,
Mit dem Kahne gemarkt, wurden dem Künstler zum Lohn.
Aristodikos würdiger Sohn, Arkesilas, schuf sie,
Welchen die göttliche Kunst Pallas Athene gelehrt.

XV.

Diotimos. I. 250. IV.

Wie Dianen es ziemt, so zeig' ich mich.
Wahrlich, der Bildner
Schaute mich selber, und schuf Jupiters
Tochter getreu.
An der kühnen Gestalt erkennst du sie. Dieser, so saget du,
Sind die Gränzen der Welt doch nur ein
kleines Revier.

XVI.

DIE UNBEWAFFNETE ARTEMIS.

Ungenannter. III. 208. CCLXIX.

Wo dein Bogen und wo der am Nacken dir schwebende Köcher?
Wo der kretensische Schuh, welcher die Laufende schützt?
Wo das goldne Geheft, o Artemis? oder des Peplos
Purpurne Falten, die sonst zierlich umflattern dein Knie?

Artemis.

Solcherley Rüstung ziemt der Jagenden; aber zu frommer
Opfer heiterm Genuſs komm' ich in solchem Gewand.

XVII.

DIE VENUS APELLS.

Leonidas von Tarent. I. 238. XLI.

Als Aphrodite ihrer Mutter Schooſs entfloh,
Mit Schaum des Meers, des lieblichrauschenden, bedeckt,
Erblickt' Apelles ihrer Schönheit holden Reiz,
Und stellt' ihn in beseelten Formen lebend dar.
Sie drückt mit zarter Hand des Haar's Gelock sich aus,
Und aus den Augen strahlt der Sehnsucht sanftes Licht.
Es schwillt die Brust, der Blüthe Bothin, leis' empor.
Athene selbst und Zeus erhabne Gattin spricht:
O Zeus, wir unterliegen im ungleichen Streit!

XVIII.*

Antipater aus Sidon. II. 15. XXXII.

Sieh, vom Pinsel Apellens erzeugt, ein treffliches Kunstwerk;
Kyprien, wie sie dem Schoofs purpurner Wellen entsteigt!
Wie sie ergreift mit der Hand die triefenden Haare des Scheitels,
Und das schäumende Nafs drücket aus feuchtem Gelock!
Pallas spricht nun selber und Jupiter's hehre Gemahlin:
Sieh, wir bestreiten dir itzt nicht mehr den Preifs der Gestalt.

XIX.

Archias. II. 97. XVII.

Als dem ernährenden Schoofse des Meers die nachte Kythere
Neugebohren entstieg, hat sie Apelles erblickt;
Treulich stellt' er sie dar; noch drückt sie mit zierlichen Händen
Aus dem durchnäfsten Gelock schäumendes Wasser des Meers.

XX.

Damokrites. II. 26.

Mit dem Schaume bedeckt und rieselnden Locken des Hauptes
Hob aus purpurner Fluth Kypria nackt sich empor,
Faßte das zarte Gelock an den glänzenden Wangen, und drückte
Mit den Händen des Meers schäumendes Wasser heraus,
Nur den Busen enthüllt. Wenn also der Göttlichen Schönheit
Strahlete, wahrlich mit Recht glüht' Enyalios ihr.

XXI.

PRAXITELES VENUS.

Plato. I. 170. IX.

Zu dem knidischen Land kam Paphia über die Meersfluth,
Um der eignen Gestalt künstliches Abbild zu schau'n.
Rings betrachtend das Werk in des heiligen Platzes Umgebung,
Rief sie verwundert: Wo hat nackt mich der Künstler gesehn?
Nie hat jener erblickt, was sterblichen Augen versagt ist;
Aber es schuf dich der Stahl, wie du dem Ares gefällst.

XXII.

Plato. I. 171. X.

Nicht das Eisen und nicht Praxiteles Finger erschuf dich.
Sondern du zeigest dich hier, wie du dem Richter erschienst.

XXIII.

Euenos. I. 165. VIII.

Pallas und die erhabne Saturnia schauten zu Knidos
Kyprien. Wahrlich, umsonst, sagten sie, büßete der Hirt.

XXIV.

Enenos. I. 165. IX.

Nur der Hirt beschaute vordem auf waldigem Ida
Jene, welche den Preifs göttlicher Schönheit empfing.
Jetzo macht Praxiteles sie den Knidiern sichtbar,
Mit des Sieges Symbol, Paris Geschenk, in der Hand.

XXV.

Alexander der Ätolier. I. 419. II.

Pallas selber erschuf mit künstlicher Hand Aphroditen,
Nicht des Grolles gedenk, welchen der Apfel gebahr.

XXVI.

Ungenannter. III. 200. CCXLV.

Wer beseelte den Stein? wer schaute Kytheren auf Eiden?
Wer goſs über den Fels diesen bezaubernden Reiz?
Sind dieſs Werke der Hand Praxiteles, oder bedauert,
Neidend dem knidischen Hayn, Paphiens Flucht der Olymp?

XXVII.

Ungenannter. III. 200. CCXLVI.

Als im knidischen Hayn Kythere Kytheren erblickte,
Sprach sie: Götter, wo sah nackt mich Praxiteles Aug?

XXVIII.

Ungenannter. III. 200. CCXLVII.

Paris erblickte mich nackt und Adon, und der Hirt auf dem Ida.
Diese drey nur allein. Aber Praxiteles wo?

XXIX.

KYPRIS UND AMOR.

Antipater aus Sidon. II. 14. XXXI.

Zeiget dir Kypria's Bild das felsige Knidos, so sagst du:
Dieser Marmor erfüllt selber den Marmor mit Gluth!
Schaust du Thespiä's Gott, so rufst du begeisterten Herzens:
Dieser entglüht den Demant, nicht nur den Marmor allein!
Solche Götter erschuf Praxiteles; aber dafs beyder
Gluth nicht verzehre die Welt, hat er sie weislich vertheilt.

XXX.

DIE BEWAFFNETE KYPRIS.

Leonidas von Alexandrien. II. 195. xxiv.

O Kythereia, wozu umgürten dich Waffen des Ares?
Warum entwaffnest du ihn, tragend die müfsige Last?
Nacht entgürtetest du den Mächtigen; Götter erliegen,
Kypris, dir, und du ziehst gegen die Menschen bewehrt?

XXXI.

Philippos. II. 226. LIV.

Wer, o Kypria, hat, des Thalamos schützende Göttin,
Dich mit Waffen geschmückt, blutigen Krieg zu bestehn?
Sonst erfreute dich doch das Brautgemach, Hymen in goldnen
Locken, und süfses Getön lispelnder Flöten allein;
Warum reizet dich jetzt der Waffenschmuck? Hast du den kühnen
Mars geplündert und sprichst: Ehret Kytherens Gewalt?

XXXII.

Ungenannter. III. 201. CCXLIX.

Pallas sah Kythereien gerüstet in Waffen und sagte:

Paphia, wenn dir's gefällt, schlichten wir also den Streit.

Zarten Lächelns erwiederte sie: Was hülfe der Schild dir?

Hab' ich nackend gesiegt, sieg' ich in Waffen gewifs.

XXXIII.

Antipater aus Sidon. II. 15. XXXIV.

Auch am Eurotas wohnt Amathusia; aber sie prangt hier
Nicht in weichem Gewand, wie sie bey andern erscheint.
Statt des Schleyers bedeckt die duftenden Locken ein Helm ihr,
Statt des goldnen Gezweigs trägt sie den Spiefs in der Hand.
Sparta's Bürgerin ziemet es nicht, es ziemet der Gattin
Enyalios nicht ledig der Waffen zu seyn.

XXXIV.

Leonidas von Tarent. I. 233. L.

Einstmals sprach Eurotas zu Paphien: Rüste dich, Göttin,
Oder entweiche Lykurgs waffenentbranntem Gefild!
Lächelnd erwiederte drauf die Himmlische: Nimmer ergreif ich
Eure Waffen und doch wohn' ich in Sparta, wie vor.
Ungerüstet erscheint Amathusia. Frevler erzählen,
Daſs die Göttin bey uns Waffen zu tragen gelernt.

XXXV.

Antimachos. I. 167.

Nicht zum Kampfe geschickt, o Kypris, sage, wie ziemen
Waffen dir? oder wer gab dir so verhafstes Geschenk?
Denn dich rüsten vielmehr die reizenden Götter der Liebe,
Holder Umarmungen Lust, lauter Krotalen Geräusch.
Lafs den blutigen Speer Tritonien, aber du selber
Wandle mit Hymen einher, folgend dem festlichen Reihn.

XXXVI.

KYPRIS AM MEERE.

Anyte. I. 193. v.

Diefs ist Kypriens Hayn. Es schauet am
Ufer die Göttin
Freundlich über des Meers strahlenden
Spiegel hinaus.
Glückliche Fahrt verleiht sie den Schiffenden;
aber der Pontos
Bebet ihr, wenn er des Bild's herrliche
Schöne beschaut.

XXXVII.

Unbekannter. II. 205. CCLXV.

Schaust du das schöne Gebild, o Wanderer, Aphrogeneia's,
O so nahe dich ihr, betend, mit frommen Gemüth.
Rühme Dionysos Kind, Glykerion, die mich am Ufer,
Neben des purpurnen Meers flüsternden Wellen, erhöht.

XXXVIII.

KYPRIS IM BADE.

Ungenannter. III. 220. CCCXXIII.

Sieh, die Tochter des Meers, Enyalios, welche du liebtest;
In des Baches Krystall wäscht sie den zierlichen Leib.
Sonder Bangigkeit schau die Schwimmende; denn du belauschest
Nicht, wie Tiresias einst Pallas Athenen im Bad.

XXXIX.

KYPRIS,

EIN

WEIHEGESCHENK DER HETÄRE.

Nossis. I. 194. IV.

Treten in Tempel wir ein, Amathusiens treffliches Bildniſs
Anzuschaun; schimmerndes Gold strahlt um die holde Gestalt!
Von dem reichen Gewinn der Herzengewinnenden Schönheit
Hat Polyarchis das Bild frommen Gemüthes erhöht.

XL.

PAN AN DIE JÄGER.

Leonidas von Tarent. I. 224. XVII.

Glück dir, Jäger des Wilds, auch dir Glück, der du mit feuchtem
Rohre dieſs Doppelgebirg, Vögel zu stellen, betrittst;
Rufe den Schützer des Hayn's auf waldigem Gipfel, o Waidmann!
Ruf' ihn, Vogler! auch dir bin ich zu helfen bereit.

XLI.

DER SATYR AM BACH.

Plato. I. 172. XV.

Eine künstliche Hand hat Bromios Satyr erschaffen!
Und mit göttlicher Kraft Seele dem Marmor verliehn.
Jetzo lieg ich am rauschenden Bach der Najaden Gespiele,
Statt des purpurnen Mosts strömet mir Wasser hervor.
Setze leise den Fuſs, o Wanderer, daſs du des Knaben,
Welcher zur Seite mir schläft, lieblichen Schlummer nicht störst.

XLII.

DER LAUSCHENDE SATYR.

Agathias. III. 49. XLV.

Schallet die Flöte von selbst, o Satyros, liebliche Töne,
Oder was neigest du sonst nach dem Geröhre dein Ohr?
Seht, er lächelt und schweigt? Doch würd' er uns Antwort ertheilen,
Wiegt' ihn süfser Genufs nicht in Vergessenheit ein.
Denn die Farbe verhindert ihn nicht. Er wählte das Schweigen,
Und sein ganzes Gemüth ist nach der Flöte gekehrt.

XLIII.

PRIAPOS AM MEERE.

Archias. II. 96. XVII.

Klein an Gestalt bewohn' ich Priap des weiten Gestades
Scheeren, wo mich die Schaar schreyender Mewen umfliegt;
Spitzigen Hauptes, der Füfse beraubt, wie dürftige Fischer,
Auf dem einsamen Sand, Bilder zu schnitzen gelernt.
Aber ich eile behend auf den Flügeln der Winde zu Hülfe,
Rufet ein Fischer mich an, fordert ein Angler mich auf;
Auch beschütz' ich im Meer die Schiffenden. Göttliche Thaten,
Nicht des Bildes Gestalt zeiget der Götter Natur.

XLIV.

Archias. II. 96. XVI.

Mich, der Lampsaker Gott, erhöhten auf wellenumbrauſatem
Fels die Schiffer des Meers über die thrakische Furth;
Oftmals eilet' ich schon den Flehenden rüstig zu Hülfe,
Und die Seegel des Schiffs schwellete Zephyros Hauch.
Darum schaust du vom Duft des Räucherwerks nimmer den Altar,
Nimmer von Kränzen entblöſst, sondern, wie Göttern es ziemt,
Stets mit Blumen geschmückt und düftereich. Sterblicher Ehrfurcht,
Nicht Hekatomben allein, freuen der Götter Gemüth.

XLV.

PAN, HERMES UND HERKULES.

Philodemos. II. 90. XXVIII.

Drey der Unsterblichen fasset der Stein. Es zeiget der Scheitel,
Mit den Hörnern geschmückt, Mainalos Schützer dir an.
Brust und Bauch verkünden den Herkules; aber die Hüften
Und der geflügelte Fuss zeigen den schnellen Merkur.
Weigre des Opfers dich nicht, o Sterblicher! Denn es empfangen
Drey der Himmlischen hier deine Geschenke zugleich.

XLVI.

DER BEWAFFNETE HERKULES.

Ungenannter. III. 212. ccxc.

Bebe nicht, wenn du bey mir den nimmerfehlenden Bogen,
Wenn du das scharfe Geschoſs nackt mir zu Füſsen erblickst;
Und die Keul' in der Hand, die mächtige, und des erwürgten
Löwen röthliches Fell, welches die Schultern umflieſst.
Nur den Frevler bedroht, nicht jeglichen, meine Bewaffnung,
Und die Guten entreiſst Herkules gern der Gefahr.

XLVII.

Kyklos aus Kyzikos. II. 296. IV.

Wanderer.

Hirte der Rinder, beym Pan, erzähle mir, welchem Kolosse,
Aus der Eiche geschnitzt, spendest du Opfer von Milch?

Hirt.

Dem Erwürger des Leun, dem Tirynthier. Siehst du des Ölbaums
Mächtige Keule denn nicht, nicht den untrüglichen Pfeil?
Sey mir, Alkide, gegrüfst, und beschütze die Heerde der Rinder,
Dafs zu tausenden sich mehre die dürftige Schaar.

XLVIII.

DER HERKULES DES PARRHASIOS.

Parrhasios. II. 60. III.

Wie dem Parrhasios oft, in nächtlichen Träumen besuchend,
Sich der Alkide gezeigt, also erblickst du ihn hier.

XLIX.

HERKULES IN DER WIEGE.

Ungenannter. III. 209. CCLXXXI.

Fessle mit mächtiger Hand, o Herkules, fessle der Drachen
Schlingungen, würge der Brut fürchterlich gähnenden Schlund!
Auf, bekämpfe den Groll der eifersüchtigen Here.
Knabe noch lerne den Kampf, welchen das Leben dir droht.
Keine Tripoden, o Held, und ehrner Krater Belohnung
Harren dein; Jupiters Burg öffnet dem Sieger ihr Thor.

12.

HERKULES

DER

LÖWENBEZWINGER.

Damagetos. III. 32. III. (ed. Lips. T. II. 39. III a.)

Dieser ist Nemea's Leu: von Argolis stammet der Fremdling.
Jener, das mächtigste Thier, dieser, der mächtigste Held.
Beide gerüstet zum Kampf; mit trotzigen Blicken begegnen
Beide sich; Leben und Tod gilt es im blutigen Streit.
Gönn', o himmlischer Zeus, dem argolischen Manne die Palme,
Und zu Nemea's Flur kehre der Friede zurück.

LI.

HERKULES UND ANTAIOS.

Ungenannter. III. pag. CCLXXXIV.

Wessen künstliche Hand vollbrachte des seufzenden Erzes
Bildung? Kühnheit und Schmerz zeiget der Kämpfer Gestalt.
Leben erfüllet das Bild. Der Leidende rühret das Herz mir.
Und die Herkulische Kraft füllt es mit schauderndem Grau'n.
Denn es hält der Alkid mit rüstigen Armen den Gegner;
Dieser krümmt sich im Schmerz; Seufzer entschlüpfen dem Mund.

LII.

HERKULES ENTWAFFNET.

Philippos. II. 256. LII.

Dieſs nur wünschete noch Saturnia, Herkules Kühnheit
Nach unzähligem Kampf, waffenberaubet zu sehn.
Wo die Hülle des Leun, die rauschenden Pfeile des Kochers,
Wo der Keule Gewicht, welche den Löwen erschlug?
Amor entführte sie dir. Doch tröste dich! Der dir die Waffen
Raubete, wandelte ja selber den Donnrer zum Schwan.

LIII.

Tullius Geminus. II. 290. IV.

Sprich, Alkide, wo liefsest du denn die Keule, den Köcher
Trefflicher Pfeile gefüllt, und das nemäische Fell?
Wo das kühne Gemüth? woher solch' trauriges Ansehn?
Warum mischte Lysipp Schmerzen dem spröden Metall?
Trauerst du, weil du entwaffnet erscheinst? Wer hat dich geplündert?
Amor, den du allein nicht zu besiegen vermocht.

LIV.

PRAXITELES SATYR.

Aemilianus. II. 272. 11.

Auch den Marmor beseelet die Kunst mit bacchischem Wahnsinn:
Lose, Praxiteles, mich und ich enteile zum Tanz.
Nicht das Alter entfernt vom Tanze mich, sondern des Steines
Fessel neidet dem Faun frohlicher Reigen Genufs.

LV.

NEMESIS.

Ungenannter. III. 202. CCLV.

Mit dem Zügel und Mafs verkündiget Nemesis deutend:
Mäfsiget jegliche That, zügelt den frevelnden Mund.

LVI.

AUF DIESELBE.

Ungenannter. III. 203. CCLVI.

Ich, die Nemesis, halte das Mafs, begehrst du die Deutung?
Jeglichem sagt das Symbol: Schreite nicht über das Mafs.

LVII.

DIE ATTISCHE NEMESIS.

Ungenannter. Ol. 103. CCLVII.

Hierher führten als Block die Perser mich, künftiger Siege
Glänzendes Zeichen zu seyn: Nemesis ward ich darauf.
Also verkünd' ich der Welt die herrlichen Thaten von Hellas,
Aber dem medischen Volk bin ich der Rache Symbol.

LVIII.

ECHO.

Archias. B. 97. XIV.

Schau die Geliebte des Pan, die felsenbewohnende Echo,
Wanderer, schallenden Ruf tönet sie singend dir nach.
Schau das plaudernde Bild vielfältiger Stimmen, der Hirten
Fröhliches Spiel! Was du sagst, giebt sie als Antwort zurück.

LIX.

ECHO IM TEMPEL DES BAKCHOS.

Ungenannter. III. 207. CCLXXIV.

Mich, die arkadische Nymphe, besitzt Dionysos heiires
Vorhaus; was ich vernahm, geb' ich getreulich zurück.
Nicht mehr hass' ich, wie sonst, o Bromios, deinen Gemahlen;
Komm, o Pan, es erschall' unser gemeinsames Lied!

LX.

PROMETHEUS.

Julianos. II. 422. XXIII.

Ich entflammte der Kunst beseelende Fackel; nun hat mir
Kunst und Feuer zugleich ewige Leiden erzeugt.
Undankbares Geschlecht der Sterblichen! also vergelten
Mir, Iapetos Sohn, frevelnde Bildner die Müh.

LXI.

DIE ZEIT DES LYSIPPOS.

Posidippos. II. 49. XIII.

Wanderer.

Woher stammt der Künstler? *Bildsäule.* Aus Sikyon. *W.* Sage, wie heißt er? *B.* Lysippos. *W.* Und du selbst? *B.* Alles besiegende *Zeit.*

W. Warum gehst du einher auf den Zeh'n?
B. Ich laufe beständig.
W. Und die Flügel am Fufs? *B.* Fördern den eilenden Lauf.
W. Warum waffnet der Stahl die Rechte dir?
B. Um zu verkünden,
Dafs die schneidende Zeit gleichet dem schneidenden Stahl.
W. Warum weht dir das Haar in's Gesicht?
B. Der Begegnende greife
Mich dabey. *W.* Aber warum hast du den Hinterkopf kahl?
B. Bin ich einmal dahin mit geflügelten Füfsen geeilet,
Zieht dich keiner zurück, was er auch immer beginnt.
W. Warum bildete dich der Sinnige? *B.* Euch zur Belehrung,
Wandrer, und stellte darum hier in der Halle mich auf.

LXII.

GRAB DES MIDAS.

Kleobulos. I. 76. 1.

Auf des Midas Hügel erheb' ich mich, eherne Jungfrau;
Und so lang sich das Wasser ergiefst, die Bäume mit Laub sich
Schmücken, die Flüsse sich füll'n, zu dem Ufer spület die Meersfluth,
Und die Sonn' am Himmel erglänzt, und die strahlende Luna,
Werd' ich verweilen allhier, am vielbetrauerten Hügel,
Allen Menschen verkündend, dafs Midas unter dem Grab schläft.

LXIII.

Aelius Gallus. II. vor II.

Dieser Tafelgenofs der Seligen, welcher vor Zeiten
Oft den Gaumen genetzt mit dem nektarischen Trank,
Suchet jetzo das Nafs der Sterblichen immer vergebens,
Denn es entweichet der Trank, eh' er die Lippen berührt.
Trinke, spricht das Gebild, und lerne des Schweigens Gesetze;
Denn ein bittres Geschick lohnet dem frevelnden Mund.

LXIV.

SALMONEUS.

Tullius Geminus. II. 279. III.

Mich, Salmoneus, schuf Polygnótos, Thasos Erzeugter,
Gegen den Donner des Zeus wüthet' ich frevelnden Sinns.
Jetzo bekämpfet er mich in dem Aïdes; stürmet mit Blitzen
Auf mich herab, ergrimmt gegen die stumme Gestalt.
Halte die Flamme zurück, o Jupiter! den du bekriegest,
Athmet nicht; ende den Kampf gegen entseeltes Gebild.

LXV.

NIOBE.

Meleager. I. 33. CXVII.

Tantalos Tochter, vernimm, o Niobe, traurige Botschaft!
Deines herben Geschicks schmerzliche Kunde vernimm.

Löse die Banden des Haars, Unglückliche! — Deine Geliebten,
Deine Söhne gebärst du den Geschossen Apolls.
Keiner lebet dir mehr! — Ihr Himmlischen! ach, was erblick' ich?
Auch die Tochter umfängt stürmend die Welle des Mords.
Diese wirft in den Schoofs der Mutter sich, jene zur Erde;
Diese rettet zur Brust, die zu den Knien sich hin.
Eine erzittert dem drohenden Pfeil; die andre verhüllt sich,
Diese mit brechendem Aug suchet die Strahlen des Lichts.
Schau, die Mutter verstummt, die plaudernde! wilde Betäubung
Fesselt sie! starrendem Fels gleichet ihr lebender Leib.

LXVI.

Antipater aus Sidon. II. p. XLIII.

Warum hebst du, o Weib, die frevelnden Hände zum Himmel?
Wild umflattert das Haar dieses unselige Haupt!
Leto's mächtigen Zorn erkennst du jetzt, prahlende Mutter!
Jetzo beweinst du den Zwist, den du im Wahnsinn erregt.
Hier zuckt eine der Töchter im schrecklichen Kampfe; die andre
Liegt am Boden entseelt; jene bedrohet der Pfeil.
Noch erreichte die Noth ihr Ende nicht; ach! es erleget
Auch der Knaben Schaar zürnender Götter Geschofs.
Die du dem traurigen Tod, o Niobe, deiner Geliebten
Klagest, von Trauer entseelt, wirst du zum starrenden Fels.

LXVII.

Julianos. II. ep. XXVIII.

Schau die treue Gestalt der Niobe, wie sie noch jetzo,
Bittern Schmerzes erfüllt, weinet der Kinder Geschick.
Mangelt Seel' und Leben der Trauernden, schelte die Kunst nicht;
Denn verwandelt in Stein stellte der Bildner sie dar.

LXVIII.

Ungenannter. III. ep. CCXCVIII.

Lebend schuf das Geschick zum Steine mich; aus dem Gesteine
Ruft Praxiteles mich wieder in's Leben zurück.

LXIX.

MEDEIA.

Ungenannter. III. 215. CCCII.

Rasest du selber im Stein? Die Eifersucht, welche den hohlen
Augen so schrecklich entflammt, treibt dich zu blutigem Mord.
Wahrlich, dich fesselt umsonst das Fufsgestell! Dürstend nach Rache
Eilst du dahin, dem Gemahl zürnend mit wüthendem Sinn.
Welcher Künstler erschuf das Wunderbild? welchem gelang es,
Dafs er durch sinnige Kunst Felsen erfüllte mit Wuth?

LXX.

TIMOMACHOS MEDEIA.

Antiphilos. II. 174. XX.

Als Timomachos Hand die verderbliche Kolcherin mahlte,
Und mit Muttergefühl würhender Eifersucht Kampf,
Übt er unsägliche Kunst, den doppelten Willen zu bilden,
Diesen zum Rachegefühl, jenen zum Mitleid geneigt;
Und das Wunder gelang. Betracht' es hier! Thränen vermischen
Sich mit dem Zorne; die Wuth ist mit Erbarmen vermählt.
Weislich sprach er, es gnügt der Wille schon. Blutige Opfer
Ziemen Medeiens Gemüth, nicht des Timomachos Kunst.

LXXI.

Ungenannter. III. 214. ccc.

Kommt und schaut die Gestalt der Mörderin; schauet Medeens
Bildnifs! Künstlich und kühn schuf es Timomachos Hand.
Schaut in den Händen das Schwerd, der Eifersucht rollendes Auge.
Und die Thränen zugleich, welche sie trauernd vergiefst!
Alles, o Wunder! vereinte die Kunst, was nimmer vereint war;
Aber die Greuel des Mords barg sie mit Schonung dem Aug.

LXXII.

AN DIE SCHWALBE.

Archias. II. 99. XXVI.

Länder und Inseln und Meer durchschweiftest du, zwitschernde Schwalbe,
Und nun baust du dein Nest über der Kolcherin Bild?
Wird die Schutz dir verleihn, und Treue den Deinigen leisten,
Welche des eignen Geschlechts selber zu schonen vergafs?

LXXIII.

Philippos. II. 226. LIII.

Stammelnde Schwalbe, wie hast du die kolchische Mutter zur Amme
Deiner Kinder gemacht, da sie die eignen erwürgt?
Sieh, noch strahlet das Aug der Furie blutige Flammen,
Und den Lippen enttränft schäumend die geifernde Wuth,
Und noch rauchet das Schwerd. Auf, flieh' die verderbliche Mutter,
Die im Bilde sogar ihre Gebohrnen erwürgt.

LXXIV.

DIDO.

Ungenannter. III. 26. ccccii.

Hier erblickst du das Original der trefflichen Dido,
Unaussprechlichen Reiz strahlet, o Wandrer, das Bild.
Wie ich gewesen, so schaust du mich hier; doch was du von meinem
Rufe vernommen, erfand, mich zu verleumden, der Neid.
Kypria's trefflichen Sohn erblickt' ich nicht; während die Griechen
Pergamos Mauern zerstört, kam ich nach Libyen nicht.
Sondern Jarbas Gewalt zu entfliehn und des frevelnden Hymen
Drohung, stiefs ich mir selbst rüstig das Schwerd in die Brust.
Warum habt ihr, o Musen, mit falschlicher Sage die reinen
Sitten Dido's zu schmähn, Mantua's Sänger gesandt?

LXXV.

KAPANEUS.

Ungenannter. III. 218. CCXCIII.

Hätte Kápaneus so die thebischen Mauern bestürmet,
Und die luftigen Höh'n so zu ersteigen versucht,
Wahrlich, den Parzen zum Trotz erstürmt' er sie! Jupitars Donner
Hätte solch' kühnes Gemüth nicht zu verwunden gewagt.

LXXVI.

ARION.

Arion. T. III. 329. II.

Mich den Arion, den Sohn des Kykläus, raffte dieſs Fahrzeug
Unter der Götter Geleit aus dem sikelischen Meer.

LXXVII.

KYNEGEIROS.

Kornelius Longinus. II. 200. n.

Nicht der Wahrheit getreu, Kynegeiros, sondern mit beyden
Kräftigen Händen bewehrt, zeigte dich Phasis im Bild.
Aber, fürwahr! mit weislichem Sinn beraubte der Mahler
Dieser Hände dich nicht, die dich unsterblich gemacht.

LXXVIII.

KLEITOMACHOS.

Alkaios aus Messene. I. 428. IX.

Wie du im ehernen Bild Kleitomachos grofse Gestalt siehst,
Also erblickete einst Hellas des Trefflichen Kraft.
Kaum entfesselt die Hand vom blutigen Riemen der Pugiln,
Eilet' er rüstigen Sinns zu des Pankratiums Kampf.
Auch im Ringen bestand er den Streit und drückte den Sand nicht,
Und im dreyfachen Kampf krönt' ihn die isthmische Bahn.
Keinem der Griechen gelang so Herrliches! Glückliches Theben!
Auch, Hermokrates, dich schmücken die Kränze des Sohns.

LXXIX.

LYSIPP'S ALEXANDER.

Poseidippos. B. 49. XV.

Trefflicher Bildner, Lysipp aus Sikyon, Künstler des Ares,
Flammen strahlet das Erz, dem du die hohe Gestalt
Alexanders gleichst, des Makedoners. Tadle mir keiner
Jetzo den Perser; es ähneln billig die Rinder den Leun.

LXXX.

PYTHAGORAS.

Julianos. II. 50. XXXIV.

Nicht den, welcher die tiefe Natur der Zahlen enthüllte,
Diesen Pythagoras nicht stellte der Künstler dir dar,
Sondern er zeiget allein den Schweigenden; oder verbirgt er
Seine Stimme vielleicht, welche der Bildner ihm lieh?

LXXXI.

Erinna. I. 38. 4.

Zarten Händen gelang dieſs Meiſterſtück.
Edler Prometheus,
Auch der Sterblichen Sinn eifert dir nach
in der Kun[illegible].
Hatte der treffliche Mann, der so täuschend
mahlte die Jungfrau,
Stimme dem Bilde gelichn, war' Agatharchis sie ganz.

LXXXII.

DER KALYDONISCHE EBER.

Archias. II. 97. XII.

Schau' das eherne Werk! Wie stellte der Künstler des Thieres
Muth dar; in dem Metall hat er den Eber beseelt!
Furchtbar straubt sich der Kamm auf borstigem Rücken; die Hauer
Blitzen gezückt; es entstrahlt schreckliches Feuer dem Aug;
Schaum bedecket den Mund des Wüthenden. Wundre sich keiner,
Dafs er die treffliche Schaar göttlicher Helden geschreckt!

LXXXIII.

MYRONS KUH AN DEN PFLÜGER.

Philippos von Thessalonike. II. 224. XLVII.

Nimm von dem Nacken mir des Joches Last,
Und diesen Pflugschaar, der die Erde furcht,
O Ackermann! Nicht lebend schuf dies Erz
Der Bildner Myron, sondern Kunst allein
Belebt es deinen Blicken, dass du wähnst
Zu hören mein Gebrüll. Er band mich hier,
Entfernt vom Pflugschaar, an dem Boden fest.

LXXXIV.

Ungenannter. III. 195. CCXX.

Myron, sprich, warum hast du mich hier zur Seite des Altars
Aufgestellt? Treibe mich doch lieber nach Hause zu dir!

LXXXV.

Euenos. I. 165. XI.

Myron ruft wohl selbst verwundert aus:
Wahrlich, ich schuf nicht
Diese, sondern mein Bild hab' ich von
dieser entlehnt.

LXXXVI.

Demetrios. II. 65. II.

Myron fesselte hier an den Boden mich; aber
die Hirten
Werfen mit Steinen nach mir, wähnend,
ich bliebe zurück.

LXXXVII.

Tullius Geminus. II. 230. v1.

Halt die Basis die Kuh? denn sicherlich ist sie gefesselt;
Ihrer Banden befreyt, eilt sie zur Heerde zurück.
Es erbrüllet das Erz. Sieh, wie der Künstler ihr Leben
Eingehaucht! Bring zum Gespann eine noch, pflügt sie vielleicht.

LXXXVIII.

Demetrius. II. 65. 1.

Wenn das Kalb mich erblickt, so brüllet es; schauet der Stier mich,
Eilt er zu mir; und der Hirt treibet zur Heerde mich fort.

VIERTES BUCH.

I.

Simonides. I. 131. XXVIII.

Mich bockfüfsigen Pan, den Arkadier, mich, der Athener
Schutz in Marathon's Schlacht, weihete Miltiades.

II.

KORINTH'S MATRONEN.

Simonides. I. 132. XXXVI.

Für das hellenische Land und die streitenden Bürger erhoben
Diese Trefflichen einst betend zu Kypris ihr Herz.
Hold erhörete sie die Flehenden, und sie verwieh nicht
Hellas heilige Burg bogenbewaffnetem Feind.

III.

ZEUS ELEUTHERIOS.

Simonides. I. 131. stav.

In dem Getümmel der Schlacht dem rüstigen Muthe gehorsam,
Schlugen mit mächtiger Faust Griechenlands Söhne den Feind;
Dafür weihten sie dir in Hellas freyem Gefilde,
Geber der Freyheit, o Zeus, diesen gemeinsamen Heerd.

IV.

Simonides. I. 175. XLIX.

Unter dem schattenden Dach, in den heiligen Hallen Athena's
Rastet der Pfeile Geschofs ferne vom traurigen Krieg;
Oftmals haben sie sich in dem stürmischen Kampfe der Männer
Mit dem purpurnen Blut persischer Ritter getränkt.

V.

Hegesippos. I. 25, 1.

Nimm, Alkide, mich auf, Archestrato
heilige Waffe,
Und vergönne mir hier unter dem stral
lenden Dach
Alternd zu ruhn, den Gesang der fröhliche
Chöre vernehmend;
Längst genügete mir Ares verhaſst
Getös.

VI.

Nossis. L. 195. vi.

Dieser Waffen entlasteten sich der Bruttier Schultern,
In dem gewandten Gefecht weichend der Lokrier Kraft.
Jetzo rasten sie hier, die Tugend der Sieger verkündend,
Und begehren des Arms, den sie verlassen, nicht mehr.

VII.

Leonidas von Tarent. I. 225. XXI.

Pyrrhos bringt, der Molosser, die herrlichen Schilde der kühnen
Galater dir zum Geschenk, Pallas Itonia, dar;
Denn er besiegte das Heer Antigonos. Wundre sich keiner!
Jetzt noch glänzet im Kampf Aiakos muthiger Stamm.

VIII.

Mnasalkas. 1. 190. 11.

Ruh' im heiligen Hain der Artemis, glänzende Tartsche,
Jupiters Tochter geweiht, von dem Getümmel des Mars.
Oftmals kämpfend in blutiger Schlacht am Arm Alexandros
Hast du den goldenen Reif nimmer mit Staube befleckt.

IX.

TROPÄE.

Tullius Geminus. II. 279. v.

Mich, das drückende Mahl der Kekrópide
weihte Philippos,
Seiner siegenden Macht dauerndes Zeiche
dem Mars,
Dich, o Marathon, dich, o Salamis, welle
umflofsnes
Eyland höhnend, gebeugt von dem p
laischen Speer.
Schwöre du nun bey den Toden, Demosthene
Ewig verweil' ich
Hier, dem lebenden Volk und den V
storbnen zur Schmach.

X.

Mnesalkas. I. 298. VI.

Diesen Köcher und Bogen, o Delios, brachte zu deinem
Tempel, ein frommes Geschenk, Promachos weihende Hand.
Aber der Pfeile Geschoss, der geflügelten, trugen die Feinde
Tief in blutender Brust, schreckliche Gaben des Mars.

XI.

Diokles. II. 13[illegible] 1[illegible].

Nenn' ich Tartsche dich recht? Ich weiſs es nicht; die du mich oftmals
Als ein treuer Genoſs gegen die Feinde geschützt;
Oder ein leichtes Kanot; denn während die Wände des Fahrzeugs
Scheiterten, führtest du mich über die Fluthen dahin.
Ares Stürmen entging ich durch dich; im Meere des Nereus
Ungestüm. Jenen wie den wehrtest du schützend mir ab.

XII.

Theon aus Alexandrien. III. 405. 1.

Duldend den brausenden Sturm des feindlichen
Krieges, bewahrt' ich
Schützend des Kämpfenden Brust gegen
der Pfeile Geschofs.
Und ich verliefs auch dann den Gebieter nicht,
als er im wilden
Kampfe der Wellen erlag, und das zer-
trümmerte Schiff
Alles den Fluthen versenkt. Des freundlichen
Bundes gedenkend,
Bot ich den Rücken dir dar und du
gelangtest zum Port.

XIII.

Muasalkas. I. typ. IV.

Oftmals schützt' ich im Kampf die muthig
Brust des Gebieters.
Jetzo weil' ich im Hayn, fern von
Getümmel des Kriegs.
Weither rauschende Pfeil' und schrecklich
Stücke der Felsen
Und der Speere Geschofs wehrte mei
Rücken ihm ab
Furchtlos. Denn ich verliefs, — mir zeug
die feindliche Heerschaa
Kleito's mächtigen Arm nimmer im Ar
Gewühl.

XIV.

Meleager. I. 55. CXV.

Wer der Sterblichen hat an die heiligen Pfosten dem Ares
Solche Waffen gehängt, schmähliche Gaben dem Gott?
Unzersplittert den Speer, des Helmes Kamm mit dem Rofsschweif,
Und den strahlenden Schild, rein von befleckendem Blut!
Alles funkelnd und nimmer gebraucht und nimmer beschädigt,
Waffen geeignet zum Tanz, nicht zum Gewühle der Schlacht.
Geht und schmücket damit ein Brautgemach! Waffen mit kühner
Sterblichen Blute bespritzt zieren den Tempel des Mars.

XV.

Paulos Silent. III. 82 xliv.

Dieser Eber voll Muth's, der Feind de
bakchischen Weinstocks
Dieser Bewohner des Bruchs unter den
rauschenden Schilf,
Welcher mit flammendem Zahn die Bäum
dem Boden entraffte,
Und den wachsamen Hund ofters genöthig
zur Flucht,
Dieser verliefs die Tiefe des schattigen Walde
und stürzte
Mit hochsträubendem Kamm längs de
Gestade dahin,
Da erlegte Zenophilos ihn, und knüpfte d
wilden
Unthiers Fell an den Baum, dich
ergötzen, o Pan.

XVI.

Paulos Silent. III. 56. XLVII.

Dieses röthliche Fell des schrecklichen Löwen, gewaffnet
Mit den fünffachen Klaun und dem weitgähnenden Schlund,
Hat, bockfüfsiger Pan, dir am Stamm der Araber Teukros
Dieser Fichte geweiht, nebst dem geflügelten Speer,
Welcher noch zeiget die Spur der grimmigen Zähne des Unthiers,
Wo es mit knirschender Wuth sich in das Eisen verbifs.
Tanzend begehn die Dryaden und Nymphen der Bäche des Feindes
Untergang, welcher sie oft aus dem Gefilde verscheucht.

XVII.

Leonidas von Tarent. I. 233. Ep.

Sosos fällte den Leu'n mit dem Speer, die Rinder beschützend,
Und dieſs röthliche Fell schält' er dem Grausamen ab,
Als er das saugende Kalb mit frevelndem Zahne zerfleischte;
Nicht mehr kehrt' er zum Wald aus dem Verhache zurück;
Sondern er büſste das Blut des gemordeten Kalb's mit dem seinen,
Und für frevelnde That fand er verderblichen Lohn.

XVIII.

WEIHUNG DES TRIOPIUMS.

Herodes. II. 500. 501.

Du, der Athener Vertraun, erhabene Tritogeneia,
Du auch, schauend der Sterblichen Thun, rhamnusische Upis,
Nachbarinnen am Thor der hundertthorigen Roma,
Schützet auch dieses Gefild, ihr Göttlichen, ehret Triopas
Gastfreundschaftliches Volk, des cerealischen Königs,
Dafs ihr unter den Seligen einst die triopischen heifset.
Wie ihr oft enteilend dem Haus des donnernden Vaters
Jupiter, Rhamnus besucht und die räumigen Strafsen Athenäs,
Also schwebet herab zu dem traubenbelasteten Weinberg.

Und zu dem Ährengefild und den Baumreihn, rebenumschlungen,
Und zu den thauigen Au'n, mit düftendem Haare bekleidet.
Denn euch widmete hier die heilige Stelle Herodes,
Was des Landes umher die zirkelnde Mauer umkränzet,
Dafs sie dem Folgegeschlecht der Sterblichen heilig und hehr sey
Ewiglich. Und ihm winkte darob die unsterbliche Pallas,
Fürchterlich schüttelnd am Haupt des Helmkamms schrecklichen Rofsschweif,
Straflos nicht zu entlassen den Frevelnden, welcher den Gränzstein
Fortbewegt. Wag' es keiner! die unerbittlichen Parzen
Finden ihn, welcher die Sitze der himmlischen Götter verletzt hat.
Hört es, Bewohner der Flur! ihr ländlichen Nachbarn vernehmt es!
Hehr ist dieses Gefild, und unbeweglich die grofsen

Göttinnen, die dem Gebet ihr Ohr zu neigen bereit sind.
Niemand wag' in dem schattigen Hayn, in den Reihen des Weinstocks,
Oder den Auen, bedeckt mit üppigem Grase, die Schaufel
Einzuschlagen, die Magd des finsterblickenden Hades,
Neue Gräber zu bau'n und die jetzigen frech zu zerstören.
Keinen Todten umhülle die heilige Scholle des Bodens,
Welcher nicht selbigen Bluts, des Weihenden rechtliche Abkunft;
Diesem nur sey es vergönnt, denn ihm zeugt die rächende Göttin.
Also ward Erichthonios einst von der göttlichen Pallas
Ihrem Tempel vertraut, der herrlichen Opfer Genosse.
Wer die warnende Stimme nicht hört, und nicht ihr gehorsamt,
Sondern sie frevelnd verschmäht, dess harrt bey den Himmlischen Büssung.

Denn ihm folget die Nemesis nach, verderblicher Wahnsinn

Foltert ihn, und er wälzt sein Unglück aufwärts und abwärts.

Auch dem grofsen Gemüth des Aioliden Triopas

Frommt' es nicht, dafs er verletzte Demeters heilige Wohnung.

Darum meidet die Straf' und des heiligen Platzes Benennung,

Dafs sich gegen euch nicht die triopische Furie rüste.

XIX.

DER HEROÏNE REGILLA.

Markellos. II. 707.

Hierher, tretet herbey zu dem Heiligthum, thymbrische Weiber,
Düftende Opfer zu bringen dem heiligen Sitze Regilla's.
Sie entsprofste dem mächtigen Stamm der Enkel Aineiens,
Kypria's göttlichem Blut, der Idäischen, und des Anchises.
Aber nach Marathon ward sie vermählt. Die Uranionen
Ehren sie, Deo die jüngre, so wie Demeter die ältre,
Welchen gewidmet das Bild des schönumgürteten Weibes
Hier sich erhebt. Sie selber umfängt der Seligen Eyland,
Kronos Reich, die Gefilde der Heroinen der Vorzeit.

Solches ward ihr verliehn zu des trefflichen Sinnes Belohnung.
Ihres trauernden Gatten erbarmte sich also Kronion,
Als er vom Alter gedrückt das einsame Lager beweinte.
Denn die untadlichen Kinder entraffete seinem Pallaste
Schwarzer Harpyien Geschlecht, der schrecklichen Spinnerinnen.
Zwey nur blieben im Leben zurück, die Hälfte von allem,
Kindischen Sinns; unkundig verstanden sie keines der Übel,
Als das harte Geschick die beste der Mütter entraffte,
Ehe des Schicksals Spindel der Faden des Alters entrollt war.
Siehe, da sendete Zeus dem Trauernden freundliche Tröstung,
Und der Monarch, an Verstand und männlicher Schöne dem Vater
Jupiter gleich. Denn jener gebot dem freundlichen Zephyr

Dafs er das blühende Weib zu des Oceans seligen Fluren
Führete; dieser verlieh die rühmliche Zierde bestirnter
Schuhe dem Sohn, die vordem Hermeias Knöchel umgaben,
Als er Kypriens Sohn der Danaer Kämpfen entrückte
Durch die umhüllende Nacht. Die rettende Scheibe Selenens
Strahlenverbreitend umglänzte den Fufs des führenden Gottes,
Und noch glänzt sie am Schuh der trefflichen Enkel Aineiens,
Als ein rühmliches Zeichen ausonischer adlicher Abkunft.
Nicht unwürdig dünkt' er der Zier tyrrhenischer Edeln
Ihn zu schmücken, obschon kekropischen Ahnen entsprossen;
Hermes Blut und Hersens entstammt' er; sintemal Keryx
Pranget unter den Ahnen des Theseïden Herodes.

Darum ist er geehrt und Eponymos; darum besteigt er
In der Väter erhabnem Senat die ersten der Sitze.
Königlicher ist keiner in Griechenland, weder an Abkunft
Noch an Talent; sie nennen defshalb ihn Attika's Zunge.
Aber Herodes Gemahl, die holdselige Aineione
Und Ganymedeia entstammete Dardanos Saamen
Und Erichthonios Blute, dem Tros. — Gefallt es dir Weyhrauch
Oder ein Opfer zu weihn, (doch zwinget zum Opfer dich niemand,)
Thu' es; auch den Heroen zu huldigen ziemet den Frommen.
Sterbliche ist sie nicht mehr, doch auch nicht himmlische Göttin;
Keinen Tempel empfing die Herrliche, oder ein Grabmal,
Weder der Menschen Geschenk, noch solche der ewigen Götter.
Aber ihr prangt in Athen ein Denkmal, Tempeln vergleichbar,

Und ihr Schatten umschwebt Rhadamanthys heiligen Zepter.
Aber dieſs ihr Gebild in Triopas herrlichen-Fluren
Wurde Faustinen geweiht. — Hier blühten ihr räumige Felder,
Zierliche Reihen der Reben vordem, und Hügel des Ölbaums.
Ihr zu dienen erkennt sie die göttliche Fürstin nicht unwerth,
Ihr als Nymphe zu folgen, als Priesterin Opfer zu bringen.
Also verschmähete nicht Iphigenien Jocheaira
Auch nicht Hersen verschmähte die furchtbarblickende Pallas.
Auch verachtet sie nicht der Heroinen erhabne
Herrscherin, wenn sie im Chor der Halbgöttinnen einher tritt,
Cäsars treffliche Mutter, des mächtigen Herrschers der Erde,
Welche den heiligen Chor elysischer Schatten regieret,
Sie mit Alkmenen zugleich und Kadmos seliger Tochter.

XX.

ALTAR DER NEMESIS UND DER HOFFNUNG.

Ungenannter. III. 173. CXVII.

Eunoos stellt am Altar die Nemesis neben die Hoffnung;
Hoffe, rufet dir die; jene, doch nimmer zu viel.

XXI.

RHODOS KOLOSS.

Ungenannter. III. 198. CCXXXVIII.

Rhodos fromme Bewohner, die Dorier, haben, o Sonne,
Bis zum Olympos empor diesen Kolofs dir erhöht.
Als sie die Wellen des Mars besänftiget, und mit der Feinde
Beut' und Waffen das Land ihrer Erzeuger geschmückt;

Denn nicht über die Fluthen allein, auch über die Erde
Stellten sie, Helios, dich, Leuchte der Freyheit zu seyn,
Denn dem göttlichen Stamm, von Herkules Saamen entsprossen,
Wurde der Erd' und des Meers mächtiges Zepter verliehn.

XXII.

HERMES.

Leonidas von Tarent. I. 226. XXVI.

Diesen wachsamen Gott hat Morichos, Hüter der Ziegen,
Zu den Horden gestellt, Wächter der Heerde zu seyn.
Kommet herbey zum Gebirg, von den grünenden Sträuchen zu weiden,
Und der tückische Wolf kümmre die schüchternen nicht.

XXIII.

BILDER DER NYMPHEN.

Myro. I. 402. 11.

Hamadryadische Nymphen, des Stroms holdseelige Töchter,
Die ihr mit rosigem Fufs tretet ambrosischen Grund.
Seyd mir gegrufset und schützt den Kleonymos, welcher im Schatten
Schlanker Pinien euch diese Gebilde geweiht.

XXIV.

PAN.

Philippos. II. 215. VII.

Roh aus Eichen gehaun, erhöhte der Hirte der Ziegen,
O mainalischer Pan, dich Philoponides hier;
Und er opferte dir den gelblichen Gatten der Heerde,
Und mit schäumender Milch tränkt' er den heiligen Schrein.
Schütze die Heerde dafür, dafs doppelte Jungen die Mütter
Werfen, und alle dem Zahn gieriger Wölfe entgehn.

XXV.

WEIHGESCHENK DER ARTEMIS.

Hegesippos. I. 274. 11.

Hier am Dreyweg schmückte die Artemis Hagelocheia,
Als sie noch Jungfrau in des Vaters Hause war,
Mit dem Gewand, des Damaretos Kind. Denn selber erschien ihr
Am Weberstuhl die Göttin, einer Flamme gleich.

XXVI.

KYPRIENS BILDNISS.

Antipater aus Sidon. III. 12. XXIV.

Deiner Göttergestalt, o Kypria, marmornes Bildnifs
Stellte hier Kythera auf, wie sie dir, Holde, gelobt.
Setze dem kleinen Geschenk, wie göttlichem Herzen geziemet,
Grofses entgegen; ihr gnügt, dafs sie dem Gatten gefällt.

XXVII.

PRIAPOS AUF DEM GEBIRG.

Lukianos. B. 3u. xiv.

Mich, den Lampsaker, hat Eutychides, weil es Gebrauch ist,
Dürren Reben zum Schutz auf das Gebirge gestellt.
Tief und schroffes Geklipp umringet mich. Gierige Diebe
Finden zu stehlen hier nichts, aufser dem hütenden Gott.

XXVIII.

NIKOLAÏDAS DER KORINTHIER.

Simonides. I. 140. LXXV.

Dieses Bildnifs weiht der Korinthier Nikolaïdas,
Der im Delphischen Wettstreit siegte;
Auch fünfmal empfing er im Kampf der Panathenäen
Eimer heiligen Öls zum Preise.
Dreymal kränzt' er die Stirn auf des Isthmos heiliger Rennbahn
In den Spielen des Meerbeherrschers.
Dreymal siegt' er auch ob zu Nemea, und zu Pellana
Viermal, und am Lykaios zweymal;
Tegea sah ihn bekränzt, Epidauros, Theben, Ägina,
Und die Fluren der Megarier;
Auch obsiegend anitzt auf phliuntischer Bahn in dem Fünfkampf
Bringt er dem edeln Korinthos Freude.

XXIX.

DER RINGER THEOKRITOS.

Simonides. I. 139. LXVII.

Hier erkennst du den Knaben Theokritos, den, in der Ringkunst
Wohlgeübet, der Sieg schmückt' in Olympias Hayn;
Schön in Jugendgestalt; der Schönheit gleichet des Knaben
Tapferkeit, welche den Ruhm trefflicher Ahnen erhöht.

XXX.

Anakreon. I. 117. LXXII.

Schütze des Aischylos Sohn, o Führer des silbernen Bogens!
Jegliches, was er gelobt, bringet dir Naukrates dar.

XXXI.

Nossis. I. 194. III.

Die du Delos regierst und Ortygias lieblichtes Eyland,
In der Grazien Hand lege dein keusches Geschoss,
Bade den heiligen Leib in Inópos Fluthen, und eile
Zu der Alkeis Haus, ihr zu erleichtern die Wehn.

XXXII.

PAN IM GEBIRG.

Anyte. t. 126. viii.

Wanderer.

Warum stimmst du, o Pan, der ländlichen Heerde Beschützer,
In dem einsamen Wald lieblichertönend Gehör?

Pan.

Dafs die Fersen ergötzt auf thauigen Bergen mich hören:
Freudig weiden sie dann von der befruchtenden Saat.

XXXIII.

PAN AM QUELL.

Ungenannter. III. Jahrh. christ.

Dich, den Wandler auf Höhn, den Gehörnten,
den Führer der Nymphen,
Flehen wir, heiliger Pan, der du die
Grotte bewohnst,
Freundlich dem Wandrer zu seyn, der den
brennenden Durst zu verscheuchen,
Dieses ewigen Quell's kühlem Gewässer
sich naht.

XXXIV.

PAN'S ABSCHIED.

Ungenannter. III. 17. CXXIV.

Diese Keul' und das Fell, o Evios, widmete Pan dir;
Denn von dem bakchischen Chor trennet ihn Paphia's Sohn.
Echo liebt er und irrt im Gebirg umher. Traf dich, o Bakchos,
Jemals gleiches Geschick, o so vergieb ihm die Schuld.

XXXV.

PAN AN DEN JÄGER.

Ungenannter. III. 181. CLXXIII.

Eilst du auf weitem Gebirg dem Hasen nach, oder durchziehst du,
Mit dem gesalbten Gerohr Vögel zu fangen, den Wald,
O so rufe den Pan. Er zeiget dem Hunde die Fährte,
Und das starrende Rohr hilft er dir leise erhohn.

XXXVI.

PAN AN DIE OPFERER.

Apollonidas. II. 276 n.

Bin ich nicht einer vom Dorf? Was spendet ihr Opfer aus goldnen
Bechern? sagt mir, wozu diesen ausonischen Wein?
Warum fesselt ihr mir den rüstigen Stier an den Altar?
Lasst dies! Nimmer erfreut Pan sich an solchem Geschenk.
Mir, dem geschnitzten Gebild, dem Schützer der Weiden, genuget
Wein im Lande gezeugt, oder ein saugendes Lamm.

XXXVII.

OPFER DES ZEIDLERS.

Apollonidas. H. 153. VI.

Pan, du Schützer der Höhn, es bringet der greisende Zeidler,
Kleiton, ein süfses Geschenk, Waben des Honigs, dir dar.
Aus ambrosischen Scheiben gewann er die Fülle des Honigs,
Welchen die schwärmende Schaar düftenden Auen entführt.
Mehre gütig den Chor der emsigen Bienen und fülle
Ihre Häuser von Wachs mit dem nektarischen Seim.

XXXVIII.

DER HIRT AN PAN.

Ungenannter. III. 256. const.

Laſs dein göttliches Lied den weidenden Ziegen ertönen;
Über das goldne Gehör gleite der flötende Mund.
Daſs die blökende Heerd' im schwellenden Euter die reichen
Gaben schäumender Milch bringe zu Klymenos Haus,
Und der Ziegen Gemahl, o Mainalischer, dir an dem Altar
Aus der zottigen Brust schäume das purpurne Blut.

XXXIX.

DREYFACHES OPFER DES LANDMANNS.

Leonidas von Tarent. I. [illegible] xxx.

Pan, dem Beschützer der Flur, dem begeisterten Liber, den Nymphen,
Bringt der arkadische Greis, Biton, ein frommes Geschenk.
Dir das Zicklein, o Pan, der Gebährerin zarten Gespielen,
Dir des Epheus Gerank, Bromios, Vater des Weins;
Euch, ihr Nymphen, die rothelnde Frucht des schattigen Weinstocks,
Und mit purpurner Brust Rosen, den Kelchen entblüht.
Dafür, o Nymphen, erfreuet den Greis mit süfsem Gewässer,
Liber, mit reichlichem Wein, Pan, mit der Heerde Gedeihn.

XL.

Eryklos. II. 295. 1.

Glaukon und Korydon auch, die arkadisch
Hirten der Rinder
Auf dem weiten Gebirg, haben an deine
Altar
Diese Ferse geweiht, o Kyllenischer Schütz
der Berghohn,
Und an des Platanos Stamm, der sich m
laubigem Dach
Ausstreckt, diefs zwölfspannige Horn m
dem Nagel befestigt,
Dich, o ländlicher Pan, mit dem Gesche
zu erfreun.

XLI.

DANK DEN NYMPHEN.

Leonidas von Tarent. I. Ep. LVIII.

Die du vom doppelten Fels herabströmst, kühlende Quelle,
Sey mir gegrüfset, und ihr, Nymphen, der Hirten Gebild;
Und ihr Klippen des Quells, und der Fluren liebliche Jungfraun,
Die ihr im hellen Krystall badet den zierlichen Leib,
Seyd mir gegrüfset, euch weiht Aristoklees, welcher den Durst hier
Stillete, dankend das Horn, das er zum Schöpfen gebraucht.

XLII.

Hermokreon. II. 252. 11.

Nymphen der Quellen, euch hat Hermokreon diese Geschenke
Aufgestellt, als er des Bachs schöne Gewässer entdeckt.
Seyd mir, o Holden, gegrüfst, und hüpfet mit lieblichen Füfsen
Durch den Wasserpallast, trunken vom hellen Krystall.

XLIII.

BITTE DES SCHIFFENDEN.

Philodemos. II. pp. xxv.

Ino's Sohn, Melikertes, und du des bläulichen Pontos
Herrscherin, Leukothea, schützende Göttin der Fluth,
Du Poseidon, und ihr, des Nereus Töchter, ihr Wellen,
Und du, thrakischer West, milder Regierer des Meers,
Führet, ihr Himmlischen, mich, den Schiffenden, über die Salzfluth,
Huldreich, sonder Gefahr, zu den Gestaden Athens.

XLIV.

DANK DES LANDMANNS.

Philippos. II. 27. XIX.

Diese Garben des Feld's von wenigen Furchen, o Deo,
Bringt Sosiklees dir, frohliche Früchte der Müh;
Reichliche Halmen zu mäh'n verliehst du ihm. Brächt' er die Sichel
Auch im künftigen Jahr stumpf von der Arbeit zurück!

XLV.

Anakreon. I. 27. LXXI.

Was Dyseris entwarf vollbrachte Prexidike. Beyder
Jungfraun sinnige Kunst zeiget das schöne Gewand.

XLVI.

Nossis. I. 195. v.

Dieses Weihegeschenk, den Schleyer von Samytha's Haupthaar,
Hat mit freudigem Sinn Kypris, scheint es, empfahn.
Künstlich ward er gewebt und duftet des lieblichen Nektars,
Dessen, o holder Adon, dich die Unsterbliche salbt.

XLVII.

JÄGER'S WEIHGESCHENK.

Leonidas von Tarent. H. 4. 1.

Drey gewaltige Häupter von Mainalo
Hirschen, Apollon,
Liegen mit hohem Gehörn dir in de
Halle geweiht,
Die von den Rossen herab Dailochos, Pr
menes, Gygas,
Söhne des Lontiades, fallten mit kräftig
Hand.

XLVIII.

Myro. l. aa. v.

In der strahlenden Hall' Amathusiens liegst du geheiligt,
Traube, von lieblichem Most, Bromios Gabe, geschwellt.
Nicht mehr schlinget um dich die Erzeugerin liebende Reben
Und umschattet dein Haupt mit dem nektarischen Blatt.

XLIX.

OMPHALEN'S GÜRTEL.

Diotimos. I. 250. III.

Omphalen's zierlicher Gürtel, ich grüfse dich,
welchen Herakles
Einst, in Liebe beglückt, Lydiens Fürstin
gelost!
Glücklich warst du vordem, auch jetzo noch
nenn' ich dich glücklich
Da du das strahlende Haus, Artemis
Hallen, bewohnst.

L.

EINLADUNG.

Poseidippos. II. 46. III.

Göttin, die du Milet und Syriens holde Gefilde
Schallend vom stampfenden Huf, Kypros und Gaidos bewohnst,
Steige freundlich herab zu Kallistion's wirthlicher Schwelle,
Welche dem Liebenden nie spröde die Thüre versagt.

LI.

DIE SYRINX IN KYPRIAS TEMPEL.

Mnasalkas. I. 191. VII.

Sprich, Syringe, warum besuchtest du Aphrogeneien?
Was verweilest du hier, fern von der Flötenden Mund?
Keine Gebirge sind hier, noch schattige Thäler; nur Amorn
Wohnen hier. Auf dem Gebirg weile der rohe Gesang.

LII.

VENUS MARINA.

Lentulus Gaetulikus. B. 68. 1.

Dir, der schäumenden Fluth Beherrscherin,
bring' ich die Kuchen
Und das fromme Geschenk, hier an dem
Ufer des Meers.
Morgen besteig' ich das Schiff, die jonischen
Fluthen durchseegelnd,
An Eidotheas Brust führt mich der eilende
Lauf.
Veh', o Kypria, hold dem Liebenden,
schwelle die Seegel,
Du, die den Thalamos schützt, du, die
das Ufer bewacht.

LIII.

Antipater aus Sidon. II. 2. 111.

Klein nur ist der Tempel, (am Ufer der brau-
senden Meersfluth
Ward ich, das feuchte Gestad milde zu
schützen, gestellt)
Aber erwünscht. Mich erfreut das Meer, da
vor mir erbebet,
Und der Schiffenden Dank, welche sich
retten zu mir.
Ehre Kypriens Macht. Ich rufe dir, bald i
der Liebe,
Bald auf stürmischem Meer günstige Lüft
herbey.

LIV.

IYNX.

Ungenannter. III. 172. CXIII.

Niko's Kräusel, geschmückt mit strahlendem Golde, von klaren
Amethysten geschnitzt, liegt hier, o Kypris, geweiht.
Fernher über das Meer vermag er die Männer zu locken,
Und aus stillem Gemach zieht er das Mägdlein herbey.
Huldreich nimm das Geschenk den larissäischen Hexe,
Sorglich von weichem Gelock purpurner Lämmer umhüllt.

LV.

LAÏS SPIEGEL.

Plato. I. 170. VII.

Laïs, welche vordem voll Übermuths Griechenland hohnte,
Deren Thüren ein Schwarm buhlender Männer umgab,
Weiht Kytheren den Spiegel. In ihm zu schaun, was ich jetzt bin,
Lüstet mich nicht; was ich war, zeiget der Spiegel mir nicht.

LVI.

Julianos. II. [illegible]. IV.

Schönheit, Kypria, zwar gewährest du; aber es welket
Deine Gabe dahin unter dem Schritte der Zeit.
Mir auch schwand sie hinweg, die himmlische Gabe, Kythere;
Nimm denn deines Geschenk's Zeugen, o Göttliche, hin!

LVII.

WEIHGESCHENKE DER HETÄREN.

Simonides. I. 158. LXIII.

Diese Gürtel und Bilder, o Kypria, habe
Hetären,
Boidion und Pythias, kundig der Flö
geweiht.
Euer Seckel, Grofsirer und Schiffspatron, h
es erfahren,
Wo sie den Gürtel erlangt, wo sie d
Bilder verdient.

LVIII.

DANK DER ARMUTH.

Leonidas von Tarent. I. 223. XIII.

Kypria, dieses Geschenk der Dürftigkeit bringet in frommen
Händen Leonidas dir, kärglich vom Glücke bedacht.
Gerstenkuchen mit Öl, und langebewahrte Oliven,
Und die Feige, noch grün eben vom Baume gepflückt,
Und der Traube, vom Moste geschwellt, fünfbeeriges Zweiglein,
Und dieſs Restchen des Weins, das sich am Boden verbarg.
Wirst du, o Himmlische, mich feindseeliger Armuth entreifsen,
Wie du dem Tod mich entrifst, bring' ich ein Böcklein dir dar.

LIX.

DIE HAARLOCKE.

Palladas. II. 465. 1.

Keine Geschenke von Gold, noch bluti
Opfer, ein zartes
Salbenfeuchtes Gelock weihete Par
philion.
Mehr erfreute sich Isis darob, als Phoib
Apollon
Aller Schätze, die ihm Kroisos der Lyd
geweiht.

LX.

Agathias. III. 45. XXXII.

Paphien weihte den Kranz Kallisthoë; Pallas Athenen
Ihre Locken; des Leib's Gürtel, o Artemis, dir.
Denn ihr ward der gewünschte Gemahl, und sie lebte die keusche
Jugend dahin, und gebahr männlicher Kinder Geschlecht.

LXI.

DIE SCHIFFENDEN AN APOLL.

Philippos. II. 214. xr.

Der du weitschauende Höhn des leukadischen Felsen bewohnest,
Von des ionischen Meers schäumenden Fluthen bespült,
Nimm, o Phoibos Apollo, dieſs Brod, die Speise der Schiffer,
Und im kleinen Pokal wenige Tropfen des Weins;
Und den Schimmer der Lampe von uns — mit halbtrunkenem Munde
Durch ein ärmliches Docht saugt sie das nährende Öl —
Schenk' uns Hülfe dafür, und schwelle die Seegel mit mildem
Hauch und führe beglückt uns in den aktischen Port.

LXII.

BITTE.

Julius Polyainos. II. 237. 1.

Zwar tönt immer dein Ohr von tausendfältigen Stimmen,
Wenn der Erhörte dir dankt, oder der Furchtende fleht;
Dennoch, o Jupiter, der du die Flur von Scheria schützest,
Höre mich, und dem Gebet nicke mit heiligem Haupt;
Lafs mich rasten, o Zeus, von unendlichen Mühen, und führe
Nach dem langen Exil mich in die heimische Flur.

LXIII.

Julius Polyainos. II. 237. 11.

Oftmals schon, Kronide, verliehst du mir glückliche Schiffahrt,
Und die Fluthen des Meers schwiegen vor deinem Gebot.
Leit' auch jetzo die Fahrt des Bittenden! gönne mir frohe
Rettung; endlich, o Zeus, führ' in den Hafen mich ein.

LXIV.

OPFER DES GÄRTNERS.

Philippos. B. 217. xx.

Einen purpurnen Apfel Proserpinens, runzlichte Feigen,
Und die Beere, noch herb röthelnden Trauben entpflückt,
Diese Quitte von lieblichem Duft, mit Wolle bezogen,
Und die berstende Nufs, schimmernd durch grünes Gehäus,
Und die gelbliche Gurke gereift auf dem Lager des Laubwerks,
Und des Ölbaums Frucht strahlend im goldnen Gewand,
Bringet Lamon, der Gärtner, dir dar, und wünscht, o Priapos,
Wie die Bäume, sich selbst dauernder Blüthe zu freun.

LXV.

DANK DES REISENDEN.

Antiphilos. B. 170. v.

Dir, Einodia, weiht Antiphilos, heilige Göttin,
Seiner Reisen Symbol, diesen beschattenden Hut.
Denn du führtest mit Huld den Wandernden: seine Gelübde
Hörtest du. Dürftigen Dank bringt er, doch frommen Gemüths.
Fort das Geschenk; es enthalte die Hand der gierige Wandrer.
Selber ein Kleines, o Mensch, raubst du nicht sonder Gefahr.

LXVI.

GELÜBDE.

Philippos von Thessalonike. II. 223. XLVII.

Bogengerüstete Tochter des Jupiter und der Latona,
Artemis, die du des Walds heilige Thäler erkohrst,
Wend', o Göttliche, mild vom trefflichsten Kayser der Krankheit
Übel, und treibe sie straks zu der Kimmerier Nacht.
Dann bringt auf dem Altar Philippos düftenden Weyhrauch
Und den Eber, des Hayns wilden Bewohner, dir dar.

LXVII.

DER PRIESTER DER KYBELE.

Ungenannter. III. 134. CLXXIV.

Heimisches Land, o Gefild der Phrygier. Mutter der Löwen,
Dindymos, heiliger Berg, den der Geweihte bereitt,
Dir bringt, rastend der Wuth, der weibliche Priester Alexis
Jegliches, was ihn auf dir öfters zum Wahnsinn gespornt,
Klingelnder Cymbeln Getön und die tief erschallenden Pfeifen
Weihet er, aus dem Gehörn brüllender Kalber gekrummt,
Und die schallende Trommel, die Messer mit purpurnem Blute
Rothgefärbt, und das Geloch, das er im Taumel geschwenkt
Schütze, Gebieterin, ihn, der in blühender Jugend dir raste;
Und der Dürftigkeit Last mindre dem Alternden itzt.

LXVIII.

Skolia. I. 135. IX.

Pallas Tritogeneia, lenke diesen
Staat, o Königin, und des Staates Bürger,
Von dem Aufruhr fern, fern vom Schmerz,
Ferne von hohem Tod, Göttliche du und
Zeus.

LXIX.

GELÜBDE DES DÜRFTIGEN.

Philippos. II. 214. X.

Neige dich her, Ägyptens Gebieterin, leinenumgürtet,
Wo dich Damis Gebet rufet zum frommen Altar;
Auf dem gespaltenen Holz erblickest du den bröcklichen Kuchen,
Und dies grauliche Paar Gänse, genähret im Pfuhl.

Auch die Narde zugleich, gesprenkelten Feigen zur Seite,
Weyhrauch, lieblichen Duftes, runzelnde Trauben voll Most.
Wirst du der Dürftigkeit ihn, wie den schäumenden Wellen entreifsen,
Bringt er ein Böcklein dir dar, Göttin, mit goldnem Gehorn.

LXX.

Anakreon. S. ing. LXXIX.

Sohn der Maja, verleih dem Tellias freundliches Leben,
Und mit göttlicher Huld dank' ihm das fromme Geschenk.
In der Eunomyer Stamm, der Gerechtigkeit redlichen Pflegern,
Lafs ihn wohnen und sich günstigen Looses erfreun.

LXXI.

Leonidas von Tarent. I. 221. VII.

Die auf Dindyma's Höhn und Phrygia's flammenden Bergen
Oft dein heiliges Fest, Mutter der Götter, beging,
Sey Aristodiken hold, Silena's Tochter, und führe
Bald zu Hymens Altar bräutlich die Kleine geschmückt.
Dankbar tanzt sie dafür in deinen Hallen, Erhabne,
Und am geweihten Altar, schüttelnd des Haares Gelock.

LXXII.

Bakchylides. I. 13. XIX.

Nahmenreiche, verehrte Pallantias, göttliche Nika,
Schaue mit gütigem Blick auf die Kranaier herab;
Schaue den lieblichen Chor! — In den fröhlichen Spielen der Musen
Schmücke Bakchylides Stirn ofters mit Kranzen des Siegs.

LXXIII.

DER LANDMANN DEN HEROÏNEN.

Nikainetos. I. 416. 1.

Die ihr das weite Gestad der Libyer, Nymphen, bewohnet,
Und mit zottigem Vliefs Schultern und Hüften umhüllt;
Heroïnen empfangt, ihr Kinder der Götter, Philetis
Fromme Garben, und hier grünliche Kränze von Schilf,
Diesen Zehnden vom ganzen Ertrag: doch bringt er auch dafür,
Heroïnen, euch Dank, Häupter der libyschen Flur!

LXXIV.

WEIHE.

Diotimos. I. Ep. II.

Leuchtende, schütze mit Huld, o Retterin, Pallados Erbtheil,
Artemis, sende dem Mann freundliche Strahlen herab,
Dauernde Freude für ihn und die Seinigen. Denn er verkannte
Nimmer das heilige Recht, welches Kronion uns wägt.
Gönne den Grazien auch, o Artemis, über die Blumen
Dieses geweihten Gefilds hüpfenden Fufses zu ziehn.

LXXV.

BILD DES HERKULES.

Ungenannter. III. 211. CCLXXXIX.

Dank dem mächtigen Arm des Herkules, Hüter der Heerden,
Nicht mehr wagt sich hierher reiſsender Wolfe Gezücht;
Und es scheut sich der Dieb auf heimlichen Wegen zu wandeln,
Und der fesselnde Schlaf schadet dem Hirten nicht mehr.
Denn, nicht sonder Gebet, erhobete Jupiters tapfern
Sohn Dionysios hier, Schützer der Gegend zu seyn.

LXXVI.

JAGERS WEYHGESCHENK.

Lukillios. II. 37. 1.

Dir dem Holenbewohnenden Pan, den Nymphen der Berghöhn,
Und den Satyrn, und dir, heilige Dryas des Hayns,
Hat hier Markos der Jäger, als er mit den Hunden und vormals
Glücklichem Spiels nichts erlegt, selber die Hunde gehenkt.

LXXVII.

DER SCHIFFBRÜCHIGE DEN GÖTTERN DES MEERES.

Lukianos. II. 301. xv.

Glaukos und, Leukothea, dir, Melikertes und Nereus,
Euch den Kabiren und dir, Herrscher der Tiefe, Neptun;
Götter des Meeres, euch bringt Lukillios, weil er den Wellen
Glücklich entronnen, sein Haar, alles was übrig ihm blieb.

LXXVIII.

Plato. I. 170. VIII.

Diesen Diener der Nymphen, den Frosch, den Sänger im Schilfrohr,
Der sich am hüpfenden Nafs zitternder Quellen erfreut,
Hat, geformet aus Erz, ein Wanderer, treu dem Gelübde
Aufgestellt, weil er am Bach stillte den qualenden Durst.
Denn aus nassem Gehläft verkündigte heller Gesang ihm
Was er irrend gesucht, rieselndes Wasser im Bach.
Da verfolgte sein Fufs die leitende Stimme des Herolds
Und entdeckte das Nafs, das er zu finden geseufzt.

LXXIX.

Simonides. I. 139. LXVIII.

Als du dieſs Bild dem Merkur, o Leokrates Stoibos Erzeugter,
Weihetest, lächelten dir freundlich die Grazien zu;
Auch Akademos Hayn erfreute sich; und ich verkünde
Hier im Schatten dein Lob jeglichem, der mich befragt.

LXXX.

PRIAPOS BEY DEN GRAZIEN.

Apollonidas. II. 235. IX.

Mich der Gärten Beschützer, Phylomachos treffliches Kunstwerk,
Widmet' Anaxagoras. Kniend erblickst du mich hier.
Fragst du, o Wandrer, vielleicht, was mich zur Erde gebeugt hat?
Sieh der Grazien Chor hier in dem Tempel zunächst!

LXXXI.

MERKUR UND HERKULES.

Antipater aus Sidon. H. ep. xxvm.

Wenig begehret Merkur; es genügen ihm mäfsige Gaben,
Fromme Opfer von Milch, Honig den Eichen geraubt.
Nicht so Herkules. Er begehret den zottigen Widder,
Oder ein fettes Schaf oder ein jähriges Lamm.
Dafür scheucht er den Wolf! — Was liegt daran, raubet der Wolf euch,
O ihr Hirten, das Vieh, oder der schützende Gott?

LXXXII.

WEYHEGESCHENK DES FAUSTKAMPFERS.

Lukillios. II. 317. II.

Der du Pisa regierst, o Jupiter, Aulos der Pugil,
Hat sein Kranium dir Stückchen für Stückchen geweiht;
Kehret er glücklich zurück aus Nemea, setzt er vielleicht auch
Noch die Wirbel, o Zeus, welche hier fehlen, hinzu.

FÜNFTES BUCH.

I.

AMOR'S DROHUNG.

Ungenannter. III. 161. LIV.

Jupiter drohte dem Amor: Ich nehme dir alle Geschosse!
Und der Geflügelte sprach: Donnrer, so wirst du zum Schwan.

II.

Ungenannter. III. 160. XLVII.

Schleudere Flammen auf mich und Schneegestober und Blitze,
Schlepp' auf Felsen mich hin, stürz' in die Fluth mich hinab.
Wer, vom Joche der Liebe gedrückt, in Leiden geübt ward,
Der kämpft rüstig sogar gegen des Donnrers Geschofs.

III.

Meleager. I. 17. LV.

Seele, mit Zähren getränkt, kaum schloſs sich die Wunde der Liebe,
Und schon soll sie auf's neu wieder im Busen entglühn?
Nein, beym Jupiter, nein! — Beym Jupiter, Sinnebethörte,
Rege die Flammen nicht auf, welche die Asche bedeckt!
Ach, vergaſst du der Schmerzen so früh? Mit doppelten Qualen
Züchtiget Amor die Flucht, wenn er, Verlaufne, dich hascht.

IV.

Meleager. I. 16. LIII.

Immer tönt und immer im Ohre mir Flüstern des Eros;
Immer bringet mein Aug Opfer von Thränen ihm dar.
Nicht die heilige Nacht, der Morgen nicht lindert die Flammen,
Und schon zeiget mein Herz kenntliche Mahle des Brand's.
Leichtlich drangt ihr mir ein in die Brust, geflügelte Knaben;
Aber daraus zu entfliehn, Amorn, vermöget ihr nicht.

V.

Ungenannter. III. 19. XLIV.

Wie du zum stürmischen Meer der Liebe mich sonder Erbarmen
Hinraffst! da du doch selbst, Kypria, kennest die Qual.
Wahrlich du folterst mich nur aus Übermuth. „Priester der Musen,
Sprichst du dann prahlend, dir schlug Kypria Wunden allein."

VI.

AMOR UND DIE MUSEN.

Plato. I. 175. xxx.

Kypria sprach zum Chor Mnemosynens: Jüngferchen, ehret
Kyprien, oder sie schickt, hört es, den Amor euch zu.
Drauf erwiederten sie der Göttlichen: Drohe dem Ares!
Uns, o Göttin, bekriegt nie das geflügelte Kind.

VII.

Polystratos. II. 1 u. 2.

Doppeltes Feuer durchglüht die Seele mir; Augen voll Neugier,
Warum gaffet ihr frech alles und überall an?
So beschautet ihr jüngst den Antiochos; fröhlich umtanzet
Ihn, der Jünglinge Preis, goldener Grazien Chor.
Doch genügt' er euch nicht. Ihr sandet die frevelnden Blicke
Nach Stasikrates hin, Paphiens zartem Gesprofs.
Nun denn, brennet und glüht und schmelzet in lodernden Flammen;
Denn für beyde zugleich bietet die Seele nicht Raum.

VIII.

Philodemos. II. 87. XX.

Heliodoren zu fliehn ermahnet die Seele mich klöglich,
Denn sie kennet den Schmerz, welchen die Liebe gebiert.
Und ich hör' es und doch gehorch' ich nicht.
Denn die Verwegne
Mahnet und stürzet sich selbst mahnend der Lieb' in den Arm.

IX.

PSYCHENS QUALEN

Meleager. I. 29. LVIII.

Rief ich dir, Psyche, nicht zu, es haschet die tückische Schlinge,
Thörichte, sicher dich noch, flatterst du öfters hinzu!

Rief ich dir nicht? — Wohlan, jetzt hält sie dich! — Flattre nur fruchtlos,
Thorin! — Amor umstrickt fesselnd die Fittiche dir,
Stellt zum Feuer dich hin, und netzt dich mit Salben, und giebt dir,
Wenn du verschmachtest vor Durst, glühende Thränen zum Trank.
Arme, Leidenbelastete, bald durchglühen dich Flammen,
Bald durchbebt dich der Frost, wenn du zu athmen beginnst.
Warum weinest du jetzt? — Als Amor, der Frevler, im Schofs dir
Aufwuchs, ahndet'st du nicht, dafs du den Feind dir erzogst?
Nein, du ahndetest nichts! Nun freue dich trefflichen Pflegsolds,
Jetzo von Feuer gequalt, jetzo von starrendem Schnee.
Selber wähltest du so, nun duld' es auch. Siehe, du leidest,
Thörichte, was du verdient, röstend in kochendem Seim.

X.

Meleager. I. 8. XX.

Trinker des Weines, empfangt den Kehrenden, welcher der Meersfluth
Und den Piraten entflohn, jetzo am Ufer vergeht.
Kaum verlafs ich das Schiff und setze den Fufs auf die Erde,
Faht mich Amor und zieht sonder Erbarmen mich fort,
Zu der Stelle mich fort, wo leise die Liebliche wandelt,
Und es entführt mich der Fufs eilend und zögernd zugleich.
Nicht von Bromios glüht der Busen mir, Feuer erfüllt ihn;
Auf denn, Freunde, herbey, helfet dem bittenden Freund!
Helfet dem Freund' und empfangt den Unglücklichen, welcher der Freundschaft
Schützende Hülfe begehrt gegen den tükkischen Gott.

XI.

Rufinos. II. 99. xx.

Noch zwar leugnet die Gluth Melissias; aber ihr Gauren
Kunder, dafs Amor auf sie alle Geschosse geleert.
Schau den schwankenden Gang, die flüchtigen Seufzer, den raschen
Athem, das schmachtende Aug, tief in die Hohle gesenkt.
Kinder Kytherens, wohlan, o folget mir, schüttelt die Fackeln,
Schüret die Kohlen zum Brand, bis sie die Flammen gesteht.

XII.

Meleager. I. 26. 27.

Schrecklich ist Kyprias Sohn! — Was hilft es mir, ruf ich noch einmal,
Stöhnend, und wiederum aus: Schrecklich ist Kyprias Sohn!
Denn er lachet darob, und freuet sich, wenn ich ihm oftmals
Zürne; scheit' ich auf ihn, wächst er nur rascher empor.
Aber ich staune, wie du, o Kypria, Tochter des Pontos,
Aus dem Schwalle der Fluth glühende Flammen gebährst!

XIII.

DROHUNG.

Meleager. I. 26. LII.

Amor, ich werfe dir stracks den skythischen Köcher, den Bogen,
Und dein ganzes Geschofs in den verzehrenden Brand.
Alles geb' ich den Flammen zum Raub. Was rümpfest du höhnisch
Lächelnd den Mund? Nur Geduld, grinzend verziehst du ihn bald!
Sonder Mitleid kürz' ich dir bald der Fittiche Schwungkraft,
Und mit ehernem Band schnür' ich die Füfse dir fest.
Aber so sperrt' ich wohl gar den reifsenden Wolf zu der Ziege,
Und der geträumete Sieg wäre mir baarer Verlust.
Geh denn, Mächtiger, hin mit beflügelten Sohlen, und richte
Deiner Fittiche Schwung gegen ein müfsiges Herz.

XIV.

AMOR'S GEFAHR.

Ungenannter. III. 160. XLIX.

Welch ein lautes Getös, welch schrecklicher Lärmen erhebt sich
Von dem Scheideweg her? Paphia, kümmert's dich nicht?
Deinen wandernden Sohn umringen die Armen, o Kypris,
Denen sein Flammengeschofs lodert in innerster Brust.

XV.

BESTELLUNG.

Glaukos. Il. 347. 11.

Pan.

Sagt mir, Nymphen der Flur, erblicktet ihr meinen Geliebten?
Hat hier Daphnis vielleicht neben den Ziegen geruht?

Die Nymphen.

Ja, ja, flötender Pan, wir erblickten ihn. Dort in der Pappel
Rind', o mänalischer, grub redende Zeichen er ein.

Pan.

„Komm, nach Malea, Pan, zu Psophidios Waldern. Ich warte
Deiner." — Seyd mir gegrüfst, Nymphen, ich folge dem Ruf.

XVI.

PAN ZU DEN NYMPHEN.

Diodoros Zonas. III. 33. (Anth. Lips. T. II. 69 vs. a.)

Nymphen am Meeresgestad, ihr heiligen Töchter des Nereus!
Habt ihr den Daphnis gesehn, wie er vom Staube sich wusch?
Als er sprang in die Fluth, von Sirius Flammen erhitzet,
Färbte mit purpurnem Roth leise die Wange sich ihm.
Nymphen, dünkt er euch reizend wie mir? Sagt, oder verräth sich
Nicht am Schenkel mir nur, auch an dem Herzen der Bock?

XVII.

DER SCHLAFLOSE.

Krinagoras. II. 140. III.

Fruchtlos wendest du dich, Krinagoras, jetzo zur Rechten,
Jetzt zur Linken und suchst Ruh auf dem einsamen Bett.
Liegt Gemella dir nicht in liebenden Armen, so bringt dir
Statt des Schlummers die Nacht Kummer und Müdigkeit nur.

XVIII.

THRÄNENOPFER DER GELIEBTEN.

Asklepiades. I. 211. IV.

Weilet, ihr Kränze, mir hier, an die Pfosten der Thüre gehellet,
Weilet hier! aber zu früh schüttelt die Blumen mir nicht.
Thränen thauten mir drauf; des Liebenden Augen entströmen
Zärtliche Thränen so leicht! Wenn sie die Schwelle betritt,
Träufelt ihr über das Haupt die Tropfen der Liebe hernieder,
Und das blonde Gelock trinke den thränenden Thau.

XIX.

AN EINEN SCHÖNEN KNABEN.

Asklepiades. I. 211. II.

Wären dir Flügel verliehn und trügest du Bogen und Pfeile,
Du wärst Amor, o Kind, nicht Amathusiens Sohn.

XX.

Asklepiades. I. 26. XXVI.

Schleudre nur Hagel und Schnee und flammende Blitze, verhülle
Nur mit Dunkel das Land, senke die Wolken herab.
Wenn du mich tödtest, o Zeus, so rast' ich doch.
Lebend verfolg' ich,
Wenn du auch schlimmres begönnst, rüstig der Liebe Beruf.
Mich entraffet der Gott, der allmächtige, welchem gehorsam,
O Kronide, du einst eherne Mauern durchbrachst.

XXI.

AN DIE LAMPE.

Asklepiades. L. 216. XXV.

Dreymal hat Herakleia zu kommen geschworen und kömmt nicht;
Lampe, sie schwur es bey dir! Bist du den Göttern verwandt,
O so bestrafe den Trug der Frevlerin! Hält sie den süfsen
Freund im liebenden Arm, nun so verlösche dein Licht.

XXII.

WUNSCH DER EIFERSUCHT.

Meleager. I. 29. ex.

Heilige Nacht, du Mutter der Himmlischen, eines begehr' ich,
Eins nur, Freundin der Lust, fleh' ich, o heilige Nacht!
Wenn ein Glücklicher sich in Heliodorens Umarmung,
An die Geliebte geschmiegt, Freuden der Liebe verspricht,
O so verlosche das Licht, und er selbst entschlummre der Süfsen,
Einem Endymion gleich, trag' in dem mufsigen Schoofs.

XXIII.

Asklepiades. I. Ep. XIII.

Diesem Reste, der mir von der Seele geblieben, ihr Amorn,
Diesem dürftigen Rest lasset, ihr Amorn, in Ruh!
Aber gefällt es euch nicht, so schleudert mir Blitze statt Pfeilen;
Wandelt in Asche mich um, lasst mich zu Kohlen verglühn!
Ja, ja, schleudert nur Blitze herab! — Verhärtet in Leiden
Fordert, ihr Götter, das Herz schärfre Geschosse von euch.

XXIV.

Asklepiades. I. 213. XI.

Oftmals quält' ich vordem den Archeades: jetzo vergifst er
Meiner und wendet den Blick auch nicht im Scherze mir zu.
Ach nicht immer erfreut Amathusiens lieblicher Knabe:
Doch scheint Liebenden oft aufser der quälende Gott.

XXV.

ZEICHEN DER LIEBE.

Asklepiades. I. 275. X.

Wein verräth die Liebe. — Dionysos häufige Becher
Öffneten Nikagoras liebeverbergendes Herz.
Denn er senkte den Blick, es rollten ihm Thränen vom Auge,
Und der Kranz auf dem Haupt glitt von den Locken herab.

XXVI.

NUTZLICHER RATH.

Rutinos. II. 306. XXVII.

Sprich, wer warf dich entkleidet heraus? wer hat dich gegeifselt?
Was von Felsen sein Herz? sah dich der Grausame nicht?
Fand er vielleicht den Galan und kam er euch beyden zur Unzeit?
Nun, was jetzt du gethan, thut ja wohl jegliches Weib.
Aber ist kunftig der Mann aus dem Haus, und jener ist bey dir,
So verriegle die Thür, dafs du nicht gleiches erfährst.

XXVII.

VERGELTUNG.

Rufinus. II. 309. XXXVIII.

Jetzo grüfsest du mich, da die rosigen Wangen verblüht sind,
O du Neidische, sonst glatt wie der parische Stein!
Jetzt, da das zierliche Haar, das deinen Nacken umspielte,
Kärglich die Schläfe bedeckt, lafst du zum Schera dich herab.
Nicht mehr nahe dich mir, begegne mir nimmer, o Stolze;
Sind die Rosen verblüht, mag ich die Dornen nicht sehn.

XXVIII.

Kutinus. II. 292. VIII.

Noch entweichet dein Reiz den Jahren nicht; immer bewahret
Deine holde Gestalt Reste der Jugend noch auf.
Unveraltert ist noch die Grazie; schwellend erhebt sich
Noch die elastische Brust, fröhlich mit Rosen gekrönt.
Ach! wie viel der Männer hat einst die göttliche Blüthe
Deiner Jugend entglüht, als sie die Knospe durchbrach.

XXIX.

Philodemos. II. 27. XVIII.

Sechzig Jahre vollendete schon die holde Chariklo,
Und noch wallet ihr Haar dunkel den Nacken herab.
Noch erhebt sich der marmornen Brust elastische Wölbung.
Und der Binden beraubt, strebt sie doch schwellend empor;
Überall athmet ihr Leib, von keinen Runzeln gefurchet,
Schaaren von Grazien aus, Nektar und lockenden Reiz.
Eilet herbey, die die Trauben erfreun voll schwellenden Mostes.
Eilt und genießet; der Zeit werde von keinem gedacht.

XXX.

Philodemos. II. 83. 17.

Reizende, harre doch mein. Wie heiſsest du?
Sage, wo kann man,
Holde, dich finden? — Empfang, was du
begehrest. — Du schweigst?
Sprich, wo wohnst du? — Ich schicke dir
nach. — Hat einer dich etwa?
O du Stolze, leb' wohl! — Wie, du ver-
gilt'st nicht den Gruſs?
Gut, ich suche dich auf, und ermüde nicht. —
Sprödere lernt' ich
Schon erweichen als dich. — Jetzo, Hetäre,
leb' wohl!

XXXI.

REUE.

Paulos Silent. III. 72. sv.

Frevelnde Hand, du hast es gewagt an goldenen Locken
Sie zu ergreifen und ach! rückwärts zu beugen ihr Haupt?
Ja, du hast es gewagt! und dich rührte der klägliche Ton nicht,
Nicht das zerrissne Geloek, nicht der gebogene Hals?
Fruchtlos strafst du nunmehr mit häufigen Schlägen die Stirne,
Denn du drückst ihr hinfort nicht mehr die schwellende Brust.
O ich flehe dich an, Gebieterin! mildre die Strafe,
Oder ein blutiges Schwerd schneide das Leben mir ab.

XXXII.

Paulus Silent. Ill. 72. sqq.

Seit im Scherze mir jüngst beym fröhlichen Mahle Chariklo
Mit dem eigenen Kranz heimlich die Locken umschlang,
Quält mich verderbliche Gluth. Es erfüllte wohl, wähn' ich, die Blumen
Jenes verborgene Gift, welches Kreusen verzehrt.

XXXIII.

Meleager. l. 7. xv.

Sieh, schon leuchtet der Tag: doch Eunomos drücket die Schwelle
Schlaflos; Liebegequält athmet sein Leben er aus.
Ach! ein strahlender Blick Zenophila's tödtet den Armen,
Und wie auf Kohlen das Wachs schmilzt er in Liebe dahin.
Richte dich, Eunomos, auf! Ich selber von Amor verwundet,
Deiner Schmerzen Genoss mische die Thränen mit dir.

XXXIV.

DER SCHIFFENDE GELIEBTE.

Meleager. l. 5. vii.

Günstig den Schiffern des Meers erfüllte die Segel der Südwind,
Und entführte mein Ich, meinen Andragathos, mir.
Dreymal seliges Schiff, ihr seligen Wellen des Pontos!
Dreymal selig der Wind, welcher den Knaben umspielt!
Würd' ich zum Delphin gewandelt, ich böte die Schultern dem Holden,
Und bis an Rhodos Gestad führt' ich ihn über die Fluth.

XXXV.

AUF EINEN SCHÖNEN KNABEN.

Meleager. I. 9. XXIII.

Wahrlich mit freundlichem Aug', o Grazien, habt ihr den Knaben
Angeschaut, zärtlichen Arms habt ihr den Holden umfaßt.
Darum schleudert er Flammen vom Angesicht, liebliche Worte
Lallt er; und schweiget sein Mund, plaudert sein freundliches Aug.
Immer bleib' er mir fern! — Was hilft es mir? — Wie vom Olympos
Zeus, so schleudert auch er flammende Blitze von fern.

XXXVI.

Meleager. I. 32. ens.

Laute Cicade, du läfst die ländlichen Lieder ertönen,
Auf der einsamen Flur, trunken vom lieblichen Thau,
Und mit zackigem Fufs erregest du schwirrende Töne,
Und zur Leyer Apolls wird dir der bräunliche Leib.
Singe den Nymphen des Hayns, Geliebteste, neue Gesänge,
Und es eifre dein Lied mit dem männlichen Pan.
Denn ich eilte hierher, in des Platanos Schatten zu schlummern;
Rufe den Schlaf mir herbey, scheuche den Amor hinweg!

XXXVII.

BOTHSCHAFT.

Meleager. I. 26. ꝛc.

Mücke, schwebe mir hin, als eilige Bothin, und flüstre
Folgende Worte dem Ohr meiner Zenophila zu:
„Schlaflos harret er dein; doch schlummerst du liebevergessen!“
Fleuch, o Mücke, denn hin, Musengeliebte, zu ihr!
Doch sprich leise mit ihr, und wecke nicht ihren Gemahl auf;
Unser Geheimniſs verrieth leichtlich die Eifersucht ihm.
Führst du die Holde mir zu, so schmück' ich dein Haupt mit des Löwen
Rachen, und gebe der Faust Herkules Keule zum Lohn.

XXXVIII.

Meleager. I. 13. 14.

Meld', o Dorkas, ihr dieſs! — Geh, tummle dich, melde zum zweyten-
Melde zum drittenmal ihr alles, o Dorkas, und geh!
Zaudre nicht, fliege zu ihr! — Doch harre noch, Einen Moment nur! —
Dorkas, wo gehst du denn hin, eh' du noch alles vernahmst?
Setze zu dem, was ich eben gesagt, — doch wahrlich! ich schwatze! —
Sage von allem ihr nichts — oder — sag' alles und geh!
Alles durchaus, verschweige kein Wort! — Doch sieh, warum send' ich
Dich, o Dorkas? — Ich selbst eile der Bothin zuvor.

XXXIX.

LAUNEN DER LIEBE.

Kallimachos. I. 465. XI.

Über die waldigen Höhn, Epikydes, folget der Weidmann
Jeglichem Hasen und sucht emsig die Fährte des Rehs.
Schneegestöber und Frost verachtet er. Sagst du ihm aber:
Schau doch, hier liegt schon ein Wild! Nimm es! — so nimmt er es nicht.
Also mein liebendes Herz. Es folget dem Flüchtigen rastlos;
Aber was willig sich beut, läfst es verachtend zurück.

XL

Antiphanes. II 24 f.

Paphia lösete sich den reizenden Gürtel vom Busen
Selber, und widmete dir, Ino, das holde Geschenk;
Dafs du der Männer Gemüth mit Sinnebethörendem Zauber
Fesseltest; ach! nur für mich hast du die Gabe gebraucht.

XLI.

ERINNERUNG.

Asklepiades. I. 218. XXI.

Noch versagst du den süfsen Genufs. Was harrst du, o Jungfrau?
Hoffst du in Aïdes Nacht einen Geliebten zu schaun?
Unter den Lebenden wohnt Amathusia; aber am Ufer
Acherons modern wir einst, Staub und Gebeine, dahin.

XLII.

Asklepiades. I. 212. 1x.

Trink', Asklepiades! — Was fliefsen dir Thränen? — Was grämt dich?
Nicht dir einem allein rüstete Kypria sich.
Nicht dich einen allein erwählte zum Ziele der Pfeile
Kypriens Sohn. — O warum wirst du schon lebend zu Staub?
Lafst uns trinken den Most des Bromios! — Wenig des Tages
Bleibet uns! — oder gefallt's, dafs wir die Lampen erharr'n?
Trinken wir sorgenbefreyt! — Nach wenigen Tagen versinkst du
In der unendlichen Nacht ewigen Schlummer hinab.

XLIII.

Ungenannter. III. 164. LXVII.

Salbe send' ich dir zu; nicht dir, der Salbe zur Freude;
Da du, o Liebliche, selbst Salbe zu salben vermagst.

XLIV.

Ungenannter. III. 165. LXVIII.

Salbe send' ich dir zu, durch Salbe die Salbe zu ehren,
Wie wir dem Bromios selbst spenden des Bromios Most.

XLV.

AUFFORDERUNG.

Rufinos. II. 394. XVI.

Lafs uns kränzen das Haupt, o Prodike, wenn wir gebadet,
Und Dionysos Most trinken aus gröfserm Pokal!
Kurz nur ist das Leben der Fröhlichen; traurig es Alter
Und am Ende der Tod storet den süfsen Genufs.

XLVI.

Rufinos. II. 393. XIII.

Ach, wo findet man dich, Praxiteles? dich, Polykleitos?
Die ihr Steinen vordem Leben und Athem verlieht?
Wer o! bildet mir nach die düftenden Locken Melinda's,
Dieses feurige Aug, oder die blendende Brust?
Bildner und Künstler, wo such' ich euch auf? In Tempeln zu glänzen,
Wie im Göttergebild, ziemet der holden Gestalt.

XLVII.

Palladas. II. 306. 11.

Dreymal glücklicher Stahl, o himmlischer! der du die goldnen
Flechten von Pamphilions düftendem Haupte gemäht;
Dich hat keiner der Menschen geformt; auf dem Lemnischen Eyland
Hob die Grazie selbst einen der Hammer empor,
Und die Schöngeschleyerte (mit Homeros zu reden)
Schmiedete eigener Hand dich an Hefaistos Kamin.

XLVIII.

DER KRANZ.

Rufinus. II. 395. XV.

Diesen zierlichen Kranz, o Prodike, den ich mit eignen
Händen gewoben für dich, send' ich dir, Reizende, zu.
Rosen paart' ich darin mit Lilien, flocht Anemonen,
Schattige Veilchen und auch feuchte Narzissen hinein.
Schmückst du die Locken mit ihm, so banne verderblichen Sprödsinn;
Wie die Blumen im Kranz, Prodike, blühst du und welkst.

XLIX.

Paulos Silent. III. 73. XXIV.

Fern zu weilen von dir, o Reizende, hab' ich geschworen,
Bis Tithonia sich zwölfmal den Fluthen entraucht.
Ach, ich versucht' es umsonst. Schon scheinet der heutige Morgen,
O Geliebteste, mir, länger als andern ein Jahr.
Nun so bitte mit mir die Himmlischen, dafs sie dem Strafblatt
Nicht verzeichnen den Schwur, den ich so thöricht gethan;
Und erfreu' mich auf's neu durch Freundlichkeit, dafs nicht, o Holde,
Deine Geifsel und auch Jupiters Geifsel mich trifft.

L.

AN DEN MOND.

Philodemos. II. 84. VII.

Nächtliche, leuchte mir hold mit silbernen Hörnern, Selene;
Durch die Fenster herein sende das freundliche Licht;
Und bestrahle den Leib Kallistion's. Euch, des Olympos
Göttern, ward es vergönnt, Liebender Werke zu schaun.
Selig preifsest du mich, o Göttliche, selig auch jene;
Denn auf latmischen Höhn hast du die Liebe genennt.

LI.

WEISSAGUNG.

Philodemos. II. 36. xv.

Noch entfaltete sich die Rose nicht; unter den Schatten
Zarter Reize genährt, färbt sich die Beere noch nicht.
Amor schleifet indefs, Lysidika, flüchtige Pfeile,
Und im Innern versteckt dampfet der heimliche Brand.
Lafst uns, Liebende, fliehn, eh' von der Sehne der Pfeil schwirrt;
Denn unnennbare Gluth künd' ich prophetisch euch an.

LII.

DER KRANZ.

Meleager. I. 30. cv.

Flechten will ich Violen und lachende Lilien, flechten
Will ich, mit Myrten vermählt, zarte Narzissen zum Kranz;
Krokos flecht' ich hinzu; ich flechte die Blum' Hyakinthens,
Und die Rose zuletzt, Liebender Zierde, hinein.
Dann umwinde der Kranz Zenophila's lockige Scheitel,
Und ihr duftendes Haar wird er mit Blumen bestreun.

LIII.

Meleager. I. 29. civ.

In Zenophila's Haar verwelket der düftende Kranz zwar;
Aber des Kranzes Kranz strahlet sie selber hervor.

LIV.

DROHUNG.

Meleager. I. 21. LXXII.

Sänger der Frühe, du Feind der Liebenden, dreymal Verwünschter,
Jetzt schon, tief in der Nacht, schlägst du die Flügel und krähst,
Stolz vom Lager herab! und freuest dich, während ich traure,
Dafs nur ein kurzer Moment hüsse zu pflucken mir bleibt.
Also lohnest du mir? — So schwör' ich denn hier bey der Dämmrung,
Diesen verhafsten Gesang stimmst du zum letztenmal an!

LV.

Marcus Argentarius. II. 267. VIII.

Warum raubest du mir den lieblichen Schlummer, o Haushahn,
Und den freundlichen Traum, der mich Alkippen vereint?
Also lohnest du mir, o Frevelnder, dafs ich zum Sultan
Über die krähende Schaar dich in dem Hofe bestellt?
Nun bey Sarapis Altar beschwör' ich es, nimmer beginnst du
Jenes Geschrey! dein Blut färbe des Gottes Altar!

LVI.

AN DEN MORGENSTERN.

Meleager. I. 24. LXXXI.

Du, der Liebenden Feind, o Phosphoros, warum erscheinst du,
Da ich in Demus Arm, eben erwarmte, so früh?
Wende den eiligen Lauf und werde zum Hesperos wieder,
Und dein feindliches Licht scheine mir Freud' in die Brust.
Also thatest du einst, da Zeus Alkmenen umarmte,
Und auf himmlischer Bahn hast du die Rückkehr gelernt.

LVII.

Meleager. I. 22. LXXII.

Phosphoros, Bothe des Lichts, ich grüfse dich! Führe die Holde,
Die du mir jetzo geraubt, wieder als Hesperos zu.

LVIII.

Meleager. I. 30. CVIII.

Gieſse des Wein's und wiederum sprich und wieder und nochmals:
„Heliodora!“ — so wird Nahmen und Nektar gemischt.
Ferner umschlinge mein Haupt mit dem gestrigen Kranze, dem Denkmahl
Heliodorens — er haucht heute noch süſses Gedüft —!
Aber Thränen vergieſst die zärtliche Ros' in dem Kranze,
Daſs sie die Holde nicht hier, nicht mir am Busen erblickt.

LIX.

AN DIE BIENE

Meleager. L. 30. CVIII.

Freundin der Blumen, warum berührst du die strahlenden Wangen
Heliodorens, und fliehst fern von den Blumen des Mays?
Kündest du, Biene, vielleicht, dafs Heliodore des Eros
Stachel im Herzen bewahrt, bitter und lieblich zugleich?
Diels, diefs deutest du an! — So kehre denn, Liebender Freundin,
Kehre nur! Was du mich lehrst, fühlt' ich im Herzen schon lang.

LX.

Meleager. I. 26. xeri

Schon entspriefset der Flur die weifse Viole, Narzissen
Glänzen, vom Thaue genährt, Lilien blühn am Gebirg;
Peitho's lieblicher Schmuck, die Blume der Blumen, die Rose,
O Zenophila, treibt kostliche Knospen hervor.
Warum lacht ihr umsonst mit freundlichen Blumen, ihr Wiesen?
Euer düftender Kranz welkt vor Zenophila's Reiz.

LXI.

Diotimos. I. 230 s.

Amme meiner Geliebten, was bellst du mir, wenn ich mich nahe?
Warum stürzest du mich Armen in doppelten Schmerz?
Wenn du die Reizende führst, so folg' ich den Spuren der Jungfrau,
Aber ich wandle, du siehst, dennoch den eigenen Weg.
Schon die Holde zu sehn, erfreuet mich. Dünkt dir das Anschaun
Neides werth? Sehen wir doch selber der Götter Gestalt.

LXII.

DIE ROSEN IM WINTER.

Krinagoras. II. 1/3. IX.

Vormals blühten im Lenz die Rosen nur; mitten im Winter
Dringen aus hüllendem Schoofs jetzo die Knospen hervor,
Dir entgegen zu blühn. Wir lächeln dem frohen Geburtstag,
Und dem andern, der dich deinem Gemahle gebracht.
Denn das göttliche Haupt des schönsten der Weiber zu schmücken,
Dünket uns besser als dich, Sonne des Frühlings, zu schaun.

LXIII.

KLAGE DER VERLASSNEN.

Meleager. L. 2. LXXI.

Heilige Nacht, du Lampe, wir wählten euch beyde zu Zeugen,
Niemand, aufser nur ihr, hörte den doppelten Schwur.
Er schwur Liebe mir zu; ihn nimmer zu lassen gelobt' ich
Heilig ihm. Zeuget mir nun, was ihr von beyden vernahmt!
Ach, des Treveladen Schwur entführten die Wellen und Winde,
Und an fremde Brust siehst du ihn, Lampe, geschmiegt.

LXIV.

DIE PROPHETISCHE LAMPE.

Ungenannter. III. 99. LXI.

Dreymal hast du genieſst, geliebteste Lampe! Verkündest
Du die Liebliche mir? meldest du Antigonen?
Lampo, sprächst du nur wahr, an Delins heiligem Dreyfuſs
Sollte dich ehren das Volk, wie den Propheten Apoll.

LXV.

DER KUSS

Ungenannter. III. 101. LV.

Zartlich küſste sie mich mit thauigen Lippen am Abend;
Nektar thaute der Kuſs. Es hauchten die Lippen den Nektar,
Und ich taumle vom Kuſs, denn ich sog der Liebe zu viel ein.

LXVI.

AMOR'S BESTÄNDIGKEIT.

Paulus Silent. III. 77. xx.

Niemand fürchte den Pfeil der Liebe noch; alle Geschosse
Hat auf mich nur allein Kypriens Knabe gesandt.
Niemand fürchte hinfort den Flatterer; seit er zuerst sich,
Triumphirend und wild, mir in den Busen gestürzt,
Weichet er nimmer und thront im innersten Herzen und wankt nicht,
Und die Schwingen sogar hat er gekürzet für mich.

LXVII.

DIE IMMERBLÜHENDE.

Ungenannter. III. 165. LXII.

Wenn, o Holde, die Stirn die bräunliche Haare beschatten,
Wenn du in blondem Gelock, Königin, prangend erscheinst,
Immer umschweben dein Haar die Grazien; decket dereinst auch
Reif des Alters dein Haupt, weichet ihm Amor doch nicht.

LXVIII.

WUNSCH NACH VERWANDLUNG.

Rhianos. I. 471. vi.

Unter dem schattigen Dach des Platanos haschte die Amsel
Mit dem leimigen Rohr Dexionikos behend.
Kläglich seufzte darob der heilige Vogel und stöhnte.
O verwandeltest du, Kypria's Knabe, doch mich,
Wandeltet, Grazien ihr, zur Amsel mich! daſs ich mit süſsen
Thränen und holdem Gesang füllte des Lieblichen Hand!

LXIX.

Philodemos. B. d. S.

Klein und bräunlich ist zwar Philainion; aber der Eppich
Ist nicht krauser, des Moslos Blätter nicht zarter als sie.
Zaubrischer dünkt mich ihr Mund, als Kypriens Gürtel; sie bietet
Alles, und fordert dir doch schmeichelnd nur wenige ab.
Ewig lieb' ich nur dich, Philainion, bis mir die goldne
Aphrodite dereinst eine noch bessre beschert.

LXX.

TREUE.

Poseidippos. II. 46. IV.

Wähne doch nimmer, Philainion, mich mit Thränen zu täuschen;
Keinen der Männer, gewiſs, liebest du wärmer als mich.
Nämlich, so lange du neben mir liegst; denn hält dich ein andrer
In den Armen, so liebst diesen du wärmer, als mich.

LXXI.

Philodemos. II Ep. 8.

In der Mitte der Nacht betrog ich des Lagers Genossen,
Und von Regen durchnäßt, eilt' ich, Geliebter, zu dir.
Sitzen wir darum nun hier, in mößiger Ruhe zu schlummern?
Solcher Schlummer, fürwahr, ziemt sich für Liebende nicht.

LXXII.

ZU SPÄTE GUNST.

Philippos von Thessalonich. II. 212. III.

Als du reizend noch warst, Archestratos, als du mit glatter
Wang' und rothelndem Kinn jeglichen Busen durchglühtest,
Da gedachtest du nicht des seufzenden Freundes: mit andern
Spielend, welkte der Schmuck rosiger Blüthe dir hin.
Nun der Bart dich bedeckt, der stachliche, bietest du freundlich
Mir die Stoppeln, nachdem andre die Ernte gemaht.

LXXIII.

ERFÜLLTE DROHUNG.

Philodemos. II. 33. xx.

„Ja, ich habe gelernt, o Reizende, Liebe zu lohnen;
„Aber auch kränkenden Hohn hab' ich zu lohnen gelernt!
„Kränke nimmer das Herz des Liebenden; scheue der Musen
„Bittern Stachel! — Ihr Zorn flammet voll Ungestüm's auf."
Also rief ich dir oft und warnte dich; aber du hörtest,
Wie das ionische Meer Bitten der Schiffenden hört.
Darum stöhnest du jetzt, und klägliche Thränen entströmen
Deinen Augen, und ich ruhe der Naïs im Schoofs.

LXXIV.

Agathiae. III. pp. xvi.

Nie zwar liebt' ich den Wein; doch willst du mich, Holde, berauschen,
Reiche den Becher mir dar, welchen du selber genippt.
Hat dein Mund ihn berührt, so dünkt es mir wahrlich nicht leicht mehr,
Strenger Nüchternheit treu, solchen Verführer zu fliehn.
Denn es bringt mir von dir der Pokal die ladenden Küsse,
Und verkündet die Lust, die du berührend ihm gabst.

LXXV.

Meleager. I. 29. XXIV.

Nacht, und du, Selene, der Liebenden strahlende Fackel,
Stern' und Flöten auch ihr, nächtlichem Reigen gepaart,
Sagt mir, find' ich sie wohl, die Schwelgerin, harrend des Schlummers?
Und im einsamen Bett klagt sie der Lampe vielleicht?
Oder schlummert im Arm ihr ein Glücklicher? Diesen von Thränen
Feuchten, flehenden Kranz lass' ich der Thüre zurück.
Kypris, schreib' ich hinzu, Meleagros, deinem Geheimnifs
Eingeweiht, weihete hier glühender Liebe Symbol.

LXXVI.

Meleager. I. 13. ex.

Leer ist, Falsche, dein Eid! — Verkündet den nächtlichen Muthwill
Nicht dieſs feuchte Gelock, das von der Salbe noch träuft?
Kündet nicht, daſs du verschwelgtest die Nacht, des Auges Erlöschung,
Und die Spuren vom Kranz, der dir die Locken umschlang?
Wilder Frevel zerriſs die zierlichen Flechten des Haupthaars,
Von der Fülle des Weins wanken die Knice dir noch.
Weiche, Verbuhlte, von mir! denn wiederum ladet die Citkar
Und der Krotalen Getös dich zu dem nächtlichen Schmauſs.

LXXVII.

Antipater aus Thessal. II. 109. 11.

Alles rühm' ich an dir, Maionides; eines vor allen,
Dass du die Tochter des Meers goldene Venus genannt.
Kommst du mit Gold in der Hand, so liebt man dich; nirgends versagt dir
Irgend ein Sclave die Thür, oder ein bellender Hund;
Kommst du ledig, so droht dir Kerberos. Sclaven der Habsucht,
Eure Goldbegier nur klagen wir Dürftigen an.

LXXVIII.

LOSSAGUNG.

Paulos. III. 84. xxi.

Dieser Blätter Gewühl, den düftenden Kränzen entrissen,
Dieses zerschlagne Gefäfs sinneberauschenden Weins,
Dieses Gelock in dem Staub, Anaxagoras liebebethörtem
Haupt' entnommen, noch itzt reichlich mit Salbe getränkt;
Läfst er dir, Laïs, zurück. Hier wachete öfters der Arme
Lange Nächte hindurch mit den Genossen des Mahls;
Aber da ward ihm auch nie ein freundliches Wort der Verheifsung
Oder ein täuschender Trost fröhlicher Hoffnung zu Theil.
Sieh, da liefs er, der Frau'n unbeugsame Reize verwünschend,
Und von Kummer verzehrt, diese Erinnerung zurück.

LXXIX.

Parmenio. II. 201. III

Zeus erkaufte für Gold die Danaë. Eben dasselbe
Biet' ich dir. Kann ich dir mehr geben, als Jupiter bot?

LXXX.

KENNZEICHEN WAHRER LIEBE.

Marcus Argentarius. LXXX.

Heifst das lieben, o Freund, wenn kundigen Augen gehorsam,
Einer den süfsen Besitz reizender Weiber begehrt?
Wahrlich nicht! Aber zu lieben ein Weib von hafslichem Antlitz,
Und von Flammen entglüht, nichts zu begehren als sie,
Diefs heifst Liebe, diefs Gluth! Was reizend ist, freuet allein schon
Jeglichen, dem die Natur Augen und Sinne verliehn.

LXXXI.

Argentarius. II. 268. XV.

Immer warst du verliebt, Sosikrates, da du noch reich warst;
Jetzt vergeht dir die Lust. Hunger kuriret geschwind.
Sie, die dich ihren Adon, ihr Liebchen und Herzchen genannt hat,
Deine Menophila fragt jetzo: „Wie nennt sich der Mann?
„Wer und woher der Männer? wo hausest du?“ — Ach du erfährst jetzt,
Dafs das leidige Geld Freunde vereinigt und trennt.

LXXXII.

MITTEL GEGEN DIE LIEBE.

Kallimachos. I. 461. XIV.

Wirksam ist die Arzney, die der alte Kyklope gefunden,
Auf Trinakrias Höhn, als ihn die Nymphe bethört.
Es entkraften die Musen die feindlichen Waffen des Amor,
Und allheilende Kraft wurde der Weisheit verliehn.
Auch der Hunger gewährt, wofern ich nicht irre, den einen
Vortheil; Liebesbegier weichet dem Herzen vor ihm.
Diese sämmtlichen Mittel besitz' ich im reichlichen Maße,
Leicht verkürz' ich damit, Amor, die Fittiche dir.
Wahrlich, frevelnder Knab', ich fürchte dich jetzo nicht so viel!
Deiner Wunden Arzney steht mir zu Hause bereit.

ANMERKUNGEN.

Erstes Buch.

I. *Dionysos mystische Weihung.* Die Teletae, oder geheimnifsvollen Mysterien, für deren Urheber fabelnde Mystagogen den Orpheus erklärten. Auch die Erfindung der bakchischen Weihen wurde auf diesen dunkeln, aber geheiligten Nahmen zurückgeführt. S. Apollodor. I. 2. 2. nebst Heynens Anmerkung. Diodor. III. 64. S. 234. Pausanias L. IX. p. 769. sah auf dem Helikon eine Bildsäule des Orpheus von steinernen und ehernen Thierbildern umgeben; neben ihm stand die Telete als Repräsentantin der Mysterien. — *Klymenos*, ein Name des Königes der Unterwelt; zu ihm stieg Orpheus hinab, um seine Eury-

dice zurückzufordern, und rührte durch seinen wunderbaren Gesang

den schrecklichen König
Und durch menschliches Flehn noch nie
gemilderte Herzen.

Virgil vom Landbau IV. 469.

II. *Die Wuth der entfesselten Stürme.* Auch dies vermochte Orpheus bezauberndes Lied. Ich weiss nicht, ob Antipater vielleicht an die Stelle der dem Orpheus fälschlich beygelegten Argonautica gedacht habe, wo der Dichter den Schlaf herbeyruft,

den König der Götter
und Menschen,
Welcher der Menschen Geschlecht, der
Tagarbeitenden einwiegt,
Und der zornigen Stürme Gebraus und die
Wellen des Pontos
Und die ewigströmenden Quell'n und der
Flüsse Gewässer.

III. *Bistoniden.* Thrakierinnen. Der gemeinern Dichtersage zu Folge zerrissen die thrakischen Weiber den Orpheus aus Eifer-

sucht, und ihre Männer bestraften die Unthat ihrer Weiber durch Tattowiren. S. Phanokles Elegie beym Stobäos T. LXII. S. 399. Anal. V. P. I. S. 414. Diese Sitte dauerte selbst noch zu Plutarchos Zeit, de Sera Num. Vind. S. 52. wo man Wyttenbach's Anmerkungen S. 67. nachsehn mufs. Auch Valerius Flakkus spielt darauf an L. II. 150. Es ist kaum zu zweifeln, dafs die bey vielen barbarischen Volkern herrschende Sitte des Tattowirens, welche nach Herodots ausdrücklichem Zeugnisse L. V. S. 374. die edlern Thraker von den minder edeln unterschied, von griechischen Dichtern in eine willkührliche Verbindung mit dem Tode des Orpheus gesetzt worden sey.

IV. Die Einwohner von Dios in Makedonien rühmten sich, Orpheus Asche zu besitzen, und nach Diogenes von Laerte, Vorr. §. 5. schmückte diefs Distichon das von ihnen gezeigte Grab. Einige erzählten, Orpheus sey von Jupiters Blitze erschlagen worden, weil er den Menschen vormals unbekannte Dinge in den Mysterien gelehrt habe; (Pausan. IX. 30. S. 768.) denn mifsgünstig bestrafen die Götter diejenigen, welche ihre

Gaben, Kräfte und Kenntnisse unter den Menschen verbreiten. Dahin deuten die Fabeln vom Prometheus, vom Tantalos, vom Asklepios und mehrerer Propheten des poetischen Alterthums.

V. *Melesigenes.* Homer, so genannt von dem Flusse Meles bey Smyrna, und nach einigen Homers erster Nahme.

VII. *Der Kyklopen eherne Veste, Mycen.* Zu Folge einer alten Sage hatte Perseus Mykenä durch die Kyklopen ummauert, die auch vorher schon Tiryns mit Mauern umgeben hatten; daher es häufig die kyklopische Stadt, der Sitz der Kyklopen genannt wird. S. Barnes z. Euripides Iphig. in Aul. 152. Strabo VIII. S. 572. deutet diese Sage historisch aus. Aber so wie die alte Dichtersprache künstliche und wunderbare Werke dem Hephaistos beylegte, so mochte auch wohl, was sich durch Festigkeit und Stärke auszeichnete, seinen Gehülfen, den mächtigen Kyklopen, beygelegt werden.

VIII. *Den ajantischen Kampf.* Ajax männliche Vertheidigung der Schiffe, als sie von

Hektors Fackel bedroht waren. Ilias XIII. Ges. — *Morgen und Abend.* Alle Länder vom Aufgang bis zum Untergang.

X. *Helikon's heiliger Chor.* Der Dichter schrieb, wie mich dünkt, εἶπεν ἴχειν Ἑλικὼν ἔνδεκα Πιερίδας, nicht αἰών, welches die gemeine, aber kaum verständliche Lesart ist.

XI. *Deiner Lieder.* Die dem Homeros beygelegten Gesänge sind vielleicht Werke des Zeus.

XIII. Das mit wunderbaren Fabeln geschmückte Leben Homers mufste auch wunderbar endigen. Möchte nur die Sage von dem Räthsel, das Fischerknaben dem am Meere wandelnden Sänger aufgegeben haben sollen, (Herodots Leben Homers S. 760.) mit etwas mehr Geist und Geschmack erfunden seyn. Dafs sich Homeros, weil er den Sinn eines so abgeschmackten Räthsels nicht habe finden können, zu Tode gegrämt, ist noch ungereimter als die Sage von Aristoteles tödtlichem Grame über die Wunder des Euripus. — *Die Schwester.* Thetis, die Mutter Achills, Nereus Tochter. — *Ios.* Eine der sporadischen Inseln, jetzt Nio, welcher Plinius eine Länge von

25 römischen Meilen (etwa 5 deutschen) giebt. Dafs in diesem kleinen Lande Homers Grabmal sey, war eine gemeine Sage, daher auch die Insel Homeros Haupt auf ihren Münzen zeigte. Hier fand der Graf Pasch von Krinen den bekannten Sarkophag, der des Dichters Gebeine enthalten haben sollte, und sich jetzt im Stroganowschen Sommerpallast zu Petersburg befindet. S. Herrn Heynens Erläuterung des vermeinten Grabmals von Homer. Leipzig 1794.

XIV. *Ortygia*, der alte Nahme von Delos.

XV. Dafs dem Homer ein Tempel zu Argos erbaut war, ist, wenn ich nicht irre, nur aus diesem Gedichte bekannt. Berühmter war sein Tempel zu Smyrna (Cicero Rede für den Archias c. 8. Strabo XIV. S. 956.); einen andern in Ägypten erwähnt Aelian XIII. 22. welches derselbe zu seyn scheint, von dem Lukianos (IX. S. 133. Zweybr. Ausg.) sagt, dafs er neben dem Tempel der Ptolemäer gestanden habe.

XVII. *Mnemosynens Chor.* Der gleichlautenden Erzählung Hesiodos gemäfs in der Vorrede zur Theogonie, wo es V. 29. heifst:

Also sprachen des mächtigen Zeus wohlredende Töchter,
Reichten ein Skeptron mir dar, das Gezweig des grünenden Lorbeers,
Herrlich zu schaun, und hauchten mir ein die göttliche Stimme,
Dafs ich die Thaten der künftigen Zeit, die Thaten der Vorzeit
Kündigte, und das Geschlecht der ewigen, seligen Götter u. s. w.

Der alten Heroen Thaten und herrlichen Ruhm. Nach der gewöhnlichen Lesart: *καὶ γένος ἀρχαίων ἔγραφες ἡμιθέων.* müfste es heifsen

und edles Geschlecht.

Das unmittelbar vorhergehende *μακάρων γένος* aber erregt Zweifel gegen die Richtigkeit jener Lesart, und ich habe übersetzt, als ob es *καὶ κλέος ἀ. ἔ. ἡ.* hiefse, welches auch schicklich mit *ἔργα* verbunden ist.

XVIII. *Der Minyer Volk.* Hesiodos Gebeine waren zu Naupaktos begraben. Als aber eine ansteckende Krankheit in dem Lande der Minyer wüthete, und Menschen und Heerden

hinwegraffte, sandten diese Abgeordnete nach Delphi. Diesen soll die Pythia geantwortet haben, sie müfsten die Gebeine des Hesiodos aus dem Naupaktischen Lande in das Orchomenische schaffen; diefs sey das einzige Heilmittel. Als nun jene gefragt, in welcher Gegend von Naupaktien sie dieselben suchen sollten, habe die Pythia geantwortet, eine Krähe werde es ihnen anzeigen. Beym Anlanden hätten dann die Abgeordneten nicht weit vom Wege einen Felsen erblickt und auf demselben den Vogel; die Gebeine des Hesiodos aber fanden sie in der Schlucht des Felsens. Pausanias IX. 38.

XIX. Hesiodos wurde in einem dem nemeischen Jupiter gewidmeten Hayne bey Önoe, einer Stadt in Lokrien, ermordet. Thucydid. III. 96. Seinen Leichnam wälzten die Mörder in das Meer. Plutarch. T. II. S. 162. D.

XXII. *Lykambas.* Der Vater der Neobule, die dem Archilochos zugesagt war. Lykambes nahm sein Versprechen zurück und gab seine Tochter einem andern Freyer. Archilochos rächte sich durch Satyren, in denen er Neobulen und ihren beyden Schwestern alle Arten

von Ausschweifungen vorwarf. Die Zeugnisse der Alten, Horazens Nachahmungen in seinen Epoden und einzelne Fragmente, die sich aus A. jambischen Gedichten erhalten haben, reichen ziemlich hin, uns eine Idee von der Kraft derselben zu geben. Lykambes, verzweifelnd über die ihn verfolgende Schmach, hing sich auf und seine drey Töchter folgten dem Beyspiele ihres Vaters. — *Der Wespen.* Symbole zorniger Heftigkeit. Auch Leonidas von Tarent Ep. XCVII. sieht auf dem Grabe des Hipponax Wespen, und Philippos Ep. LXXXIII. nennt diesen jähzornigen Dichter selbst, nachdem der Tod ihn beruhigt, eine schlummernde Wespe.

XXV. *Ewige Kränze des Epheus.* Die Lesart der Handschrift: σοὶ γὰρ κρίσιν ἐνοῦμεν ἄφθιτον εἶμεν, hat mancherley Vermuthungen veranlafst, deren mir keine genügt. Ich habe übersetzt, als ob der Dichter geschrieben habe: σοὶ γὰρ κισσὸν ἐνείμαμεν ἄφθιτον ἄμμες. Der *Epheu* ist das Symbol der poetischen Weihe, wie schon aus Horaz I. Oden I. 29. hinlänglich bekannt ist. ἄμμες ist im Gegensatz mit Zeus Bekräftigung zu verstehn.

XXVII. *Deren jegliche mir.* Sappho hinterliefs neun Bücher lyrische Gedichte. Auf gleiche Weise wird (Epigr. LXXVI. S. 71.) vom Herodotos gesagt, dafs ihm jede der Musen ein Buch seiner Geschichte zum Geschenke gemacht habe.

XXIX. *Kurz war Erinnens Gesang.* Erinna, eine Zeitgenossin der Sappho, starb in ihrem achtzehnten Jahre, und hinterliefs ein Gedicht von dreyhundert Versen, der Rocken betitelt, dessen die Alten mit grofsen Lobsprüchen Erwähnung thun.

XXXI. *Du bist neidisch, o König der Nacht.* Ein Ausdruck, dessen sich Erinna in einem ihrer Epigramme auf den Tod einer Freundin bedient. Anal. V. P. I. 53. III.

XXXII. *Sardes*, die bekannte Residenz der alten lydischen Könige, aus welcher der Dichter Alkman abstammte; ob er hier geboren gewesen, und ob er den Lydiern oder den Spartanern, unter denen er wohnte, angehöre, war schon bey den Alten strittig. — *Ein Castrat.* Ein Priester der Mutter der Götter,

deren begeisterter Gottesdienst sich von Phrygien aus über die andern Länder Kleinasiens, nach Griechenland und selbst nach Italien verbreitete. Ihre Priester zogen, wie die Priester der Isis, umher und forderten für die Gottheit, die sie verehrten, Allmosen ein. Auf diese abergläubische Betteley der verschnittenen Zunft Dindymenens mufs dieser ganze Vers bezogen werden. — *Das Tympanum.* Der Gottesdienst der Cybele wurde von Trommeln, Pfeifen und Cymbeln begleitet. So Catull im Atys V. 20. die phrygischen Hayne der Göttin beschreibend

Wo der Cymbeln Stimm' ertönet, wo das
Tympanum wiederhallt.

Bey gleicher Gelegenheit erwähnt Horaz I. Od. XVIII. 13. die berecynthischen Hörner und das Tympanum. Dafs aber die Priester (Galli) mit denselben Instrumenten bettelnd umher zogen, erhellt aus Lukians Kronosolon §. 12. T. IX. S. 16. Zweybr. Ausg. und aus Dionys. v. Halik. II. 19. S. 272. — *Gyges* und *Daskylos.* Beyde Lydier. Der erste war der Nachfolger des lydischen Königs Kandaules, den er auf das Geheifs seiner Gemahlin ermordete: Daskylos war der Vater des Gyges, und,

wie es scheint, einer der angesehenen Männer Lydiens. Herodot I. 8.

XXXIV. *Räuber tödteten dich.* Ibykos, aus Rhegium, wurde an einem einsamen Orte von Räubern überfallen, und als eben eine Schaar von Kranichen über seinem Haupte hinwegzog, sagte er: diese würden Zeugen und Rächer seines Todes seyn. „Als nun die Mörder einige Zeit darauf einem Schauspiele zusahen, und Kraniche vorüberzogen, sagten sie lachend zu einander: Diefs sind die Rächer des Ibykos. Die zunächst Sitzenden hörten diefs, und da Ibykos schon seit geraumer Zeit vermifst worden war, waren sie aufmerksam auf diese Worte und zeigten sie der Obrigkeit an. Die Mörder wurden überführt und zum Tode verurtheilt.“ Plutarch von der Geschwätzigkeit. T. II. S. 509. F. Man vergleiche mit dieser einfachen Geschichte die Kraniche des Ibykos, in denen einer unsrer gröfsten Dichter durch die glücklichste Benutzung des Wunderbaren das Muster einer vortrefflichen Romanze gegeben hat. — *Der Frevler Aigisth.* Von ihm erzählt Nestor in der Odyssee V. 263.

Weil wir andern dort, so viel Arbeiten vollendend,
Harreten, safs er im Winkel der rossenährenden Argos
Ruhig, das Weib Agamemnons mit schmeichelnder Rede bethörend.
Anfangs zwar verwarf sie den schändlichen Frevel mit Abscheu,
Klytämnestra die edle; denn gut war ihre Gesinnung;
Auch war dort ein Mann des Gesangs, dem ernstlich er auftrug,
Atreus Sohn, da gen Troja er fuhr, zu hüten der Gattin.
Aber nachdem sie der Götter Geschick zum Verderben umstrickte,
Bracht' er den Sänger hinweg auf eine verödete Insel,
Wo er ihn dem Gevögel zu Raub und Beute zurückliefs.

Vossische Übers.

XXXVI. *Auch dem Lehrer des Chors.* Die Dichter der religiosen Gesänge, welche bey

feyerlichen Gelegenheiten von wetteifernden Chören gesungen wurden, unterrichteten die Sänger selbst, wie die Tragiker ihre Schauspieler. Den Ruhm des Sieges theilte der Dichter mit dem Stamme, welcher die Kosten der Aufführung bestritten hatte; denn die Besorgung dieser Feyerlichkeiten war eine öffentliche Last, welche unter die wohlhabenden Bürger nach den Stämmen vertheilt war. Derjenige, welcher die Kosten trug, hiefs jedesmal der Choregos, und sorgte für alles, was zum Schmuck und Glanze des Chores diente. Der Dichter hiefs Chorodidaskalos. Der gewöhnliche Preis des Sieges war ein dreyfüfsiger Krater (Tripus), welchen der Sieger den Göttern zum Andenken seines Glükkes zu weihen pflegte.

XXXVII. Die Bildsäule Anakreons, welche dieses Epigramm beschreibt, sah Pausanias auf der Akropolis von Athen (L. I. S. 59.). Der Dichter war, seinem Ausdrucke nach, wie ein Mann vorgestellt, der im Trunke singt. Aus einem andern Epigramme unsers Leonidas (Anal. V. P. T. I. 229. XXXVII.) lernen wir, dafs Anakreon bekränzt und auf einem Steine sitzend vorge-

stellt war. — *Bathyllos* und *Megisteus*, zwey Knaben, deren Schönheit in Anakreons Liedern häufig gepriesen worden war. Ihnen gesellt Simonides, in einem der nächsten Epigramme (XXXIX. S. 38.) noch den Smerdis zu.

XL. *An Eurypylens Arm.* Der Eurypyle, als einer Geliebten Anakreon's, gedenkt auch Antipatros von Sidon. Epigr. LXXIII. und Athenäos B. XVII. S. 533. E. führt einen Vers des Tejers an, wo er ihrer — aber, wie es scheint, als der Geliebten eines andern erwähnt.

XLIV. *Die knöcherne Pfeife.* Aus den Knochen junger Hirsche und Esel wurden vornemlich in Theben Pfeifen geschnitten. S. Bekmann z. Antig. Caryst. c. VIII. S. 16. — *Schwärme der Bienen.* „Als der Jüngling Pindaros, erzählt Pausanias B. IX. 25. S. 70. (Ausg. von Facius) einstmals im heifsen Sommer, gerade zur Mittagszeit, nach Thespiä ging, überwältigte ihn Müdigkeit und Schlaf, und er legte sich ein wenig abwärts vom Wege nieder. Da flogen, als er schlief, Bienen herzu und trugen Wachs auf seine Lip-

pen; und dieſs war der Anfang seiner poetischen Laufbahn." Andre versetzten diese Begebenheit in das kindische Alter des Dichters, wie der Mahler des Gemähldes, das Philostratos beschreibt. (*Imag.* II. 12. S. 829.) Hier lag der Knabe unter Lorbeern und Myrten, und Bienen umsummten ihn. Nach Aelian XII. 45. war er von seinem Vater ausgesetzt, und von Bienen mit Honig genährt worden. Ähnliches erzählte das Alterthum vom Plato und andern süfsredenden Musen-Priestern. — *Zeugte nicht Pan die selbst.* Mit Rücksicht auf unser Epigramm, wie es scheint, sagt Thomas Magister im Leben Pindars, Pan habe seinen Paan getanzt, und diesen immer auf den Gebirgen gesungen. Auch Plutarchos T. II. S. 1103. A. erwähnt dieser Sage; und der Mahler des eben erwähnten Gemähldes beym Philostratos hatte, in Beziehung auf dieselbe, den tanzenden Pan angebracht. Vergl. Schneider's Anmerk. zu Pindars Fragm. T. IV. S. 50. Heyn. Ausg.

XLV. *Antimachos*, aus Kolophon, ein Grammatiker und Dichter, blühte gegen das Ende des Peloponnesischen Kriegs und ward vorzüglich durch seine Thebais berühmt.

seine Geliebte Lyde aus Lydien verewigte er in einer Reihe von Elegien, die er mit ihrem Nahmen belegte, wie Propertius das erste Buch seiner elegischen Gedichte mit dem Nahmen der Cynthia. Andere Beyspiele führt Athenäos an. B. XIII. S. 596. F. Jene Elegien des Antimachos waren nach dem Tode seiner Geliebten geschrieben, und enthielten eine Aufzählung mannichfaltiger Unfälle des heroischen Zeitalters, mit denen er seinen eignen Schmerz zu lindern suchte. Plutarch Trostschrift an den Apollon. T. II. S. 106. B. Von dieser Liebe und dem dadurch veranlafsten poetischen Werke sagt Hermesianax in seiner berühmten Elegie:

Auch Antimachos Brust entflammte die Tochter des Chryses
Lydia; Paktolos Ufer bewohnt' er mit ihr.
Aber sie starb; da verbarg er im Schoofs der Erde die Holde,
Und mit Thränen ihr Grab netzend enteilt' er dem Land

Hin zu Kolophon's Höhn, vertraute den heiligen Schriften
Seine Klagen, und fand Ruhe vom lastenden Schmerz.

Des Kodrus Enkeln. Der edeln Familie des letzten Königs von Athen. Diesen Gegensatz richtig zu verstehn, mufs man sich erinnern, dafs die Lydier als ein Sklavenvolk von den Griechen verachtet wurden.

XLVI — XLVIII. *Hipponax*, aus Ephesos, blühte um die sechzigste Olympiade. Wie Archilochos, machte er sich durch jambische Gedichte, welche bittere Invektiven auf seine Feinde enthielten, gefürchtet und berühmt. Da er von ausgezeichneter Häfslichkeit war, stellten ihn zwey Bildhauer Anthemos oder Athenis und *Bupalos* zum Scherz öffentlich aus und erfreuten den Muthwillen der Beschauer durch die Karrikatur. Hipponax rächte sich mit seinen Waffen, und man erzählt, dafs die beyden Künstler sich verzweifelnd erhingen. So sollte Hipponax auch in der Wirkung seiner Jamben

dem Archilochos ähnlich seyn, mit dem ihn Horaz paart, Epod. VI. 13.

Wie des meineydigen Lykambes Eidam einst,
Und Bupalos ergrimmter Feind.

Plinius widerspricht dieser Sage (H. N. XXXVI. 5.) indem er bemerkt, dafs beyde Künstler nachher noch viele Kunstwerke verfertigt haben. — Von seinen Invektiven gegen seine nächsten Verwandten ist weiter nichts bekannt. — Der jambische Vers, dessen er sich bediente, unterschied sich von dem gewöhnlichen Senarius, indem er in der vorletzten Sylbe eine Länge aufnimmt, die einen unerwarteten Anstofs verursacht, und daher dieser Versart den Nahmen der Hinkenden, *Scazonten* (oder Choliamben) verschafft hat. — Einige Fragmente seiner Gedichte, welche sich erhalten haben, zeigen, dafs nicht blofs die Bitterkeit ihres Inhaltes, sondern auch ihre dunkle, gelehrte Sprache den messenischen Alkaios berechtigte, sein Grab mit Dornen und Stickbirnen zu bepflanzen.

XLIX — LI. *Des Waldes.* Was zuerst nur ein zufälliges Spiel fröhlicher und durch

die festliche Stimmung begeisterter Landleute gewesen war, ward von Thespis hervorgezogen und von Aischylos zum Kunstwerk vollendet. — Dieser fand den Chor, von welchem, wie bekannt, die attische Tragödie ausging, noch dürftig ausgestattet (τοὺς δ' ἔτι λιτοτέρους, nach Reiskens glücklicher Verbesserung), und gab ihm schönern und würdigern Schmuck. Horaz an die Pisonen V. 278. Athenäos L. I. S. 21. E. — Die Fülle der aeschylischen Sprache, die wie ein Waldstrom einherbraust, ähnlich der Sprache seines thebanischen Zeitgenossen (Horaz IV. Od. II. 5. 6.), ist eben so berühmt, als der Mangel an Glätte und Politur seines Stils. — Es ist bekannt, daſs Aischylos sein Leben in Sizilien beschloſs, (Olymp. LXXVIII. 2.) nachdem er, unwillig über einen Sieg des jüngern Sophokles, sein Vaterland verlassen hatte. Er war bey *Gela* begraben. Aber bis in sein Grab begleitete ihn die Liebe zu dem verlaſsnen Land, und das begeisternde Andenken an Athen's ruhmvolle Thaten tönt leise aus seiner Grabschrift wieder, wo er, seines dichterischen Ruhmes uneingedenk, sich noch der Theilnahme an dem Siege bey Marathon erfreut. — *Also verfolgt ihr.* In

Beziehung auf die versagte Krone in dem eben erwähnten Wettstreit mit Sophokles, wobey der lobpreisende Dichter wohl Mifsgunst der Richter annehmen durfte, indem er seine Behauptung durch die Anspielung auf das Schicksal eines Miltiades, Aristides, Themistokles, Kimon, Sokrates u. a. unterstützt.

LII. Dafs auf *Sophokles* Grab ein Bakchos mit einer tragischen Maske gestanden, bezeugt keiner der Alten; aber die anthologischen Dichter bedienen sich nicht selten der Freyheit, das, was schicklich gewesen seyn würde, für wirklich anzunehmen. Nach dem Biographen des Tragikers war sein Grabmal, zur Bezeichnung seines süfsen und bezaubernden Gesanges, mit einer Sirene oder Schwalbe (χελιδὼν) geschmückt, für welche letztere mein gelehrter und scharfsinniger Freund, Hr. Prof. Huschke (Anal. Crit. in Anth. Gr. S. 8) eine Keledon substituirt. Auf ein solches, den gesangreichen Sirenen verwandtes Wesen möchte, nach der Meinung desselben Gelehrten, auch in unserm Epigramm angespielt werden, wo V. 2. die Handschrift ἰρὴν παρθενίην anbietet. So hätte dann Dioskorides den Dichter selbst eine heilige

Jungfrau, eine gesangreiche Kelidon genannt, welche die Musen dem Schutzgotte der tragischen Kunst zugeführt hätten. — *Als er zu Phlius mich fand.* Phlius, eine Stadt in der Nähe von Sikyon, ward von einigen als die Wiege der Tragödie angesehn. Sie scheint diesen Ruhm dem Pratinas zu verdanken, welcher das rohe Satyrspiel kunstmäfsig bearbeitete, und zu einer eigenen Gattung von Drama erhob. Indem man nun das letztere mit dem erstern verwechselte, so geschah es, nach Hermanns scharfsinniger Vermuthung, (Anmerk. zu Aristotel. Poetik. S. 109.) dafs diejenigen, welche wufsten, dafs die Tragödie aus dem extemporisirten Satyrspiel hervorgegangen, die Phliasier zu den Erfindern des Trauerspiels machten. — *Kleidet' er mich.* Auch Sophokles vermehrte den Theaterprunk und verschönerte den Aufzug der Schauspieler. Was diesen geschah, wird hier dem Beschützer der Tragödie beygelegt. — *Dies heilige Mahl.* Als Zeichen der Trauer; also der Antigone, die um ihre Brüder, und der Elektra, die um ihren Vater trauert, angemessen.

I.V. *Der Pellaische Hügel.* Von Archelaus, dem macedonischen Könige, nach Pella beru-

sen, starb er daselbst, wie einige erzählen, von Hunden zerrissen. So Hermesianax in seiner bekannten *Elegie*, V. 67. ff. wo er einem Liebesabenteuer die Schuld dieses Unfalls beymisst. S. die Anmerk. zu Addäos Epigr. VIII. T. II. P. II. S. 235. f.

LVII. *Acharnä's Epheu.* Der Epheu, das Symbol der Dichterweihe überhaupt, ist insbesondere der dramatischen Dichtkunst heilig. Er soll zuerst in dem attischen Demos *Acharnä* aufgewachsen seyn. — *Muthiger Sänger.* So erscheint uns Aristophanes noch jetzt in den Angriffen, die er unter andern auf den mächtigen Kleon wagt. — *Furchtbare Grazien* werden mit Recht einem Dichter beygelegt, der in der Fülle seiner erhabnen und allvermögenden Begeistrung die Waffen des Spottes, wie die Mänade den Thyrsus, mit bakchischer Kraft führt, und der uns eben so sehr durch die Macht seines Enthusiasmus, als die Zierlichkeit seiner Sprache und Rhythmen, und die unübertreffliche Leichtigkeit, Gewandtheit und Behendigkeit in allen seinen Bewegungen entzückt.

LIX. *Machon*, aus Korinth oder Sikyon, lebte in Alexandreia an den *Ufern des Nils*, zu

den Zeiten des Ptolemaios Euergetes. Von seinem komischen Talent ist wenig bekannt. — *Hammata* oder Raubbienen nannte die bilderreiche Sprache der Griechen solche Schriftsteller, die nur von fremden Gedanken zehrten, oft mit Verunglimpfung des Beraubten. — *Thymian* bezeichnet die geistreiche Anmuth des attischen Stils, von jener Pflanze, die den Hymettus bedeckte und dem dortigen Honig einen gewürzreichen Duft gab. Nach Thymian duften war daher ein Lob derjenigen Schriftsteller, welche sich des attischen Stils bemächtigt hatten. — In der Uebersetzung dieses Distichons ist die richtige Interpunktion von Casaubonus befolgt worden.

LX. *Sikyon.* Auch diese Stadt machte auf den Ruhm der Erfindung des Trauerspiels Anspruch, und nannte den Epigenes als Vorgänger des Thespis. Unser Epigramm scheint zu beweisen, dafs auch hier mehr an kunstlose, extemporisirte und fröhliche Stücke — die Vorläufer der Tragodie — gedacht werden müsse, man mag sie nun Komodien oder Satyrspiele nennen wollen. Das Epigramm des Onestes dürfte beydes erlauben. Aber die gröfsere Verwandtschaft der Tragodie mit dem

Satyrspiel macht mich jetzt auch Herrn Lenzens Meinung (Goth. gel. Zeitung 1801. VII. S. 55.) geneigter, welcher sich für das letztere erklärt. Eben dahin stimmt auch Herr Hermann Not. ad Aristot. Poet. S. 104.

LXII. *Pylades* aus Kilikien, der Erfinder der Pantomime, und nebst Bathyllos einer der gröfsten Meister in dieser Kunst. Er war ein Zeitgenosse des August. — *tragischer Dichter.* Die Pantomimen stellten Handlungen dar, welche schon das Bürgerrecht auf dem Theater erhalten hatten, und legten also bekannte Stücke tragischer und komischer Dichter zum Grunde. Pylades zeichnete sich vorzüglich in der Darstellung des Tragischen aus.

LXIII. *Der Hand redenden Fingern.* Als der Kyniker Demetrios einen Pantomimen die Fabel vom Mars und der Venus darstellen sah, rief er aus: Ich höre dein Thun! ich sehe dich nicht blofs, sondern du scheinst mir mit den Händen selbst zu reden! (*Lukianos* vom Tanz §. 63.) Die Alten nannten diesen Theil der Kunst die stumme Musik, weil man, ohne den Mund zu öffnen, mit den Fingern sprach. Cassiodor. Var. I. Epist. 20.

LXIV. Dieses Epigramm beklagt den Tod eines ältern *Pylades*, aus Megalopolis, eines trefflichen Citharsängers, dem auch Siege in dem musikalischen Wettstreite der pythischen Spiele zu Theil worden waren. Er war es, der, als Philopömen nach Besiegung des Machanidas zu den nemeischen Spielen kam, gerade aus des Timotheos Persern die Worte sang:

Mit der Freyheit strahlenden Zier bekränzet' ich Hellas.

ein glückliches Zusammentreffen, das von der Versammlung sogleich bemerkt und mit lautem Beyfallklatschen gefeyert wurde. Plutarchos Leben des Philopoimen. T. I. S. 362. C. — *Aoyos*, ein arkadischer Strom, hemmte bestürzt seinen Lauf, als er den Tod des Arkadier Pylades vernahm.

LXV. *Der wirthlichen Hekale Hütte.* Als Theseus den marathonischen Stier zu besiegen ging, nahm ihn Hekale, eine gutmüthige Bewohnerin jener Gegend, gastfreundlich in ihrer Hütte auf, und gelobte dem Zeus ein Opfer, wenn er glücklich zurückkehre. Dankbar ordnete Theseus ein Fest des Zeus Hekalesios an, bey welchem die Alte als

Heroine verehrt ward. Plutarchos Leben des Theseus. C. 14. Ihre Geschichte, mit Theseus Thaten verbunden, besang Kallimachos in einem besondern Gedichte, welches hier Krinagoras dem jungen *Marcellus*, dem Sohne der Oktavia, Augustus Neffen, zum Geschenke bringt.

LXVI. Das dunkle Gedicht des chalkidischen *Lykophron*, welches Klemens von Alexandreia einen Übungsplatz der grammatischen Exegese nennt, enthält die Prophezeiungen der eingekerkerten Kassandra oder Alexandra, und in ihnen die ganze Geschichte Trojas in prophetische Räthsel gehüllt.

LXVII. *Nikandros*, ein Priester des klarischen Apoll in der Nähe von Kolophon, blühte unter dem Attalus, Pergamus letztem König. Er schrieb eine Reihe gelehrter, gröfstentheils wissenschaftlicher Gedichte.

LXVIII. *Leonidas* von *Tarent*, Verfasser vieler epigrammatischen Gedichte.

LXIX. LXX. *Meleagros* aus Gadara, einer der Sammler der Griechischen Anthologie.

blühte unter dem letzten Seleukus, welcher Ol. CLXX. 3. zu regieren begann. Außer einer Menge von epigrammatischen Gedichten, die zu den Zierden der Anthologie gehören, schrieb er Satyren im Geschmack des Menippos, der, so wie Meleagros, ein Kyniker war. Ihrer beyder Sammlung scheint den Titel der Charitinnen geführt zu haben, worauf hier angespielt wird, wenn es heißt, Meleagros habe die *fröhliche Charis* mit dem Amor und den Musen gepaart. — *Selom*, *Audonis*, *Chaire*, Worte, die in verschiednen Sprachen einen freundlichen Gruß bezeichnen. — *Gadara*, eine kleine Stadt in Syrien, die außer unserm Dichter, und dem Menippos, auch den Epikuräer Philodemos und den Redner Theodoros erzeugt hatte. Die beyden letztern kannte Meleagros noch nicht, aber ein Landsmann wie Menippos rechtfertigt die ehrenvolle Benennung des *syrischen Attika*. Dieß ist der Sinn der griechischen Worte, (*Ἀτθὶς ἐν Ἀσσυρίοις ναιομένα Γαδάροις*) bey denen man an einen attischen Demos oder eine attische Kolonie nicht hätte denken sollen.

LXXI. Es ist nicht gewiß, was für ein *Parthenios* hier bezeichnet werde. Manche

glauben, dafs er derselbe sey, dessen Liebesgeschichten, zum Gebrauch des Cornelius Gallus geschrieben, wir noch besitzen. Ob dieser gleich ein Nikäenser genennt wird, so hält man ihn doch für identisch mit einem Phokäer desselben Nahmens. Ein dritter, aus Chios, schrieb Epopöen und führte den Beynahmen Chaos, der dem Verächter der homerischen Muse vielleicht am ersten zukommen dürfte.

LXXII. *Epicharmos*, der Syrakusaner, ein Pythagoräer. Der komische Dichter dieses Nahmens, das Muster des Plautus, ist wahrscheinlich von ihm verschieden.

LXXIII. *Samische Hoheit.* Die Philosophie des Samier Pythagoras.

LXXVI. Die neun Bücher der Geschichte des *Herodotos* sind bekanntlich mit den Nahmen der neun Musen bezeichnet.

LXXVIII. *Das Doppelgewand.* Die meisten Griechen trugen ein doppeltes Untergewand, nur die ärmern, oder diejenigen, welche ihre Ehre in ein rauheres Leben setzten, verschmähten das eine und umgürteten sich blofs mit der obern Tunika. Die Kyniker

machten aus diesem Gebrauch einen Punkt ihrer Regel, welche alles, was entbehrlich war, zu verwerfen gebot. Um den Mangel zur Zeit der Kälte zu ersetzen, schlugen sie einen Zipfel des Mantels über die linke Schulter, und verdoppelten auf diese Weise das Pallium. Antisthenes führte diesen Gebrauch ein, der in der Folge ein bleibendes Stück des kynischen Kostums ward.

LXXX. Diogenes lag zu Korinth begraben an dem Thore, das nach dem Isthmos führt. Auf seinem Grabe stand ein Hund und unter ihm dieses Epigramm. Ein solches Monument, mit derselben Inschrift, sah Wheler zu Venedig im Pallaste *Erizzi*. S. Journey into Greece S. 445.

LXXXI. *Hipparchia*, eine Jungfrau aus Maronea, verschmähte die Anerbietungen reicher, schöner und vornehmer Freyer und bot dem ungestalten Krates ihre Hand, indem sie zugleich sich dem kynischen Leben widmete. Mehrere Nachrichten von ihr giebt Diogenes von Laerte VI. 96. — *Atalanta*, die arkadische, durch ihre Theilnahme an der Jagd des kalydonischen Ebers berühmt.

Zweytes Buch.

I. *Den Gürtel* der Königin der Amazonen, Hippolyte. — *Die thrakischen Rosse* des Diomedes, Königs von Thrakien, welche mit Menschenfleische genährt wurden. — *Elis König*, Augias, der seine Treulosigkeit mit dem Leben büfste. — *Die Vögel* des stymphalischen Sees, mit ehernen Schnäbeln und Klauen bewaffnet. — *Die Hindin* Dianens auf dem Mainalos.

II. *Deiner Verfolgerin*, der Hera, deren feindseligen Eingebungen Eurystheus folgte. Herkules ausdauernder Muth besiegte endlich ihren Groll, und als die Flammen des Öta seinen irdischen Theil verzehrt hatten, widersetzte sie sich seiner Aufnahme unter die Götter nicht mehr.

III. *Wie das Feuer getheilt sich erhebt.* Durch diese Fabel vollendeten, wahrscheinlich kyklische Dichter die traurige Geschichte der Söhne des Oidipus. Sie findet sich im XII. Buche der Thebais des Statius, wahrscheinlich nicht frey von eignen Zusätzen. Bey ihm ist Eteokles Leichnam schon verbrannt, während, Kreons grausamem Befehle gemäfs, Polyneikes noch unbeerdigt liegt. Aber seine Gattin Argia und Antigone, seine Schwester, bemächtigen sich dieses Leichnams, und legen ihn auf die Reste des glühenden Holzstofses, der den Eteokles verzehrt hatte. Sogleich zeigt sich der Brüder unversöhntes Gemüth:

denn als das gefräfsige Feuer
Kaum den Gliedern genaht, erheben die Scheiter und stofsen
Von sich die Last, und es wogt gespaltenen Scheitels die Flamme.

IV. *Am rhoteischen Ufer.* Das Rhoteum ist das nördliche Vorgebirge der Bucht, an welcher das Heer der Griechen lagerte; hier stand Ajax, der Sohn des Telamon, hier wurde er begraben, nachdem er sich entleibt hatte. —

In der Griechen Urtheil. über die Waffen Achill's, welche Ajax und Odysseus forderte. Die Beredsamkeit des letztern siegte über die Ansprüche der Tapferkeit. Dafs die Feinde des Ajax die Richter bey jenem Streite zu einem partheyischen Urtheil verführt, behauptet Teukros in Sophokles Ajax V. 1135.

VI. *Du nur hieltest den Schild.* Bey dem Kampfe über Patroklos Leichnam. Hektor hat ihn der Waffen beraubt, und ist im Begriff, ihm das Haupt abzuhauen:

Ajas naht ihm nunmehr, und trug den thürmenden Schild vor.
Schnell dann flüchtete Hektor zurück in die Schaar der Genossen — —
Ajas mit breitem Schild den Menoitiaden bedeckend,
Stand vor ihm, wie ein Löwe vor seine Jungen sich hinstellt u. s. w.

Ilias XVII. 129. Vossische Übers.

Der Sturm geschleuderter Steine. In dem Kampfe bey den Schiffen, welche Hektors Fackel bedrohte.

X. *Thyrea*, eine argivische Stadt auf der Gränze Lakoniens, war von den Spartanern besetzt worden, und verursachte einen Krieg. Als nun die Heere beyder Völker einander gegenüber standen, kamen sie überein, den Kampf durch dreyhundert auserlesene Männer von jedem Heere entscheiden zu lassen. Die übrigen kehrten nach Hause zurück. Da nun in dem muthigen Gefecht alle gefallen waren, bis auf zwey Argiver, Alkenor und Chromios, und einen Spartaner, Othryades, sahen jene das Gefecht für geendigt an, und eilten nach Hause, ihren Sieg zu verkündigen. Während dieser Zeit errichtete Othryades eine Tropäe von den Waffen der gefallenen Argiver und behauptete das Schlachtfeld. Nun eigneten sich beyde Theile den Sieg zu, es kam zu einer neuen Schlacht und die Spartaner siegten. Othryades, sagt man, habe, nachdem er seine Mitstreiter fallen gesehn, nicht in sein Vaterland zurückkehren wollen, sondern sich bey Thyrea männlich entleibt. Herodot. I. 82. S. 40. — Dafs Othryades die Tropäe mit *seinem Blute* überschrieben, erzählen mehrere. — *Ein Enkel Adrastos.* Des Königs von Argos, welcher, in dem Kriege der sieben Fürsten, allein von seinen Begleitern entkam, und sich,

wie Isokrates sagt, auf eine schimpfliche Weise rettete.

XI. *Aristomenes*, Feldherr der Messenier, einer der gröfsten und kühnsten Männer des Alterthums. Er entflammte seine unterdrückten Landsleute zum Aufstand gegen Lakedaimon, und als er, nach Wundern von Tapferkeit, der Übermacht des Feindes weichen mufste, zog er dennoch triumphirend durch die Schaaren des Feindes. Er starb zu Rhodos in einem ehrenvollen Exil.

XII. *Den Tyrannen*, Hipparchos, den Sohn und Nachfolger des Peisistratos. — Hephaistion in seinem Handbuche der griechischen Metrik S. 40. führt dieses Distichon als ein Beyspiel merkwürdiger Trennung eines Wortes am Ende des Hexameters an. Ein ähnliches fand sich in einer Elegie des Nikomachos:

Dieser ist's, weitberühmt in Griechenlands Fluren, Apollo-
doros; stracks du ihn kennst, wenn du den Nahmen vernimmst.

XIII. *In der Seligen Inseln.* Die Wohnung der Heroen, wohin sie gelangen, ohne die

Unterwelt zu schauen, oder, wie Pindaros meint (Ol. II. 123.) nach einem mehrmals wiederholten untadelhaften Leben. Diesen Wohnsitz verhiefs Proteus Weissagung dem Menelaos (Odyssee B. IV. 562.), hier wohnte Peleus, Kadmos und Achill (Pindar a. a. O. V. 142. ff.) in einer Fülle von Seligkeit und ungetrübtem Genufs. Vergl. Plutarch. Trostschreiben an den Apollon. T. II. S. 120. C. Pindars Fragmente T. IV. S. 31. f. — *Tritogenens*, Athene, weil sie am See Triton geboren seyn soll.

XV. *Ehrend der Väter Gesetz.* Anspielung auf die berühmte Grabschrift der dreyhundert Spartaner, welche bey Thermopylä gefallen waren:

Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl.

Nach Schiller.

XVI. Man hat auch dieses Epigramm auf den spartanischen König Leonidas bezogen, obgleich in dem Original ein Leon erwähnt

wird, weil, nach Herodot. VII. 225. das Grab jenes Helden mit dem Bilde eines Löwen geschmückt war. Aber dieses Ehrenzeichen ist mehrern Tapfern zu Theil geworden. Es ist daher immer wahrscheinlicher, dafs wirklich ein Held Nahmens Leo gemeint sey.

XVII. XVIII. Dafs *Xerxes* den Muth seines Feindes im Tode geehrt, scheint eine Erfindung der Dichter zu seyn, welcher niemand den Beyfall versagen wird. Aber anders erzählt Herodotos VII. 238. „Xerxes ging bey den Todten und dem Leonidas vorbey, und da er hörte, dafs diefs der König und Feldherr der Lakedaimonier sey, befahl er, ihm das Haupt abzuhaun und ihn zu kreuzigen. Diefs zeigt denn ebenfalls und zwar ganz vorzüglich, dafs Xerxes auf keinen Menschen erzürnter gewesen, als auf den Leonidas; aufserdem würde er nicht so gegen den Todten gefrevelt haben. Denn unter allen Menschen, die ich kenne, pflegen die Perser tapfere Männer am meisten zu ehren. Jene aber thaten, wie er ihnen geboten hatte."

XX. *Zum zweytenmal dreymalhundert*; in Beziehung auf die Schlacht bey Thyrea.

S. Nr. X. *welchen die Parze dir gab.* den dir vom Schicksal bestimmten: *καὶ αἴσιμον ἀμπαύσασθε ὕπνον*, wie, meines Bedünkens, statt *εἰς ἐμὸν* gelesen werden muſs.

XXI. Dieses Distichon, das seiner Überschrift nach ebenfalls die Helden bey Thermopylä betrifft, scheint so gelesen werden zu müssen:

Οἱδ' Ἰίδαν στερξάντες ἐνόπλιον, οὐχ ἅπερ ἄλλοι
στάλαν, ἀλλ' ἀρετὰν μνᾶμ' ἀρετᾶς ἔλαχον.

In einem ähnlichen Sinne sang Simonides von diesen Helden in einem Hymnus, aus welchem sich ein kleines Bruchstück erhalten hat: (Diodor v. Sicil. XI. 11. Anal. V. P. T. I. S. 123. XV.)

Herrlich ist das Geschick, und glorreich
Dieser Helden Fall in Thermopyläs Felsthal;
Ihr Grab ein Altar, ihr Gedächtniſs Opfer,
Und Ruhm ihre Trauer.
Solches Gedächtniſsmal edler

Männer trotzet dem Moder; umsonst
Bekämpft es stürmend der Zeit mächtige
Hand.

XXIII. Der Wahrsager *Megistias* befand sich unter den edeln Begleitern des Leonidas. Da ihm die Opfer den Ausgang der Schlacht verkündigten, vergönnte ihm der König, nach Hause zurückzukehren; aber er verschmähte dieſs Anerbieten für sich und sendete nur seinen einzigen Sohn zurück. (Herodot. VII. 221.) Simonides, der Verfasser dieser Grabschrift, war mit ihm durch die Banden der Gastfreundschaft verknüpft. (Herodot. VII. 228.)

XXVI. Auf die Korinthier, welche in der Schlacht bey Salamis gefallen waren. Plutarch. T. II. S. 670.

XXVII. *Auf dem Lande zugleich und dem Gewässer.* Nachdem Kimon im 3ten Jahre der LXXVII. Ol. die persische Flotte bey Kypros geschlagen hatte, eilte er unverzüglich nach Pamphylien, und griff auch die Landarmee, welche am Flusse Eurymedon stand, mit dem glücklichsten Erfolge an. Plutarch. Leben

des Kimon. T. I. S. 436. — Den Athenäern, welche in dieser Schlacht geblieben waren, ist die folgende Inschrift gewidmet. Pausanias sah ihr Grab bey Athen. I. B. 29. S. 74.

XXIX. *Diphrys*, ein Berg in Euböa, von andern Diphrys genannt. Es ist nicht bekannt, auf welche Schlacht in Euböa sich dieses Epigramm beziehe.

XXXI *In der Ekbataner Land.* Als in dem ersten persischen Kriege Datis Euböa erobert hatte, wurden die Gefangenen, dem Gebrauche der Perser gemäfs, dem Volke einverleibt und nach Susiana versetzt. So erzählt Herodot. VI. 119. und nach ihm Philostratos im Leben des Apollon. I. 24. Hier wird *Ekbatana* genannt, und wir müssen annehmen, dafs entweder einem Theile jener Gefangenen ein Wohnsitz in Medien angewiesen worden, oder dafs das *Gefild der Ekbataner* für das ganze persische Reich gesetzt sey. — *Veste der Pallas.* Athen.

XXXIII. *Wessen Grabmal.* Nach der Lesart

εἰπὲ, λέων, φθιμένοιο τίνος τάφον ἀμφιβέβηκας;

statt τι πρός. — *Telentias*, der Sohn des Theodoros, ein Stiefbruder des Königs Agesilaos, ein Mann von grofser Tapferkeit. Er folgte dem Phöbidas in dem Kommando der spartanischen Truppen, als die Lakedaimonier (Ol. XCIX. 3.) gegen Olynthos zogen. Er blieb in einer Schlacht unter den Mauern dieser Stadt. Diodoros XV. 21. S. 19.

XXXV. *Makynos* oder Makynion, eine Stadt der Aitolier, auf dem Berge Taphiassos. Dafs sie von dem Könige von Makedonien, Philippos, dem Sohne des Demetrios, erobert worden, ist nur aus diesem Epigramme bekannt.

XXXVI. *Schützend der Väter Gefild.* πατέρων παρὰ λῆϊα, nicht λῇδα, wie die gemeine Lesart ist. — Auf welche Begebenheit sich dieses Epigramm beziehe, ist nicht bekannt. Der Nahme Machatas kömmt bey den Geschichtschreibern öfters vor.

XXXVII. *Dieser — zu befreyn.* Dieses Epigramm scheint in den glücklichen Augenblicken der Begeisterung geschrieben, in welche die Griechen gesetzt wurden, als ihnen

Titus Quintius Flamininus, nach Besiegung der Makedonier, Freyheit und Autonomie ankündigte. Als dieses edle Geschenk den Hellenen bey den isthmischen Spielen kund gethan ward, erhoben sich alle Zuschauer von ihren Sitzen, ihr Freudengeschrey drang bis an die Ufer des Meers, und alle drängten sich herbey, den Retter der Hellenen zu umarmen und ihm Dank zu sagen. Den ganzen Tag jauchzten sie um sein Zelt, und als es schon Nacht war, umarmten und küfsten sich Freunde und Landsleute, so wie sie einander begegneten, und gingen mit einander zum fröhlichen Mahl, wo sie sich von neuem der Freude und der Betrachtung ihres Glücks überliefsen. Plutarch Leben des Flamininus C. 10.

XXXVIII. *Germanikus*, der Sohn des Drusus, und Neffe des Tiberius, welcher im J. der St. 771. zu Antiochia, wie man glaubte, an Gift starb. Sein Tod, sagt Tacitus II. Ann. 72. erfüllte die Provinz und die benachbarten Völker mit der tiefsten Traurigkeit, selbst entfernte Nationen und Könige betrübte er; so grofs war seine Leutseligkeit gegen die Unterthanen, seine Mildigkeit gegen die Feinde.

Sein Antlitz und seine Rede flöfste gleiche Ehrfurcht ein, indem er, ohne Verletzung der Würde seines Standes, allen Schein des Stolzes und Übermuths mied. Sein Leichenzug, dem die Bilder der Ahnen und die feierliche Begleitung gebrach, ward durch die Lobsprüche, die ihm das Volk ertheilte, und das Andenken an seine Tugenden geschmückt.

XLIII. *Tarsos*, die Hauptstadt Kilikiens, soll vom Perseus erbaut worden seyn. Ammian. Marcell. XIV. S. 39. Ohne Zweifel war sie des *Aries* Vaterstadt, der sich durch seine beflügelten Füfse als einen würdigen Nachkommen ihres Erbauers bewährte.

XLIV. *Jene kämpfen mit Kunst.* Von den Argivern ist es vorzüglich bekannt, dafs sie die Palästra kunstmäfsig übten. S. Theokrits XXIV. Eid. 109. Die Spartaner verachteten die Kunst, bey Leibesübungen, wie überall. „Die Lakedaimonier, sagt Plutarch (T. II. p. 233. B.) geben den Ringenden keine Paidotriben zur Aufsicht, um nicht einen Wettstreit der Kunst, sondern der Tugend zu erregen."

Drittes Buch.

11. *Praxiteles* liebte die *Phryne*. Diese verlangte eine seiner Bildsäulen zum Geschenke von ihm und begehrte, dafs er ihr die schönste nennen solle. Als sich nun der Künstler weigerte, eine Erklärung zu geben, entlockte sie ihm sein Geheimnifs durch List; denn sie stellte einen ihrer Sklaven an, plötzlich zu melden, dafs Praxiteles Wohnung brenne. Sogleich rief dieser voller Schrecken aus: O wehe mir, wenn mein Satyros und Eros verloren sind! — Durch diese List erfuhr sie, welches Werk er am meisten schätze, und forderte den Eros von ihm, den er ihr nicht versagte. Sie selbst weihte ihn in Thespiä, wo er bis auf die Zeiten des Kaligula verehrt ward. S. Pausan. I. 20. Athenaios XIII. S. 591. B.

VII. *Nicht des Libanos Amor.* Am Libanon wurde die Venus Libanitis verehrt. Hier lag die Stadt Heliopolis, die sich der schönsten Weiber rühmte; weshalb man sagte, dass Kypris hier wohne und den Frauen die Gabe der Schönheit verleihe. Es ist leicht begreiflich, wie dieser Dienst allmählich den Ort in schlimmen Ruf bringen konnte. S. Eusebius Leben des Konstant. III. 53. — Der Amor, dessen hier erwähnt wird, welcher, als Beschützer eines Gartens, mit *vierfachen Kränzen* geschmückt war, muss als ein Genius gedacht werden. Aber die alte Kunst mischte den Begriff der Liebe gern mit jedem Geschäfte des Lebens, und der beygesellte Amor erheiterte und veredelte die gemeine Wirklichkeit.

X. *Bromios grünender Speer.* Der Thyrsus ist ein Spiess, dessen Spitze ein Pinien-Apfel zu bedecken pflegt. — Die Vorstellung belaubter Amorn, so wie sie in diesem und einem Epigramme des Sekundos (Anal. T. III. S. 5. I.) beschrieben werden, kommt auf mehrern Denkmälern des Alterthums vor. S. die Propyläen. 1. Th. 43. S.

XI. *Waffen — Mahl.* Dieser gemeinherrschenden Vorstellung von Bakchos Untauglichkeit zum Krieg, widerspricht auch Horaz II. Od. XIX. 21.

Als die verruchte Schaar der Giganten einst
Auf steilem Pfade Jupiters Burg erstieg,
Triebst du den Rhötus mit des Leuen
Klauen und schrecklichen Rachen
abwärts.
Ob sie zum Tanz nur oder zum Spiel und
Scherz
Geschickt dich wähnten, nicht zu der
Männerschlacht
Gerüstet! doch du warst im Frieden
Wunderbar und in des Kriegs Getümmel.

Da beym Lukian in den Göttergespr. XVIII. T. II. S. 51. Juno ihrem Gemahl die Weichlichkeit seines Sohnes vorrückt, antwortet dieser: „Gleichwohl hat er, o Hera, nicht nur Lydien besiegt, die Bewohner des Tmolos unterwürfig gemacht, und die Thraker überwunden, sondern er ist mit diesem weibi-

schen Heere bis zu den Indern vorgedrungen, hat die Elephanten besiegt, das Land erobert und den König, der sich nur kurze Zeit zu widersetzen wagte, gefangen weggeführt."

XII. *Poseidaon entwich.* Anspielung auf den bekannten Streit Athenens mit Poseidon über den Besitz von Athen, der zur Erzeugung des Pferdes und Ölbaums Veranlassung gab.

XIII. Auf ein Bild Athenens, welcher der Künstler einen Apfel in die Hand gegeben hatte, vielleicht um der Schönheit seines Bildes mit einer feinen Andeutung den Preis zuzuerkennen.

XIV. *Mit dem Kahne gemarkt*, nach Brunks Lesart, τῶν ἐπίσημ' ἄκαρος statt ἄραρος. Aber richtiger scheint es mit Heyne ἐπίσημα τράγος zu lesen,

Mit dem Bocke gemarkt.

ein Zeichen, das sich auf den Münzen der Parier findet.

XVII. Auf das Bild einer aus dem Meere steigenden Aphrodite, welches Apelles nach

dem Modell der Campaspe, wie andre aber sagen, der Phryne verfertigt haben soll. Es war zu Kos in der Akropolis aufgestellt und ward von August nach Rom gebracht. Siehe Manso's mythol. Abhandl. S. 186. f.

XXI. Auf das Bild der Aphrodite, ein Meisterstück des Praxiteles, welches Knidos besafs. Auch dieses sollte nach der Phryne gebildet seyn, oder, wie Clemens von Alexandrien sagt, nach der Kratine, der Geliebten des Meisters. Die Alten sind voll von dem Lobe dieses Werks. „Wir traten in den Tempel, sagt Lukianos in seiner Schrift von der Liebe (T. V. S. 270. Zweybr. Ausg.) und sahen in seiner Mitte die Göttin aus parischem Stein, ein Kunstwerk von wunderbarer Schönheit. Ihre Lippen sind zart geöffnet und sie lächelt ein wenig. Ihre ganze Schönheit ist unverhüllt, indem kein Gewand sie umgiebt, nur dafs sie mit der einen Hand leise die Natur bedeckt. Und so viel vermochte hier die Kunst, dafs die widerstrebende und harte Natur des Steines sich dennoch zu den zarten Gliedern pafst." — *Es schuf dich der Stahl.* in so fern das Eisen dem Dienste des Ares geweiht ist. Dieses

Distichon ist vielleicht nicht von dem Verfasser der beyden erstern, die ein für sich bestehendes Ganze ausmachen können.

XXIII. *Umsonst bifste der Hirt.* Sein Urtheilsspruch war gerecht, als er Kyprien für die schönste unter den streitenden Göttinnen erkannte.

XXVIII. *Der Hirt auf dem Ida.* Anchises, welchen Aphrodite besuchte, als er die Heerden auf dem Ida weidete.

XXIX. *Dieser Marmor — mit Gluth.* Die gemeine Lesart: ἄδε που ὡς φλέξει καὶ θεὸς ἐοῦσα λίθον, giebt einen unrichtigen Sinn: „Auch einen Stein wird sie, die eine Göttin ist, entglühn.“ Diefs wäre nichts aufserordentliches; aber es ist falsch; denn es ist hier nicht von der Göttin, sondern nur von ihrem Bilde die Rede. Brunks Verbesserung καὶ θεὸν ἐοῦσα λίθος. „obgleich nur Stein, könnte sie doch einen Gott entglühen.“ verbannt den falschen Gedanken, aber sie wird durch das folgende Distichon widerlegt. Der Sinn fordert zu schreiben: καὶ λίθος ἐοῦσα λίθον, welches auch der gemeinen Lesart so nah als

möglich kömmt. — *Thespia's Gott.* Den Amor des Praxiteles. S. zu Nr. II.

XXX. Auf eine *bewaffnete Venus*, wie sie vorzüglich in Sparta und seit Julius Cäsar in Rom verehrt wurde. Aber schon in den ältesten Zeiten sah man sie in Kypros mit einem Speere bewaffnet.

XXXI. *Das Brautgemach.* σοὶ παστὸς φίλος ἦν, nicht παιάν, wie die gemeine Lesart ist. — *lispelnde Flöten*, mit denen die Braut in das Haus des künftigen Gemahls geführt wurde. Auf Achills Schilde erblickte man

Junge Bräut' aus den Kammern, geführt im Scheine der Fackeln,
Gingen einher durch die Stadt; und hell erhub sich das Brautlied;
Tanzende Jünglinge drehten behende sich, unter dem Klange,
Der von Flöten und Harfen ertönete; aber die Weiber
Standen bewundrungsvoll, vor den Wohnungen jede betrachtend.

Ilias XVIII. 492. Voss. Übers.

XXXIII. Auf die *bewaffnete Venus* der Spartaner. Diese sagten: Als Aphrodite über den Eurotas ging, legte sie den Spiegel, den Putz und den Gürtel ab, und schmückte sich nach Lykurgos Weise, mit Lanze und Schild. Plutarch. T. II. S. 317. F. Alle Götter trugen Waffen in Sparta. Als man den König Charilaos nach dem Grunde dieser Erscheinung fragte, antwortete er: Damit die Menschen den Vorwurf der Feigheit nicht auf die Götter zurückschieben, und unsre Jünglinge nicht unbewaffnet zu ihnen beten mögen. (Ebendas. T. II. S. 232. A.)

XXXV. *Lafs den blutigen Speer Tritonien.* Anspielung auf die Lehre, welche der homerische Jupiter Aphroditen giebt:

Nicht dir wurden verliehn, mein Töchterchen, Werke des Krieges.
Ordne du lieber hinfort anmuthige Werke der Hochzeit.
Diese besorgt schon Ares, der stürmende, und Athenäa.

Ilias V. 428. Voss. Übers.

XXXVI. *Glückliche Fahrt verleih* u. s. w. Die aus dem Meere geborne Aphrodite schützte die, welche sich dem Meere vertrauten. Daher erbittet Horaz (I. Od. III. 1.) dem Schiffe Virgils Beystand von ihr:

Möge Kypriens Herrscherin,
Und das Doppelgestirn, Helenens Brüder, dich
Leiten.

und Paris rühmt der Helena ihren Beystand, in der Liebe, wie auf dem Meere (Ovids Heroiden XVI. 20.)

Kytherea verhieß meinem Gemache dich einst.
Sie geleitete mich die gefährlichen Pfade, von Troja's
Ufern, über das Meer, auf pherekleischem Schiff.
Führte mir freundliche Lüfte herzu und günstige Winde:
Denn, den Fluthen entstammt, herrschet sie über die Fluth.

S. Manso's mythol. Abhandl. S. 231. f.

XXXVIII. Als sich Athene auf dem Helikon in der Hippokrene badete, nahte der Jüngling Tiresias jagend dem Orte, und suchte von Durst getrieben die Quelle auf. Wider Willen erblickte er, was zu sehen nicht recht war. Er kehrte geblendet, aber mit der Gabe der Weissagung zurück. Kallimach. Hymne auf die Pallas.

XLI. Dieser nämlichen Bildsäule des Satyros neben der Quelle, an welcher ein Amor schläft, erwähnt ein Epigramm des Ammonios. Anal. V. P. II. S. 443. II.

XLII. *Denn die Farbe verhindert ihn nicht.* Die Ursache seines Schweigens liegt nicht darinne, dafs er gemahlt ist, denn das Gemählde selbst ist beseelt und lebt; es ist also das Entzücken seiner Seele über die Töne der Flöte, (die er eben geblasen haben mochte) was ihn verstummen macht.

XLIV. *Der Lampsaker Gott.* Lampsakos, eine Stadt am Propontis, wo von Alters her Priapos verehrt wurde, daher diese Gegend für den Ort seiner Geburt galt. Hier stand er am Meer, und es wäre wohl möglich, dafs

dieser zufällige Umstand die Veranlassung gewesen wäre, warum man den Gott, der sonst, als Symbol der Fruchtbarkeit, vorzüglich den Gartenbau und die Viehzucht beschützt, auch als Beschützer der Schiffer und Fischer anrief.

XLV. Auf ein sonderbares Bild, in welchem der Charakter eines Pan am Haupte, eines Herkules an Brust und Bauch, eines Hermes an den Füßen ausgedrückt war.

XLVI. *Und die Guten — Gefahr.* Herkules, als Symbol der Kraft, wurde als eine das Unglück abwendende Gottheit unter dem Nahmen des ἀλεξίκακος angerufen.

XLVII. *Beschütze die Heerde der Rinder.* Ebenfalls in der vorhin erwähnten Eigenschaft wurde Herkules unter den Gottheiten des Hirtenlebens verehrt und deßhalb bisweilen mit andern ländlichen Göttern vereint.

XLVIII. Auf ein Gemählde des Herkules, welches sich zu Lindos befand. Plinius B. XXXV. 36. 5.

XLIX. *Keine Tripoden.* S. zum I. Buch Nr. 36. Nicht die Preise, welche in geringern

Kämpfen dem Sieger zu Theil werden, sondern die Götterschaft ist der Lohn, der deiner am Ende deiner mühvollen Laufbahn harrt.

LI. *Antaios*, ein Sohn der Erde, kämpfte in Libyen mit dem Herkules. So oft ihn sein Gegner zu Boden warf, gewann er neue Kraft von der mütterlichen Erde. Daher faſste ihn Herkules in der Mitte des Leibes mit umschlingenden Armen und erwürgte ihn. In dieser Stellung hatte der Künstler beyde gebildet.

LII. Auf den entwaffneten Herkules von Lysippos. S. das Epigr. des Geminos. Anal. V. P. T. II. S. 280. IV. — Amor, die Liebe zur Omphale, an welche Hermes den Alkiden verkauft hatte. Mit muthwilligem Scherze tauschte die lydische Königin ihre Rolle mit dem Sohne des Zeus, und legte seine Waffen an, während sie ihm die Spindel übergab. Dieses komische Verhältniſs bot den Künstlern, den Verfassern satyrischer Dramen und den Elegikern einen erfreulichen und reichhaltigen Stoff dar. Man sehe nur die ausführliche Schilderung von Herkules Schmach in Ovids Heroiden IX. 55. ff.

LVII. Als die Perser zum erstenmal nach Griechenland kamen, brachten sie, wie die Hellenen erzählen, einen Block persischen Marmors mit, den sie zu einer Tropäe bestimmt hatten. Er blieb nach ihrer Niederlage zurück, und Pheidias schuf ihn, zum Andenken des Übermuthes der Feinde, in eine Nemesis um, die in dem Distrikte von Rhamnus verehrt wurde. Pausan. I. 33. S. 81.

LIX. *Nicht mehr kann' ich.* Dass die Nymphe Echo der Liebe des Pan kein Gehör gegeben, deutet Nonnus an VI B. S. 190. (6). Andre erzählen, dass sie ihm die Iynx geboren habe.

LX. *Der Kunst bewundre Fackel.* „Des Feuers Glanz, den Quell der Künste" (Aischylos Prom. V. 7.) welches Prometheus dem Himmel entwendend zu den Sterblichen brachte.

Ich war es, der in eines Rohres Mark
Für sie des Feuers geheimen Quell erjog,
Das ihnen aller Künste Lehrer ward.

Aeschylos V. 109.

ewige Leiden. Die Kunst, welche ihn an den Felsen gefesselt vorgestellt hatte, schien hier

durch seine Qualen zu verewigen. Eine Bildsäule des Titanen schildert Libanius IV. B. 1116. S. Reisk. Ausg. ein Gemählde desselben Achilles Tat. III. B. 167. S.

LXI. Die Zeit oder Gelegenheit des Lysippos erwähnen die Alten öfters. Eine ausführliche Beschreibung derselben giebt Kallistratos Cap. VI.

LXII. Diese Grabschrift des *Midas*, des bekannten Königs der Phrygier, legen einige auf das Ansehn des falschen Herodot S. 750. dem Homer bey; dem Kleobulos eignet sie das Zeugniſs des Simonides zu. Diogen. v. Laerte I. B. 89. S. 55.

LXIII. Auf ein Bild des Tantalos in halb erhabner Arbeit auf der äuſsern Fläche, oder vielleicht an der Handhabe des Bechers. — *Des Schweigens Gesetze.* Tantalos, der Tischgenosse der Götter, ward vom Olymp herabgestoſsen, weil er seine Zunge nicht zu zügeln gewuſst hatte. Euripides im Orest. V. 5-10.

LXIV. *Salmoneus*, der Sohn des Aiolos, ein König von Elis, setzte sich dem Jupiter gleich,

entzog ihm seine Opfer und liefs sich als einen Gott verehren. Damit er aber die Menschen schrecke und die Götter verhöhne, ahmte er den Donner des Zeus nach, und schleuderte brennende Fackeln gegen den Himmel und seine Mitbürger. Zeus erschlug ihn mit seinem Blitze und vernichtete zugleich die von ihm erbaute Stadt und alle ihre Einwohner. So erzählt Apollodoros I. B. c. 7. und Virgil VI. Aen. 585. bey welchem Aeneas den Salmoneus in der Unterwelt mit harten Strafen gezüchtigt erblickt:

Weil er die Flammen des Zeus nachahmt' und des Himmels Gepraſſel.
Auf vierspännigen Wagen erhöht und schwingend die Fackel
Durch die Völker der Grajer einher und die Veste von Elis
Zog er im Pomp, und forderte sich die Ehre der Götter,
Frevelnd! denn den Orkan und den unnachahmlichen Blitzstrahl
Äffet' er nach mit Erz und dem Hufschlag stampfender Rosse.

Aber dem dichten Gewölk entschleuderte Jupiters Allmacht
Tödtlich Geschoss; nicht Fackeln, wie er, noch qualmenden Kienes
Leuchtungen; und er entstürzt' ihn hinab mit gräßlichem Wirbel.

LXV. Die Quelle der Fabel von der Niobe, des Tantalos Tochter, ist Homer, bey welchem Achilleus den trauernden Priamos zum Mahle ladet:

Denn auch Niobe selbst, die lockige, dachte der Nahrung.
Sie, die zugleich zwölf Kinder in ihrem Hause verloren,
Sechs der lieblichen Töchter und sechs aufblühende Söhne.
Ihre Söhn' erlegte mit silbernem Bogen Apollon,
Zorniges Muths, und die Töchter ihr Artemis, froh des Geschosses;
Weil sich Niobe gleich der rosigen Leto geachtet:

Zween nur habe die Göttin, sie selbst so viele geboren,
Prahlte sie; dafs ergrimmten die zween und vertilgten sie alle.
Jene lagen nunmehr neun Tag' im Blut, und es war nicht,
Der sie begrub; denn die Volker versteinerte Zeus Kronion.
Drauf am zehnten begrub sie die Hand der unsterblichen Götter.
Dennoch dachte der Speise die Trauernde, müde der Thränen.
Jetzo dort in den Felsen, auf einsam bewanderten Bergen
Sipylons, wo man erzählt, dafs göttliche Nymphen gelagert
Ausruhn, wenn sie im Tanz Acheloïos Ufer umhüpfet:
Dort, ob zwar ein Gestein, fühlt jene das Leid von den Göttern.

Ilias XXIV. 602. Vossische Übers.

LXVI. *Warum hebst du.* Nach Huschkens glücklicher Verbesserung: τίπτε, γύναι,

πρὸς Ὄλυμπον ἀναιδέα χεῖρ' ἀνένεικας, für χεῖρα νένευκας. — *Von Trauer entseelt.* Auch hier ist die gemeine Lesart: πέτρος ἔσῃ Νιόβα κᾷδι τειρομένα entstellt. Man muſs lesen: κάδεϊ τειρομένα.

LXIX. *Treibt dich zum blutigen Mord.* σ' ἐς φόνον ηὐτρέπισεν, nicht ἐς χόλον ηὐτρ. *dem Gemahl zürnend.* Der gemeinen Lesart τεκέων εἵνεκα nach, würde es heiſsen müssen, wegen der Kinder zürnend. Aber wahrscheinlich schrieb der Dichter λεχέων εἵνεκα, eine Verbesserung, die durch Euripid. Medea V. 998. ἃ φονεύσεις τὰ τέκνα νυμφιδίων εἵνεκα λεχέων unterstützt wird.

LXX. Die Alten rühmen durchaus die Medeia des Timomachos wegen des glücklichen Ausdruckes in dem Kampf widersprechender Empfindungen, welcher auch in einer vom Kallistratos beschriebenen Bildsäule herrschte (XIII. S 905.) und wegen der Weisheit, mit welcher er nicht die furchtbare Katastrophe, sondern den dieselbe verkündenden Moment darstellte. Gleiche Weisheit hatte er in dem Bilde des rasenden Ajax gezeigt, den er nicht im Schlachten der Heerde begrif-

sen zeigte, sondern nachdem er zur Vernunft zurückgekehrt, mit bitterm Schmerz sein Vergehen überdenkt. S. Winkelm. Gesch. der Kunst I. S. 171. und Herrn Böttigers Bemerkungen über dieses Bild, in den Vasengemälden I. 2. S. 188.

LXXIV. *Kypria's trefflichen Sohn erblickt' ich nicht.* Aeneas irrte wenigstens dritthalbhundert Jahre früher in den libyschen Meeren, als Dido in jene Gegenden kam. S. Heyne im I. Exk. zum IV. Buche der Äneis. — *Jarbas Gewalt zu entfliehn.* Jarbas, ein König der Mauritanier, forderte Dido zur Gemahlin. Durch List bewogen, in eine Forderung einzuwilligen, die sie nicht Lust hatte zu erfüllen, erbaute sie in einem entlegenen Theile der Stadt einen Scheiterhaufen, als ob sie den Schatten ihres ersten Gemahls versöhnen und ihm vor der Hochzeit Todtenopfer darbringen wollte, und liefs viele Opferthiere schlachten. Dann bestieg sie den Holzstofs selbst, mit einem Schwerte in der Hand, rief dem versammelten Volke zu, sie wolle, wie es verlangt werde, zum Gemahle gehn, und durchbohrte ihre Brust. Die Karthager erzeugten ihr göttliche Ehre bis zum Untergang ihrer Stadt. Justinus XVIII. 6.

LXXV. *Kapaneus*, einer der sieben Fürsten, welche Theben belagerten, drohte prahlend, dafs selbst des Zeus flammendes Geschofs ihn nicht hindern solle, die Stadt zu zerstören. Als er aber die Sturmleitern bestieg und sich schon über die Zinnen der Mauer zu schwingen rüstete, traf ihn der Blitz und zerrifs ihn. Euripid. Phönisse. V. 1179. ff.

LXXVI. *Dieſs Fahrzeug*, der Delphin, auf welchem Arion sitzend vorgestellt war. Ein solches Denkmal der berühmten Rettung dieses Dichters, das zu Tänarum aufbewahrt wurde, wird von mehrern Alten erwähnt.

LXXVII. *Kynegeiros*, der Bruder des Dichter Aischylos, that Wunder in der Schlacht bey Marathon. Er ergriff eines der persischen Schiffe mit der Hand, und da ihm diese abgehauen wurde, hielt er es mit der andern, die er ebenfalls verlor. Nun warf er sich mit den Zähnen darauf. Justin. II. 9. Eine Bildsäule dieses Helden ohne Hände erwähnt Lukianos im Demonax. Eine so häfsliche Verstümmlung mifsfiel dem Phasis, den das Gedicht deſshalb mit einem sinnreichen Grunde

rühmt. — *Nicht der Wahrheit getreu.* Οὐ σε, μάκαρ Κυνέγειρ', ἐτύμως Κυνέγειρον Γραφὶς φάτις, nicht Κυνέγειρε, τὸν ὡς, wie die Planudea, oder καθὼς Κ. wie Brunck liest.

LXXVIII. *Kleitomachos* aus Theben, der Sohn des Hermokrates. Die Siege, welche dieses Gedicht preist, erwähnt auch Pausanias VI. 15. Mehrere Schriftsteller rühmen die überlegte Sorgfalt, mit welcher er seine Kräfte sparte, und seine Enthaltsamkeit. — *Des Pankratiums Kampf.* In dem Pankratium war Ringen und Faustkampf gewissermafsen vereinigt, indem die Pankratiasten ihren Gegner zugleich ringend und schlagend bekämpften.

LXXIX. *Lysippos*, weil er vorzüglich Gestalten voll Muthes darstellte, heifst hier der *Künstler des Ares* (gloria Lysippo est, animosa effingere signa. Propert.). Nur von ihm wollte Alexander gebildet, so wie vom Apelles allein gemahlt seyn.

LXXX. *Die tiefe Natur der Zahlen*, aus denen Pythagoras die Entstehung der Dinge zu erklären glaubte. — *Den Schweigenden.* Die Kunst zu schweigen, welche er seine Schüler

lehrte, wird ihm als dem Meister vorzüglich beygelegt. Daher sagte man von ihm, er habe die Beredsamkeit des Stillschweigens erfunden und schweigend gesprochen.

LXXXIII. *Dafs du wähnst zu hören mein Gebrüll.* ὡς πολλάκις με κἀκομυκᾶσθαι δοκεῖν. statt θέλειν. Dieser Ausdruck ist den Dichtern und Sophisten bey Beschreibung von beseelten Kunstwerken sehr geläufig.

Viertes Buch.

I. *Pheidippides*, welchen die Athenäer bey dem Einfalle der Perser in Griechenland nach Sparta um Hülfe geschickt hatten, meldete bey seiner Rückkehr, dafs ihm in der Gegend des Bergs Parthenios, welcher über Tegea liegt, Pan mit Nahmen gerufen und ihm befohlen habe, den Athenäern zu sagen, warum sie doch seiner so wenig gedächten, da er ihnen doch schon mehrere Zeichen des Wohlwollens gegeben habe, und auch ferner zu geben bereit sey. Da nun der Krieg für Athen einen so günstigen Ausgang nahm, schlossen sie daraus auf die Wahrheit jener Nachricht, weihten die Athenäer dem Pan ein Heiligthum unter der Akropolis, und versöhnen ihn jährlich mit Opfern und dem Fackellaufe. Herodot. VI. 105. Beym Lukia-

nos (Göttergespr. XXII. 3.) rühmt er selbst seine Tapferkeit, die er als Gehülfe der Athenäer in der Schlacht bey Marathon gezeigt, und wie ihm zur Belohnung derselben die Grotte unter der Akropolis geweiht worden sey.

II. Nach dem Plutarch (T. II. S. 871. B.) zogen die Matronen Korinths im persischen Kriege nach dem Tempel der Venus, und flehten die Göttin an, ihren Männern Liebe und Verlangen zum Kampfe einzuflösen. Zum Andenken an diese Begebenheit widmeten die Korinthier der Göttin eherne Bildsäulen. — Andre sagen (Athenäos XIII. S. 573. E.) dafs es Hetären waren, welche jene frommen Gebete für das Glück der hellenischen Waffen thaten, und denen man zur Dankbarkeit ein Gemählde in dem Tempel der Venus weihte.

III. Unmittelbar bey dem Eingange nach Plataia sind die Gräber der in der Schlacht gegen die Meder Gebliebenen. Die übrigen Hellenen haben ein gemeinschaftliches Denkmal; aber diejenigen, die von den Athenäern und Lakedämoniern geblieben sind, haben ihre besondern Grabmäler, auf denen elegi-

sche Grabschriften des Simonides stehn. Unfern von dem gemeinschaftlichen Grabe der Hellenen ist der Altar des Zeus Eleutherios. (des Schützers der Freyheit.) Jenes ist von Erz, der Altar und das Bildnifs Jupiters aber von weifsem Marmor. Hier werden auch noch jetzt alle fünf Jahre feyerliche Wettspiele gehalten, Eleutheria genannt, wobey die höchsten Preise auf das Laufen gesetzt sind. Pausanias IX. B. 2.

VI. Die Bruttier, ein räuberisches Volk in Unter-Italien, beunruhigten die benachbarten Völker durch häufige Einfälle und Plünderungen. Bey einer solchen Gelegenheit scheinen sie von den Lokriern zurückgeschlagen und besiegt worden zu seyn.

VII. *Pyrrhos*, der König von Epiros, fiel, nach seiner Rückkehr aus Italien, in Makedonien ein und schlug den Antigonus, der sein Heer durch *galatische* Miethsoldaten verstärkt hatte. Unter allen seinen Siegen rechnete er sich diesen zum höchsten Ruhm, und widmete die schönsten Geschenke in dem Tempel der Itonischen Athene in Thessalien. Plutarch Leben des Pyrrh. C. 26.

IX. Auf die Niederlage der Griechen bey Chaironea. *Das drückende Mahl* mufs eine Tropäe seyn, obschon Pausanias (IX. 40.) versichert, Philippos habe nie ein Siegeszeichen gesetzt, weil diefs bey den Makedonern nicht Sitte sey. Die historischen Epigramme der Dichter der Anthologie sind keineswegs immer bey den Begebenheiten selbst gemacht, die sie verewigen wollen, und enthalten daher bisweilen Umstände, die blofs um der poetischeren Wendung des Gedankens willen erfunden sind. — *Von dem pelläischen Speer*, von der Macht des makedonischen Königs, dessen Residenz Pella war. — *Schwöre du nun.* Anspielung auf eine berühmte Stelle in der Rede des Demosthenes für die Krone C. 60. „Denn wenn ihr abfällig gegen den Ktesiphon stimmt und dadurch erklärt, dafs ich euch nicht gut berathen, so wird man glauben müssen, dafs euch jene Unfälle durch eure eigne Schuld, nicht durch die Ungerechtigkeit des Glücks betroffen haben. Aber ihr habt nicht, nein, ihr habt nicht gefehlt, als ihr den Kampf für die Freyheit und Rettung aller übernahmt. Nein, wahrlich! bey dem Schatten jener unsrer Ahnen, die bey Marathon fochten, und die bey Plataia dem Feinde

gegenüber standen, und die bey Salamis schlugen und Artemisium, und vieler andern tapfern Helden, die in den öffentlichen Denkmälern ruhn, welche alle der Staat derselben Ehre auf gleiche Weise gewürdigt und begraben hat, nicht jene allein, die vom Glücke begünstigt, den Feind besiegten."

XIV. *An die heiligen Pfosten.* τίς τάδε μοι θυητῶν ἱεροῖς θρηνοῖσιν ἀνῆψε. nicht περὶ θρ. wie die gemeine, das Sylbenmafs verletzende Lesart ist. — *zum Tanz*, zum Waffentanz, dergleichen bey den Panathenäen und andern Festen aufgeführt wurden.

XVIII. Der Nahme des heiligen Platzes, dessen Weihung in diesem Gedichte verkündigt wird, soll wahrscheinlich an das *Triopium* in Knidos erinnern, welches Triopas, ein König der Thessalier, der Demeter und andern Göttern daselbst errichtet hatte. Herodes Attikus, ein berühmter und reicher Sophist aus dem Zeitalter der Antoninen, besafs an der appischen Strafse bedeutende Besitzungen und unter diesen einen Park, in denen mehreren Göttern Tempel und seiner Familie ein Grabmal errichtet war. Der Platz,

in welchem das letztere sich befand, scheint vorzugsweise Triopium geheifsen zu haben, vielleicht um jeden Frevel durch die Erinnerung an die Strafe zurückzuschrecken, mit welcher Demeter einst den frevelnden Triopas gezüchtigt hatte, vielleicht weil dieser Theil des Parks in seiner Anlage dem knidischen Triopium glich. Denn so fand man in dem Parke Kayser Hadrians ein Tempe, eine Pökile, ein Kanopus und mehreres dergleichen, was an berühmte Orte des Auslandes erinnern sollte, — *rhamnusische Upis.* Nemesis, welche zu Rhamnus, einem Distrikte von Attika, verehrt wurde. (S. III. Buch Nr. LVII.) — *Nachbarinnen.* Das Triopium lag nur einige tausend Schritte von Rom entfernt. — *Triopas, des cerealischen Königs.* Triopas stand den Söhnen des Deukalion gegen die Pelasger bey, vertrieb diese aus Thessalien und theilte das sogenannte dotische Gefild. Hier lag ein Hayn der Ceres, welchen er ausrieb, um sich einen Pallast zu erbauen. Defshalb ward er den Einwohnern verhafst und floh aus Thessalien und schiffte mit einigen Begleitern in das knidische Land, wo er das von ihm sogenannte Triopium gründete. Diodor. von Sic. V. S. 379. Einen Theil dieser Fabel

haben andre auf den Sohn des Triopas, Erysichthon, übergetragen. — *Ihm winket darob die unsterbliche Pallas*, sie sichert ihm Erhörung durch das Nicken ihres Hauptes zu. — *Also ward Erichthonios einst.* καὶ γὰρ Ἀθηναίη τε Ἐρεχθόνιον βασιλῆα. wie Visconti glücklich wiederhergestellt hat, statt περὶ χθόνιον. Athene verstattete, dafs Erichthonios in ihrem Tempel begraben wurde. So erzählt Homer vom Erechtheus, der mit jenem eine Person ist:

welchen Athene
Pflegte, die Tochter des Zeus, (ihn gebar die fruchtbare Erde)
Und in Athenä setzt' in ihren gefeierten Tempel:
Wo das Herz ihr erfreun mit geopferten Farren und Lämmern
Jünglinge edler Athener, in kreisender Jahre Vollendung.

Ilias II. 547. Vossische Übers.

XIX. *Dem heiligen Sitze Regillas.* Annia Regilla, eine vornehme und reiche Römerin, war an Herodes Attikus vermählt und starb,

nachdem sie ihm mehrere Kinder gebracht hatte. Ihr Tod brachte einen harten Verdacht über ihren Gemahl, dafs er ihn durch harte Behandlung verursacht habe; aber er ward losgesprochen vor Gericht und bot, der ihm eigenthümlichen Prachtliebe gemäfs, alles auf, ihr Andenken zu ehren und zu heiligen. Zu Athen baute er ein prächtiges Odeum ihr zu Ehren, weihte zu Eleusis allen ihren weiblichen Schmuck, und stellte in seinem Triopium ihr Bild neben den Bildern andrer Göttinnen auf. Zur Theilnahme an der Weihe desselben wird in diesem Gedichte eingeladen. — *Nach Marathon*, dem Geburtsorte ihres Gemahls. — *Deo die jüngere, so wie Demeter die ältre.* Die jüngere Demeter ist keine andre, als Faustina, die Gemahlin des M. Aurelius Antoninus, der sie nach ihrem Tode vergötterte. Sie bekam, wie mehrere Kayserinnen, die Attribute einer Ceres und kommt an mehrern Orten unter dieser Benennung vor. — *Die ältere Demeter* ist entweder die wirkliche Göttin dieses Nahmens oder die ältere Faustina, die Gemahlin des Antoninus Pius. — *Der Seligen Eyland.* S. II. B. Nr. XIII. — *Schwarzer Harpyien Geschlecht.* sind hier die entraffenden Parzen oder das Todesschicksal, wie beym Homer:

Und ihm wär' auch der Sohn mit ewigem Ruhme verherrlicht.
Aber er schwand unrühmlich hinweg, von Harpyen geraubet,
Weder gesehn noch gehört, und liefs nur Schmerz und Betrübnifs
Mir zum Theil.

Odyssee I. 241. Voss. Übers.

Der Monarch. Der Kayser Markus Aurelius. — *Dem freundlichen Zephyr.* Diesem vertraut Zeus die Verstorbenen, um sie nach den Inseln der Seligen zu führen, die in der abendlichen Region, an dem Strome des Okeanos gedacht wurden. Auch hier schwebte dem Dichter eine Stelle Homers vor, wo Proteus dem Menelaos die Unsterblichkeit verheifst:

— Dich führen die Götter dereinst an die Enden der Erde
Zu der elysischen Flur, wo der bräunliche Held Rhadamanthys
Wohnt, und ganz mühlos in Seligkeit leben die Menschen:

Nimmer ist Schnee, noch Winterorkan, noch Regengewitter;
Ewig wehn die Gesäusel des leis' anathmenden Westes,
Die Okeanos sendet, die Menschen sanft zu kühlen.

Odyssee IV. 562.

Zephyros ist ein Diener der Götter. Dem Amor führt er die Psyche zu (Appulej. Metam. IV. am E.) und Berenikens Locke entführt er in die Luft, um sie in Venus Schoofs niederzulegen. (Catull. LXVI. 54.) — *Die rühmliche Zierde bestirnter Schuhe*, das Zeichen der senatorischen Würde, der halbe Mond, welcher oben auf den Schuh befestigt war. Die Ursache dieses Ehrenzeichens wird verschiedentlich angegeben. Unser Dichter führt es auf die Flucht des Stammvaters der Römer zurück. — *Nicht unwürdig dünkt er.* οὔ μιν ὀνόσσηται καὶ Κεκροπίδην περ ἐόντα. nach Visconti's trefflicher Verbesserung. Attikus scheint dem senatorischen Schuhe solchen Schmuckes werth zu seyn; der Schuh schmücket ihn gern, ob er gleich kein Römer ist. — *Herodes* heifst hier der *Thesëide*, weil

er ein Athenäer ist; was sonst von seiner Abkunft gesagt wird, ist dunkel. *Koryx* heifst, der gewöhnlichen Fabel nach, ein Sohn des *Hermes* und der *Aglauros*, einer Tochter des Kekrops; von der *Herse* und demselben Gotte aber stammte Kephalos ab. Die Familie der Keryken stand zu Athen den Mysterien vor. — *Eponymos* ist derjenige unter den zehn Archonten Athens, dessen Nahme zur Bezeichnung des Jahres dient. Da diefs auch bey den römischen Consuln statt fand, so ist hier Eponymos für Consul gesetzt. Herodes hatte das Consulat im J. n. Ch. 143. verwaltet. — Attikas Zunge. In der That nannten schmeichelnde Sophisten jener Zeit den Herodes die Zunge der Hellenen und den König der Beredsamkeit. Man verstand diese Stelle sonst von dem Sohne des Herodes, dessen Stumpfsinnigkeit doch hinlänglich aus Philostratos Leben des Vaters bekannt war. Hier ist Viskonti's richtigere Interpunktion befolgt. — *Aineione* und *Ganymedeia* heifst Regilla als Verwandte der Julischen Familie, unter deren Ahnen Aineias und Ganymedes prangen. — *Thu' es; auch den Heroen zu huldigen ziemet den Frommen.* ἔρδ' ἐπεὶ εὐσεβές ἐστι καὶ ἡρώων

ἀλαγίζειν statt αἰ δέ τοι εὐσεβέασσι. Dieser Lesart zu Folge ist auch die Interpunktion dieser Stelle geändert worden. — *Ein Denkmal, Tempeln vergleichbar.* Das schon oben erwähnte Odeum. — *Hier blühten ihr.* Die Gegend, in welcher sich das Triopium befand, gehörte zu den Besitzungen, welche Regilla ihrem Gemahl zugebracht hatte. — *Ihr als Nymphe*, als Begleiterin und Dienerin, in welchem Verhältnisse die niedern Gottheiten oft gegen die obern stehn. So denkt Theokrit den Alexander und Ptolemaios als begleitende Diener des Herkules im Olymp. (Eid. XVII. 16. ff.) Pan begleitet dienstwillig die Mutter der Götter, (Pindar beym Schol. zu den Pyth. III. 139.) Hekate die Königin der Unterwelt. (Homer. Hymnos auf die Ceres V. 438.) — *Iocheaira*, die an Pfeilen sich freuende, ein Beynahme der Artemis. — *Cäsars treffliche Mutter*, Domitia Cavilla, die Mutter des M. Aurelius, welche vor der Erhebung ihres Sohnes auf den Thron der Cäsarn gestorben war. Da sie daher keine Apotheose erhalten hatte, versetzt sie unser Dichter wenigstens in die Inseln der Seligen, und theilt ihr hier den erhabnen Rang einer Königin zu. — *Alkmena* hatte nach ihrem Tode,

in den Wohnungen der Seligen, den Rhadamanthys geheirathet. — *Kadmos seliger Tochter*, der Semele.

XXI. *Helios*, der Kolossos war ein Bild des Sonnengottes. — *Von Herkules.* In Beziehung auf den Tlepolemos, den Sohn des Herkules, welcher vor dem trojanischen Kriege König der ganzen Insel war.

XXII. *Hermes* wird zu den Beschützern der Heerden gerechnet; so schon Homer:

Phorbas Sohn, des Heerdebegüterten, welchen Hermeias
Hoch im Volke der Troer geliebt, und mit Habe gesegnet.

Ilias XIV. 490. Voss. Übers.

Hiervon erklärt Pausanias das Attribut eines Widders, den er neben einer Bildsäule des Hermes fand. B. II. 3. S. 117. — *Kommet herbey zum Gebirg.* ἀλλὰ μολεῖτ' ἀν' ὄρη. nicht μοι αἴτ' ἀν' ὄρη.

XXVII. *Den Lampsaker.* S. III. B. Nr. 49.

XXVIII. *Dreymal — des Meerbeherrschers.* Die unverständliche Lesart der Handschrift,

(*τρὶς ἐπισχερὼ οὐδ' ἐγένοντο δηρίνων τομίδων ποταθμοί.*) welche der Herausgeber der Analekten, in Ermangelung einer wahrscheinlichen Verbesserung, stehen zu lassen genöthigt war, könnte vielleicht auf folgende Weise wiederhergestellt werden: *Ἰσθμῷ δ' ἐν ζαθέῳ τρὶς ἐπισχερὼ εἶδεν ἑλόντα Ἀκτὴ Ποσειδάωνος ἄθλα.* „Poseidon's Ufer sah ihn dreymal nach einander den Preis auf dem Isthmos empfangen."

XXIX. *Den Ruhm trefflicher Ahnen.* Der Ruhm eines Sieges in den feyerlichen Spielen strahlte auf sein Vaterland, seine Verwandten und seine Vorfahren zurück.

XXXI. *Inopos*, ein Flüfschen in Delos, welches der Aberglaube mit dem Nil in Verbindung dachte, daher der aigyptische Inopos beym Kallimach. Hymn. auf die Dian. V. 171. Hier badet sich Artemis, wenn sie mit Schweifs und Blut bedeckt von der Jagd zurückkehrt. Sie legt ihr *Geschofs* in die Hände der Charitinnen nieder, die ihr, so wie mehrern Gottheiten, zu Begleiterinnen gegeben werden, weil da, wo sie als Helferin erscheint, der furchtbare, tödtende Bogen nicht

an seiner Stelle seyn würde. Man muſs sich hier erinnern, daſs die bewaffnete Artemis als die Urheberin eines schnellen Todes gedacht wurde. Hier kann auch auf die Pfeile der Eileithyia Rücksicht genommen seyn, mit welchen die Heftigkeit der Wehen symbolisch bezeichnet werden. Homer Ilias XI. 268.

Heftiger Schmerz nun faſste den Heldenmuth Agamemnons.
Wie der Gebärerin Seele der Pfeil des Schmerzes durchdringet,
Herb' und scharf, den gesandt hartringende Eileithyen.

Vossische Übers.

XXXIV. *Diese Keule.* Symbol des Hirtenstandes. *Das Fell.* Die Nebris, von dem Felle des Hirschkalbes, womit sich die Bakchanten bekleideten. — *Echo liebt er.* S. III. B. Nr. LIX.

XXXV. *Mit dem gesalbten Geröhr.* Das vornehmste Geräth des Vogelstellers, ein Rohr, an welchem die Leimruthe befestigt ist. Dieses schiebt er, unter dem Baume stehend, auf welchem der Vogel sitzt, *leise empor*, bis die bestrichne Ruthe die Beute berührt. Bey die-

sem Geschäfte, welches einige Vorsicht und Glück forderte, verspricht Pan seine Hülfe.

XLI. *Das Horn, das er zum Schöpfen gebraucht.* Becher in der Gestalt von Hörnern und aus den Hörnern wilder Ziegen und Rinder gemacht, kommen bey alten Schriftstellern und auf Kunstwerken vor. Athenaios XI. B. S. 468. und 476. auch Ailianos Thiergesch. XIV. B. 16.

XLIII. *Leukothea.* Ino, die Tochter des Kadmos, die Gemahlin des Athamas, stürzte sich mit ihrem Knaben Melikertes in die Wellen des Meers, um der Verfolgung ihres wahnsinnigen Gatten zu entfliehn. Hier ward sie zur Göttin unter dem Nahmen Leukothea, so wie ihr Sohn unter dem Nahmen Palämon zum Gott.

XLVII. *Die — Gygas.* Es ist wahrscheinlich, dafs in der entstellten Lesart der Handschrift (*γυγερωγερε*) der Nahme eines dritten Bruders enthalten ist. Welcher zur Füllung des Verses gewählt wurde, war gleichgültig.

XLIX. *Omphalons.* S. III. B. Nr. LII. — *Gürtel.* Das Original hat *Kypassis*, ein Gewand,

das bis auf die Mitte der Hüfte herabhing. Es ward von Männern und Weibern getragen.

LI. In diesem Epigramm scheint Verachtung der bukolischen Poesie ausgedrückt zu seyn, für deren Symbol die Syrinx gelten kann. Aus diesem Gesichtspunkt allein scheint dieses Gedicht eine Bedeutung zu bekommen, die ihm sonst gänzlich fehlt.

LIII. S. zum III. B. Nr. 36.

LIV. *Niko's Kräusel.* Dieses Epigramm ist klassisch für die Kenntnifs des berühmtesten unter allen Instrumenten der alten Magie, welches unter dem Nahmen der Iynx bekannt ist, und den ungetreuen, in der Ferne verweilenden Liebhaber zurückzuziehen diente. Man sehe Vofs zu Virgils Eklogen VIII. 68. und Böttiger im teutschen Merk. 1800. 5. S. 57. ff. dessen Meinung, dafs in unserm Gedichte der Vogel Iynx verstanden werden müsse, mir nicht überzeugend scheint. — *Purpurner Lämmer.* Der purpurnen Wolle schrieb der Aberglaube eine vorzügliche Wirksamkeit zu. Theokrit. Eid. II. 2. — *Das Geschenk.* δείνια, wie die Handschrift liest, nicht παίγνια.

LIX. *Aller Schätze.* Die herrlichen Geschenke, mit denen Kroisos den delphischen Apoll zu gewinnen versuchte, werden bey den Alten oft erwähnt. Auf sie berief er sich, als ihn die Flammen des Scheiterhaufens umloderten, und der Gott sandte einen starken Regen, sie zu löschen. Die Kenntnifs jener Schätze reitzte späterhin die persischen Heere vorzüglich, Delphi zu plündern. Herodot VIII. B. 36. S. 635.

LXI. *Des leukadischen Felsen.* Auf der Insel Leukas oder Leukadia, Akarnanien gegenüber, unfern dem Meerbusen von Aktium. Auf dem Berge, welchen der heilsame Sprung der Verliebten im Alterthume berühmt gemacht hat, erhob sich ein Tempel Apolls, welcher der Leukadische genannt, und, weil er den Schiffern von fern sichtbar war, als ein Beschützer des von ihm überschauten Meeres verehrt wurde. Seine Nähe war es auch, die, wie Virgil und andre singen, in der aktischen Schlacht den Sieg zum Oktavianus lenkte.

LXII. *Scheria*, der alte Nahme von Korkyra, wo Jupiter mit dem Beynahmen Kasios verehrt wurde.

LXIV. *Apfel Proserpinens.* Der Granatapfel.

LXV. *Einodia*, Artemis, in so fern sie auf den Wegen verehrt, Beschützerin der Reisenden ist. — *diesen beschattenden Hut.* Die Alten trugen den Hut nur auf Reisen, oder überhaupt, wenn sie sich lang und anhaltend der Witterung aussetzen mufsten. Daher werden Reisende, wie Odysseus z. B. durch den Hut bezeichnet.

LXVII. *Dindymos*, oder Dindyma, ein Berg bey Kyzikos, berühmt durch den Dienst der Mutter der Götter, deren Fest von verstümmelten Priestern (daher hier der *weibliche Priester Alexis*) unter dem Getöse lärmender Instrumente mit Wahnsinn begangen wurde. Proserpina, vom Pluto entführt, ruft beym Klaudian die Mutter der Götter zu Hülfe:

es mag in phrygischen Thalen
des Ida
Dich mit wildem Gesang mygdonischer
Buxus umrauschen;
Oder bewohnst du des Dindymos Höhn,
von blutiger Gallen

Jauchzen durchschallt; beschaust du vielleicht die blitzenden Schwerter
Deiner Kureten, o eile herbey! — —

Raub der Proserp. II. 269.

S. die Anmerk. z. I. B. Nr. XXXII. — *Die Messer — Rothgefärbt.* Die Priester der Kybele verletzten sich selbst in ihrer frommen Wuth. Merkwürdig ist folgende Stelle Lukians (IX. Th. 127. S.) von dem Dienste der syrischen Göttin, welcher eben so wie der Dienst der Rhea begangen ward. „Viele Galler und die oben erwähnten geweihten Menschen begehen die Mysterien der Göttin, schneiden sich in die Arme und geifseln sich einer dem andern den Rücken. Viele aber stehen dabey und blasen auf Flöten dazu, viele schlagen das Tympanum, andre singen begeisterte und heilige Gesänge. — An diesen Tagen entstehen auch Galler. Denn wenn die andern flöten und die Mysterien begehn, werden viele von dem Wahnsinn ergriffen, und viele, die nur als Zuschauer kamen, beginnen Dinge, wie ich jetzt erzählen will. Der Jüngling, der in einen solchen Zustand geräth, wirft die Kleider von sich, tritt mit grofsem Geschrey in die Mitte, und ergreift ein Schwert, das, wie

es mir scheint, schon seit vielen Jahren in dieser Absicht hier steckt; verstümmelt sich hierauf, und läuft mit dem abgeschnittenen Theil durch die Stadt; in welches Haus er ihn aber wirft, da empfängt er weibliche Kleider und weiblichen Schmuck."

LXIX. *Leinenumgürtet.* Die Isis, der Priester und wer an ihren Mysterien Theil nahm, trug leinene Kleider, indem man der Leinwand eine grösere Reinigkeit beylegte, als der Thieren entnommenen Wolle. — *Gänse* waren der Isis und dem Osiris heilig.

Osiris, bestochen
Durch die stattliche Gans und den brödlichen Kuchen —

sagt Juvenal VI. 530. und Ovid in den Fasten I. 453.

Auch nicht frommet der Gans des Kapitoliums Rettung;
Bringt sie die Leber dir doch, leckere Inachis, dar.

LXX. *Euonymer*, die Bewohner eines Distriktes von Attika.

LXXII. *Pallantias*; *Nika*, die Göttin des Sieges, ist die Tochter des Pallas, eines dunkeln Wesens der alten Fabel, welchen Hesiodos (Theogon. V. 375.) einen Sohn des Krios und der Eurybia nennt:

Styx, des Okeanos Tochter, gebar, aus Pallas Umarmung,
Zelos und Nika mit zierlichem Fuſs in ihren Gemächern.

Theogonie V. 395.

Die Kranaier, Bewohner eines Distriktes von Attika.

LXXIII. Die libyschen Nymphen oder Heroinen, welchen hier ein Landmann den Zehnten seiner Ernte darbringt, die Töchter der Libya, drey an der Zahl, erscheinen dem Jason, als er in Afrika an Rettung verzweifelt, im Traum:

Von dem Nacken herab mit zottigem Vlieſse der Ziegen
Um den Rücken umher und die schwellenden Hüften begürtet,
Jungfraun gleich — —

Apollon. Rhod. IV. 1549.

Dieses Kostum leitet Wesseling (zum Diodor. III. 49. S. 217.) von der Sitte der Libyer

ker, die, unter freyem Himmel lebend, sich blofs mit dem Felle der Ziegen bedeckten. So pflegten auch die Weiber zu gehn.

LXXVII. *Den Kabiren.* Alte und räthselhafte Gottheiten, deren Dienst mit Mysterien verbunden war, welche ihren Mittelpunkt in Samothrakien hatten. Wie die Dioskuren, mit denen sie bisweilen verwechselt werden, retteten sie die Schiffer in der Noth des Sturms; doch wurde diese Wohlthat vorzüglich den Geweihten zu Theil. — *Sein Haar.* Eine bekannte Sitte derer, die Schiffbruch gelitten hatten, gleichsam trauernd ihr Haar abzulegen. Daher ward sein Haar auf der Seereise selbst abzuschneiden, für ein unglückliches Zeichen angesehn.

LXXIX. *Leokrates*, der Sohn des *Stroibos*, war Feldherr der Athenäer, als sie im 2. Jahre der LXXX. Ol. Aegina belagerten. Dieser weihte, in seinem Jünglingsalter, wie es scheint, dem Merkur eine Bildsäule auf dem Übungsplatze der Jugend, bey den Haynen des *Akademos*, eines attischen Heroen, welchen späterhin Platons Schule berühmt gemacht hat.

LXXX. *Hier in dem Tempel zunächst.* Χαρίτων δέ μοι ἄγχι παλεῖν, nicht ἀγχόθι παλήν.

Fünftes Buch.

IV. *Kenntliche Male des Brands.* Nach Platon's, wahrscheinlich von Pythagoräern entlehnter, Vorstellung lassen die Leidenschaften Narben und Striemen in der Seele zurück. Auf dieses Bild ist folgende Scene in der Überfahrt des Lukianos (III. Th. 205. S.) gebaut. Ein Kyniker ist vor Rhadamanthus Thron gebracht worden; kein Ankläger tritt gegen ihn auf:

Rhad. Niemand tritt auf; aber das ist nicht genug. Ziehe dich aus, damit ich nach den Narben sehen kann.

Kyn. Wo soll ich denn Narben haben?

Rhad. Jedes Böse, was ihr im Leben thut, läfst geheime Wunden und Narben in der Seele zurück.

Kyn. Sieh, hier steh' ich nackt vor dir; suche nach, ob du solche Narben, wie du es nennst, an mir findest.

Rhad. Er ist gröfstentheils rein, aufser hier drey oder vier sehr schwache und kaum sichtbare Narben. Aber was ist das? Ich sehe hier Spuren und Zeichen von Brandmahlen, die aber wie ausgewischt, oder vielmehr ausgeschnitten sind. Wie geht das zu, oder wie bist du wieder so rein geworden?

Kyn. Diefs will ich dir sagen. Ich war ehemals schlecht und nichtswürdig aus Mangel an Unterricht, und hatte dadurch viele Narben bekommen; als ich aber anfing zu philosophiren, wusch ich die Flecken allmählig aus meiner Seele u. s. w.

Auch der Verfasser einer anakreontischen Ode (Anakr. LV.) spricht dieser Vorstellung gemäfs:

Es trägt das Rofs am Buche
Ein aufgebranntes Zeichen;
An der Tiara kenntlich
Sind Parthiens Bewohner;
Auch bey dem ersten Blicke

Erkenn' ich Amor's Priester.
Denn eine zarte Narbe
Bezeichnet ihre Seele.

V. *Zum stürmischen Meer.* Λιμὲν' ἄξενον, nicht λιμένα ξένον. eigentlich in die stürmische, unwirthbare Bucht, die dem Schiffe keine Sicherheit gewährt.

IX. *Psyche.* Man kennt das anmuthige Spiel, welches die Einbildungskraft der alten Dichter und Künstler mit der Idee der geflügelten Seele und ihrer Verhältnisse zum Eros getrieben hat, wenigstens aus der Fabel der Psyche beym Appulejus. Die mannichfaltigen Vorstellungen alter Kunstwerke, auf denen sie mit Amor oder Venus erscheint, zählt Herr Manso in den Versuchen über einige Gegenstände der Mythologie S. 345. f. auf.

X. *Eilend und zögernd zugleich.* αὐτομάτοις δ' ἅμων κοσσὶ ταχὺς φέρομαι nach Herrn Huschkens zuverlässiger Verbesserung statt αὐτόματος.

XIV. *Paphia, kümmert's dich nicht.* οὐκ ἀλέγεις, Παφίη. statt οὐ λαλέεις.

XV. *Daphnis*, ein Sohn des Hermes, reich an Heerden und ein trefflicher Flötenspieler,

und deſshalb in der Sprache der alten Welt, ein Liebling des Pan. Die gewöhnliche Tradition ſetzte ihn nach Sikelien, nach unserm Epigramm ſcheint er im Peloponnesos einheimisch zu seyn. Sein Tod, die Folge der Liebe, wovon das Alterthum mannichfaltiges erzählt, ist in der ersten Idylle Theokrits verherrlicht worden, dessen Fusstapfen Virgil in seiner fünften Ekloge folgt. Bey jenem wird seine Verbindung mit Pan angedeutet, indem er sterbend den Gott herbeyruft und ihm seine Syrinx weiht:

O Pan, ob du verweilst auf Lykaios weitem Gebirge,
Oder durchwandelst die Höhn des Mainalos, komme zu dieser
Insel, o Pan! und verlaſs dein Helika, und das erhabne
Grab des Lykaoniden, dem selbst die Seeligen staunen.
Komm, o König, empfang die treffliche Flote, voll süſser
Töne, mit bindendem Wachse gefügt, an die Lippe sich schmiegend.
Denn mich rafft hinab zum Aides feindliche Liebe.

I. Idylle V. 127.

Die Wunder von Daphnis-Gesang preist und schildert ein lateinischer Dichter, indem er seine Farben aus Orpheus Geschichte entlehnt, auf folgende Weise:

sikelische Musen
Liebten den Daphnis, und ihn begabete Phöbus Apollo
Hold mit hastalischem Rohr, und gebot den weidenden Heerden,
Wenn im Grase gestreckt er flötete, über die Wiesen,
Über die Flur zu enteilen zu ihm, und schweigte die Ströme.
Wenn er, entlockend ein Lied dem siebentönigen Schilfrohr,
Freude den Wäldern gebar, ergofs zu derselbigen Stunde
Nimmer über das Meer den gewohnten Gesang die Sirene;
Scyllas Hunde verstummten darob; die schwarze Charybdis
Weilete, und der Kyklop belauscht' ihn freudig am Felsitz.

Silius Italikus. V. 466. f.

Malea. Der Nahme eines bekannten Vorgebirges des Peloponnesos; hier vielleicht ein

Ort in Arkadien, wo auch *Psophis* lag, dessen Gebirge hier verstanden werden müssen.

XX. *Eherne Mauern*, in denen Akrisios, durch ein Orakel vor einem künftigen Enkel gewarnt, seine Tochter Danae eingeschlossen hatte.

XXI. *Lampe, sie schwur es bey dir.* Vergl. Nr. LXIII. und LXIV.

XXII. *Einem Endymion gleich.* Der Schlaf dieses Hirten auf dem Latmos ist berühmt, aber die Ursachen desselben werden verschiedentlich erzählt. Nach einigen war er ein von den Göttern erbetnes Glück, nach andern eine ihm zugesandte Strafe. Es zeigen sich hier die verschiedenen Ansichten der Dichter, die seine Geschichte besungen haben. Auch die Fabel von Luna's Liebe, die den Schlafenden beglückte, ist nur ein anmuthiges Spiel dichterischer Einbildungskraft, nicht aber Hülle eines historischen Umstandes.

XXIII. *Schärfre Geschosse.* δέυτερον τούτων εἶγ' ἔτι. statt ἐξ ἡμέων τούτων εἶναι. welches die entstellte Lesart der vatikanischen Handschrift ist.

XXIX. *Die die Trauben erfreun.* ἀλλὰ μὴ θυπαργῶντας ὅσοι μὴ φεύγετε ῥᾶγας statt der verderbten Lesart des Manuscripts: ἀλλὰ πόθου ὀργῶντας ὅσοι μὴ φλέγετ' ἐρασταί.

XXXII. *Welchet Kreusen verzehrt*, die Tochter des Kreon, des Königs von Korinth, die Braut des Jason. Unter den verderblichen Geschenken, welche ihr Medea sandte, um sich an ihr zu rächen, war ein mit geheimen zauberischen Flammen erfüllter Kranz. Als sich Kreusa mit demselben schmückte, entquollen ihm Ströme von Feuer und verzehrten sie. Euripides Medea V. 1186.

XL. *Paphia löste sich den reizenden Gürtel vom Busen*, jenen wunderbaren Kestos, mit dem die homerische Phantasie sie geschmückt hat. Als Here von ihr den Zauber der Lieb' und Sehnsucht begehrt, welcher alle Herzen der Götter und Menschen bezähmt, löst sie

vom Busen den wunderhöstlichen Gürtel,
Buntgestickt: dort waren die Zauberreize versammelt;

Dort war schmachtende Lieb' und Sehnsucht, dort das Getändel,
Auch die schmeichelnde Bitte, die selbst den Weisen bethöret.

Ilias XIV. 214. Voss. Übers.

XLVII. *Hob die Gratie selbst.* Die Göttin der Anmuth und des Liebreizes gab schon die homerische Poesie dem Gotte der Künste zu. Sie wohnt in seiner Werkstatt zu Lemnos. Als Thetis ihrem Sohne Waffen vom Hefaistos zu erbitten geht, findet sie ihn mit wunderbaren und herrlichen Werken beschäftigt:

Während er solches erschuf mit kundigem Geist der Erfindung,
Sieh, da kam ihm nahe die silberfüßige Thetis.
Diese sah vorwandelnd die feinumschleyerte Charis,
Schön und hold, die Gattin des hinkenden Feuerbeherrschers.

Ilias XVIII. V. 390. Voss. Übers.

XLIX. *Daß sie dem Strafblatt.* Nach der Vorstellung des Alterthums hielt Zeus über

die Thaten der Menschen ein Buch. Diese zu erfahren, sandte er, wie Arkturos im Rudens des Plautus verräth (Prolog. V. 9. ff.), die Gestirne auf die Erde herab:

Der Herr der Götter und der Menschen, Jupiter,
Hat uns, den einen hier, den andern dort vertheilt,
Dafs wir der Menschen Sitten, Thun und Frömmigkeit
Und Treu' erkennen, und er jeden nach Verdienst
Belohnen möge; auch wer falsche Eide schwört,
Und vor Gericht durch falsches Zeugnifs fremdes Gut
Erbeutet, dieser aller Nahmen bringen wir
Verzeichnet ihm hinauf, und Jupiter erfährt
Alltäglich, wer hienieden Unglück schafft.

Gegen diesen Glauben sprach in einem der verlornen Trauerspiele des Euripides die philosophirende Melanippe:

Ihr wähnt, beflügelt stiegen zum Olymp
Der Menschen Sünden auf, und würden dort
Von einem in das Buch des Jupiter
Verzeichnet, und er läse jegliches
Und richte dann. Traun, schriebe Jupiter,
So wie ihr wähnt, der Menschen Unrecht auf,
Es wäre selbst des Himmels Raum zu klein,
Und sie zu lesen blieb ihm keine Zeit,
Noch sie zu richten.

Beym Stobäus Eclog. phys. S. 121. Grot. Anm.

L. *Auf latmischen Höhn hast du die Liebe gelernt.* Latmos, ein Berg in Karien, auf den sich Luna herabliefs, den schlafenden Endymion zu küssen. S. zu XXII.

LIV. *Also lohnest du mir.* ἆδε φίλα θρεπτῆρι χάρις; nach Herrn Huschkens Verbesserung, statt ἆδε φίλα θρέπτειρα χ.

LV. *Dein Blut färbe des Gottes Altar.* αἱμάξας βωμόν, ὃν ὠμοσάμην statt ἀλλ' ἔλεις, wofür es aber auch, nach des eben erwähnten

Kritikers Meinung, ἀλλ' ἥξεις geheiſsen haben kann.

LVI. *Da Zeus Alkmenen umarmte.* Als Zeus die Gemahlin des Amphitryo liebte, vereinte er drey Tage in eine einzige lange Nacht, die dem Alkiden ihr Daseyn gab. Der Morgenstern und die Sonne kehrten also auf Jupiters Gebot auf ihrer Bahn zurück.

LXI. *Amme meiner Geliebten.* φίλης θρέπτειρα. statt φίλη θρ. Die Ammen oder Erzieherinnen der alten Welt waren die Duennen ihrer Pflegebefohlnen bis zur Heirath; und auch dann gingen sie oft mit in das Haus des Mannes über, wo sie sich nicht selten aus strengen Aufseherinnen in gefällige Vertrauten und Gehülfinnen ihres vormaligen Pflegekindes verwandelten.

LXIV. *Dreymal hast du geniefst.* Das knisternde Funkensprühen der Lampen wurde, wie das Niesen der Menschen, für vorbedeutend gehalten. Man goſs dann Wein in die Flamme, gleichsam opfernd, wie einer göttlichen Natur. Diesen Glauben und diese Sitte berührt Ovid in dem Briefe der Hero. Nachdem diese für die Rettung ihres Geliebten zum

Neptun Gebete gethan, wird sie durch die niefsende Lampe, als durch ein günstiges Zeichen erfreut:

Sieh, da niefset das Licht; — denn ich schreibe beym Scheine der Lampe. —
Wiederum niefst es, und spricht günstige Zeichen uns aus.
Und die Amme beträuft mit Weine die glückliche Flamme;
Morgen erfreut uns ein Gast, sagt sie, und trinket dann selbst.

Heroid XIX. V. 151. ff.

LXXV. *Klagt sie der Lampe von euch.* λύχνῳ πόλλ' ἀποδυρομένῃ oder ἀποκλαιομένῳ statt ἀποδαιομένῳ.

LXXXI. *Wer und woher der Männer.* Eine homerische Formel, mit der man Fremde anzureden pflegte. In der Folge wurde sie oft als Ausdruck der Verachtung gebraucht.

LXXXII. *Als ihn die Nymphe bethört.* Die Liebe des Polyphemos zu der Nymphe Galatea ist eine berühmte Dichtung sikelischer Sänger, die sich durch den belustigenden Kontrast zar-

ter Neigung mit angeborner Rohigkeit, Wildheit und Mifsgestalt von selbst empfiehlt. Zwey berühmten Idyllen Theokrits liegt diese Dichtung zum Grunde, welche ihren Ruhm wahrscheinlich dem Kyklopen des Dichters Philoxenos verdankt. Die *Arzney*, deren hier Kallimachos erwähnt, ist der Gesang, welchen der Kyklope seiner wahnsinnigen Liebe entgegensetzte, wie Theokritos uns lehrt:

Kein Heilmittel erwuchs, o Nikias, gegen die Liebe,
Keines auf Wunden zu streun, so dünkt es mich, oder zu streichen,
Aufser die Musen allein. Sanft ist das Mittel und lieblich,
Und es bietet sich auch den Sterblichen, aber nicht mühlos.

Also genas der Liebe Sikelias alter Kyklope Polyphemos vordem, als Galateen er liebte

Verbesserungen.

Seite 56. 5. lies 501 statt 530.

- 111. 2. - Flaminiuus st. Flaminius.
- 129. 16. - Indus st. Hindus.
- 174. 15. - Zieht mich st. dich.
- 229. 8. - II. st. III.
- 248. 3. - Perses von Theben st. Leonidas von Tarent.
- 254. 7. - erfreuet st. erfreut.
- 279. 4. - Stroibos st. Stoibos.
- 327. 13. - wie ein st. im.
- 331. 1. vom unten - gelernt st. genennt.

Jacobs

Jacobs

Auct. Jo. Vet. Collect. I, 7.
p. 20.

TEMPE

VON

F. J.

ZWEYTER BAND.

LEIPZIG

BEY G. J. GÖSCHEN. 1807

SECHSTES BUCH.

I.

DIE ALTE.

Lukianos. II. 309. VI.

Färbe nur immer dein Haupt, dein Alter
färbest du niemals,
Und die Falten der Stirn glättest du
nimmer hinweg.
Warum tünchest du denn mit Schminke das
ganze Gesicht dir?
Eine Maske gibt das, aber kein neues
Gesicht.
Fruchtlos mühest du dich. Was rasest du?
Glaubst du, dafs jemals
Durch Cinnober und Weifs Hekabe Helena
wird.

II.

Lukillios. II. 323. XXXI.

Manche behaupten, du habest dein Haar, Nikylla, geschwärzet,
Das du doch, schwarz wie es ist, gleich von dem Markte gekauft.

III.

Lukillios. II. 324. XXXIII.

Sicher täuscht der Spiegel Timarion's! Wenn er die Wahrheit
Zeigete, würde sie sich jemals darinno besehn?

IV.

Lukillios. II. 324. XXXIV.

Schminke kaufst du und Honig und Wachs und Locken und Zähne;
Für das nehmliche Geld kaufst du ein ganzes Gesicht!

V.

Palladas. II. 427. LXXXIX.

Amor'n gleichet dein Sohn; Amathusien gleichet die Gattin;
Also mit Recht, o Schmidt, hinkst du dem Lemnier nach.

VI.

Lukillios. II. 301. XIX.

Dafs du mit dieser Gestalt, Olympikos, nimmer der Quelle,
Nimmer dem Spiegel des See's auf dem Gebirge dich nahst!
Schautest du, wie Narkifs, dein Angesicht, stürbst du, wie dieser;
Und der Abscheu vor dir brächte dich selber in's Grab.

VII.

DER MAGRE.

Lukillios. II. 330. LXV.

Plötzlich erhoben vom leisesten Hauch des lispelnden Westwinds,
Stieg jüngst, leichter als Spreu, Markos zum Äther hinauf.
Und er hätte die Luft mit rauschender Eile durchsegelt,
Hätte der Spinne Geweb nicht ihm die Füfse verstrickt.
Als er nun hier fünf Tag' und Nächte gehangen, ergriff er
Einen der Fäden und stieg langsam zur Erde herab.

VIII.

DIE TAUBE.

Lollius Bassus. II. 160. III.

Schaffe die Taube mir fort, Onesimos, schaffe die Vettel
Mir vom Halse; durch sie wird mir das Leben zur Last.
Wenn ich zum Beyspiel ihr heifse, mir neuen Käse zu bringen,
Bringt sie mir, glaubst du es wohl? Besen, die neu sie gekauft.
Neulich schmerzt mir der Kopf. Ich fordere Raute zum Umschlag.
Sie, nicht träge, hinaus — bringt mir die Laute herein.
Fordr' ich Wein, so holt sie Steine her; sag' ich, mich hungert,
Setze den Kohlkopf mir auf, setzt sie den Nachttopf mir hin.
Fordr' ich den Rock, so bringt sie den Stock; und fehlet der Stock mir,
Bringt sie die Socken. Genug, nimmer versteht sie mich recht.

Soll ich zum Schreyer denn werden der tauben Vettel zu Liebe,
Und um Mitternacht mich üben im offenen Feld?

IX.

ÜBEL DER MENSCHHEIT.

Lukillios. II. 352. LXXVI.

Nicht Deukalion's schreckliche Fluth, die alles bedeckte,
Auch nicht Phaethons Brand, welcher die Erde verzehrt,
Raffte so viele der Menschen hinab zu des Aides Schatten,
Als der Chirurg Hermogen und der Poet Potamon.
Daher kennt die Geschichte der Welt nur folgende Übel:
Deukalion, Phaethon, Hermogenes, Potamon.

X.

DER TÖDLICHE NAHME.

Nikarchos. II. 355. XXVII.

Nie hat mich Pheidon klystirt, noch angerührt; aber im Fieber
Fiel sein Nahme mir ein, und ich erblafste darob.

XI.

DER NEUE EURYSTHEUS.

Lukillios. II. 355. XL.

Wie die Fabel erzählt, entsendete einstens Eurystheus
Jupiters mächtigen Sohn in die Gefilde der Nacht.
Doktor Menophanes thut das nemliche. Doktor Eurystheus,
Nicht Menophanes mehr, werd' er in Zukunft genannt.

XII.

JUPITER'S TOD.

Lukillios. II. 324. XXXVI.

Doktor Markos berührte den steinernen Jupiter gestern;
Heute trägt man den Gott, trägt man den Marmor zu Grab.

XIII.

DER TÖDLICHE TRAUM.

Lukillios. II. 324. XXXVII.

Träumend sah Diophantos den Arzt Hermogenes; allen
Amuleten zum Trotz, sank er in ewigen Schlaf.

XIV.

DER AUGENARZT.

Lukillios. II. 32. xL.

Hat ein Feind dich gekränkt und willst du dich rächen, so wünsche
Weder die Isis ihm an, noch des Harpokrates Zorn;
Oder wer sonst noch der Augen beraubt. Nein, rufe dem Simon,
Und du wirst sehn, was ein Gott, und was ein Simon vermag.

XV.

DER HOMERISCHE ARZT.

Lukianos. II. 318. XXIV.

Neulich vertraut' mir ein Arzt sein theuerstes Söhnchen, und schickt es,
Um Grammatik bey mir gründlich zu lernen, in's Haus.
Als der Knabe nun, Singe den Zorn und Leiden verursacht,
Und die Zeile darauf folgende Worte gehört:
Viel der Helden-Seelen hinab zum Aides sandt' er;
Schickte der Vater mir ihn weiter zur Schule nicht mehr.
Jüngst begegnet' er mir und grüfste mich: „Dank der Bemühung,
Aber was du ihn gelehrt, lehr' ich ihn eben so gut.
Auch ich sende hinab zum Aïdes viele der Seelen,
Und noch hab' ich dabey nie die Grammatik vermifst."

XVI.

VERWUNSCHUNG.

Pollianos. II. 479. 11.

Auch im Chor der Musen sind Furien; diese
creirten
Dich zum Poeten: durch sie schreibst du
so ohne Verstand.
Schreibe nur, schreibe nur zu, ich bitte dich.
Nimmer o! sönne
Selbst der tückischte Feind schrecklichern
Wahnsinn dir aus.

XVII.

DAS KENOTAPH.

Lukillios. II. 332. LXXV.

Ohne dafs irgend ein Mensch gestorben war, baute der Dichter
Markos, o Wandrer, das Grab, welches am Wege du siehst;
Dann bezeichnet' er es mit folgender Zeile zur Inschrift:
„Weint dem zwölfjährigen Kind, Maximos aus Ephesos."
Niemals sah ich diefs Kind, den Maximos; sondern ich habe,
Wanderer, nur zum Prunk Thränen zu fordern Befehl.

XVIII.

Nikarch. P. 356. XXXII.

Tod verkündet der Trauergesang der nächtlichen Eule;
Aber Demophilos Sang bringet der Eule den Tod.

XIX.

APOTHEOSE.

Lukianos. II. 310. XII.

Sey mir, Grammatika, hold, Ernährerin, die du ein sichres
Mittel dem Hunger erfand'st: Singe den Zorn des Achill.
Dir auch sollten wir flugs hellstrahlende Tempel erbauen,
Und Altäre dir weihn, nimmer ermangelnd des Rauchs.
Denn du erfüllest das Land, die Strafsen, die Häfen, den Pontos.
Keinen weisest du weg, wirthliche Grammatika!

XX.

BEZAUBERUNG.

Lukillios. II. 327. XLVIII.

Denk' ich an Heliodor, den Grammatiker, ist mir der Mund gleich
Wie bezaubert, und bringt nur Solozismen heraus.

XXI.

Lukillios. II. 334. LXXXIV.

Meine Ziege, mein Schwein und die Kuh, die jüngst ich verlohren,
Schaff', o Menekles, mir für die Gebühren zurück.
Dabey hab' ich, o Freund, mit Othryades nichts zu verhandeln,
Auch des Leonidas Heer klag' ich des Raubes nicht an.

Mit dem Eutychides hab' ich zu thun. Was kummert mich also
Salamis und Marathon oder Thermopylä Pafs?
Sage doch, Bester, von mir auch einiges, oder ich rate:
„Anderes sagt Menekles, andres das Schwein und die Kuh."

XXII.

RECHTSENTSCHEIDUNG.

Agathias. III. 50. LXVII.

Einstmals kam ein Klient zu Diodoros, dem Anwald,
Über folgenden Fall Raths sich befragend, und sprach:
„Jüngst entlief mir die Magd aus dem Haus; es findet sie jemand,
Und obschon sie nicht sein Eigenthum, gibt er sie doch

Einem von seinen Sklaven zum Weib; dem brachte sie Kinder.
Jetzo fragt sich's, wer hat diese zu fordern ein Recht?" —
Jener bedachte sich lang, durchblätterte viele Juristen
Staubbedeckt; öffnete dann, runzelnd die Stirne, den Mund:
„Dir entweder gebührt der streitigen Kinder Besitzthum,
Oder dem jetzigen Herrn, welcher das Mädchen entführt;
Will der Richter dir wohl, so kann es nicht fehlen, und hast du
Triftige Gründe für dich, nun, so gewinnst du gewiſs."

XXIII.

DER MALER.

Jeonidas aus Alexandrien. II. 190. v.

Jüngst hat Heliodor Menodotos Bildniſs gemahlet;
Jedermann gleichet das Bild, nur dem Menodotos nicht.

XXIV.

DER GEBROCHNE SCHWUR.

Palladas. II. 300. xv.

Tausendmal schwur ich mir zu, nie mehr Epigrammen zu schreiben,
Die bey den Narren nur nur Feindschaft erzeugen und Hafs.
Aber wenn Pantagathos mir, der Paphlagonier, vorkommt,
Gleich ergreift mich die Wuth Verse zu machen aufs neu.

XXV.

AUF EINEN NICHTSWÜRDIGEN.

Ungenannter. III. 169. LXXXVIII.

Nicht aus Neigung erhob Fortuna dich, sondern zu zeigen,
Dafs sie selber an dir alles zu leisten vermag.

XXVI.

AUF EINEN KYNIKER.

Antipater aus Sidon. II. 22. LXI.

Traurig ersenfzt der Ranzen und Herkules mächtige Waffe,
Dieser knotige Stock, vormals Diogenes Zier,

Und das Doppelgewand mit schmutzigem Schweiſse getränket,
Welches dem starrenden Frost wehrt und dem stöbernden Schnee,
Daſs es an dir sich befleckt; denn jener, ein Hund des Olympos,
War von Göttergeschlecht, während im Staube du kriechst.
Gieb die Rüstung zurück, sie gebührt dir nicht; wahrlich es ziemet
Andres dem mächtigen Leun, andres dem zottigen Bock.

XXVII.

Ammianos. B. [illegible]

Leichte Erde bedeck' im Tode dich, armer Nearchos.
Denn so scharren dereinst leichter die Hunde dich aus.

XXVIII.

Philippos. II. 22. 25.

Treibe die Heerde fürbas, o Rinderhirt, daſs nicht der Etadieb
Perihles endlich auch dich selbst mit den Rindern entführt.

XXIX.

DER NEUE HERKULES.

Lukillios. II. 27. 2.

Aus den hesperischen Gärten des Jupiter raubte Menikos,
Wie der Alkide vordem, Äpfel von strahlendem Gold.
Aber ertappt auf der That gewährt er ein seltenes Schauspiel;
Wie der Alkide vordem steigt er in Flammen empor.

XXX.

DER DIEBISCHE ARZT.

Kallikter. II. 294. 11.

Rhodon nimmt durch Arzney die Krätze hinweg und den Aussatz,
Aber auch jegliches sonst nimmt er dir sonder Arzney.

XXXI.

DER TRAGE.

Lukillios. II. 340. CIX.

Markus träumte vorlängst, er habe gelaufen; nun schläft der
Faule nicht mehr, weil ihm bangt ähnliche Träume zu sehn.

XXXII.

DER GEIZIGE.

Lukillios. B. 574. CIII.

Hermon gab im Traume vorlängst ein herrliches Gastmal;
Und am folgenden Tag hing er verzweifelnd sich auf.

XXXIII.

Ebenderselbe. B. 583. XCIX.

Sterbend bestellte sein Haus Hermokrates; sterbend vermachte
Alles Hermokrates sich, was er im Leben besaſs.
Sorgsam rechnet' er dann, und verglich die Kosten der Krankheit
Mit den Kosten der Kur, wenn er vom Fieber geneſst.

Einige Groschen betrug die letztere mehr als die Krankheit;
„Besser ist es, du stirbst", sprach er und rechte sich aus.
Nichts mehr bleibet ihm nun als der Obolos; aber die Erben
Eilen schon lachenden Muths zu der Vertheilung herbey.

XXXIV.

DER SUCHTERNE.

Lukianos. II. pg. xvi.

Unter den Trunknen begehrt Alkidynos nüchtern zu bleiben;
Darum scheinet nur er trunken von allen zu seyn.

XXXV.

DER LANGSAME STADIODROM.

Lukillios. II. 321. XXI.

Durch das Stadium schlich Eutychidas; aber zur Mahlzeit
Eilet' er; wer ihn erblickt, saget: Eutychidas fliegt.

XXXVI.

Lukianos. II. 310. 2.

Bist du, o Freund, im Essen behend, und langsam im Wettlauf,
Ey, so ist mit dem Fuss, brauche zum Laufen den Mund.

XXXVII.

DAS LEERE FAHRZEUG.

Lukillios. B. 342. CXIX.

Alle Wände des Schiffs, Diophantos, nehmen das Meer auf,
Und der Okeanos stürzt sich in die Luken hinein.
Nereus fr[illegible]ches Volk, die wimmelnden Heerden der Fische,
Füllen, o Bester, den Raum, schwimmend hinauf und hinab.
Bald wird, hoff' ich, ein Schiff in dem unsrigen seegelnd sich zeigen,
Wenn wir nur warten; im Meer fehlet das Wasser schon jetzt.

XXXVIII.

DAS PODAGRA.

Lukianos. II. 515. XXVII.

Armuthhassender Gott, du einzige Plage des Reichthums,
Der du überall nur kostlich zu leben begehrst;
Weichlich sitzest du gern auf Füfsen von andern, und hüllest
Dich in Socken und suchst düftender Salben Genufs;
Dich erfreuet der Kranz und das Nafs des ausonischen Bakchos;
Nirgends findest du das unter des Dürftigen Dach.
Darum meidest du stets die unvergoldeten Schwellen,
Und wo Plutos dir winkt, dringest du den Füfsen dich an.

XXXIX.

DER BACH.

Ungenannter. III. 190. CXCVI.

Wer sich sehnt nach dem Tod und doch zum Hangen nicht Muth hat,
Komm und trinke das Nass aus Hierapolis Bach.

SIEBENTES BUCH.

I.

MARSYAS.

Alkaios aus Messene. I. 462. x.

Nicht mehr wirst du dich nun in Phrygiens Pinienwäldern
Aus durchbohrtem Gerohr Tone zu locken erfreun;
Nicht mehr, Sohn der Nymphen, o Marsyas, strahlet in deinen
Künstlichen Händen, wie sonst, Pallas Tritonia's Werk.
Unzerbrechliche Fesseln umschlingen dich, weil du im Kunststreit,
Du von sterblichem Blut, Phoibos Apollen genaht.
Also hat dir das flötende Rohr, am Tone der süfsen
Cithar ähnlich, nicht Ruhm sondern Verderben gebracht.

II.

DIE NYMPHEN AN MARSYAS.

Archias. II. 97. xxii.

Also hänget dein Leib am dichten Gezweige der Fichte,
Und dein zottiges Fell schwebt von den Lüften gepeitscht?
Armer! denn auf dem Gebirg der Phrygier hast du, o Satyr,
Jüngst mit Phoibos Apoll frevelnden Wettstreit gewagt.
Nun ertönen nicht mehr die phrygischen Thale; wir Nymphen
Lauschen der süfsen Musik deiner Syringe nicht mehr.

III.

DER SCHLUMMERNDE AMOR.

Plato. I. 174. xxix.

Als wir kamen zum Hayn, dem schattenden, fanden darin wir,
Ähnelnd purpurnen Äpfeln, Kytheria's liebliches Knablein,
Nicht mit dem Bogen geschmückt und dem pfeilumhüllenden Köcher,
Sondern es hing das Waffengeräth an laubigen Bäumen.
Aber er schlummerte selbst auf düftender Blüthe der Rosen,
Lächelnd im Arme des Schlafs; ihn umsummeten gelbliche Bienen,
Auf dem nektarischen Mund des Schlummernden Honig zu sammeln.

IV.

AMOR ALS HIRT.

Myrinos. II. 107. III.

Thyrsis, dem die Nymphen der Flur die Heerde vertrauten,
Welcher, wie Mainalos Pan Töne den Flöten entlockt,
Schläft hier, trunken des Weins, im heiligen Schatten der Fichte,
Und die Heerde bewacht Amor, den Stab in der Hand.
Nymphen, o Nymphen erweckt den muthigen Jäger der Wolfe,
Dafs kein reifsendes Thier Kyprions Knaben verzehrt.

V.

ALKON.

Lentulus Gaitulikus. II. 167. IV.

Alkon schaute bestrickt vom gräfslichen Drachen sein Knäblein,
Und mit zitternder Hand spannt' er den Bogen nach ihm.
Nicht verfehlt' er das Thier. Der leichtbeflügelte Pfeil drang,
Über der Scheitel des Kind's, tief in den gähnenden Schlund.
Banger Sorge befreyt, hat Alkon hier an die Eiche
Seinen Köcher gehängt, Zeichen des Glücks und der Kunst.

VI.

TIRESIAS MÄDCHEN UND JUNGLING.

Evenos. I. 16. 11.

Ich, die Kyprien jüngst die flammende Fackel erhoben
In jungfräulicher Hand, bittend um Hymens Geschenk,
Lös' im Thalamos mir die zarten Gewande der Weiber,
Und erblicke bestürzt Zeichen der männlichen Kraft.
Braut kaum, nennen sie mich jetzt Bräutigam; Herkules Altar
Und die Tempel des Mars kränz' ich statt Kypriens nun.
Theben nannte mich sonst Teiresia; nun ich die Mitra
Mit der Chlamys vertauscht, lieber mich Chalkis als Mann.

VII.

HEKUBA'S KLAGEN.

Statyllius Flakkus. II. 26. x.

Als auf ragendem Grab Polyxena's traurige Hochzeit
Neoptolemos einst seinem Erzeuger vollzog,
Riss ihr graues Gelock vom trauernden Scheitel des Kisseus
Tochter, und weinte dem Mord ihrer Geliebten und sprach:
Lebend rafftest du einst an flammender Achse den Leichnam
Hektors; jetzo begehrst tod du Polyxena's Blut.
Warum zürnest du so auf meine Gebohrnen, Pelide,
Und verfolgst sie noch jetzt wüthend in Aïdes Reich?

VIII.

ANDEMETER.

Aristokles. II. 109.

In der Sikuler Au'n erscheinest du, Mutter der Früchte,
Deo; auch zu Athen. Aber Hermiona rühmt
Deiner Macht sich zuerst. Den wüthenden Stier von der Heerde,
Den zehn Männer vereint nicht zu bewegen vermocht,
Diesen führt die Alte beym Ohr allein zu dem Altar;
Wie der Mutter das Kind, folgt er der Leitenden nach.
Deine Kräfte sind dieſs, o Göttliche! — Schaue noch ferner
Auf Hermiona's Flur segnenden Blickes herab.

IX.

RETTUNG.

Simonides. 1. 147. CXII.

Unter das schützende Dach der Felskluft eilte der Priester
Dindymenens, dem Sturm stöbernden Schnee's zu entfliehn;
Als er das triefende Haar sich trocknete, sieh, da verfolgt' ihn
Spürend ein grimmiger Leu durch das zerrissne Geklipp.
Aber der Priester ergriff das Tympanum, schlug mit der breiten
Hand darauf, und es erklang von dem Getöne der Fels;
Und das Thier des Waldes erbebte der Kybele Tönen,
Und zum dicken Gebüsch eilet' es flüchtigen Laufs,
Kybelens Priester zu fliehn, den Halbmann, welcher der Rhea
Diese Flechten des Haars und die Gewänder geweiht.

X.

KRAFT DER WEIHUNG.

Antiphilos. II. 178. XXXIII.

Stützend führte der Stab zum Tempel mich: denn es gebrach mir
Helios freundliches Licht und die Erleuchtung des Sinns.
Beydes gewähreten mir die Göttinnen; denn sie befreyten
In der heiligen Nacht auch von dem Dunkel mein Aug.
Stablos kehr' ich zur Stadt und kündige, statt mit der Zunge,
Mit dem beredteren Aug ihrer Mysterien Kraft.

XI.

DOPPELTE GABE.

Antipater von Thessal. II. 119. XLI.

Blind und kinderlos bat ich die Himmlischen, dafs sie ein Kind mir
Schenketen, oder das Licht. Beydes gewährten sie mir.
Wider Erwarten gebahr ich ein Knäblein; selbigen Tages
Kehrte dem trauernden Aug Helios göttlicher Glanz.
Beyde Gaben verliehst du mir, Artemis. Kreisenden Weibern
Kömmst du helfend, und hold strahlet im Dunkel dein Licht.

XII.

GÖTTERHULFE.

Philippos aus Thessalonike. II. 214. XII.

Als jüngst des Libys Sturm, des Notos Ungestüm
Das Meer umfinsternd schlug, und aus dem tiefen Schoos
Des Grundes Sand emporstieg, alle Masten sich
Zertrümmert neigten, und die Ladung in die Fluth
Hinabgestürzt ward, flehete Lysistratos
Den Göttern, die der Schiffer milder Beystand sind;
Und sieh, urplötzlich horten sie des Priesters Wort,
Und schweigten hülfreich wilder Fluthen Ungestüm.

XIII.

AUFSCHUB DER STRAFE.

Palladas. II. 436. CXXXIX.

An ein morsches Gebäu, erzählet man, lehnt sich ein Mörder
Schlummernd; während er schläft, zeiget Sarapis sich ihm;
Und mit warnender Stimm': O der du hier liegest, enteile,
Ruft er ihm, suche zum Schlaf einen bequemeren Ort.
Jener erwacht und entflieht. Und schau, das morsche Gemäuer
Stürzet, sonder Verzug, hinter dem Fliehenden ein.
Freudig bringet er nun den Himmlischen Opfer des Dankes,
Wähnend, es schaue der Gott gnädig auf Mörder herab.
Aber da zeigte sich ihm im Traume Sarapis noch einmal,
Rief dem Mörder und sprach: Wähnst du, ich sey dir geneigt?

Wifs, ich rettete jetzt vom Tode' dich, dafs du nicht schmerzlos
Stürbest, und spare dafür, Frevler, dem Kreuze dich auf.

XIV.

AUF EIN GERETTETES KIND.

Philippos. II. 251. LXX.

Auf ein irrendes Kind, das seine Mutter verlassen,
Stürmt' ein Widder daher trotzig mit krummen Gehorn;
Sieh, da brach der Eber des Herkules aus dem Gefängnifs,
Und durchbohrte des Thiers Hüfte mit flammendem Zahn,
Und entraffte das Kind dem Untergang. Heren's Verfolgung
Eingedenk, schützt der Alcid milde der Kinder Geschlecht.

XV.

KAMPF IN DEN WELLEN.

Antipater aus Thessal. II. 120. XLII.

Als die Wellen das Schiff zertrümmerten, kämpften der Männer
Zwey; ein einziges Bret eigneten beyde sich zu.
Und Antagoras schlug den Peisistratos. Wahrlich in solchem
Kampf verzeihlich; und doch ahndete Dike die That.
Dieser entschwamm und jenen verzehrte der gräfsliche Hayfisch.
Denn der Himmlischen Zorn rastet nicht, selber im Meer.

XVI.

Hegesippos. I. 24. 17.

Eines ertrunkenen Mann's zur Hälfte verzehreten Leichnam,
Eine Beute des Meers, zogen die Fischer herauf;
Aber sträflichem Raub entsagten sie; Körper und Fische
Bargen sie, alles zugleich unter dem sparsamen Sand.
Erde, du hast ihn ganz, den Unglücklichen! Was von dem Fleisch ihm
Mangelt, ersetzen dir die, welche den Körper benagt.

XVII.

DIE GLÜCKLICHE MUTTER.

Antipater aus Thessal. II. 127. LXIII.

Neun und zwanzig der Kinder gebar ich Hermokrateia,
Alle blühten mir auf, keines entraffte der Tod.
Phoibos tödtete nicht mit feindlichem Bogen die Söhne;
Keine der Töchter erlag Artemis bitterm Geschofs.
Sondern es eilete die den Kreisenden rüstig zu Hülfe;
Und die Knaben erzog Delios schützende Huld,
Krankheit wendend und Noth. So weichet mir Tantalos Tochter
An der Geborenen Zahl und an bescheidnem Gemüth.

XVIII.

DIE SPARTANISCHE MUTTER.

Erykios. II. 207. VIII.

Als du aus blutiger Schlacht, Damatrios, bebend zurückkamst,
Und die Mutter dich sah schmückender Waffen beraubt,
Da durchbohrte sie dir mit blutiger Lanze die Hüften
Zornigen Herzens und sprach: Geh zu den Schatten hinab;
Geh, entlaste der Schmach dein Vaterland! Säugten der Mutter
Brüste zur Memme dich auf, trage nicht Sparta die Schuld.

XIX.

FRIEDENSZEICHEN.

Philippos aus Thessalonike. II. 220. XXX.

Diese Rostra mit ehernem Zahn, der Galeere Bewaffnung,
Lehnend am Ufer des Meers, Zeugen der aktischen Schlacht,
Tragen des Wachses Geweb, die liebliche Gabe der Bienen,
Und der summende Schwarm füllt sie mit Honig umher.
Solche Geschenke gewährt der Frieden uns. Feindliche Waffen
Bringen auf Käsar's Gebot Früchte des Friedens hervor.

XX.

DAS MUCKENNETZ.

Paulos Silent. III. ep. LXVI.

Nicht das mächtige Wild, auch nicht die Fische der Meersfluth,
Noch die Vögel der Luft fang ich im leichten Geflecht,
Sondern den Sterblichen selbst. Ihn umzieht das schützende Kunstwerk,
Und ich wehre von ihm lästiger Fliegen Besuch,
Wenn er nach fröhlichem Mahl des Schlafs am drückenden Mittag
Pfleget: wie Mauern die Stadt also beschütz' ich den Mann.
Diesem verleih' ich des Schlafes Genufs; auch danket der Sklav mir,
Dem ich fürder die Last Fliegen zu scheuchen, entnahm.

XXI.

DIE ZERBROCHENE FLASCHE.

Marcus Argentarius. II. 272. XXVI.

Jüngst beym frohlichen Schmaufs zerbrachst du uns, liebliche Flasche,
Und dein berstender Bauch strömte den Bakchos dahin.
Denn es traf dich von fern ein sausender Kiesel, dem Blitz gleich,
Nicht aus Kronions, sondern aus Chromios Hand.
Lautes Gelächter entstand und häufiges Scherzen der Mauer,
Und ein tosender Lärm, als du in Scherben zerfielst.
Ich beklage dich nicht; du gebarst den Evischen Bakchos;
Und auch Semelen traf, Flasche, dasselbe Geschick.

XXII.

DER SCHNEE.

Simonides. I. 46. IV.

Diesen schüttelte jüngst, den thrakischen Fluren enteilend,
Boreas Fittich herab auf des Olympos Gebirg;
Und es erstarrten die leicht bekleideten. Aber er selber
Wurde lebendig verscharrt in das pierische Land.
Mischet davon auch mir dem Weine zu! Warmes Getränke
Darzureichen dem Freund, ziemet, o Freunde! sich nicht.

XXIII.

DER ASTRONOM.

Ptolemaios. II. 66. 11.

Dafs ich sterblich nur bin, wohl weifs ich es; aber erforsch' ich,
Eure verschlungene Bahn, helle Gestirne der Nacht,
Dünkt mir, ich schwebe hinweg vom irdischen Boden, und koste,
In der Unsterblichen Saal, Jupiters Ambrosia.

XXIV.

DIE WASSERMÜHLE.

Antipater aus Thessal. H. ep. XXXIX.

Gönne nun Ruhe der Hand, o Müllerin; freue des Schlafs dich,
Ohne zu lauschen des Hahns Morgen verkündendem Ruf;
Denn Demeter gebot den emsigen Nymphen die Arbeit;
Rüstig springen sie nun hoch von dem Rade herab,
Und bewegen die Achsen im Kreis; es drehn sich die Speichen,
Und mit ihnen zugleich wälzen die Steine sich um.
Glückliche Zeiten Saturn's, schon kehret ihr! Sonder Bemühung
Bietet den Sterblichen schon Deo der Früchte Genufs.

XXV.

DAS VERBRANNTE SCHIFF.

Antiphilos. II. 178. XXVI.

Oftmals hab' ich die Wellen des Meers mit rauschendem Kiele
Rasch durchschnitten, und nur selten am Ufer geruht.
Doch zerstörte mich nicht der Schiffenden Sorge, die Meersfluth,
Sondern am Ufer Vulkan. Nenne die Wellen noch falsch!
Sie, die mich Armo gebar, zerstörte mich. Liegend am Strande
Werf' ich die Tücke des Meers, täuschende Erde, dir vor.

XXVI.

LAND UND MEER.

Antipater aus Thessal. II. III. XLVII.

Als der Pflüger Archipp, von unheilbarem Übel belastet,
Schweraufathmend der Nacht grausende Pfade betrat,
Rief er den Söhnen und sprach: Geliebteste, ehret das Grabscheit;
Wie der Pflug mich genährt, also ernähr' er auch euch.
Nie verlocke zu trauriger Müh das schreckliche Meer euch,
Nimmer waget die Fahrt über die tückische Fluth.
So wie stets Stiefmütter zu freundlichem Sinne den Müttern
Nachstehn, weichet auch dir, liebende Erde, das Meer.

XXVII.

SCHIFFAHRT.

Antipatros. II. v. XXV.

Kühnheit, denn du führ'st die Schiffenden
über die Meeresfluth,
Und zu schneidem Gewinn spornst du der
Menschen Gemuth.
Welch' ein tückisches Holz ersannest du,
welche Begierden,
Oft vom Tode bestraft, wachst du in
sterblicher Brust?
Golden war das Geschlecht der Sterblichen,
als sie dem Pontos,
Schaudernd, wie Aides Reich, ferne vom
Ufer noch sahn!

XXVIII.

ERMUNTERUNG ZUR SCHIFFAHRT.

Leonidas von Tarent. 1. Ep. XVII.

Alles ladet zur Fahrt. Es ertönt der plaudernden Schwalbe
Frohgesang; leise beginnt Zephyros lieblicher Hauch.
Blumen entsprießen der Au, es schweiget die brausende Meersfluth,
Und es ruht des Orkan Wellen erregender Zorn.
Windet den Anker herauf, entstrickt, o Schiffer, das Tauwerk,
Richtet die Masten empor, gebet die Segel dem Wind.
Also ermahnt vom Gestad Priapos euch, Pflieger des Meeres,
Daß ihr zu frohem Gewinn lenket die glückliche Fahrt.

XXIX.

Satyrius Thyillos. B. 277. vt.

Schon erhebt sich der Hauch des Zephyros, mahnend zur Schiffahrt,
Und entlocket der Au' lieblicher Blumen Geschlecht.
Pandions Tochter erscheint, es lächelt die spiegelnde Meeresfluth
Freundlichen Blicks, nicht mehr schauernd von Boreas Sturm.
Kommt, o Schiffer, entlöst die hemmenden Anker, und breitet
Um den beflügelten Mast schwellender Segel Gewand.
Auf, beginnet aufs neu des fröhlichen Handels Geschäfte,
Und vertrauet des Ports freundlichem Schutzes Prinz.

XXX.

Agathias. III. 77. xvii.

Ruhig erglänzt der Spiegel des purpurnen Meeres; der Sturmwind
Peitschet die Wellen nicht mehr oder bedeckt sie mit Schaum.
Nicht mehr stürmet die Fluth, an starrenden Klippen gebrochen,
Jetzt zum Himmel empor, jetzt in die Tiefen versenkt.
Zephyros athmet allein; es zwitschert die emsige Schwalbe
Und aus Halmen und Koth baut sie ihr schwebendes Nest.
Keine Gefahren bedrohn, o Schiffer, dich; ob du die Syrten,
Ob du der Sikuler Au'n, kundig des Meeres, besuchst.
Doch verbrenne vorher dem Schützer der Häfen, Priapos,
Auf dem flammenden Herd, Butten und Humbern und Stör.

XXXI.

Philippos von Thessal. II. 232. LXXII.

Um den rauschenden Kiel des Meer durchschneidenden Fahrzeugs
Tanzten Delphine daher, Räuber der Fische des Meers.
Sie gewahrte der Hund von dem Bord herab; Thiere des Waldes
Wähnt' er zu sehn, und entsprang gierig hinab in die Fluth;
Und die seltsame Jagd entraffte ihm. Denn es gelingt nicht
Allen Hunden der Tanz über den Wellen des Meers.

XXXII.

Agathias. III. 65. LXXXIV.

Dich verzehrte die Katze, die Räuberin, zier-
liches Rebhuhn;
Aber sie hoffet umsonst länger zu horsten
im Haus.
Denn nicht sonder Geschenk verlass' ich dich
an des Ixeytos
Trübem Gestade. Der Feind netze mit
Blute dein Grab.
Denn es rastet nicht eh'r dein zürnender
Schatten, bevor ich
Dir wie der Thetis Sohn Pyrrhos ein
Opfer gebracht.

XXXIII.

DIE ZIEGE.

Ungenannter. III. ep. CCCCXXII.

Ungern nährt' ich säugend am schwellenden
Euter die Wolfsbrut;
Denn mich zwinget des Herrn thörichter
Wille dazu.
Hab' ich erst grofs ihn gesäugt, so droht mir
sein Rachen Verderben;
Keine Güte vermag dich zu verwandeln,
Natur.

XXXIV.

DER POLYP.

Antipater von Thessal. II. 100. XLIV.

In der wärmenden Sonn', an felsiger Klippe des Meeres,
Lag ein Polypus jüngst, trocknend der Arme Geflecht.
Und noch glich er dem Fels an Farbe nicht. Plötzlich erschaut' ihn
Aus den Wolken der Aar und er ergriff ihn behend.
Aber umstrickt von dem Haar des Polypus fiel er, der Beute
Und des Lebens beraubt, stracks in die Fluthen hinab.

XXXV.

Bianor. II. 134. 11.

An dem Strande des Meers erblickte der lauernde Fischer
Einen Polypus einst in der Gewässer Krystall;
Eilig griff er darnach und erbeutet' ihn; aber die Flechten
Fürchtend, warf er den Fisch schnell aus dem Wasser an's Land.
Schüchtern drückte sich hier im Lager der flüchtige Hase,
Und der Geschlenderte fiel über den Schlummernden her,
Und umschlang ihn mit rankendem Arm; so hat die gefangne
Beute des Meeres dem Mann Beute des Landes gebracht.

XXXVI.

DER PAPAGEY.

Krinagoras. II. 167. XXVII.

Aus dem Gebauer entwich auf glänzendem Flügel der Psittich,
Menschliche Rede gelehrt, zu dem benachbarten Hayn.
Weil er nun lange gewohnt, den trefflichen Kayser zu grüfsen,
Blieb er des Nahmens auch itzt auf dem Gebirge gedenk.
Und es lernten die Vögel von ihm mit reger Beeifrung,
Und ein jeglicher rief: Sey mir, o Kayser, gegrüfset.
Thiere folgten dem Sohn Kalliopens; aber aus freyer
Neigung preisen dich itzt, Kayser, die Vögel im Wald.

XXXVII.

DER WEINSTOCK ZUM BOCK.

Evenos. I. 167. VII.

Bis zur Wurzel hinab benagst du mich; dennoch, o Frevler,
Trag' ich des Weines genug, einst zu begiefsen dein Haupt.

XXXVIII.

VERGELTUNG.

Leonidas von Tarent. I. 256. LXI.

In dem Weinberg nagte der bärtige Gatte der Ziegen
Mit begierigem Zahn jegliches zarte Geschofs.
Drob ertönte dieſs Wort aus der Erd' herauf: Nage nur, Frevler,
Nage die Rebe nur ab, Bromios edles Geschenk.
Aus der Wurzel, im Boden verwahrt, wird quellen der Nektar,
Welcher dein frevelndes Haupt einst am Altare benetzt.

XXXIX.

Anyte. I. 99. X.

Sieh des Bromios Bock, den gehörneten, wie
er so muthvoll
Mit dem trotzigen Blick schaut auf den
zottigen Bart.
Darum brüstet er sich, dafs oft beym borsti-
gen Kinn ihn
Mit der rosigen Hand fafste die Nymphe
des Hayns.

XL.

WETTLAUF.

Anyte. I. 197. IV.

Scherzend legten, o Bock, die spielenden Knaben den Maulkorb
Und den purpurnen Zaum dir um den zottigen Mund.
Und sie feyern im Hayn des Hippios Kämpfe des Rofslaufs,
Und mit flüchtigem Sprung trägst du die fröhliche Schaar.

XLI.

AN DIE SCHWALBE.

Musealkas. I. 192. ix.

Lispelnd - klagende Tochter des Pandion, trauernde Jungfrau,
Welche zu sträflicher Lust Thrakiens König umfing;
Warum stöhnst du im Haus vom Morgen zum Abend, o Schwalbe?
Raste doch! Bleibet dir nicht künftig zu Thränen noch Zeit?

XLII.

Evenos. I. 66. XIII.

Lieblichtönendes Mädchen von Attika, bringst du die Grille,
Deine Beute, der Brut nackender Kinder im Nest?
Die Geschwätzige, du die Schwätzerin, Fremde die Fremde,
Sie, geflügelt wie du, Bothin des Sommers, wie du!
Lafs die Gefangne denn los! denn wahrlich nicht ziemend noch recht ist's,
Dafs ein singender Mund Sängern Verderben erzeugt.

XLIII.

DIE NACHTIGALL.

Philippos aus Thessalonike. II. 220. XXXII.

Boreas Stürme zu fliehn, enteilet' ich über den Pontos,
Denn von Thrakien ist selber die Luft mir verhaßt.
Sieh, da bot der Delphin der Sängerin freundlich den Rücken,
Und der Bewohner des Meers trug die Geflügelte fort.
Sorgsam führete mich der Ruderer, und es erfreut' ihn
Dankbar meines Gesangs liebliches Flötengetön.
Immer führten Delphine die Musen sonder Belohnung
Über die Fluthen. Hinfort glaubet Arions Geschick!

XLIV.

DIE HIRSCHE.

Apollonidas. II. 135. xv.

Als der stöbernde Schnee die starrenden Gipfel der Berge
Deckete, eilte die Schaar schüchterner Hirsche hinab,
Hülfe zu suchen am Fluſs. Es hofften die Armen vergebens
In dem lauligen Strom sich zu erwärmen das Knie.
Aber sie packte die Fluth mit feindlichen Armen, und plötzlich
Schlug sie das schreckliche Band starrenden Eises umher.
Leicht ward jetzo das Wild den ländlichen Männern zur Beute,
Welches öfters dem Netz, öfters den Schlingen entflohn.

XLV.

DER ADLER.

Bianor. II. 156. x.

Als von Jupiters Thron den Sterblichen Kunde zu bringen,
Niederschwebte der Aar durch die Gebiete der Luft,
Eilte der Kreter ihm vor und spannte die schwirrende Sehne,
Und der geflügelte Pfeil traf des Geflügelten Brust;
Nicht verborgen dem Aug des Donnerers. Über den Jäger
Stürzete, rächend des Pfeils sichre Geschosse, der Aar.
Denn der Stahl, der ihn selber erlegt, durchbohrte des Mannes
Nacken, und doppeltes Blut Sterbender tränkte den Pfeil.

XLVI.

DER LÖWE.

Leonidas von Alex. II. 192. XII.

Jüngst vom Schrecken der Nacht und stürmischen Hagel getrieben,
Schneegestöber und Frost, welcher die Glieder erstarrt,
Fliehend, suchte der Leu, die mächtigen Hüften zerschlagen,
Auf dem schroffen Gebirg, unter den Ziegen, nach Schutz.
Doch der Hirten gewahrt nicht einer ihn. Selber auf Rettung
Denkend, safsen sie da, Jupiters Hülfe zu flehn.
Und es weilte der Leu die Nacht hindurch; keinen verletzend,
Weder Menschen noch Thier, eilt' er am Morgen davon.
Darum haben, o Zeus, die Hüter der Geifsen diefs Bildnifs,
Dir, dem Schützer der Hohn, unter der Eiche geweiht.

XLVII.

MUTTERLIEBE.

Alpheios. II. 151. XII.

Ihre Jungen im Nest umschirmte die brütende Henne,
Und dem stöbernden Schnee wehrten die Flügel umher,
Bis sie erliegend dem Frost erstarrete. Über den Kindern,
Trotzend dem stürmischen Nord, weilte sie ruhig im Nest.
Prokne, die du den Knaben erwürgt, Medeia, der Kinder
Mörderin, Schaam auf der Stirn schauet den schönen Instinkt.

XLVIII.

ZWIEFACHE MÜHE.

Philippos von Thessalonike. II. 228. LIX.

Folgend dem stachelnden Sporn, der ihr die Seite verwundet,
Zieht die pflügende Kuh Furchen den Acker entlang.
Dann entlastet vom Joch des Pflugschaars, reicht sie das Euter
Ihrem Kalb' und erträgt duldend die doppelte Müh.
Treibe schonend die Mutter, o Ackermann! wenn du sie milde
Pflegest, wächst dir das Kalb selber zur Mutter heran.

XLIX.

DIE FISCHENDEN STIERE.

Philippos. II. sig. xxvii.

Wir, die Pflüger des Felds, die viel erduldenden Stiere,
Treiben des Landes Geschäft auch in den Wellen des Meers.
Denn vom eisernen Pfluge befreyt durchfurchen das Meer wir,
Und am langstreckenden Seil ziehen wir rüstig das Netz.
Sind die Felder besät, so fischen wir! Selber die Salzfluth
Bringet Früchte durch uns, Lastenerduldend Geschlecht.

L.

Leonidas von Alexandria. II. 197. XXXVI.

Nicht die Furchen allein erlernten wir Rinder zu pflügen,
Auch im Meere, du siehst, ziehn wir die Barken dahin.
Denn der Schiffenden Kunst erlernten wir. Sende, Poseidon,
Deine Delphine dem Land, pflügend zu tragen das Joch.

LI.

DIE GEBÄHRENDE KUH.

Philippos. II. 219. XXVI.

Blutigem Tode geweiht, zu Latoniens heiligem Altar,
Schwerbelastet den Leib, folgte den Priestern die Kuh.
Sieh, da eilte die frohe Geburt dem drohenden Streich vor,
Und die Entlastete ging frey zu der Heerde zurück.
Denn die Tochter des Zeus, der Kreisenden Schützerin, will nicht
Armer Gebährenden Tod, denen sie Hülfe versprach.

LII.

LOHN DER ARBEITSAMKEIT.

Addaios. II. 23. III.

Diesen emsigen Stier, von Alter ermüdet und Arbeit,
Führete Alkimos nicht unter das mordende Beil,
Ehrend die Werke des Thiers. Nun geht er auf üppigen Wiesen,
Und sein frohes Gebrüll kündet der Freyheit Genufs.

LIII.

DER FLEHENDE STIER.

Meleager. I. 33. CXVI.

Hier an deinem Altar, o Jupiter, suchet des Stieres
Lautes Brüllen bey dir Hülfe vom blutigen Tod;
Gieb ihn frey, Kronide, den Pflügenden! Hast du doch selber
Einst Europen geführt, König, in Stieres Gestalt.

LIV.

DAS RENNPFERD.

Archias. II. 98. XXIV.

Aietos, welcher vordem windfüfsige Rosse besiegte,
Dessen Schenkel die Zier heiliger Bänder umschlang;
Welchen Phoibos Apoll's prophetisches Pytho bekränzte,
Als er, den Vögeln der Luft ähnlich, zum Ziele gestürmt;
Und des trotzigen Leun Ernährerin, Nemea, Pisa,
Und das isthmische Land doppelt vom Meere bespült.
Jetzt ach! lastet ihn fesselnd das schmähliche Kummt auf dem Nacken,
Und mit hartem Gestein mahlet er Ceres Geschenk.
Solches Leiden erfuhr einst Herkules. Knechtische Banden
Drückten den mächtigen Arm, der den Olympos gestützt.

LV.

Archias. II. 93. XXV.

An des Alpheios Gestad bekränzten reich Zweige der Sieger,
Zweymal ward ich gekrönt an dem kastalischen Quell;
Auch ertönte mein Nahm' in Nemea; über des Isthmos
Rennbahn flog ich dem Wind ähnlich zum strahlenden Ziel.
Nun ach! wälz' ich gedrückt von lastendem Alter den Mühlstein
Und die Kränze des Ruhms schmähet der niedrige Dienst.

LVI.

Ungenannter. III. 250. cccxx.

Rofsernährendes Land, Thessalia, Pegasos zürnt dir
Ob dem herben Geschick, das mich im Alter betraf.
Pytho krönete mich, mich krönte die isthmische Rennbahn,
Und der nemeïsche Zeus und der arkadische Kranz.
Jetzo schlepp' ich die Last des nisyritischen Mühlsteins,
Welcher getrieben im Kreis Deo's Geschenke zermalmt.

LVII.

DER VOGELLEIM.

Marcus Argentarius. II. 223. XXVIII.

Nicht mehr ruhe dein Fufs auf schattendem Wipfel des Eichbaums,
Nicht mehr tone dein Lied, Amsel, in seinem Gezweig!
Meide den feindlichen Stamm! Dich ladet der fröhliche Weinstock,
Schimmernd in blaulichem Laub, unter sein schattiges Zelt.
Dorthin eile dein Flug; dort zwitschre du, ohne Besorgnifs,
Von den Reben herab schalle dein lauter Gesang.
Denn den feindlichen Leim erzeuget die Eiche den Vögeln;
Aber die Rebe den Wein; Bromios schützt den Gesang!

LVIII.

AN DIE BIENE.

Nikiae. I. 249. VII.

Die da den blühenden Lenz verkündiget, flatternde Biene,
Und mit taumelnder Lust Blüthen auf Blüthen besuchst,
Fliege zur düftenden Au', betreibe die fröhliche Arbeit,
Dafs sich mit lieblichem Seim fülle dein wächsern Gemach.

LIX.

DIE CICADE.

Ungenannter. III. 239. CCCCXVI.

Warum reifset ihr mich mit frevelnder Ruthe hernieder,
Mich, die Freundin der Ruh, Hirten, vom thauigen Zweig?
Mich, die der Nachtigall gleich, am glühenden Mittag ihr Lied zirpt,
In dem Schatten des Hayns oder den Nymphen am Weg.
Schau' die Drosseln umher, die geschwätzigen Staaren, die Amseln,
All die gefräfsige Schaar, Räuber der Schätze des Felds.
Deo's Feinde zu fahn geziemet euch; todtet die Frevler!
Aber was neidet ihr mir Blatter und Blumen und Thau?

LX.

Leonidas von Tarent. I. 236. LX.

Nicht nur weifs ich zu singen auf schattigen Wipfeln der Bäume,
Wenn die feurige Gluth mich zu Gesängen erhitzt. —
Denn ich stimme dem wandernden Mann mein fröhliches Lied an,
Sonder Belohnung, vom Nafs lieblichen Thaues getränkt. —
Auch zu thronen auf schattendem Speer der göttlichen Pallas,
Wie du mich selber hier siehst, schaffet mir süfsen Genufs.
Wie mich liebt der pierische Chor, so lieb ich Athenen,
Denn die Flöten erfreun Jupiters edelstes Kind.

ACHTES BUCH.

I.

BILD DES LEBENS.

Solon. I. 62. VI. (Poesis Gnom. p. 73.)

Kinder des himmlischen Zeus, Mnemosynens göttliche Tochter,
Musen, pierische Zunft, höret des Betenden Wunsch:
Reichthum theilet mir zu von den Seligen, aber bey allen
Menschen schaffet mir stets herrlichen Ruhmes Genuſs.
Lieblich mög' ich dem Freund, dem Feinde nur bitter erscheinen;
Achtung zolle mir der; dieser erbebe vor mir.

Guter begehret mein Herz, doch meid' ich auf Wegen des Unrechts
Ihren Erwerb. Denn stets folget die Strafe darauf.
Reichthum, welchen die Götter verleihn, verweilt bey den Menschen
Unerschüttert, vom Grund bis zu dem Gipfel hinauf.
Aber der Menschen Erwerb, unredlicher Thaten Erzeugnifs,
Folgt dem Frevel nur nach, der ihn voll Übermuths zwingt,
Ungern, sträubenden Schritts. Schnell eint sich ihm strafendes Übel,
Welches allmählich beginnt, ähnlich des Feuers Natur;
Kraftlos ist es zuerst, doch endet es schmerzengebährend;
Denn des Frevels Erwerb dauert den Sterblichen nicht.
Zeus erkündet das Ziel von jeglichem. Plötzlich erhebt sich —
Wie des Zephyros Hauch plötzlich die Wolken zerstreut,

Rauschenden Flugs: er regte die unterste Tiefe des wilden
Oceans, brauste daher über die wallende Saat
Und verheerte die Flur; dann rauschet er zu des Olympos
Göttersitz, welchem er stracks glänzende Heitre verleiht;
Helios leuchtet auf's neu und bestrahlt die unendliche Erde
Lieblich; jegliche Spur schwand des Gewölkes dahin. —
Also erhebet sich auch Kronions strafende Rache,
Aber nicht jeglichem Mann zürnet er, Sterblichen gleich;
Doch verbirgt sich dem Aug' des Mächtigen keiner der Bösen
Immerdar; lange versteckt, zeigt er sich endlich gewifs.
Stracks büfst dieser, erst spät ein anderer; aber entflieht auch
Selbst der Frevler, und trifft Rache der Götter ihn nicht.

Doch erscheint sie zuletzt. Dann büfsen unschuldige Kinder
Solche Thaten erst ab, oder das Folgegeschlecht.

— — —

Also denket der Mensch, der Redliche wie der Verkehrte,
Und ein jeglicher hält seine Gedanken für gut,
Ehe die That sie geprüft; dann trauert er. Aber bis dahin
Stehen wir gaffenden Munds, thörichter Hoffnung erfreut.
Einen der Menschen beklemmt die Last verzehrender Krankheit,
Aber ein täuschender Wahn spiegelt Genesung ihm vor.
Jenen beängstigt die Furcht; doch wähnet er tapfer zu heifsen;
Und mit Reizen begabt dünket der Häfsliche sich.

Den drückt Mangel und Noth; doch unter der lastenden Armuth
Träumt er von Schätzen und hofft reich sich und glücklich zu sehn.
Mannichfaltige Bahn verfolgen sie. Dieser durchirret,
Reiche Beute zu fahn, rüstig auf Schiffen des Meers
Fischdurchwimmelte Fluth, von wüthenden Stürmen getrieben,
Und voll kühner Begier achtet des Lebens er nicht.
Einer durchwühlet das Land, ergeben der knechtischen Arbeit,
Jegliches Jahr, und treibt emsig den eisernen Pflug.
Einer übet die Kunst des Hefaistos oder Athenens,
Und die regsame Hand schafft ihm des Lebens Gewinn.
Einen lehrte der Chor Muemosynens liebliche Weisheit,
Und in sinniger Brust wohnet ihm Fülle der Kunst.

Einen begabet Apoll der fernhintreffende König,
Und der Seher erschaut kommendes Übel von fern;
Götter umringen den Mann; doch wendet kein blutiges Opfer,
Wenden Augurien nicht mächtiger Parzen Beschluſs,
Noch Asklepios Zunft, der heilenden Mittel Erfinder,
Wendet ihn; eitel erscheint jegliches Streben darob.
Öfters erwächst aus kleinem Beginn ein mächtiges Übel,
Und kein linderndes Kraut bannt den verzehrenden Schmerz.
Wiederum kämpfet im Sturm verderblichen Fiebers ein andrer;
Kaum berührt ihn der Arzt und er gesundet sogleich.
Traun, das Verhängniſs ertheilt den Sterblichen Gutes und Böses,
Keiner entfliehet dem Loos, welches die Götter gesandt.

Was du auch immer beginnst, ist ungewiſs; keiner der Menschen,
Hat er den Anfang gewagt, kennt das erwartende Ziel.
Dieser verfolget den Weg des strahlenden Ruhmes, und taumelt
In den Abgrund der Noth, eh' er es ahndet, hinab.
Jenem bereitet der Gott in jeglichem, was er begonnen,
Glück und frohen Erfolg, welcher die Tadelsucht schweigt.

— — —

Auch kein ruhiges Ziel gewähret dem Menschen der Reichthum.
Müht sich nicht jeder von uns, welcher am meisten besitzt,
Doppelt so sehr? — Wer sättigte wohl zur Gnüge die Menschen?
Von den Unsterblichen zwar kommen die Schätze herab,

Oftmals aber entspriefst dem strahlenden Goldo die Aie,
Die vom Kroniden gesandt, diesen und jenen ergreift.

II.

PARODIE.

Krates von Theben. I. 137. vt.

Kinder des himmlischen Zeus, Mnemosynens göttliche Tochter,
Musen, pierische Zunft, höret des Betenden Wunsch:
Gebet zu jeglicher Zeit dem Bauche des Futters Genüge,
Dafs kein knechtisches Joch drücke das freye Gemüth!

— — — — — —

Nützlich begehr' ich dem Freund, aber nicht lieblich zu seyn.

Keinen glänzenden Schatz begehr' ich zu häufen, dem Käfer
Oder der Ameis gleich, gierig nach todtem Besitz.
Aber Gerechtigkeit bitt' ich von euch, des schöneren Reichthums,
Welchen die Tugend gebiert, nimmerbelastendes Gut.
Dafür dank' ich euch einst, o heilige Musen und Hermes,
Nicht mit reichem Geschenk, sondern mit frommen Gemüth.

III.

SCHWERE WAHL.

Poseidippos. II. 49. XVI.

Welchen Pfad des Lebens erwähl' ich mir? Hader und schlimme
Händel erfüllen den Markt; Sorgen bewohnen das Haus.
Lästige Mühen erzeugt der Ackerbau; Schrekken des Todes
Schweben dir über dem Meer; bist du begütert, so folgt
Furcht in die Fremde dir nach; des Dürftigen harret der Kummer;
Sorgen bringt es zu freyn; freyst du nicht, bist du verwaist.
Kinder erzeugen dir Noth, und kinderlos bist du verlassen;
Jugend ist ohne Verstand, Alter der Kräfte beraubt.
Wunsche denn eines von zweyn, dafs du nimmer die Erde begrüfsest,
Oder das Leben sogleich wieder vertauscht mit dem Tod.

IV.

LEBENSBÜRDE.

Aesopos. I. p. 76.

Leben, wie flieht man dich ohne den Tod? unsägliche Leiden
Drücken dich; weder zu fliehn, noch dich zu tragen ist leicht.
Lieblich ist, was die Natur dir verliehen hat, Himmel und Erde,
Meer und Gestirn' und der Mond, Helios leuchtender Glanz.
Furcht und Leiden erfüll'n das übrige. Gönnet das Glück dir
Gutes, so wäget dafür Nemesis Böses uns zu.

V.

SCHIFFAHRT DES LEBENS.

Palladas. B. 123. cIV.

Einer bedenklichen Fahrt vergleich ich das Leben der Menschen,
Viele, schleudert der Sturm gegen das Felsengeklipp.
Tycha sitzt am Ruder und lenket den schwankenden Nachen,
Wie durch Fluthen des Meers gleiten durch's Leben wir hin.
Diesem wehet ein günstiger Wind, ein widriger jenem;
Ein gemeinsamer Port nimmt uns im Aides auf.

VI.

Palladas. II. 428. CIII.

Nackt betrat ich die Welt, nackt wandel' ich unter die Erde.
Solch' ein dürftiges Loos ist es der Mühen wohl werth?

VII.

Palladas. II. 428. CII.

Weinend kam ich zur Welt und scheide mit Thränen von dannen;
Unter Leiden und Schmerz schwand mir das Leben dahin.
Thränenvolles Geschlecht der Sterblichen, schwächlich verlebst du
Wenige Tag' und im Grab löst die Verwesung dich auf.

VIII.

Theognis. V. 731 - 750.

Wie nur, ewiger Fürst der Himmlischen, mag es gerecht seyn,
Dafs der redliche Mann, welcher von Frevel entfernt,
Nimmer kränkt das Gesetz, noch heilige Eide verletzet,
Sondern Gerechtigkeit übt, doch nicht Gerechtes empfängt?
Wie mag fürder ein Mensch, erschauet er solcherley Beyspiel,
Ehren der Götter Geschlecht? oder was fühlet sein Herz,
Wenn er den Frevler erblickt, den Bösewicht, welcher der Menschen,
Welcher der Himmlischen Zorn trotzigen Sinnes nicht scheut,
Doch von Schätzen beglückt und Herrlichkeit! während der Edle
Ewig von Mangel gequält, trauernd sein Leben verdarbt?

IX.

Theognis. V. 367 - 390.

Zeus, ich staune dich an, Olympischer! Alle regierst du,
Ehr' und herrliche Macht schmücket dich einen allein.
Jegliches Menschen Gemüth erkennest du, jedes Gesinnung;
Und der andern Gewalt neigt sich, o König, vor dir.
Aber, Kronide, wie mag dein göttlicher Sinn den Gerechten
Und den frevelnden Mann würdigen gleichen Geschenks?
Den, der weisen Gemüths der Mäfsigkeit huldigt, und jenen,
Der sich den Bösen ergiebt, sinnend auf sträfliche That?
Wo denn findet der Mensch der Himmlischen sichre Gesetze,
Oder wo zeigt sich ein Pfad, den zu betreten ihm frommt.

Ruhiger Schätze geniefst der Frevelnde, aber der Fromme,
Welcher sich, heiligen Sinns, sträflicher Thaten enthält,
Und Gerechtigkeit übt, erlieget der quälenden Armuth,
Welche der Menschen Gemüth öfters zum Bösen verlenkt.
Denn die gewaltige Noth verkehret das Herz in dem Busen,
Und es duldet dann wohl Schmähliches wider Gelust,
Vom Bedürfnifs besiegt, das viel Verderbliches lehret,
Selbst den, welcher es hafst, Lügen und bösen Betrug
Und verderblichen Streit. Es gleichet kein Übel der Armuth,
Denn sie zeuget die Noth, welche des Rathes entbehrt.
Oftmals scheinet alsdann der Treffliche schlechter in Armuth,
Und der Schlechtere scheint besser als jener zu seyn;

Denn es sinnet sein Herz nur Frevelndes, und es entsprießet
Seinem verkehrten Gemüth nimmer ein guter Entschluss;
Aber des andern Gemüth verfolget nicht Gutes noch Böses,
Und der Redliche muss jenes erdulden und dieß.

X.

Simonides. I. 145. ctv.

Keine Gabe verweilt unabänderlich unter den Menschen.
Wahrlich, ein treffliches Wort sagte der chiische Mann:
„Wie die Blätter im Wald, so sind die Geschlechte der Menschen.“
Viele vernahmen das Wort, doch mit den Ohren allein,

Und es stieg nicht hinab in die Brust; denn jeglichen gängelt
Hoffnung freundlichen Blicks, schwelgend in jungem Gemüth.
Strahlet einem der Menschen die liebliche Blüthe der Jugend,
Hoffet er fröhlichen Sinns viel, was die Parze versagt.
Nicht gedenkt er die Zeit des drohenden Alters, den Tod nicht,
In der Gesundheit Gefühl nicht den verzehrenden Schmerz.
Also wandeln sie hin in thörichtem Sinne, vergessend,
Wie so eilig die Zeit, eilig der Jugend Geschenk
Hinflieht. Dieſs gedenkend, o Sterblicher, gönne dem Herzen,
Bis du zum Ziele gelangst, fröhlicher Tage Genuſs.

XI.

Skolia. I. 128. XVIII.

Trink' und liebe mit mir, kränze dein Haupt, freue der Jugend dich;
Rase, Trauter, mit mir Rasenden, sey klug mit dem Nüchternen.

XII.

SARDANAPALOS LEBENSWEISHEIT.

Choirilos. I. 185.

Nimmer vergifs, dafs du stirbst. Erfreue dich, weil du noch lebest,
An dem schwelgenden Mahl; dem Entschlummerten weichet die Wollust.
Auch ich wurde zu Staub, des herrlichen Ninive König.
Was ich beym Trunk und Schmaufs und in üppiger Liebe genossen,
Das nur ist mein. Was sonst ich besafs an Schätzen, verliefs ich.
Solche Lehre beglückt, ihr Sterblichen, eure Wallfahrt.

XIII.

KÜRZE DES LEBENS.

Ungenannter. III. [illegible].

Trinke, geniefse der Zeit! was bringt dir der Morgen? die Zukunft?
Niemand weifs es. Wohlan, laufe nicht, mühe dich nicht!
Freue dich, liebe, geniefse, du kannst es noch, denke des Todes;
Zwischen Leben und Tod liegt ein unmerklicher Punkt.
Leben ist nur ein Moment. Ergreifst du ihn, ist er der Deine;
Stirbst du, so nehmen dein Gut andre, nichts bleibet dir selbst.

XIV.

DER GEIZIGE.

Antiphanes. II. 204. III.

Wer sich der Flöten nicht freut, der Laute nicht, oder des frohen
Rundgesangs; wer dich verschmäht, Bakchos nektarisches Nafs;
Wer statt Salben und Kranz und fröhlichen Mahlen und Mädchen
Immer den wachsenden Zins ängstlich berechnet und zählt,
Wahrlich, der dünket mich todt! Ich gehe den nüchternen Leichnam,
Welcher für andre nur spart, darbet und hungert, vorbey.

XV.

Antiphanes. II. 205. IV.

Rechnest du, Aymer? — Es eilet die Zeit und führet allmählich
So das Alter herbey, wie es die Zinsen vermehrt.
Dann ereilt dich der Tod, und ohne die Scheitel zu kränzen,
Ohne Salben und Wein, ohne der Liebe Genufs
Stirbst du dahin, und verläfst ein grofses und glänzendes Erbtheil,
Während ein Obolos dich über den Acheron führt.

XVI.

Anakreon. l. 119. LXXXIV.

Fern sey, welcher beym Mahl und schäumendem Becher Lyaiens
Thränen erregenden Krieg hadernder Menschen erzählt.
Dessen erfreut sich mein Herz, der Kypriens Gaben und Amors
Und der Musen Geschenk mischend, der Freude gedenkt.

XVII.

Marcus Argentarius. B. 270. XIX.

Fünf Fufs Erde bedeckst du im Tod; dann rühret die Freude
Deinen Busen nicht mehr, oder die Sonne dein Aug.
Leere denn jetzt den Pokal des Bromios fröhlichen Herzens,
Kinkios, und dir im Arm ruhe das reizende Weib.
Aber trachtest du nur nach der Weisheit, o so vergifs nicht,
Dafs auch Chrysipp und Kleanth Aides Reich nicht entflohn.

XVIII.

FESTFEYER.

Nikainetos aus Samos. I. 416. n.

Nicht im Kerker der Stadt, Philotherios, unter den Bäumen,
Lispelnd von Zephyros Hauch, lafs uns die Feyer begehn.
Mir genügt es am Boden zu ruhn, statt weichlichen Lagers;
Nah wächst, tauglich zur Streu, heimischer Promalos auf,
Und die Weide, der Schmuck der Karier. Bringet den Wein uns,
Bringet die Leyer herbey, freundlicher Musen Geschenk.
Dafs wir beym fröhlichen Schmaufs die herrliche Gattin Kronion's,
Dieses samischen Land's Königin feyernd erhöhn.

XIX.

Philodemos. II. 39. XXII.

Nicht nach Veilchen zum köstlichen Kranz und theuern Guitarren,
Nicht nach Assyriens Duft oder nach chiischen Wein,
Lüstet mich. Thea're Hetären begehr' ich nicht, oder des Komos
Muthwill. Ferne von mir, was nur den Rasenden freut!
Mit Narkissen bekränzt die Schläfe mir; lasset die Pfeife
Tönen; mit Krokos nur salbet die Glieder mir ein.
Und benetzt mir die Brust mit mitylenäischen Weinmost,
Führet ein Mädchen zuletzt aus den Spelunken mir zu.

XX.

Makedonios. III. 116. XXI.

Die ihr, Freunde, die Orgien liebt des fröhlichen Bakchos,
Scheuchet, des Weines gedenk, Sorgen der Armuth hinweg!
Dieser Krater, er sey mein Pokal; es schäume die Kelter
Statt des Fasses, ein Quell lachender Freude, bey uns.
Muth erfüllet die Brust dem Trinkenden; Söhne Kanastra's,
Voll von Bromios Kraft fordr' ich zum Kampf' euch heraus.
Nicht erbeb' ich dem zürnenden Meer, noch Jupiters Blitzen;
Unter Dionysos Schild waffnet mich sichres Vertraun.

XXI.

WEIN UND DICHTKUNST.

Nikainetos. I. 417. IV.

„Wein ist ein feuriges Roſs dem fröhlichen Priester der Musen!
Nichts Weises traun! erschafft des Wassertrinkers Sinn."
Also, Dionysos, sprach Kratinos, düftend nach Weinmost,
Nicht Eines Schlauchs — denn ganze Fässer leert er aus!
Zahlreich blühten die Kränze dem Trefflichen! Gelbliche Beere
Des Epheu's schmückten ihm, wie, Bakchos, dir, die Stirn.

XXII.

AN DIE FLASCHE.

Posseidippos. H. 48. xi.

Spende, kekropische Flasche, die reichlichen Gaben Lyäens;
Spende sie! schäumendes Nafs netze den frohlichen Schmaufs!
Schweig', o stoischer Schwan, o Zenon! Muse Kleanthens,
Schweige heut! Amor allein werde den Trunknen gehört.

XXIII.

KÜRZE DER FREUDE.

Ungenannter. III. 159. XXXIX.

Wenige Tage nur währt die Rosenzeit; sind sie verschwunden,
Siehst du die Rose nicht mehr, sondern die Dornen allein.

XXIV.

Palladas. II. 412. XXIV.

Reiche mir Wein! das Gewölk der Traurigkeit scheuche Lyaios,
Und entzünde die Gluth in der erkälteten Brust.

XXV.

Theognis, V. 857 - 864.

Freue, mein Herz, dich der Zeit! Bald werden hier andre der Menschen
Leben, während mich selbst Dunkel des Grabes umhüllt.
Trinke des Weins, den mir Taygetos heilige Gipfel
Aus den Reben gezeugt, welche Theotimos einst
An der Lehne des Bergs, der Freund der Götter gepflanzt hat,
Von den Platanengebüsch leitend den kühligen Bach.
Wenn du dessen geneufst, verscheuchst du die quälenden Sorgen,
Und im fröhlichen Rausch schwingst du dich leichter empor.

XXVI.

Theognis. V. 971 - 978.

Keiner, welchen die Nacht des Erebos, welchen die Erde
Einhüllt, wenn er das Haus Persephoneiens betrat,
Freuet sich weder der Flote Getön noch fröhlicher Laute,
Noch aus goldnem Pokal trinkt er Lyaiens Geschenk.
Darum folg' ich des Herzens Gelust, so lange mein Knie noch
Ohne zu wanken sich hebt, ohne zu zittern mein Haupt.

XXVII.

Theognis, V. 931 - 938.

Nützliche Lehre vernehmt, o Sterbliche! Welchem der Jugend
Reizende Blüthe noch strahlt, solcher geniefse das Gut
Weisen Gemüths, das Geschenk der Himmlischen. Denn es verleiht nicht
Doppelte Jugend ein Gott, oder entfernet den Tod
Von der Sterblichen Haupt. Verderbliches Alter ergreift dich,
Und bevor du es wähnst, sitzt es am Scheitel dir fest.

XXVIII.

WUNSCH.

Theognis. V. 1077.

Jugend erfreue mein Herz; es liebe mich Phoibos Apollo,
Leto's Sohn, und Zeus, welcher die Götter beherrscht;
So verfliefse mir fern von jeglichem Übel das Leben,
Und es erquicke mein Herz Jugend und Fülle des Glücks.

XXIX.

Theognis. V. 1035.

Trink' ich des Weins, so kümmert mich nicht
die quälende Armuth,
Nicht der Feinde Geklätsch, welche mich
lästernd verschmähn.
Aber ich klage die Flucht der lieblichen
Jugend, und weine,
Dafs mit eilendem Fufs drückendes Alter
sich naht.

XXX.

HASS DES WASSERS.

Antipater. B. 7. VII.

Während ich gestern satt von der Nymphen reinem Getränke
Schlummerte, nahte sich mir Bromios zürnenden Blicks:
„Also geziemet es sich für Dionysos Feinde zu schlummern;
Hast du Hippolytos Loos, Nüchterner, nimmer gehört?
Zittre, dafs dir nicht gleiches begegene?“ — Also Lyaios;
Und er entschwand; seitdem ist mir das Wasser verhafst.

XXXI.

Antipater. II. 6. 1.

Wenige Jahre verheifsen mir nur sternkundige Männer;
Zwar ich glaube dem Wort, aber es kümmert mich nicht.
Alle wandeln den Pfad in die Unterwelt; sind' ich den Meinen
Plötzlicher, schau' ich dafür früher des Minos Gericht.
Trinken wir! Bakchos Geschenk ist ein treffliches Rofs auf die Reise,
Wenn zu Fufs wir hinab steigen in Aides Nacht.

XXXII.

MITTEL GEGEN DIE LIEBE

Meleagros. I. 4. vi.

Trink', o du, von der Liebe gequält; die Flammen des Eros
Wieget Bromios ein, welcher Vergessenheit schafft.
Trinke den schäumenden Most! Des Weingotts reichliche Becher
Scheuchen der seufzenden Brust glühende Qualen hinweg.

XXXIII.

Nikarchos. II. 350. VII.

Steht mir der Tod nicht bevor? Was kümmert's mich, ob ich podagrisch,
Ob ich flüchtigen Schritts eile zu Aides Burg?
Dazu leihen mir andre den Fuſs. Laſs immer mich lahm seyn,
Jenen zu sparen die Müh, meid' ich den Thiasos nicht.

XXXIV.

DER IRDNE BECHER.

Diodoros Zona. II. 99. 1.

Reiche den zierlichen mir aus Erde gebildeten Becher;
Aus ihr ward ich, von ihr werd' ich im Tode bedeckt.

XXXV.

DER TRUNKNE.

Dionysos. II. 254. III.

Gleit' ich vom Regen des Zeus und Bromios schwankend, was Wunder?
Einen besiegen wohl zwey, Götter den Sterblichen leicht.

XXXVI.

BAKCHOS UND DIE NYMPHEN.

Meleager. I. 32. CXIII.

Als dem flammenden Blitz Dionysos eben entflohn war,
Noch von Asche bedeckt, wuschen die Nymphen ihn ab.
Darum bindet noch jetzt den Bromios Liebe der Nymphen;
Trennst du sie, lodert noch jetzt flammendes Feuer ihm auf.

XXXVII.

BAKCHOS VERRÄTHEREY.

Meleager. I. 17. XVII.

Kühner, ich trage dich wohl, o Bromios! Herrsche beym Trinkfest!
Dir, dem Gotte geziemt's, dafs du den Menschen regierst.
Selbst in Flammen erzeugt, begünstigst du Flammen des Eros:
Mich, der um Hülfe dich bat, giebst du dem Frevler zurück.
Treulos bist du und falsch! Du strafst die Verräther an deinen
Orgien, während du selbst frevelnd die meinen verräthst.

XXXVIII.

DER FRÖHLICHE GREISS.

Palladas. II. 497. IV.

Mich verhöhnen die Frau'n und schicken den Alten zum Spiegel,
Um den traurigen Rest blühender Jugend zu schaun.
Ob sich mit braunem Gelock mein Scheitel oder mit weifsem
Schmücket, kümmert mich nicht, eil' ich dem Ziele nur zu.
Darum schmück' ich mein Haupt mit Kränzen und duftender Narde,
Und verscheuche des Gram's finstres Gewölke mit Wein.

XXXIX.

DAS KELTERFEST.

Quintus Maecius. II. [illegible]. XI.

Tritt nur selber, o König, herein mit flüchtigem Sprunge,
Führer beym kelternden Tanz, leite das nächtliche Werk!
Schürze die Chläna hinauf bis über die rüstigen Kniee,
Treibend die Kelter zum Reihn, färbe die Füße mit Schaum.
Endlich leite den Most in reinliche Fässer, und nimm dann
Gütig die Kuchen zum Lohn und den gelobeten Bock.

XL.

Agathias. III. p. xxiv.

Kelternd stampften wir jüngst die köstlichen Gaben Iakchos,
Und verschlungen im Tanz ehrten wir fröhlich den Gott.
Reichlich entflofs der Kelter das Nafs; wie zierliche Nachen
Schwammen die Becher umher auf dem begeisternden Meer;
Denn wir schöpften damit den brausenden Most aus dem weiten
Zuber, und fragten nach euch, heifse Najaden, nicht viel.
Sieh, da bückte hinab sich über die Kelter Rhodanthe,
Und das holde Gesicht strahlete lieblich zurück.
Allen erbebeten tief im innersten Busen die Herzen,
Alles huldigte dir, Bakchos, und, Paphia, dir;
Weh uns, Armen! Es flofs wohl jener in reichlichen Strömen,
Aber mit Hoffnung und Wahn täuschte Kythere das Herz.

XLI.

DER MUNTRE GREISS.

Agathias. III. 53. xxvi.

Schon belastete schwer der düftende Bakchos den alten
Oinopion, dennoch setzt er den Becher nicht hin.
Sondern er zürnet der Hand, ohn' Unterlafs dürstend des Weines,
Wenn sie mufsig verweilt oder zu schöpfen verzieht.
Sieh, es schnarchen bereits die Jünglinge; keiner vermag mehr
Nur zu zählen, wie viel heut er Pokale geleert.
Trink', o fröhlicher Greifs! Mit Unrecht sagte Homeros,
Von der Jünglinge Kraft werde das Alter besiegt.

XLII.

ERGEBUNG.

Skolia. I. 154. IV.

Vom Land schaue der Schiffe Fahrt,
Wenn dir's vergönnt ist und dein Geschick es will.
Doch wenn du auf den Fluthen schwimmest
Mufst du dem Rufe des Schicksals folgen.

XLIII.

DER ACKER.

Ungenannter. III. 233. cccx.

Vormals nannte mich sein Achaimenides, jetzo Menippos;
Wandernd aus Hand in Hand tausch' ich beständig den Herrn.
Jener wähnete mich sein Eigenthum, dieser auch wähnt es;
Doch besitzt mich durchaus keiner, als Tyche allein.

XLIV.

DER WEG DES TODES

Ungenannter. III. 247. CCCXLIII.

Sicher führet der Weg zum Aides; ob du im Tode
Von Kekropia's Flur oder von Meros kommst.
Gräme dich nicht, wenn fern vom Vaterland Klotho dich abruft;
Überall wehet der Wind, welcher zum Hafen dich führt.

XLV.

Leonidas von Tarent. I. 236. LXIII.

Getrost beschreite, Sterblicher, des Orkus Bahn.
Nicht schwer zu wandeln, sonder Krümmung ist der Weg,
Und sonder Irsal, stracks und lehn hinabgesenkt,
Und sicher wirst du mit verschlofsnen Augen ihn.

XLVI.

MUTHIGER ENTSCHLUSS.

Leonidas von Tarent. I. 24. LXXIX.

Wie die Rebe sich hält am stützenden Pfahle, so trägt mich
Alten der Stab: zu der Nacht Wohnungen ruft mich der Tod.
Sey dem Rufe nicht taub, o Gorgias! stirbst du wohl leichter,
Wenn noch dreymal der Lenz oder noch viermal dich wärmt?
Also sprach nicht prahlend der Greis, und wälzte des Lebens
Last hinab, muthigen Sinns wandelnd zum dunkeln Gestad.

XLVII.

DAS ALTER.

Menekrates. I. 476. 11.

Ist das Alter entfernt, wer wünscht es nicht?
Kommt es denn endlich,
Tadelt es jeder; als Schuld dünkt es uns
schöner zu seyn.

XLVIII.

Antiphanes. T. III. p. 551. (ed. Lips. II. p. 187. 1. a.)

Jegliches hafst dich, o Mensch! denn wilder
als reifsende Thiere
Wüthest du; tückischer Tod lauert dir
überall auf.
Fliehst du auf's Land, so schleicht der Wolf dir
nach; wenn du der Bäume
Gipfel besteigst, so drohn Nattern auf
grünem Gezweig;
Suchst du den Nil, er verbirgt im strudelnden
Wasser ein Unthier,
Das der Gerechtigkeit Spruch gegen die
Frevler vollstreckt.

XLIX.

GENÜGSAMKEIT.

Parmenio. II. 205. x.

Dieses dürftige Kleid genüget mir; Blumen der Musen
Nähren mich; nimmer, o Freund, macht mich die Tafel zum Knecht.
Reichthum sonder Verstand bethört mich nicht; Winke belauern
Kann ich nicht; denn mich ergötzt Freyheit bey mäfsiger Kost.

L.

Theognis. V. 421 - 430.

Leichter zeugst du und nährst den Sterblichen, als du ihm Weisheit
Einimpfst; solches ersann keiner der Menschen bis jetzt,
Thoren in Weise zu wandeln, den Frevelnden rechtlich zu bilden;
Möchten Asklepios Zunft solches die Götter verleihn!
Dafs sie von bösem Gemüth und sträflichem Sinne die Menschen
Heileten; trefflichen Lohn trüge so herrliche Kunst!
Könnte man tiefen Verstand und göttliche Gaben der Weisheit
Sterblichen Herzen verleihn, folgte kein frevelnder Sohn
Edeln Vätern, gedenk des Unterrichts. Aber Belehrung
Macht, wie sehr du dich mühst, nimmer den Bösewicht gut.

LI.

WAHRER REICHTHUM.

Lukianos. II. 715. XXXVI.

Schätze des Geistes allein verdienen den Nahmen des Reichthums;
Jeglichem andern entquillt weniger Freude als Schmerz.

LII.

DER SAMMLER.

Lukianos. II. 515. XXXVII.

Reich und Güterbegabt verdienet nur jener zu heifsen,
Welcher die Gaben des Glücks weislich zu brauchen versteht;
Aber wer selber sich quält und ewig nur zählet und rechnet,
Haufen auf Haufen nur thürmt, Schätze zu Schätzen gesellt,
Diesen vergleich' ich der Biene, die immer auf Waben des Wachses
Emsig schaffet, indefs andre des Honigs sich freun.

LIII.

Lukillios. II. 357. XCVII.

Ward dir das Leben des Hirsches, das Leben der Krähe beschieden,
Sey dir die stete Begier Schätze zu sammeln verziehn.
Bist du hingegen ein Mensch, den plötzliches Alter belastet,
So entsage der Wuth nach dem unendlichen Gold.
In unsäglicher Müh verlierest du, Armer, das Leben,
Und der Erbe genieſet muthelos was du gespart.

LIV.

ARMUTH UND FREYHEIT.

Palladas. II. 429. CVIII.

Arm zwar bin ich, doch wohnt bey der Armuth heilige Freyheit,
Und ich verachte das Glück, welches die Armuth verhöhnt.

LV.

UNBEFRIEDIGTE HOFFNUNG.

Krinagoras. II. 149. XXXIII.

Sprich, o thörichtes Herz, wie lange noch schwebst du zu düstrer
Wolken frostigem Sitz, trunken von Hoffnung, empor?
Bau'st jetzt Träume des Glücks, zerstörest sie, bau'st sie auf's neue?
Ach! kein freyer Besitz wurde dem Menschen zu Theil!
Suche die Gunst der Töchter Mnemosynens! thörichte Herzen
Lafs der eitlen Begier trüber Phantome sich freun.

LVI.

ABSCHIED.

Palladas. II. 429. CVIII.

Hoffnung und Glück, ihr kümmert mich nicht; die Zeiten der Täuschung
Sind vorüber; ich lief ein in den Hafen der Ruh.

LVII.

Theognis. V. 199 - 210.

Welche Schätze der Mensch aus Jupiters heiliger Rechte
Reinen Sinnes empfängt, diese nur bleiben ihm treu.
Aber empfängt er durch Frevel ein Gut, nur schnöder Gewinnsucht
Fröhnend, oder verletzt Wahrheit und Treue sein Eid,
Dann zwar freut er für jetzt des Glückes sich, aber zuletzt doch
Zeugt es Verderben; es siegt endlich das göttliche Recht.
Aber der Sterblichen Sinn bethöret es, dafs die Bestrafung
Nicht urplötzlich die That, wann sie begangen, verfolgt.
Mancher büfset wohl selbst den Frevel ab; mancher vererbet
Auf der Kinder Geschlecht rächender Strafe Gefahr;
Mancher entschlüpfet der Hand der Gerechtigkeit, welchen des Todes
Unerbittlich Geschick früher die Augen umhüllt.

LVIII.

EPIKUROS WEISHEIT

Athenaios. II. 27. 11.

Nach dem Thörichten nur, o Sterbliche, trachtet ihr mühvoll,
Und die unendliche Gier bringet euch Hader und Krieg.
Was die Natur zu besitzen begehrt, ist enge begränzet,
Aber der thörichte Sinn strebt in's Unendliche hin.
Solche Lehren vernahm von Mnemosynens Töchtern Neokles
Sprösling, oder von dir, Delphischer Seher, Apoll.

LIX.

ZIEL DER WEISHEIT.

Onestes. II. 289. III.

Mühsam steigst du empor zu dem Helikon; aber dich sättigt
Dort das nektarische Nafs aus dem pegasischen Quell.
Auch der Weisheit Pfade sind mühevoll; aber du schöpfest,
An der Höhe des Ziels, heiliger Musen Geschenk.

LX.

Theognis. V. 136 - 145.

Keiner schaffet sich selbst, o Kyrnos, Schaden und Vortheil,
Sondern die Götter verleihn beydes der Menschen Geschlecht.
Was auch immer beginnt der Sterbliche, nimmer erkennt er
Ob zum glücklichen Ziel, oder zum Unglück es führt.
Gutes schaffet er oft, wenn Schlimmes er wähnet zu schaffen,
Und was Glück ihm verhiefs, endet in Kummer und Noth.
Keiner, o Kyrnos, empfängt der Sterblichen, was er begehret,
Denn die Unmöglichkeit setzt Gränzen und Ziel dem Erfolg.
Vieles wähnet der Mensch voll Eitelkeit, weniges weifs er;
Denn nach eigenem Rath lenken die Götter die Welt.

LXI.

Lukianos. II. 315. xxxvi.

Sterblichen Blicken entziehst du vielleicht
die Thaten der Bosheit;
Gottlichen Augen verbirgt selbst der
Gedanke sich nicht.

LXII.

WAHL DER FREUNDE.

Theognis. V. 29 - 38.

Weise sey, suche dir nicht durch schändliche Thaten und Unrecht
Ehr' und Würden und Macht oder der Schätze Besitz.
Nimm zu Herzen diefs Wort: Vermeide der frevelnden Menschen
Umgang; schliefse vielmehr fest dich dem Redlichen an.
Solche nur suche beym Wein, beym fröhlichen Schmausse, zu solchen
Setze dich; solchen gefall'n bringet dir grofsen Gewinn.
Rechtliches lernest du nur von Rechtlichen; aber gesellst du
Dich den Frevelnden zu, stirbt dir im Herzen der Sinn.
Darum suche, mein Freund, die Redlichen, und du bekennst mir
Einstens, dafs ich dem Freund Gutes zu rathen gewufst.

LXIII.

DAS SCHÖNSTE GUT.

Ungenannter. III. 241. CCCCXXV.

Wahrlich, der redliche Freund ist unter den Gütern der Menschen
Ewig das schönste für den, welcher ihn weise bewahrt.

LXIV.

LEICHTE TÄUSCHUNG.

Theognis. V. 1171.

Gegner zu täuschen ist schwer und feindliche Herzen, o Kyrnos;
Aber mit tückischem Sinn Freunde zu täuschen, ist leicht.

LXV.

WANKELMUTH.

Lukianos. II. 316. XXXVIII.

Göttern bist du geliebt und Sterblichen, wenn dir das Glück lacht;
Was du auch immer begehrst, willig erhören sie dich.
Strauchelst du, schau', so fliehn die Freunde dich; alles ist feindlich;
Und mit dem Hauche des Glücks wandelt die Liebe sich um.

LXVI.

FREUNDESWAHL.

Skolia. I. 153. XIII.

Lern', o Trauter, das Wort König Admets: Liebe die Muthigen;
Feigen meide zu nahn; wenigen Dank bringet der Feige dir.

LXVII.

SELTENHEIT WAHRER FREUNDSCHAFT.

Theognis. V. 79 - 86.

Wenige findest du nur, Polypaides, unter den Freunden,
Die bey schlimmer Gefahr Treue zu üben gelernt,
Stets ergeben dem Freund, mit gleichem Gemüthe die Übel,
Wie der Freude Genufs, muthig zu theilen bereit.
Wenige findest du nur in der Sterblichen weiten Geschlechtern;
Wahrlich, ein einziges Schiff fafste die sämmtliche Schaar,
Denen die heilige Schaam so Lippen als Augen bewahret,
Und zum Schändlichen nicht schnöde Begierde entflammt.

LXVIII.

Palladas. II. 409. XII.

Dafs uns jegliches Weib verderblich ist, zeiget Homeros.
Sittsam oder verbuhlt, jedesmal bringt es Gefahr.
Mord der Männer entsprang aus Helena's frevelnder Buhlschaft;
Keusch war Penelope; dennoch erzeuget sie Mord.
Eine Ilias ward dem Weibe zu Liebe gekämpfet,
Und Penelope gab Stoff zu dem Lied von Ulyfs.

LXIX.

WAHRE REINIGKEIT.

Ungenannter. III. 193. cccxxxviii. d. (Anal. Lection. p. 311.)

Rein sey, welcher die Schwell'n des duftenden Tempels beschreitet;
Aber Reinigkeit ist frommen Gemüthes zu seyn.

LXX.

MUTH UND KLUGHEIT.

Evenos. I. 164. 11.

Schön und nützlich ist Muth, vereinet mit kluger Besinnung;
Aber von Klugheit getrennt, bringt er Verderben hervor.

LXXI.

Antipater. II. 7. VIII.

Nicht so fürchterlich sind die Pleiaden mir,
oder der Meersfluth
Dumpfes Wogengeräusch, brüllend am
schroffen Geklipp,
Noch des Donners Geschofs, wie mir schlechte
Gesellen verhafst sind,
Und der Verächter des Weins worte-
belauernde Zunft.

LXXII.

SCHÖNHEIT UND ANMUTH.

Kapito. II. 09.

Schonheit ohne die Charis erfreut, doch hält sie das Herz nicht;
Wie, vom Angel gelost, schwimmender Koder nicht fängt.

LXXIII.

HASS UND LIEBE.

Evenos. I. 65. VI.

Wenn zu hassen uns drückt und Liebe bekümmert, so wähl' ich
Von zwey Ubeln mir das, welches am wenigsten schmerzt.

LXXIV.

MITTEL GEGEN DIE LIEBE.

Krates. I. 156. v.

Der Hunger heilt die Liebespein; wo nicht, die Zeit.
Doch löscht auch diese nicht die wilden Flammen aus,
So bleibet dir noch ein Spezifikum, der Strick.

LXXV.

DER ZORN.

Evenos. I. 163. v.

Oftmals ziehet der Zorn der Sterblichen, schlimmer als Wahnsinn,
Was das innerste Herz lange verborgen, an's Licht.

LXXVI.

DIE ZEIT.

Plato. I. 172. [illegible]

Alles entführet die Zeit. Die flüchtigen Jahre verändern
Nahmen und äußre Gestalt, und die Natur und das Glück.

LXXVII.

DER ARME AN DIE RÄUBER.

Julianos. II. 301. XXXVI.

Suchet, o Räuber, ein Haus, das reichere Beute verheißet!
Denn das meinige wird stets von der Armuth bewacht.

NEUNTES BUCH.

I.

DER TÖNENDE STEIN.

Ungenannter. III. 192. CCIV.

Denke des tönenden Steins, des nisäischen, dem du vorbeygelist!
Als Alkathoos einst Mauern erbaute der Burg,
Nahm auch Phoibos Apoll auf rüstige Schultern ein Werkstück,
Und, indem er es trug, legt' er die Leyer darauf.
Darum tön' ich noch jetzt. Berühre mich leis mit dem Kiesel,
Und ich bewähre dir flugs, was ich gerühmt, durch die That.

II.

TROIA AN ATHENEN.

Agathias. III. 24. ex.

Städtebeschützerin, o! verzeihe mir! Strahlende Tempel
Hat dir Pergamos einst, wie sie dir ziemten, gebaut.
Aber du gabst mich zum Raub den Danaern. Für den versagten
Apfel entrissest du mir Mauern und jeglichen Schmuck.
Gnügt' es dir nicht den Hirten zu züchtigen? Wenn er durch Frevel
Sündigte, wahrlich! so war dieſs nicht des Vaterlands Schuld.

III.

TROIA'S TRIUMPH.

Alpheios. II. 150. IX.

Ruhm des Homerischen Lieds, o Argolis, goldnes Mykenä,
Perseus herrliche Burg, Fluren von Hellas, auch ihr,
Sanket dahin, ihr Sitze der Göttlichen, welche mit Mannskraft
Ilions stolzes Gebäu niedergetreten in Staub.
Stattlicher strahlet die Burg von Pergamos. Aber den Boden,
Wo ihr gefallen, erfüllt weidender Heerden Geblök.

IV.

AN HEKTOR.

Hadrian. II. 235. 11.

Hör'st du der Lebenden Wort am Acheron, Sprofsling des Ares,
Hektor, freu' dich des Glücks, welches dein Vaterland traf.
Ilium strebet empor, das herrliche; Männer voll Kühnheit,
Wenn gleich schwächer als du, fallen die Mauern der Stadt.
Myrmidon's Abkunft erlosch. Geh, sage dem Sohne der Thetis,
Dafs Aineiens Geschlecht über Thessalien herrscht.

V.

TROIA'S UNSTERBLICHKEIT.

Evenos. I. Ep. XIV.

Mich, die heilige Stadt, o Wanderer, mich das berühmte
Ilion, welches vordem göttliche Mauern geschmückt,
Haben die Jahre verzehrt; doch sind mir die Lieder Homeros
Eine eherne Burg nimmervergänglichen Ruhms.
Hier verwüstet mich nicht die verderbliche Lanze der Griechen,
Und es bewahret der Mund aller Hellenen mich auf.

VI.

THEBEN.

Orestes. B. 990 ff.

Heilig nenne die Eh' Harmonia's! aber voll Sünde
Oidipus gräfslichen Bund; heilig war Antigone,
Aber voll schändlichen Graul's das Brüderpaar; selig ist Ino,
Aber gequält der Gemahl; unter der Laute Getön
Wuchs die Mauer, den Bau zerstörte die Flöte; so hat dir,
O Kadmeia, der Gott Gutes mit Bösem gemischt.

VII.

DIE WUNDER DER WELT.

Antipater aus Sidon. II. 20. 1.11.

Deine felsigen Mauern, o Babylon, Wagenumfahrne,
Und den donnernden Zeus hab' ich in Pisa gesehn,
Und die schwebenden Gärten, und Helios stolzen Kolossus,
Pyramiden, auch euch, an dem Gestade des Nils,
Und das prunkende Mahl des Kariers; aber so bald ich
Artemis Tempel erblickt, welcher die Wolken berührt,
Hüllte das andre sich mir in Dunkelheit; Helios selber
Sah kein göttlicher Werk ausser der Götter Olymp.

VIII.

DIE UEBERSCHWEMMUNG.

Daria. II 59.

Sagt, ihr Wolken der Luft, wo schöpftet ihr jene Gewässer,
Welche das weite Gefild deckten in stürmischer Nacht?
Nicht auf Libyens Sand entstürztet ihr; Ephesos holden
Thälern habt ihr den Schatz langer Äonen entführt.
Ach, ihr schützenden Götter der Stadt, wo weiltet ihr damals?
Weh dir, Ionia's Schmuck, Liedergefeyerte Burg!
Wie die schwellende Flut, so rollte der Menschen Besitzthum
In die Tiefe des Meers auf dem unendlichen Strom.

IX.

KORINTH'S ZERSTÖRUNG.

Polystratos. II. 1. 11.

Hellas Strahlengestirn, das achaiische Akro-
korinthos,
Und des isthmischen Land's doppeltes
Ufer umher,
Stürmete Lukios Heer. Nun thürmet am
öden Gestade
Sich der Kämpfer Gebein, welche die
Lanzen erlegt.
Sie, die Priamos Burg entzündeten, Danaos
Abkunft,
Hat Aineien's Geschlecht ehrender Gräber
beraubt.

X.

SPARTA.

Ungenannter. III. 247. [illegible]

Vormals nimmer besiegt erblickest du, heiliges Sparta,
Jetzt den olenischen Rauch an des Eurotas Gestad,
Schattenberaubt. Es erbauen ihr Nest die Vögel am Boden,
Und der Heerden Geblök hören die Wölfe nicht mehr.

XI.

DER DAMM.

Philippos von Thessalonike. II. 232. LXXIV.

Helle's Fluth bejochte des Persers thörichte Kühnheit,
Doch das mühsame Werk schwemmten die Fluthen hinweg;
Aber Dikaiarcheia befestigte schäumende Wellen,
Und die Tiefe des Meers wandelt in Erde sich um.
Unermefslich erhebt der Felsen sich wurzelnd im Abgrund;
Träge rastet die Fluth in dem gigantischen Werk.
Schiffe theilten vordem den Ozean; siehe, nun bietet
Seinen Rücken das Meer selber dem Wandelnden an.

XII.

ROM.

Krinagoras. II. 143. XXIX.

Wenn der Okeanos auch die Fülle der Fluthen ergöfse,
Oder Germaniens Schwarm tränke die Ströme des Rheins,
Roma's heilige Kraft erbebet nicht; bleibet, o Cäsar,
Nur die mächtige Hand, welche die Erde regiert.
Unerschütterlich stehn die heiligen Eichen Kronions;
Nur das vertrocknete Laub stören die Winde herab.

XIII.

DIE UNBEFLÜGELTE SIEGESGÖTTIN.

Ungenannter. III. 203. CCLXXIX.

Nimmer erstirbt dein herrlicher Ruhm, allherrschende Roma;
Denn der Flügel beraubt weichet dir nimmer der Sieg.

XIV.

ROM DIE BEHERRSCHERIN DER WELT.

Alpheios. II. 189. VII.

Schliefse das eherne Thor, o Jupiter, schliefse der Götter
Wohnsitz, wache genau über die Burg des Olymps.
Denn schon beugt sich das Land und der Ozean Romulus Enkeln,
Nur zum Olympos hinan klimmten die Kühnen nicht.

XV.

HERO UND LEIANDER.

Antipater aus Thess. II. 173. LIV.

Hier schwamm über die Fluth Leiander hin; zwischen den Ländern
Drängt, nicht Liebenden nur feindlich, der Pontos sich hin.
Hero's ländliches Haus erhob sich hier; tückisch erloschte
Hier die Fackel, und hier liegen die Trümmern des Thurms.
Hier nun schlummern sie beyde vereint im gemeinsamen Grabmal;
Scheltend den neidischen Sturm, der sie dem Leben entraft.

XVI.

DELOS.

Antipater aus Thess. II. ag. xxxv.

Irrt' ich doch lieber umher auf schwankenden Wellen, o Leto;
Hätt' ich doch, dich zu empfahn, nimmer gewurzelt im Grund;
So betrauert' ich nicht die Einsamkeit! Wehe mir Armen,
Zahllos treiben an mir Schiffe der Griechen dahin,
Und gedenken des Ruhms von Delos nicht. Bittre Vergeltung
Hat Saturnia spät über mich Arme gebracht.

XVII.

Alpheios. Il. 139. x.

Die du die Kinder Latonens gesäugt, o heiliges Eyland,
Welcher Kronion vergönnt Wurzeln zu treiben im Meer,
Nimmer beklag' ich dein Loos, o Herrliche; nimmer auch nenn' ich
Mit Antipatros dich, Götterbeschützete, arm.
Glückliche! denn du empfingst den Apoll; und nach des Olympos
Höhe, nennt Artemis dich, Delos, ihr mütterlich Land.

XVIII.

DIE INSELN.

Antipater aus Thessal. II. 118. XXXVII.

Traurige Trümmer des Lands, verwaisete Inseln des Pontos,
Die des ägeischen Meers brausender Gürtel umfängt,
Siphnos gleicht ihr anitzt, Unglückliche, und Pholegandros
Dürrem Gefilde; der Glanz voriger Zeiten erlosch.
Delos führte den Reihn, der Vorzeit strahlendes Eyland,
Welches zur Wüste zuerst feindliche Götter verkehrt.

XIX.

TENOS UND DELOS.

Antipater aus Thessal. II. 118. XXXVI.

Dich auch nannte die Welt. Denn Boreas muthige Söhne,
Leicht mit Flügeln beschwingt, brachten, o Tenos, dir Ruhm.
Doch weit herrlicher war Ortygia; über den Ister
Und die Rhipäen hinaus wurde sein Nahme geehrt.
Aber Ortygia sank und du lebest noch! Welcher der Menschen
Hätte wohl Delos gehofft oder als Tenos zu sehn?

XX.

EINLADUNG ZUM QUELL.

Leonidas von Tarent. I. 230. XXXIX.

Trinke nicht hier auf einsamer Trifft aus schäumendem Giefsbach
Solchen lauligen Trank, Wandrer, mit Schlamme vermischt;
Sondern wandle fürbafs zu dem Rindernährenden Weidplatz,
Neben der Fichte, dem Sitz flötender Hirten zunächst,
Dort entsprudelt der Quelle Krystall der riesenden Felskluft,
Kälter als Thrakiens Schnee fliefst er die Klippen hinab.

XXI.

DER BRUNNEN.

Nikias. I. 248. 15.

Bist du müd', o Wandrer, so setze dich unter die Pappeln,
Und erfrische dich hier an dem erquikkenden Nafs.
Sey des Brunnens auch fern noch eingedenk. Thränenvergiefsend
Hat ihn an Gillo's Grab Simos, der Vater, gefafst.

XXII.

DER RUHEPLATZ.

Satyrius. II. 276. III.

Lorbeern grünen umher; ein helles Gewässer ergiefst sich
Unter den Wurzeln hervor; Schatten verbreitet des Hayns
Grünes Gezweig, durchsäuselt vom Zephyros. Gegen Ermüdung
Durst und flammende Gluth finden hier Wandernde Schutz.

XXIII.

PAN AN DEN WANDRER

Plato. I. 171. XIII.

Setze dich nieder in Schatten des flüsternden Baumes, o Wandrer!
Sieh, es spielet der West lieblich im schauernden Laub;
Und am murmelnden Bach ertönet dir meine Syringe;
Leise nahet der Schlaf deinem ermüdeten Aug.

XXIV.

Plato. I. 171. XIV.

Schweiget auf rauhem Gebirg, ihr Waldungen, schweiget ihr Bäche,
Stürzend vom steilen Geklipp; blökende Heerden auch ihr.
Denn es tönet dem Pan harmonische Lieder die Syrinx,
Über gefügtes Geröhr gleitet der flötende Mund;
Und es schlingen mit rosigem Fufs die zierlichen Nymphen,
Hamadryaden um ihn und Hydriaden den Tanz.

XXV.

Anyte. I. 198. VII.

Unter dem schattenden Fels, o Wanderer, ruhe vom Weg aus;
In dem grünen Gezweig plaudern die Lüfte so süfs.
Trinke des sprudelnden Quells erquickendes Wasser; es winket
Während der sengenden Gluth freundlich der schattige Platz.

XXVI.

Ungenannter. III. 227. CCCLXIII.

Schau, diese nimmer versiegende Nass der spiegelnden Quelle
Giesst das nahe Gebirg durstenden Wandrern hervor.
Lorbeer kränzt mich umher, und des Platanos herrliches Laubdach,
Und von Schatten bedeckt rauschet das kühle Getränk.
Geh nicht im Sommer vorbey, und hast du getrunken, o Wandrer,
Ruhe dich neben mir aus von dem ermüdenden Weg.

XXVII.

HERMES.

Hermokreon. II. [illegible] 11.

Unter dem schattigen Dach des Platanos ruhet, o Wandrer,
Wo mit zartem Geräusch Zephyros lispelt im Laub.
Hieher stellete mich Nikagoras, Majas Gebornen,
Hüter der fruchtbaren Flur, Hüter der Heerde zu seyn.

XXVIII.

APHRODITENS HAYN.

Musaikas. I. 130. VIII.

Lafst uns treten zum niedern Gestad des schäumenden Pontos,
Um der Göttin des Meers, Kypriens Hayn zu beschaun,
Und den Bach, umsäuselt von schattenden Pappeln, aus welchem
Halkyonen umher schöpfen das rieselnde Nafs.

XXIX.

PAN.

Alkaios von Messene. I. 433. XII.

Laſs den Hirtengesang von lieblichen Lippen erschallen,
Von dem ländlichen Rohr laſs ihn erschallen, o Pan!
Hauche melodische Ton' in helle Syringen, begleite
Mit dem begeisterten Lied ihren harmonischen Laut!
Um dich herum, nach dem Takt, erheben die ländlichen Nymphen,
Ihren Quellen enttaucht, fröhlich den tanzenden Fuſs.

XXX.

HERMES.

Ungenannter. III. 193. CCXXXVI.

Diesen einsamen Platz in felsiger Gegend, o Wandrer,
Hab' ich nicht selber gewählt, sondern Archelochos mir.
Denn nicht schwindelnder Hohn, noch schroffen Gebirges erfreut sich
Hermes, sondern er sucht lieber den fröhlichen Weg.
Aber Archelochos, hold der Einsamkeit, Menschen entfremdet,
Hat, o Wandrer, auch mich in das Gebirge verbannt.

XXXI.

Ungenannter. III. 222. (XXXI.)

Kypris und Amor, Apoll und die Grazien,
Bakchos, die Nymphen,
Haben in diesem Gefild ewig zu wohnen
gelobt.

XXXII.

VEREINIGUNG.

Paulos Silent. III. 90. (XXII.)

Sieh, hier streiten Najaden und Hamadryaden
und Nereus
Töchter, welchen der Platz mehr als den
andern gebührt.
Und als Richterin sitzt die Grazie, aber sie
spricht kein
Urtheil; allo zugleich geben ihm Anmuth
und Reiz.

XXXIII.

Arabios. III. no. VII.

Wasser, Gärten und Hayn und Dionysos fröhliche Gabe
Und das benachbarte Meer schmücket mich reichlich umher.
Aus dem Wasser, vom Land, erfreuen mich holde Geschenke,
Welche der Fischer mir jetzt, jetzo der Pflüger mir bringt.
Weilst du, o Wandrer, bey mir, ergötzen dich singende Vögel
Aus dem Gebüsch, und vom Meer fröhlicher Schiffer Gesang.

XXXIV.

DIE VERTROCKNETE QUELLE.

Antiphilos. II. 190. XXXIX.

Wandrer.

Wasser der Quellen, wohin entwichet ihr? einstens so reichlich?
Haben dich, ewigen Strom, Helios Flammen verzehrt?

Die Quelle.

Thränenvergiefsend dem Tod Agrikola's sind wir vertrocknet;
Unser sämmtliches Nafs schlürfte sein durstiger Staub.

XXXV.

Antiphanes. II. 205. VII.

Vormals strömt' ich aus reichlichem Quell die Fülle des Wassers,
Jetzo schmacht' ich umsonst, meiner Najaden beraubt.
Denn ein Mörder hat hier die blutigen Hände gewaschen
Und der Befleckung Gräul meinem Gewässer vermischt.
Seitdem flohen das Licht die heiligen Nymphen. Dem Bakchos,
Sprachen sie, mischen wir uns; nimmer dem blutigen Mars.

XXXVI.

DER REGENBACH.

Antiphilos. II. 27. XXXI.

Warum stürmest du so mit eilenden Füfsen, o Giefsbach,
Warum hemmet den Weg wandernder Männer dein Zorn?
Trunken bist du vom Regen, o Bach; nicht himmlische Nymphen
Reichten das Wasser dir dar, sondern ein nasses Gewölk.
Bald verzehrt dich die Gluth des Helios, welche des edeln
Stromes ächte Geburt und den Bastarden erprobt.

XXXVII.

DAS BAD

Ungenannter. III. 67. XXXIV.

Wer umbaute mit Mauern den Strom? wer unter den Menschen
Nannte den frostigen Bach falschlichen Nahmens ein Bad?
Aiolos, Hippotes Sohn, ein Freund der unsterblichen Götter,
Führte, vertauschend sein Reich, sämmtliche Winde hierher.
Warum leget man wohl die breternen Schemel zu Füßen?
Nicht zu wehren der Gluth, sondern dem starrenden Frost.
Schauder und Zittern und Frost nur wohnet hier. Schreibe denn drüber:
„Komm' im July zum Bad, Boreas herrschet darin."

XXXVIII.

Kyros. II. 455. IV.

Mit dem geflügelten Sohn und den Grazien
badete vormals
Kypria hier, und verlieh Anmuth dem
Bade zum Dank.

XXXIX.

Ungenannter, III. 220. CCCXXIV.

Hier entkleideten sich die Grazien; als sie gebadet,
Gaben sie dankbar dem Ort ihren unsterblichen Reiz.

XL.

Ungenannter. III. 220. CCCXXVI.

Hier wusch Kypris den göttlichen Leib, bevor sie zu Paris
Richtstuhl trat und empfing den Preis des Sieges, den Apfel.

XLI.

DER FRÜHLING.

Meleager. I. 51. ff.

Nun vom Äther hinweg der stürmische Winter entflohn ist,
Kehret uns lächelnd im purpurnen Glanz der blumige Frühling.
Schon bekränzt sich mit üppiger Saat die bräunliche Erde,
Und mit grünendem Laub bekleiden sich sprießende Kräuter.
Von dem glänzenden Thau der Pflanzen-ernährenden Eos
Lachet die Wiese getränkt; es schließet die Rose den Kelch auf.
Freudig ergreifet der Hirt und stimmet im Walde die Syrinx,
Und der graulichen Schaar der Zicklein freut sich der Geishirt.
Schiffer durchschneiden die Fluth, und laden zu glücklicher Schifffahrt
In die schwellenden Segel des Zephyros holdes Gesäusel.

Jauchzend begehn sie das Fest des Bromios, Kränze des Epheus
Um die Schläfe geknüpft, und feyern den Geber des Weinstocks.
Schon beginnet der Bienen Geschlecht, den Rindern entsprossen,
Künstliches Werk; geschäftig auf zierlicher Waben Gebäude,
Schaffen sie Zellen von Wachs, des lieblichen Seimes Behältnis.
Ringsum tönet das Lied hellwirbelnder Vögelgeschlechte,
Halkyonen am Meer, im schützenden Hause die Schwalbe,
An der Flüsse Gestaden der Schwan, und in Wäldern Acdon.
Wenn die Bäume des Hains sich erfreun, die Erde des Grünen,
Flötend der Hirt sich ergötzt, und die wollige Heerd' auf dem Weidplatz.
Wenn der Schiffer die Wellen durchpflügt, Dionysos tanzet,
Vögel singen im Wald, und Honig die Biene bereitet,
Warum begönne der Dichter nicht auch zu singen im Frühling?

XLII.

DER PLATANOS.

Thallos aus Milet. II. 165. av.

Sieh, wie traulich doch hier der Platanos
liebender Herzen
Orgien unter dem Dach heiliger Zweige
verbirgt;
Reben schlingen vertraut sich hinauf, und die
Freude der Horen,
Trauben voll lieblichen Mosts, schmücken
die Zweige umher.
Immer grüne dein Stamm, o Platanos! imme
umhülle
Mit dem schattigen Laub zärtlicher Lieb
Geschwatz.

XLIII.

DIE EICHE.

Antiphilos. II. 178. XII.

Eichbaum, schlankes Gewächs, die schattigen Zweige verbreitend
Schützest du gegen die Gluth feuriger Strahlen das Haupt,
Herrliche Laube, dem Dach auf Sterblicher Häusern vergleichbar,
Grünumlaubter Pallast, Tauben und Grillen bewohnt;
Sieh, ich eile zu dir, im heiligen Schatten zu rasten,
Huldreich schütze mich auch, während der Sonne Geschoss.

XLIV.

DER WEINSTOCK AN DEN EPHEU.

Philippos. II. 224. XLV.

Mit dem heimlichen Fuſs umtanzest du, schleichender Epheu,
Bromios holdes Geschenk, das du umarmend erstichst.
Aber indem du mich würgst, zerstörst du dich selber. Wer kränzte
Wohl mit Epheu die Stirn, ohne Dionysos Most?

XLV.

DER WEINSTOCK AN DEN WANDRER.

Leonidas von Tarent. I. 232. XLVI.

Willig entlad' ich einst selbst der Früchte mich, wann sie gereift sind;
Also verletze mich nicht, Wandrer, mit scharfem Gestein.
Wisse, Dionysos zürnt dem Frevelnden; also verschone
Sein geliebtes Geschenk, denkend der Strafe Lykurgs.

XLVI.

DIE SAUREN BEEREN.

Philippos von Thessalonike. II. 230. LXVIII.

Welches öde Gebirg von Skythien, Boreas Heimath,
Hat dich, wildes Gewächs, fern von der Sonne genährt?
Oder die ewig beschneyten, die starrenden Gipfel der Alpen,
Und der iberischen Flur Eisen gebärender Schoofs?
Beeren herben Geschmacks erzeugtest du, Trauben, die nimmer
Reiseten, — saures Getränk strömen die Heerlinge aus! —
Deine Hippe, Lykurg, vermissen wir; komme des wilden
Weinstocks rohes Gerank bis auf die Wurzel zu mähn!

XLVII.

SYMBOL DER DANKBARKEIT.

Antipater aus Sidon. II. ep. XXXVIII.

Meinen verdorreten Stamm umranket des fröhlichen Weinstocks
Laubwerk; fremdes Gelock schmücket des Platanos Haupt,
Welcher vorlängst im grünen Gezweig die Fülle der Trauben
Nährete, reichlich mit Laub, so wie die Rebe, gekrönt.
Solche Freunde, so treuen Gemüths, erziele sich jeder,
Die mit dankbarem Sinn Liebe vergelten im Tod.

XLVIII.

DIE UNREIFE TRAUBE.

Ungenannter. III. 232. CCCLXXXIII.

Wer hat, sonder Bedacht, die schwellenden Trauben Lyaiens
Ihrem nährenden Stamm, ehe sie reiften, entpflückt?
Dann sie, zürnend dem herben Geschmack, zur Erde geworfen,
Wo den verachteten Rest eilend der Wandrer zertritt?
Bakchos zürne dem Mann, wie dem thrakischen König er zürnte,
Weil er den sprießenden Keim frohen Genusses zerstört.
Wäre die Traube gereift, sie hätte zu Liedern begeistert,
Oder ein trauerndes Herz drückenden Kummers befreyt.

XLIX.

DER AHORN.

Philippos. II. 229. LXIV.

Notos tobende Stürm' ergriffen mich schattigen Ahorn,
Und den Wurzeln entrafft ward ich zu Boden gelegt.
Aber nun steh' ich auf's neu, von Bromios Gaben getränket;
Süfser, als Regen und Licht Jupiters, war mir der Wein.
Sterbend leb' ich auf's neu! Noch liegen die andern; ich einer,
Trunken des göttlichen Mosts strebe jetzt schöner empor.

L.

DIE FICHTE.

Ungenannter. III. 232. CCCLXXXIV.

Mich, die schattige Ficht', entwurzelten Stürme des Südwinds,
Und auf weitem Gebirg lag ich zu Boden gestreckt;
Wiederum kämpf' ich, zum Schiffe geformt, mit feindlichen Stürmen:
Also bekehret euch nichts, Sterbliche, kühnes Geschlecht?

ZEHNTES BUCH.

I.

PANS ENTSCHLUSS.

Meleager. I. 25. XLVII.

Nicht mehr wohnt der mänalische Pan bey blökenden Heerden,
Auf des steilen Gebirgs ragendem Gipfel nicht mehr.
Welche Freude gewährt das Gebirge mir? Daphnis erblafste,
Der mir in innerster Brust Flammen der Liebe gebar.
Ich bewohne die Stadt! — Ein anderer ziehe der muntern
Jagd nach; voriger Zeit Freude verschied mit dem Freund.

II.

LAËRTES GRAB.

Ungenannter. III. 281. DCXV.

Wandel der Jahre zermalmt den Felsen auch; selber des Eisens
Schont er nicht; jegliches mäht rüstig die Sense der Zeit.
Also sinket auch hier von schauernden Regen Laërtes
Ragendes Grab, an des Meers brausendem Ufer erhöht.
Aber in ewiger Kraft verweilet der Nahme des Edeln,
Nimmer sieget die Zeit über der Dichter Gesang.

III.

NIOBE UND IHRE KINDER.

Antipater aus Thessal. II. 123. LV.

Führer der Todten, o nimm des Tantalos plaudernde Tochter
Auf in den Kahn; ihm bringt Niobe Bürde genug.
Meine Gebornen allein erfüllen ihn. Schaue die Knaben,
Schaue die Mädchen umher Phoibos und Artemis Raub.

IV.

BITTE.

Diodoros Zonas. II. gr. VII.

Der du den Nachen regierst auf düsterm Gewässer des Schilfsee's,
Führer der Todten am Styx, schone des Kinyras Sohn,
Wenn er die Brücke herab vom Gestad zum Borde des Schiff's kömmt,
Schmerzenbelastet, so gieb, Charon, dem Knaben die Hand.
Ungewifs schwankt in Sandalen sein Schritt, und auf kiesigem Ufer
Nackten Fufses zu gehn, dünket dem Zarten zu hart.

V.

Plato. I. 173. XXI.

Gleich des Morgens Gestirn erschienst du den Lebenden vormals;
Gleich dem Hesperos strahlt jetzo den Todten dein Licht.

VI.

PTOLEMAIOS.

Antipater aus Sidon. II. 34. XCIX.

Tausendfältig beklagt dein Vater dich, o Ptolemaios,
Und die Mutter zerreifst jammernd ihr zartes Gelock.
Laut auf stöhnt dein Lehrer Andromachos, welcher die Scheitel
Trauernd mit Staube bestreut, den er dem Boden entrafft.

Auch Aigyptos zerreifst, die herrliche, weinend ihr Haupthaar,
Und von Seufzern umher hallet Europens Gefild.
Auch verdunkelte sich Selana's glänzende Scheibe,
Und von himmlischer Bahn flohn die Gestirne hinweg.
Dich entraffte die Pest, des Landes fressendes Unheil,
Und der Zepter des Reichs fällte dir nimmer die Hand.
Aber nicht Erebos Nacht umhüllte dich. Treffliche Fürsten
Werden nicht Aïdes Raub, sondern Genossen des Zeus.

VII.

AKYLINOS.

Ungenannter. III. 300. DCXCV. *a.*

Neidisch entführte der Tod im blühenden Lenze den Jüngling.
Als die Wangen ihm noch kränzte der röthelnde Flaum.
Ungeendet verliefs er künstliche Werke der Hände;
Und die Parze zerstört keimender Hoffnungen viel.
Gütige Mutter, wohlan, bedecke mit leichter Umhüllung
Akylinos Gebein; kränze mit Blumen sein Grab;
Blumen, den Indern entführt, Arabiens süfse Geschenke,
Spriefsen hier; lieblicher Duft, welcher dem Hügel entsteigt;
Thue dem Wandernden kund: Hier schlummert der Himmlischen Liebling;
Bringet Opfer und Wein, aber nicht Thränen ihm dar.

VIII.

DION.

Plato. I. 175. XXII.

Ilion's edeln Matronen und Hekaben spannen des Schicksals
Göttinnen, bey der Geburt, Thränen und jammernden Schmerz.
Auch dir, Dion, entrifs der Himmlischen Wille der edeln
Thaten verdienten Gewinn, glänzender Hoffnungen Lohn.
Sieh, nun raget dein Grab, du meiner Seele Geliebter,
Deinen Bürgern geehrt, hier in dem heimischen Land.

IX.

DIONYSIOS.

Ungenannter. III. Sii. DCCXXXIV.

Siebzehn Sommer entflohn dem Lebenden; siehe, da raubte
Strenger Parzen Beschlufs mich zu Persephoneus Reich.
Ach den Fackellauf nur vergönnte mir Jupiters Rathschlufs,
Und verschlofs mir die Bahn, welche das Alter betritt.
Von der Jugend gekrönt und den lieblichen Gaben der Musen,
Stieg ich Dionysios nieder in Aïdes Nacht.
Vater, Mutter, o stillt die schmerzlichen Thränen der Trauer;
Nur den Frommen allein setzen die Götter dieſs Ziel!

X.

GRABMAHL DES KINDES.

Bianor. II. 158. XVI.

Warum raubst du das Kind, den Attalos, gieriger Charon?
War er denn weniger dein, wenn er im Alter erblich?

XI.

GRAB DES TAPFERN.

Anakreon. I. 117. XII.

Rüstig war im Gefecht Timokritos, welchen diefs Grab deckt;
Nicht den muthigen Mann, Feige nur schónet der Krieg.

XII.

TOD FÜR'S VATERLAND.

Anyte. I. 199. XIII.

Als du fielst in der Blüthe der Kraft, umhüllte, Proarchos,
Düstern Grames Gewölk deiner Erzeugerin Brust.
Aber der herrliche Ruf verkündiget, dafs du, des theuern
Vaterlandes Gefild schützend, den Feinden erlagst.

XIII.

DIE SPARTANISCHE MUTTER.

Dioskorides. I. 302. XXXIV.

Gegen den Feind entsandte Demaineta acht der Geborenen;
Allen erhöhte sie hier dieses umhüllende Grab.
Thränen entfielen ihr nicht, der Trauernden; heiliges Sparta,
Sprach sie, Vaterland, dir hab' ich die Knaben gebracht.

XIV.

KRINAGORAS.

Diotimos. I. 252. ix.

Nicht der Leu des Gebirgs ist schrecklicher, als in der Lanzen,
Als in der Rosse Gewühl Mikon's Krinagoras war.
Ist die Hülle nur klein, so tadl' es nicht. Auch die beschränkte
Flur, o Wandrer, erzeugt muthige Streiter des Mars.

XV.

PHOKIONS KENOTAPH.

Phalaikos. I. 421. v.

An dem fremden Gestad starb Phokion; denn des Schiffes Fügung
Ertrug der finstern Wellen wilden Andrang nicht;
Sondern es sank in den Schlund des aegeischen Meeres, ergriffen
Vom Sturm, der in des Pontos tiefstem Schoofse wühlt.
Sein ist diefs ledige Grab in dem Vaterland; wo anitzt Promethis,
An herbem Schmerz dem trauervollen Vogel gleich,
Täglich ein Opfer von Klagen ihm bringt, die Mutter dem Sohne,
Den Armen rufend, den zu früh die Nacht umfing.

XVI.

– Hegesippos. I. 235. VII.

Auf dem Pfad zur Rechten, erzählet man,
führt von dem Holzstofs
Hermes die Guten hinab zu Rhadamanthos
Gericht.
Diesen wandelt der Sohn des Chairestratos;
schmerzlich beweinet
Stieg Aristonoos jüngst in des Agesilas
Haus.

XVII.

GRAB DES GERECHTEN.

Kallimachos. Anal. I. 393. XLIX.

Hier schläft heiligen Schlaf der Akanthier, Dikon's Erzeugter,
Saon; nenne die Ruh edler Entschlafnen nicht Tod.

XVIII.

Meleagros. I. 35. CXXI.

Erde sey mir gegrüfst, Allnährerin! ihn, der im Leben
Nie dich gedrücket, umfang leise den Aisigenes.

XIX.

REICHTHUM DES VERSTORBENEN.

Ungenannter. Bl. 293. DCLXXXVII.

Auf der Erde Gefild verwelket im Tode dein Ruhm nicht,
Und es schmücket noch jetzt jegliche Zierde dein Herz.
Dir, o Pytheas, folgt zu der Seligen glücklichem Eyland,
Was die Natur dir verliehn, was du, o Edler, erlernt.

XX.

Demagetes. II. 40. XII.

Rufet ein freundliches Wort, ein ehrendes, wanderndo Männer,
Ruft dem Praxiteles zu, grüfsend den Edeln im Tod.
Denn es liebten die Musen, es liebten die Freunde beym Schmaufs ihn;
Herzlich sey mir gegrüfst, andrischer Praxiteles.

XXI.

AUFFORDERUNG.

Leonidas von Tarent. I. 239. LXX.

Ewige Zeiten entflohn, o Sterblicher, eh' du zum Tagslicht
Aufstiegst, ewige Zeit weilst du in Aïdes Reich.
Was denn bleibt für das Leben zurück? Ein dürftiger Antheil,
Kaum ein ärmlicher Punkt, oder was kleiner noch ist.
Enge zusammengedrängt ist die Lebenszeit; aber auch diese
Leer an Freuden und schier bittrer als feindlicher Tod.
Meide den wilden Orkan des stürmischen Lebens, so ruft dir
Pheidon; suche, wie er, Aïdes ruhigen Port.

XXII.

Euripides. II. 57. (ed. Lips. I. 96.)

Der du den ewigen Pfad, o Helios, wandelst im Äther,
Hat dein Auge vordem ähnlichen Jammer gesehn?
Es ergriffe zugleich die Mutter, die Brüder, die Jungfrau
Ein verderblicher Tag hin zu den Schatten der Nacht.

XXIII.

WARNUNG.

Antipater von Sidon. II. 36. CVII.

Soll ich den Regen des Zeus, des stürmischen, oder den Bakchos
Tadeln! jener wie der bringet zum Gleiten den Fuſs.
Also kehrte vom Schmauſs Polyxenos über das Feld heim,
Und von schlüpfriger Höh glitt er in Orkus hinab;
Fern von Smyrna's Gefild, des äolischen. Meidet, o Trunkne!
Meidet im Dunkel der Nacht Pfade von Regen benetzt.

XXIV.

Leonidas von Tarent. I. Ep. LXXV.

Höre das warnende Wort des syrakosanischen Orthon:
„Wandle, wenn trunken du bist, nimmer bey stürmischer Nacht."
Dieses brachte den Tod mir, o Wanderer! Darum bedeckt mich
Armen ein fremdes Gefild, ferne vom heimischen Land.

XXV.

DER BANKIER.

Theodoridas. II. 43. X.

Ohne Hülfe des Stabs, Kinesias, Diener des Hermes,
Stiegst du, zu zahlen die Schuld, nieder in Aides Reich.
Rüstig stelltest du dich dem Mächtigen. Nun du so redlich
Deine Treue bewährt, liebt dich der König der Nacht.

XXVI.

GRAB DES REICHEN.

Leonidas von Tarent. I. 238. LXIX.

Nur der Marmor allein, der deinen Nahmen verkündigt,
Bleibet dir, Krethon; du selbst hast dich dem Staube gemischt.
Vormals strahlten dir Schätze der lydischen Könige, vormals
Blökten dir Rinder im Thal, Ziegen auf luftigen Höhn;
Vormals ... doch, was erzähl' ich noch mehr? Dem Glücklichgepriesnen
Blieb die Spanne des Feld's einzig vom weiten Besitz.

XXVII.

DER GENUGSAME.

Simonides. I. 146. CIII.

Keinen Kroisos umschliefset dieſs Grab; Gorgippos der Arme
Schlummert hier. Klein ist die Gruft, aber genügend für mich.
Auch kein zärtliches Weib beweinte mich, als ich den düstern
Pfad zu Persephoneus nächtlichen Hallen betrat.

XXVIII.

GRAB DES HIRTEN.

Erykios. II. 293. XIV.

Nicht mehr stimmst du hinfort, Therimachos, unter des weiten
Platanos schattigem Dach, ländlicher Flöten Getön;
Rinder weiden nicht mehr, der lieblichen Stimme der Syrinx
Lauschend, während du ruhst unter der Buche Gezweig.
Dich erschlug der flammende Blitz. Es kehrten die Rinder,
Vom Gestöber verfolgt, spät zu den Horden zurück.

XXIX.

Diotimos. I. 252. x.

Selber kehrte die Heerd' am dämmernden Abend zur Heimath,
Weifs vom stöbernden Schnee, aus dem Gebirge zurück.
Ach dort schlummert der Hirt Therimachos ewigen Schlaf jetzt
Unter der Eich'; ihn erschlug Jupiters flammender Strahl.

XXX.

Leonidas von Tarent. I. 246. XCVIII.

Hüter der Ziegen, und ihr der Wollenbekleideten Schaafe
Hirten, wenn ihr die Höhn dieser Gebirge besucht,
Gönnt ein kleines Geschenk dem Klitagoras, aber ein holdes
Gönnet ihm; Fromme belohnt Persephoneia mit Huld!
Unter der Heerden Geblök, an den moosigen Felsen gelehnet,
Stimme der Schäfer das Rohr, und mich erfreue sein Lied.
In des Lenzes Beginn entpflücket der thauigen Wiese
Düftende Blumen, und schmückt freundlich mit Kränzen das Grab.
Leget das Euter darauf der säugenden Mutter der Lämmer,
Dass der liebliche Trank quelle den Hügel hinab.
Gönnt solch frommes Geschenk dem Bittenden: auch bey den Todten,
Auch in Aides Reich wohnet vergeltender Dank.

XXXI.

GRAB DES GÄRTNERS.

Ungenannter. III. 203. ocl.

Nimm, o Erde, den Greis Amyntichos freundlich an Busen,
Jeglicher Mühe gedenk, die er vollbrachte für dich.
Oftmals hat er für dich des Ölbaums Stämme gestützet,
Und sie mit Reben geschmückt, Bromios holdem Geschenk.
Auch mit Deo's Früchten begabt er dich, führte Kanäle,
Und du prangest mit Obst, prangst mit Gemüse durch ihn.
Darum decke du sanft die Schläfe des Alten, o Erde,
Und mit Blumen und Gras kränze sein schwellendes Grab.

XXXII.

GRAB DES VOGELSTELLERS.

Isidoros. II. 474. v.

Mit den Ruthen und Leim ernährte sich lebend Eumelos;
Spärlich nur nährt' er sich zwar, aber mit freyem Gemüth;
Niemals hat er schmarozend die Hand dem Reichen geküsset.
Dieſs war Freude für ihn, dieses sein ganzer Genuſs.
Neunzig Sommer durchlebet' er so; nun schläft er im Grabe.
Ruthen, Vögel und Leim läſst er den Kindern zurück.

XXXIII.

Musealkas. I. 192. XII.

Künftig rastet auch hier der heilige Vogel, und schützend
Nimmt des Platanos Zweig, ist er ermüdet, ihn auf;
Denn Poimandros starb, der Mallier. Nimmer o kehrt er
Dieses Weges zurück, Ruthen zu salben mit Leim.

XXXIV.

GRAB DES JÄGERS.

Ungenannter. III. 293. oct. XVI.

Diesen Hügel, o Sohn des Archias, schmücket der Marmor
Deines Ruhmes gedenk, welchen die Jagd dir gebar.
Alles zeiget dein Grab, o Perikles, Lanzen und Rosse,
Hund' und hölzern Gestäng, bey dem Gestänge das Netz.
Aber ach! alles von Stein; es irret das Wild um das Grabmal,
Während, o Jüngling, du selbst schlummerst den ewigen Schlaf.

XXXV.

GRAB DES FISCHERS.

Sappho. I. 55. III.

Seinem Sohne, dem Fischer, dem Pelagon, weihte Meniskos
Reufsen und Ruder am Grab, dürftigen Lebens Symbol.

XXXVI.

Philetas. Anal. II. 324. (Anth. Lips. I. 122. VI.)

Herzlich weinet mir nach, doch mit Mäfsigkeit; saget ein liebreich
Wörtchen, und denket des Freunds auch noch im Tode mit Lust.

XXXVII.

TODTENFEYER.

Leonidas von Tarent. I. 237. LXVI.

Dein gedenkend, Eubul, o Trefflicher, welchen dieſs Grab deckt,
Trinken wir. Allen gemein öffnet sich Aïdes Port.

XXXVIII.

DER TRINKER DEN LEBENDEN.

Julianos. II. 307. LXI.

Vielmal hab' ich's gesungen und ruf' es euch noch aus dem Grab zu:
Trinket, o Sterbliche, trinkt, ehe das Grab euch umhüllt!

XXXIX.

ALGEMEINES SCHICKSAL.

Simonides. I. 145. XCIX.

Meines Sterbens erfreut sich ein Lebender; bald wird ein andrer
Seines Sterbens sich freun. Keinen verschonet der Tod.

XL.

DER TODTE DEM PFLÜGER.

Ungenannter. III. 246. CCCCL.

Blieb denn nirgend dem furchenden Pflug ein Acker, o Landmann,
Dafs der seufzende Stier selber die Gräber betritt,
Und das Eisen die Todten durchwühlt? Was frommt dir die Erude,
Welche der Asche du raubst, nicht der gedeihlichen Flur?
Auch dein harret der Tod! ein anderer wählet auch dich um;
Was dein Frevel begann, büfsest du selber dereinst.

XLI.

DER ERMORDETE SEINEN MÖRDERN.

Simonides. I. 157. LIX.

Die mich mordeten, mögen dereinst ein Gleiches empfangen,
Die mich begruben, o Zeus, mögen des Lebens sich freun.

XLII.

DER ERMORDETE AN DEN MÖRDER, DER IHN BEGRÄBT.

Ungenannter. III. 253. CCCLXXVI.

Birg mich, so tief du nur willst; der Sterblichen Blicke betrügst du;
Aber Dike erschaut jegliches, was du beginnst.

XLIII.

TIMON'S GRAB.

Timon. I. 175.

Hier zerriss ich das Band der kummerbelasteten Seele.
Fragt um den Nahmen mich nicht, und sterbet, ihr Schurken, im Elend.

XLIV.

Kallimachos. I. 470. XXXVIII.

Wanderer.

Timon, ist dir die Nacht des Aides oder das Tageslicht
Feindlicher?

Timon.

Jene! Die Nacht fasset der einigen mehr.

XLV.

Hegesippos. L. 27. VIII.

Disteln ragen umher und stechende Dornen verletzen
Dir, o Wandrer, den Fuſs, wenn du dem Grabe dich nahst.
Timon, den Hasser der Menschen, umschlieſset es. Wandle vorüber,
Scheltend, wenn dir's beliebt, Wandrer, nur gehe vorbey.

XLVI.

Zenodotos aus Ephesos. II. 61. 11.

Treib', o durstender Staub, die stachlichen Ranken des Schwarzdorns
Rundum über mein Grab, oder der Disteln Gestripp,
Dafs kein Vogel darauf die schwebenden Flügel im Lenze
Raste, kein lebender Laut störe des Einsamen Ruh;
Denn der Feind des Menschengeschlechts, der den Bürgern verhafst war,
Fliehet das arge Geschlecht auch in der Unterwelt noch.

XLVII.

Leonidas von Alexandrien. II. 198. XXXIX.

Ohne zu grüfsen das Grab, o Wanderer, schreite vorüber,
Ohne zu fragen nach mir, wer und von wannen ich war.
Fragst du, so bringe der Weg dir den Untergang; gehst du vorüber
Schweigend, so bringe der Weg dennoch den Untergang dir.

XLVIII.

ARCHEDIKE.

Simonides. I. 136. LIII.

Archedike, die Tochter des Hippias, eines der Edeln
Im hellenischen Land, deckt der umhüllende Staub.
König war ihr Vater; der Gatte, die Brüder, die Söhne
Könige; dennoch erhob nie sich zum Frevel ihr Herz.

XLIX.

XANTIPPE.

Simonides. I. 143. XCI.

Deiner gedenke mein Lied! Nicht ziemt es sich, dafs du, Archonautes
Glorreicho Gattin, ruhmlos liegst im Grabe.
O Xantippe, du Sprofs Periauders, der des hochgethürmten
Korinthos Zügel einst mit starker Faust hielt.

L.

ARETEMIAS.

Herakleides. II. 261. 1.

Frisch gegraben erhebt der Hügel sich; über des Denkmals
Stirne flattert ein Kranz, schüttelnd das welkende Laub.
Lafs, o Wandrer, uns gehn, die Schriften am Steine zu lesen;
Wessen Gebeine das Grab decket, verkünden sie uns.
„Mich, die Knidierin Aretemias, führete Euphron
„Heim als Gattin; ich gab doppelte Kinder dem Mann.
„Sterbend liefs ich ihm eines zurück, sein Alter zu pflegen;
„Eines nahm ich hinab, mich der Erinnrung zu freun.

LI.

Antipater von Sidon. II. 35. etc.

Als du dem Nachen entstiegst, Aretemias, welcher die Todten
Über den Acheron führt, tretend an's düstre Gestad,
Auf dem Arm das entschlummerte Kind, da klagten die zarten
Weiber dorischen Bluts, Holde, dein herbes Geschick,
Da sie gehört, wie du starbst. Die blühenden Wangen zerfleischend
Und mit Thränen benetzt, sprachst du dieſs traurige Wort:
Doppelte Kinder gebar ich dem Mann; ihm ließ ich das eine,
Zu den Schatten der Nacht bring' ich das andre herab.

LII.

BOÏSKION UND RHODOPE.

Antipater von Sidon. II. 29. LXXXIV.

Rhódope stieg mit der Mutter Boïskion nieder zum Orkus,
Nicht von Krankheit entrafft, noch von dem feindlichen Speer.
Als die Fackel des Mars des Vaterlands heilige Mauern
Akrokorinthos entflammt, wählten wir muthigen Tod.
Mich durchbohrte zuerst mit schneidendem Stahle die Mutter,
Und dann kehrte sie selbst gegen ihr Leben die Hand.
Denn sie knüpfte dem Hals die tödtende Schlinge. Dem Freyen
Dünket ein rühmlicher Tod schöner als sklavisches Joch.

LIII.

HELIODORA.

Meleager. I. 30. etc.

'Thränen bring' ich dir dar zu dem Acheron, Heliodora,
Zeugen des zärtlichen Bunds, der uns auf Erden vereint;
Bittere Zähren voll Schmerz. Der heiligen Liebe gedenkend,
Spend' ich der Sehnsucht Nafs hier am bejammerten Grab.
Schmerzvoll, schmerzvoll ruf' ich dir nach zu den Schatten des Orkus;
Aber der Sterblichen Flehn rühret den Acheron nicht.
Ach, wo schwandest du hin, du liebliche Blume? Der Tod hat
Dich gebrochen und ach! grausam dem Staube gemischt.
Erd', ich flehe dich an, ernährende Mutter der Menschen,
Drücke das zarte Gebild leis' an die liebende Brust.

LIV.

MUSA.

Ungenannter. III. 306. MCCXVIII.

Welcher feindliche Gott entführte die holde Sirene,
Wer die Nachtigall mir, die mich mit Liedern erfreut?
Ach zu frostigem Staub zerstiebtest du! feindliche Krankheit
Schlofs auf ewig dem Licht, Musa, dein lächelndes Aug,
Schlofs der Rede den Mund, den goldenen! Alles entfloh dir,
So die holde Gestalt, wie der gebildete Sinn!
Quälende Sorgen, entweicht! Wenn wurde den Sterblichen Gutes
Sonder Schmerzen? und wenn paarte sich Glück mit Bestand?

LV.

KLAGEN DES GATTEN UND VATERS.

Bianor. II. 159. XIX.

Jüngst beweint' ich den Tod Theonoens; aber des Kindes
Hoffnung, das sie mir liefs, mäfsigte freundlich den Schmerz.
Ach nun raubt mir die Hand der neidischen Parze den Knaben,
Und mir schwindet der Trost, den du, o Kind, mir gewährt.
Persephassa, vernimm die schmerzlichen Thränen des Vaters,
Lege das schlummernde Kind, Göttin, der Mutter in Schoofs.

LVI.

GRAB DER BRAUT

Erinne. I. 53. III.

Baukis umhüllet das Grab; erblickst du ihr thränenbenetztes
Denkmal, rufe dieſs Wort, Wandrer, dem Aïdes zu:
„Aïdes, neidischer Gott!“ — Es künden die bunten Symbole,
Welche die Säule dir zeigt, Bauko's verhaſstes Geschick.
Diese Fackeln, womit ihr Hymenaios geleuchtet,
Führten sie, flammend am Grab, in die Gefilde der Nacht.
Und es wurde dein Lied, o frohlicher Führer der Bräute,
Hymen, am Sarge der Braut plötzlich in Klagen verkehrt.

LVII.

Philetas. I. 139. 16.

Dieses meldet der Stein: Die kleine Theiodota folgte,
Ohne zu murren, der Hand, die sie dem Leben entführt.
Und noch ruft die Kleine dem Vater zu: Stille die Thränen,
Oft, o Vater, umringt Sterbliche drückender Schmerz.

LVIII.

Mnasalkas. I. 193. XVIII.

Weh, Aristokrateia, du stiegst zu des Acherons dunkelm
Freudelosem Gestad, ehe dir Hymen erschien.
Thränen ach! liefst du zurück der trauernden Mutter, die oftmals
Hier am Grabe gelehnt, jammernd die Tochter beweint.

LIX.

DIE SIRENEN AUF DEM GRABE DER JUNGFRAU.

Musaeus. I. 193. XVII.

Weh dem verderblichen Sinn Persephonens, welche so früh dir
Heiterer Jugend Geschenk, liebliche Kleo, geraubt.
Sieh, wir sitzen am Grab die zerrissene Wange benetzend,
Und es zeiget der Stein holder Sirenen Gestalt.

LX.

DIE STERBENDE DEM VATER.

Anyte. I. 200. XVIII.

Scheidend mit liebendem Arm umfaſste den Vater die holde
Erato; Thränen im Aug sprach sie das rührende Wort:
„O mein Vater, ich scheide von dir; schon weichet das Leben;
Und das Dunkel der Nacht decket mein brechendes Aug.“

LXI.

GRAB DER JUNGFRAU.

Sappho. I. 55. m.

Dieſs ist Tima's Grab; sie wandelte, eh' sie vermählt ward,
Zu dem dunkeln Gemach Persephoneiens hinab.
Als sie verblich, da mähten mit scharfen Stahle die Jungfraun
Ihres trauernden Haupts liebliche Locken auf's Grab.

LXII.

GRAB DES KINDES.

Ungenannter. III. 305. DCCXI.

Kaum fünf Jahre vollendete hier das blühende Mägdlein,
Und schon reifst sie dein Ruf, König der Todten, hinab
Wie im lachenden Lenz die duftende Knospe der Rose,
Hast du sie grausam entpflückt, ehe die Zeit sie gereift.
Trockne dein weinendes Aug', o Philtatos, hemm', Alexandra,
Deiner Klagen Geschrey, über der Lieblichen Grab.
Denn holdseliger Reiz umblühte das rosige Antlitz,
Und der Unsterblichen Chor nahm in den Äther sie auf.
Glaubet des Alterthums Sag', o Sterbliche! Nicht Adoneus,
Nymphen entführten das Kind, wie den Geliebten Alcids.

LXIII.

PHILAINIS.

Aischrion. I. 129.

Verrufnen Nahmens schläft Philainis hier,
Vom langen Alter rastend in dem Grab.
Lenkst du dein Schiff um dieses Vorgebirg,
So spott' und lache mein, o Schiffer, nicht.
Denn nie — die Tyndariden zeugen mir,
Mir zeuget Jupiter! — nie gab ich mich
Verbuhlten Sinns der Männer Lüsten hin.
Polykrates, ein Bürger von Athen,
Ein schlimmer Sykophant, schrieb, was er schrieb;
Sey's, was es will; mir ist es unbekannt.

LXIV.

Dioskorides. I. Cap. XXVI.

Samos Bürgerin deckt der ragende Hügel Philainis;
Nahe getrost dich dem Stein, Wandrer, und rede mich an.
Nimmer, o Götter, beschrieb ich frevelnde Werke der Weiber,
Nimmer, o heilige Scham, spottet' ich deinem Gebot;
Ja, mir zeuget dieß Grab, ich ehrte dich! Aber hat einer
Meinem Nahmen zur Schmach freche Geschichten erdacht,
O so enthülle die Zeit den Lästerer! schändlichen Lemmuns
Ledig, freuet sich dann, Wandrer, mein modernd Gebein.

LXV.

LAÏS.

Agathias. III. 65. LXXX.

Als ich nach Ephyra ging, erblickt' ich am Wege der Alten
Laïs ragendes Grab, welches die Inschrift besagt;
Und ich sagte mit Thränen: O Reizende, sey mir gegrüfset,
Ob ich auch nimmer dich sah, regt sich doch Mitleid in mir.
Viele hast du betrübt der Jünglinge: aber nun ruhst du,
Deines Reize beraubt, in der Vergessenheit Schoofs.

LXVI.

Antipater aus Sidon. H. ep. LXXXIII.

Laïs, welche vordem in Purpur und goldnem Geschmeide
Prangete; Amors Stolz; zärter als Paphia selbst;
Decket dieſs Grab. Sie nährte das Meer-umspühlte Korinthos,
Und der Pirene Krystall strahlte nicht reiner als sie.
Unter den Menschen erschien sie als Kypria; mehrere Freyer,
Als um Helenen einst, warben um ihren Besitz,
Pflückend die Blüthe der Lust, der käuflichen Liebe Genüsse.
Sieh, noch düftet das Grab lieblichen Krokos umher;
Noch sind ihre Gebeine von duftenden Salben befeuchtet,
Und das glänzende Haar athmet ambrosischen Hauch.

Als sie erblich, zerfleischte die blühenden Wangen Kythere,
Aus der Tiefe der Brust stöhnete Amor um sie.
Hätte sie jeglichem nicht ihr käufliches Lager geboten,
Wäre der troische Krieg wieder in Hellas entbrannt.

LXVII.

Ungenannter. III. 234. DCXXVIII.

Hellas, nimmer besiegt im Kampfe der Männer, mit stolzem
Ruhme bekränzet, erlag Lais unsterblichem Reiz.
Diese hat Amor erzeugt; es nährte sie Akrokorinthos;
In Thessaliens Flur ruht der Entschlummerten Staub.

LXVIII.

Antipater von Sidon. II. 30. XXXVII.

Wandrer.

Welchen heimlichen Sinn, Lysidika, hier in des Grabsteins
Zeichen der Künstler gelegt, forsch' ich vergebens in mir.
Zaum und Beifskorb schau' ich und Tanagra's Fluren erzeuget
Diesen rüstigen Hahn, welcher der Kämpfe sich freut.
Wie nur ziemen dem Weib, dem häuslichen, solcherley Zeichen,
Welcher die Spindel zu drehn oder zu weben gebührt?

Lysidika.

Dafs ich früh mich erhob zur Emsigkeit, meldet der Hausbahn,
Dafs ich regierte das Haus, deutet der Zügel dir an.
Dieser Beifskorb endlich verkündet dir, dafs ich die Zunge
Mäfsigte, sinniger Ruh, nicht der Geschwätzigkeit hold.

LXIX.

Antipater aus Sidon. B. 30. LXXXVIII.

Wundre dich nicht auf Myro's Mahl die Geifsel zu schauen,
Neben der Eule die Gans, neben dem Bogen den Hund.
Dafs sie rüstig ihr Haus verwaltete, kündet der Bogen;
Dafs sie der Kinder gepflegt, deutet der wachsame Hund.
An der Geifsel erkennest du nicht die grausame Hausfrau,
Sondern welche mit Ernst fehlende Mägde gestraft.
Ihres heimischen Heerds Beschützerin kündet die Gans an,
Und die Eule den Dienst, den sie Athenen geweiht.
Solcher Geschäft' erfreut' ich im Leben mich; jetzo verkünden
Diese Symbole sie dir, welche mir Biton ersann.

LXX.

MARONIS.

Antipater aus Sidon. Il. 31. xc.

Dieses schwellende Grab bedecket die graue Maronis,
Wo du den Becher erblickst, künstlich aus Marmor gehaun.
Jetzo noch trauert sie nicht, die Geschwätzige, über die Kinder,
Die sie verlassen, und nicht über den dürftigen Mann;
Nur dieß eine beklagt im Grabe sie, daß sie Lyaios
Becher, des Mostes beraubt, über dem Hügel erblickt.

LXXI.

DIE TRINKERIN.

Ungenannter. III. 293. DCLXVIII.

Myrtas schöpfte vordem an heiliger Kelter des Bakchos
Unermüdlich den Most, nimmer mit Wasser gemischt;
Auch im Tode bedeckt kein Hügel mich, sondern ein Weinfafs,
Bakchischer Freude Symbol, ist mir ein fröhliches Grab.

LXXII.

DER SCHIFFBRUCHIGE AN DIE SCHIFFER.

Plato. I. 173. XXVII.

Glücklich erreichet das Ziel, ihr Schiffenden! Aber vernehmet,
Dieser Hügel bedeckt eines der Opfer des Meers.

LXXIII.

Theodoridas. II. 44. XVI.

Mich entseelte das Meer; doch schiffe nur!
Als ich dem Aufruhr
Tobender Wellen erlag, fanden die andern
den Port.

LXXIV.

Ungenannter. III. 294. DCLXXII.

Frag', o Schiffer, mich nicht, wefs Staub ich
umhüllend verberge;
Mögest du selber dich einst günstigern
Meeres erfreun!

LXXV.

Diokles. II. 185. sv.

Decket mit Erde mich nicht; was hilft es mir? häufet den Sand nicht
Hier am feuchten Gestad, über des Todten Gebein!
Denn es zürnt mir die Fluth; sie findet mich hier an dem Meersstrand,
In dem schroffen Geklipp und in dem Aides selbst.
Steiget der Wellen Gewühl, mich Armen zu suchen, an's Ufer,
Wozu hilft mir das Grab? Sparet die traurige Müh.

LXXVI.

KENOTAPH.

Pankrates. I. 239. III.

Auf dem ägeischen Meer vernichtete, Epieikeides,
Dich der stürmische Süd und der Hyaden Gestirn,
Mit dem Schiffe zugleich und den Schiffenden. Thränenvergiefsend
Baute dein Vater das Grab, das sich hier ledig erhebt.

LXXVII.

Nikainetos. I. 417. v.

Hier schläft Biton, der Sohn des Nikagoras.
Gehst du, o Wandrer,
Nach Torone hinauf, ferne von Amphipolis,
O so höre der Vater von dir, daſs seinen Erzeugten
Ihm der Strymon geraubt und der Pleiaden Gestirn.

LXXVIII.

Philippos von Thessalonike. II. 233. LXXVII.

Mit belastetem Schiff die ikarischen Fluthen beseegelnd
Glitt Nikaretos Sohn, Damis, hinab vom Verdeck.
Weinend erhub zum Olymp die flehenden Arme der Vater,
Und von den Göttern des Meers bat er den Knaben zurück.
Sonder Erbarmen verschlang die Welle ihn. Wildes Gewässer,
Also hast du auch sonst Bitten des Vaters verschmäht!

LXXIX.

Leonidas von Tarent. I. Ep. LXXXII.

Also waret ihr stets, Piraten und Räubergesindel;
Wann ward Recht und Gesetz bey den Kretensern gekannt?
Mich Timolytos auch, als ich mit kärglicher Ladung
Seegelte, stiefsen sie frech in das kretensische Meer.
Jetzt beklagt mich die Schaar gefräfsiger Meewen und Aaren
An dem Gestad; kein Grab decket Timolytos Staub.

LXXX.

Leonidas von Tarent. I. 243. LXXXVIII.

Glücklich ende die Fahrt dem Schiffenden!
Aber entrafft dich,
Wie mich Armen, der Sturm zu dem
lethäischen Port,
Schilt die unwirthliche Fluth des Meeres
nicht; tadle dich selber,
Dafs du am warnenden Grab, Kühner,
die Anker gelöst.

LXXXI.

Leonidas von Tarent. I. 215. XCV.

Erd' und Pontos zugleich begruben mich, Charmides Sprößling,
Thrasis; solches verlieh Lachesis mir zum voraus.
Als ich herunter mich ließ zu der hemmenden Schwere des Ankers,
Und des jonischen Meers feuchtes Gewässer durchschnitt,
Rettet' ich ihn. Schon taucht' ich empor zum Licht aus der Meersfluth,
Und schon streckt' ich die Hand zu den Gefährten hinauf;
Sieh, da packte mich wild des Okeanos gräßliches Unthier,
Und sein wüthender Zahn riß mich zur Hälfte hinab.
Halb nur kehrt' ich zurück, ein verstümmelter Körper, des Schiffvolks
Händen folgend, und halb ward ich zur Beute dem Thier.
Hier am öden Gestad begruben sie, Wandrer, die armen
Reste: zum heimischen Land ward mir zu kehren versagt.

LXXXII.

Leonidas von Tarent. I. 240. LXXVI.

Nicht das mächtige Schiff, das kleine nicht, schützet die Reise,
Dieſs wie jenes ergreift siegender Stürme Gewalt.
Stürme tödteten auch den Promachos; tobende Wellen
Stürzten in gähnenden Schlund Schiffer und Barke hinab.
Doch ein Gutes verdankt er dabey dem feindlichen Schicksal,
Daſs das heimische Land seine Gebeine bedeckt.
Denn es führte die Fluth, die brausende, Promachos Leichnam
Zu dem Ufer, wo ihm Freunde den Hügel erhöht.

LXXXIII.

WARNUNG.

Antiphilos. II. 191. XLIII.

Als ich dem heimischen Land mich näherte, sprach ich: „O Morgen,
Morgen endet für mich diese verdrüfsliche Fahrt.“
Kaum verschlofs ich den Mund, o Jupiter! wandelt der Pontos
Sich zum Aïs und mich todtet das flüchtige Wort.
Nimmer verheifse dir je das Morgende! Selber das Kleinste,
Was den Lippen entwischt, ahndet der Nemesis Zorn.

LXXXIV.

Xenokrates. II. 276.

Deinen Locken entträuft, Unglückliche, Wasser der Salzfluth,
Welche, Lysidike, dich schmählich dem Leben entrafft.
Als der Sturm sich erhob, erbebtest du; fürchtend der Wellen
Ungestüm, fielst du hinaus über den schwankenden Bord.
Nun verkündet der Stein Lysidikens Nahmen und Heymath
Kumä, aber dein Leib treibet am kalten Gestad.
Schmerzlich weinet dein Loos Aristomachos, der dich zur Hochzeit
Führend, die Tochter und selbst ihre Gebeine verlor.

LXXXV.

WOHLTHAT DES MEERES.

Julianos. II. 303. LIII.

Sey mir, o Armer, gegrüfst, und steigst du zum Aides nieder,
Zürne dem Ozean nicht, sondern den Stürmen der Luft.
Diese tödteten dich. Die Wellen des freundlichen Pontos
Spülten an's Ufer dich hin, wo bey den Ahnen du ruhst.

LXXXVI.

DER BERAUBTE.

Plato. I. 374. XXVI.

Selbst das brausende Meer erbarmte sich meiner und liefs mir
Doch das letzte Gewand in dem Gewühle der Fluth.
Aber ein Mensch entrifs mir mit frevelnden Händen auch dieses,
Und für kleinen Gewinn übt' er die schändliche That.
Stieg' er doch also bekleidet hinab zu Aïdes Schatten,
Und mit meinem Gewand tret' er vor Minos Gericht!

LXXXVII.

Asklepiades. I. 219. XXXVIII.

Nur acht Ellen entferne dich hier, o feindliche Meersfluth!
Brüll' und schäume dann auf, wie du nur immer vermagst.
Aber zerstörst du das Grab des Eumares, findest du keine
Schätze, nur modernd Gebein, schmutziger Asche gemischt.

LXXXVIII.

GRAB DES SCHIFFBRÜCHIGEN AM UFER.

Poseidippos. II. 51. XIX.

Warum hier am Gestad begrabt ihr mich?
Fern von der Meersfluth
Ruhe des Armen Gebein, welchen die
Fluthen ertränkt!
Denn ich erbebe noch jetzt dem Geräusch
der rollenden Wogen;
Dennoch seyd mir gegrüfst, die ihr
Nikétas begrubt.

LXXXIX.

Diodoros Zonas. B. 22. XVIII.

Über dein schlummerndes Haupt verbreit' ich den kühligen Meersand,
Und bedecke mit Staub, Armer, dein starres Gebein:
Keine Mutter am Grab beklaget dich, Thränenvergiefsend;
Ach sie ahndet noch nicht, dafs du im Meere verblichst.
Denn dich empfing ein ödes Gestad; unwirthliche Ufer
Nahmen, o Armer, dich auf an dem ägeischen Meer.
Nimm das kleine Geschenk des umhüllenden Sandes, o Fremdling,
Und die Thränen zugleich, deinem Verhängnifs geweint.

XC.

GRAB DES LOTSEN.

Antiphilos. II. 150. XLI.

Glaukos, ein sichrer Pilot, am thasischen Ufer genähret,
Führte die Schiffe des Meers durch die nessäische Furth,
Sonder Irrthum und Fehl. Denn nimmer mit irrender Rechte,
Selbst in Schlummer versenkt, lenkt er das Ruder des Schiffs.
Als er vom Alter gebeugt, entkräftet von Arbeit, dem Tod sich
Rüstete, blieb er auch da seiner Pinasse getreu.
Da verbrannten mit ihm die Schiffergenossen das Fahrzeug,
Und auf eigenem Kahn fuhr er zum Aïs hinab.

XCI.

GRAB DES PFERDES.

Anyte. I. 200. XV.

Damit weihte dieſs ragende Grab dem muthigen Streitroſs,
Welchem im wilden Gefecht Ares durchbohrte die Brust.
Schwarz und kochend entströmte das Blut der tödtlichen Wunde,
Und das purpurne Naſs netzte den durstigen Staub.

XCII.

DER JAGDHUND.

Simonides. I. 158. AAV.

Erde bedeckt dein bleichend Gebein, o muthiger Lykas,
Dennoch erbebet das Wild jetzo dem Todten im Grab.
Deine Tugenden sah der Pelion und des Kithairon
Einsam ragende Höhn, schaute des Ossa Gebirg.

XCIII.

DIE GRILLE.

Aristodikos. II. 260. 11.

Nicht mehr schaut dich das Aug des Helios, liebliche Grille,
Wenn du in Alkis Gemach süfse Gesänge beginnst.
Denn schon flogst du hinab auf Klymenos thauige Wiesen,
Und in Persephoneus Reich schwirrst du auf Blumen umher.

XCIV.

Leonidas von Tarent. I. 237. LXV.

Dünkt es auch klein dir zu seyn, o Wanderer, raget der Marmor
Auch nur wenig hervor über das niedrige Grab,
Dennoch rühme dieſs Werk Philainions, welche der Grille
Liedertönenden Mund sorglichen Sinnes genährt,
Zwanzig Monden hindurch; sie erfreute des lauten Gesangs sich,
Denn ihr lockte mein Lied freundlich den Schlummer herbey.
Auch im Tode noch ehrte sie mich, und setzte dieſs kleine
Denkmal meines Gesangs über der Schlummernden Grab.

XCV.

Muasalkas. I. 193. 8.

Also schweigest du nun? die schwirrenden
Fittiche rasten?
Und es tonet dein Lied nicht mehr den
Furchen entlang?
Nicht mehr freust du mein Herz in schattiger
Bäume Bedeckung
Mit dem süfsen Gesang, der von den
Flügeln dir rauscht.

XCVI.

Archias. II. 99. xxix.

Vormals thronetest du im säuselnden Wipfel der Fichte,
Oder die Pinie barg hoch dich im grünen Gezweig.
Schönbeflügeltem Leib entlocktest du helle Gesänge,
Und es schwirrte dein Lied süfser als Lautengetön.
Nun ach! stiegst du hinab in Aides schattige Wohnung,
Von Ameisen besiegt, die dich erhaschten am Weg.
Zürne nicht, dafs du erlagst; so brachten dem Konig der Lieder,
Melesigenes, einst Fischer mit Räthseln den Tod.

XCVII.

DER HAUSHAHN.

Anyte. I. 199. xi.

Der du den kommenden Tag mit klatschenden Schwingen verkündiget,
Nicht mehr ruft dein Geschrey, Wächter des Hofes, mich auf.
Denn ein Räuber beschlich dich im Schlaf und drückete heimlich
Seiner frevelnden Hand todtenden Nagel dir ein.

XCVIII.

DER DELPHIN.

Archias. II. 100. xxx.

Nicht mehr, stürmend durch schäumende Fluth des brausenden Pontos,
Delphin, schrecket du hinfort wimmelnde Fische des Meers;
Nicht mehr tanzest du nun zum frohlichen Liede der Flöte,
Oder schleuderst den Schaum scherzend hinauf in das Schiff.
Gleich dem schroffen Geklipp von Malea warf dich die Welle
An das dürre Gestad aus der empöreten Fluth.
Also trägst du hinfort, o Sprudelnder, Nereus Töchter
Auf dem Rücken nicht mehr über der Tethys Gebiet.

XCIX.

DER HAASE.

Meleager. I. 24. exx.

Mich, den langbeohrten, den flüchtigen Haasen entführte
Eine raubende Hand klein von der saugenden Brust.
Dann ernährete mich am pflegenden Busen die zarte
Phanion; sorglichen Sinnes zog sie mit Blumen mich auf.
Da vermißt' ich nicht mehr die Nährerin: endlich entriß mir
Übermäßige Kost plötzlich die Freuden des Lichts.
Nah beym Lager begrub mich Phanion, und es erscheint ihr
Oft in Träumen mein Bild auf dem benachbarten Grab.

ANMERKUNGEN.

Sechstes Buch.

I. *Cinnober*, eigentlich Fukus, eine Schminke, die aus einem Moose, (Lichen roccella) verfertigt wurde.

IV. *Honig und Wachs.* Beydes gehörte zu den kosmetischen Mitteln des Alterthums. Nachdem Ovid in seinem Gedichte über die Kosmetik die verschiedenen Ingredienzien zu einer Seife genannt hat, mit der, wenn der Schlaf

die zierlichen Glieder entfesselt,
Du der strahlenden Haut glänzende Schönheit verleihst.

nennt er auch den Honig:

Dieſs vereinest du leicht und streichest es leichter der Haut auf,
Wenn du aus gelblichem Wachs attischen Honig ihm fügst.

Medic. Fac. V. 91. f.

Des Wachses erwähnt er in der Kunst zu lieben, (III. B. 169. V.) wo er die mannichfaltigen Mittel, der Schönheit aufzuhelfen, Erwähnung thut:

Glanz der Haut zu verleihn, versteht ihr mit Wachs sie zu glätten;
Die nicht wirkliches Blut röthet, erröthet durch Kunst.

Falsche *Locken* und eingesetzte *Zähne* waren etwas sehr gemeines. Beydes verbindet Martial (XII. 23.):

Deine Zähne, dein Haar, o Lälia, hast du gekaufet.
Aber wie steht's mit dem Aug, Lälia? — Kauft man auch das?

VIII. *Mich üben.* Unter den mannichfaltigen Gegenständen des Wetteifers in Griechen-

land war auch die Stärke der Stimme, für welche den Herolden ein Preis zu Olympia ausgesetzt war. Es ist wahrscheinlich, dafs diese, so gut wie andre Athleten, Übungen anstellten. Warum sie diese des Nachts vornahmen, kann man leicht erklären, wenn man bedenkt, dafs es ihnen darauf ankommen mufste, die Wirkung ihrer Stimme, wenn sie ungestört erschallte, kennen zu lernen; noch leichter, warum sie dazu das freye Feld wählten.

XI. *Eurystheus*, der Sohn des Sthenelos, ein Enkel des Perseus, bekam durch Junos List die Herrschaft über seinen Stamm, und legte dem Herkules, als Werkzeug der feindseligen Göttin, die bekannten Arbeiten auf. Unter diesen war bekanntlich auch die Reise in die Unterwelt, um dort den Kerberos zu entführen.

XIII. *Amulete* hing man gegen die Einwirkungen feindseliger Dämonen an. Gegen die unglückliche Erscheinung der Ärztes Hermogenes aber hatten sie dem armen Diophantos nichts geholfen. Auf eine ähnliche Weise scherzt Martialis (VI. 53.):

Gestern noch war er im Bade mit uns, und speiste zu Abend
Heiter und wohl; und heut früh fand man Andragoras tödt.
Fragst du, Faustinus, was ihn der Erde so plötzlich entrafft hat?
Träumend hat er den Arzt Hermokratander gesehn.

XIV. *Isis* und ihr Sohn *Harpokrates* werden zu den Heilbringenden, die Gesundheit schützenden Göttern gerechnet; zürnend strafen sie mit Krankheit und vornamlich durch Beraubung der Augen. So lasst Juvenal von ihr den meineidigen Räuber sagen:

Isis möge mich dann nach ihrem Gefallen behandeln;
Mag sie die Augen mir auch berühren mit zürnendem Sistrum,
Wenn ich nur, sey es auch blind, die verleugnete Summe behalte.

Sat. XIII. V. 93.

XV. Der Unterricht in der *Grammatik*, die, verbunden mit der Rhetorik, alles in sich

begriff, was wir unter Schulwissenschaften verstehn, fing bey den Griechen gemeiniglich mit der Lektüre des Homer an, welchen der Lehrer vorlas und erklärte. Daher die Anfangsworte der Iliade, gleichsam der Refrain der Grammatiker, bisweilen zur Bezeichnung dieser Wissenschaft selbst dienen. S. N. XIX. S. 16.

XIX. *Denn du erfüllest das Land.* Der Verfasser spielt auf eine bekannte Stelle in dem Eingange der Phainomena des *Aratos* an:

es erfüllt Zeus jegliche Wege,
Jegliche Märkte des Menschengeschlechts,
er erfüllet den Pontos,
Und die Häfen des Meers.

XXI. *Mit Othryades.* S. die Anmerk. zum II. B. X. Die Grofsthaten der alten Zeiten waren einer der gemeinsten Tummelplätze der Redner und Sophisten geworden. Daher legt Lukianos in einer Schrift, welche die Kunst lehrt, in wenigen Tagen ein vollendeter Redner zu werden, seinem Rhetor folgende Vorschrift in den Mund: „Wenn du zu Athen von einem Ehebrecher sprichst, so erzähle,

was bey den Indern und in Ekbatana geschah. Vor allem aber erwähne Marathon und den Kynegeiros, denn ohne diese kann es nicht gehn; immer lafs Schiffe den Athos befahren, Truppen den Hellespont betreten, die Sonne mit den Pfeilen der Perser bedecken, den Xerxes entfliehn, den Leonidas Staunen erregen, die Inschrift des Othryades lesen, und die Nahmen von Salamis und Artemisium und Plataia oft und gedrängt erschallen." Über einen Redner, bey dem solcher Unterricht gefruchtet hatte, scherzt Martialis (VI. 19):

Keinen Meuchelmord, Gift und Todtschlag, sondern
Nur drey Ziegen betrifft, o Freund, die Klage.
Diese, sag' ich, entwandte mir der Nachbar;
Und es lieget uns ob, diefs zu erhärten.
Du erzählest des Mithridates Kriege,
Cannä, Marius, Mucius und Sulla,
Laut, mit schallender Stimm' und grofsem Gesten.
Jetzo, Posthumus, sprich von meinen Ziegen.

XXIX. Die *hesperischen Gärten* sind hier wahrscheinlich die Gärten des Kaysers, den die Schmeichlersprache jener Zeiten Jupiter nannte. Die *Äpfel von strahlendem Golde*, welche Menikos entwendet hatte, waren, nach Herrn Lenzens Muthmafsung, wirkliche goldne Äpfel, die eine Bildsäule des Herkules in jenen Gärten in der Hand haben mochte.

XXXVIII. *Hüllest dich in Socken.* πιλοφορεῖν τ' οἶδας statt ὑπολοφορεῖν. Weiche Fufssocken trugen nur die Kranken und Weichlinge. Was hier von der Pflege des Podagra gesagt wird, sagt Martialis (XII. 17.), ähnlich scherzend, von dem langwierigen Fieber eines reichen Römers:

Immer klagst du und stöhnst und wunderst dich, dafs nach so vielen
Tagen das Fieber dich nicht, reicher Lentinus, verläfst.
Mit dir badet es sich, wird mit dir in Sänften getragen,
Schmaufset Makrelen bey dir, Champignons. Austern und Wild.

Oft berauschet es sich in Setinerwein, oft in Falerner,
Und mit Eis erfrischt trinket es Cäcuber nur.
Ruht dann sanft umflossen von Rosengedüft und Amomos,
Und auf purpurnem Bett wiegt es in Flaumen sich ein.
Da nun das Fieber bey dir so bequem und köstlich gepflegt wird,
Meinst du, Lentinus, es soll lieber zum Demea ziehn?

Siebentes Buch.

I. *Sohn der Nymphen.* Den Nymphengebornen nennt ihn auch Telestes beym Athenäos XIV. S. 616. F. Den Nahmen seiner Mutter erwähnt das Alterthum nicht; als seinen Vater nennt man den Olympos oder Hyagnis. Er fand die Flöten, welche Athene weggeworfen hatte, und setzte sie der Cither Apollens gleich. Die Geschichte des Wettstreits und seines unglücklichen Erfolgs ist bekannt. Hier wird der letztere durch die *unzerbrechlichen Fesseln* angedeutet. Die gewöhnliche Vorstellung des ungeschickten, aber dreisten Künstlers, die man mit dem Nahmen des Marsyas zu verbinden pflegt, findet sich in diesem Epigramme nicht; die Flöte hätte sich wohl mit der Leyer messen können; aber Marsyas unterlag der höhern Natur

seines Gegners, und bewiefs durch sein Unglück, dafs Menschen nicht mit Göttern streiten sollen.

II. *Also hänget dein Leib.* Die Phrygier erzählten, Apollo habe als Sieger dem Marsyas die Haut abziehen lassen, ja, sie wurde in einer phrygischen Stadt Kelänä gezeigt. Herodotos VII. 26. Nach Xenophon hing sie daselbst in der Höhle, aus welcher die Quellen des Flusses Marsyas hervorströmten, (Anabas. I. 2, 8.) nach Agathias (IV. B. S. 128.) an einem Baume, ein Spiel der Winde. Über die *Satyr*gestalt des Marsyas s. Böttiger im Att. Museum. I. B. II. Heft. S. 351.

V. Phalerus, der Sohn des *Alkon*, eines Atheniensers, einer der Begleiter des Jason auf der Reise nach Kolchis, trug auf seinem Schilde die Geschichte seiner wunderbaren Rettung

stürzend vom ledigen Baumstamm
Schlingt mit flammenden Rücken die Schlange
sich dreymal und viermal
Um den Knaben; von fern spannt bebend
der Vater die Sehne.

Valerius Flakkus. I. 38.

Banger Sorge befreyt. παυσάμενος δὲ φόβοιο, nach Wakefields Verbesserung, statt φόνοιο.

VI. Die Geschichte der Verwandlung des *Tiresias* wird von andern anders erzählt. Die wiederholte Berührung von Schlangen, die sich auf einem Scheideweg paarten, machte den Jüngling zum Weibe, das Weib wiederum zum Mann. — *Mitra* und *Chlamys* als unterscheidende Zeichen beyder Geschlechter. Jenes ist die weibliche Kopfbinde, dieses ein kurzer Mantel, den man im Kriege und bey militärischen Verrichtungen trug. — *Chalkis*, nach Brunecks Lesart, statt χαλκός, mufs, wenn sie richtig ist, für den Nahmen eines Mädchens genommen werden.

VII. Die Geschichte der *Polyxena* ist aus Euripides Hekuba bekannt. Als die Griechen die Ufer von Troja verliefsen, erschien der Schatten Achills auf seinem Grabe und forderte einen Antheil der Beute. Kalchas bestimmte ihm die Polyxena, welche Neoptolemos auf dem Grabhügel seines Vaters opferte. — *Des Kisseus Tochter.* Hekuba.

VIII. *Hermiona*, eine Stadt in Argolis, berühmt durch einen Tempel der Ceres.

Chthonia, in welchem jährlich ein Fest mit feyerlichen Aufzügen begangen wurde. Einen Theil derselben machten Rinder aus, die man bis an den Tempel gebunden trieb, und dann entfesselt hinein liefs, um von einigen bejahrten Priesterinnen geschlachtet zu werden. Man erzählt, dafs hier die unbändigsten Rinder ohne Widerstand zum Altare folgten. Pausanias II. 35. Aelian. Gesch. der Thiere XI. 4.

X. *Die Göttinnen.* Demeter und Persephone.

XII. *Den Göttern*, den Dioskuren oder den samothrakischen Kabiren. S. zum IV. B. LXXVII S. 277.

XV. *Dike.* Die Göttin der Gerechtigkeit.

XVI. *Phoibos — Artemis*, beyde werden hier in Beziehung auf die Geschichte der Niobe erwähnt. — *Den Kreisenden*, ἡ μὲν θηλυτέρων ὠδῖνας ἔλυσε, statt ἡ μὲν ἔλυσεν ἐμῶν ὠδῖνα μολοῦσα. Artemis stand als Eileithyia den Töchtern bey; Phoibos wendete als Gott der Arzneykunde von den Söhnen Krankheit ab.

XIX. Zum Andenken der aktischen Schlacht weihte August dem in jener Gegend verehrten

Apoll (S. zum IV B. LXI. S. 262.) Schiffe mancherley Art von der Beute des Siegs. Es war gewöhnlich, die *Rostra* der Galeeren als Tropäen aufzustellen. S. Dio Cassius LI. S. 632. und die Ausleger z. Strabo B. VII. S. 500. A. welcher erzählt, dafs diese Tropäen Augusts vom Feuer verzehrt worden.

XX. Sich durch Netze, mit denen man sich umspannte, gegen den Stachel der Mücken zu schützen, war ein alter Gebrauch der Ägypter, den das Bedürfnifs sie lehrte. In ältern Zeiten verrichteten die gewöhnlichsten Fischnetze diesen Dienst, mit denen man nur des Nachts das Lager umzog. Herodot. II. S. 146. Späterhin brauchte man besondre zarte Gewebe, die zu jeder Tageszeit aufgespannt wurden. Mit Unwillen erblickte Horaz selbst unter den Geräthschaften der Soldaten solche Mückennetze (Conopea) Epod. IX. 11.

Und ach! — Die Nachwelt wird es leugnen! — Roms Soldat
Trägt, unterthan des Weibs Gebot,
Die Waffen und des Walls Gestöck', und duldet es
Verschnittner Sklaven Knecht zu seyn!

Und zwischen Kriegesfahnen schaut die
Sonn', o Schmach!
Ein weibisch Mückennetz gespannt!

Und auch Properz sieht mit innrer Empörung, dafs des Kanopus Buhlerin es wagt

— Die römische Tuba mit klapperndem
Sistrum zu schrecken?
Und mit den Rudern des Schelgs unsern
Liburnen zu drohn?
Aufzustecken tarpejischem Felsen ihr häfsliches Flohnetz.

III. El. IX. 41. Knebels Übers.

XXII. Simonides sagte diese Verse, als bey einem Gastmahle in glühender Hitze des Sommers die Gäste den Wein mit Schnee vermischten. — *verharrt.* ἐθάφθη, nach Porsons Verbesserung statt ἐκάμφθη.

XXIV. Vor der Erfindung der *Wassermühle*, welche dieses Epigramm preist, deren Epoche aber nicht genau bekannt ist, bediente man sich der Handmühlen, die auch durch jene nicht aufser Gebrauch gesetzt wurden.

Unser Epigramm gehört, nach der Vatik. Handschrift, dem sidonischen Antipater, welcher um das J. der St. 658. geblüht hat.

XXIX. *Pandions Tochter*, die zur Schwalbe gewordne Prokne.

XXXII. *Wie der Thetis Sohn.* Wie Pyrrhos, welcher auch Neoptolemos heifst, den zürnenden Schatten seines Vaters Achilleus durch das Blut der Polyxena versöhnte. S. zu Nr. VII. S. 39.

XXXIV. Der Meer-*Polyp* gehört unter die Mollusken, oder nackten Würmer mit Gliedern. Er ist mit acht Armen gerüstet, mit denen er seine Beute ergreift, und auf denen er sich fortbewegt. Die Alten erzählen wunderbare Geschichten von seiner Grofse und Raubsucht. S. Aelian. Gesch. der Thiere. XIII. 7. Plinius Naturgesch. IX. 48. — *Noch glich er dem Fels an Farbe nicht.* Man glaubte, der Polyp nähme die Farbe der Steine an, an die er sich ansaugt, um ungesehn seiner Beute nachzustreben. Daher giebt Theognis (V. 213. ff.) und viele nach ihm, für den Umgang mit Freunden den Rath, sich leicht beweg-

lich und dem Polypen gleich, jedem anzuschmiegen:

Kynos, kehre nach jeglichem Freund die wandelnde Sitte,
Und wie jedes Natur, also bequeme dich ihm;
Eigne des Polypus Wesen dir an, der immer dem Felsen,
Den er zum Sitze sich wählt, ähnlich an Farbe erscheint.

XXXV. *Der flüchtige Hase.* κτωνὶ ταχυσπάρθμῳ statt κυχυσχοίνῳ.

XXXVI. *Sey mir, o Kayster, gegrüßt.* Man lese lieber, um die Wiederholung desselben Wortes zu vermeiden:

Sey mir, Gebieter, gegrüßet.

oder:

Göttlicher, sey mir gegrüßet.

wenn δαίμονι die richtige Lesart ist, die ich aber lieber mit δέσποτα vertauschen möchte. — *Dem Sohn Kalliopens*, dem Orpheus.

XXXVII. *Zu begiefsen dein Haupt.* Beym Opfer des Bakchos, welchem der Bock, als ein dem Weinstock schädliches Thier, geopfert wird. Nachdem Ovid die Bestrafung des Schweines erzählt hat, setzt er mit Rücksicht auf unser Epigramm hinzu:

o hätte dich solcher
Straf' Exempel, o Bock, Reben zu schonen gelehrt!
Als du mit gierigem Zahn die Ranken benagtest am Weinstock,
Sah's wohl einer und sprach, lüftend den bittern Verdrufs:
Nag' ihn nur immer, o Bock! doch wird er des Weines nicht mangeln,
Wenn am Altare du stehst, dir zu begiefsen das Haupt.
Also geschah's; zum Ersatz empfängst du den Frevler, o Bakchos,
Und des Feindes Gehörn wird mit dem Weine benetzt.

Ovids Fasten I. V. 355. ff.

XL. *Des Hippios*, des Poseidons, des Schöpfers der Pferde,

dem die Erde das erste
Brausende Rofs hinströmt', erschüttert vom
mächtigen Dreyzack.

Virgils Landb. I. 12. Voss. Übers.

XLIII. *Denn von Thrakien.* Wegen des thrakischen Tereus, des Urhebers ihres Unglücks.

XLIV. *Leicht ward jetzo das Wild.* Ähnliches erzählt Virgil als Folge eines heftigen Schneegestobers:

es stehn umhäuft vom Gestöber
Grofsbeleibte Stier', und die drängende
Rudel der Hirsche
Staunt der befremdenden Last, da kaum
ihr Zackengeweih ragt.
Auch kein angetriebener Hund, kein schwebendes Jagdnetz
Scheucht das Wild, noch der Schreck der
purpurfarbenen Federn,
Sondern, weil es umsonst mit der Brust den
umschanzenden Schneeberg

Stöfst, haun jene mit mordendem Stahl, und
in klaglichem Angstschrey
Blutet es hin, bis jauchzend die frohliche
Schaar es zurückträgt.

Landbau III. 568. Voss. Übers.

XLVI. *Darum haben*, *o Zeus*, vielleicht *o Pan*, nach Schneiders Vermuthung.

XLVII. *Prokne*, *die du den Knaben erwürgt.* Prokne ermordete, um Philomelens Mifshandlungen an Tereus, ihrem Gemahl, zu rächen, ihren Sohn Itylos, und setzte ihn seinem Vater bey der Mahlzeit vor. Dieser verlangt nach dem Sohne und Philomele, jetzt dem Tereus nach seiner Freveltat zum erstenmal wieder erscheinend, wirft ihm das blutige Haupt des Itylos vor.

L. *Der Schiffenden Kunst.* ἔργα γὰρ εἰρεσίης δεδιδάγμεθα statt εἰρήνης.

LII. *Ehrend die Werke des Thiers.* Aus Achtung gegen seine ihm vordem geleisteten Dienste und sein nützliches Geschäft, das bey mehrern Völkern die Ermordung eines Pflugstiers zum Verbrechen machte.

LIV. *Aietos*, der Aar, Nahme eines Rennpferdes, die schon im Alterthum mit bedeutenden Nahmen belegt zu werden pflegten. — *Heiliger Bänder.* Mit Bändern und Blumen umwand und warf man die Sieger; auch den Rossen und Maulthieren, mit denen sie den Sieg gewonnen, ward diese Ehre zu Theil. — *Knechtische Banden.* An die Königin von Lydien, Omphale, verkauft. S. z. IV. B. XLIX. *Den Olympos.* Als Herkules, auf der Reise nach den hesperischen Äpfeln, die Last des Himmels dem Atlas abnahm.

LVI. *Der arkadische Kranz.* in den olympischen Spielen, in denen der Sieger mit dem Zweige von Olbäumen gekränzt wurde, welche an dem arkadischen Flusse Alpheus wuchsen. — *nisyritische Mühlstein.* Von Nisyros, einer der sporadischen Inseln, wegen der guten Mühlsteine, die sie lieferte, berühmt.

LIX. *Mit frevelnder Ruthe.* Mit der Leimruthe. S. zum IV. B. XXXV.

Achtes Buch.

I. S. 96. *Der Menschen Erwerb.* im Gegensatze des Reichthums, welcher von den Göttern kommt. Dieser fällt dem Menschen leicht zu und verweilet bey ihm; jener, durch frevelhafte Thaten erkauft, ist nur ein erzwungner Besitz und geht schnell verloren, wenn die Strafe der Götter den Frevler fasst. — *Plötzlich erhebt sich.* Wie sich ein Sturm schnell erhebt und die Gestalt des Himmels und der Erde verändert, so erscheint auch die Strafe der Götter unerwartet, und wandelt den Schein des Glücks in Verderben um. — S. 98. *Also denkt der Mensch.* Vor diesem Verse scheint eine Lücke zu seyn, welche die Ausgaben nicht bemerken; eine andere Lücke des Sinnes ist weiter unten S. 101. bemerkt worden. — S. 102. *Die Ate.* Die Urheberin

verderblichen Übermuths und überhaupt thörichter, Unglück bringender Gedanken im Menschen. Dann auch die Urheberin jeder Art des Bösen und der Strafen, die auf unbesonnene Handlungen folgen.

X. *Der chitische Mann.* Homeros. Der folgende Vers ist aus der berühmten Rede des Glaukos im sechsten Gesange der Ilias V. 145.

Tydeus muthiger Sohn, was fragst du nach meinem Geschlechte?
Gleich wie Blätter im Walde, so sind die Geschlechte der Menschen;
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
Wieder der knospende Wald, wann neu auflebet der Frühling:
So der Menschen Geschlecht, dieſs wächst und jenes verschwindet.

Voss. Übers.

XII. Diese Verse standen, wie die griechischen Geschichtschreiber erzählen, in assyrischer Sprache auf Sardanapalos Grab bey

Ninive; eine andre Inschrift verwandten Inhalts befand sich zu Anchiale, einer Stadt in Kilikien, die von Sardanapalos erbaut war. Die Nachahmung des Choirilos parodirte der Stoiker Chrysippos auf folgende Weise:

Nimmer vergifs, dafs du stirbst, und erfreue dich weiser Gespräche,
Nährend den Geist; was hast du Gewinn der reichlichen Speisen?
Vieles afs ich und freute mich viel und schlecht bin ich dennoch.
Das nur ist mein, was ich dacht' und lernete, oder mit diesem
Gutes empfing; den andern Genufs verliefs ich hienieden.

XVII. *Chrysipp* und *Kleanth*. Beyde Stoiker, hier als Repräsentanten einer strengen und ernsten Weisheit genannt.

XVIII. *Heimischer Promalos*. Eine Art von Tamarisken. *Die Weide*. Die Karier hatten einem Orakel zu Folge alle Arten von Kränzen verbannt, und nur für den gewöhnlichen Gebrauch die Sahlweide, den Lorbeer für die

Priesterinnen der Hera ausgenommen. *Dieses samischen Land's Königin.* Juno war die Schutzgöttin von Samos und wurde hier in einem der gröfsten und ältesten Tempel des Alterthums verehrt.

XIX. *Des Komos Muthwill*, wenn nach geendigtem Mahle der trunkene Schwarm der Gäste mit Kränzen und Fackeln in den Strafsen umherschwärmt, und die Schwellen der Hetären mit Musik besucht und mit Kränzen schmückt.

XX. *Die Kelter statt des Fasses.* ἀντὶ πίθου mit der Vatikanischen Handschrift, statt ἄγχι πίθος. — *Söhne Kanastra's.* Kanastra, ein Vorgebirg auf den Gränzen von Makedonien und Thrakien; in diese Gegenden setzte die alte Fabel ein Geschlecht von Erdensöhnen, die auch hier von den Göttern bekämpft wurden.

XXI. *Kratinos*, ein Dichter der alten Komödie, berühmt wegen seiner Liebe für den Wein. Mit Rücksicht auf den Ausspruch, welchen Nikainetos hier anführt, sagt Horaz (I. Epist. XIX. 1. 2.)

Glaubst du, gelehrter Mäcen, dem Worte
des alten Kratinos,
Freuen sich keine Gedichte für lang des
Lebens und Beyfalls,
Die von Wassertrinkern geschrieben sind.

S. hierzu Wielands Anmerk.

XXII. *O stoischer Schwan*, entweder in Beziehung auf seine Beredsamkeit oder auf sein Alter. Greise werden bisweilen Schwäne genannt. — *Zenon*, der Stifter der stoischen Schule. — *Kleanthes*, s. Nr. XVII.

XXX. *Hippolytos*, der Sohn des Theseus und der Amazone, ein Feind der Weiber, und darum von Kyprien gehafst. Seine Verachtung der Göttin der Liebe brachte ihm den Tod.

XXXI. *Ein trefflicher Bofs.* Nach Kratinos Ausspruch. S. Nr. XXI.

XXXIII. *Dazu leihen mir andre den Fufs.* Nach der Lesart der Vatikanischen Handschrift: πολλοὶ γάρ μ' αἴρουσιν. — *Den Thiasos*, die fröhlichen Gastmähler der Trinker.

XXXVI. *Darum bindet noch jetzt.* τοὔνεκα νῦν Νύμφαις Βάκχος φίλος. statt σὺν N.

XXXIX. *O König.* Bakchos, wie aus Virgils Gedichte vom Landbau erhellt:

Hieher, Vater Lenäus! erfüllt von deinem Geschenk ist
Alles umher; dir prangt vom traubichten Herbst in Weinlaub
Blühend die Flur, dir schäumt in vollen Kufen die Lese:
Hieher, Vater Lenäus! wohlan, und die nackenden Schenkel
Färbe mit mir, des Kothurnes entblößt, in gehaltertem Moste!

H. B. J. V. Voss. Übers.

den gelobten Bock. S. VII. B. Nr. XXXVI.

XL. *Iakchos*, der Nahme, welchen Bakchos vorzüglich in den Mysterien führt. *heiſse Najaden.* Man reichte bey den Gastmählern der Alten heiſses, ungemischtes Wasser herum, dessen Genuſs für eine vorzügliche Erquickung gehalten wurde.

XLI. *Sagte Homeros.* Im VIII. B. der Iliade sagt Diomedes zum Nestor:

Wahrlich, o Greis, hart drängen dich jüngere Männer im Angriff!
Deine Kraft ist gelöst, und mühsames Alter beschwert dich.

V. 102. Voss. Übers.

LIII. *Das Leben des Hirsches, das Leben der Krähe.* Von beyden Arten von Thieren glaubte man, dafs sie zu einem sehr hohen Alter gelangten. Diefs hatte Hesiodos (beym Plutarch. II. Th. 415. C.) zuerst gesagt, welcher der Krähe ein neunfaches Menschenalter, den Hirschen ein vierfaches Krähenalter beylegte. In Beziehung auf diesen Ausspruch klagte Theophrast sterbend die Ungerechtigkeit der Natur an, die den Hirschen und Krähen ein langes Leben verliehen habe, das ihnen zu nichts diene; während sie es den Menschen, für die es von so grofser Wichtigkeit sey, so kurz zugemessen habe. Cicero Tuskul. Gespr. III. 28. Diese Klagen hatte Pedo Albinovanus vor Augen in seiner Elegie auf den Tod des Mäcenas (V. 113.)

Also kehret dem grünenden Baum das
Alter der Blüthe;
Aber dem Sterblichen kehrt nimmer
die Jugend zurück?
Zähes Leben verlieh die Natur den schüchternen Hirschen,
Denen das hohe Geweih raget an
trotziger Stirn;
Auch die Krähe durchlebt, erzählet man,
Reihen von Jahren;
Warum wurde denn uns enge das
Leben beschränkt?

LVIII. *Nachbes Sprößling.* Epikuros. Seneka führt aus den Schriften dieses Weisen den hier gerühmten Satz an, und begleitet ihn (Briefe XVI. 6) mit seinem Commentar. „So betrachte ich auch den Ausspruch Epikurs: Wenn du der Natur gemäfs lebst, so bist du niemals arm; lebst du dem Wahne nach, niemals reich. Die Natur begehrt wenig, der Wahn unendlich viel. Es werde alles auf dich einen gehäuft, was viele Reiche besessen haben; das Glück gebe dir mehr, als irgend

ein Privatmann besessen hat; es decke dich mit Gold; es kleide dich in Purpur; es erhebe dich auf den Gipfel der Üppigkeit, dafs du die Erde unter Marmor versteckst, und Schätze nicht blofs besitzest, sondern mit deinen Füfsen trittst; es gebe dir Bildsäulen und Gemählde und alles, was jegliche Kunst des Luxus erfand; alles diefs wird dich nur mehr zu begehren lehren. Die Wünsche der Natur sind beschränkt; diejenigen aber, welche aus falschem Wahne entspringen, haben kein Ziel."

Neuntes Buch.

I. Auf der Burg von Megara erblickte man einen Altar, auf welchem Alkathoos, der Erbauer derselben, geopfert hatte, ehe er den Grund der Mauern legte. Neben demselben zeigte man den wunderbaren Stein, von welchem hier die Rede ist. Wenn man ihn, sagt Pausanias B. I. 42. mit einem Kiesel wirft, so tönt er wie eine angeschlagene Cither. Ovid scheint dieses Wunder auf die ganzen Mauern von Megara auszudehnen:

Hoch erhob sich ein Thurm, den tönenden Mauern gefüget,
Wo, so meldet der Ruf, die goldene Leyer Latona's

Sprößling niedergelegt; und noch wohnet
der Ton in den Steinen.
Oftmals stieg zu den Höhen hinauf die
Tochter des Nisus;
Oftmals warf sie mit Fies die hajlenden
Steine der Mauer.

Verwandl. VIII. 14.

III. *Goldnes Mykenä*, ein gewöhnliches Beywort dieser Stadt beym Homer. Sie war von Perseus erbaut. — *Ihr Sitze der Göttlichen.* ἠρώων κεινων ἕδος statt κλέος. — *Die Burg von Pergamos.* Alt-Troja ist nie wieder aufgebaut worden; aber an seiner Statt erhob sich näher am Meer eine neue Stadt, die den Nahmen Ilium führte, und, um dieses Nahmens willen, gleichsam als das Stammhaus der Julischen Familie, von Cäsar, August und einigen andern Kaysern mit ansehnlichen Geschenken und Freyheiten ausgestattet ward. Die Geschichte von Neu-Ilium erzählt am vollständigsten D'Ansse de Villoison in Lechevaliers Reise nach Troas, bearbeitet v. Lenz. S. 80. ff.

VI. *Harmonia*, die Tochter des Ares und Aphroditens, die Gemahlin des Kadmos. Sie begleitete ihren Gemahl in sein Exil zu den Illyriern, wo sie beide in Drachen verwandelt wurden. *Oidipus*, welcher unwissend seinen Vater Lajos erschlug und Jokasten, seine Mutter, heyrathete. *Antigone* begleitete ihren geblendeten Vater, als er Theben verliefs, und scheute den Tod nicht, um den Leichnam ihres Bruders Polynikes gegen das Verbot des Tyrannen von Theben zu begraben. *Das Bruderpaar*, Eteokles und Polynikes, deren jeder von der Hand des andern fiel. *Ino*, die Tochter des Kadmos, stürzte sich, von ihrem rasenden Gemahl Athamas verfolgt, in das Meer und ward zur Göttin. *Die Mauer.* Die Steine versammelten sich, von Amphions Liedern herbeygerufen, und bildeten sich selbst zur Mauer; als aber Alexander Theben eingenommen hatte, berief er den Flötenspieler Ismenias, und zerstörte die Mauern unter dem Klange seiner Flote.

VII. *Das prunkende Mahl des Kariers.* Des Mausolus. *Artemis Tempel* zu Ephesos.

X. *Den olenischen Bruch.* Olenos eine Stadt in Arkadien, eine Theilnehmerin an dem achäischen Bunde, durch welchen der Tyrann von Sparta Nabis besiegt, die Mauern der Stadt zerstört und die Gesetze Lykurgs aufgehoben wurden.

XI. *Dikaiarcheia*, Puteoli an der Küste von Kampanien, am See Avernus, den Agrippa zu einem grofsen Hafen umschuf, und Portus Julius nannte. — *Träge rastet die Fluth.* ἔστασε νωθρὸν ὕδωρ statt νίφθεν. *Den Ozean*, nach der Lesart der vatikanischen Handschrift: ἦν δ' ἄλ' ἀεὶ πλώειν statt ἦν δ' αἰεὶ πλώειν.

XV. *Leiander*, ein Jüngling aus Abydos, erblickte zu Sestos die Priesterin der Aphrodite, *Hero*, an einem Feste der Göttin und gewann ihre Liebe. Der Hellespont trennte die beiden Städte; Leiander durchschwamm ihn des Nachts, seine Geliebte zu besuchen, und kehrte am Morgen zurück. Als er einstmals bey stürmischer See diese Reise wagte, verlosch die Fackel, mit welcher ihm Hero leuchtete, und er ertrank. Als Hero am Morgen den Leichnam ihres Geliebten am Fufse

des Thurmes, den sie bewohnte, liegen sah, stürzte sie sich von der Höhe herab und starb neben ihm.

XVI. *Delos* schwamm noch unstät auf dem Meere umher, als Latona eine Freystatt suchte, wo sie gebähren könnte; alle Länder wiesen sie zurück, nur Delos lud sie ein, und hier gebahr sie den Phoibos und die Artemis. Von dieser Zeit an wurzelte das Eyland in der Tiefe des Meers. Die Feste, welche hier dem Apoll gefeyert wurden, und die Orakel, welche er ertheilte, zogen die andächtigen Griechen hierher, und der Zusammenflufs der Menschen reitzte den Handelsgeist. So ward Delos blühend und reich. Nach der Zerstörung von Korinthos wählten sie mehrere Kaufleute zu ihrem Aufenthalte, und sie war gegen siebenzig Jahre der besuchteste Handelsplatz auf dem ägeischen Meer. In dem Mithridatischen Kriege wurde sie furchtbaren Plünderungen ausgesetzt und ihr ehemaliger Glanz scheint nach jener Epoche fast erloschen zu seyn. Unter August wurde sie, nebst mehrern Inseln jener Gegend, durch ein heftiges Erdbeben verwüstet und dann von

ihren Einwohnern verlassen. — *Saturnia*, welche der Erde verboten hatte, Latonen aufzunehmen.

XVIII. *Siphnos*, eine der kykladischen, *Pholegandros*, eine der sporadischen Inseln.

XIX. *Tenos*, eine der Kykladen. Als auf der Reise der Argonauten Herkules, den Hylas suchend, von dem Schiffe abgekommen war, und die Argo ohne ihn abseegelte, drang Telamon, als man den Helden vermiſste, auf die Rückkehr, und sein Verlangen würde erfüllt worden seyn, wenn sich nicht die Söhne des Boreas, Zetes und Kalaïs, widersetzt hätten:

— Traun, den Unglücklichen ward von den Händen Herakles
Schrecklicher Lohn, dieweil sie ihn wieder zu suchen verhindert;
Als sie zurück von dem Kampf des gefallenen Pelias kehrten,
Schlug sie des Mächtigen Faust auf dem meerumflossenen Tenos.

Deckte dann Erde darauf und stellete doppelte Säulen
Über das Grab.

Apollonios. I. 1705.

über den Ister und die Rhipäen, in dem Lande der Hyperboreer, von wo aus Opfer und Gaben nach Delos gesendet wurden.

XXXVII *Aiolos.* Ein Vers Homers. Odyss. X. 2. — *Nicht zu wehren der Gluth.* Die Fuſsböden der warmen Bäder wurden durch Röhren, die unter denselben weggingen, erhitzt.

XLII. *Zärtlicher Liebe Geschwätz.* τοὺς Παφίης ὑάρους statt ἑτάρους.

XLIII. *Tauben und Grillen bewohnt.* οἰκία φαττῶν statt φωτῶν.

XLIV. *Wer kränzte.* Man bekränzte sich bey Trinkfesten.

XLV. *Der Strafe Lykurgs.* Lykurgos, ein Sohn des Dryas, König der Thrakier, widersetzte sich der Einführung des Bakchos-Dienstes, verjagte die Mänaden, und schreckte den Gott, der sich in den Schooſs der Thetis ret-

tete. Die Götter bestraften ihn durch Blindheit und frühzeitigen Tod. So Homer:

Nimmer, fürwahr, begehr' ich mit Himmelsmächten zu kämpfen.
Nicht des Dryas Erzeugter einmal, der starke Lykurgos,
Lebete lang', als gegen des Himmels Mächt' er gestrebet:
Welcher vordem Dionysos, des Rasenden, Ammen verfolgend
Scheucht' auf dem heiligen Berge Nysaion; alle zugleich nun
Warfen die laubigen Stäbe hinweg, da der Mörder Lykurgos
Wild mit dem Stachel sie schlug; auch floh Dionysos und tauchte
Unter die Woge des Meers und Thetis nahm in den Schooss ihn,
Welcher erbebt angstvoll vor der drohenden Stimme des Mannes.
Jenem zürnten darauf die ruhig waltenden Götter

Und ihn blendete Zeus, der Donnerer; auch nicht lange
Lebt' er annoch, denn verhafst war er allen unsterblichen Göttern.

Ilias. VI. 139 — 140.

Andre erzählen, dafs er von Wahnsinn geblendet, seinen Sohn getödet und sich selbst verstümmelt habe, indem er die Weinstöcke auszurotten meinte.

Zehntes Buch.

I. *Daphnis erblaſste.* Über Pans Liebe zum Daphnis s. zum fünften Buche Nr. XV.

II. *Des Kinyras Sohn*, dem Adonis *Schmerzenbelastet*, ἔχουτι δύας statt der Brunckischen Lesart ἐλαυνομένην, wofür die Vatikanische Handschrift ἐλὼν ὀδύνης liest.

VI. *O Ptolemaios.* Man weifs nicht, welcher Ptolemaios hier verstanden werde. Reiske rieth, aber ohne überzeugende Gründe, auf einen Sohn des Ptolemaios Epiphanes.

VII. *Lieblicher Duft.* So wie auf den Gräbern Dornen und Disteln einen verhafsten

Todten verkündigen, (s. Nr. 45. 46.), so wünscht man Blumen auf dem Todtenhügel geliebter und geehrter Menschen spriefsen zu sehn. Auch von ihrer Asche wähnte man, dafs sie liebliche Düfte verbreite. Daher wünschen oft die Grabsteine dem Verstorbnen einen ewigen, seine Asche umgebenden Lenz, und der fromme Aberglaube hat diesen Wunsch zuweilen bey den Gräbern der Heiligen erfüllt gesehen.

VIII. Nach der Versicherung des Diogenes von Laerte (III. S. 138.) stand diese Inschrift auf dem Grabstein des syrakusanischen Dion, welchen sein Patriotismus, seine Tapferkeit und seine Verbindung mit Plato, dem vorgeblichen Urheber dieser Inschrift, unsterblich gemacht hat. Das Gedicht spielt auf den frühzeitigen gewaltsamen Tod an, den Dion von den Händen des Kallippos erduldete.

IX. *Den Fackellauf nur*, für, ein kurzes Leben. Bey dem Fackellaufe, der Lampadodromia, welcher bey den Panathenaen geübt wurde, durcheilte man nur einen kleinen Raum. Das Stadium war in der Akademie,

und begann bey dem Altare des Prometheus, auf welchem ein Jüngling eine Fackel anzündete, der sie einem weiter hin stehenden brennend übergeben mufste, von dem sie wiederum einem entfernteren übergeben wurde. Diejenigen, bey denen sie erlosch, wurden von der Concurrenz ausgeschlossen. Wahrscheinlich mufste man alle Stationen mit brennender Fackel bis zum Ziele durchlaufen haben, um auf den Preis Anspruch machen zu können. — *Nur den Frommen allein.* τέρμα γὰρ εὐσεβίη statt εἰς μὲ βίου.

XV. Die erste und vierte Zeile dieses Epigramms besteht aus doppelten Reihen, einer daktylischen von vier Füfsen, an welche sich drey Trochäen anschliefsen. Die dritte und siebente Zeile sind gewöhnliche Hexameter; die übrigen sechsfüfsige Jamben, welche, wie dieſs öfter geschieht, die Stelle der Pentameter einnehmen.

XVI. *Agesilas*, der die Völker versammelt; ein Beynahme des Pluton.

XXI. *Meide den wilden Orkus.* χειμερίην δὲ ζάλην ὑπαλεύεο statt ζωὴν.

XXV. *Zu zahlen die Schuld*; weil das Leben dem Menschen nur auf einige Zeit geliehen ist, zugleich mit Anspielung auf das irdische Geschäft des Kinesias, welcher empfangenes Geld redlich zurückzahlte.

XXXVI. *Herzlich weinet mir nach.* κλαῦσαί με τα μέτρια statt μέγα μέτρια, wofür Brunck μάλα μάτρια hat.

XXXVII. *Dein gedenkend.* μνήμονες mit Casaubonus statt μνήμην.

XLIII. Um dieses und die folgenden Epigramme ganz zu verstehn, muſs man den Timon des Lukianos, eines seiner witzigsten Gespräche, lesen, in welchem man über die frühere Geschichte und die Ursache der Krankheit dieses berühmten Misanthropen belehrt wird.

XLVIII. *Hippias*, der Sohn des Peisistratos, Tyrann von Athen, dessen Gunst der keische Simonides genoſs. Seine Tochter Archedike war dem Tyrannen von Lampsakos, Aiantides, vermählt.

XLIX. Das Sylbenmaas der ersten und dritten Zeile ist wie Nr. XV. Die kürzern Verse sind eilfsylbige jambische. — *Periander*, der Sohn des Kypselos, Tyrann von Korinth, gleich berühmt wegen seiner Weisheit als seiner Thorheit, seiner Tugenden und Laster. Er wird von einigen unter die sieben Weisen gesetzt.

LI. *Weiber dorischen Bluts.* Aretemias war aus Knidos, wie das vorhergehende Epigramm sagt. Diese Gegend war von Doriern bewohnt.

LII. *Akrokorinthos*, die Burg von Korinth steht hier für die Stadt selbst. Als diese unter der Anführung des Mummius von den Römern erobert wurde, entzogen sich mehrere Einwohner den Gewaltthätigkeiten der Sieger durch Selbstmord.

LVI. *Die bunten Symbole*: τὰ δὲ ποικίλα σήμαθ' ὁρῶντι Ὡμοτάταν B. statt τοι κατὰ τὰ μεθ' ὁρῶντι Ὄμματα, welches die verderbte Lesart der Handschrift ist.

LIX. *Holder Sirenen Gestalt.* Bilder der Sirenen, als gesangreicher Gottinnen, deuteten

auf dem Grabe der Dichter und Redner Süfsigkeit und Anmuth an. So waren die Gräber des Sophokles und Isokrates mit Sirenen geschmückt. Aufserdem scheinen sie auch, so wie hier, Symbol der Klage gewesen zu seyn. Auf dem Grabe einer Jungfrau, deren Tod ein Epigramm der Erinna (Anal. I. S. 58. 11.) feyert, standen Sirenen, wie auf dem Grabe unsrer Kleo. Als Pluton die Proserpina, deren Gespielinnen sie gewesen waren, entführt hatte, erfüllten sie alles mit ihrem Klaggeschrey, und wurden deſshalb in Vögel verwandelt, wie ein Mythograph erzählt, aus welchem Burmann zur Lat. Anthol. I Th. 213. S. ein Fragment anführt. Beym Euripides ruft Helena (V. 166) in dem von ihr benannten Trauerspiele, als sie den vermeinten Tod ihres Gemahls beklagen will, die Sirenen zu Hülfe:

Ihr beflügelten Jungfraun,
O Sirenen, der Erde
Töchter, eilet mit libyschen
Lotosflöten oder Syringen zu
Meiner schmerzlichen Klag' herbey.

LXII. *Den Geliebten Alcids*, Hylas, der Sohn des Theiodamas, Herkules Begleiter auf dem Zuge der Argonauten nach Kolchis. In Bithynien zogen ihn, als er Wasser schöpfte, liebende Nymphen in ihre Quelle hinab.

LXIII. *Philainis*, eine Samierin, welcher man eine sehr unehrbare Schrift von Künsten der Buhlerey beylegte. Sie wird, trotz der Betheuerung, welche ihr Aischrion hier in den Mund legt, öfters als die Verfasserin jenes Werks, zugleich mit einer gewissen Elephantine, einer Schriftstellerin in demselben Fache, genannt.

LXV. *Ephyra*, der alte Nahme von Korinth, wo der Schauplatz des Lebens der berühmten Lais gewesen war. Die Korinthier errichteten ihr ein Denkmal im Kranion, auf welchem eine Löwin, die einen Widder zerriss, die Raubsucht der Verstorbenen andeuten sollte.

LXVI. *Der Pirene Krystall*, eine Quelle bey Korinth, an welcher Bellerophon den Pegasus gefunden haben soll. Man rühmte die Kälte und Reinheit ihres Wassers.

LXVII. *In Thessaliens Flur.* Der Nahme Lais ist mehreren berühmten Hetären gemein gewesen. Die ältere war die oben erwähnte, welche zu Korinth starb, die jüngere hatte ein Denkmal in Thessalien. Die Geschichte ihres Todes erzählt Plutarchos (II. S. 767. E.): „Ihr habt ohne Zweifel von der Lais, jener berühmten und vielgeliebten Hetäre gehört, wie sie ganz Hellas mit Verlangen entzündete, ja, wie zwey Meere um sie gestritten haben. Als aber die Liebe zum Hippolochos, dem Thessalier, ihr Gemüth ergriff, verliefs sie das

Von den grünlichen Wellen bespülte Akrokorinthos,

entfloh heimlich der Schaar ihrer übrigen Liebhaber und lebte ehrbar mit ihm. Aber dort in Thessalien lockten sie die Weiber, aus Neid und Eifersucht über ihre Schönheit, in den Tempel der Aphrodite, steinigten und verstümmelten sie. Daher wird, wie es scheint, dieser Tempel auch noch jetzt der Tempel der mörderischen Aphrodite genannt." Andre erzählen, Laïs sey von vielen Thessaliern geliebt worden; dieses habe die Eifer-

sucht der Weiber erregt, und sie hätten ein Fest der Aphrodite benutzt, bey welchem keine Männer gegenwärtig zu seyn pflegten. Nach ihrer Ermordung brach eine Pest in Thessalien aus, welche nicht eher endete, bis man der Venus, zur Versöhnung, einen Tempel erbaute.

LXIX. *Kündet die Gans an.* Gänse wurden im Alterthume, wegen ihrer Wachsamkeit, zur Beschützung des Hauses gehalten. — *Den Dienst, den sie Athenen geweiht*, der Athene Ergane, als fleifsige Weberin.

LXXVII. *Amphipolis* an dem Ufer des Strymon, in welchem Biton umgekommen war.

Torone am Toronäischen Meerbusen, auf der südlichen Küste von Chalkidike.

LXXVIII. *Bitten des Vaters*, des Dädalus, dem hier Ikarus ertrank.

XC. *Die nestäische Furth.* Die Meerenge zwischen Thasos und Thrakien, so genannt von dem thrakischen Flusse Nessos oder

Nestos, dessen Mündung gegenüber die Insel Thasos liegt. — *Nimmer mit irrender Rechte.* οὐδ' ὅτ' ἔπνωσσε statt ἠδ' ὅτ' oder οὔποτ' ἔπνωσσε. — *Da verbrannten.* ἔπαυσαν statt ἔπλεισαν, wofür die Vatikanische Handschrift ἔπλυσαν liest.

XCII. *Pelion* und *Ossa* Gebirge in Thessalien; *Kithairon* in Böotien.

XCIII. *Klymenos*, Pluton.

XCIV. *Der Grille genährt.* θριΐ' ὑπνιδίῳ χρησ-μένην πατάγῳ statt θέτ' ἐφ' ὑπνιδίῳ τηραμένη πατάγῳ.

XCVI. *Fischer mit Räthseln.* S. zum Ersten Buche Nr. XIII. S. 363.

Nahmen-Verzeichniſs

der

Dichter dieser Sammlung.

Addaios II 83.
Aimilianos I. 168.
Aischrion II. 274.
Aischylos I. 48. 105.
Aisopos II. 105.
Agathias I. 157. 261. II. 18. 62. 64. 139. 140. 170. 261. 276
Alexander der Aitolier I. 31. 141.
Alkaios der Messenier I. 14. 19. 45. 58. 61. 109. 131. 189. II. 33. 196.
Alpheios I. 9. II. 78. 171. 181. 184.
Ammianos II. 22.
Anakreon I. 233. 246. 270. II. 117. 228.
Antimachos I. 150.
Antipater von Sidon I. 4. 28. 33. 40. 42. 73. 76. 82. 85. 88. 97. 107. 117. 123. 136. 144. 148. 179. 229. 254. 281. II. 21. 130. 131. 163. 175. 213. 223. 230. 262. 263. 277. 279. 280. 281.
Antipater aus Thessalonike I. 32. 41. 54. 60 356 II. 43. 47. 49. 56. 58. 66. 182. 183. 186. 196. 221.

Antiphanes I. 322. II. 115. 116. 146. 201.
Antiphilos I. 11. 81. 94. 182. 266. II. 42. 57. 59. 200. 202. 209. 292. 299.
Anyte I. 115. 151. 234. II. 70. 71. 192. 229. 271. 299. 306.
Apollonidas I. 238. 239. 280. II. 75.
Arabios II. 199.
Archias I. 74. 80. 84. 86. 137. 158 159. 271. 184. 193. II. 34. 85. 86. 305. 307.
Argentarius I. 335. 358. 359. II. 53. 88. 118.
Arion I. 187.
Aristokles II. 40.
Aristodikos II. 302.
Asklepiades I. 17. 43. 301. 302. 303. 305. 306. 307. 323. 324. 296.
Athenaios II. 153.

Bakchylides I. 272.
Lollius Bassus I. 96. 114. II. 8.
Bianor II. 67. 76. 228. 266.
Boethos I. 59.

Choirilos II. 123.

Damagetas I. 3. 110. 114. 115. 118. 164. II. 236.
Demokritos I. 138.
Demetrios I. 195. 196.
Diokles I. 208. II. 284.
Diodoros Zonas I. 49. 299. II. 134. 222. 208.
Dioskorides I. 39. 47. 50. 56. II. 230 275.
Diotimos I. 133. 250. 274. 240. II. 231. 245.
Duris II. 176.

Erinna I. 192. II. 267.
Erykios I 68. 162. 242. II. 50 244.
Evenos I. 141. 195 II. 38. 69. 73. 162. 164. 165. 173.
Euripides II. 238.

Statilius Flakkus I. 124. II. 39.

Aelius Gallus I. 177.
Lentulus Gätulikus I. 22. 253. II. 37.
Tullius Geminus I. 167. 177. 196. 206.
Glaukus I. 298.

Hadrianos II. 172.
Hegesippos I. 202. 228. II. 48. 231. 256.
Heraklides II. 261.
Hermokreon I. 244. II. 194.
Herodes Attikus I. 215.

Isidoros II. 248.
Julianos I. 23. 130. 173. 180. 191. 257. 266. II. 294.

Kallikter II. 240.
Kallimachos I. 321. 360. 234. 255.
Kapito II. 164.
Kleobulos I. 175.
Krates II. 102. 165.
Krinagoras I. 62. 122. 300. 341. II. 68. 151. 180.
Kyros II. 204.

Tullius Laurea I. 27.
Leonidas von Tarent I. 6. 30. 36. 44. 65. 72. 135. 149. 156. 204. 214. 225. 241. 243. 250. 271. II. 60. 69. 91. 144. 187. 211. 237. 240. 242. 246. 250. 288. 289. 290. 291. 305.
Leonidas von Alexandria I. 145. II. 20. 77. 81. 268.
Kornelius Longinus I. 188.
Lukianos I. 230. 277. II. 3. 13. 16. 26. 27. 29. 149. 156. 159.
Lukillios I. 276. 282. II. 4. 5. 6. 7. 9. 10. 21. 12. 15. 17. 23. 24. 25. 27. 28. 150.

Qu. Maikios II. 158.
Markellos I. 219.
Meleager I. 24. 66. 67. 177. 211. 286. 287. 291. 293. 295. 298. 304. 315. 316. 317. 318. 319. 320. 333. 334. 336. 338. 339. 342. 356. II. 84. 132. 135. 156. 206. 219. 234. 264. 308.
Menekrates II. 146.
Mnasalkas I. 18. 108. 205. 207. 210. 252. II. 72. 196. 249. 269. 270. 304.
Myrinos II. 56.
Myro I. 226. 249.

Nikainetos I. 273. II. 119. 286.
Nikarchos I. 151. II. 10. 16. 133.
Nikias II. 89. 188.
Nossis I. 155. 203. 233. 247.

Oinomaos I. 127.
Onestes I. 57. II. 164. 174.

Palladas I. 125. 260. 328. II. 5. 45. 106. 107. 124. 137. 150. 151. 161.
Pankrates II. 286.
Parmenion I. 388. II. 147.

Paulus Silent. I. 15. 212. 213. 313. 330. 345. 357. II. 50. 198.
Perses I. 248.
Parrhasios I. 163.
Phaennos I. 91.
Phalaikos II. 230.
Phallos II. 208.
Phileias II. 251. 268.
Philippos I. 7. 46. 79. 93. 121. 123 126 166. 185. 194. 227. 246. 262. 265. 267. 269. 351. II. 23. 44. 46. 61. 63. 74. 79. 80. 82 179. 210. 212. 216. 287.
Philodemos I. 160. 245. 291. 311. 312. 331. 332. 348. 350. 352. II 120.
Pinytos I. 28.
Plato I. 54. 70. 106. 139. 190. 266. 256. 278. 279. 289 II. 35. 166. 190. 191. 223. 226. 282. 295.
Pollianos II. 14.
Jul. Polyainos I. 263. 264.
Polystratos I. 290. II. 177.
Poseidippos I. 173. 190. 251. 319. II. 104. 123 297.
Ptolemaios II. 65.
Rhianos I. 347.
Rufinos I. 294. 308. 309. 310. 326. 327. 329.
Sappho II. 251. 272.
Satyrios Thyillos II. 61. 189.
Skolia I. 89. 269. II. 113. 141. 159.
Simmias I. 51. 52.
Simonides I. 34. 35. 37. 38 87. 89. 92. 95 97. 98 99. 100. 101. 102. 103. 104. 116 121. 132. 199. 200. 201. 231 232. 258. II. 41. 54. 111. 243. 253. 254. 259. 260. 301.
Solon II. 95.
Thaon. I. 209.
Theokritos I. 21.
Theodoridas II. 241. 283.
Theognis II. 108. 109. 125. 126. 127. 128. 129. 148. 152. 155. 157. 158. 160.
Timon II. 255.
Ungenannte I. 5. 6. 8. 10. 12. 13. 16. 17. 20. 25. 26. 29. 41. 53. 55. 63. 64. 69. 71. 75. 83. 85. 90. 126. 129. 134. 142. 143. 147. 152. 153.

161. 163. 165. 169.
171. 172 181. 183.
187. 187. 2 4. 235
236. 237. 240. 255.
268 275. 285. 288.
297. 325 343. 344.
346. II. 21 30. 65.
87. 90. 114. 124 142.
143. 158 162. 169.
178. 181. 193. 197.
198. 203. 205. 214.
216. 220. 225. 227.
235. 247. 250. 263.
254. 265. 273. 278.
284. 285.

Xenokrates II. 295.

Zenodotos I. 127. II. 257.

Verbesserungen.

Seite 85. 16. lies ihm statt ihn

- 119. 5. - III. st. II.
- 159. Die letzte Zeile muſs eben so weit als die vorhergehende herausgerückt seyn.
- 181. letzte Z. die Kühnen noch nicht. st. die Kuhnen nicht.
- 184. 13. - Höhn st. Höhe
- 225. 19 - entsteigt, st. entsteigt:

Deutſchlands Gefahren

und

Hoffnungen.

An Germaniens Jugend

von

Friedrich Jacobs,

Herzogl. Sachſen-Gothaiſchen Hofrathe und Director der Hof-Bibliothek, des königl. Bayeriſchen Verdienſt-Ordens Ritter.

Summum crede nefas animam praeferre pudori,
Et propter vitam vivendi perdere causas.

IVVENAL.

Gotha,
in der Beckerſchen Buchhandlung.
1813.

Wenn ein Wandrer in ſtürmiſcher Nacht einen gefahrvollen Weg durchſchritten, über ſich den rollenden Donner und ſengende Blitze, neben ſich den ſchroffen Abgrund voll ſchäumender Fluthen, vor ſich Klippen, und hinter ſich reiſſende Thiere, wenn er angſtvoll, von ſeinen Gefährten getrennt, und bey jedem Schritte den Tod fürchtend, endlich eine ſichere Anhöhe erklimmt, und der Morgen aufgeht über der Verheerung der Nacht, ſo ſchaut er, über ſeine Rettung verwundert, nach dem angſtvollen Pfade zurück, auf dem er gekommen, und mißt vor ſich den Weg, der ihm noch bevorſteht zu durchwandern. Dieſer Wandrer ſind wir. Eine grauſenvolle Nacht liegt hinter uns. Aber ein heller Morgen iſt angebrochen, und freundliche Hoffnung leuchtet auf den Reſt unſrer Bahn. Es ziemt uns wohl, einen Augenblick zu verweilen, die beſiegte Gefahr noch einmal in die Augen zu faſſen, und mit dem dankbaren Gefühl des wunderbar Geretteten, Muth zu gewinnen für das, was zu thun uns noch obliegt.

Laßt uns zurückgehn auf die Ereigniſſe einer frühern Zeit, und das Andenken älterer Begebenheiten auffriſchen, die mit dem, was jetzt vor unſern Augen geſchehn, im engſten Zuſammenhange ſind.

Als Frankreich vor vier und zwanzig Jahren ſich von neuem zu geſtalten begann, da ward den Völkern der Erde eine beſſere Ordnung der Dinge, die Rückkehr aller Tugenden und das Glück eines goldenen Weltalters angekündigt. Große Gedanken, in den Büchern der Weiſeſten aller Jahrhunderte niedergelegt, wurden auf den Tribunen der Redner des Marktes in ein Gemeingut der Völker umgeprägt; alle Wünſche gutmüthiger Philoſophen, alle Träume einer begeiſterten Einbildungskraft, wurden in die Wirklichkeit gerufen; und wie die Bilder des Dädalus, ſo ſollten die Ideen der Schule rüſtig in das Leben ſchreiten. Die beſeligende Stimme der Freyheit, die ſüſſern Verheißungen einer allgemeinen Gleichheit floßen von den Lippen beredter Volksführer, und wurden von dieſen auf tauſend und aber tauſend Sibyllenblättern durch ganz Europa geſandt. Erſtaunt ſah die Welt das Beyſpiel eines großen Volkes, das aus ſeiner tiefen Verderbniß auftauchend, eine gänzliche Umwandlung ſeines Weſens, und durch die großen Güter, die es verhieß, für das Böſe, das es ſeinen Nachbarn zugefügt, reichen Erſatz verſprach. Mit ungläubiger Verwunderung ſah ſie auf dem Altare der Freyheit das Opfer alter

und heiliger Rechte, mit freywilliger Hand — so schien es — und mit der Begeisterung eines sittlichen Heroismus dargebracht. Das Volk stieg empor und erhob das lang niedergehaltne Haupt; ein frommer und wohlwollender König erfüllte das Maas seiner Güte, indem er die angeflammte, heilige Macht noch einmal aus den Händen seines Volkes anzunehmen würdigte; das Joch willkührlicher Herrschaft war zerbrochen; Gesetz und Wille schienen zum erstenmal wunderbar und innig vermählt. Das Unmögliche der kühnsten Wünsche schien in Erfüllung zu gehn. Und damit kein Zweifel die Freude störe, wurde die Stimme der Weltgeschichte und die Warnung der Erfahrnen, als das Lallen einer unmündigen und kindischen Zeit, zurückgewiesen; Frankreichs sittliches Verderbniß und die zweydeutige Denkungsart seiner kühnsten Führer wurde vergessen; es wurde vergessen, daß nie ein anderes Volk die Freyheit so wenig ertragen, nie ein anderes das Götzenbild des Despotismus so abgöttisch verehrt hatte; es wurde vergessen — oder wenn es nicht vergessen ward, so wurde, der Geschichte zum Trotz, die ganze Schuld auf die Rechnung seiner Könige, und eine, ich weiß nicht welche, unglaubliche Magie einer despotischen Regierung geschrieben.

Dennoch blieb die Freude nicht lange ungestört. Der Schleyer zerriß, der die wahre Gestalt der neuen Gottheit verhüllt hatte. Der Pfuhl des Verderbnisses

bewegte sich in seiner tiefsten Tiefe, und spie alle Greuel der Hölle aus. Mit trotzigem Uebermuthe war der neue Thurmbau begonnen worden; da fuhr der Herr nieder und zerstörte das Werk. Die stolze Weisheit wandelte sich in eitle Thorheit um; und ihre Priester, deren Beschlüsse Gott vom Throne gestoßen und den Glauben an Unsterblichkeit verboten hatten, wurden der Abscheu der Welt. Ein König, hatte man gelehrt, sey nur des Gesetzes erster Diener; und dieses Gesetz war der wandelbare Wille der Partheyen. Jetzt lehrte man: der verruchteste aller Menschen sey ein König, und das greuelvollste aller Verbrechen das, ein König zu seyn. Da fiel das Haupt des schuldlosesten der Könige; die Häupter seiner erhabnen Gemahlin, seiner mit allen Tugenden geschmückten Schwester fielen; lange Reihen der Edelsten folgten ihnen; der Erbe des Throns, ein zartes Kind, unterlag grauenvollen Mishandlungen barbarischer, nur zu diesem Zwecke erlesener Aufseher; Frankreichs glücklicher Boden ward mit Kerkern bedeckt; und der einzige Altar, der dem verhöhnten Volke übrig blieb, war das Werkzeug des Mordes, das in unablässiger Thätigkeit die Tyrannen der Freyheit mit Gold und Soldaten versorgte.

Auf diesem blutbeflecktem Grunde hat sich das wiedergebohrene Frankreich über alle Völker Europens erhoben.

Zwar nachdem über den rauchenden Trümmern der alten Monarchie ein neuer Thron emporgestiegen, ſcheint die Scene in Frankreichs Grenzen verändert. Der Glanz, mit dem ſich die Majeſtät ſeiner ſtolzeſten Könige umgeben hatte, iſt wieder hergeſtellt, ja, vielfach überboten worden; die Stufen, auf denen er ſich über der Erde erhebt, ſind vervielfältigt; die Ordnung im Innern ſcheint zurückgekehrt; große und glänzende Unternehmungen verſchönern das Land. Aber ſind darum die Dämonen der Revolution gebannt und gefeſſelt? iſt dem Blutvergießen ein Ziel geſetzt? Keineswegs. Noch hat kein Curtius den Schlund des Verderbens geſchloſſen; noch iſt die Furcht nicht beſiegt, das Vertrauen noch nicht in die Herzen der Menſchen zurückgekehrt. In dem Rauſche vervielfältigter Genüſſe mag das bedrängte Volk ſeiner Noth bisweilen vergeſſen; der Leichtſinn, den es auch unter dem Mordbeil des Terrorismus nie ganz verlor, mag es bisweilen über ſeine Leiden und ſeine Beſorgniſſe hinwegheben; der Frohſinn iſt ihm nicht zurückgekehrt; in dem Glanze ſeines neuen Throns, unter den unfruchtbaren Lorbeeren, die ihn umringen, wohnen die Segnungen der Freude nicht. Die Krämpfe der Revolution ſind nicht ſowohl geſtillt, als verſetzt; und wenn Frankreichs tapfre Jugend nicht mehr den Boden ihres Vaterlandes tränkt, ſo iſt ſie dafür verurtheilt, ohne Gewinn für das Land, das ſie gebahr, in fremden Climaten zu blu-

ten, und den Haß gegen ein ſtolzes und gewaltthätiges Regiment zu allen Völkern zu tragen. Es mag ſeyn, daß die willkührlichen Schreckniſſe der Revolution innerhalb Frankreichs aufgehört haben; aber es iſt gewiß keine Paradoxie, wenn man behauptet, daß ſie in einer veränderten Geſtalt und mit verjüngter Kraft ihren Lauf in andern Ländern fortgeſetzt hat, deren einzige Schuld vielleicht war, die Greuel der philoſophiſchen Räuber und Mörder nicht innig genug verabſcheut, und ihre gleisneriſchen Anerbietungen nicht kräftig genug von ſich geſtoßen zu haben. Wie dort einem vermeintlichen Vortheil des Staats das Leben und die Güter der Einzelnen zum Opfer fielen, ſo wurden jetzt für Frankreichs Wohl Thronen umgeſtürzt, Völker bejocht, harmloſe Städte ihrer Freyheit und ihres alten Wohlſtands beraubt. Wie dort der wandelbare, ungewiſſe Wille der Volksführer täglich eine neue Verfaſſung und neue Geſetze erſann, und jedesmal durch Eide, Kerker und Hinrichtungen das Volk an die ephemeren Erzeugniſſe ihrer Willkühr knüpfte, ſo ſollte auch jetzt jedes alte Geſetz, jede Verfaſſung und jedes Recht dem Einen weichen, das der Wille und das Intereſſe des neuen Herrſchers gebot. Nach Einem Mittelpunkte hin ſollten alle Kräfte Europas ſtreben; in Einer Bahn ſich bewegen; kein Intereſſe gelten, was von Frankreichs Intereſſe abwich. Harren und warten hatte der Revolutions-Dämon

nicht gelernt. Alles ſollte ſich im erſten Augenblick fügen; man war wie erſtaunt, wenn nicht jede Hand die alten Werkzeuge ſeines Glücks von ſich warf *), und nach dem neuen Geſetz mit Entzücken griff; Zweifel und Widerſtand ward als Aufruhr beſtraft. So ähnlich war der Gang des ſiegreichen Kaiſerthums dem Gange der revolutionären Demagogie!

Ungeheuer und bis zum unglaublichen glücklich waren die Fortſchritte des neuen Syſtems. An den Ufern der Nordſee, wie an den Küſten des atlantiſchen Meers, an dem Fuße der Appeninen und mitten in Deutſchlands Herzen ſchlug Frankreich ſeine Throne auf: ſein Arm verband das tyrrheniſche mit dem joniſchen Meer; an dem Ufer der Oſtſee und in den innerſten Winkel des adriatiſchen Golfo thürmten ſich ſeine Veſten auf. Unaufhaltſam wälzte ſich die Lawine ſeiner Macht von Volk zu Volk. Seine Kriege, durch ſich ſelbſt genährt, boten immer neue Kräfte und neue

*) Anhänglichkeit an das Alte und religiöſe Liebe zu den geheiligten Satzungen weiſer Vorfahren ſchien, nach den Grundſätzen der alles höhnenden, alles zerſtörenden Revolution, auch den Propheten der neuen Weltordnung eine unverzeihliche Narrheit. Sie begriffen nicht, was ſo viel an dieſem veralteten Plunder gelegen ſey; nicht anders, als jener niederländiſche Krämer, welcher, der engliſchen Sprache wenig kundig, bey einer Aufführung des Othello, ſich die Wuth des Mohren über den Verluſt eines armſeligen Schnupftuches nicht zu erklären wußte.

Mittel zum weitern Fortschreiten und Zerstören dar; seine Schaaren mehrten sich durch die Jugend bezwungener oder gedrängter Völker; und nur wenig fehlte, so war des Ehrgeizes nächstes Ziel erreicht, und die Herrschaft Carls des Großen an den Thron von Frankreich geknüpft. Diesem Ehrgeiz zu fröhnen blutete Deutschland. Mit den Wellen des Ebro hat sich das Blut deutscher Krieger gemischt; die Fluthen des Don haben ihre Leichen dem Meere zugewälzt; in den rauhen Steppen von Rußland und Litthauen sind sie dem Hunger und Frost zum Opfer gefallen. Und diese Unglücklichen, um die noch jetzt die Thränen des Mutterlandes fließen, waren nicht, wie in ältern Kriegen, Abenteurer, welche freywillig den Fahnen eines berühmten Feldherrn folgten, Jünglinge, die ein unruhiger Muth aus ihrer Heimath trieb, oder Verzweifelte und Ausgestoßene; nein, es war die Blüthe der Jugend aller Provinzen, es waren die Glieder wohlhabender Familien, die Sprößlinge zärtlicher Eltern, die ihrem friedlichen Geschäft, den Studien und dem Acker entrissen, und auf die zerstörende Laufbahn des Krieges geflossen wurden, für eine Sache zu streiten, die nicht die ihrige war, und welche bey weitem die meisten in ihrem Herzen verabscheuten.

Alles indeß, was durch so große Opfer auf dem Continente gewonnen wurde, diese ungeheure Vermehrung der Macht und Hülfsquellen Frankreichs, sollte

nur ein Mittel zu noch größern Zwecken ſeyn. Der franzöſiſche Kaiſer glaubte nichts gewonnen zu haben, ſo lange einem andern Volke noch irgend eine Quelle der Lebenskraft übrig bliebe. Alle Eroberungen auf dem feſten Lande ſollten nur Schritte zur Eroberung der Meere und zur Unterdrückung des einzigen Feindes ſeyn, der auf ſeiner meerumſpülten Veſte der Uebermacht Frankreichs trotzte. Ein rieſenhaftes Syſtem ward erfunden, mit einem neuen Namen geſtempelt, und ohne Schonung ins Werk geſetzt. Damit Englands Handel gelähmt würde, ward der Handel des ganzen übrigen Europa in Feſſeln gelegt. Die freyen Städte Deutſchlands, die vormals mitten in dem Streite der Völker ihnen die Segnungen des Handels erhalten, ſie, deren Freyheit Jahrhunderte hindurch von allen Mächten geehrt, von Frankreichs Kaiſer auf das feyerlichſte garantirt, von den wichtigſten Seeſtädten Frankreichs als eine Wohlthat erbeten ward, dieſe wohlregierten, gewerbſamen Städte wurden, nach großen Opfern, die ſie ihrem Protector gebracht, durch einen willkührlichen Beſchluß, unter dem Vorwand der politiſchen Nothwendigkeit, mit Frankreich vereinigt, d. h. aller Selbſtſtändigkeit beraubt, und mit dem Meere, das ihre Mauern beſpült, verfeindet.

Durch dieſe Maasregel, verbunden mit der Beſitznahme des Litorals von Oeſterreich durch den Frie-

den von 1810., und soviele andre vorhergehende Handelsgesetze, war Deutschlands armer Rest ein Trunk geworden, in welchem sich der noch übrige Lebenssaft immer träger bewegte. Der freie Verkehr, welcher vormals die Strassen des blühenden Landes belebt, und seine Städte unter einander und mit dem Meere verbunden hatte, hörte mehr und mehr auf; nur die Bedürfnisse des Krieges zogen ab und zu, oder die Lastwagen, welche die Erzeugnisse des englischen Kunstfleißes zu den für sie bereiteten Flammen führten. Umsonst regte sich der inländische Fleiß, dem die Wege des Vertriebs verschlossen waren; alle Quellen des Reichthums trockneten aus: aber während Frankreich den Baum des Wohlstandes an den Wurzeln zerstörte, forderte es mit unerbittlicher Strenge die Früchte desselben. Jetzt schwand allmählig selbst der Hoffnung und wohlthätiger Täuschungen Trost. Alle mit Frankreich verbundene Staaten sahen ihre Finanzen zerrüttet, und die größten Anstrengungen ihnen aufzuhelfen, durch Frankreichs immer erneute Anforderungen vereitelt. Wenige Jahre noch, und das ausgesogne, verarmte Land wäre ohne Widerstand dem zur Beute geworden, der sich seinen Beschützer nannte. Es hätte noch eines Federstrichs bedurft, und die Diener der Donane hätten ihre Schranken und Waffen bis an die Ufer der Oder, des Inn und der Iser getragen; Deutschlands mannichfaltige Völker wären in den Weiher der

franzöſiſchen Univerſal-Monarchie zuſammengefloßen, *) und unter dem befohlnen Jubel der Zeitungen wären die Seufzer der edeln, unterdrückten Nation den Blicken der Geſchichte entzogen worden.

Und daß Niemand dieſe Gefahr gering achte, oder die künftige, mögliche Ruhe in dem Schatten eines mächtigen Thrones gegen die Schmach der Unterwerfung in Anſchlag bringe! Ein ſolcher Vergleich verurtheilt ſich von ſelbſt. Ruhe iſt nicht des Menſchen höchſtes und letztes Ziel, und durch den Verluſt einer einzigen Tugend, die auf dem heiligen Boden des Vaterlandes gedeiht, iſt ſie zu theuer erkauft. Es iſt der Wille der Natur, daß ein Volk gegen das andre ſtehe, daß ſie gleiche Rechte genießen, daß ſie dieſe

*) Une monarchie univerſelle amèneroit néceſſairement l'oppreſſion des peuples, et l'abus le plus criant du pouvoir y ſeroit inſéparable de l' exercice du pouvoir; la force des choſes y établiroit un deſpotiſme oriental ſans frein, ſans meſure et ſans refuge; elle empêcheroit le dévéloppement des peuples, car l'émulation, la rivalité, la jalouſie et des craintes réciproques ſont des moyens de perfectionnement et des reſſorts d'activité pour les nations comme pour les individus. Enfin elle aligneroit tout au même cordeau; ſous le niveau de l'uniformité diſparoitroit cette heureuſe variété de penſées et de ſentimens, de talens et de goûts, d'habitudes et d'actions qui ont tour à tour été et cauſe du progrès des lumières, et avec l'exiſtence nationale s'évanouiroient la phyſionomie et la perſonnalité de toutes les nations. Tableau des Révolutions etc. par Ancillon. T. 1. p. 65.

Rechte vertheidigen, und in diese Vertheidigung ihren Ruhm setzen. Selbstständigkeit ist die erste Bedingung des Heils für den Mann und das Volk. An sie sind die Tugenden geknüpft, die die Geschichte ehrt, und der Stolz und die Freude der Menschheit durch alle Jahrhunderte sind. Frey und selbstständig war Griechenland, die Mutter jeder herrlichen Tugend, und es ist nichts Großes zu denken, das nicht in seinen Grenzen zu finden gewesen. Aber was war sein Loos als es unter das Joch der römischen Präpotenz gefallen war? Wir wollen nicht anführen, daß der Saame des Großen in dem unfreyen Boden erstarb; daß die Enkel des Leonidas und Epaminondas in der durch Knechtschaft entwürdigten, mit Lastern aller Art befleckten Hauptstadt des Reichs an den Thüren ihrer übermüthigen Herrscher, oft um Hohn und Muthwillen aller Art *), ein armseliges und niedriges Daseyn erbettelten; daß die wackersten Bürger, in denen noch Funken des alten Adels waren, wie jener Philodamus zu Lampsacus, und viele andre, deren Nahmen die Geschichte nicht erhalten, den unerträglichsten Mißhandlungen, meist ohne Hofnung der Rache und des Rechts, blos gestellt waren **); aber das wollen wir anführen, daß, nach-

*) S. Lucian. de Mercede Conductis.

**) Pisanelen rettete nur ein günstiger Zufall ganze Städte vom Untergang, den ihnen der Frevel übermüthiger Römer bereitete. Zu Chäronea in Böotien war ein Jüngling, Damon genannt, aus einem der ältesten und

dem Griechenland eine Provinz des römischen Reiches geworden, weit entfernt sein Glück und seinen Glanz zu theilen, es nur die Unfälle desselben fühlte, in Unbedeutsamkeit und bald in die tiefste Armuth versank. Während Rom sein stolzes Haupt über alle Völker erhob, sanken Griechenlands blühende Städte in Schutt. Pompejus schen führte nach Achajas Dome, vormals eine der schönsten und volkreichsten Gauen des Landes, ein Pflanzvolk cilicischer Seeräuber, um der Verödung abzuhelfen; und ein Seculum später zählte der ganze

edelsten Geschlechter, und eben so schön als er edel war. Ein römischer Tribun von der Besatzung der Stadt strebte der Reichheit des Jünglings nach, und fand Widerstand. Da sann er auf Gewalt; denn die Stadt war im Verfall und arm. Damon aber entbrannt über den gewaltthätigen Frevel, verschwor sich mit einigen seiner Freunde, und erschlug den Römer beym Opfer auf dem Markt. Dann entwichen sie. Der Senat von Chäronea, um die Stadt der Rache zu entziehen, verurtheilte ohne Untersuchung die Thäter auf der Stelle zum Tod. Diese aber, als es Abend geworden, kehrten zurück, drangen in das Rathhaus ein, und erschlugen den ungerechten Senat. Da zog eben zu gutem Glück Lucius Lucullus vorüber, untersuchte die That, und da er keine Schuld an der Stadt fand, nahm er die römische Besatzung aus Chäronea hinweg. Damon aber wurde von seinen Mitbürgern zurückberufen, zum Gymnasiarchen bestellt, und, da er sich sicher glaubte, im Bade erdrückt. Solche Greuel erzeugte der Uebermuth der Herrscher und die grimmwürdige Furcht der Unterdrückten in dem vormals freyen und edeln Volk! — Dennoch war die Gefahr noch nicht vorüber. Denn die

Peloponnesus weniger Menschen, als in besserer Zeit Athen allein.

So trat Roms Despotismus, auf seinem langsamen und bedächtigen Gang, die Völker zu Boden, deren Grenzen er beschritt; Frankreich, mit Roms Alleinherrschaft wetteifernd, eilte rascher zum Ziel. Die verderblichen Wirkungen seiner Uebermacht durften nicht erst in Jahrhunderten erwartet werden; sie reiften in kürzerer Zeit. Gewöhnt durch das, was in der Heimath geschehn, keinen Damm zu achten, welchen altes Recht, Sitte und Herkommen setzten, und mit der Klugheit des Despotismus aller Zeiten genährt, eilte es die an sich gezogenen Völker in unauflösliche Ketten zu schlagen, in dem es sie durch seine Sprache und Rechte an den Coloß von Frankreich zu ketten suchte. An der Wurzel wurde die Umwandlung begonnen; die Schulen umgeschaffen, und alle Bildungsanstalten in

Orchomenier, aus Haß und Mißgunst gegen die benachbarte Stadt, mietheten einen römischen Redner für Geld, und klagten die Chäroneer wegen des durch Damon verübten Mordes bey dem Prätor von Macedonien an. Die Vertheidiger der gelungeneren Stadt beriefen sich auf das Zeugniß Lucullus. Dieser zeugte der Wahrheit gemäß, und rettete die Stadt zum zweytenmal aus der größten Gefahr. Dankbar erkannte sie die Wohlthat der Rettung, und, ob schon arm, stellte sie doch des Feldherrn Bild an einem ehrenvollen Platze in Marmor auf; und spät noch weihte ihm ein edler Bürger Chäroneas, mit dankbarem Gemüth, einen Platz in seinen Lebensbeschreibungen großer Männer.

die engen Formen der französischen Methode gezwängt. Jede Eigenthümlichkeit der Völker sollte untergehn; sie sollten ihres alten Ursprungs vergessen; ihrer alten Freyheiten sollte nicht mehr gedacht werden. Was half es jetzt der vaterländischen Rechte tief kundig zu seyn; denn ein fremdes Recht galt. Was half es beredt zu seyn in der angebohrnen Sprache; denn in den wichtigsten Verhältnissen mußtet ihr zu einer fremden flüchten, die Euch, um Eure Gesinnungen und Gefühle auszudrücken, oft eigensinnig den Dienst versagte. So standet ihr, Söhne Germaniens, Hermanns Enkel, schwerfällig und unbehülflich, in der neu aufgedrungenen Tracht, ein Gegenstand der Geringschätzung — und wie weit ist es von da zur gänzlichen Unterdrückung? — dem gewandesten Volke gegenüber, das, ausgerüstet mit einem unbesieglichen Selbstvertrauen, alles mit Leichtigkeit unternimmt, das meiste mit Sicherheit ausführt; das, über kleine Bedenklichkeiten hinweg gehoben, Eurer Gewissenhaftigkeit spottet, und jeden Schein der Tugend sich aneignend, Eure Biederkeit verachtet, weil sie selten mit dem täuschenden Firnis liebenswürdiger Formen bekleidet ist. Beherrscht von diesem Volke, das sich in dem unbestrittenen Besitze jeder Vortrefflichkeit wähnt, und kein anderes aufrichtig achtet — was war Euer Loos, was würde es geworden seyn, wären durch den Fortschritt der Siege und eines ungestörten Glücks,

die letzten Bedenklichkeiten gehoben, die letzten, schwachen Dämme des Despotismus zerstört worden? War nicht jetzt schon, unter dem Drucke dieses Volks, das Widerspruch weniger als irgend eines verträgt, war nicht jetzt schon, selbst in den Ländern souveräner Fürsten, das heilige Recht freyer Mittheilung, selbst im gesellschaftlichen Verkehr, beeinträchtigt, und gefahrvoll geworden *)? War nicht der letzte Trost der Bedrückten, das freye Urtheil und die Klage, zum Verbrechen geworden? Wurde nicht alles, was der französischen Nation und ihrem Kayser nachtheilig, oder nicht ehrenvoll schien, mit dem Schleyer des Stillschweigens bedeckt, und den Augen der Geschichte entzogen? Jedes öffentliche Ereigniß mußte sich gestalten nach der Form, jedes öffentliche Urtheil bequemen nach dem Gieß, welches die Wachsamkeit der Polizey von Paris, welche die Polizey von Europa geworden war, vorschrieb. Die Geschichte der ältern Zeit selbst, wenn sie irgend eine ungünstige Vergleichung darzubieten schien, sollte verstummen, die Beyspiele kräftigen Widerstandes und kühner Verbindungen gegen despotischen Druck fremder Machthaber, sollten nicht mehr erwähnt, die Weltgeschichte sollte ihres edelsten Stoffes beraubt werden. Schon war die Zeit nah, wo jeder freye Gedanke in der Brust entschlummerte, und die Fähigkeit frey zu seyn erstarb.

*) Denket an Becker, der auf grundlosen Verdacht hin, aus seinem Hause gerauht ward!

Denn, wie ein weiser Mann richtig urtheilt, ein Volk dem nicht verstattet ist, zu sagen was es denkt, wird sich bald gewöhnen nur das zu denken, was es sagen darf. So wird jede bessere Kraft gelähmt, und diese Lähmung wird zur Natur. Die verleumdete Wahrheit entweicht, und macht der Lüge Raum; gefährliche Tugenden werden abgelegt; der verspottete Heroismus der Vaterlandsliebe schlummert ein. Dann ist die Gleichheit gemeiner Gesinnungen, die keine Besorgnisse erregen, hergestellt; und viele werden glauben gewonnen zu haben, wenn kein großes Beyspiel mehr unter ihnen hervorragt, sie zu großen Dingen mahnt, oder ihnen stillschweigend ihre Gemeinheit und Schlechtigkeit verrückt. In solchen Zeiten und unter solchen herabgewürdigten Völkern schlagen Leichtsinn und Ruchlosigkeit ihre luftigen Throne auf; und es geschieht dann, wohl, daß, von Genußgier und Ueppigkeit umringt, der Despotismus sich mit ergötzlichern Farben schmückt, als jene väterlichen Regierungen, die in dem Gefühl ihrer alten Würde der demagogischen Künste nicht bedürfen, und die strenge Tugend, den freyen Sinn und die Vaterlandsliebe ihrer Kinder nicht fürchten.

So groß war die Gefahr, die über uns schwebte, die größte, die ein edles Volk fürchten darf. Gott hat sie abgewendet. Die Freyheit ist gerettet; es ist uns wieder erlaubt, Deutsche zu seyn. Das heilige Feuer

lodert wieder auf des Vaterlands verwaisten Altären; die Liebe zum Vaterland iſt kein Hochverrath mehr; es iſt kein Verbrechen mehr, den fremden Bedrückern abhold zu ſeyn. Die Tage jener erzwungnen Feſte ſind vorüber, wo wir uns des auferlegten Joches freuen mußten; der erlogene Prunk der Heucheley hat der Wahrheit der Gefühle Platz gemacht. Das Reich der Gerechtigkeit kehrt zurück und reinigt Deutſchlands befleckten Boden. Hätte die Ungerechtigkeit obgeſiegt auf ihrem trotzigen Lauf, hätte die Hand des feilen Glücks jede Verletzung der heiligſten Rechte auf immer belohnt, hätte das große Schauſpiel, die lange Kette tragiſcher Unthaten mit einem neuen Krönungsfeſte geendigt, mit welchen Geſinnungen wäre die Menge von dem Schauplatze hinweggegangen, die, die faſt immer in dem Solde des Glückes ſteht, und die Grundſätze verleugnet, die der Erfolg nicht krönte?

Indem ſich aber die Gefahr von uns wendet, können wir mit ruhigerm Blick den mannichfaltigen Gewinn in die Augen faſſen, welchen die Vorſehung in dieſe verhängnisvollen Zeiten gelegt hat. Jene ſchimäriſche Hoffnung gottvergeſſener Demagogen, daß die Grundſätze der Gewaltthätigkeit, mit denen ſie ihr Volk bethörten und zerrütteten, den Weg um die Erde machen, alle Thronen umſtürzen und eine neue Ordnung der Dinge begründen würde, iſt, ſo nah ihre Erfüllung ſchien, auf eine wunderbare Weiſe vereitelt worden.

Der Anstoß zwar, welchen sie den Völkern Europas gegeben, hat die heftigsten Erschütterungen von den Säulen des Hercules bis zu der Wolga, von dem baltischen Meer bis zu den Cataracten des Nils fortgepflanzt; aber diese Erschütterungen sind von einer ganz andern Natur und ganz andern Resultaten gewesen, als ihre Urheber gewähnt haben. Großes Verderben haben sie erzeugt; große Verheerungen sind verbreitet worden; aber aus der Asche der zerstörten Städte ist der gerechte Muth der Völker neu auferstanden. Ein langer Friede hatte die meisten in Unthätigkeit eingewiegt; kein großes, kein gemeinsames Interesse hatte sie bewegt seit langer Zeit; sie hatten das Gefühl ihrer Kräfte, und mit ihm das Vertrauen zu sich selbst verlohren. In den Cabineten war an die Stelle dieses Vertrauens eine kalte statistische Rechenkunst getreten, die sich ohn' Unterlaß in ihren Schlüssen betrog. Mit der Politik war auch die Erziehung eine berechnende Kunst geworden, eben so zuverlässig in der Theorie, in der Ausübung eben so falsch. Ein verkehrter Cosmopolitismus, welcher, dem Dienste der Menschheit sich widmend, von den lästigen Pflichten gegen das Vaterland zu entbinden schien, sollte die Stelle des beschränkten, in Verachtung gesunkenen Patriotismus ersetzen. Schimärische Ideen einer Vollkommenheit, welche in menschlichen Einrichtungen zu keiner Zeit gefunden worden, erhitzten die Köpfe, indem sie die Herzen erkälte-

ten, und viele verbitterten sich gegen eine Wirklichkeit, in der sie wenig oder nichts von ihren Träumen wieder fanden. Die Erfahrung und ihre große Lehrerin die Geschichte wurden wenig gehört und von vielen verachtet; und je weniger der Gang der Menschheit und die Führungen Gottes beachtet wurden, desto mehr griff der Glaube an die Möglichkeit philosophisch gebildeter Staaten um sich. Was diesem Glauben entgegenstand, schien Obscurantismus, und wurde, als eine Ausgeburt bösen Willens, gehaßt. Alle Schritte der Machthaber und der Obrigkeiten wurden gemeißert, oft verspottet, und, wo man es durfte, öffentlich herabgesetzt. So drohte dem, was unauflöslich vereinigt seyn sollte, Haupt und Gliedern, eine furchtbare Trennung, indem sie verschiednen Gesetzen folgten. Der Glaube an das Haupt erlosch in den Gliedern; den Gliedern vertraute das Haupt nicht mehr. Was das Uebel zu heben bestimmt war, die Anwendung eines mühsamen und künstlichen Mechanismus in der Verwaltung der Staaten, vermehrte es noch. Diese Uebel, die in Deutschland so fühlbar waren, bedurften der Heilung; aber diese Heilung war unmöglich ohne eine Krisis, die den kranken Leib der Staaten bis an den Rand des Todes führte. Nur so konnte die Lebenskraft, nur so konnte die ewige Ueberlegenheit der moralischen Kräfte über die statistischen kund gemacht werden. Es bedurfte solcher außerordentlichen Versuche mit hochgepriesenen

Theorien, um den auf das Leere gehefteten Blick zur Erfahrung zurückzuführen; die großen Gesetze des Cosmopolitismus mußten so ausgesprochen, und von ihren Propheten so niedergetreten werden, um die Liebe des Vaterlandes und der nächsten Pflichten aus der Asche zu wecken; so tückisch mußten uns die Lehrer der Menschenrechte täuschen, damit wir, in unsrer Verlassenheit und Noth, mit neuem Vertrauen in die Arme unsrer Fürsten zurückkehrten, und mit kindlichem Sinn für sie und unter ihrem Schutz, für die Erhaltung unserer alten Rechte, unsrer Sprache und Sitten, Gut und Blut zu opfern bereit würden.

Diese Wohlthat ist auf das vollkommenste erreicht. Frankreich hat einen offenen Krieg gegen die Freyheit aller Völker geführt, und alle Völker sind gegen Frankreich aufgestanden. Es kann keinem mehr, um es von der großen, gemeinsamen Sache abzuziehn, seine Freundschaft bieten; denn es ist kund worden, daß diese Freundschaft die der Medea ist. Seine Geschenke waren das Unterpfand der Dienstbarkeit oder des Untergangs; glänzend von Ansehn, wie der Kreusa Gewand, aber verzehrenden Giftes voll. Es gab den Kindern des Vaterlandes, wie die colchische Zauberin den Töchtern des Pelias, das Schlachtmesser in die Hand, und zerstückte mit ihnen, was es zu verjüngen verhieß. Die Macht ihrer Zauber ist geendet; ihr Stab zerbrochen; auf Deutschlands Boden streut sie

ihre giftigen Kräuter nicht mehr aus. Die Zwietracht die sie erzeugt hatte, ist gelögt. Fürsten und Völker sind von Einem Willen beseelt, und dieser Verein, die Begeisterung, mit dem die Nachricht davon überall aufgenommen ward, sichert der Freyheit Bestand. Fest steht die Ueberzeugung in uns, daß keine menschliche Macht besteht, die nicht auf Sitten ruht, keine gegen den Geist und Willen eines biedern, treuen, fest vereinten Volks obsiegen kann. Diese uralte Lehre der Geschichte hat die neuste Zeit uns näher gerückt, und der Erfolg wird, wir hoffen es gewiß, diese Lehre befestigen.

Aber der Stamm dieser Einen Hofnung treibt viele herrliche Zweige. Die Gefahren des Kriegs zu verachten, seine Lasten zu dulten, hat uns der Feind gelehrt; aber mit Freudigkeit zu kämpfen für den Ruhm einer großen Sache, lehrt uns der jetzige Augenblick. Eine heilige Flamme ist in dem Busen der edeln germanischen Jugend entbrannt; der bequemen Heimath vergessend, alle Güter der Ruhe verachtend, hat sie sich auf das Schlachtfeld gestürzt, um mit ihrem Blute, wie jene heilige Schaar auf Chäroneas Ebne, die Schmach des Vaterlandes auszulöschen. Das große Beyspiel, daß Preußens Söhne unter den ungünstigsten Verhältnissen und mit dem glorreichsten Erfolge gegeben, hat alle Gemüther ergriffen; Bayerns tapfre Jugend ist nachgefolgt, und schon strömen aus allen

Provinzen von Deutschland streitbare Schaaren freywillig herzu, um an den Ufern des Rheins zu vollenden, was an der Oder unter den glücklichsten Vorbedeutungen begonnen wurde. Ein Geist, Ein Wunsch beseelt alle Völker. Alle Stände mischen sich in die Reihen der Streitenden, und tapfre Fürsten führen ihr treues Volk gegen den gemeinsamen Feind. Jede Eifersucht erlischt in der schönen Begeisterung, welche alle durchglüht. Der gemeinsame Lorbeer bindet was vormals getrennt war. Der Ruhm der Tapferkeit, forthin nicht mehr das Monopol Eines Standes, wird ein Eigenthum der Nation werden. In Deutschland, in dem Herzen Europas, wird die erste der Tugenden ihre reinsten Altäre errichten; und nicht seine größern Provinzen allein, auch die kleinern und unbedeutendern, werden durch Tapferkeit, rüstige Ausdauer und edle Großmuth ihren Antheil der Achtung zu erringen wissen.

Von einem solchen Geiste beseelt kann Deutschand nicht unterliegen; es wird herrlicher aufblühn als je; von der Bürger heiligem Blute getränkt wird die Eiche des Vaterlands frische Zweige treiben, und unter ihrem Schatten die Enkel mit stolzem und klopfendem Herzen das Gedächtniß ihrer Väter feyern. Ein Band der Treue wird alle Völker der deutschen Erde umschlingen, und sie, die jetzt Gut und Blut für Eine Sache, auf Einem Schlachtfelde opfern, werden sich

auch nach vollbrachtem Kampf, brüderlich die Hände bieten. Der Zwiespalt der Stämme wird vergessen, des alten Zwistes nicht mehr gedacht werden. Der Oesterreicher und Preuße, der Bayer und Wirtemberger, der Sachse und Rheinländer werden sich als Deutsche achten; in dem von allen gefeyerten Namen wird alle Eifersucht untergehn; wir werden ein Vaterland haben; in einer wohlgeordneten, dem Geiste germanischer Völker gemäßen Verfassung, in dem Genuße wohlbegründeter Rechte, eines sichern Besitzstands sich freuend, wird der Deutsche jede alte Tugend freudiger hegen; Gottesfurcht, Biederkeit, Treue, Mäßigkeit, Ordnung und Fleiß werden tiefer wurzeln; Wissenschaft und Kunst wird herrlicher aufblühn; und was Deutschlands Literatur gebrach, ein ernsterer Gang, größere Würde, ein fester Mittelpunkt, das wird die nächste Zeit ihr verleihn. Großer Gefahren Besiegung, wie jede mächtige Anregung sittlicher Kräfte, hat unter allen Völkern auch in den Wissenschaften Epoche gemacht.

Aber noch ist der Kampf nicht vollbracht; der niedergeworfene Antäus sammelt auf dem mütterlichen Boden neue Kraft. Wer möchte den Gedanken ertragen, daß er sich in seinem Stolze erhübe, und die Fackel der Rache über Deutschland schwänge? Daß dieses nicht geschehe, daß des Vaterlandes schöner Boden nicht schrecklicher verödet, seine Söhne nicht schmäh-

sicher als je verspottet werden, das müsse die Sorge aller, das müsse das Bestreben jedes Einzelnen seyn. Nicht träge zu harren auf des andern Entschluß, nicht die eigne Pflicht auf den Nacken des nächsten zu wälzen; sondern mit brennendem Eifer, jeder der erste, nach dem Einen Ziele zu streben, das Eine zu vollbringen, das Noth ist. Nur dann, wann die einen Leben und Blut, die andern Gut und Habe, jeder was er vermag und kann, zu dem gemeinsamen Zwecke beyträgt, nur dann ist der Sieg, nur dann ist ein sicherer Friede, nur dann ist eine glorreiche Ruhe unser.

Europa's Blicke sind auf Deutschland gerichtet.

Jünglinge Deutschlands! wie in unsrer Ahnherrn grauer Zeit die Frauen dem Kampfe ihrer Gatten theilnehmend zuschauten, und sich des Muthes erfreuten, welcher eben durch die Gegenwart der geliebten Zeugen erhöht ward, so wißt, daß auch jetzt Eure Mütter, Eure Schwestern und Bräute um Euch stehen, wenn ihr für die Freyheit kämpft, daß sie Euern Muth mit freudigen Thränen ehren, und wenn ihr fallt, Eure Gräber mit Lob und Kränzen schmücken. Die Welt und die Nachwelt blicken auf Euch. Ihr seyd die Freude der Geretteten, die Hoffnung der Unterdrückten; an Euren Muth, an Eure Beharrlichkeit wendet sich die gepeinigte Menschheit. Wenn diese blutigen Tage vorüber, wenn das Ziel Eures Kämpfens erreicht, wenn die Freyheit wieder auf den Thron erhoben, wenn

Gesetz, Sitten und Wissenschaft wieder eingesetzt ist in ihr altes Recht, wenn die freye Erde dankbar ihre entfesselten Hände wieder zum Himmel erhebt, da werdet ihr in dem Glücke der geretteten Mitwelt den Seegen der Nachwelt und den Lohn einer verdienten Unsterblichkeit ahnden.

Ihr liebt das Vaterland; ihm habt Ihr Euer Leben geweiht. Aber die Opfer, die Ihr ihm darbringt, werden Eure Liebe noch höher entflammen, und Euch noch inniger an den befreyten Boden knüpfen, der Eure Brüder und Freunde mütterlich birgt. Denn nicht sowohl das Gute, was der Mensch empfängt, als das, so er andern erzeigt, knüpft ihn an jene, und die Freude ist lebendiger in dem Wohlthäter, als die Dankbarkeit in dem Empfänger.

Viel ist, was Ihr errungen habt; nicht geringer ist, was Euch noch obliegt. Aber kein Ziel kann jetzt zu hoch für Euch seyn. Seht auf das Vaterland zurück, das, wenn Ihr weichet, nicht mehr ist.

Als einstmals die Phocenser, im Kriege mit den benachbarten Thessaliern, nach vielfältigen Niederlagen von neuem zu den Waffen griffen, und der Erfolg ungewiß war, da trugen sie alle ihre Habe zusammen, Kleider, Gold und Silber, auch die Bilder ihrer Götter, und richteten einen Holzstoß auf, den sie dreyßig Männern zu bewachen gaben. Diesen Männern aber hatten sie geboten, wenn das Heer geschlagen würde,

ihre Weiber und Kinder zu tödten, und die Leichname sammt ihrer Habe in die Flamme zu stürzen. So rückten sie gegen den übermächtigen Feind. Als sie nun handgemein wurden, da trat ihnen das Schicksal der Ihrigen vor die Augen, und daß ihre Rettung einzig an ihnen hing; und da war keine Art von tapfrer That die sie nicht vollbrachten. Die Götter, heißt es, begünstigten ihren Muth, und sie errangen den glorreichsten Sieg. Zum Danke aber sendeten sie große Geschenke an den delphischen Gott.

So hilft Gott denen, die sich selbst helfen wollen.

Aehrenlese

aus

dem Tagebuche

des

Pfarrers von Mainau.

Herausgegeben

von

Friedrich Jakobs.

Erste Sammlung.

Leipzig,
in der Dyk'schen Buchhandlung.
1823.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Jedermann kennt die Familie des alten Pfarrers in Mainau und seines würdigen Schwiegersohns; wenigstens schmeichelt sich der Herausgeber des gegenwärtigen Buches, daß es Niemand in die Hand nimmt, der nicht die Feyerabende von Mainau *) gelesen, und sich durch sie mit den liebenswürdigen Insassen jenes Pfarrhauses befreundet hat. Wer aber von unsern Lesern dieses bis jetzt zufällig verabsäumt hat, dem rathen wir aus aufrichtigem Wohlwollen es nicht länger aufzuschieben, sondern sich jenes Buch sobald als möglich anzuschaffen; wobey wir zum Voraus auf seinen Dank rechnen; so wie wir auch die Versicherung geben können, daß der überaus gefällige Verleger der Feyerabende, Herr Kirbach in Leipzig,

*) Die Feyerabende in Mainau. Herausgegeben von Friedrich Jakobs. Zwey Bände. Leipzig in der Dykschen Buchhandlung.

sich ein Vergnügen daraus machen wird, jedem, der ein Verlangen darnach hat, zu dieser Bekanntschaft zu verhelfen.

Seit der Erscheinung des zweyten Theils der Feyerabende haben sich in der Familie von Mainau einige Veränderungen zugetragen. Der Mann, der bisher ihre Seele und der eigentliche Mittelpunkt der gemeinschaftlichen Liebe war, die alle ihre Glieder gegenseitig durchströmt, der alte Grosvater, ist, nach einem kurzen Krankenlager, müde vom Leben, und von allen den Seinigen, so wie von zahlreichen Freunden und Bekannten beweint, in das Paradies der Seligen hinübergeschlummert; unser Liebling Eduard hat das Gymnasium in der Stadt bezogen, und Mathilde wartet eben daselbst ihre kränkelnde Tante. Es sind jetzt also nur noch die jüngern Geschwister zu Hause, und die Abendunterhaltungen, welche ununterbrochen fortgesetzt werden, — sie gehören einmal zur stehenden Einrichtung des Hauses — haben dadurch eine etwas andere Farbe bekommen. Die Fabeln, die Mährchen, die kleinen Erzählungen nehmen jetzt einen grössern Raum in ihnen ein; meist führt die Pfarrin das Wort, und theilt den wißbegierigen Kindern

us ihrem unerschöpflichen Vorrathe mit; und er Herausgeber der Feyerabende, der noch mmer wie sonst Alles erfährt, was sich dort egibt, hätte reichen Stoff zur Fortsetzung jenes Werkes; aber seine Freundin hat in dem Vortrage ihrer Erzählungen eine so eigenthümliche, nütterliche Anmuth und Liebenswürdigkeit, daß er durchaus verzweifelt, es ihr darinne gleich zu thun. Und so hat er es lieber ganz aufgegeben, ob er gleich öfters darum ersucht worden ist.

Nun herrscht aber in dieser Familie, wie auch hinlänglich bekannt ist, die löbliche Gewohnheit, daß sich jedes ihrer Mitglieder ein Buch hält, worin es einträgt, was es Merkwürdiges hört oder ließt oder selbst denkt. Diese Gewohnheit ist von dem Grosvater ausgegangen, und wir tragen um desto weniger Bedenken sie zu preißen, da wir sie selbst bei vielen Veranlassungen den Lesern und Leserinnen unsrer Schriften auf das nachdrücklichste, und, wie wir nicht bezweifeln, mit dem besten Erfolge empfohlen haben. Die Tagebücher des alten Grosvaters sind natürlich von Allen die reichhaltigsten, nicht nur, weil er sie die längste Reihe von Jahren fortgesetzt hat, sondern auch,

weil ihm in seinem thätigen Leben mehr begegnet ist, als vielen Andern. In seiner Jugend trieb er die Arzneikunst, und machte zu seiner Bildung manche Reisen, auf denen er mit offnen Sinnen beobachtete; und als er dieses Geschäft aufgab — aus Gründen, von denen die Feyerabende Nachricht ertheilen — und sich der Kanzel widmete, erhielt er doch immer den regen Geist in schriftlichem und mündlichem Verkehr mit den mannichfaltigsten Menschen, so wie er zu keiner Zeit aufhörte, ihn durch Lesen und Wiederlesen der besten und geistreichsten Werke aller Zeiten und Völker zu nähren. Bis an seinen Tod war er immer mittheilend, lehrhaft, gesprächig und heiter, so daß es meist nur einer geringen Aufforderung bedurfte, um die Mittheilung der Schätze, die er in sich trug, von ihm zu erhalten. Da sein Tod eine große Lücke in das Familienleben von Mainau gerissen hat, und fast kein Abend vergeht, wo man nicht die Gegenwart des theuern Greises vermißt, so wird oft Zuflucht zu seinem schriftlichen Nachlasse genommen, und indem man daraus vorließt, dadurch eine Art von Täuschung hervorgebracht, als ob man noch den Wiederhall seiner Stimme vernähme. In

der That ist Vieles in diesen Sammlungen von der Art, daß man den alten Mann zu hören glaubt. Denn so wie er sich auch in gewöhnlichem Gespräche mit einer gewissen Anmuth und Zierlichkeit ausdrückte, und die Rede — Gottes herrlichste Gabe, wie er zu sagen pflegte — auch im vertraulichen Kreise nie vernachlässigte, so schmückte er auch auf der andern Seite in dem, was er schrieb, seinen Stil nicht mehr aus, als eben unumgänglich nöthig war. Da ich nun jene Sammlungen oft in den Händen gehabt, und mich daran erbaut und erfreut habe, so hab' ich mir von den Kindern des guten Mannes die Erlaubniß erbeten, Abschriften von Einigem zu nehmen, und es, der Welt zum Besten, öffentlich bekannt zu machen. Von dieser Erlaubniß mache ich jetzt Gebrauch, indem ich treuherziger Weise voraussetze, daß das, was mir Freude gemacht hat, dieselbe Wirkung auch bey Andern haben könnte. Sollt' ich mich irren, so ist der Irrthum verzeihlich. Denn könnt' ich jedem Leser die ehrwürdige Gestalt des herrlichen Greises vor die Augen zaubern, wie sie vor den meinigen steht, seine sprechenden Mienen, sein beseeltes Aug, den Wohlklang seiner Stimme, die Wärme und

Lebendigkeit seines Gefühls, und alle die andern Eigenschaften des Geistes und Herzens, die uns ihn so theuer machten, so bin ich gewiß, daß sie, eben so wie ich, glauben würden ihn sprechen zu hören, und dann den Nachlaß seiner Gedanken lieben, und ihre fernere Mittheilung wünschen würden.

Gotha, in der Jubilate-Messe 1823.

Der Herausgeber.

1.

Ich habe in meiner Jugend ſo viel von den Fehlern und Gebrechen des Alters gehört, daß es eine Zeit gab, wo ich nichts ſehnlicher wünſchte, als nur früh genug zu ſterben, um nicht auch einmal ein ſolches Schreckbild zu werden, als einige mürriſche Greiſe meiner Vaterſtadt, auf die Jedermann mit Fingern zeigte. Mit dieſem Wunſche iſt die Jugend überhaupt ſehr ſchnell bey der Hand, wenn ihr die Zeit zu langſam geht, oder zerſtörend in ihre Luftſchlöſſer eingreift, oder wenn ihr die Zukunft mit dieſem oder jenem Geſpenſt bang macht. Ich begriff indeß bald, daß, wenn es auch nicht immer möglich ſeyn ſollte, den körperlichen Gebrechen des Alters vorzubeugen — obſchon auch hierinn Vieles möglich iſt — es doch weit vernünftiger und chriſtlicher wäre, die ſittliche Kraft aufzurufen, die Gottlob nicht ſo beſchränkt iſt, um nicht die ſittlichen Uebel, die das Alter umlagern,

durch eine fortgesetzte Erziehung bannen zu können. Wenn man freylich auf diejenigen hört, die ihre Fehler hinreichend entschuldigt zu haben glauben, wenn sie sagen: Lieber Gott, ich bin nun so! Das hängt mir von meiner Jugend an! Einen Baum, der Einmal schief gewachsen ist, bringt niemand gerade! und was dergleichen Gemeinsprüche mehr sind; so sollte man meinen, es gäbe im Leben irgend einen peremtorischen Termin, der, Einmal überschritten, alle Hofnung auf weitere Bildung und Besserung abschneide, so daß es vollkommen unnütz sey mit sich selbst zu rechnen, weil man doch immer die alten Schulden, mit sammt den wachsenden Zinsen, in das nächste Jahr übertragen müsse. — Heiliger Gott, hab' ich dann oft bey solchen Reden gedacht, hättest Du denn dem Menschen nur mit einem Wahne von Freyheit bethört, während er nur eine Maschine ist, die, Einmal eingerichtet, nur nothdürftig in dem ersten Zustande erhalten werden kann? oder kann der Mensch nur seine Werkzeuge verbessern, aber sich selbst nicht?

Jene schlaffe Ergebung an die Tyrannei der Gewohnheit, die dem Sclavensinne der Trägheit schmeichelt, ist mir immer höchst nichtswürdig erschienen, und nachdem ich in die Jünglings-

jahre getreten war, vertauſchte ich den Wunſch eines frühen Todes mit dem Vorſatze, mich auf das Alter vorzubereiten. Ich habe nicht Urſache mit dieſem Tauſche unzufrieden zu ſeyn. Meine Jahre ſind hoch geſtiegen; ich erfreue mich durch Gottes Güte einer guten Geſundheit; mit ihr hängt die Heiterkeit zuſammen, deren ich genieße; doch darf ich wohl Einiges davon auch den Bemühungen meiner frühern Jahre zuſchreiben. Es iſt hier nicht meine Abſicht, einen Plan der Erziehung für alte Leute, beſtätigt durch die Erfahrung eines Greiſes — zu Papier zu bringen; nur Eines und das Andre will ich bemerken, was ich bey meiner Selbſt-Erziehung befolgt habe, und was meinen Kindern einſt vielleicht nützlich werden kann. — Sobald ich anfing, eine ernſte Aufmerkſamkeit auf die Klagen des Alters und ſeine Mängel zu richten, glaubte ich zu finden, daß ſich bey weitem das Meiſte auf Eine Wurzel zurückführen laſſe, nemlich auf den geringen Genuß, den ihnen die Gegenwart gibt. In ſo fern dieß eine Folge geſchwächter Sinne iſt, ſcheint das Uebel freylich unheilbar; aber auch die Jugend leidet oft an geſchwächten Sinnen, und zuverläſſig ſind die Genüſſe, die uns auf dieſen Wegen zu Theil

werden, weder die reinsten, noch die lebendigsten, noch auch die einzigen. Was ist denn aber überhaupt der Genuß der Gegenwart anders, als ein Wetterleuchten, das in dem Augenblicke, wo es erscheint, auch wieder verschwunden ist? und muß nicht die Gegenwart immer erst zur Vergangenheit werden, damit sich das Gemüth ihrer bemächtigen und eine wahrhafte Freude aus ihr saugen kann? Nun gibt es aber ohne Zweifel eine Oekonomie des Genusses, wie es eine Oekonomie unsrer irdischen Habe gibt. Es steht nicht immer in unsrer Gewalt, unsrer Einnahme oder unsern Genüssen neuen Zufluß zu verschaffen; aber das, was wir haben, können wir auf Zinsen legen; und glücklicher Weise ist der Zufall, der uns in Einem Augenblicke um jeden andern Besitz bringen kann, gewiß nur in den seltensten Fällen über die von uns genossenen Freuden Herr. Diese sind unser Eigenthum, und es ist viel weiser, dünkt mich, statt immer nach neuen Freuden zu jagen — eine Jagd, die in unzähligen Fällen mislingt, und oft, statt des gehofften Genusses, Verdruß macht — die alten im Gedächtnisse fest zu halten. Ich erinnere mich von einem Manne gehört zu haben, welcher in einer dissentirenden Religionspartey aufgewach-

ſen, ihre Blüthe und Unterdrückung geſehn hatte, und nun in ſeinem Alter immer der Reihe nach alle Stellen beſuchte, wo einer ſeiner Freunde und Mitbrüder als Märtyrer der guten Sache im Kampfe geblieben war; bey welcher Gelegenheit er denn nicht unterließ, die verbleichenden und verwitternden Inſchriften auf ihren Gräbern aufzufriſchen und zu erneuern. Auf dieſelbe Weiſe hab' ich es mit den Freuden gehalten, die mir im Laufe meines Lebens zu Theil geworden ſind. Jede hat ihr Denkmal am Wege, wie die Straßen der Alten mit den Denkmälern verdienter Mitbürger eingefaßt waren, und indem ich oft zwiſchen ihnen auf und ab gehe, laß ich es nie dahin kommen, daß ſich Bild und Ueberſchrift verdunkeln. Gegen die Freude, die ich bey dieſem Geſchäfte habe, iſt die Freude des Geizigen, der ſeine Geldſtücke überzählt, eine Kleinigkeit; denn nie kann er ſeinen Schatz ſo gut verwahren, daß er nicht für ihn zu fürchten hätte; während der meinige gegen alle Gefahr vollkommen geſichert iſt. Dieſe Art von Oekonomie, bey der mir mein alter Gebrauch, über mein Leben Buch zu halten, ſehr zu Statten kömmt, erhält mich immer froh, ſo daß es mir nie einfällt zu ſagen: Ach wenn ich doch die guten Tage meiner Jugend wieder

hätte! — denn ich habe ſie noch, und ſie treten mir vor die Augen, ſo oft ich will, und beſuchen mich auch im Traume oft. So wie ich aber von der Vergangenheit nichts verlohren gehen laſſe, ſo geh' ich mit der Gegenwart nicht weniger haushälteriſch um, indem ich auch ihre kleinen Gaben dankbar in meine Blumenleſe eintrage, und ihnen ein Denkmal errichte, das ich ſpäterhin immer wieder betrachten, und, wenn es verwittern ſollte, wieder auffriſchen kann. So hoffe ich bis an mein Ende zu thun, und wenn mir die Hand des Todes das Herz zuſammendrückt, ſo wird er doch, das weiß ich gewiß, die Blüthen nicht zerſtören, welche die dankbare Erinnerung an das empfangene Gute darinn hat aufgehen laſſen.

2.

Mein Syſtem, durch ein fortgeſetztes Leben in der Vergangenheit die Gegenwart zu befruchten, und das Leben zu verlängern, indem man der Zeit ihren Raub abgewinnt, ſtimmt, fürcht' ich, mit den herrſchenden Geſinnungen der heutigen Welt nicht ſonderlich überein. Ich traf neulich, bey einem Beſuche in der Stadt, in dem Hauſe eines Freundes, der eben ſeine Frau verlohren hatte, mit einigen Verwandten deſſelben zuſammen. Solche Fälle, ſagte Einer, ein ſo plötzliches Scheiden aus der Welt und Allem dem, was ſie ergötzliches bietet, bringt Einen um alle Luſt an dem Leben. — O im Gegentheil, antwortete eine der anweſenden Frauen. Eben die Ungewißheit, in der man lebt, und die Möglichkeit eines plötzlichen Aufhörens, iſt, meines Erachtens, eine recht dringende Aufforderung, keinen Augenblick des kurzen Daſeyns ungenoſſen entfliehn zu laſſen. — Es iſt wohl wahr, erwiederte der Erſte. Wenn man nur gleich Alles ver-

geſſen könnte! Man iſt aber nicht immer Herr über ſein Gefühl. — Freylich nicht immer, verſetzte die Frau. Aber man muß ſich zerſtreuen. Ich wenigſtens halte es für meine Pflicht, in ſolchen Fällen den traurigen Bildern erſt gleichgültige, und dann heitere unterzuſchieben. Und ſo dauert es gewöhnlich nicht lange, und ich bin wieder in dem gewohnten Geleis. Man lebt nur Einmal!

Die Frau mit dieſer Lebensweisheit und Gegenwartsphiloſophie war nicht mehr jung. Die Jahre der Thorheit und des Leichtſinns lagen weit hinter ihr. Aber der Genuß war ihr Alles; und ſie kannte keinen Genuß als den des Augenblicks.

Aus dem Trauerhauſe kehrte ich in den Gaſthof zurück, und fand an der Wirthstafel einen Frankfurter Bankier meiner Bekanntſchaft. Nachdem wir uns gegenſeitig begrüßt hatten, fragte ich ihn nach den Seinigen. Denn daß er Familie habe, ſetzte ich bey einem wohlhabenden Manne, der in ſeinen beſten Jahren ſtand, voraus. Sie haben doch ohne Zweifel Frau und Kinder? fragte ich.

Gott bewahre!

Wie ſo, Gott bewahre?

Ich weiß nicht, antwortete der Kaufmann, wer einmal gesagt hat, — aber gewiß war es ein kluger Mann — der Ehestand sey eine so wichtige Sache, daß man nie lange genug darüber nachdenken könne; und über dem langen Nachdenken habe er die Zeit zum Heirathen übergangen. So denk' ich es auch zu machen.

Wie? Sie wollen gar nicht heirathen?

So lange ich bey gesunder Vernunft bleibe.

Hat denn das häusliche Glück keinen Reiz für Sie?

Das ist eine von den Waaren, die ich bis jetzt noch nicht rein und unverfälscht gefunden habe.

Aber Sie zweifeln deshalb doch nicht, daß sie wirklich zu finden ist?

Er zuckte die Achseln.

Wünschen Sie nicht Kinder zu haben, die Ihnen bey den Geschäften Hülfe leisten könnten?

An Gehülfen hat es mir noch nie gefehlt, und die, welche ich jetzt habe, kann ich fortschicken, wenn sie ihre Schuldigkeit nicht thun. Meine Kinder müßt' ich behalten, wenn sie auch noch so schlecht einschlügen.

Und wer wird einst Ihr Vermögen erben?

Glauben Sie, daß es mir, oder irgend einem Menschen an Erben fehlen wird? Das überlaß ich dem Zufall. Als ich noch in die Schule ging, wurde mir eine lateinische Sentenz eingebläut, von der der Sinn war: Ergreife den Augenblick, und kümmere Dich nicht um das, was kommen wird. — Damals verstand ich das nicht; aber späterhin leuchtete mir der Gedanke ein, und er ist vielleicht das Einzige, was ich von aller meiner Schulgelehrsamkeit noch jetzt zu brauchen weiß.

Unser Gespräch wurde an dieser Stelle durch die Ankunft einiger Studenten unterbrochen, die während der Vacanz die Gegend durchzogen. Als sie am Tische Platz genommen hatten, sagte der Wirth: Wissen Sie wohl, meine Herrn, daß der junge... (er nannte einen Nahmen, der mir entfallen ist) seit gestern Abend tod ist? — So? erwiederte der Eine von ihnen; es war zum Voraus zu sehn.

Was hat er nun von seinem unmäßigen Studiren? sagte der Andre. Wenn rechtschaffene Bursche auf dem Commers waren, huckte er über den Büchern. Sein Gang war vom Hause in's Collegium, von dem Collegium auf die Bibliothek, und so fort. Des Plunders hat er genug zusammengeschleppt. Wozu nun? Die Würmer fressen

ihn jetzt wie ein altes Buch, und fragen nichts nach dem Inhalte. — Kellner, noch eine Flasche Wein; aber guten! — Es lebe ein fideles Leben! Der Mensch lebt nur Einmal, und Bursch ist man auch nur Einmal. —

Ich war eben im Begriff, den Tisch zu verlassen, an dem es mir allmählig etwas zu laut wurde, als ein reisender Kaufmannsdiener hereintrat, auf dessen erblaßtem Gesichte der Schrecken, den er gehabt hatte, zu lesen war. Das sind schöne Geschichten! sagte er, als er sich niedergesetzt hatte, indem er die Haare aus der Stirn strich. Jesus, Maria, was hab ich da eben für einen Anblick gehabt! — Wir alle sahen ihn fragend an. — Ich kam eben, hub er an, von der Mauth beym Adler vorbey; da seh' ich Leute an der Thür versammelt, und frage, was es gibt. — Es hat sich hier wer um's Leben gebracht, antwortet Einer. Ich dränge mich durch, und komme in eine Stube über eine Stiege, die voll von Menschen war, und die Polizey mitten drunter, und Wundärzte, und Gott weiß wer Alles. Ich sah über die Köpfe weg. Was sah ich? O Jesus, in meinem Leben vergeß ich den Anblick nicht. Ein Mann und eine Frau, beyde mit zerschmetterten Hirn-

schädeln, und überall das Blut und Gehirn! Man kann nichts Schrecklicheres sehn.

Wer waren denn diese unglücklichen Menschen?

Wer sollte es seyn als der Kaufmann G. aus A. und seine Frau? Ich habe noch gestern Abend mit ihnen gegessen, und sie schienen in der besten Laune von der Welt zu seyn.

Bey diesen Worten sah der Bankier, der bis jetzt ungestört fortgegessen hatte, mit einem Ausdrucke von schreckhafter Ueberraschung in die Höh und sagte: Haben Sie den Nahmen auch recht verstanden? G. sagen Sie? aus A?

Allerdings, antwortete der Erzählende. Die Leute im Wirthshause mußten ja doch wohl seinen Nahmen wissen. Schon da ich durch A. kam, hörte ich Einiges, was mir Bedenken machte, und heut früh fielen auf dem Caffeehause auch wieder einige Worte, bey denen ich mein Theil dachte. Aber die Heiterkeit der beyden Leute von gestern machte mich doch irr.

Hier legte der Bankier seine Serviette weg, stand auf und eilte fort, ohne ein Wort zu sagen. Ich erfuhr nachher, daß er den Unglücklichen wegen Wechsel verfolgte, und an demselben Morgen seine Verhaftung betrieben hatte.

Jetzt war von Nichts als von dem unglücklichen Paare die Rede. Einige der Tischgenossen hatten sie gekannt, und ihre Erzählungen setzten die Lebensgeschichte eines leichtsinnigen Mannes zusammen, der nie an etwas anders als an den Genuß des Augenblickes gedacht hatte. Ich will das Leben genießen, war seine gewöhnliche Rede. Hol der Henker die Sorgen! Lieber eine Kugel im Hirn als eine Grille! — Diesem Grundsatze gemäß lebte er. Vom Glücke begünstigt, hätte er ohne Mühe reich und unabhängig werden können; aber in dem Verhältnisse, in welchem seine Mittel wuchsen, wuchs auch seine Genußgier. Eine Heirath mit einem liebenswürdigen und nicht unbegüterten Mädchen schien sein Glück zu krönen; aber die junge Frau war nicht weniger leichtsinnig als er, und da er sie leidenschaftlich liebte, sann er auf nichts anders als ihr Vergnügen zu machen. Das Glück wurde jetzt seiner Gunst müde und wendete sich zu Andern. Sein Credit sank schnell. Die Gläubiger wachten auf; er sah dem Augenblicke entgegen, der ihn seiner Freyheit und der Mittel des Genusses berauben sollte. Dieser Gedanke war ihm unerträglich, und es war nur allzuwahrscheinlich, daß er den furchtbaren Entschluß mit demselben Leichtsinne

gefaßt und ausgeführt hatte, der sein ganzes Leben bezeichnete. Darinn stimmten Alle überein, daß er ein guter Mann gewesen — was man eben unter lebenslustigen Leuten einen guten Mann nennt — ohne Grundsätze, aber immer heiter, voll lustiger Einfälle, nichts weniger als eigennützig, aber auch ohne große Bedenklichkeiten, wenn es darauf ankam einen guten Gewinn zu machen. —

Der Mann war ein Philosoph, sagte der Reisediener. Er hat das Leben genossen, so lange es ging; das war nicht dumm. Aber das Ende war dumm. Möchte er doch die harte Pille verschluckt haben, wenn er es nicht lassen konnte. Aber die junge, allerliebste Frau! — Sie hätte ja zehn Männer für Einen gefunden. —

Die Studenten fingen nun auch an nach ihrer Weise über die Geschichte zu philosophiren; aber auch bey ihnen kam zuletzt Alles auf den stehenden Grundsatz der neusten Lebensphilosophie hinaus, der sich mir an diesem Einen Tage schon in so mannichfaltiger Gestalt aufgedrängt hatte. Ich entfernte mich schnell, und hatte für den Rest des Tages ein Thema zum Nachdenken, das sich nicht leicht erschöpfen ließ.

3.

Unter den Gesetzen, die ich mir frühzeitig in Beziehung auf mein Alter vorgeschrieben habe, ist das „nicht jung seyn zu wollen, wenn ich alt wäre," nicht das letzte. Jedes Alter hat einen ihm angemessenen Character, und wer die verschiedenen Grenzen vermischt, macht sich wenigstens lächerlich, und gewiß immer um so mehr, je mehr Verstand und gesetzten Sinn man ihm zutrauen darf. Ein altkluger Knabe ist lächerlich; aber ein Greis, der den Jüngling spielt, wird von Glück zu sagen haben, wenn er der Verachtung entgeht. Ich habe Greise gekannt, die immer den Grundsatz im Munde führten, „Man muß nur nicht alt thun", und damit meinten den Tod hinter das Licht zu führen. In der Ausführung gestaltete sich dann jener Grundsatz so, als ob er hieße „ein alter Mann muß jung thun", und damit war aller

Geckerey und oft noch weit schlimmern Dingen Thor und Riegel geöffnet. In der Kleidung hielten sie mit der neusten Mode Schritt, oder eilten ihr noch zuvor. Sie schwärmten mit jungen Leuten, tanzten und tranken mit ihnen, und schwammen nicht sowohl mit dem Strom, als sie sich ungeschickt genug von ihm fortreißen liessen. Das Allerwidrigste aber war, wenn sie auch in leichtfertigen Reden mit der Jugend wetteiferten, und mit zahnlosem Munde freche Scherze stammelten. Leider ist Alles das sehr gemein, und man begegnet nicht seltner so jungen Greisen, als man abgelebten Jünglingen begegnet.

Was das Alter für manchen unvermeidlichen Verlust reichlich entschädigt, ist die Achtung, auf die es ein Recht hat. Dieses Rechtes begibt sich der Geck für seine Person, und bringt, so viel an ihm liegt, das Alter selbst in Miscredit. Immer möchte man einem Solchen fragen, warum er denn zu den Gebrechen des Alters ihm auch die Thorheiten der Jugend aufbürde, gegen die ihm die Natur eine Schutzwehr verliehen, und warum er die Privilegien zerreiße, die graues Haar auf einem weisen Haupte ertheilt. In einer Stadt der Schweiz zeigte man mir einen Mann dieser

Art, den sein Alter nicht abgehalten hatte, ein Mädchen zu unterhalten, das er täglich besuchte. Seine Frau hatte alles aufgeboten, um ihn zur Vernunft zurückzubringen; da aber Bitten und Vorstellungen umsonst waren, stellte sie eine Anzahl von Bettlern auf seinen Weg, die, als er zu seiner Geliebten ging, ihn anriefen: O mein guter, gnädiger alter Herr, haben Sie Mitleiden mit mir! — Bey Ihren grauen Haaren beschwör' ich Sie, schenken Sie mir Etwas! — Möge Ihnen Gott die wenigen Schritte erleichtern, die Sie noch zum Grabe zu thun haben! — Und die, denen er Etwas gab, schrien mit lauter Stimme: Gott vergelt es Ihnen an Ihren Enkeln und Urenkeln! — Tausend Segen auf Ihr graues Haupt! und dergleichen Ausrufungen mehr, die, von einer Menge von Menschen gehört und belacht, ihn zum Gespötte der Stadt gemacht hatten.

Etwas Aehnliches trug sich während meines Aufenthaltes in Paris zu. Ein alter Geck hatte sich in die Gesellschaft junger Leute gedrängt. Sie ertrugen ihn eine Zeitlang; aber wie sehr er sich auch bemühte, ihnen gleich zu kommen, so wurde er ihnen doch bald zur Last, und sie beschlossen sich seiner zu entledigen. Denn das Alter mag sich so leicht und leichtfertig machen als es will,

immer bleibt es unbehülflich, und steht mit seiner Schwerfälligkeit der Jugend im Wege. Eines Tages, wo die lustige Gesellschaft bey einem Restaurateur gegessen und sich noch lustiger getrunken hatte, fingen sie an ihren Scherz mit dem alten Herrn zu treiben, und ihren Witz gegen ihn sprühen zu lassen. Anfangs antwortete er in gleichem Ton; aber da die Menge seiner Gegner, die eine Wolke von Pfeilen auf ihn abschessen, seine Kraft schnell erschöpft hatte, sagte er: Ziemt es sich auch für so junge Herrn, einem Manne von meinen Jahren so mitzuspielen?

Dieses unglückliche Wort gab die Losung zu noch schlimmern Hohn. Mit dem Ausdrucke des größten Erstaunens sahen die jungen Leute sich an. Wie? rief einer, sollte der Herr hier alt seyn? — Unmöglich, sagte ein Andrer; er hat uns zum Besten. Lebt er nicht Tag für Tag mit der blühendsten Jugend? Besucht er nicht die leichtfertigsten Schauspielerinnen und Tänzerinnen der Oper? Würde das ein respectabler Mann thun, wie er jetzt seyn will? — Und sieh doch, sagte ein Dritter, ist wohl diese Tracht, die eines Greises? Ist sie nicht noch jugendlicher als die unsrige? Ein jüngerer Bruder von uns könnt' er eher seyn, als unser Vater. — Jedes dieser Worte steigerte

den Muthwillen. — Einer fuhr mit der Hand über seiner blonden, zierlich gelockten Perücke weg, und fragte die Andern, ob wohl Narciß schönere Haare gehabt? — Ein Andrer rieb ihm mit dem Taschentuche die geschminkten Wangen, und fragte, das abgeriebene Roth vorzeigend, ob wohl die Rosen auf Medors Angesicht schöner geblüht hätten. — So trieben sie es noch eine Weile fort. Eine Menge von Menschen versammelte sich um sie her; das Gelächter war allgemein; und als endlich der verhöhnte Greis, von Zorn außer sich, den Weg zur Thür gefunden hatte, verfolgte ihn noch lange der Hohn der Zuschauer, die nicht unterließen, diese Geschichte augenblicklich auf allen Caffeehäusern und öffentlichen Orten zu erzählen, so daß sie einige Tage die ergötzliche Unterhaltung von ganz Paris war. —

Soll sich denn aber der Greis nur an seine Zeitgenossen halten? Soll er den Umgang der Jugend fliehn? Keineswegs. Aber er soll mit ihr leben als Greis. Dann wird ihn freylich die verderbte und entartete Jugend aus dem Wege gehn; aber die gutgeartete wird ihn aufsuchen. Nirgends ist ein Greis mehr an seiner Stelle als unter Kindern und jungen Leuten, denen er ein Bild und Ueberbleibsel des verflossenen Zeitalters

ist, dessen Sitten und Thaten sie aus seinem Munde gern vernehmen. Zwey Dinge sind ihm dazu nöthig, die auch außerdem ihren Werth haben: ein heiterer Sinn und eine würdige Denkungsart. Jener theilt sich seinem Gespräche mit, wie ein blauer Himmel alle Farben der Natur belebt; diese ist die Folie des erstern. Ich will nicht, daß der Greis das jüngere Geschlecht ohn' Unterlaß belehre; dieß ist nicht der Weg, auf dem er das Meiste nützen kann. Aber wenn er so denkt, wie es seinem Alter anständig ist, so werden, ohne daß er ermahnt und predigt, seine Erzählungen und Reden immer belehrend seyn, und eben dann am Meisten wirken, wenn sie am wenigsten diese Absicht zeigen. Es ist aber gewiß schon etwas werth, wenn das Alter die Funken seines Geistes, ehe sie ganz in der Asche verglühn, in die Gemüther des aufwachsenden Geschlechtes überträgt, und mit dem Ueberreste seines Athems zur Flamme anbläßt. Ich kenne kein erfreulicheres Geschäft, und, was wohl auch in Erwägung zu kommen verdient, keines, welches das Alter auf eine würdigere Weise verjüngt.

4.

Unter den Erinnerungen aus meiner Jugendzeit steht das Andenken eines Mannes vor mir, dessen Beyspiel durch den Gegensatz als Warnung lebhaft auf mich gewirkt hat. Er war ein Mann von Geist, mannichfaltigen Erfahrungen, gebildet durch den Umgang der großen Welt, zu welcher er selbst gehörte, und frey von allem, was er Vorurtheile nannte. Vorurtheil aber hieß ihm nicht das, was wir Andern in unserer Sphäre so nennen, und als Gebrechen der Menschheit betrachten, sondern vielmehr das, worein wir unser Glück und unsre Zufriedenheit setzen. Also nichts von Glauben, nichts von Religion, und auch von Sitten nur so viel, als eben nöthig scheint, um das Band der Gesellschaft zusammenzuhalten, und auch dieses mit bedeutenden Ausnahmen für die große und vornehme Welt. Als ich zu ihm gerufen wurde, um ihm einen medicinischen Rath zu ertheilen, stand er schon in einem hohen Alter und verließ selten sein Bett; aber um sein Bett versammelte er täglich eine Gesellschaft von jungen

Officieren und Hofleuten, die ihn mit Erzählungen ihrer luſtigen Streiche und verliebten Abentheuer unterhalten mußten. Während der kurzen Zeit, in der er ſich meines Beyſtandes bediente, theilte er mir gelegentlich den Umfang deſſen mit, was er ſeine Philoſophie nannte, wovon der Haupt- und Mittel-Punkt war, daß der Tod allem menſchlichen Seyn ein Ende mache; daß man alſo erſtlich ſuchen müſſe, das Leben auf alle Weiſe zu verlängern; zweytens, daß man es ſo gut als nur immer möglich genießen müſſe. Dieſes Thema variirte er ohn' Unterlaß, und wer nicht in ſeinen Ton einfiel, den verachtete er. — Gibt es denn, ſagte er eines Tages, gar kein Beyſpiel eines Menſchen, der nicht geſtorben wäre? — Warum nicht, Excellenz? antwortete ich. Henoch, Elias. — Ach, ſagte er, das iſt der, der in dem feurigen Wagen gen Himmel gefahren iſt, und um ſeinen Mantel zu ſchonen, ihn herunter warf. Quelles bêtises! Nein, mit dieſen alten Weibermährchen iſt mir nicht gedient. Nennen Sie mir aber Einen beglaubigten Fall, und dann will ich mich überreden, daß ich der zweyte ſeyn könnte. — Ich zuckte die Achſeln. Den ewigen Juden, ſagte ich lächelnd, werden Sie auch nicht zu den beglaubigten Fällen rechnen. — O von dem hab' ich

sprechen hören, erwiederte er mit erhöhter Theilnahme. Da ich als ein junger Mensch in München war, erzählte man mir, daß sechs oder acht Jahre vorher der ewige Jude dort angekommen, und von einer großen Menge von Menschen gesehn und gesprochen worden. In die Stadt ließ man ihn nicht, aber auf einem benachbarten Berge sah er ein Crucifix mit großer Bewunderung an, und versicherte, daß es eine sprechende Aehnlichkeit mit dem Originale habe. Die Leute liefen nun dem Betrüger zu und kauften ihm seine Perlen und Edelsteine ab. Seitdem hab' ich nicht wieder von diesem Phänomene sprechen hören, das außerdem gar wohl Aufmerksamkeit verdienen würde.

Auch der Graf Saint-Germain, fuhr ich fort, rühmt sich unsterblich zu seyn.

Ich weiß es, antwortete der Kranke, und und es ist sehr wahrscheinlich, daß er geheime Kenntnisse der seltensten Art besitzt. Aber damit ist noch immer nicht erwiesen, daß er unsterblich ist.

Ich antwortete: Ich und unzählige Menschen behaupten auch unsterblich zu seyn, nur auf eine etwas andere Weise als Ihr Excellenz wollen. Sie verlangen Befreyung vom Tode, der unter vielen Umständen eine Wohlthat ist; wir erwarten

Befreyung von der Bürde des irdiſchen Lebens, um dann ein freyeres und glücklicheres Leben anzufangen. —

Oh ſi ſi done, antwortete der Kranke mit einem Geſichte, in welchem ſich Spott und Verdruß miſchten; Sie ſprechen wie ein Pfarrer, nicht wie ein Arzt. Wenn Befreyung vom Leben eine Wohlthat iſt, ſo hat der Scharfrichter größere Anſprüche auf unſre Dankbarkeit als der Arzt. Doch ich beſinne mich, die Kunſt der Aerzte iſt ja eigentlich die Kunſt, die Menſchen nach einer gelehrten Methode aus der Welt zu ſchaffen. —

Mit dieſem Sarcasmus entließ er mich, und ich wurde nicht wieder zu ihm gerufen. Er ſagte von mir, wie man mir wieder erzählt hat: Der junge Menſch wäre gut, wenn er ſich von dem Aberglauben an ſeinen Katechismus losmachen könnte.

Mit allem ſeinen ſtolzen Unglauben war dieſer Mann in beſtändiger Unruhe. Während er mit Einem Auge nach den Freuden der Welt ſchielte, beobachtete er mit dem andern den Zuſtand ſeiner Geſundheit, und belauerte jedes Anzeichen, das Beſorgniß erregte. Trat etwas der Art ein, ſo hatte das Fragen kein Ende; und ſo unglaubig er

in Rückſicht auf die Kraft der Arzneikunſt war, ſo unermüdlich war er doch die Aerzte zu plagen und ihre Kunſt in Anſpruch zu nehmen. Immer ſtand ihm das grinzende Geſpenſt des Todes vor Augen, und vergiftete, wie die Harpyien, jeden Genuß ſeines Alters mit ſeinem kalten giftigen Hauch. Er hatte ſich überredet, daß das Grab ſeinen ganzen Ueberreſt in ſich aufnehmen, und jeden Funken des Bewußtſeyns in ewiger Nacht auslöſchen würde; aber dieſer Glaube ruhte auf dem lockern Grunde eines Wunſches, dem ohn' Unterlaß die unabweislichen Anſprüche, die der Geiſt auf Unſterblichkeit macht, entgegen traten. Die Thaten ſeines Lebens waren auf das Nicht-Seyn berechnet geweſen; aber wie? wenn der Tod nur ein tiefrer Schlaf wäre, nach deſſen Vollendung das Seyn ſich in einer andern Geſtalt fortſetzte? Die Angſt, mit der ihn dieſer Gedanke verfolgte, verrieth ſich bald in der Heftigkeit, mit der er gegen den Glauben an die Fortdauer ſprach, bald in dem Hohne, womit er den Zweifel zu bannen hoffe; überhaupt aber in dem Eifer, womit er immer auf dieſen Gegenſtand zurück kam. Was half es ihm? Immer ſpottete der feindliche Zweifel ſeines Zorns und ſeiner Bannſprüche, legte ſich mit ihm nieder und ſtand mit ihm auf, und war wie ein ſchlimmer

Plagegeist immer am ersten bey der Hand, wenn er ihn am wenigsten erwartete.

5.

Mein Leben ist nicht ein Wandeln auf ebnem und gebahntem Wege, über zarten Rasen und weiche Blumen gewesen — ein solcher Traum von arcadischer Seligkeit mit lauter Sonnenschein und Frühlingstagen ist noch keinem Sterblichen zum Antheil gefallen, und möchte auch keinem heilsam seyn — ich habe Mühen aller Art erduldet; Krankheit und Schmerzen haben mich heim gesucht; mehr als Einmal hat der Engel des Todes an meinem Lager gestanden, und ich habe seine kalte Hand an meinem Herzen gefühlt; er hat mir Gattinn, Kinder und Freunde entführt; mein Herz ist zerrissen gewesen von allen Wunden, die zerstörte Freuden und getäuschte Hofnungen schlagen können; aber dennoch würde ich mich des größten Frevels schuldig machen, wenn ich über mein Loos, oder über das Loos der Menschheit überhaupt klagen wollte. Wenn in Trauer versenkt meine Seele von tiefer Nacht umgeben war;

wenn ich schon fürchtete in Sturm und Wellen unterzugehen; wenn mich Alles zu verlassen schien, und mit der Hülfe der Welt auch das Vertrauen auf meine eigne Kraft verschwunden war; so hat mich doch nie das Vertrauen auf das ewige Licht verlassen, das alle Finsterniß durchbricht, und die grausenvollste Nacht mit der Hofnung eines heitern Morgens endet. Hierdurch hab' ich über Vieles obgesiegt, was unüberwindlich schien; und nie hat mich das Unglück zu Boden geworfen, ohne daß mich der Glaube an die göttliche Hülfe zu größerer Freudigkeit aufgeweckt hätte. Wie nach einem Ungewitter das Land schöner blüht, so gewannen dann auch in meinen Augen die erstorbenen Farben des Lebens einen höhern Glanz, indem eine Ahnung der Herrlichkeit des künftigen Lebens durch meine Thränen aus den Tiefen des Gemüths sich erhob. Ich bin nicht der Meinung, daß diese Erde ein Thal des Jammers sey, ob es schon dem Verwundeten und Leidenden so scheint; aber davon mein' ich überzeugt zu seyn, daß, wie der Winter dem Lenze den Weg bereitet, so auch die innige Freude, die tiefe Liebe, die reiche Hofnung — alle diese Kinder des Paradieses und Boten eines höhern Lebens — nur in einem Boden wurzeln, den Schmerz und Thränen erweicht und bereitet haben.

In mehr als einer Beziehung iſt es wahr, was die Schrift ſagt: Es iſt beſſer einzugehn in das Haus der Trauer, als in das Haus der Freude; und wenn wir aus dem Hauſe der Freude oft nur Ermüdung und erſchlaffenden Misnuth hinwegbringen, ſo weckt die Trauer die menſchlichen Gefühle der Theilnahme und einer uneigennützigen Liebe, und führt auf das, worauf alle Weisheit ruht, auf die rechte Schätzung der hinfälligen Güter und der ſchnell verwelkenden Blüthen des Lebens. Ich habe, in meinen verſchiedenen Verhältniſſen, mehr als Einmal an dem Sterbebette des Reichen und Mächtigen geſtanden. Ich habe geſehn, wie Mancher alle ſein Gold und ſeine ganze Herrlichkeit für wenige Stunden erquickenden Schlafes gegeben hätte; wie ein Anderer auf den Dornen ſeines Lagers, von Troſt und Hofnung verlaſſen, den Tod — vormals ſein Schreckbild — jetzt als den letzten und einzigen Tröſter jammernd um Erbarmung rief. Ich habe Andere geſehn, die ſich mit der letzten Kraft ihrer Gedanken und Wünſche an das fliehende Leben anklammerten, Einige, weil ihr Herz einzig an ſeinen Gütern hing, Andre, weil ſie in dem unbekannten Lande, an deſſen Pforte ſie ſtanden, nur Furcht und Schreckniſſe für ſich erwarteten. Dieſes quälende Schauſpiel

einer fruchtlosen Reue, oder dieses feigen Jammerns um einen Tropfen von Leben, wovon ich mehr als Einmal Zeuge gewesen bin, hat immer einen tiefen und langdauernden Eindruck bey mir zurückgelassen, und mich in dem Vorsatze befestigt, mir den Tod immer nah zu denken. Durch diese Uebung bin ich auf gewisse Weise mit ihm befreundet worden; und ich setze sie fort, so wie ich im Alter vorschreite. Denn es ist nur gar zu gewöhnlich, daß die, welche in jugendlicher Schwärmerey dem Tode getrotzt oder ihn wohl gewünscht haben, im Alter vor ihm erbebten. Und was möchte ein Muth helfen, der fern vom Feinde glüht, und da, wo es Sieg gilt, erlischt? Es ist aber keineswegs die Gewöhnung an einen schrecklichen Gedanken, die zur Beruhigung hinreicht; und sie wird selbst nicht von Dauer seyn, wenn ihr nicht ein tieferer Grund und haltbare Stützen gegeben werden. Diese Stützen finden sich Gottlob. Die Hofnung eines bessern Lebens, die Erledigung von der Gebrechlichkeit einer sündhaften Natur, die Erwartung des Lichtes in den dunkeln Räumen unsrer Erkenntniß, die Nähe der göttlichen Liebe — alle diese Gedanken, die Religion und Vernunft täglich in uns aufruft, zerstreuen das Dunkel, das über dem Grabe liegt,

und können auch in ſeiner Nähe dem Gemüthe Heiterkeit und Ruhe erhalten. Ich muß noch Eines erwähnen. Der Tod hat viele meiner Freunde und die ich am meiſten geliebt, in ſeine Arme genommen, und vor mir in die Gefilde der Ruhe getragen. Sie ſind mir nicht entriſſen; und wie mich ihre Geſtalten oft in einſamen Stunden beſuchen, und meine Träume erheitern, ſo hoffe ich, daß ſie auch in der letzten Stunde den Engel begleiten werden, der mich von dannen ruft. Wie ich aber hoffe, daß mich dieſe Geliebten erwarten, um mich in ihren Kreis aufzunehmen, ſo werde ich hin wiederum nach meinem Abſcheiden auf die Ankunft derer harren, die ich hinter mir zurücklaſſen werde. Der Zwiſchenraum der Zeit kann nicht groß ſeyn.

6.

Einer der weiſen Alten hat geſagt: Nur dasjenige Alter könne auf Beyfall rechnen, das auf den Grund einer wohldurchlebten Jugend gebaut ſey; und ein Anderer: Die Jugend, wie das Alter, habe nur Ein Thema; und es ſey ſchwer, daß ein Leben harmoniſch ausgehe, das ohne Tact und Harmonie angefangen habe. —

Ein ſchlechter Wein wird durch das Alter nicht gut, und ein Menſch, der in der Zeit ſeiner Kraft genußgierig, unmäßig, ſelbſtſüchtig und anmaaßend geweſen iſt, wird ſicher als Greis nicht enthaltſam und beſcheiden werden. Ein Geſchwür, das die Jugend nicht hat heilen können, wird im Alter zu einem freſſenden Krebs; und manche Fehler, denen die Jugend einen Freypaß gibt, ja, die vielleicht für liebenswürdig gelten, werden im Alter widerwärtig. Ein Roſenbuſch iſt, wenn die Blüthen abgefallen ſind, nur ein Dornſtrauch; ein guter Baum aber trägt auch im Alter noch Früchte.

* * *

7.

Die Selbstsucht ist einem Getränke gleich, das nicht ausgegohren hat; je älter es wird, desto häßlicher ist der Bodensatz, den es zurückläßt. Wer in der Jugend nur sich liebt, kömmt im Alter bald dahin, die ganze Welt zu hassen. Er sieht mit Neid auf das jüngere Geschlecht, das sich in Freuden berauscht, die ihm versagt sind; und mit Misgunst auf diejenigen, die er für die Erben seines Ansehns und Einflusses, seiner Titel und seines Vermögens hält. Die Abneigung regierender Häupter gegen ihre wahrscheinlichen Thronerben ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung; aber auch in untergeordnete Verhältnisse schleicht sich dieselbe Gesinnung ein. Der Herzog von Richelieu lebte mit seinem Sohne, dem Herzoge von Fronsac in schlechtem Vernehmen; denn er wußte, oder glaubte, daß der Sohn höchst ungeduldig auf seinen Tod, seine Reichthümer und Titel warte. Einstmals liegt der Herzog von Fronsac an einer langwierigen

Krankheit darnieder. Der Vater besucht ihn, fragt sorgfältig nach seinem Befinden, und hört die Klagen des Sohns über große Entkräftung und Hinfälligkeit, wie es scheint, mit Theilnahme an. Nachdem er sich aber hinlänglich unterrichtet hat, geht er vor den Augen des Kranken tanzend im Zimmer auf und ab; schassirt, pirouettirt, und zeigt in allen seinen Bewegungen die Elasticität eines Körpers, der trotz seines Alters noch weit entfernt ist, seinen Platz zu verlassen und ihn seinem Sohne einzuräumen. — Nach dieser Demonstration entfernt er sich mit einem Triumphe, den er nicht verbirgt. — Solche Gesinnungen brütet die Selbstsucht im Alter aus.

Die Geschlechte der Menschen, sagt ein alter Dichter, sind den Geschlechtern der Blätter gleich. Jährlich leert der Winter den Schmuck der Bäume ab; und jährlich schüttet der Frühling sein Füllhorn von neuem über sie aus. So steigt auch das Leben der Menschen ohn' Unterlaß wie der Phönix aus seiner Asche auf. Wir haben uns der Güter des Lebens erfreut; warum sollen wir dem jüngern Geschlechte einen Besitz misgönnen, den wir nicht mehr behaupten können? Wenn das Grab unsre Ansprüche geschlossen hat, und der Trauergesang verhallt ist, so haben wir kein Recht zu schmollen,

wenn nahe und ferne Erben, so gut sie können, sich unsers Nachlasses bemächtigen.

Während des Winters, wo ich mich in Paris aufhielt, trug es sich zu, daß eine Anzahl kleiner Knaben auf dem Eise der Seine gleiteten. Ein kleiner Pastetenjunge war an ihrer Spitze, und mit dem angefüllten Korbe auf dem Kopf that er es Allen an Behendigkeit zuvor. Unglücklicher Weise kömmt er auf eine schwache Stelle. Das Eis bricht ein; der Strom reißt ihn mit sich fort; aber der breite Korb erhält sich über der engen Oefnung, die den armen Knaben verschlungen hat. Die übrigen erheben ein lautes Geschrey; Rettung zu versuchen ist unmöglich. Der nachgelassene Korb tröstet sie, und augenblicklich ist er von der schwärmenden Schaar geplündert.

Dieß ist das Bild des Lebens und der menschlichen Gesellschaft.

8.

Die romantischen Dichter erzählen von einer Quelle der Jugend (Fontaine de la Jouvance), die dem, der sich darinne badete, augenblicklich alle Gebrechen des Alters hinwegnahm. Der Weg zu dieser Quelle ist verlohren gegangen; oder sie ist vielleicht versiegt, nachdem sie, in tausend und aber tausend Arme vertheilt, den unzähligen Heilquellen der Erde ihre Kraft mitgetheilt hat. Die Wirkung ist denn nun auch dieser geschwächten Kraft angemessen; und während der alte Wunderbrunnen den abgelebten und gebückten Greis in einen blühenden Jüngling umwandelte, mag er sich jetzt glücklich preisen, wenn die heißen oder kalten Fluthen unsrer Gesundbrunnen von den tausend Gebrechlichkeiten des Alters nur die eine oder die andere hinweg nehmen, und die übrigen in ihrem zerstörenden Laufe hemmen.

Ich für meine Person bin immer der Meinung gewesen, daß die Verjüngung des Geistes

ein wichtigeres Geschäft für den Greis sey, als das mühselige Altflicken an seinem Leibe. Ich habe schon hin und wieder von den Mitteln gesprochen, deren ich mich dabei zu bedienen pflege. Hier will ich noch einige anführen.

Das Verlangen nach Ruhe liegt tief in der menschlichen Natur. Wie thätig Einer auch sey, des Schlafes kann er sich nicht erwehren, und es wird wenige Menschen geben, die sich nicht darauf freuen. Es ist daher auch etwas ganz Gewöhnliches, daß Leute, die weniger Ehrgeiz als Hang zur Bequemlichkeit haben, sich, wie sie es zu nennen pflegen, zur Ruhe setzen, und ihre Geschäfte aufgeben. Es kann Fälle geben, wo der Geist hierbey gewinnt; aber nur allzuoft ist die Ruhe, der sie sich nun erfreuen, ein süßes Gift, das sich betäubend durch die Adern ergießt, und die Ohnmacht des Alters schneller herbeyführt. Dieß ist ein Uebel, welches schwer zu vermeiden ist; ein anderes hängt damit zusammen, daß sie mürrisch werden. Der Rost hängt sich schnell an ein Werkzeug, das man nicht braucht; und in einem Hause, das Niemand bewohnt, wuchert der zerstörende Holzschwamm mit größerer Wuth. So wie der größte Theil unserer Erziehung gegen das Erbübel der Trägheit gerich-

tet seyn muß, und es keine Zeit gibt, wo man glauben darf genug gethan zu haben, um sich dieser Sirene mit gutem Gewissen in die Arme zu werfen; so muß auch das Alter diese Selbsterziehung fortsetzen, um jener Feindin alles Guten, die sich jetzt mehr als je zudrängt, den Zugang zu sperren. Ein Theil unsrer Thätigkeit hängt an unserm Körper, und sie stirbt ab, so wie das Feuer in unsern Adern erlischt; aber wie wir unsere Häuser nicht der Kälte des Winters Preiß geben, wenn die Wärme des Sommers gewichen ist, so müssen wir auch der Abnahme der körperlichen Reizmittel, der nun einmal nicht abzuhelfen ist, durch andere entgegensetzen. Wer täglich Etwas einbüßt, und nichts erwirbt, der mag so reich seyn, wie er will, er wird doch bald den Boden seiner Habe sehn; das Alter aber nimmt uns täglich Etwas; wir müssen also darauf denken, den erlittenen Verlust täglich wieder gut zu machen. Solon war schon achtzig Jahre alt, als er immer noch fortfuhr zu lernen, und Cato war ein Greis, als er sich mit Heißhunger auf die griechischen Wissenschaften warf. Diesen Beispielen muß man nachahmen, und nie glauben, man sey zu alt, um dem Geiste neue Ideen zuzuführen. Das Alter

hat einen vorherrſchenden Hang zum Geiz; und dieſer Hang, der nur eine große Verkehrtheit iſt, wenn er ſich auf das Sammeln von Schätzen richtet, kann, wie jeder natürliche Hang, durch einen verſtändigen Willen zum Guten gelenkt werden. Ich freue mich jedesmal, wenn ich höre, daß ein alter Mann mit irgend einem wiſſenſchaftlichen Zwecke ſammelt, Inſecten und Conchylien, Münzen, Kupferſtiche, ſeltene Bücher oder was ſonſt dergleichen; denn ich weiß gewiß, daß es ihm bey einer ſolchen Neigung nie an einer anſtändigen Beſchäftigung und mannichfaltigen Freuden fehlen kann. Indeſſen ſetzen Sammlungen, wie ich oben erwähnt habe, gewiſſe Verhältniſſe voraus, die nicht in der Gewalt eines jeden Menſchen ſind; aber Kenntniſſe ſammeln, ſein Wiſſen vermehren, ſeine geiſtigen Kräfte üben, das kann Jeder, und er kann es nicht bloß heute, ſondern morgen und zu jeder Zeit. So wie es keinen gewiſſeren Weg zum Verdruß und zu übler Laune gibt, als ein müßiges Brüten über nichts — was leider die Beſchäftigung vieler Menſchen iſt — ſo gibt es kein gewiſſeres Mittel zur Erhaltung eines heiteren Sinnes, als wenn man die Aufmerkſamkeit bei einem Gegenſtande von wiſſen-

schaftlichem Interesse fest zu halten weiß. Um Freude an seinen Kräften zu haben, muß man ihrer bewußt seyn: dieses Bewußtseyn aber erlangt man nur durch Anstrengung. Da aber eine fortgesetzte Anstrengung dem Alter schwer fällt, und die Aufmerksamkeit leichter erschlafft, so muß man sich durch Wechsel der Beschäftigungen zu Hülfe kommen. Es ist schon Etwas, mit Lesen und Schreiben zu wechseln, und ich rathe allen bejahrten Leuten aus einer bewährten Erfahrung, sich beym Lesen der Feder fleißig zu gebrauchen, und keinen Tag vergehn zu lassen, ohne zu schreiben; aber es ist auch nicht übel, die Beschäftigungen, welche den Geist anspannen, mit solchen zu mischen, die etwas Mechanisches an sich haben. Doch wird sich hierbey Jeder selbst die beste Methode erfinden, sobald er nur erkennt, was ihm heilsam ist. Nichts in der Welt aber kann ihm heilsamer seyn, als eine ernsthafte Beschäftigung, denn nur diese schärft den Geist, während ein schlaffes Tändeln die Zeit verzehrt, und mit ihr den frohen Muth. Glücklich der Mann, der sich früh hieran gewöhnt hat, und nur die erworbene Gewohnheit zu erhalten braucht. Newton vergaß Hunger und Durst bey der Arbeit, und Ennius

bekämpfte die Schmerzen des Podagra durch Poesie *). Man braucht aber nicht gerade ein Newton oder Ennius zu seyn, um dieselbe Erfahrung zu machen. Ein Greis, den der Tod bey der Arbeit findet, ist schwerlich je dem Unmuth zur Beute gefallen; und es ist Jedem zu rathen, wie alt er sey, sich eine Arbeit von einiger Länge vorzusetzen, selbst mit Gefahr für einen Thoren gehalten zu werden. Auch dieß ist dem Hange zum Sparen angemessen; zum Sparen der Zeit, die wohl das Kostbarste ist, was man in jedem Alter besitzt. Der Müssigang ist zu keiner Zeit lobenswerth; aber wenn die Jugend ihre Zeit verschwendet, so hat sie doch wenigstens einen Schein der Entschuldigung in der langen

*) Jedermann kennt die Geschichte des Archimedes und seinen Tod bey der Einnahme von Syracus. In das Problem vertieft, mit dem er beschäftigt war, ahnete er nichts von der Gefahr, die ihn umgab. So auch Karl der Zwölfte von Schweden. Während einer Belagerung dictirt er seinem Schreiber einen Brief von Wichtigkeit. Eine Bombe fällt auf das Haus, und bey dem Getöse entfällt der Hand des bestürzten Schreibers die Feder. — Nun was gibt's? fragt der König. — Ach, die Bombe, Ihr Majestät! — Nun was hat denn die Bombe mit meinem Briefe zu schaffen? Schreib er weiter.

Laufbahn, die sie noch vor sich zu haben hofft. Aber was kann das Alter für den Müssigang anführen?

9.

In der Sammlung meiner Bücher befindet sich etwa ein Dutzend solcher, die ich in früherer Zeit mit vorzüglicher Aufmerksamkeit gelesen, wieder gelesen und mit Bemerkungen mancher Art ausgestattet habe. Diese kleine Anzahl meiner auserwählten stillen Freunde, die ich immer von Zeit zu Zeit mit einem neuen Gesellschafter vermehrt habe, lade ich immer von neuem zu mir ein, und lasse mir von ihnen nicht nur ihre Gedanken wiederholen, sondern auch die meinigen. Es ist unglaublich, welchen Reiz diese Wiederholungen für einen alten Mann haben, der ja doch immer mehr in der Vergangenheit lebt, als in der Gegenwart; wie sie die Abnahme des Gedächtnisses hindern, indem sie gleichsam den Pflug über die flach werdenden Furchen ziehn, und den abdorrenden Stamm der Gedanken von neuem

befruchten! Nicht wenig hat es mich auch erfreut zu erfahren, daß Friedrich der Zweite denſelben Gebrauch hatte, und durch das wiederholte Leſen befreundeter Bücher ſeinen Geiſt jung erhielt.

10

Wer nur für die Gegenwart lebt, und dieſe ausgenießen will, muß ſich unabhängig zu machen wiſſen. Jedes Band, jede Rückſicht auf Andre iſt ein Hinderniß des vollen Genuſſes, wenn ſie auch nur die Beſorgniß eines Hinderniſſes erregt. Daher enthält denn auch der Verſaß, die Gegenwart zu genießen, den Grundſaß der ausgedehnteſten Selbſtſucht, die ſich mit Andern nur ſo weit verbindet, als ſie Genuß davon hat, immer bereit, auch die engſte Verbindung zu löſen, wann ſie jenen Zweck nicht mehr erfüllt. Es iſt daher kein Wunder, daß unſer genußgieriges Zeitalter immer ärmer an den großen und tugend-

haften Verbindungen wird, die der Stolz der alten Zeiten waren, wo man mehr der Zukunft als der Gegenwart lebte. Beschränken sich nicht die Freundschaften unsrer Zeit — wenn man ja dieses Wort noch gebrauchen darf — auf das Zusammenseyn am Spieltische, an der Tafel, in der Loge oder sonst einem Versammlungs-Platze! Und wie oft folgt nicht der Trauung am Altar die Ehescheidung auf dem Fuße nach! indem oft der geringste Anstoß, oder die Aussicht auf größere Unabhängigkeit und reichern Genuß ein Band lößt, das, auch ohne Rücksicht auf Religion, für das Glück und die Würde der menschlichen Gesellschaft das Allerheiligste ist.

11.

Eine Seereiſe mag noch ſo gut von Statten gehn, und das Schiff mag noch ſo gut mit allen Bedürfniſſen zur Fahrt verſehen ſeyn, ſo freut ſich doch Jeder auf das Ausruhn an einem guten Ankerplatze. Ohne ein beſtimmtes Ziel und gewiſſe Ruhepunkte wird die glücklichſte Reiſe zur Qual. Es iſt mit dem Leben eben ſo. Der friſche Wind des Glücks reicht nicht zum Glücke hin. Dieſes iſt immer an die Hofnung geknüpft, und die Hofnung an den Hafen, wo wir einſt ruhen ſollen. Von einem Hafen zum andern aber führt uns die Zeit endlich dem letzten zu, und wer nur weiß, was er will, dem iſt auch dieſer erwünſcht, ja, von Allen der erwünſchteſte.

12.

Unter die angenehmsten Erinnerungen meiner Jugend rechne ich den Umgang mit einer Freundin, die gewissermaßen eine Gespielin meiner Kindheit gewesen war. Wir liebten einander, wie sich Geschwister lieben, und ich hätte mich glücklich geschätzt, wenn sie die Gefährtin meines Lebens hätte werden wollen. Der Himmel hatte es anders beschieden, und als ich von meinen Reisen zurückkam, fand ich sie verheirathet. Dieses Ereigniß schmerzte mich anfänglich sehr, und ich wurde erst jetzt inne, daß meine Liebe tiefer gewurzelt war, als ich selbst geglaubt hatte. Es gelang mir indeß über meinen Schmerz Herr zu werden. Denn da ich mich immer mehr überzeugte, daß sie in ihrem neuen Stande vollkommen zufrieden war, und ich ihren Gatten als einen sehr verständigen, rechtschaffenen und wohlwollenden Mann kennen lernte, so würde ich geglaubt haben, mich der unverzeihlichsten Selbstsucht schuldig zu machen, wenn

ich hätte Misvergnügen darüber fühlen wollen, daß sie durch einen andern und nicht durch mich glücklich geworden war. Nachdem mich nun diese Ueberlegung und die Zeit wieder in das Gleichgewicht gebracht hatte, kam ich mit ihrem Manne in engere Verbindung, die allmählig zur Freundschaft erwuchs. Wir sahen uns oft, und da zu meiner Zeit in einem Hauswesen Alles noch gemeinschaftlich war, und die Männer nicht leicht einen Umgang pflegen, an dem sie nicht auch ihre Frauen Antheil nehmen ließen, so kam ich dadurch auch bald mit der Frau wieder auf den alten Fuß, und brachte, wenn meine Geschäfte beendigt waren, die Abende meistentheils in dieser Familie als ein ihr angehöriges Mitglied zu.

Sophie war eine gebildete Frau. Sie hatte nach der Weise jener Zeit eine gute Erziehung genossen, und besaß mannichfaltige Kenntnisse, aber noch mehr natürlichen Witz, Lebendigkeit des Geistes, einen sichern Charakter und das beste Herz von der Welt. Es gab keinen Gegenstand, der in den Gesichtskreis einer gebildeten Frau fallen kann, an dem sie nicht Antheil nahm; und da sich jeder Gedanke, den sie auffaßte, nach ächt weiblicher Weise bey ihr immer an ein Gefühl anschloß oder in ein Gefühl verwandelte, und alles

Abstracte sich ihr immer sogleich in der Gestalt einer Thatsache oder einer Begebenheit darstellte, so waren ihre Urtheile über die verwickeltesten Gegenstände des menschlichen Lebens oft auf eine überraschende Weise treffend, immer voll Eigenthümlichkeit, ohne im mindesten darauf Anspruch zu machen. Es war eine Freude sich ihr mitzutheilen, da sie immer mit Aufmerksamkeit zuhörte — eine köstliche Eigenschaft, die man bey lebhaften Frauen nicht immer antrifft — das, was sie hörte, leicht auffaßte, und fremde Gedanken fast immer in einer bessern Gestalt wiedergab. Ja, es war nichts Seltenes, daß, wenn wir Männer unser Gespräch für uns hatten, und sie mit ganz andern Dingen beschäftigt schien, sie doch oft eben den Mittelpunkt der Untersuchung mit einem einzigen Worte bezeichnete, das sie ganz leicht und wie von ohngefähr dazwischen warf. Auch die ernstesten Gespräche floh sie nicht, und ich habe sie oft vor Freude erröthen sehen, wenn bey der Untersuchung höherer Gegenstände Jemand einen Gedanken aussprach, der ihre eignen Gedanken darüber aufhellte, ihre Zweifel löste, oder sie sonst in der Tiefe ihres Herzens ergriff.

Es kam bald genug dahin, daß ich Besuchsweise fast in kein anderes Haus ging, als in

das ihrige, und kaum die Zeit erwarten konnte, wo meine Geschäfte mir verstatteten, mich an ihre Seite zu setzen. Da war es nun aber kein Wunder, daß die Stadt über dieses Verhältniß sehr verschieden urtheilte; manche die Achseln zuckten; andre lächelnd sich wunderten, daß der Mann bey unserer Freundschaft so gar kein Bedenken hätte. Nun mag es wohl seyn, daß unser früheres Verhältniß, die gegenseitige Neigung, die mit uns erwachsen war, und die zahlreichen Erinnerungen aus der frohen Jugendzeit, die in unsern Herzen schlummerten, das Interesse, das wir an einander nahmen, belebten; aber wir wußten davon nichts, so wenig als wir von den argen Vermuthungen der Welt ahneten; und weit entfernt, daß Sophiens Mann uns auf irgend eine Weise im Wege gewesen wäre, konnten wir ihn als dritten Mann gar nicht entbehren, um unser Gespräch im lebendigen Gange zu halten. Das, was uns an einander band, war etwas ganz anderes, als eine Liebe, die in den Augen wohnt; und Sophie war bey aller ihrer Lebhaftigkeit so ernst, daß mir auch nicht der Gedanke an eine Tändeley einkam. Daß unsre Gesinnungen in den wesentlichsten Dingen zusammenstimmten, und doch in

andern weniger wesentlichen sehr von einander abwichen, das erhielt unser Gespräch in beständigem Schwung, ohne je zu einer ernstlichen Entzweyung kommen zu können. Nie hab' ich sie verlassen, ohne meinen Geist lebhafter angeregt zu fühlen, entweder weil sie mein Nachdenken auf Gegenstände gerichtet hatte, die mir früher gleichgültig gewesen waren; oder weil mich ihr Widerspruch nöthigte, tiefer nach den Gründen meiner Behauptungen zu forschen, als ich wohl außerdem gethan hätte. Immer war es mir, als sey ich wirklich durch ihr Gespräch besser und verständiger geworden, indem sie, meist nur durch eine leise Zurechtweisung, oft durch eine Mine ihres ausdrucksvollen Gesichtes, ja, oft durch ein bedeutsames Schweigen mein Urtheil und meine Gefühle berichtigte. Was mir theuer und werth war, wurde es noch mehr durch ihre Beystimmung, und ihr Widerwille gegen alles Gemeine, Schlechte und Nichtswürdige bewahrte mich mehr als irgend etwas vor der indolenten Toleranz des Hassenswürdigen, die im Verkehr mit einer gemischten Gesellschaft sich nur allzuleicht des Herzens bemächtigt. Ich muß auch noch das bemerken, daß sie bey unsern oft sehr lebhaften Disputen den Gebrauch aller sophisti-

schen Mittel verschmähte, die der Witz so gern zum Nachtheil der Wahrheit misbraucht. Es war ihr aufrichtig nur um Wahrheit zu thun; so daß, wenn sie bemerkte, daß bey einem Streite die Rechthaberey den Vorsitz nahm, sie das Gespräch mit weiblicher Gewandheit auf einen andern Weg zu leiten wußte, bis das Gleichgewicht wieder gewonnen und die ruhige Stimmung wieder hergestellt war.

Diese trefliche Frau hatte das Unglück kurz nach ihrem fünften Wochenbette zu erblinden; ein Schicksal, das auch ihre Grosmutter, doch in einem weit höheren Alter, heimgesucht hatte. Sophiens Schmerz war groß; nachdem sie sich aber überzeugt hatte, daß das Uebel unheilbar sey, bot sie alle ihre Kraft auf, um über ihren Kummer obzusiegen. Ich war damals schon von ihr getrennt, und hatte sie seit mehrern Jahren nicht gesehn; doch standen wir in einem regelmäßigen Briefwechsel. Ueber ihr Unglück schrieb sie mir folgendermaaßen:

„In der Zeit, wo sich mein Erblinden durch heftige Schmerzen im Innern des Auges und durch periodische Verdunklungen ankündigte, die bald kürzer bald länger anhielten, war meine Angst oft so groß, daß ich zu verzweifeln fürch-

tete. Es war mir eben, als ob ich lebendig in mein Grab hinabsteigen müßte, und als ob die Stimmen des Lebens, die ich noch um mich her vernahm, mich höhnend erinnerten, daß ich bald nicht mehr zu ihnen gehören würde. Ich konnte während dieser Zeit nichts anders denken; Alles andere ließ mich gleichgültig; und zu der einen Angst über mein körperliches Befinden, gesellte sich jetzt eine zweyte, über die tödliche, Alles zerstörende Selbstsucht, die in mir überhand nahm. Ich gab mir Mühe mich zu beruhigen, aber ohne Erfolg; denn jeder neue Anfall, jeder vielleicht irrige Wahn von einem Zuwachse der Dunkelheit, warf mich von neuem in die Wellen, denen ich zu entfliehen bemüht war. Mit einer Begierde, die ich nicht beschreiben kann, haschte ich dann nach jedem Schimmer des Lichtes, und prüfte ohn' Unterlaß den größern oder geringern Grad seiner Wirkung auf mich; und da mir jeder dieser Versuche immer ein trostloseres Resultat gab, und ich täglich erwarten mußte, daß mir das Mittagslicht selbst zur Mitternacht werden würde, so quälte ich mich vom Morgen bis zum Abend, während meiner schlaflosen Nächte und in Träumen, und mein Herz zitterte nicht weniger als das Sonnen-

ſicht, das auf ein bewegtes Waſſer fällt. Glücklicherweiſe — denn ach! ich muß die Entſcheidung meines Schickſals ein Glück nennen, wie der Tod ein Glück iſt, wenn er eine unheilbare Krankheit hebt — glücklicherweiſe dauerte dieſer ſchreckliche Zuſtand nicht lange. Nie werde ich den 22. Mai vergeſſen — es war mein Hochzeittag, den ich jetzt zum neuntenmale feyern ſollte; ach wie ſo anders als ſonſt! — Ich erwachte nach einem erquickenden Schlaf; ich öffnete die Augenlieder, und glaubte es müßte Mitternacht ſeyn. Alles war dunkel um mich her. Da ſchlug es auf der Thurmuhr ſechs, und unmittelbar darauf an der Wanduhr. Ich fuhr erſchreckt in meinem Bette auf, rieb mir die Augen, und richtete ſie nach der Gegend des Fenſters. Ueberall dieſelbe undurchdringliche Finſterniß. Betrübt ſank ich auf mein Kiſſen zurück; ich konnte weder athmen, noch weinen; ein unbeſchreiblicher Krampf der Angſt feſſelte mein Inneres, und es war mir, als hätten ſie mich im Sarge unter die Erde verſenkt, ohne daß ich vermögend wäre ein Zeichen des Lebens von mir zu geben. Da kamen die Kinder an mein Bett, ſagten mir guten Morgen und küßten mich. Ich riß eines nach dem andern an meine

Brust, und da sie alle mich wetteifernd liebkoßten, und ich ihre Küsse und ihre kleinen Hände unterschied, und zu mir sagen konnte, das ist Mathilde, das, Malchen, und dieser hier Heinrich — da lößte sich zuerst jener schreckliche Kampf zum Schmerz auf; ich konnte weinen, und in diesen Thränen — den ersten, die ich seit langer Zeit vergießen konnte — fand ich meinen ersten Trost. —

Der Schmerz meines Mannes, fährt sie fort, war vielleicht nicht geringer als der Meinige. Schonend verbarg er ihn; aber aus seinen Tröstungen selbst brach er hervor, und der Ton seiner Stimme verrieth mir, was ich in seinen Minen nicht lesen konnte. Diese Bemerkung blieb nicht ohne Erfolg. Sie war es vielleicht, die mich zuerst aufforderte, alle meine Kräfte aufzubieten, um meine Ruhe wieder zu gewinnen, das Gemüth meines Mannes nicht immer von neuem und immer tiefer zu verwunden, und zu der Erfüllung meiner Pflichten zurückzukehren. Das Beyspiel meiner Grosmutter war mir dabey von großem Nutzen. Ich rief mir das Bild der frohen Tage zurück, die ich als Kind in ihrer Nähe genossen hatte, und ich bemerkte erst jetzt, daß der stille und heitre Sinn, den sie in ihrem

Unglücke nie verleugnete, und den ich ſonſt als eine glückliche Gabe der Natur bewundert hatte, wohl die Wirkung ihrer Ergebenheit in den göttlichen Willen geweſen ſeyn möchte. Wir Kinder hatten die Grosmutter nie anders als blind gekannt. Ihre Blindheit war für uns eine Thatſache, die, wie jede andere Eigenſchaft, mit ihrem ganzen Seyn gleichſam nothwendig zuſammenhing; und da ſie nie darüber klagte, ſo dachten wir auch nicht daran, daß ihr etwas mangelte. Sagte etwa Eines von uns: Ja, Grosmütterchen, ſiehſt Du mich denn nicht? — ſo antwortete ſie: Ich ſehe Dich in meinem Herzen, Kind! — und das war uns eben, als ob ſie uns mit den Augen ihres Leibes geſehen hätte. Das Bild dieſer ehrwürdigen Frau ſtand jetzt lebendiger als je vor meiner Seele; und da es ſich gleichſam von ſelbſt mit allen Erinnerungen an die Jahre meiner Kindheit umringte, ſo war ſchon das Anſchaun deſſelben eine Quelle des Troſtes und der Erquickung für mich. Ich habe vielleicht wenige Wohlthaten von Gott mit einer innigern und aufrichtigern Dankbarkeit empfangen, als das Gefühl dieſes Troſtes; und je mehr ich mich daran hielt, deſto mehr gewann mein Vorſatz an Kraft. Ich nahm mir nun vor, die Erwähnung meines Unglücks

auf alle Weise zu vermeiden; denn ob ich gleich in der ersten Zeit die Erinnerung daran nicht einen Augenblick verlohr, so trat sie doch bisweilen, wenn ich nicht davon sprach, in den Hintergrund meiner Gedanken; aber nie konnte ich davon sprechen, ohne das Mitleid, das ich mit meinem Zustande haben mußte, auf das allerlebhafteste anzuregen. Ohne Zweifel ist nichts zerstörender als solche Anregungen des Mitleidens mit sich selbst, die der schlaffesten Selbstsucht eine süße und eben deshalb höchst verderbliche Nahrung bieten. Während ich nun dieses vermied, bot ich zugleich alle meine Kräfte auf, um heiter zu scheinen. Anfänglich war es freylich nur der Ton meiner Stimme, der die Farbe der Heiterkeit trug; aber es ist nicht bloß die Stimmung des Gemüths, welche den Ton und die Mine eines Menschen regelt; auch die Minen und der Ton wirken auf die Stimmung des Gemüthes zurück. Der ruhigere Ton, den ich mir vorschrieb, beruhigte allmählig mein Inneres, und ich fand bald zu meiner Freude, daß die angenommene Rolle mit jedem Tage mehr in meine Natur überging. Die Gewohnheit meine Kinder um mich zu haben, die durch meine Krankheit unterbrochen worden war, wurde wieder

hergestellt, und Alles, so viel als möglich, auf den alten Fuß gesetzt, nur mit dem Unterschiede, daß ich die Aufsicht über die kleinen Kinder, ihre Arbeiten und Spiele, jetzt meiner ältesten Tochter übergab. Den Unterricht setzte ich fort, wie vorher; mein Hauswesen besorgte ich mit Hülfe einer verständigen Köchin; und da ich das Glück hatte, ein treues Stubenmädchen zu haben, die ich mir selbst nach meiner Hand erzogen hatte, so konnte ich mit der größten Sicherheit darauf rechnen, daß Alles, was das Hauswesen forderte, meinen Anordnungen gemäß und zur Zufriedenheit meines Mannes besorgt würde.

So bald ich nun Alles wieder in dem vorigen Gleis wußte, fand ich die Ergebung in mein dunkles Schicksal immer leichter, und ich ward bald zu meiner großen Beruhigung inne, daß ich die Heiterkeit nicht verlohren hatte, die nach meiner Ueberzeugung das erste Erforderniß einer Mutter und Hausfrau ist. Allmählig fing ich an, einen Ehrgeiz darein zu setzen, mich von fremder Hülfe so viel nur möglich unabhängig zu machen, indem ich außer den gewöhnlichen weiblichen Arbeiten, bey denen man zur Noth die Augen entbehren kann, auch noch manches andre besorgte, was in meinem nächsten Bereich

lag: so daß ich in kurzer Zeit in meiner Wohnstube und in den anstoßenden Zimmern einheimisch genug wurde, um Alles was ich wünschte, selbst aufzufinden, und mir auch ohne Führer Bewegung zu machen. Doch fehlte es mir daran selten, indem sich meine Kinder immer wetteifernd um die Ehre bemühten, die arme blinde Mutter zu führen, die nicht sehen könnte, wie sie sagten, und Alles bey Seite zu schieben, woran sie sich etwa stoßen könnte. — Sie wissen, daß meinem guten Manne immer die Theestunde die angenehmste Zeit des Tages war, wo er seine Geschäfte verläßt, vorließt, mit den Kindern scherzt, erzählt oder plaudert, wie es eben die Umstände mit sich bringen. In den ersten Tagen, als wir uns wieder am Theetische zusammen fanden, nahm ich an seinem Schweigen, und, wenn er sprach, an dem Tone seiner Stimme wahr, wie schmerzlich es ihm war, mich hier müßig zu sehn, und ich mußte fürchten, daß dieses Zusammensеyn, statt ihm, wie bisher, eine Aufheiterung zu gewähren, seinen Schmerz immer von neuem anregen möchte, wenn er mich nicht, wie gewöhnlich, auf meinem Platze und bey meiner Beschäftigung fände. Ich suchte es also dahin zu bringen, meinem Amte wieder vor-

stehen zu können, was so schwer nicht ist, wenn jede Sache ihren angewiesenen Platz hat; und da, wie das Sprichwort sagt, ein wenig Hülfe nie schaden kann, so stand mir Mathilde zur Seite, die meine Hand, wenn sie irren wollte, auf eine unmerkliche Weise lenkte. Diese kleine Aufmerksamkeit wurde auf das reichlichste belohnt. Nie hab' ich meinen Mann so freudig gerührt gesehn, als an dem Abend, wo er mich zum erstenmale wieder an meiner gewohnten Stelle sah. Da er meine Meinung dabey augenblicklich errieth, zog er mich an seine Brust, küßte mich, und dankte mir mit so zärtlichen Worten, wie ich kaum seit unserm Brautstande von ihm gehört hatte; und noch mehrere Tage nachher trat er nie an den Theetisch, ohne daß ich noch einen Nachklang seiner wehmüthigen Freude vernahm.

So mochten einige Monate vergangen seyn, als meine Schwester Caroline auf der Rückkehr aus dem Bade bey mir einsprach. Wir hatten uns seit einigen Jahren nicht gesehn; aber jeder ihrer Briefe drückte den peinlichen Schmerz aus, den sie um meinetwillen empfand. Es war umsonst, daß ich sie zu trösten suchte; denn nach ihrer lebhaften Weise glaubte sie ihrer Phantasie

mehr als meinen Worten, und es gab keine Art von Schrecknissen und Ungemach, die diese reizbare Phantasie nicht in das Bild einer Blinden zusammentrug. An dem Abend, wo sie unangemeldet auf ihrer Reise eintraf, saßen wir, wie gewöhnlich, um den Theetisch versammelt, und die Unterhaltung war durch die Kinder lebhaft geworden. Malchen hatte eine Geschichte erzählt, die sie am Morgen gelesen hatte, und ihr komisch-ernsthafter Vortrag hatte uns so belustigt, daß wir durcheinander sprachen und lachten; mein Mann, die Kinder und ich, und ich vielleicht am lautesten. In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür; meine Schwester trat herein, blieb aber, wie sie mir nachher erzählt haben, wie erstarrt auf der Schwelle stehn. Mein Mann eilte ihr entgegen und faßte sie bey der Hand; sie aber, ohne auf ihn zu achten, riß sich loß, und eilte auf mich loß: Sophie, Du siehst! Du bist wieder hergestellt! — Und nun fiel sie mir um den Hals, und küssend, weinend, lachend und sprechend konnte sie weder ihre eignen Gedanken ordnen, noch die Rede Andrer vernehmen. Als ihr denn aber doch zuletzt Alles verständlich gemacht worden war, und sie sich ausgeweint hatte, erzählte sie uns, sie hätte sich unserm Hause mit unbeschreiblicher Angst ge-

nähert, und kaum gewagt einzutreten. Auf der Treppe habe sie ausruhen müssen, um Athem zu schöpfen; dann habe sie sich ein Herz gefaßt, und sey mit drey Sprüngen die Treppe heraufgeeilt. Auf dem Saale habe sie wieder gelauscht, und zu ihrem Erstaunen meine Stimme gehört, so laut und lustig, wie in meinen besten Tagen, und viel frohes Getümmel noch außerdem. Da sey ihr plötzlich eingefallen, ich müßte wohl wieder zu meinem Gesichte gelangt seyn, vielleicht gerade in diesem Augenblick; und da sie mich beym Oefnen der Thür gar am Theetische und in voller Beschäftigung der Hände gesehen hätte, hätte sie an der Richtigkeit ihrer Vermuthung nicht mehr gezweifelt. — —

Meine gute Caroline verweilte einen Tag bey mir, und überzeugte sich, daß sie nicht bloß zufällig einen heitern Sonnenblick in meinem dunkeln Daseyn erhascht habe. Diese Ueberzeugung beruhigte ihre aufgeregte Phantasie, und sie betheuerte mir, daß sie erst jetzt eine günstige Wirkung von ihrer Cur erwarte. Auch auf mich hatte dieser Besuch einen sehr wohlthätigen Einfluß. Durch den glücklichen Zufall, der meine Schwester gerade in einem so frohen Augenblick in meine Arme führte, wurde der Durchgang

durch den Schmerz vermieden, der außerdem unvermeidlich gewesen wäre, und ich hatte in der That fast eben so viele Freude von ihrer Gegenwart, als ob ich sie mit den Augen meines Leibes gesehen hätte. Andre Prüfungen, welche späterhin von Zeit zu Zeit eintraten, waren leichter zu bestehn."

* * *

13.

Die Aeusserungen meiner Freundin über ihren Zustand riefen mir einige Blätter meines alten Freundes und Mitbruders, des Pfarrers in Erthal, über denselben Gegenstand in das Gedächtniß. Auch er war in seinem siebzigsten Jahre erblindet, und mit welcher Ergebung er dieses Unglück ertrug, bezeugt ein Brief an seinen zweyten Sohn, der als Kaufmann die Welt durchreißte, und von dem er nach mehrern Jahren die ersten Nachrichten erhalten hatte. Ich sendete diesen Brief meiner Freundin. Er lautet folgendermaaßen:

„Die Nachricht von Deinem Leben, mein geliebter Sohn, und Deiner Ankunft in England hat mir eine große, eine unaussprechliche Freude gemacht. Nachdem ich seit so langer Zeit keine Briefe von Dir erhalten hatte, fing ich an, dem schmerzlichen Gedanken Raum zu geben, daß Du nicht mehr unter den Lebenden seyst, und daß ich Dich erst da wieder sehen würde, wo ich alle meine Freunde, wo ich Deine selige Mutter und so viele, die mir theuer gewesen, wieder zu erblicken hoffe. Aber Gott sey gedankt! Du lebst; Du bist glücklich, und eilst über das Meer zu mir, um mich noch Einmal in Deine Arme zu schließen, ehe sich mein dunkles Auge der ewigen Klarheit öffnet."

„Ich werde Dich, geliebter Sohn, an mein väterliches Herz drücken, ich werde das Deinige an meiner Brust schlagen fühlen; aber Deine Gefühle auch in Deinen Minen zu lesen — diese Freude wird mir nicht mehr gegönnt seyn. Seit achtzehn Monaten ist die sichtbare Welt für mich untergangen, und meine Augäpfel rollen vergebens, das Licht zu suchen, das ihnen wohl Thränen entlocken, aber sie nicht mehr erfreuen kann. Doch beklage mich darum nicht zu sehr. Ich selbst klage nicht, sondern danke Gott, daß er

dieſes Geſchick, wenn es mir einmal beſchieden war, dem letzten Stadium meines Lebens zugetheilt hat; und daß die Nacht, die mir die Herrlichkeit ſeiner Schöpfung verhüllt, doch nicht das innere Licht und die Heiterkeit meines Herzens ausgelöſcht hat.“

„Als ſich die erſten Anzeichen der Verdunkelung meiner Augen einſtellten, erſchrak ich allerdings vor der Gefahr eines Unglücks, das ich immer als eines der größten, das Menſchen betreffen könnte, angeſehen hatte. Ich rief ohne Verzug die Kunſt der berühmteſten Aerzte zu Hülfe, und befolgte ihre Vorſchriften mit der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit. Ihr Bemühn war umſonſt. Das Uebel wuchs, ſtatt abzunehmen, und mit ihm meine Angſt. Nie in meinem Leben habe ich eine ſo große und anhaltende Unruhe gefühlt. Da aber Alles entſchieden war, und der letzte Schimmer aus meinen Augen wich, und Jedermann in laute Klagen über mein Schickſal ausbrach, wurde ich ſelbſt ruhiger, und fand durch Gottes Güte Kraft in mir, um diejenigen zu tröſten, die mein Unglück bejammerten. Ich habe mich immer in Geduld geübt; und dieſe Tröſterin, mit der ich auch wohl in jüngern Jahren die Pfeile des Unglücks abgewehrt hatte, wie hätte

ſie mich in meinem Alter verlaſſen ſollen, wo ſie ja faſt die einzige noch übrige Tugend iſt? Meine Heiterkeit kehrte zurück. Die Phantaſie hatte die Schreckniſſe des Unglücks zum Voraus erſchöpft; die Wirklichkeit konnte ihnen nichts hinzufügen; und ſo fing ich an, nicht nur mich in das Unvermeidliche zu fügen, ſondern auch das Gute aufzuſuchen, das mir in dieſem Zuſtande noch übrig geblieben war."

„Dieſe undurchdringliche Nacht, mein Sohn, die nur dem Morgen der Ewigkeit weichen wird, iſt nicht ohne alle Geſtirne. Jene heitern Tage, die ſich mit allen Farben des Lichtes und der Freude ſchmückten, ſind nicht für mich untergegangen; ſie gehen in meiner Seele auf, ſo oft ich ſie emporrufe, und bringen mir das verklärte Bild der Gegenden mit, in denen ich vormals gewandert; der Menſchen, mit denen ich gelebt; der Freunde, die ich geliebt habe; und die freygebige Hand der Vergangenheit erſetzt, was mir die Gegenwart verſagt. Und doch iſt auch die Gegenwart nicht immer arm. Wenn der Frühling wiederkehrt, und ſeine Sonne mich erwärmt, und ich ſeine milden balſamiſchen Düfte einathme, ſo ſteht auch ſein Bild lebendig vor meiner Seele, und dieſes Bild iſt ſchöner und

duftiger, als ich es je vorher in der Wirklichkeit sah. Wenn die Blindheit der alten Sänger, Homers und Ossians, eine Erdichtung seyn sollte, so ist sie gewiß eine der wahrscheinlichsten. Die Werkstatt der Phantasie muß still und umhüllt seyn. Aus dem Schooße der Finsterniß ging die Welt hervor; und so schafft auch der Genius nur dann mit lebendiger Kraft, wenn er den Schimmer und das Geräusch der Wirklichkeit von sich entfernt hält."

„Wenn ich aber auch von dieser Seite ganz verarmt wäre, so hängt ja doch mein Herz noch immer durch unauflösliche Banden mit der Welt zusammen. Das Unglück, mein Sohn, so ein trauriges Geschenk es zu seyn scheint, ist doch auch eine Gabe Gottes, ohne welche die menschliche Gesellschaft bald von einander fallen, und der Liebe, des Mitleids, der Dankbarkeit beraubt, nur eine Anhäufung selbstsüchtiger Wilden seyn würde. „Das Unglück, sagt der Dichter, söhnt die Menschen mit einander aus, und sie lernen sich untereinander lieben, indem sie einander beklagen müssen." Ich habe immer meine Kinder mit Zärtlichkeit geliebt; aber doch kommt es mir vor, als ob diese Zärtlichkeit seit meinem Erblinden einen Zuwachs erhalten hätte, so wie

auch meine Kinder und Freunde ſich noch mehr bemühen, mir ihre Liebe zu erkennen zu geben. Ich habe mich nie vor der Einſamkeit gefürchtet; ich habe immer die Geſellſchaft geliebt; jetzt iſt ſie mir noch erfreulicher, und die Einſamkeit iſt mir nicht läſtiger als ſonſt. Ich denke dann an die Freunde, die vor mir in die Heimath gegangen ſind, und an die Heimath ſelbſt, in die ich auch einzugehen hoffe. Die Weisheit, hat einer der Alten geſagt, iſt die Lehrerin der Kunſt zu ſterben. Nun dieſer Lehrerin bietet die Blindheit die Hand. Die Dunkelheit des Grabes wird nicht dichter ſeyn, als die meiner Augen iſt. Und jenſeits, jenſeits, mein Sohn! — Alſo keine Klagen! Aber eile in meine Arme, die ſich Dir voll Sehnſucht öffnen u. ſ. w.

* * *

14.

Um der Verwandſchaft des Inhaltes willen fügte ich ein Blatt von einem andern Freunde bey, das ſeine Entſtehung einem geſellſchaftlichen Streite über Taubheit und Blindheit verdankt. Die Meiſten hatten ſich, wenn einmal ein Uebel dieſer Art gewählt werden müßte, für die Taubheit erklärt: und die Behauptung meines Freundes, welcher die Blindheit wählte, fand nur wenige, und zweifelhafte Anhänger. Der folgende Aufſatz enthält das, was er damals für ſeine Wahl vortrug, nur etwas ausgeführter. Sophie trat ihm bey.

„Unter den dauernden Gebrechen des menſchlichen Körpers, ſagte der Freund, iſt, meiner Ueberzeugung nach, Taubheit eines der ſchrecklichſten. Die gemeine Schätzung ſcheint zwar anders zu urtheilen, und es gibt vielleicht wenige Menſchen, die ſie nicht der Blindheit vorziehen würden. Unter gewiſſen Vorausſetzungen mag

auch dieſes Urtheil Vieles für ſich haben. Aber im Allgemeinen die Blindheit ſo ohne Weiteres für das größere Uebel zu halten, ſcheint mir ein Irrthum, der ſich theils aus andern Urſachen, am meiſten aber aus der Gewohnheit erklären läßt, ſich im Urtheile durch den erſten Eindruck beſtimmen zu laſſen."

„Der Blinde findet in ſeinem Unglücke mancherley Troſt. Warum hat die Blindheit eine gewiſſe Heiligkeit? Warum dachte man ſich ſo manche Sänger und Seher des Alterthums blind? Schien nicht die Hülle der Nacht über ihr Aug gedeckt zu ſeyn, um ihnen die Richtigkeit und die verſchoſſenen Farben der Wirklichkeit wohlthätig zu verſtecken, damit ſich in ihrem umſchirmten Gemüthe eine ſchönere Welt ungehindert entfalten könnte? Indem ſich ihr Aug dem irdiſchen Lichte ſchloß, ging ein hellerer Tag in ihrer Seele auf, und dem früher durch die Gegenwart zerſtreuten und gehemmten Blicke ſchien nun der Weg in die höhern Gefilde der Phantaſie geebnet zu ſeyn. Tireſias und Thamyris, die blinden Seher, drangen in das Geheimniß der Zukunft ein, und in Homers und Oſſians Seele erleuchtete ein überirdiſcher Glanz die Thaten der Vorzeit und den Ruhm ihrer Helden. Milton,

der ſich an dieſe ehrwürdige Reihe anſchließt, obgleich ſein Aug vergebens rollte, um der Sonne Strahlen zu finden,

hört darum nicht auf

zu wallen, wo das Chor der Muſen wohnt,
An hellen Bächen, in der Haine Schatten,
Auf ſonnenreichen Hügeln. — —"

„Der Anblick des Blinden erregt überall ein zärtliches Mitleiden. Man verſammelt ſich gern um ihn, und bemüht ſich ihm ſeinen Verluſt durch erheiternde Geſpräche vergeſſen zu machen. Was iſt rührender, als der blinde Beliſar an der Hand eines Knaben! und wie oft iſt in einer Familie gerade der blinde Vater der heiterſte und geſprächigſte Geſellſchafter! Nun laſſe man den alten Mann nicht blind, ſondern taub ſeyn, und es iſt eben ſo wohl um ſeine Heiterkeit, als um die Theilnahme der Andern gethan. Der ſinnliche Eindruck entſcheidet hier, und das gefühlvollſte Herz hält Niemanden ab, wenigſtens im Stillen über ein Gebrechen zu lächeln, das den Menſchen ſcheinbarlich unverändert läßt. Was iſt auch peinlicher, als der Anblick einer Familie, die der tauben und neugierigen Hausmutter jedes Wort zuſchreit; die Ungedult von beyden Seiten; die lächerlichen oder verdrießlichen Misverſtändniſſe,

und das ewige Wiederholen derſelben Rede, die doch am Ende nur halb, oder ſchief, oder gar nicht gefaßt wird! Dieſen Unglücklichen meidet Jeder ſo lange er kann, und es bleibt ihm in ſeiner Verlaſſenheit nichts übrig, als ein dumpfes Hinbrüten über ſich ſelbſt, und im beſten Falle die Geſellſchaft der Todten.“

„Man muß nie die bezaubernde Kraft der menſchlichen Stimme gefühlt, man muß nie bemerkt haben, daß ohne ihre unendlich mannichfaltigen Modulazionen die Rede faſt ein todter Leichnam iſt; man muß nie daran gedacht haben, wie unendlich bedeutungsvoller ein einziger Ton der Empfindung iſt, als Alles, was man ſchreiben und drucken kann, um den Verluſt des Gehörs für ein kleineres Uebel zu halten, als den Verluſt des Geſichts. Was hat wohl der Taube für einen Erſatz? Nicht den mindeſten. Keine Kraft ſeiner Seele, keines ſeiner beſſern Gefühle ſtärkt ſich in ihm; und wenn die Blindheit weicher und zärtlicher macht, ſo macht die Taubheit mistrauiſch und hart. Eine trockne Selbſtſucht nimmt dann überhand; und in einem Herzen, zu dem die zarten Töne des Gefühls nicht mehr dringen, ſtirbt nur allzuſchnell das Mitgefühl ab.“

„In dem Umgange mit Menſchen büßt der Blinde nicht viel ein; man könnte wohl behaupten, daß er bisweilen gewönne. Für den Tauben ſind die Minen des Redenden nur ein ſchlechter Dollmetſcher; und der Anblick einer holden Geſtalt entſchädigt nicht für den Mangel ihrer mündlichen Mittheilung, die ſich der Taube umſonſt zu errathen quält. Ein Geſpräch gibt es nicht mehr für ihn. Wenn man ihm auch den Inhalt der Unterredung — die Ueberſchrift der Capitel, wie es Fontenelle nannte — begreiflich macht, ſo geht ihm doch eben Alles verlohren, was ein Geſpräch anziehend macht, die unerwarteten Wendungen, die raſche und treffende Gegenrede, das ganze lebendige Spiel der geiſtigen Fechtkunſt, die ſich in dem Geſpräche geiſtreicher Menſchen entwickelt, die leichten, oft unmerklichen Uebergänge, das Farbenſpiel der Töne und ihr Helldunkel. Man ſetze noch hinzu, daß ſchöne Geſtalten ſelten, gute Gedanken und Worte aber unendlich häufig ſind. Indem der Blinde dieſe vernimmt, ſchafft ſich ſeine Phantaſie mit ihrer erhöhten Regſamkeit gar leicht eine entſprechende Geſtalt. Was Jedem beym Hören eines ſchönen Geſanges begegnet, deſſen Urheberin er nicht ſieht und kennt,

daß er ſie ihrem Geſange ähnlich denkt, das begegnet dem Blinden nicht nur bey jeder melodiſchen Stimme, ſondern bey jedem ſchönen Gedanken, ja bey jedem freundlichen Wort. Alle dieſe Dinge findet man oft. Schöne Seelen in misgeſtalteten Körpern, entzückende Worte auf Lippen, die Niemand küſſen mag, ſind keine ſeltne Erſcheinung. In dieſem Falle gewinnt der Blinde offenbar, ſo wie der Taube offenbar verliehrt. Dieſer ſieht nur die Misgeſtalt, aber was ſchnell die Misgeſtalt vergeſſen macht, bleibt ihm unbemerkt. Kann man ſagen, daß ihn der Anblick der Schönheit entſchädige? Mir ſcheint es nicht ſo. Und ſieht nicht auch der Blinde mit ſeinem innern Auge die Schönheit, während er zugleich den ſie beſeelenden Geiſt vernimmt, den der unglückliche Taube kaum ahnet, und wenn er ihn ahnet, doch nie mit ſicherm Erfolge aus den Geſtalten herausdeuten wird."

„Indeß pflegen Menſchen, denen ihre Bedürfniſſe und Geſchäfte wenig Zeit zu einer freyen Mittheilung übrig laſſen, oder auch ſelbſt die Neigung dazu zerſtört haben; Gelehrte, die ihr wirkliches Leben aufopfern, um nach ihrem Tode ein metaphoriſches Leben zu führen; alle die, welche die Welt nur als einen Marktplatz und die

Menſchen als Käufer und Handelsleute betrachten — alle dieſe pflegen die Taubheit mit Reſignation zu ertragen. Für ſie wäre die Blindheit allerdings ein weit größeres Uebel; und durch die Taubheit geht ihnen nur wenig verlohren. Todte Wörter finden ſie auch in ihren Büchern: und die Art der Mittheilung, die ſie faſt allein kennen — das monologiſche Lehren und Belehren — treiben ſie eben auch fort, indem ſie Bücher ſchreiben."

„Niemand darf ſich alſo wundern, daß in dieſer Claſſe auch die Taubheit ihre Lobredner gefunden hat. Was haben die Gelehrten nicht alles gelobt! Ein Mann, der ſelbſt ſehr klug war, hat mit beredter Zunge die Narrheit geprieſen; und in den Schriften des reichſten Römers ſeiner Zeit ließt man das Lob der Armuth nicht ohne Bewunderung. Aber wir wiſſen von einem Lobredner der Taubheit, der wirklich ſelbſt taub war, und ſein Unglück einem tauben Freunde rühmt. Beyde waren Dichter, und zu ihrer Zeit mit Ruhm genannt; beyde waren Sterne des poetiſchen Siebengeſtirns, das im ſechzehnten Jahrhunderte an dem Hofe Franz des Erſten und ſeiner Nachfolger glänzte, aber wie jenes ältere in Alexandrien faſt ganz in dem Nebel der Zeiten

erloschen ist. Joachim du Bellay war dieser Panegyrist eines Gebrechens, das sich mit der poetischen Kunst am wenigsten zu vertragen scheint, dem er aber, nach dem alten Rechte der Dichter, das Verdienst zuschreibt, seinen Freund Ronsard zu einem großen Manne gemacht zu haben. Er würde vielleicht der Wahrheit näher gekommen seyn, wenn er gesagt hätte, daß Ronsard durch seine Taubheit gehindert worden, die Rauhigkeit seiner eignen Verse zu hören. Aber freylich ist das ein Glück, das noch mancher andre Dichter bey einem übrigens vollkommen gesunden physischen Gehöre genießen soll."

15.

Es kömmt mir vor, sagte Sophie eines Tages zu mir, als ob die großen und starken Characteere abnehmen müßten, so wie sich die sogenannten gesellschaftlichen Tugenden mehr ausbreiten, und einen größern Theil der menschlichen Gesellschaft umfassen. Diese sogenannten Tugenden haben einen sehr geringen sittlichen Werth, und ihr eigentliches Ziel scheint zu seyn, durch eine gewisse bequeme Duldsamkeit das, was den Genuß des Lebens stören könnte, zu entfernen. Das Einzige, was hierbey lobenswerth ist, besteht in der Mäßigung, die jene Duldung voraussetzt; aber die selbstsüchtige Quelle, aus welcher sie entspringt, nimmt wieder viel von diesem Verdienste hinweg. Es ist wahr, man hört jetzt selten von solchen monströsen Lastern, wie unsre Großmütter wohl noch gesehen hatten. Die bösen Stiefmütter, zum Beyspiel, sind fast ausgestorben, und wenn allerdings wohl manche Mutter

noch einen Unterſchied in der Liebe zwiſchen ihren eignen und den fremden Kindern macht, ſo iſt doch dieſer Unterſchied ſo gemildert, daß er durchaus den Character der Grauſamkeit verlohren hat, durch die der ſtiefmütterliche Haß ſprichwörtlich geworden iſt. Auch jener hartherzige, ſchmutzige und ruchloſe Geiz wird kaum noch angetroffen, von dem ſonſt wohl die kleinſte Stadt einige Beyſpiele aufzuweiſen hatte. Durch den immer mehr über Hand nehmenden Hang zum Genuß iſt das Gebiet des Geizes außerordentlich beſchränkt worden; und da kein Genuß ſo durch und durch ſelbſtſüchtig iſt, daß er nicht durch den einen oder den andern Theilnehmer erhöht werden ſollte, ſo hat die Genußgier eine Art von egoiſtiſcher Liberalität in Gang gebracht. So iſt es mit vielen andern Dingen, und man kann nicht leugnen, daß das Leben jetzt ein heitereres Anſehn gewonnen hat, ſo wie es ohne Zweifel um Vieles bequemer geworden iſt.

Aber eben das, fuhr meine Freundin fort, möchte auch wohl die Urſache ſeyn, daß die großen und ſtarken Charactere abnehmen. Man hat bemerkt, daß die Thiere in gebirgigen und rauhen Ländern mehr Ausdauer, Stärke und Behendigkeit beſitzen, als in ebenen Gegenden, wenn ſie

auch in den letztern schöner gestaltet und besser ausgebildet sind. Mit den Einwohnern ist es das nemliche; und wie sollte es wohl anders auf dem Gebiete des sittlichen Lebens seyn? Die Schwierigkeiten, auf die man bey dem gegenwärtigen Zustande der Cultur im gewöhnlichen Verkehr mit andern stößt, sind meist so gering, daß es weder einer großen Klugheit, noch einer besondern Kraft bedarf, um darüber obzusiegen. Das gesellschaftliche Leben hat bey weitem an den Meisten die scharfen Ecken abgeschliffen, und man geht ziemlich ohne Anstoß neben einander hin; oder wo etwa noch Einer Anstoß geben möchte, findet man leicht Mittel ihm auszuweichen. Da bleiben denn nothwendigerweise viele Kräfte ungenutzt, die vormals, wo man sich in weit engern Kreisen bewegte, und die Einzelnen sich schroffer gegenüber standen, ganz anders in Bewegung kamen. Ich kann einigermaßen aus Erfahrung sprechen. Nach dem Tode meiner Mutter wurden wir Geschwister getrennt, und mich traf das Loos einer alten Tante anvertraut zu werden. In ihrem Hause habe ich meine besten Jahre zugebracht, die aber keineswegs meine glücklichsten waren. Die Tante, nach alter strenger Sitte erzogen, hatte von dem

System höflicher Duldung, das jetzt selbst in das Verhältniß der Eltern zu den Kindern tritt, keine Ahnung. Ihr Grundsatz war, daß aus einem Menschen nichts werde, dem es in seiner Jugend nicht sauer geworden; woraus denn bey ihr als erste Maxime floß, daß man den Kindern das Leben sauer machen müsse, und als zweyte, daß man es den Mädchen doppelt sauer machen müsse. Um diese Sätze drehte sich ihr ganzes Erziehungssystem, und ich muß ihr nachrühmen, daß sie es mit Consequenz durchsetzte. Es würde unrecht seyn, wenn ich zweifeln wollte, daß sie Zuneigung zu mir fühlte; doch waren ihre Züchtigungen fast das Einzige, wodurch sich ihre Liebe kund gab; wie sie denn auch nie unterließ, jede Strafe, die sie mir auferlegte, mit dem Spruche einzuleiten, daß der Herr, wen er liebe, zu züchtigen pflege. Da ich in den ersten Zeiten Widerspruch wagte, und bey der guten Meinung, die ich von meinem Verstande hatte, mich verpflichtet glaubte, meinen Widerspruch durch Gründe zu unterstützen, mußte ich jedesmal die Demüthigung erfahren, meinen Redefluß durch ein peremtorisches Gebet des Stillschweigens gehemmt zu sehn. Wenige Dinge in der Welt haben mir eine größere Ueberwindung

gekostet, als die Beobachtung dieses Gebotes, die mir noch dadurch erschwert wurde, daß, während meine Lippen versiegelt waren, meine Ohren den Buß- und Straf-Predigten der Tante offen stehn mußten. Gewiß war das erste Jahr dieser Schule das traurigste meiner Jugend. Die Thränen, die ich in der Gegenwart der Tante zurückhalten mußte, sparte ich für die Nacht auf, und da ich mich natürlicher Weise für das unglücklichste Geschöpf auf der ganzen weiten Erde hielt, so hörte ich nicht auf, den Himmel durch meine Bitten zu bestürmen, daß er mich durch einen schleunigen Tod aus dieser Tyrannei befreyen möchte. Meine thörigten Gebete blieben unerfüllt, und da ich trotz meines Grams der besten Gesundheit genoß, so war mir sogar die Aussicht zu ihrer Erfüllung verschlossen; und so mußte ich allmählig lernen, dem was nicht zu ändern war, so viel Gutes als möglich abzugewinnen. Es waren allerdings Jahre der Prüfung — wie ja am Ende das ganze Leben ist — aber ich erkenne noch jeden Tag, daß sie mir von dem größten Nutzen gewesen sind. Die Zärtlichkeit meiner Mutter, die nach dem Tode der Grosmutter beständig kränkelte, und uns Kindern ziemlich allen Willen ließ, hatte den Grund zu einer Selbstverzärtelung in mir gelegt, die die aller-

unglücklichſte Mitgabe für die rauhen Stürme des Lebens iſt, und der ich nur dadurch entgangen bin, daß ich genöthigt war, meinen Willen ohne allen Widerſpruch einem fremden Willen unterzuordnen. Um mein Joch zu erleichtern, faßte ich endlich den herzhaften Entſchluß, das fremde Geſetz, dem ich mich unterwerfen mußte, mir ſelbſt vorzuſchreiben, und mich auf dieſe Weiſe — für's Erſte wenigſtens — mit einem Scheine innerer Freyheit ſelbſt zu täuſchen. Dieſe Kriegsliſt, wenn man es ſo nennen will, die ich gegen mich ſelbſt anwendete, erhielt meine ſittlichen Kräfte in beſtändiger Uebung, und ich wurde alle Tage mehr inne, daß ich auf dieſem Wege nicht nur den äußern Frieden gewann, ſondern, was gewiß weit wichtiger war, auch den innern Zwieſpalt löſte. Es wurde mir nun klar, daß es keine Tugend ſeyn kann, auf einem ebnen und bequemen Wege ſich in Sonnenſchein und Blüthendüften zu baden, und daß die Religion eine unbedingte Unterwerfung unter den göttlichen Willen gebiete, auf welche Weiſe er ſich auf immer ausſprechen mag. Dieſen Gedanken hielt ich feſt, und wenn ſich mein eitles Herz noch empören wollte — was nicht ſelten geſchah — ſo brachte ich es doch immer durch die Betrachtung zur Ruhe,

daß Gott dieſe Leiden nicht über mich verhängt haben würde, wenn ſie nicht zu meinem Beſten wären. Das Herz iſt gewiß, wie die Schrift ſagt, ein trotzig und verzagtes Ding; es wird im Glücke nur allzu leicht übermüthig, und wer die Gefahren eines ſolchen Uebermuthes begreift, wird, wenn er zur Beſinnung kömmt, Gott gewiß recht aufrichtig für Leiden und Demüthigungen danken, die ſeinen ſtolzen Gang hemmen, und ihn an ſeine Abhängigkeit erinnern. Auf dieſe Weiſe hat mich meine eigne Erfahrung überzeugt, daß eine ſtrenge Erziehung, — wenn ſchon nicht ganz nach dem Syſteme meiner Tante — die ſichre Grundlage des Characters, und dadurch auch eines wahren und dauerhaften Glückes iſt. Ich gewöhne meine Kinder zu einem unbedingten Gehorſam gegen meine Befehle, und breche ihren Willen ſo oft es mir nöthig ſcheint. Dennoch hängen ſie an mir mit einer Zärtlichkeit, die ich in dem Verhältniſſe mancher Familien vermißt habe, wo die Eltern nur zu leben ſcheinen, um den Willen ihrer eigenſinnigen Kinder zu thun; und ich bemerke mit großer Zufriedenheit, daß ſie ſchon anfangen zu fühlen, daß die Entſagung eines Genuſſes aus Gehorſam und Liebe eine ganz andere Befriedigung gewährt, als die ungehemmte

Stillung der Begierde. In diesem Gefühle liegt der Keim aller Sittlichkeit; aus ihm erwachsen alle Tugenden der Entsagung, der Gerechtigkeit, der Grosmuth, und überhaupt die Geringschätzung der Güter des Lebens gegen die Forderungen der Sittlichkeit und Religion; Tugenden, die wir bald nur noch im Trauerspiele bewundern werden, wenn nicht der Himmel unserm in Zärtlichkeit und Selbstsucht aufgelößtem Geschlechte, vielleicht durch hartes Unglück, eine strengere Erziehung gibt. Lange Ruhe erschlafft Körper und Geist; und wie die Menschen einmal sind, ertragen sie Unglück besser als Glück. Um das Glück zu beherrschen, muß man durchaus die Zuchtruthe einer Tante gefühlt haben.

16.

Aus einem Briefe Sophiens an ihre Schwester Caroline.

Der Tod Deines jüngsten Kindes hat mich sehr betrübt, und ich begreife Dein Gefühl, wenn Du sagst, daß Dir dieses immer blasse, immer kränkelnde Kind eben darum theurer gewesen, als Deine andern gesunden Kinder. Die Liebe unsrer Kinder wird vielleicht am meisten durch das Bedürfniß geweckt, dessen Abhülfe sie von den Eltern erwarten; die der Eltern aber weit mehr, ja vielleicht allein durch das Bedürfniß, dessen Befriedigung sie gewähren können. Eben deshalb hat das mütterliche Herz etwas vor dem väterlichen voraus, daß es die Beschwerden der Schwangerschaft und die Schmerzen der Geburt getragen hat; daß es dem hülflosen Wesen die erste Nahrung reicht und für die Erhaltung seines schwachen Daseyns wacht und bangt. Das, was die Blume der mütterlichen Liebe am schönsten nährt, sind die

Thränen des Schmerzes, die an dem Lager eines kranken Kindes geweint werden; und jene süßen der Freude, wenn nach angstvollen Tagen und schlaflos durchseufzten Nächten, die Gefahr endlich weicht, und die Mutter den blassen Liebling an ihre Brust drückt, und ausruft: Gottlob, mein Kind ist mir wiedergegeben!

Ich weiß, geliebte Caroline, daß diese Worte Deinen Schmerz und Deine Thränen erneuern werden. Meine Sorgen, wirst Du sagen, meine Nachtwachen sind vergebens gewesen. Ich kann nicht mit glücklichern Müttern ausrufen: Mein Kind ist mir wiedergegeben! Der Tod hat mich jener süßen, mit aller ihrer Qual süßen Schmerzen beraubt, und mir nur die unauslöschliche Sehnsucht nach dem Verlohrenen übrig gelassen! — Diese Klagen sind gerecht; sie sind der Ausdruck des natürlichsten und menschlichsten Gefühls; aber dennoch mußt Du ihnen ein Ziel setzen. Es ist kein blinder Zufall, noch das Werk einer feindseligen Gewalt, die Dir diese Prüfung auferlegt hatte; es ist der Wille des liebenden Vaters, der nur das Beste seiner Kinder wollen kann; es ist auch sein heiliger Wille, daß Du Dich ihm ohne Murren fügest. Dieselbe Kraft, die Du bey der Pflege Deines Kindes bis zur Erschöpfung aufge-

beten haſt, Du mußt ſie jetzt aufbieten, um den Schmerz zu ertragen, den Du über das Aufhören dieſer mütterlichen Sorgen fühlſt. Glaube mir, wenn Dein Gefühl dieſe Aufforderung in dem erſten Augenblicke zurückſtößt, ein muthiger Entſchluß vermag viel, und es iſt ein größerer Segen dabey, als bey der Nachgiebigkeit gegen den Schmerz. Deine Thränen, wenn ſie auch ohn' Unterlaß flößen, dringen nicht in das Grab, das Herz zu beleben, das einmal zu ſchlagen aufgehört hat; aber ſie betrüben Deinen Mann und Deine Kinder, und erhalten in Deinem Hauſe die düſtere Trauer, deren erſchlaffende Kraft den Keim des Guten zerſtört. Wohl iſt es wahr, daß dem mütterlichen Herzen das geſtorbene Kind das theuerſte iſt. Wer könnte dieſes Gefühl tadeln? Aber was haben die Lebenden verſchuldet, um für ihr frohes Daſeyn zu büßen? Und iſt nicht die mütterliche Liebe reich genug, um den Antheil des ihr entriſſenen Kindes auf die Lebenden überzutragen, ohne dem heiligen Andenken an das Verſtorbene etwas zu entziehen?

Wenn Du es über Dich gewinnſt, liebſte Caroline, wieder klar durch Deine Thränen und das Gewölk Deines Schmerzes zu blicken, und

ſtatt nur in das troſtloſe Dunkel des Grabes zu ſchaun, vielmehr an das zu denken, was Du Gott, Deinem Manne, Deinen Kindern und Dir ſelbſt ſchuldig biſt, ſo wirſt Du leicht eine Antwort auf die Frage finden, die Du im Uebermaaße Deiner Schmerzen aufwirfſt: Was Du denn verſchuldet habeſt, um eine ſo ſchreckliche Erfahrung zu machen? und ob es wohl einer Mutter verargt werden könne, wenn ſie bey dem Verluſte ihres liebſten Kindes die väterliche Liebe der Vorſehung vermiſſe? — Ich wüßte Vieles hierüber zu ſagen, wenn es nöthig wäre; denn ich weiß nichts zu ſagen, das Dir nicht ſelbſt beyfallen wird, ſobald Du Dich ermannſt und Dein gebeugtes Haupt wieder erhebſt. Mit dem Entſchluſſe der Ertragung wird Dir auch die Kraft dazu kommen, und bey dem erſten Blicke, den Du dann zum Himmel ſchickeſt, wirſt Du auch fühlen, daß, wenn Gott uns Laſten auflegt, er ſie auch tragen hilft. Hiermit iſt Alles geſagt. Die göttliche Weisheit iſt vollkommen gerechtfertigt, wenn ſie eine Kraft in uns gelegt hat, die dem Andrange des Unglücks und der Leiden das Gleichgewicht zu halten vermag. Und wer möchte das Daſeyn einer ſolchen Kraft ableugnen? Oder wen hat je die Hülfe Gottes in ſeiner eignen Kraft

verlaſſen, wenn er ſie in dem Glauben an Gottes Beyſtand aufgerufen hat?

Eine geiſtreiche Frau, die wir beyde ehren, ſagt irgendwo in Beziehung auf die Räthſel des Lebens und ihren dunkeln Zuſammenhang mit der Regierung der Welt: „Wenn ich in einem guten und geiſtreichen Buche eine oder die andere unverſtändliche Zeile finde, ſo erwarte ich, daß mir der Autor ſelbſt die Erklärung noch geben wird*).“

*) Worte der Frau Necker, wenn ich nicht irre. Wenigſtens ſtimmt dieſer Gedanke vollkommen mit dem überein, was ſie irgendwo an einen ihrer Freunde ſchreibt: „Wie kann ein vernünftiger Menſch es wagen, mit ſeinem Schöpfer zu ſtreiten, oder ſeine Behauptungen gegen das höchſte Weſen vertheidigen zu wollen? Der Menſch und Gott! der Unendliche und das blinde beſchränkte Weſen, das für einen Augenblick auf die Erde geworfen iſt, ohne ein beſtimmtes Gefühl, als das ſeiner Kleinheit und Schwäche! Wo iſt da eine Aehnlichkeit oder eine Analogie? Sie, mein Freund, erwähnen die Verirrungen des Aberglaubens, als ein Argument gegen die Religion. Was kümmern mich die wunderlichen Erfindungen der Menſchen? Das Bild des größten und heiligſten aller Weſen iſt in meinem Herzen; es iſt in der ganzen Natur; warum ſoll ich es in den Verirrungen einer ungeordneten Einbildungskraft aufſuchen? Wenn man das Orakel mitten in ſeinem Tempel befragen kann, nimmt man da ſeine Zuflucht zu wahrſagenden Weibern? Aber wir wollen das höchſte Weſen nicht mit unſern Fragen heimſuchen; wir wollen es anbeten, es bewundern und

Das Leben, liebste Caroline, Du weißt es so gut als ich, ist eine Offenbarung voll dunkler Götterſprüche. Wir hören die Stimme, die ſie uns zuruft; wir ſehen die Hand, die ſie an die Tafel des Lebens ſchreibt; aber ihr Sinn liegt verſchloſſen in dem dunkeln Wort. Nur das wiſſen wir, daß ihre Quelle die unendliche Weisheit iſt, die wir da, wo ſie uns unbegreiflich erſcheint, ſchweigend verehren müſſen. Es wird eine Zeit kommen, die dieſe Räthſel löſt; und ein Tag wird aufgehn, vor welchem die Finſterniß weicht. Dieſem laß uns harren in Geduld und demuthvoller Ergebenheit. Lange bleibt er ja Keinem aus. Deiner Lina leuchtet er früher als uns. Wollteſt Du deshalb hadern mit Gott? — — —

---

ihm gehorchen; dann werden wir bald die Antwort auf alle unſere Einwürfe haben, oder vielmehr wir werden zu glücklich und zu weiſe ſeyn, um irgend einen Einwurf gegen den göttlichen Willen zu machen."

17.

Vor einiger Zeit trug es sich zu, daß in Mainau mehrere Kinder in den ersten Monaten ihres Lebens starben. Es war viel die Rede in der Familie von diesen Ereignissen, von der Unzulänglichkeit der Heilmittel und der Betrübniß der Eltern. Was nur aus diesen Kindern wird? sagte Eduard eines Abends, als dieses Gespräch im Gange war. Das Leben auf Erden ist doch eine Vorbereitung auf das Leben in der andern Welt; und der Vater sagte neulich, da vom Selbstmorde die Rede war, der Mensch sey wie eine Frucht, die erst dann abgenommen werde, wenn sie zur Reife gekommen sey. Das ist von alten Leuten gewiß wahr; aber was soll man von den Kindern denken, die so unreif abfallen? Wie kann die kurze Zeit ihres Lebens eine Vorbereitung zur Ewigkeit seyn, da sie ja noch nicht einmal den Gebrauch ihrer Sinne, geschweige denn den Gebrauch ihres Geistes haben? Ich begreife das ganz und gar nicht.

Es ist wahr, fiel Mathilde ein; ich habe daran noch nie gedacht. Aber ich glaube, daß Eduard Recht hat. Man begreift gar nichts davon. Was meinst Du, liebes Mutterchen, was wohl aus den Kindern wird, die so frühzeitig sterben?

Ich weiß es nicht, Kind, antwortete die Mutter; aber ich glaube, daß Gott für sie sorgt, wie für uns Alle, und daß, wenn er sie so früh von der Erde wegnimmt, er auch dabey seine väterlichen Absichten haben wird.

Das ist recht gut, erwiederte Mathilde; aber recht beruhigt es mich nicht. Ich möchte mehr darüber wissen. Der Grosvater könnt' es uns wohl sagen, setzte sie mit bittendem Tone, nach mir sich wendend, hinzu.

Liebes Kind, antwortete ich, ich weiß darüber gerade nicht mehr, als deine Mutter.

Aber ich, fiel Marianne mit schlauer Mine ein.

Du? fragten die Geschwister lächelnd. — Und woher ist Dir diese Weisheit gekommen? setzte die Mutter hinzu.

Ich habe sie vom letzten Jahrmarkte mitgebracht, antwortete Marianne scherzend. Als ich da bey der Tante in der Stadt war, und es so

ganz entsetzlich regnete, daß man keinen Schritt vor die Thür setzen und nicht einmal zum Fenster hinaussehn konnte, störte ich überall nach Zeitvertreib umher. Da fand ich ein Buch in schwarzem Corduan gebunden, mit goldnem Schnitte, wie ein Gesangbuch; aber es war kein Gesangbuch; doch standen mancherley erbauliche Sachen darinn. Was mir aber am meisten gefiel, war ein Kapitel mit der Ueberschrift: Wie es den Kindern im Himmel geht. Daraus hab' ich nun Alles erfahren, und da ich so viele Zeit übrig hatte, setzte ich mich hin, und schrieb das, was mir am besten gefiel, in mein Tagebuch ab.

O das muß ich auch lesen! rief Mathilde.

Laß es uns doch hören, sagte die Mutter.

Und Marianne ging, holte ihr Tagebuch und las, wie folgt:

„Einige sind der Meinung, daß nur diejenigen Kinder in den Himmel kommen, welche getauft, und durch die Taufe in den Glauben der Kirche eingeweiht sind. Diese Meinung hat keinen Grund. Denn die Taufe ist nicht das, was irgend einem Menschen den Glauben oder den Himmel verschafft, sondern sie ist nur ein

Zeichen, daß der, welcher in der Gemeinschaft der Kirche gebohren ist, die Mittel der Wiedergeburt besitzt. Man darf also nicht zweifeln, daß jedes Kind, wenn es stirbt, es mag getauft oder nicht getauft, von frommen oder nicht frommen Eltern gebohren seyn, dem Herrn angenehm ist, und der göttlichen Vorschrift gemäß von den Engeln erzogen wird."

Das ist sehr schön, sagte Eduard. Wenn man nur gewiß wüßte — —

O es ist gewiß so, rief Marianne. Höre nur weiter. Das Buch weiß Alles ganz genau.

„Die Engel bilden das Kind zu guten Gefühlen, und durch diese zur Erkenntniß der Wahrheit; und wenn es zu Verstand und Weisheit gelangt ist, wird es in den Himmel eingeführt und ein Engel."

„Alle die, so als Kinder sterben, kommen auch als Kinder in die andre Welt, mit eben so kindischem Gemüthe, gleicher Unschuld in der Unwissenheit, gleicher Zartheit in allen Dingen, jungen Pflanzen vergleichbar, die zu Engeln aufwachsen sollen. Denn die Kinder sind nicht sofort Engel, sondern nur auf dem Wege Engel zu werden, indem sich Jeder bey seinem Eintritte in die andre Welt in eben dem Zustande

befindet, in welchem er die Erde verlassen hat; aber kurze Zeit darauf ändert sich derselbe um. Doch hat der Zustand der Kinder den Vorzug vor andern, daß er der Zustand der Unschuld ist, und daß das wirkliche Böse durch ihre freye Einwilligung noch nicht Wurzel in ihnen geschlagen hat, daher sie denn für alles himmlische Gute empfänglicher sind. Denn Unschuld ist das eigentliche Gefäß der Wahrheit, des Glaubens und der Güter der Liebe."

„Sobald nun die Kinder vom Tode erstanden sind, was unmittelbar nach ihrem Abscheiden geschieht, werden sie solchen weiblichen Engeln anvertraut, die, während ihres Erdenlebens eine vorzügliche Zärtlichkeit gegen Kinder gehegt und auch Gott vorzüglich geliebt haben. Denn diese nehmen dann, von jener mütterlichen Zärtlichkeit erfüllt, die gestorbenen Kinder wie eigene an, und die Kinder ihrer Seits lieben sie wie eigene Mütter, und jede nimmt deren so viele unter ihre Obhut, als ihre Liebe verlangt."

Ach, rief Mathilde, so werden doch die armen Kinder nicht ohne Mutter seyn. Zwar ist es nicht die eigne Mutter — aber diese kannten sie ja kaum. Wahrhaftig, das ist überaus tröstlich! Denn recht innig konnt' ich mich be-

trüben, wenn ich dachte, die Kinder mögen wohl alle Herrlichkeit im Himmel haben; aber sie haben keine Mutter! Nun aber, werd' ich mich weit weniger betrüben. —

Marianne las weiter: „Jetzt wollen wir nun kürzlich anzeigen, wie die Kinder im Himmel erzogen werden. Erstlich lernen sie sprechen. Ihre ersten Aeußerungen sind nur eine Art herzlichen Lallens, welches allmählig, so wie ihre Seele Ideen empfängt, deutlicher wird. Die erfreulichen Gegenstände, von denen sie umgeben sind, bemächtigen sich ihrer Neigungen, die insgesammt aus der Unschuld stammen, zuerst; und da diese Gegenstände geistigen Ursprungs sind, so dienen die Neigungen dazu, solche himmlische Dinge in sich aufzunehmen, die den Geist öffnen und seine Fähigkeiten erweitern."

Nach Vollendung ihres ersten Alters kommen sie in einen andern Himmel, wo sie wiederum von Engeln unterrichtet, und zu einer höhern Stufe von Vollkommenheit gebracht werden. Zuerst werden sie durch schöne Gleichnisse und Sinnbilder, die ihrer Fassungskraft angemessen sind, belehrt, und so allmählig zu der Weisheit hinaufgeleitet, deren Wesen Güte ist."

„Es ist ein Irrthum, zu glauben, daß Kinder unter den Engeln immer Kinder bleiben. Sobald sie hinlänglich an Verstand und Weisheit gewachsen sind, werden sie Engel, und erscheinen dann nicht länger als Kinder, sondern als Erwachsene. Auf dem Alter der Blüthe bleiben sie stehn.“

„Das Gefäß aller himmlischen guten Dinge ist Unschuld. Da nun die Kinder in ihrer Unschuld von der Erde hinweggenommen werden, so erwacht in ihnen schneller und sicherer, als in den Lebenden, eine unverfälschte Neigung zur Wahrheit und zum Guten. Und da sie so reine und gute Lehrer haben, so gelangen sie schneller zur Weisheit, als bey der besten Erziehung auf Erden möglich ist.“ —

Ach mein Gott, rief Mathilde, man möchte ja ordentlich wünschen als Kind zu sterben, ehe man etwas Böses gethan hat, und sich vor dem Tode fürchten muß. Aber woher, liebster Grosvater, mag der Mann, der dieses geschrieben hat, das Alles genommen haben? —

Aus seinem Herzen, ohne Zweifel, antwortete ich. Es sind die Wünsche eines lieben-

den Gemüthes, und es ist zu hoffen, daß die göttliche Güte diese Hofnungen nicht täuscht, sondern sie auf diese oder eine ähnliche Weise erfüllt.

* * *

18.

Es gibt wohl wenige Menschen, die nicht gern eine oder die andere Geschichte wiederholen, der sie ein vorzügliches Interesse beylegen; entweder weil sie selbst darinn eine ausgezeichnete Rolle spielen; oder weil sie sich schmeicheln, sie gut zu erzählen. Es gilt dieß aber auch von einzelnen Gedanken, Bemerkungen und Wendungen. Haben die Gedanken sich einmal an einen gewissen Gang gewöhnt, so bildet sich ein Geleis, in welchem sie ganz bequem fortgleiten; so daß man bey Menschen, die nicht auf sich achten, bey jeder Wendung des Gesprächs mit ziemlicher Gewißheit das Ziel bezeichnen kann, bey welchem sie anlangen werden. Ich habe Leute gekannt, bey denen ein bestimmtes Wort ohn-

fehlbar diese oder jene bestimmte Erinnerung weckte, und die dann jedesmal mit derselben Reflexion, demselben Citat und demselben Geschichtchen bey der Hand waren. Es waren dieß oft recht gescheute und kenntnißreiche Leute, die aber nicht gelernt hatten auf sich Acht zu haben, oder zu schwach waren, den Reizungen der Gewohnheit Widerstand zu thun. Auch in diesem Falle, wie in tausend andern, sind die Menschen das Spielwerk ihrer Eitelkeit, die sie zu Handlungen verleitet, die ihren Zwecke entgegenlaufen.

Ich kehrte einstmals auf einer Reise, die ich mit einigen Freunden machte, bey einem wackern Schulmanne ein, mit dem ich seit mehrern Jahren in einiger Verbindung stand. Ihn selbst traf ich nicht zu Hause, aber seine Frau. Wir hatten kaum die ersten Grüsse gewechselt, als die Frau mit verklärtem Gesichte anhub: Aber wissen Sie wohl, was uns in diesen Tagen für ein Glück wiederfahren ist? — Nun, erzählen Sie doch, damit ich mich auch darüber freuen kann. — Wir gingen am Sonntag Morgen im Hofgarten spazieren, mein Mann und ich. Nun standen wir eben ganz nah an der Thür des neuen Lustschlosses, in das Nie-

mand ohne besondere Erlaubniß gehen darf; beyde in unsern besten Sonntagskleidern; da kam die Prinzessin heraus. Wir verneigten uns, wie natürlich, sehr ehrerbietig, und hatten das Glück ihre Augen auf uns zu ziehn. Sie mochte wohl auch von meinem Manne gehört haben; und so blieb sie stehn, lächelte uns sehr huldreich an, und fragte meinen Mann, ob wir schon das Innere des Lusthauses gesehen hätten. Wir antworteten, dieses Glück wäre uns noch nicht zu Theil geworden. — Ey, da lassen Sie sich doch herumführen, sagte die gnädige Prinzessin, und gab zugleich einem ihrer Diener einen Wink. Der führte uns denn herum, und wir bekamen alle die Herrlichkeiten zu sehn. Und nachdem wir Alles bewundert hatten, wollte mein Mann dem Bedienten einen halben Gulden in die Hand drücken; aber er nahm es durchaus nicht; und da mein Mann in ihn drang, sagte er: Ihro Hoheit würden es übel nehmen. Da war denn nichts weiter zu thun. — Aber was sagen Sie zu aller der Gnade? —

Ich nahm, wie billig, an dem Glücke der guten Frau den lebhaftesten Antheil, und ließ mir gern gefallen, von Zeit zu Zeit noch einige nachträgliche Bemerkungen und Berichtigungen

anzuhören. Kurz darauf kam ihr Mann aus der Schule zurück. Sein Gesicht war noch heiterer als gewöhnlich, und so freundlich sein Empfang immer gewesen, diesesmal war er wärmer als je. Mit meinen Begleitern machte er sich nicht mehr zu schaffen, als die Höflichkeit forderte, überließ sie dann seiner Frau, und zog mich bey Seite in das Fenster. Wissen Sie wohl, sagte er, was für ein Glück uns in diesen Tagen zu Theil geworden ist? — Sie meinen mit der Prinzessin? antwortete ich. Ihre Frau hat es mir eben erzählt. — So, erwiederte er, hat sie es Ihnen erzählt? Nun, da will ich es Ihnen noch Einmal erzählen. — Und nun kam das wichtige Ereigniß noch Einmal ziemlich mit den nemlichen Worten zum Vorschein.

Und nie bin ich seitdem bey diesen wackern Leuten eingekehrt, ohne dieselbe Geschichte — diesen Lichtpunkt ihres einförmigen Lebens — bald im Ganzen, bald in einzelnen Bruchstücken, in ausführlicher Erzählung, oder in bedeutenden Anspielungen zu vernehmen. Bisweilen kam ich dem geheimen Wunsche, wenn ich ihn bemerkte, zu Hülfe; außerdem aber wußte der gute Mann das Gespräch so zu lenken, daß es für die unvergeßliche Geschichte irgend eine Handhabe bot;

und erſt, wenn er damit zu Stande gekommen war, kam er in ſein ruhiges Geleis zurück. Solche Anregung einer unſchuldigen und gutmüthigen Eitelkeit ſind wie die kleinen Splitter, die ſich Einem bisweilen unter die Haut ſchieben, und zwar nicht ſchmerzen, aber doch keine Ruhe laſſen, bis man ſie gefunden und ausgezogen hat.

Eines Tages, wo ich den wackern Mann beſuchte, fand ich ihn anders als gewöhnlich. Ich hatte ihn immer nur heiter geſehn, und zwar in jener unzerſtörbaren Heiterkeit, die das ganze Geſicht des Menſchen zu ihrem Spiegel hat, vorzüglich aber auf der glatten und hohen Stirn, in dem hellen Aug und auf den freundlichen Lippen ſitzt. Auf dem Angeſicht ſolcher Menſchen ſteht ihre ganze Seele geſchrieben, und man ſieht durch ihre Augen bis in die Tiefe ihres Herzens, wo auch wieder Alles ſo ſelig und ſonnig iſt, wie auf der Oberfläche. Ich ſagte ihm auch deshalb eines Tages, daß er mir ordentlich ein Bild von der ungeſtörten Seligkeit eines Epikuräiſchen Gottes wäre, und zugleich eine Widerlegung der gottesläſterlichen Meinung, daß ſich die Götter, um der Erhaltung ihrer Ruhe willen, um nichts bekümmerten. Denn der Mann hat auch ſeine Geſchäfte, wie Andre, und mehr; erſtlich, als

Subconrector seine Classe, die er nach Pflicht und Gewissen in bester Ordnung hielt; dann die Verwaltung und Berechnung der Schulgelder, wo er oft mit dem Cantor seine Noth hatte, der ein etwas hochfahrender Mann war, und besser mit Noten als mit Ziffern rechnen konnte; endlich die Redaction eines Intelligenz-Blättchens, das den Einwohnern des Städtchens wöchentlich Einmal die neusten Neuigkeiten bekannt machte, und auf dessen zweckmäßige Einrichtung er sich nicht wenig zu Gute that. Aber trotz aller dieser mannichfaltigen Beschäftigungen war es immer Sonnenschein bey ihm. Deshalb gefiel ihm auch mein Gedanke so sehr, daß er ihn seiner nächsten Schulrede zum Grunde legte, indem er dem Epikur scharf zu Leibe ging, und auf das gründlichste bewieß, daß, so gut ein Gelehrter sein Schulamt und wohl noch manche andre Geschäfte nebenbey mit ungetrübter Heiterkeit verwalten könne, ja, eigentlich durch seine redliche Arbeitsamkeit erst recht heiter gemacht werde — wobey er einige Fingerzeige gab, deren Deutung auf den Redner nicht schwer fiel — Gott auch die Welt gar wohl ohne Störung seiner Seligkeit regieren könne. —

Trotz dieser glücklichen Disposition fand ich doch, wie gesagt, meinen heitern Freund eines

Tages ganz verſtimmt, und es war ſichtbar, daß er ſich Mühe geben mußte, nur einen Schein von frohen Muth aufzubringen. Ich forſchte, ſo weit es mit Beſcheidenheit geſchehen konnte, nach der Urſache der Verſtimmung; aber Alles, was ich ihm entlocken konnte, war das Eingeſtändniß, daß ihn etwas beunruhige, worüber er doch hoffe in Kurzem Herr zu werden. Nach Verlauf einiger Zeit erfuhr ich die Sache, wie ſie war, aber nicht durch ihn.

Der Subconrector hatte einen ältern Halbbruder, einen Landwirth, der in allen Stücken ſein Widerſpiel war. Von Kindheit an hatte er ihm Verdruß aller Art zugefügt, und ihn ſpäterhin durch mancherley Ränke um den größten Theil des väterlichen Erbes gebracht. Bey dem beſten Willen war mit dem widerwärtigen Manne kein Friede zu halten; denn die Nachgibigen hielt er für Pinſel, und meinte dadurch ein Recht zu haben, ſie zu drücken und zu bevortheilen. Mitten im tiefſten Frieden überfiel er ſeinen Bruder mit einem Streit, wozu er die Veranlaſſung vom Zaune brach, und wobey immer der gutmüthige Subconrector die Hand zur Verſöhnung bot, und auſſer dem Schaden auch den Spott trug. Seit einer Reihe von Jahren waren ſie getrennt, und

der Oeconom rieb ſich an ſeinen Nachbarn, da er ſich an dem entfernten Bruder nicht mehr reiben konnte. Das ging nun ſo lange als es ging. Plötzlich aber lieſt der Subconrector, daß über ſeinem Bruder ein Concurs ausgebrochen ſey. Sogleich regt ſich ſein gutes Herz. Er zieht auf der Stelle Erkundigungen ein, und hört zu ſeinem größten Schrecken, daß ſein Bruder in Gefahr ſey mit allen den Seinigen an den Bettelſtab zu kommen. Und dieſe Nachricht hatte er gerade an dem Tage bekommen, wo ich ihn ſo ungewöhnlich beunruhigt fand.

Sich lange mit einer Sorge zu ſchleppen, dazu war der gute Subconrector nicht gemacht. Wenn es nicht anders war, griff er herzhaft in die Dornen und zerdrückte ſie, und machte ſich auch aus einigen Schmerzen nichts, wenn er nur dann ſeinen Weg wieder ungeſtört fortſetzen konnte. So that er auch jetzt. Den Mann in der Noth ſtecken zu laſſen, das konnt' er nun einmal nicht; der Mann war ſein Bruder; und dieſes einzige Wort ließ durchaus keine der Ausflüchte aufkommen, mit denen er ſich vor der Welt gar leicht hätte durchhelfen können. Er hat es nicht um mich verdient; konnte er ſagen. Er hat meine Gutmüthigkeit mehr als Einmal gemißbraucht! —

Ich bin kein reicher Mann; soll ich mich denn ganz bloß geben, und vielleicht nur neuen Undank einernten? — Ich werde alt, und muß den Nothpfennig für die hülflosen Tage zusammen halten. — Das Alles hätte er sagen können und noch Vieles andere dazu; aber er sagte es nicht, sondern beschloß kurz und gut ohne weiteres Ueberlegen dem Bruder zu helfen.

Einige der Einreden, die er gegen seinen Entschluß hätte machen können, und nicht machte, brachte seine Frau gegen ihn vor, obgleich mit großer Bescheidenheit. Ich will nichts gegen Ihren Willen einwenden, sagte sie (sie nannte ihren Mann Sie, wie viele Frauen zu meiner Zeit); es ist das Ihrige; Sie können damit nach Gutdünken schalten. Aber wir könnten ja selbst einmal in Noth kommen; wer wird uns dann helfen? — Der Subconrector antwortete nichts; aber wie er mit dem Gesichte nach dem Fenster stand, reckte er die Hand empor, und zeigte nach dem Himmel. — Ich weiß wohl, antwortete die Frau auf diese ausdrucksvolle Gebehrde, ich weiß wohl, daß man immer auf Gott vertrauen soll; aber Gott thut keine Wunder. Wenn Sie älter werden, und Ihr Amt vielleicht nicht mehr verwalten können; oder wenn

ich tod bin, und Sie krank darnieder liegen, und vielleicht Mangel leiden an Allem, und dann in Ihrer Noth denken müſſen: Ich könnt' es jetzt beſſer haben — womit wollen Sie ſich dann tröſten? — Da legte der Subconrector die Hand auf die Bruſt, und ſah wieder zum Himmel, und ſagte nichts als die Worte: Mit meiner guten Abſicht. — Die Augen der Frau aber füllten ſich mit Thränen, und ſie ſagte: Nun, ſo folgen Sie denn Ihrem Herzen. Ich weiß ja doch, daß das, was Sie wollen, immer das Beſte iſt.

Jetzt erſt wurde dem guten Manne recht leicht um's Herz, da er die Frau auf ſeiner Seite hatte, und er rückte nun getroſt mit ſeinem Operations-Plane vor. Ich will noch Einmal mit dem Bruder Heinrich theilen, ſagte er. Die Schrift fordert ja noch mehr als das. Denn da heißt es: Und ſo Jemand mit Dir rechten will, und Deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel. Und heißt es nicht auch: Gehe hin, verkaufe was Du haſt, und gib's dem Armen; ſo wirſt Du einen Schatz im Himmel haben?

Und ſo that er wirklich. Er hatte einen Garten, den er ſelbſt angelegt hatte, und der

seine ganze Freude war, und eine Baumschule darinn, und viel herrliches Blumen- und Küchen-Werk. Er nannte ihn sein Elysium, und es verging nicht leicht ein Tag, selbst im Winter, wo er ihn nicht besuchte. Von diesem verkaufte er — nur für seinen Bruder konnte er das thun — die größere Hälfte an einen reichen Nachbar, der ihm längst darum angelegen hatte, und behielt sich nur den Blumengarten und das Sommerstübchen darin. Das Gemüß und Obst, sagte er, können wir ja künftig auf dem Markte kaufen; da haben wir die Wahl. Mir wurde so der Arbeit allmählig zuviel damit. Und wenn der Nachbar den Zaun nicht zu hoch führt, hab' ich ja doch immer die Aussicht auf mein altes Eigenthum. — So tröstete er sich, und wurde wieder recht frohen Muths, so bald das Geld nur fort war, und er sich die ganze Sache aus dem Sinne schlagen konnte.

Kurz darauf aber fand er große Ursache, sich der Ausführung seines Entschlusses zu freuen. Er hatte das Geld an den Pfarrer des Ortes geschickt, wo seines Bruders Anwesen lag, und ihn gebeten, die Sache auf das Beste zu vermitteln, den Sender des Geldes aber zu verschweigen. Denn er that auch hier nach dem

Gebote des Evangeliums: Laß Deine Linke nicht wissen, was Deine Rechte thut. — Als nun das Geld angekommen war, begab sich der Pfarrer sogleich zu dem bedrängten Manne, den er beschäftigt fand, ein Gewehr in Stand zu setzen, als ob er auf die Jagd gehen wollte, und sagte zu ihm: Ein fern wohnender Freund, der aber nicht genannt seyn wollte, habe Mitleiden mit seiner Lage gehabt, und Geld geschickt — er nannte die Summe — um den Verkauf seiner Grundstücke zu hemmen. Dieses Geld hätte er in den Händen, und wenn er eine Uebereinkunft mit seinen Gläubigern getroffen hätte, könne er darüber verfügen. —

Bey diesen Worten des Pfarrers fiel dem Manne sein Gewehr aus der Hand, und er stand blaß und starr, ohne ein Wort vorbringen zu können. Erst als der Pfarrer die gute Bothschaft zum zweytenmal wiederholte, stürzten ihm die Thränen aus den Augen; er riß die Mütze vom Kopf, setzte sie wieder auf, rang die Hände, und gebehrdete sich wie ein Mensch, dem ein Unglück wiederfahren ist. Endlich rief er mit zitternden Lippen: Das kömmt von meinem Bruder Daniel! Das ist mein Bruder, der nun wieder feurige Kohlen auf mein Haupt sammelt! — Herr

Pfarrer, fuhr er dann nach einer kurzen Pause fort, dieser Augenblick macht mich zu einem andern Menschen. — Ich will Ihnen Alles gestehn. — Sehn Sie dieses Gewehr hier! Ich lud es eben. Hier liegen vier Kugeln, die eben hineinrollen sollten. — Morgen sollte mein Anwesen verkauft werden. Ich konnte das nicht überleben. Ich konnte den Tag nicht sehn, wo ich mein Haus als ein Bettler verlassen sollte. — Und da sendet mir Gott diese Rettung durch eine Hand, um die ich es sogar nicht verdient hatte! — Ach Gott, Gott! — was für ein nichtswürdiger Mensch bin ich gegen diese treue Seele! —

Dieses und noch Vieles andere sagte der ergriffene Mann in dieser Stunde der Zerknirschung, was der Pfarrer Alles an den Subconrector überschrieb. Indem dieser den Brief las, überzog sich sein ganzes Antlitz mit dem schönen Erröthen des guten Bewußtseyns, und als er an die Stelle von dem beabsichtigten Selbstmorde kam, fiel eine Thräne auf das Papier. — Dann reicht' er ihn seiner Frau hin, und als ihn diese auch gelesen hatte, sagte er: Nun, Mutter, war's nicht gut so? Ich denke, wir können nun noch Einmal so froh in unserm Gärtchen seyn. — Gott sey gedankt, der Alles so gefügt hat! antwortete

die Frau. Wir hätten uns nicht zufrieden gegeben, wenn das Unglück geschehen wäre. Aber ich sagte ja gleich, daß das, was Sie wollen, immer das Beste ist. — —

Der Subconrector lächelte seine Frau mit unbeschreiblicher Gutmüthigkeit an. Morgen, liebes Kind, sagte er — er brauchte diesen Ausdruck nur, wenn er recht Seelenvergnügt war — Morgen dürfen wir nicht unterlassen, um Mittagszeit einen Spatziergang in den Hofgarten zu machen. Es ist eben jährig, daß die Prinzessin dort mit uns sprach.

* * *

19.

Als ich zum letztenmal nach B. kam, fand ich meinen alten Freund sehr verändert; nicht krank, aber vom Alter entkräftet. Mein Besuch schien ihn zu freuen. Da ich ihn nach seinem Befinden fragte, antwortete er mir: Es geht mir ja Gott Lob recht wohl. Nur müde bin ich. Müde vom Leben. Die Nacht wird aber nicht fern seyn, wo ich ausruhn kann.— Sie haben, sagt' ich, so viel und so lang für das Vaterland gearbeitet! Kein Wunder, daß Sie müde sind. — Ich habe nach meinen schwachen Kräften gethan, antwortete er mit großer Freundlichkeit; was ich gefehlt habe, wird Gott meiner Schwachheit verzeihen. Für das Wenige, was ich geleistet habe, bin ich reichlich belohnt worden.

Und nun erzählte er mir, daß er sein Amt so lange verwaltet habe, als es ihm möglich gewesen; da er aber bemerkt, daß seine Lehrkräfte abnähmen und sein Gedächtniß schwände, und

er alſo hätte fürchten müſſen, dem Anſehn des Schulſtandes und der Wiſſenſchaften durch ſeine Schwachheit zu ſchaden, habe er um ſeine Entlaſſung gebeten, und von ſeinen kleinen Erſparniſſen leben wollen. Da hätte ihm aber ſein gnädigſter Landesherr nicht nur die Hälfte des bisherigen Gehaltes bis an ſein Ende gelaſſen, ſondern, was er billig mit noch weit größerer Freude und Rührung erkenne, ihm ein Belobungsſchreiben zugeſchickt, worinne ſeine geringen Verdienſte mit den allergnädigſten Ausdrücken gerühmt, und ihm der Titel und Rang eines Conrectors taxfrey ertheilt worden. — Liebes Kind, ſagte er dann zu ſeiner Frau, reiche doch das fürſtliche Schreiben einmal her. Unſerm alten Freunde hier wird es auch freuen, und er wird es mir nicht als eitele Ruhmredigkeit auslegen, wenn ich die Gnade meines Herrn dankbar erkenne. —

Während ich das Schreiben aufmerkſam las, hingen die Augen des guten Conrectors, dem ich gegenüber ſaß, feſt an den meinigen, und er folgte ihnen von Zeile zu Zeile. — Hier kömmt nun die Hauptſtelle, ſagte er, und deutete mit dem ausgeſtreckten Finger auf die Mitte des Papiers. — Ich ſprach die lobenden Worte des Reſcripts mit lauter Stimme aus, und wieder-

holte Einiges, mit Nachdruck; und da war es eine Freude zu sehn, wie sich die verwitterten Züge des alten Mannes belebten, und seine ganze Seele in das schimmernde Angesicht trat. — Und als nun der Schluß kam: „Und bleiben Euch in Gnaden gewogen. August:“ — Da zog er die Mütze von dem grauen Kopfe, und sagte mit freudiger Stimme die Worte nach: „Und bleiben Euch in Gnaden gewogen.“

Jetzt wurde der Mann immer heiterer. Er fing an von den Freuden zu sprechen, die er noch jetzt in seinem Alter genöße; erstlich, daß er seiner Sinne noch mächtig sey, wenn er schon nicht mehr so gut sähe, als vor dreyßig Jahren; dann, daß er den Beystand und Umgang seiner guten Hausfrau genöße; endlich, daß er so viele Dankbarkeit und guten Willen von seinen Schülern erfahre. „Sie lassen mir es an nichts fehlen, sagte er; ja, ich muß bisweilen ihre allzu große Güte zurückweisen. Wenn ich wollte, ich könnte täglich mein Glas Wein auf dem Tische haben, ohne daß es mich etwas kostete. Aber warum sollt' ich in meinem Alter schweigen, da ich es in meiner Jugend nicht gethan habe? Also nur Sonn- und Fest-Tage ein Gläschen — sonst nicht.“

Ich ließ jetzt einige Strahlen aus dem Freudenhimmel der Jugend in sein Gedächtniß fallen, und sie verfehlten ihre Wirkung nicht. „In meiner Kindheit, sagte er, ist es mir wohl hart gegangen, wie es Waisen oftmals geht, und ich hatte öfters mehr Thränen auf meinem Brode als Salzkörner. Indessen das ging vorüber, und hat auch zu meinem Frieden gedient; und niedergedrückt, denk' ich, hat mich das auferlegte Joch doch nicht. Ist nicht das, was ich damals entbehrte, reichlich nachher ersetzt worden? Hat nicht der Himmel fast mehr Glück und Ehre auf mich gehäuft, als ich ertragen kann? Erstlich, beym Candidaten-Examen wurd' ich ja unter zehn andern, die das Ihrige auch gelernt hatten, primo loco präconisirt. Das trug denn gleich Früchte. Denn es war noch kein Jahr verflossen, als ich ohne mein Gesuch „wegen rühmlich bestandener Prüfung," wie der Ausdruck des herzoglichen Reſcriptes lautete, zum Quintus an der Schule ernannt wurde, mit hundert und funfzig Thalern Gehalt, was damals keine Kleinigkeit war. Sobald ich nun im Amte fest saß, schritt ich unverdrossen zum Ehestande, und am Jahrstage meiner Anstellung wurden wir getraut, meine Sabine und ich; und ob das zum Glück ausge-

ſchlagen iſt — wenn uns gleich Gott nicht mit Kindern geſegnet hat — mag Ihnen meine Alte hier ſagen. Mich wenigſtens, ſetzte er lächelnd hinzu, hat es bis zum heutigen Tage nicht gereut. — Ich war damals auf der Kanzel nicht weniger rüſtig als in der Klaſſe, und es hätte bey mir geſtanden in eine gute Pfarre zu rücken. Aber ich dachte: Predigen kannſt du auch als Quintus, und als Schulmann haſt du mehr Freyheit. Und die Freyheit hat an mir immer einen großen Verehrer gehabt. In der Schule bin ich dann von einer Ehrenſtufe zu der andern emporgeſtiegen; habe Freude an meinen Schülern und Liebe die Fülle gehabt; und nicht wenige davon ſtehen auf Ehrenpoſten, die ihren Mann fordern. Da hat denn unſer einer auch ſeine Freude, wenn er denkt, daß der Mann nimmermehr ſo hoch geſtiegen wäre, wenn er nicht in der Schule einen tüchtigen Grund gelegt hätte.

Es kann wohl ſeyn, daß durch einen oder den andern dieſer Ehrenmänner unſre gnädigſte Prinzeſſin Etwas von mir gehört hat. Wenigſtens wüßt' ich mir ſonſt nicht zu erklären, wie es gekommen, daß ſie mich eines Sonntags, wo ich mit meiner Frau im Hofgarten ſpatzieren ging, angeredet hätte. Ich ſtand knapp am Eingange

des neuen Lusthauses, um sie recht in der Nähe zu sehn. Sie kam mit ihren Hofdamen und Cavalieren heraus, und es standen noch viele Leute umher, die sie auch sehen wollten. Da wir uns nun sehr ehrerbietig bückten, blieb sie stehn, und sagte mit einem sehr huldreichen Lächeln: Herr Subconrector, sind Sie schon einmal in dem Hause gewesen? Gehn Sie doch hinein, und lassen sich Alles zeigen. — Niemand wird mich wohl einer übermäßigen Eitelkeit beschuldigen; aber ich kann es nicht leugnen, eine solche Gnade hätte mich fast berauscht. Von dieser Zeit an hab' ich es für meine Pflicht gehalten, der durchlauchtigen Prinzessin jährlich zu ihrem Geburtstage in einem lateinischen Carmen Glück zu wünschen, das ich jedesmal selbst in ihr Vorzimmer trug. Und vielleicht hat diese kleine Aufmerksamkeit auch zu den gnädigen Gesinnungen beygetragen, die mit so vieler Huld in dem fürstlichen Belobungsschreiben ausgesprochen sind."

Nachdem der gute Mann auf diese Weise mit ungewöhnlicher Heiterkeit den Festkalender seiner glorreichen Tage durchblättert; jede Blüthe der Freude, die in seinem Leben aufgegangen war, mit rührender Dankbarkeit von neuem

aufgehoben und an sein Herz gedrückt hatte, schlief er endlich vor Ermüdung ein, und ich konnte mich lange nicht von der seligen Gestalt des unschuldigen, und durch seine Unschuld so frohen Mannes losmachen, der in seiner Beschränkung schon hienieden so glücklich war, daß nach menschlicher Ansicht die andere Welt seinem Glücke kaum noch etwas hinzusetzen konnte. Als er fest genug eingeschlummert war, zog mich seine Frau bey Seite, und sagte: „Es trifft sich gar schön, daß Sie eben heute hierher gekommen sind. Wir haben etwas vor. Es sind nemlich heute gerade funfzig Jahre, daß mein Alter in das Schulamt gekommen ist. Er hat sonst oft genug davon gesprochen; aber jetzt hat er es vergessen, und damit er nicht daran denken sollte, habe ich ihm den Kalender versteckt. Da soll er nun diesen Mittag überrascht werden. Sein verstorbenen Bruders Kinder, die sich vor Kurzem hier niedergelassen haben, und ihn wie einen Vater ehren — er hat auch immer wie ein rechter Vater an ihnen gehandelt — haben schon Kuchen in's Haus geschickt und Wein, und ich habe auch etwas zu gekocht, und ein Paar Nachbarn dazu eingeladen. Da müssen Sie nun als ein alter Freund auch Antheil

nehmen. Wer weiß denn, ob es nicht das Letztemal ist. Wir sind alle sterbliche Menschen; aber mein Alter ist jetzt gar zu hinfällig. So munter wie heute hab ich ihn lange nicht gesehn."

Da ich immer ein Freund von Familienfesten gewesen bin, ob sie gleich nicht recht mehr im Geschmacke der Welt sind, und da mich überdieß keine dringenden Geschäfte abriefen, so nahm ich die Einladung mit Vergnügen an, und freute mich schon zum Voraus auf die selige Ueberraschung des wackern Conrectors. Sein Schlaf dauerte gerade noch lange genug, um in der Nebenstube unbemerkt die Vorbereitungen des Festes zu machen, wobey ich redlich mit half, indem ich zugleich eine Gesundheit in Reime brachte, die ich dem Jubelgreise zubringen wollte. Alles war fertig, als es zwölf schlug, und da das Geräusch der hölzernen Wanduhr mit ihrem Kukuk seinem Schlafe ein Ende machte, öffnete sich die Thür, welcher er gegenüber saß, und die eingeladenen Freunde traten Paarweis herein, und stellten sich im Halbkreise vor ihm hin. Dann trat Einer vor und hielt eine kurze Anrede, welche schöne Glückwünsche der Liebe und Dankbarkeit enthielt, und von dem erstaunten

Jubelgreise, der anfänglich Alles für einen Traum hielt, auf eine Weise beantwortet wurde, aus der man wohl sah, daß er vormals auf dem Katheder und der Kanzel seinen Platz ausgefüllt hatte. Nachdem dieses vorüber war, nahmen ihn zwey in die Mitte, und führten ihn auf den Ehrenplatz, über dem ein dichter Kranz von Eichenlaub und Lorbeerblättern schwebte. Es war schön zu sehn. Der Tisch mit dem schneeweißen Tischtuche, in welches der Traum des Erzvaters Jacob gewebt war, die Blumenschnuren um die Suppenschale her, die hellen Weinflaschen und blinkenden Gläser — vor Allem aber das strahlende Gesicht meines alten Freundes, der mit unbeschreiblicher Rührung Jedem die Hand gab, Jedem dankte, und erst beym Tischgebete zu seinem nicht geringen Schrecken bemerkte, daß er in der Mütze war.

Als wir beym Braten saßen, wurde ich gewahr, daß es vor der Stubenthür lebendig wurde, und daß die andern Gäste auf etwas Besonderes gespannt waren. Sobald nun die Teller gewechselt waren, öffnete sich die Thür, und vier Knaben und eben so viele Mädchen, lauter Kinder der anwesenden Gäste, traten in ihren Sonntagskleidern herein, einen großen Kuchen

tragend, auf welchem funfzig Wachslichter brannten, und der ganze Nahme des Jubelgreises, nicht ohne einige orthographische Fehler des Zuckerbeckers, zu lesen war. Nachdem nun dieses Prunkstück auf die Mitte des Tisches gesetzt worden, überreichte der älteste Knabe ein deutsches zierlich geschriebenes Gedicht, in Goldpapier geheftet, und als es der Conrecter aufschlug, zog Jedes der acht Kinder zu gleicher Zeit ein Blatt hervor, und sangen einstimmig das eben überreichte Gedicht ab. Es enthielt das Lob eines fleißigen Arbeiters im Garten des Herrn, und war so eingerichtet, daß jede Strophe mit einer Anwendung auf den Jubilarius schloß, so daß die Worte im Chor wiederholt werden konnten. Da ließ denn Jedes seine Stimme erschallen, und die schüchternen Kinder sangen jetzt auch lauter, und der Canarienvogel in der Wohnstube schmetterte so laut darein, daß man den Käfich zuhängen mußte. Dem guten alten Manne rollten während des Gesanges die Thränen über die Wangen, und da nach beendigtem Gesange einer der Neffen aufstand, und wir andern alle mit, und seinen väterlichen Oheim, dem hochverdienten Lehrer und treuen Diener des Staates und der Kirche, ein dreyfaches Hoch ausbrachte und alle

mit dem Greise anstießen — auch die acht Kinder — stand er auf, entblößte sein graues Haupt, und die strahlenden Augen zum Himmel gerichtet, sagte er: Wie dank' ich Dir, Gott, daß Du mich so viele Freude erleben läßt! Nun laß, wenn es Dein Wille ist, Deinen Diener in Friede fahren!

Die Gesundheiten folgten sich nun Schlag auf Schlag. Die meinige beantwortete der in den classischen Sprachen wohlgeübte Mann auf der Stelle mit einem lateinischen Distichon, dem er nach einer kleinen Pause noch ein zweytes folgen ließ, in welchem er das Lob alter Freunde und alten Weines verband. Da ich ihm meine Bewunderung darüber bezeigte, sagte er nicht ohne Selbstzufriedenheit: Sonst floß es mir besser. Aber der Huf meines veralteten Pegasus schlägt nur noch schwach an den Fels; daher mir der Musenquell nur tropfenweis fließt. An meiner Hochzeit, Freund, hätten Sie seyn sollen! — Heut über's Jahr ist es auch ein halbes Säculum — da war zwischen mir und dem Pfarrer in Langenwiesen, der mich getraut hatte, und ein perfecter Schulmann war, bey Tische ordentlich ein poetisches Haupttreffen. Wir feuerten mit lateinischen Versen auf einander,

daß alle Anwesenden erstaunten, und der Special, der nichts dergleichen vorzubringen wußte, uns mit den Aposteln am Pfingstfeste verglich. Du mußt das noch wissen, Sabinchen, setzte er hinzu, indem er sich an seine Frau wendete.

Wie sollt' ich nicht? antwortete die Frau. Es konnte ja vor Euch Männern kein Mensch zum Worte kommen, und Niemand verstand eine Sylbe von dem, was Ihr sagtet. Aber schön war es allerdings, und alle Gäste wünschten mir Glück, daß ich einen so gelehrten Mann bekäme.

Sie hätten, sagte der Conrector, indem er sich scherzend in die Brust warf, hinzusetzen sollen: und einen so tapfern. Denn meine Tapferkeit war es doch eigentlich, durch die ich Dich erobert hatte.

Die Frau lächelte beyfällig, und der Jubelgreis fuhr fort: Ich muß die Geschichte schon zum Besten geben; denn sie paßt zu dem heutigen Tage, wo die funfzig merkwürdigsten Jahre meines Lebens gleichsam vor mir im Sarge der Zeit liegen, und ich als Lobredner und Panegyrist ihre Personalien erzähle. In meinem Candidatenstande predigte ich zuweilen in Langenwiesen, wo meine Frau her ist, und sah bey dieser Gelegenheit die Tochter des wackern Schulmeisters — er bekam

zwey Jahre vor seinem seligen Ende, den Titel als Cantor — die jetzige hier anwesende Frau Conrectorin. Sie war ohne alle Widerrede das hübscheste Mädchen im Orte, und nach meinen Gedanken in der ganzen Welt; und ich verlange nicht in Abrede zu seyn, daß, wenn sie beym Gottesdienste der Kanzel gegenüber saß, und so züchtig vor sich hin sah, und die Luft mit den blauen Bändern spielte, die von ihrem knappen Häubchen herabhingen, und ihr Diskant schöner und heller klang, als irgend ein andrer — mir gar oft warm ums Herz wurde, und ich alle meine Andacht zusammennehmen mußte, um nicht aus dem Texte zu kommen. Nun ging ich gerade an dem Tage, wo ich den ehrenvollen Ruf an die Schule bekommen hatte, nach Langenwiesen, um am folgenden Tage da zu predigen. Es lag mir Vieles im Sinn; der erhaltene Ruf, die Predigt, meine künftige Wirthschaft, und auch mein schönes Sabinchen, die ich nun zu mir zu erheben beschlossen hatte. Während ich also in tiefen Gedanken vor mich hingehe, und kaum den schönen Abend bemerke, der sich ganz still und freundlich über Langenwiesen ausgebreitet hatte, höre ich plötzlich neben mir auf dem Kleestücke ein Geschrey von Weibern, und da ich die

Augen aufſchlage, ſeh' ich einen wüthenden Stier, der brüllend und tobend ſeinen Lauf nach dem Kleeſtück nimmt, wo ein Mädchen, das ich augenblicklich für meine Auserwählte erkenne, und hinter ihr ein Weib mit zwey Kindern auf dem Arme, von einem Graben gehemmt, dem Angriffe des wüthenden Unthiers ausgeſetzt ſind. Beyde ſchrien entſetzlich, und Sabine ſchwang ihren Rechen dem anrennenden Thiere entgegen. Was konnte das helfen? — Mir ſtiegen vor Schrecken die Haare zu Berge; aber ohne zu zaudern, ſpringe ich über das niedrige Zaunwerk, laufe dem Stiere vor, und verſetze ihm mit meinem ſtarken Knotenſtocke einen ſo kräftigen Schlag zwiſchen die Hörner, daß der Stock in Stücken ſpringt, und der Stier kopfſchüttelnd umkehrt. Nun übermannte mich der Zorn. Ich reiße Sabinchen den Rechen aus der Hand, und verfolge das Thier, indem ich immer darauf losſchlage, bis es weit genug weg iſt, um an keine Rückkehr zu denken. Ich aber kehrte nun zurück, und bringe dem erſchreckten Kinde den Rechen wieder, indem ich ſie zugleich wegen meiner Unhöflichkeit um Verzeihung bat. Denn in der Eile hatt' ich ſie gar nicht gegrüßt. An jenem Abend kam ſie mir nun noch viel ſchöner vor als ſonſt; ob

ihr der Schrecken so gut stand; oder weil ihr die Abendsonne in's Gesicht schien; ich will das unausgemacht lassen; aber viel freundlicher war sie gegen mich als je, und ich konnte von Stund' an merken, daß sie mir gut war. Im Vorbeygehn sprach ich selben Abends noch bey ihrem Vater ein, und erzählte ihm den Vorfall, wie auch die ehrenvolle Anstellung, die ich erhalten, und daß ich nun darauf denken müßte, mir eine Gehülfin zu suchen. Weiter aber rückte ich an dem Abende nicht heraus. Nach acht Wochen kam die Sache zu Stande, und zehn Monate nachher war unsre Hochzeit. So kann ich also wohl sagen, daß ich, um mir eine heidnische Anspielung zu erlauben, wie ein zweyter Herkules meine Deïanira einem Stiere abgewonnen habe."

Nach Beendigung dieser Geschichte leerte Jeder sein Glas auf den Heldenmuth des wackern Freundes, und seine Frau sagte scherzend: sie hätte ihrem Manne solche Herzhaftigkeit gar nicht zugetraut gehabt, und hätte ihn von der Zeit an mit andern Augen angesehn. Denn ein herzhafter Mann, setzte sie hinzu, hat bey uns Frauen immer einen Stein mehr im Brete.

Während wir nun alle durcheinander sprachen, und Jeder seine scherzhaften oder ernsthaften Bemerkungen geltend zu machen suchte, und keiner den Andern verstand, und der Jubelgreis nur eine Pause erwartete, um noch andre, wenn schon minder glänzende Beyspiele seines Muthes zu erzählen, trug sich Etwas zu, was dem Feste eigentlich die Krone aufsetzte. Mitten in dem Getöse nemlich that sich die Thür auf, und ein Mann in schön galonirter Livrey trat herein, und hinter ihm her ein Gedräng von Kindern und Gesinde aus der Nachbarschaft, welche die Thür und den Raum vor der Thür anfüllten. Der fürstliche Diener — denn dieses war er — welcher einen silbernen Becher in beyden Händen vor sich her trug, trat mit Anstand zu dem Jubelgreise, und meldete ihm, daß Ihro Hoheit, die Prinzessin, da sie von seinem Feste gehört, ihm hier ein Andenken übersende, mit dem Wunsche, daß er noch lange Zeit Gesundheit und Lebenskraft aus demselben trinken möchte — und dabey überreichte er den silbernen, inwendig vergoldeten Pokal, auf welchem der Nahme des Jubilarius mit einigen ehrenden Beywörtern nebst dem Nahmen der fürstlichen Geberin eingegraben war. Zugleicher Zeit aber

wurde ein Korb hereingezogen, der zugleich mit angekommen war, und ein Dutzend Flaschen Hochheimer enthielt. Der Conrector war über dieses unerwartete Ereigniß so bestürzt, daß ihn seine Beredsamkeit für den Augenblick verließ, und er mit hocherröthendem Angesichte nur einige Worte von unverdienter Gnade und ewiger Dankbarkeit stammeln konnte. Den Becher aber setzte er vor sich hin, nahm ihn wieder auf, fing an die Inschriften zu lesen; aber man konnte wahrnehmen, daß ihn etwas beunruhigte. Endlich, nachdem er den Diener zum Sitzen genöthigt hatte, stand er auf, und winkte seiner Frau, die ihm augenblicklich folgte; dann kam er nach kurzer Frist angekleidet zurück, im schwarzen Amtsrocke statt des Casaquins, und statt der Nachtmütze in der weißgepuderten Perücke; und da er in dieser veränderten Gestalt seinen Platz wieder einnahm, sah man offenbar, daß er alle Gegenwart des Geistes wieder gewonnen hatte. Jetzt ließ er eine Flasche des köstlichen Hochheimers öffnen, schenkte davon in den Becher, und brachte die Gesundheit seines allergnädigsten Fürsten und seiner ganzen hohen Familie, vornemlich aber die seiner hohen Wohlthäterin aus. — Hierauf leerte er den Becher, und wir andern folgten

nach; der fürstliche Diener zuletzt. Denn daß dieser als Abgeordneter einer hohen Person, und in so fern gewissermaaßen als ihr Stellvertreter, sonderlich geehrt wurde, versteht sich von selbst. Zufällig traf es sich aber auch, daß es der nemliche war, der an jenem ewig denkwürdigen Sonntage dem Conrector, auf Befehl seiner Herrschaft, das Lustschloß gezeigt, und das Trinkgeld für seine Bemühungen ausgeschlagen hatte; ein Umstand, der dem guten Manne eine durchaus unwiderstehliche Veranlassung gab, in dankbarer Erinnerung an die genossene Gnade, der Gesellschaft jene unvergeßliche Geschichte mit beredter Ausführlichkeit mitzutheilen.

Nachdem nun der Diener von Seiten des Jubelgreises mit wiederholten Danksagungen für seine Herrschaft, und von Seiten der Frau Conrectorin mit Kuchen und Obst für seine Enkelchen reichlich beladen, entlassen worden war, war der alte Mann fast erschöpft, und wir trugen Alle darauf an, daß er es sich nun wieder bequem machen, und von allen den Anstrengungen ausruhen sollte. Ehe er sich aber unserm Wunsche fügte, nahm er den Becher noch Einmal in die Hand, hob ihn in die Höhe und sagte: „Dieses Kleinod soll immer bey der Familie bleiben, und

forterben auf Kindes-Kind zum Andenken an diesen freudenreichen Tag. Größere Ehre, sollt' ich denken, könnte einem sterblichen Menschen nicht wiederfahren."

* * *

Am folgenden Morgen, als er mit seiner Frau beym Caffee saß, und die Begebenheiten des vorigen Tages dankbar recapitulirte, sagte er: Es ist mir diese Nacht Etwas in den Sinn gekommen, was ich vom Herzen haben muß, um reine Rechnung zu haben; und ich denke, es ist jetzt die beste Gelegenheit dazu. Ich meine die Sache mit dem Cantor. Du weißt wohl noch, daß wir bey der letzten Conferenz in Unfrieden von einander gingen. Und seitdem haben wir uns nicht wieder gesehn. Es ist wahr, der Mann war fast grob, und er hat es oft an mich gebracht, und mit seinem auffahrenden Wesen konnte sich Niemand vertragen. Aber ich denke, er hat es am Ende doch nicht so schlimm gemeint. Nun ist er krank, wie ich höre, und wird vielleicht nicht wieder aufkommen; und ich kann ja auch jeden Tag aus dieser Zeitlichkeit abgerufen werden. Sollten wir nun unversöhnt

in die andre Welt gehn? Das fiel mir diese Nacht schwer auf's Herz, als ich das Vaterunser betete, und an die sechste Bitte kam, so daß ich darüber nicht wieder einschlafen konnte. Es ist wahr, nach menschlichen Verhältnissen braucht' ich ihm die Hand nicht zuerst zu bieten; aber im Grabe sind wir ja doch einander gleich, und es soll Niemand sagen, daß ich aus Hochmuth und Rangsucht eine Christenpflicht verabsäumt und meinen Schuldnern nicht vergeben habe. Da ist nun mein Gedanke — und Du wirst es billigen — daß wir uns nach seinem Befinden erkundigen lassen, und ihm von dem gestrigen Festkuchen und eine Flasche des köstlichen Hochheimers schicken, und ihm sagen lassen, er möchte auf die Gesundheit eines alten Collegen — er läßt sich gern so nennen — auf eines alten Collegen Gesundheit möchte er von diesem Ehrenweine trinken, und wenn er es leiden könnte, wollt' ich ihn besuchen.

Der Frau war Alles recht, nur der Besuch nicht; denn man könnte ja nicht wissen, was es für eine Krankheit sey. Davon aber war er nicht abzubringen, und die Frau mußte nachgeben. Nun wurden der Magd die Befehle ertheilt, und der Conrector trug ihr zu wiederholtenmalen auf, sich ja recht freundlich zu bezeigen, und dem

Cantor auch in ihrem Nahmen zu ſagen, wie leid es ihrem Herrn thue, den Herrn Collegen krank zu wiſſen. — Er hatte keine Ruhe, bis ſie fort war; aber auch da fiel ihm ein, daß der wunderliche Mann ſein Gutmeinen vielleicht ungleich deuten möchte. Und dieſer Gedanke beunruhigte ihn ſehr. Er ging in der Stube auf und ab, trat oft an das Fenſter, und ließ die Pfeife mehr als Einmal ausgehn. Endlich ſah er die Magd zurückkommen. Da machte er die Stubenthür weit auf und rief ihr entgegen: Nun, Regine, wie lautet die Antwort?

Es war Alles nach Wunſch gegangen. „Nachdem ich das Compliment und die Sachen hineingeſchickt hatte, ſagte die Magd, ließ mich der Herr Cantor in die Stube kommen, wo er im Bette lag. Er wollte ſich aufrichten; aber allein vermocht' er es nicht, und die Frau mußte ihm den Rücken ſtützen. Der Mann iſt ſehr verfallen, und ſieht nicht anders aus, als ob er ſchon im Sarge läge. Nur die ſchwarzen Augen brennen ihm noch unter den finſtern Augenbraunen vor — und das iſt faſt das Einzige, woran man ihn noch erkennt. Ich wiederholte jetzt die Grüſſe, die mir der Herr Conrector aufgetragen hatte, und ſagte Alles noch Einmal ſo, wie Sie es mir ge-

ſagt hatten, und ich konnte ſehn, daß es dem kranken Manne eine Freude war; denn er ſah ſich dabey nach ſeiner Frau um und nickte ihr zu. — Als ich nun meine Worte vorgebracht hatte, ſagte er — aber es wurde ihm ſchwer, und er mußte oft Athem ſchöpfen. — „Meinen großen und vielen Dank an den Herrn Collegen, daß er in ſeinem Glücke an mich armen kranken Mann gedacht, und mir eine Erquickung und Theilnahme daran hat gönnen wollen. Ich laſſe ihm vom Herzen Glück zu dem geſtrigen Tage wünſchen, und daß er noch viele frohe Tage haben möchte. Er verdient es, und macht es nicht wie Andere, die ſich nichts um ihre alten Collegen kümmern. Mit mir wird es nicht lange mehr dauern. Sage Sie das ihrem Herrn, Jungfer; mit mir würd' es bald alle ſeyn. Wenn er mir alſo die Ehre erzeigen wollte, mich noch Einmal zu beſuchen, möchte er nicht lange zaudern.“

Während die Magd dieſe Antwort des Kranken wiederholte, verklärte ſich das Geſicht des guten Conrectors immer mehr und mehr, bis ſie gegen das Ende kam. Denn der Gedanke an den nahen Tod eines alten Collegen ſchnitt in ſein weiches Herz, als ob von einem alten Freunde die Rede wäre, und die milde Wehmuth zitterte

auf seinen Lippen und in den Winkeln des Mundes, während Stirn und Aug noch im Sonnenschein stand. — Sieh, liebes Kind, sagte er, der Gedanke ist mir so recht vom Himmel gekommen. Jetzt zieh mich nur gleich an. Denn man kann nicht wissen, wenn Gott über einen Menschen gebietet. —

Der alte Mann hatte jetzt keine Ruhe, bis er in den Kleidern war, und dann ging er so schnell die Treppe hinab, als ob er einer großen Erbschaft nacheilte. Aber der Cantor hatte nichts, als ein halbes Dutzend Kinder und ziemliche Schulden. Die Conrectorin sah ihrem Manne nach, und als er die halbe Straße hinab war, schickte sie die Magd hinterher. Denn sich führen zu lassen, hatte sie ihn noch nie bereden können.

Der Conrector hatte unterwegs, um seiner Beredsamkeit Ehre zu machen, eine kleine Anrede meditirt, aber die ungeduldige Dankbarkeit des Kranken schnitt ihm die Worte am Munde ab. Als er in die Stube trat, streckte der Cantor die Arme nach ihm aus, faßte die ihm gebotene Hand mit seinen beyden heißen Händen, und sagte, ehe dieser Athem zum Sprechen sammeln konnte, mit hastiger fieberhafter Stimme: Herr Conrector, Sie handeln an mir als ein Ehren-

mann. Kein anderer hätte das gethan. Gott segne Sie dafür. — Bey dem Anblicke der verfallenen Gestalt des vormals so kräftigen Mannes wurde dem Conrector so weich um's Herz, daß es ihm schwer wurde, die Thränen zurückzuhalten. Er sagte, er habe nicht gewußt, daß der Herr College so krank sey, sonst hätt' er ihn früher besucht; es thue ihm herzlich leid, ihn so zu finden; doch geb' er die Hofnung noch nicht auf, daß seine gute Natur den Sieg davon tragen werde.

Der kranke Cantor wieß den Trost mit der Hand zurück, und sagte: Der Tod spielt schon den Ausgang, und daß es nicht mit einem Miston endigt, das verdank' ich jetzt Ihnen, Herr College. Sehn Sie, wenn man so vom Sterbebette in das Grab hinuntersieht — es ist ganz etwas anders, als wenn unser Einer auf dem Chore steht, und die Gemeinde unter ihm — das Leben kömmt einem dann ganz anders vor, als wenn man dem Grabe noch den Rücken zukehrt. Da möchte man Vieles ungeschehen machen — wenn es nur ginge. Ich habe mich wohl manchmal an Ihnen vergangen. Vergeben Sie's mir. Aber Sie haben mir's schon ver-

geben, sonst hätten Sie mir nicht Gutes gethan für meine Unart.

Während dieser Rede hielt der Kranke den Conrector fest bey der Hand, und hing mit glühenden Blicken starr an seinem Gesicht. Gern hätt' er ihm auch in seinen Minen die Dankbarkeit ausgedrückt, die er im Herzen trug; aber er konnte nicht. Nur die Hand drücken konnt' er ihm. Denn ehe der Tod die letzten Banden zerreißt, an denen das Leben hängt, zerstört er die zärtern Fäden, welche die Regungen des Gemüths dem Angesichte zuführen, und dieses ist schon wie eine Eisdecke erstarrt, wenn in der Tiefe noch die Wogen des Gefühls fluthen. Aber für den Conrector bedurfte es des pathognomischen Ausdruckes nicht; die gebrochene Gestalt, und noch mehr der gebrochene Sinn des sonst so heftigen und hochfahrenden Mannes sprach laut genug zu ihm, und von Mitleid tief bewegt, suchte er nach den freundlichsten Worten milden Trostes. In Allem, was er sprach, lag auch sein harmloses und weiches Herz offen da, das durch Beleidigungen wohl erzürnt und betrübt werden konnte, aber dauernden Grolls unfähig war; und jedes dieser milden Worte legte sich erquickend an die heiße Brust des Kranken,

der jetzt nur den Einen Schmerz hatte, dieſes beſſere Gefühl nicht früher gekannt zu haben. Für ſeinen Dank fand der Kranke jetzt keine angemeſſenen Worte mehr. Nur das ſagte er noch zuletzt: Sie haben mir den ſchweren Weg leichter gemacht. Gott vergelt es Ihnen, und gebe Ihnen, wenn es dahin kömmt, ein leichtes Ende!

So ſchieden dieſe alten Männer, die nie Freunde geweſen waren, freundlich von einander; und der Tod, welcher Alles trennt, vereinigte ihre Gemüther. Der Cantor ſtarb am folgenden Tag. Von dem Weine des Conrectors hatte er nur ein halbes Glas trinken können; aber eh' er die Augen auf immer ſchloß, ſagte er zu ſeiner Frau: Wenn ich geſtorben bin, ſo ſage dem Conrector, daß ich noch im Tode mit Dankbarkeit an ihn gedacht habe.

20.

Der Winter kam, und die Lebenskraft des guten alten Mannes nahm ſichtbar ab. Doch ſah er noch die erſten Tage des Mais, und wie die Sonne über die Dächer der Nachbarhäuſer kam, und tief in ſeine Stube ſchien, fühlte er ein Verlangen ſeinen Garten zu ſehn. Da es ſehr langſam ging, und er oft ſtehen bleiben und ausruhen mußte, kamen hier und da die Nachbarn aus ihren Häuſern, um ihn zu begrüßen; denn Viele von ihnen waren bey ihm in die Schule gegangen, oder hatten ihm ihre Kinder und Enkel anvertraut, und dieſe waren jetzt auch wieder Männer; und keiner war, der nicht den alten treuen Lehrer in Ehren hielt. Dieſer aber gab Jedem die Hand, fragte ihn nach ſeinem Geſchäft, und nach den Seinigen; und Mancher begleitete ihn die Straße hinab, oder bat ihn, in ſeinem Hauſe auszuruhn, oder, wenn er wieder einmal ausginge, in ſeinem Garten einzuſprechen; ſo daß der letzte Gang des

alten Mannes wie ein Triumphzug war. In dem Garten ließ er ſich einen Seſſel in die Sonne rücken, und ſaß unter einem Apfelbaume, den er vor dreyßig Jahren an ſeinem Geburtstage gepflanzt hatte, und der jetzt ſeine rothen und weißen Blüthen dankbar auf ihn herabſchüttelte. Einer ſeiner Neffen hatte die Beſorgung des Gartens übernommen, da der Conrector ſelbſt nicht mehr darnach gehen konnte, und dieſer hatte ihn auch herausgeführt, und zeigte ihm jetzt Alles, wie gut es wachſe und gedeihe; und der alte Mann hörte nicht auf ſich zu freuen über die reinlich gehaltenen Wege, die netten Beete, und den prächtigen Tulpenflor. Alle alten Erinnerungen wachten hier in ihm auf, und ich zweifle, daß unſer Urvater in ſein Eden mit einem ſeligern Antlitz geſchaut hat, als der gute Greis. Seht, Vetter, ſagte er, das Alles war eine Wüſte. Dornen und Diſteln, nichts anders wuchs darauf. Ich habe manchen Tropfen Schweiß darauf vergoſſen; aber nun iſt's auch ein kleines Paradies, woran ein Menſch ſeine Freude haben kann, und Mancher nach mir wird ſich noch darüber freuen, wenn der alte Conrector längſt vermodert iſt. Das iſt ſo mein tägliches Geſchäft geweſen, in der Schule, das Unkraut aus den jungen Herzen auszurotten,

damit der gute Saame aufkommen könnte, und hier im Garten zu gäten und zu pflanzen. Jetzt kann ich freylich nichts mehr; aber das Gute der vorigen Arbeit gedeiht doch, blüht und grünt und trägt Früchte guter Art. —

Nachdem er dieß und anderes dieser Art gesprochen hatte, wurde er ganz still und schien im Nachdenken versunken, und was er bey sich dachte, konnte man aus der Richtung seiner Blicke abnehmen, die sich von dem Blumenschmucke der Erde zu den blühenden Bäumen, und dann zu dem blauen wolkenlosen Himmel erhoben. Dann sagte er ganz leise für sich: Wie schön hat doch Gott die Welt gemacht! Man könnte sich betrüben, davon scheiden zu müssen, wenn es nicht dort noch schöner wäre. —

Einige Stunden erquickte sich der Greis an der Sonnenwärme und dem heitern Anblick der erwachenden Natur. Dann ließ er sich eine weiße Hyacinthe abschneiden, um sie seiner Sabine mit zu bringen, die wegen einer Lähmung am Fuße ihn nicht hatte begleiten können. Es war gar zu schön, sagte er, als er wieder zu Hause angelangt war; wärst Du nur mit gewesen! Es war eben ein Tag, wie der, wo die Prinzessin mit uns sprach — Gott laß es ihr immer wohl gehn! —

und mein altes Herz war eben so froh, als es damals war. Nun Gott sey auch für diesen schönen Tag gedankt!

Gegen Abend war er früher müde als gewöhnlich, und ließ sich zu Bett bringen. Laß das Nachtlicht brennen, liebes Kind, sagte er; man kann nicht wissen, es könnte mir Etwas zustoßen. — Ist Ihnen nicht wohl, lieber Schatz? sagte die Frau. — Wohl, sehr wohl, antwortete der alte Mann; aber es liegt eine schwere Müdigkeit auf mir. Ließ mir doch etwas Erbauliches vor. Mein Lieblingslied: Nach einer Prüfung. Ich werde dann besser schlafen.

Die Frau fing an zu lesen: er wiederholte von Zeit zu Zeit einige Worte daraus — leiser, immer leiser — dann schwieg er. Die Frau legte die Brille in das Buch und sah nach ihm. Seine Hände waren gefaltet und aufgehoben; die Augen geschlossen; der Athem stand still. — Mann, sagte sie leise, Mann, wie ist Dir? — Er antwortete nicht. Sein Geist schwebte schon abwärts von der lächelnden Gestalt, und der Todesengel trug seine letzten frommen Gedanken zu dem Thron des Erbarmers.

* * *

21.

Einige Gedanken Emmanuel Swedenborgs über den Himmel.

Der Genuß des Himmels besteht nicht in der Erhebung zu einem höhern Wohnorte, noch in einem Vorzuge, den man vor andern Wesen erhält, sondern in der Liebe und dem Wohlwollen. Der Himmel ist also überall und bey Jedem, der in der Liebe ist. Der Wunsch größer zu seyn als Andere, gehört mehr der Hölle als dem Himmel an. — Wie der Mächtige seine Glückseligkeit in die Macht, und der Reiche in den Reichthum setzt, so setzt sie der Fromme in die Liebe. Die Liebe aber besteht darinn, daß man Andern von ganzem Herzen mehr Gutes wünscht, als sich selbst, und Andern mit der Absicht dient, ihre Glückseligkeit zu befördern, ohne Rücksicht auf eigennützige Zwecke.

Manche bilden sich ein, die himmlische Seligkeit bestände in dem ununterbrochenen Genusse der Ruhe. Dem ist aber nicht so. Eine fort-

dauernde Ruhe würde den Geiſt ſchlaff d. h. unglücklich machen. Denn ohne lebendige Thätigkeit kann kein Glück gedacht werden. Das Leben der Seligen beſteht im Thun guter Werke, in dem Unterrichte der Geiſter, in dem Dienſte der Menſchen, denen ſie fromme Gedanken eingeben, und in der Erweckung der Todten. Durch dieſe Dienſte werden ſie zu Gottes Ebenbild, und durch ſie wird ihnen der Himmel zum Himmel.

Manche glauben auch, daß die himmliſchen Freuden lediglich im Lobe und Preiße Gottes beſtehn, und meinen, daß dieſes Thätigkeit ſey. Aber Lob und Preiß Gottes iſt nicht an ſich Thätigkeit und thätiges Leben, ſondern die Wirkung eines thätigen Lebens. Gott bedarf des Lobes nicht, ſondern will, daß Alle Werke der Liebe üben; und je nachdem ſie dieſen Willen in Ausübung bringen, empfangen ſie ihr Maaß von Glückſeligkeit.

Die Freude des Himmels beſteht in gegenſeitiger Liebe.

Alle Geſetze des Himmels beſtehn in ewigen Wahrheiten, die auf das Eine, ewige und unerlaßliche Geſetz gegründet ſind, Gott zu lieben über Alles, und den Nächſten gleich als ſich ſelbſt; ja, wenn ein Bewohner des Himmels

werden will wie die Engel, so muß er seinen Nächsten noch mehr lieben als sich selbst.

Den Bewohnern des Himmels ist die Gabe verliehen, die Gefühle und Gedanken Anderer auf eine den Menschen unbekannte Weise zu empfangen, und die ihrigen Andern mitzutheilen; so daß also jeder derselben seine Seligkeit allen Andern mittheilen, und die Seligkeit aller Andern in sich aufnehmen kann; so daß Jeder gleichsam ein Mittelpunkt Aller ist. In dem Maaße also, in welchem sich das Reich Gottes erweitert, vermehrt sich auch ihre Glückseligkeit, und aus diesem Grunde ist die Glückseligkeit der Himmelsbewohner unaussprechlich.* Die gegenseitige Mittheilung der Liebe und Seligkeit findet aber nur bey denen Statt, welche Andre mehr lieben als sich selbst; im entgegengesetzten Falle aber, und wenn die Selbstliebe überwiegend ist, welche Andern nichts mittheilt, als die befleckte Vorstellung von sich selbst, da findet auch jene beseligende Mittheilung Aller an Einen, und Eines an Alle nicht Statt.

Geistige Dinge können keine andre Wurzel haben als die Liebe; die Quelle aller Liebe aber ist Gott, welcher die Liebe selbst ist. Demnach ist die Sonne der geistigen Welt, aus welcher

alle geiſtigen Dinge ausſtrömen, nichts anders als die reine Liebe, die ihren Urſprung in Gott hat.

* * *

22.

Im Spätſommer des Jahres 1799 beſuchte mich mein alter Freund, Arnold Hill, mit dem ich in meiner Jugend einige Reiſen gemacht, und viele frohe Tage gelebt habe. Seit fünf und zwanzig Jahren, wo er in England anſäßig iſt, hatte er einen Beſuch verſprochen, und ich hatte ſchon die Hofnung aufgegeben, ihn wieder zu ſehn, als er ganz unerwartet und unangemeldet bey mir eintrat. Er wollte ſich nur wenige Stunden aufhalten, und blieb drey Tage. Es war eine frohe Zeit; ein Feſt der Freundſchaft und Wiedererinnerung! Wir lebten unſer früheres Leben noch Einmal zuſammen durch; lachten und weinten, wie es ſich eben traf, und ſchieden endlich mit erneuter Liebe, aber als Leute von einander, die ſich in dieſem Leben nie, jenſeit des Grabes aber gewiß wiederſehn werden.

Mein Freund hatte einen Diener bey sich, dessen offnes Gesicht mir überaus wohl gefiel, so wie ich auch an der geräuschlosen Aufmerksamkeit meine Freude hatte, mit der er seinen Herrn zu bedienen pflegte. Ich äußerte das gegen Arnold. Der Bursche, sagte er, ist das Vermächtniß meines alten Freundes Benjamin Winslow, der ihn aus einem Diebe zu einem so wackern Menschen gemacht hat, daß ich ihn fast mehr wie einen Freund ansehn kann. Es ist zu seiner Zeit in den Tagblättern von seiner Geschichte die Rede gewesen, und mein guter Patrick, setzte er lächelnd hinzu, ist gewissermaaßen ein öffentlicher Character, was er doch herzlich gern überhoben gewesen wäre.

Die Sache war diese. Vor zehn Jahren etwa wurde ein Schiffsjunge vor das Gericht der Old Bailey gestellt. Er hatte aus einem Hause, in das er sich eingeschlichen, eine Jacke entwendet, hatte sie in einem benachbarten Trödelkram für ein geringes Geld ausgeboten, und wurde hier noch während des Handels von dem Beraubten ergriffen, und zu dem Richter geführt. Der Knabe leugnete das Verbrechen nicht, führte aber zu seiner Entschuldigung an, daß ihn der Hunger dazu verleitet habe. Sein trübseliges

Anſehn gab dieſer Entſchuldigung Glauben. Der Richter fragte ihn, ob er an dem Tage noch nichts gegeſſen habe. Weder heute noch geſtern, antwortete der Knabe mit einem Strome von Thränen. Das rührte nun alle Anweſenden, und keiner war, der nicht dem Knaben etwas ſchenkte; der Oberrichter aber befahl, ihm, ehe das Verhör fortgeſetzt würde, etwas zur Stärkung zu reichen. Nachdem dieſes geſchehen war, erzählte er, er heiße Patrik Macdonald, ſey aus Kennetikut, und habe, nachdem er ſeine Eltern verlohren, ſich auf ein Schiff verdungen, das ihn nach London gebracht habe. Die ungeheure Stadt und alle die ſchönen Dinge, die darinn zu ſehen wären, hätten ihn ſo beſchäftigt, daß er ganze Tage umher gelaufen ſey, um Alles in Augenſchein zu nehmen. So ſey es ihm denn geſchehn, daß er irr gegangen, und von der Nacht überfallen, den Rückweg nach dem Schiffe nicht habe finden können. Die Nacht über habe er ſich an eine Kirchthür gedrückt, aber wenig geſchlafen, und als er bey Tagesanbruch wieder an den Strand gekommen, habe er zu ſeinem größten Schrecken gehört, daß das Schiff ohne ihn abgereißt ſey. Da ſey er denn nun wieder in der Stadt umhergeirrt, und weil er kein Geld gehabt,

habe er den ganzen Tag und die ganze Nacht gehungert. Denſelben Morgen hätte er es endlich gewagt, einige Vorübergehende um ein Allmoſen anzuſprechen; ſie hätten aber entweder gar nicht auf ihn gehört, oder hätten ihn geſcholten, daß er als ein junger und ſtarker Bube ſich auf das Betteln lege. Darüber ſey der Mittag herangekommen, und ſein Hunger ſey immer wüthender geworden, und er habe doch nicht mehr das Herz gehabt, um ein Allmoſen zu bitten. Da ſey er denn in ein Haus getreten, deſſen Thür offen geſtanden, und habe eine halbe Stunde auf der Hausflur gewartet, in der Hofnung, es werde Jemand kommen, den er um einen Biſſen Brod anſprechen könnte. Es ſey aber Niemand gekommen. Unglücklicherweiſe habe in der Ecke eine Jacke gelegen. Dieſe habe er in der Angſt ergriffen, und ſey damit fortgelaufen, und das wäre eben die Urſach ſeines Unglücks geworden.

Der Knabe hatte dieſe Geſchichte mit ſo großer Offenherzigkeit erzählt, und ſeine Reue über die unbeſonnene That war ſo ſichtbar, daß der Kläger ſein Wort gern zurück gehabt und dem armen Schelme ſein Wamms gern gelaſſen hätte, wär' es nur nach den Geſetzen angegangen. Die Geſchwornen aber, denen allen weich

um das Herz geworden war, legten dem Oberrichter die Frage vor: Ob nicht der Hunger und die Noth den Diebstahl entschuldige? — Der Oberrichter antwortete als ein gerechter Mann, daß, wenn er als Privatmann und nach seinem Herzen zu sprechen hätte, er keinen Augenblick Bedenken tragen würde, in die Meinung der Geschwornen einzustimmen. Als Richter aber sey er dem Gesetze verantwortlich, und das Gesetz kenne keine Noth, die ein Recht zu Verbrechen gäbe. Dieses möchten auch die Geschwornen erwägen, und nach ihrem Eid und Gewissen sprechen. — Dieser Erklärung zu Folge sprachen sie Schuldig aus.

Jetzt würde nun, fuhr mein Freund in seiner Erzählung fort, der arme Patrik aufgehenkt oder in ein Gefängniß zu Dieben und Gaunern eingesperrt worden seyn, wo er wahrscheinlich in kurzem gelernt hätte, das, was er Einmal aus Noth gethan, zu einem Mittel des Erwerbs zu machen. Aber der Oberrichter, ein eben so milder als gerechter Mann, erklärte, nachdem er die Strafe ausgesprochen, daß, wenn sich ein angesetzener Mann fände, der für den Knaben Sorge tragen und Bürgschaft für ihn leisten wollte, ihm die Strafe erlassen werden

könne. Benjam Winslow war einer der Anwesenden. Das Unglück des Knaben, der jetzt zitternd sein Schicksal erwartete, war ihm an das Herz gegangen, und er wendete sich mit der Frage an ihn: Wenn ich für Dich gut sagte, Patrik, würdest Du mir ehrlich dienen? — Da fiel der Knabe auf seine Knie, hielt beyde Hände empor und rief mit heißen Thränen: O gütiger Herr, bis an meinen Tod, treu und ehrlich.

Seit jenem Tage hat Patrik meinem Freunde gedient, und dieser hat nie einen treuern, aufmerksameren und verständigeren Diener gehabt. Vor drey Jahren erkrankte Winslow. Ich besuchte ihn täglich, und sah, mit welcher ängstlichen Aufmerksamkeit sein Diener jede Mine des Kranken beobachtete, und jedem seiner Wünsche zuvorkam. Nie ging ich weg, ohne daß er mich bis an die Hausthür begleitete, mir seine Besorgnisse mittheilte, und mich um baldige Wiederholung meines Besuches bat. „Es ist ein Trost für meinen armen kranken Herrn, sagte er dann. Ich seh' es an seinen Augen, wie es ihn im Innern freut, und ich fürchte, daß er nicht viel Freude mehr auf Erden haben wird." Und so war es auch. Als ich ihn

zum letztenmale besuchte, faßte er mich bey der Hand, und sagte mit schwacher Stimme: Nehmen Sie meinen Patrik in Ihren Dienst. Er verdient einen guten Herrn. — Ich versprach es, und nie hat mich dieses Versprechen gereut. Sein erster Herr hat ihm Etwas vermacht, womit er einen kleinen Handel anfangen könnte — die Kenntnisse hat er dazu — aber er will nicht. Sein einziger Ehrgeiz ist, mir zu dienen; und auch dieß ist größtentheils die Folge seiner Liebe und Dankbarkeit gegen seinen Retter, dessen Andenken er jährlich an dem Tage seiner eignen Rettung und an dem Todestage seines Herrn ganz in der Stille durch wohlthätige Handlungen feyert. Sein Capital hab' ich in meinen Handel genommen, und laß es für ihn arbeiten; und wenn ich noch einige Jahre lebe, wird es, wie ich hoffe, hinlänglich angewachsen seyn, um ihm nach meinem Tode ein unabhängiges Loos zu sichern.

* * *

23.

Ein fröhliches Mahl mit Freunden genoſſen, iſt überall eine gute Sache, an der ein rechtſchaffner Mann immer gern Theil nehmen wird; doch gibt es wenige Mahlzeiten, bey denen ich lieber möchte gegenwärtig geweſen ſeyn, als bey der, die Herr Hampden, ein Edelmann in England, im Jahr 1789, wenn ich nicht irre, an die Armen ſeines Kirchſpiels gegeben hat, und von der mir auch mein alter Freund Arnold Hill berichtete, dem ſie ſelbſt von einem Augenzeugen beſchrieben worden war.

Es war eben eine theure Zeit, und mancher Hausvater, dem es ſchon vorher ſauer genug geworden war, die hungrigen Raben um ſeinen Tiſch her ſatt zu machen, legte ſich jetzt mit Sorgen zu Bett, und ſtand mit Kummer wieder auf, wenn er das letzte Brod verſchnitten hatte, und aus ſeinem Beutel, wie er ihn auch ſchütteln mochte, kein Kreuzer mehr fiel. Damals war nun in Buckinghamſhire, wo es auch mehr

arme als reiche Leute gab, ein Pachter, dem der Himmel für den Fleiß, womit er sein Land bestellt, eine ergiebige Waizenernte beschcert hatte; mit der fuhr er auf den nächsten Markt, wo gerade starke Nachfrage war, und setzte seinen Vorrath zu ungewöhnlich hohem Preiße ab. Ein Andrer hätte nun vielleicht sein Geld in eine Bank getragen und es auf Zinsen gelegt, oder hätte für Frau und Töchter modischen Staat eingekauft, um auf dem Sonntage in der Kirche die Bewunderung und den Neid der Nachbarn zu erregen; aber Martin — dieß war der Nahme des Pachters — that weder das eine noch das andre, sondern nahm sein Geld mit nach Hause, und bedachte sich unterwegs, wie er es am Besten benutzen könnte. Er war sonst arm gewesen, und hatte es auch jetzt noch nicht übrig; aber täglich dachte er an seine ehemaligen Vorsätze, und wie er sonst immer gesagt habe: Wenn ich nur reich wäre, so sollten's die Armen besser haben! — Da er nun jetzt mit vollem Beutel nach Hause kam, rief er seine Frau und schüttete das Geld vor ihr auf den Tisch aus, und sagte scherzend: Sieh, Rahel, dafür wollen wir uns 'was zu Gute thun. Was meinst Du, Mutter, was wohl des Menschen Herz am meisten erfreut?

Gutes Ale ist ein schweres Getränk und macht schläfrig; Claret steigt unser einem zu Kopf — und ich möchte etwas haben, das mich recht innig froh machte. — Ach, Martin, antwortete die Frau, das soll sich schon finden. Aber mir ist den ganzen Tag das Herz schwer gewesen, und wenn ich mir auch etwas zu Gute thun wollte, ich glaube nicht, daß es anschlüge. — Und da der Mann fragte, was sie denn habe, fuhr sie fort: Du warst heut Morgen noch nicht lange weg, da kam Jenny unten von der Wiese weinend und wehklagend, und sagte, ihr Vater wolle sterben, und ich möchte ihm doch um Gottes willen zu Hülfe kommen, und ihr etwas stärkendes für ihn geben. Ich konnte nun wohl denken, wie es stand, und nahm was ich eben im Hause hatte, und etwas von dem Brandewein, und lief hinunter in die Hütte. Ach lieber Gott, das war ein Jammer! Der Mann lag auf dem Bischen Stroh blaß und matt; das arme Weib kniete neben ihm, und weinte und schluchzte; die Kinder standen herum, halb nackt, und wie der leibhafte Hunger — und im ganzen Hause war kein Bissen Brod. Ach Martin, und das ist nicht das einzige Haus, wo solche Noth ist. — Ich weiß nicht, aber mir ist, als dürft' ich mit

gutem Gewissen gar nicht daran denken, mir eine frohe Stunde zu machen, so lange um uns her so vieles Elend ist. —

Martin ließ seine Frau ausreden, und hatte während der Zeit vor sich hin gesehn. Jetzt sprang er auf, faßte sie beym Kopf, und herzte und küßte sie. So mein' ich's ja auch, Mutter, sagte er. Ein frohes Herz will ich haben, und, wenn man einem Andern etwas Gutes thut, das macht das Herz fröhlicher als Wein und Bier. Jetzt laß sehn, was uns der Himmel beschcert hat. — Und nun zählte er von seinem Gelde erst den Pachtzins für den Edelmann ab, dann, was er sonst noch schuldig war, und endlich, was er noch bis zur nächsten Ernte zu nothwendigen Ausgaben brauchte. Da nun noch ein feines Sümmchen übrig blieb, sagte er: Jetzt, Mutter, zähle die Armen des Kirchspiels zusammen, und heize den Backofen, und backe für jeden Kopf zwey große Brode, und für jedes Kind ein kleineres, und schicke dann die Brode herum, und thu zu jedem Brode einen Krug Bier und zwey Gulden Silber; und wenn dann die Leute einen guten Tag haben, und ihr Tischgebet ohne Thränen sprechen, so wird es uns, denk' ich, auch gut zu Muthe

seyn, ohne daß wir etwas Anderes auf den Tisch setzen, als die gewöhnliche Hausmannskost.

Da nun die Frau ihren Mann so sprechen hörte, wurde ihr das Herz wieder ganz leicht, und sie sagte zu Allem Ja, und schüttete Mehl in den Backtrog, und buck den ganzen Tag und die ganze Nacht, und als alle Brode fertig waren, bekam Jedes, was ihm zugedacht war. Und an dem Tage war Niemand im ganzen Kirchspiel, der sich nicht satt gegessen hätte, und Mancher, der seit einem Monate kein Bier gekostet hatte, labte sich jetzt, und dankte mit Herz und Mund dem guten Pachter und seiner Frau. Diese beyden aber hatten an dem Tage nichts Besseres als gewöhnlich auf dem Tische; aber in der Brust das Bewußtseyn einer guten That und ein fröhliches Herz.

Das war denn nun so weit recht gut; aber das Beste kömmt noch nach. Denn wie, nach dem Sprichwort, ein Glück selten allein kömmt, so haben auch gute Werke eine besondere Kraft sich zu vervielfältigen. Da nemlich dem Edelmanne zu Ohren kam, auf welche Weise sein Pachter, der doch kein reicher Mann war, es angefangen habe, sich einen guten Tag zu machen,

gefiel ihm das ganz ausnehmend, und er dachte, das könne er wohl auch thun. Er setzte also einen Tag an, wo alle Armen des Kirchspiels auf das Schloß eingeladen wurden, und war in dem Saale eine lange Tafel gedeckt für die armen Leute, und eine kleinere für ihn und die Seinigen. Und an diese kleinere Tafel setzte er auch den Pachter Martin und seine Frau, und setzte sie zu oberst, was in England etwas sagen will bey einem Edelmanne. Er sagte aber, so brave Leute achte er wie seine Verwandten und Freunde, und er sey des Glaubens, daß das Herz bessere Edelleute mache, als der Stammbaum. Wie nun der Tisch angefüllt war mit den Söhnen und Töchtern der Armuth, sprach erst der Kaplan ein Tischgebet, wobey Alle aufstanden und andächtig mitbeteten; dann wurden Puddings aufgesetzt, was dort zu Lande die beste Schüssel ist, und große Rindsbraten, und für Jeden ein Krug gutes Bier. Wo aber Eines krank war, und nicht zu dem Schmauße hatte kommen können, dem wurde sein Essen in's Haus geschickt, und mehr, als er an dem Tage verzehren konnte. So aßen und tranken die Armen des Kirchspiels sich wieder satt, und Manchem war es in seinem Leben nicht so gut gegangen, wie am selben Tag.

Jetzt glaubten sie nun das Fest sey zu Ende, und wollten sich schon bey dem Wirthe bedanken; der aber sagte ihnen, sie sollten nur noch ein Weilchen verziehn, es käme noch Etwas. Und wirklich kamen vier Glückshäfen auf den Tisch; einer für die Männer, der andre für die Frauen, und zwey für die Kinder; und nachdem alle Gäste nach ihrem Geschlecht und Alter abgetheilt worden waren, griff einer nach dem andern in den Glückshafen, und zog eine Nummer heraus; der eine, 15, der andre 2, der dritte 17, und so fort, bis Jeder eine Nummer hatte. Und Jeder sah nun seine Nummer an, und dachte: Was mag das geben? und Alle sahen sich erwartungsvoll an. Da ging plötzlich eine Seitenthür auf, und die Diener brachten ein hölzernes Gestell herein, wo an vier Seiten allerley Kleidungsstücke hingen; an der einen für die Männer, an der andern für die Frauen; dann für die Knaben und Mädchen; wie auf einem Jahrmarkte; und Alles war neu und tüchtig, wie Bauern es brauchen mögen; und an jedem Stück war eine Nummer befestigt. Da hieß es nun: Jetzt suche Jedes die Nummer auf, die es in der Hand hat! — Die Männer waren darüber ganz verblüfft, und wollten erst nicht zugreifen, aber die Frauen

hatten es schnell weg, und halfen dann ihren Männern und Kindern suchen; und es währte nicht lange, so war das Gestell abgeleert, und Jedes hatte das ihm beschiedene Theil auf dem Arm, und freute sich daran. Denn Jeder fand, daß ihm eben das zu Theil geworden, was er am nöthigsten brauchte. Viele waren freylich dabey, denen Alles nöthig war.

Wie es nun an ein Abschiednehmen ging, und sich die vergnügten Leute bey dem Herrn bedankten, der es so gut mit ihnen gemeint, gab er Jedem die Hand und schüttelte sie ihm, und bey dieser Gelegenheit schob er jedem der Männer noch eine Pfund-Note in die Hand. Das war nun wieder ein neuer Jubel, und ein neues Danken, und die guten Leute würden gar nicht fertig geworden seyn, wenn sich Herr Hampden nicht schnell wegbegeben und ihrem Danke entzogen hätte. Da ihnen aber nun einmal das Herz voll war, und sie ihrer Dankbarkeit durchaus Genüge thun mußten, setzten sie den Pachter und seine Frau auf Stühle, hoben diese dann auf einen Leiterwagen, und spannten sich vor, so daß das Ehepaar, es mochte sich sträuben so viel es wollte, bis zu seinem Hause im Triumphe gezogen wurde. So einen Jubel hatte man lange

nicht erlebt, und noch erzählen die Leute in Buckinghamshire ihren Kindern und Enkeln von dem wackern Martin und dem Schmauße bey ihrem Edelmanne.

24.

Als mir mein Freund diese Geschichte erzählt hatte, sagte ich: Das ist fürwahr ein schönes Ding, wenn der gemeine Mann so christlich denkt, wie der Pachter, und die Vornehmen mit ihm wetteifern, wie sein Gutsherr that. Wenn ein solcher Sinn überall herrscht, so darf man sich nicht wundern, wenn Alt-England einen so hohen Ruhm genießt, und seine Einwohner so stolz sind.

Wie ich dieß gesagt hatte, lächelte Arnold Hill, und wiegte den Kopf hin und her, und sagte endlich: „Es ist auf unsrer Insel in diesem Punkte, wie es wohl meist überall seyn wird. Gutes ist mit Bösem gemischt. Grosmuth und Wohlthätigkeit geht in Alt-England auch nicht

auf allen Straßen umher, wie ich es in deutschen Comödien vorgestellt sehe, wo, wenn es wem an Gelde fehlt, immer ein reicher Engländer hinter den Coulissen steht, der nur auf Gelegenheit zu einer edeln That gewartet hat, und dann Guineen wie Pfennige wegschenkt. So viel ich habe bemerken können, ist auf dem festen Lande die Wohlthätigkeit nicht geringer, und es wird für Arme und Nothleidende nicht weniger gesorgt. Der Unterschied ist vielleicht nur der, daß bey Euch meist der Staat diese Sorge übernimmt, und die Einzelnen ihn unterstützen müssen; in England hingegen fast Alles von den Einzelnen ausgeht, ohne daß sich die Regierung darum bekümmert; woraus denn ein rühmlicher Wetteifer entsteht, und ein stolzes Selbstgefühl, das, wie lästig es auch bisweilen dem Fremden fallen mag, doch im Ganzen unschätzbar ist. Uebrigens ist auch die Hartherzigkeit in England gar nicht selten, und wie das Meiste bey diesem Volke aus vielen Gründen ein schärferes Gepräge hat, so sind die Beyspiele von Rohheit und Grausamkeit, welche jährlich dort bekannt werden — und wie Vieles dieser Art kömmt nicht an den Tag! — schreyender und empörender, als vielleicht irgendwo." — Hierauf erzählte mir mein Freund Beyspielsweise

einige Vorfälle dieser Art, bey denen mir schauderte, und die ich deshalb so schnell als möglich der Vergessenheit übergab. Nur Eines hab' ich mir als Gegenstück zur vorigen Geschichte angemerkt, weil es viel menschlicher endigte, als der Anfang erwarten ließ.

Es war auch während der Theurung, wo ein armer Taglöhner dem Pachter, bey dem er länger als zwanzig Jahre gearbeitet hatte, dringend anlag, ihm einen Theil seines Wochenlohns in Getraide oder Mehl zu geben, und ihm dabey etwas von dem hohen Marktpreiße zu erlassen. Der Pachter runzelte bey diesem Antrage die Stirn, und ohne zu antworten, zahlte er ihm den Lohn wie bisher in Geld aus. Da aber die Noth stieg und das Geld kaum für die Hälfte der Woche reichte, wiederholte der arme Mann seine Bitte, indem er seine vieljährigen treuen Dienste, und seine zahlreichen hungrigen Kinder anführte. Der Pachter schwieg auch diesesmal, und schob den abgezählten Lohn hin. „Was soll ich damit anfangen?" rief der arme Mann in seiner Noth; das Brod wird täglich kleiner; ich entziehe mir was ich kann; aber soll ich meine Kinder Hungers sterben sehn? Wenn ich sie weinend und hungrig zu Bett schicken muß, bricht mir das

Herz.“ — Des Pachters Herz blieb ungerührt. Und als der Taglöhner seine Klage von neuem anhub, rief er zornig aus: „Packt Euch fort; ich habe das Lamentiren satt. Könnt Ihr kein Brod kaufen, so stehlt's.“

Bisher war der Mann treu und ehrlich gewesen. Auch die größte Noth hatte ihn nicht zum Diebstahl verführen können; und selbst jetzt, da er sich jeden Weg zur Hülfe verschlossen sah, wäre ihm doch vielleicht ein solcher Gedanke nicht in den Sinn gekommen, hätte ihn nicht die unvorsichtige Rede des Pachters geweckt. „Noth bricht Eisen, sagte er zu sich selbst, und nun schickt mich ja der Herr selber in seine Scheune und auf seinen Kornboden. Denn wo könnt' ich denn stehlen als bey ihm? Gott weiß, ich hätt' es ihm gern bezahlt, und meinen Dank hätt' er noch obendrein gehabt. Aber da er nun eben nicht anders will — —!“ Und somit stieg der Mann in seiner Verzweiflung in derselben Nacht auf den Kornboden, und maaß sich unter großer Angst einen Scheffel Waizen zu, und als dieser alle war, noch einen, und so auch zum drittenmale. Da wurde der Pachter gewahr, daß ihm Waizen wegkam, und er gerieth darüber in große Sorge; aber auf den

Mann, der immer so treu und ehrlich gewesen war, hatte er keinen Verdacht, sondern auf Andre, denen er nicht auf die Spur kommen konnte. Er ließ also die Sache in die Zeitungen setzen, und versprach dem, der ihm den Dieb anzeigen würde, eine Belohnung von fünf Guineen. Hatte nun der Taglöhner vorher Angst gehabt, so wußte er sich jetzt nicht mehr zu lassen; denn wer in seine Hütte trat, den hielt er für einen Angeber, und er sah schon im Geiste die Gerichtsdiener ihm auflauern, und den Henker, der ihm den Strick um den Hals legte. Das hielt er zwey Tage und zwey Nächte aus; aber nicht länger; denn am dritten Morgen ging er zum Friedensrichter und gab sich selbst an, indem er ihm seine That unter vielen Thränen erzählte, aber auch seinen und seiner Kinder Hunger nicht verschwieg, und des Pachters harte Rede. Da gab der Richter einem seiner Diener den beängstigten Dieb aufzuheben, und schickte den andern nach dem Pachter aus. Der erschien auf erhaltne Ladung sogleich. „Euer Dieb, sagte der Richter, ist mir angezeigt worden, und zwar mit Umständen, die nicht an der Wahrheit der Angabe zweifeln lassen; aber der Angeber will nicht gekannt seyn. Gebt mir also die versprochene Belohnung; ich will sie ihm

zuſtellen, und dann ſoll Euch der Nahme des Diebs angezeigt werden.“ Dem Pachter war das ganz recht, und da er keinen Schilling darum gegeben hätte, eine verhungerte Familie zu ſättigen, erlegte er mit Freuden fünf Goldſtücke, um einen armen Dieb an den Galgen zu bringen. Der Friedensrichter, der ein menſchliches Herz hatte, ſagte ihm nun, daß der Dieb ein ſehr armer Mann ſey, der bis jetzt ganz unbeſcholten gelebt, aber durch die Noth und durch ſeine Hartherzigkeit zur Verzweiflung getrieben worden ſey; auch möchte er ſich beſinnen, daß er ihm ſelbſt den Rath gegeben, wenn er kein Brod kaufen könne, welches zu ſtehlen. Da er alſo ſelbſt die Veranlaſſung gegeben habe, daß ein ſonſt ehrlicher Mann ſeine Pflicht vergeſſen, ſo möchte er ſein Gewiſſen bedenken, ob er es wohl vor Gott verantworten könne, wenn er dieſen unglücklichen Mann der Gerechtigkeit überlieferte, und ſeine hülfloſe Familie ihres Vaters beraubte. Und nachdem er ihm auf dieſe Weiſe beweglich zugeredet, führte er ihm noch überdieß zu Herzen, welchen Schimpf er auf ſich laden würde, wenn die Sache durch die öffentliche Verhandlung bekannt würde, und, was in dieſer aufgeregten Zeit auch zu beherzigen wäre, welchem grimmigen Haſſe der Armen er ſich aus-

ſetzte. — Dieſe Vorſtellung wirkte. Theils aus Schaam, theils aus Furcht, that der Pachter auf die Klage Verzicht, und wurde fortgeſchickt. Der Taglöhner aber wurde noch einmal vor den Richter gebracht, und ſcharf vermahnt, ſich nie wieder — auch durch die dringendeſte Noth nicht — zu einem ähnlichen Fehltritte verleiten zu laſſen, der ihm jetzt nur in Rückſicht auf ſein früheres ſchuldloſes Leben verziehen werde. — Die fünf Goldſtücke aber wendete der Richter für den Mann an, der ſein eigner Angeber geweſen war, und kaufte ihm und ſeinen Kindern Kleidungsſtücke und Lebensmittel dafür. Die Zeiten wurden auch bald darauf beſſer und das Brod wohlfeiler. Der Taglöhner diente von nun an wieder ehrlich, wie zuvor, und der Pachter nahm ſich auch aus der Geſchichte eine Lehre, und gab ſeinen Dienſtleuten nicht mehr ſo ſchnöde Antworten und ſo bedenkliche Rathſchläge, die ihm ſelbſt zum Nachtheil gereichten.

* * *

25.

Seitdem die Frauen angefangen haben, so entsetzlich viel zu lesen, hat ihre Unterhaltung aufgehört belehrend zu seyn. Die Ursache ist leicht aufzufinden. Da es bequemer ist, Andre für sich denken zu lassen, als selbst zu denken, die Bequemlichkeit aber bey weitem die verführerischste aller Schooßsünden ist, so entwöhnen sich selbst die Geistreichen von der Erzeugung eigner Gedanken, indem sie sich mit dem Wahne eines Reichthums täuschen, der, wie ein Schatz im Traum, eben wenn man ihn brauchen will, zerrinnt. Es wird dem weiblichen Geiste leicht, fremde Gedanken aufzufassen; aber was kann es helfen, auf den fruchtbarsten Boden Saamen zu streuen, wenn man ihn nicht in eine Tiefe legt, wo er Wurzeln schlagen kann, die ihn, wenn der Wind über die Erde geht, fest halten. Der Geist einer Frau, die in zwey oder drey Lesecirkeln abonnirt ist, und wohl noch beyläufig von ihren literarischen Freunden die

neuſten Neuigkeiten leicht, gleicht vollkommen einem Acker, der am Ufer eines reißenden Stromes am Abhange liegt; denn da dieſer durch die periodiſchen Regengüſſe jeder Meſſe unvermeidlich aus ſeinem Bette getrieben wird, ſo ſpült er von dem benachbarten Acker alles geſunde Erdreich hinweg, und läßt nichts zurück als den toden ſteinigen Grund, der nichts mehr erzeugen kann. Hat eine ſolche Viel-Leſerin ein glückliches Gedächtniß, ſo hängt ſich wohl einiges Fremde bey ihr an, wie an den Dornbuſch die Wolle der vorüberziehenden Heerden; aber die Männer kommen ihr dabey bald auf die Spur; und wenn ſie ihr auch nicht gerad ein Plagiat nachweiſen können, ſo legt doch ſchon die Bunterey des Gewandes, in das ſie ſich hüllt, und die Verſchiedenheit ſeines Stoffes Zeugniß gegen ſie ab. Aber nicht alle Frauen haben ein gutes Gedächtniß; bey den meiſten gleicht es dem Faſſe der Danaïden, das ſich nie füllt; ſtatt daß der ſelbſtthätige Geiſt, wie eine denkende Frau irgendwo ſagt, wie das Horn der Amalthea, ſo oft es ſich auch leert, immer wieder Neues aus ſich ſelbſt erzeugt. Ohne dieſe Selbſtthätigkeit, die eben durch die Fluth der Leſerey erſtickt wird, bringt es Alles Leſen zu Nichts, nicht einmal zu einem tüchtigen Urtheile.

Denn wenn sich ein Geschworen Gericht in seinem Verdict auf Schuldig, Nicht-Schuldig beschränken muß, so ist doch ein nüchternes Das Buch hat mir gefallen, oder nicht gefallen kein Verdict, und belehrt gerade nicht mehr, als die Lobsprüche, mit denen die Verleger die Bücher in die Welt schicken, die sie gedruckt, aber nicht gelesen haben.

Ich hörte einstmals in der italienischen Komödie den Harlekin sagen: Vorzeiten lernten die gnädigen Herrn Nichts, und wußten Alles; jetzt lernen sie Alles, und wissen Nichts. — Kann man nicht dasselbe auch von den Frauen sagen? Ich spreche nicht eben von der Masse der Kenntnisse — denn eine Frau soll und will kein Professor seyn; aber von der Masse der Gedanken, welche jener unendlich vorzuziehen ist. Diese wird nicht erworben durch Lesen, sondern durch Denken; so wie man nicht reich wird durch Borgen, sondern durch Erwerben. Eine Hausfrau, die das Ihrige thun will, hat nicht viel Zeit zum Lesen übrig; aber zum Denken sehr viel; denn ein großer Theil ihrer Beschäftigungen gibt ihr volle Musse dazu. Dieß ist ohne Zweifel die Ursache, weshalb sich in einem Weiberkopfe ein Gedanke, und in einem Weiberherzen ein

Gefühl, das Einmal darinne Wurzel geſchlagen hat, nicht leicht wieder ausretten läßt, und daß ſich Liebe und Haß auf eine Weiſe bey ihnen anbauen, wovon wir Männer kaum eine Vorſtellung haben. Wenn ſie nun über das, was ſie auf dieſe Weiſe zu ihrem Eigenthum gemacht, was ſie von allen Seiten betrachtet, in ſeine Elemente aufgelößt, dann wieder zuſammengeſetzt, und mit dem Hauptſtocke ihrer eigenthümlichen Gedanken und Gefühle vereinigt haben — wenn ſie darüber ſprechen, ſo iſt ihr Geſpräch immer belehrend und anziehend, weil es uns in ihr Inneres blicken läßt, wo wir oft ganz unerwartet mehr Wahrheit, Tiefe und Weisheit finden, als wir durch alles Nachdenken hätten aufſpüren können. Dieſe Eigenthümlichkeit iſt es, die uns in Geſpräche gebildeter Frauen bezaubert, die durch keine Bücherweisheit erſetzt, und durch die grenzenloſe Leſewuth zerſtört wird. Die Arbeitſamkeit der Biene hat oft als Bild für die Hausfrau gedient; wir können dieſes Bild auch für unſern Gegenſtand brauchen und weiter führen. Nie trägt die Biene die Gaben der Blumenwelt in ihr Haus, ohne ſie in der geheimen Werkſtätte ihres Innern zu etwas Neuem umgewandelt zu haben; und der köſtliche Honig, welcher ihre Zellen füllt, iſt

so ganz ihr Werk, daß keine Scheidekunst die Blumen und Blüthen nachzuweisen vermag, aus denen er bereitet ist. Auch der Frauen Gedanken sollen ihr eigenstes Eigenthum seyn; Niemand soll sagen können, sie spreche wie dieses oder jenes Buch, oder überhaupt wie ein Buch; aber Jeder soll fühlen, daß sie den Stoff dazu aus den reinsten Blüthen und Nectarkelchen des Geistes gesogen hat. Dasselbe Bild bietet noch Eine Lehre dar. Auch der Schmetterling schwirrt von Blume zu Blume; aber es genügt ihm aus den süßen Kelchen zu kosten, und während die Biene nie Zeit zum Zeitvertreibe hat, kennt er kein anders Geschäft, als mit andern seiner Art umher zu gaukeln; und so erstarrt er denn nach wenigen durchscherzten Lebenstagen, ohne etwas zu bilden, oder irgend eine Spur seines Daseyns zurückzulassen. Wäre das Leben nur ein Spiel, so möchte vielleicht dieses Taumeln von Buch zu Buch, wobey gar nichts gewonnen wird, als die bequemste Art von Zeitvertreib, gestattet seyn. Aber welche Frau möchte sich wohl gestehn, daß sie nur lebe, um sich die Zeit zu vertreiben, und daß sie nur lese, um die unerträgliche Bürde ihres unnützen Daseyns zu vergessen? Alles Lesen, das den Geist nicht nährt, ist Zeitverderb. Keine Leserey aber

kann bilden und nähren, bey der man nicht denkt.

Die Frauen klagen, daß sie von den Männern verlassen werden. Es ist wahr, in dem gesellschaftlichen Leben zeigt sich eine Spaltung beyder Geschlechter, welche früher unbekannt war. Die erste und größte Schuld mag auf Seiten der Männer seyn. Aber sind darum die Frauen gänzlich frey davon? Und ist nicht vielleicht ihr müssiges geisttödendes Lesen die erste Quelle der Verarmung unsrer Gesellschaften?

Ich komme bisweilen in Häuser, die etwas auf Erziehung halten, und finde kleine Mädchen darinn in einem Alter, wo sie sonst mit Küchengeräth und Puppen spielten, über Bücher gebückt. „Sehn Sie, sagt dann wohl die Mutter nicht ohne Selbstgefälligkeit, das Kind ist nicht von den Büchern wegzubringen. Sie verschlingt sie ordentlich, und ich weiß kaum, wo ich genug zu lesen für sie herbekommen soll. Denn mehr als Einmal ließt sie nichts. — Und sehn Sie nur! Sie hört nichts von dem, was wir hier sprechen, so vertieft ist sie. Oft fürcht' ich, es möchte ihrer Gesundheit schaden."

Wohl hast Du recht, Du gute und unbedachtsame Mutter, zu fürchten, daß bey dieser

Lesewuth die Gesundheit Deiner Tochter leiden möge, aber das, was hier leidet, ist nicht der Leib, sondern etwas Besseres und Höheres. Sie wird sich an diesen heillosen Müssigang gewöhnen, der ihrer Eitelkeit schmeichelt; denn sie wird glauben, etwas Besseres zu thun, als ihre Altersgenossen, die dem kindischen Hange folgend, mit Puppen spielen, oder sich im Freyen bewegen. Ihr Geist, immer von fremden Gedanken und fremden Gefühlen angeregt, und bald nach dieser, bald nach jener Seite gezogen, wird keinen Eindruck festhalten; den blossen Schatten einer erdichteten Welt hingegeben, wird sie sich in dem wirklichen Leben nicht zu bewegen verstehn; sie wird mit den erdichteten Wesen ihrer Bücher weinen und sich freuen; aber die Leiden und Freuden der Ihrigen werden sie kalt lassen. Sie wird Alles lieben, was nicht ist; sie wird sich Glück wünschen zu ihrem Schatten-Gefühl, und sich für etwas Edleres halten, weil edle Geister für ihren Zeitvertreib arbeiten; aber wie die Welt der Bühne schattige Wälder hat, aber keine Kühlung; Springbrunnen und Wasserfälle, aber keine Labung; Flammen, aber keine Wärme; so werden auch durch das Gemüth deines belesenen Kindes alle Bilder des Himmels ziehen, aber kein

Himmel wird ſich darinne bilden; denn nicht genährt durch die Theilnahme an dem wirklichen Leben, werden die Quellen des Gefühls in ihrem Innern verſiegen; ſie wird nur Worte haben, aber keine Empfindungen, und in ihrer ſtarren Selbſtſucht wird ſie aller Freude und Liebe abſterben, Niemanden erfreuend und beglückend, auch ſich ſelbſt nicht.

26.

Es iſt eine ſonderbare Erſcheinung, daß wir Deutſchen, ein bedachtſames Volk, und um unſerer Langſamkeit willen bey Andern verſchrien, in unſerm literariſchen Treiben einen Leichtſinn und eine Flatterhaftigkeit zeigen, von welchem andre des Leichtſinns beſchuldigte Völker frey zu ſeyn ſcheinen. Ich will nur an die literariſche Bildung unſrer Jugend erinnern. Wo iſt hier eine Spur von Bedachtſamkeit, oder von jenem ſyſtematiſchen Geiſte, auf den wir uns ſo viel zu Gute thun, und über den ſich die Aus-

länder ſo luſtig machen? Für den Knaben iſt ebenfalls in der Schule durch die Anordnung ſeiner claſſiſchen Studien geſorgt; obſchon auch hier Vieles anders ſeyn könnte; aber ſobald er aus der Claſſe heraustritt, und nach Unterhaltung umſchaut, iſt er da nicht dem Zufalle und ſeinen zwey und dreyßig Winden Preiß gegeben? Und die Mädchen? Erkennen ſie ein anderes Geſetz ihrer Leſerey? oder laſſen ſie ſich bey der Wahl durch etwas anderes beſtimmen, als durch die zufälligen Empfehlungen ihrer Spielgenoſſen, den zufälligen Geſchmack oder die Laune des Vorſtehers ihres Leſecirkels, oder endlich die zufällige Gelegenheit dieſes oder jenes Buches ſogleich nach ſeiner Erſcheinung habhaft zu werden?

Ich weiß nicht, welchen Schriftſtellern die heutige Welt vorzüglich huldigt; aber zu meiner Zeit — um nach der Weiſe alter Leute zu ſprechen — hatte jedes Jahrzehn einen eigenen Abgott, vor dem ſich Alles niederwarf, und der gewöhnlich in dem nächſten Jahrzehn, wenn ihn ein neues Idol verdrängt hatte, ſo vollkommen abgeſetzt war, daß die beſſer belehrte Jugend ſtolz und keck über ſeine Werke hinwegſchritt. Ich fürchte, daß es jetzt nicht viel an-

ders ist. Hat sich nun vielleicht der eine und der andere Nahme — es mögen ihrer wenige seyn — in einigem Ansehn erhalten, so ist es doch eben nur ein Ansehn auf Treu und Glauben, bey dem man ohne weitere Prüfung vorübergeht, um nur nicht in dem Genusse des Neuen und Neusten gestört zu werden. Auf diese Weise aber ist kein Mittelpunkt vorhanden, um den sich die Nation vereinigen; kein Altar der Kunst, zu dem die Mutter ihr Kind mit Zuversicht führen könnte, wie sie selbst vormals von der ihrigen geführt worden ist; kein Capital, das allen Gebildeten der Nation gemeinschaftlich wäre, das auf Kinder und Enkel forterbte, und Jeden, der nach Bildung strebte, mit seinen Zinsen bereite Hülfe trüge. Wenn unsre überrheinischen Nachbarn nie so sehr von dem Reize der Neuheit fortgerissen werden, daß sie — so viel ich habe bemerken können — nicht immer wieder zu den alten Heroen ihrer Literatur zurückkehrten, und ihre Bewegung dem Gesetze der Anziehung unterwürfen, die sie an einem gemeinsamen Heerd bindet; so flattern wir, mit einer Unstätigkeit, die um desto tadelnswerther ist, da sie aus Trägheit entspringt, unabläßig dem neusten Meteore nach, in welcher Gegend es auch immer auf-

gehen mag, und gaffen, ſtaunen und bewundern ſo lange, bis uns wieder ein anderes, vielleicht in einer entgegengeſetzten Richtung anzieht. Die Folgen davon ſind klar, und man iſt ſicher nicht ungerecht, wenn man behauptet, daß der Zuſtand unſrer geiſtigen Bildung den Mitteln, welche ſich dazu bieten, im Allgemeinen keineswegs entſpricht, und daß ſich, trotz alles Leſens und alles Jagens auf dem Gebiete des Geſchmacks, doch nichts ſeltener findet, als ein gebildeter und ſichrer Geſchmack. Nicht vieles Einkommen macht ein Haus reich, ſondern verſtändige Wirthſchaft; und wie viele Farben man immer auf eine Pallette ſetzen mag, ein Bild wird darum noch nicht daraus. Unſere, an den Geſchmack der Leihbibliotheken verdungene Jugend ſchleppt Geräth über Geräth in ihr Haus, und wundert ſich dann doch, daß nichts zuſammenſtimmt, und Alles ſo wüſt darinn iſt. Ohne Wahl kömmt nicht einmal ein gehöriges Mittagseſſen zu Stande, geſchweige ein zierliches Feſt, oder ein geiſtreiches Werk. Wenig, aber gut, war das Geſetz unſrer Grosmutter in ihrer Oekonomie; wenige, aber gute Freunde, ſagten unſre Väter; und ich ſetze hinzu, wenige, aber gute Bücher. Wer mit aller Welt Umgang

pflegt, lernt keinen recht kennen, und liebt keinen recht; und wer alle Bücher verschlingt, wird dadurch sicher kein weiser Mann. Darum sagten die Alten: Nicht Vielerley, aber Viel. Ein gutes Buch hundertmal gelesen, gibt mehr Nahrung, als hundert Bücher, die man nur Einmal liest.

27.

Unter allen weiblichen Eigenschaften kenne ich keine, von welcher Asmodi zur Störung des häuslichen Glücks bessern Gebrauch macht, als die Beweglichkeit der weiblichen Phantasie. Ich bin gewiß weit entfernt, der Phantasie überhaupt den Krieg zu machen; sie ist eine vortrefliche Sache und eine der reichsten Quellen der Freude; aber sie gleicht der Feder in der Uhr, die das ganze Werk in Bewegung setzt, aber nur durch die Hemmung in Gang erhält. Ohne das Gegengewicht des Verstandes, der Ordnung und einer klugen

Gewöhnung überstürzt sich die Phantasie, und sieht sich bald in der traurigen Nothwendigkeit, wenn sie in ihrer ungestümen Hast ein ganzes Gebäude von Harmonie zerstört hat, über Trümmern zu brüten.

Welche Wirkung kann ein Wort, ein einziges Wort in einem Kopfe hervorbringen, den die Phantasie beherrscht! Das Wort wandelt sich in ein Bild; an das Bild knüpft sich ein Gefühl, an das Gefühl ein Wunsch, an den Wunsch eine Forderung; und wie lang kann die Kette der Dinge seyn, die sich an eine Forderung knüpft! Und das erste Glied dieser Kette hing vielleicht an einem Misverständnisse.

Herr von Malesherbes erzählte eines Tages einer Freundin, mit der er sich auf dem Lande befand, daß er in seinem Garten eine Ceder von Libanon habe. Das muß ja etwas Herrliches seyn, sagte die Dame. Zeigen Sie mir sie doch. — Er führt sie in den Garten; sie geht voraus, und den Kopf in der Höhe, suchen ihre Blicke den hochragenden Gipfel des prächtigen Baumes. Malesherbes geht mit dem Augenglase hinterdrein. Plötzlich bückt er sich, und bedeckt ein Pflänzchen mit der Hand, das nur zwey Zoll über der Erde emporragt. Hier ist

ſie! ruft er. Und die überraſchte Frau ſieht ſtatt des Rieſenbaumes ein unbedeutendes Pygmäenbäumchen! —

Misdeutungen dieſer Art begegnen der Phantaſie täglich, aber ſie endigen nicht immer, wie dieſer, mit Lachen. Ein Mädchen, das ſich an die Einflüſterungen dieſer Gauklerinn hingegeben hat, wird die Worte Liebe, Liebhaber und Bräutigam nicht ohne Herzklopfen hören. Mit ihnen rückt in ihrem Kopfe ſogleich die ganze Scenerey eines idealen Arcadiens vor, in welchem die Geſtalt eines unbeſchreiblich ſchönen, höchſt geiſtreichen und liebenswürdigen Mannes ihre Augen blendet, der nach den zärtlichſten Aeußerungen einer poetiſchen Liebe zu ihren Füßen ſinkt, jeden ihrer Winke beobachtet, nur auf ihre Wünſche horcht, und jeden dieſer Wünſche augenblicklich und im Uebermaße erfüllt. Es ſtört ihre Träume nicht, daß dieſer Phönix kaum Einmal in einem Jahrhunderte erſcheint, und daß die Frau, die er an ſeine Seite erhebt, keineswegs immer die glücklichſte iſt; und meiſt geſchieht dann eins von beyden, entweder, daß ſie nach langen Harren ſtatt des erwarteten Phönix aus Verzweiflung einen Raben nimmt; oder daß ſie mit gaukelnder Selbſttäuſchung den Ra-

ben für jenen Wundervogel hält, bis der Talisman des Traurings den Zauber zerstört. In keinem dieser beyden Fälle ist für einen so beginnenden Ehestand viel Freude zu hoffen. Eine verständige Frau kann an der Seite eines einfachen und prosaischen Mannes, der sie liebt, aber nicht anbetet, vollkommen glücklich seyn; die unverständige hängt an ihren Phantasien, und betrauert, vielleicht dem Manne gegenüber, das unselige Loos der Frauen, das sie gemüthlosen Männern zum Opfer gibt. In einem solchen Herzen, unter dem Wolkenhimmel einer sentimentalen Traurigkeit, brüten die Basiliskeu häuslichen Unglücks ihre Eyer aus. Diese Brut gedeiht schnell. Während dann der Unfriede im Innern tobt, steht die Eifersucht an der Thür, und neben ihr schleicht die Untreue ein, die hinter der Larve einer Huldgöttin ein Medusenhaupt verbirgt. Auch neben diesen Ungethümen treibt die Phantasie ihr verwirrendes Spiel. Eine gefällige Dienerin der Leidenschaften schmückt sie Betrug und Lüge, Wuth und Rache mit ihren schimmernden Farben aus; und wo ein Paradies blühen sollte, glüht eine Hölle. —

Ein Mädchenkopf, in welchem die Phantasie den Zepter führt, gleicht dem Gebiete der Alcina, das mit dem Scheine aller möglichen Herrlichkeit geschmückt ist, während das Land umher öd' und wüst liegt. Und dieser Zaubergarten selbst, mit seinen Dianenbäumen und seinen Phantasmorasien, wird in dem Augenblicke zur Wüste, wo die Wirklichkeit den Talisman der Zauberin zerstört. Die Phantasie in ihrer Alleinherrschaft ist wie ein Traum, der den Hungrigen an eine wohlbesetzte Tafel setzt, von der er noch weit hungriger aufsteht; und nicht genug, daß das, was sie selbst bietet, nur ein Farbenspiel ist, und weniger als Schaum, so hindert sie die Oekonomie des Verstandes, wenn er etwas Dauerhaftes anführen will. Sie ist ein Proteus und schlimmer als dieser, der seine Gestalt nur verändert, um sich den Banden der Gewalt zu entziehn, während die Phantasie ihre Maske nur darum wandelt, weil ihr alles Bestehende sogleich langweilig, das Langweilige aber sogleich unerträglich wird. Wenn nun nach dem Ausspruche eines weisen Mannes der Anfang aller Tugend die Ueberlegung, ihr Ziel und ihre Vollendung aber die Beharrlichkeit ist, so kann da, wo die Fata Morgana der Phantasie regiert,

an keine Tugend zu denken seyn. Sie ist die ächte und fruchtbare Mutter der Launen, einer Art von Poltergeistern, welche jede Wirthschaft in Verwirrung bringen, und sich wiederum in der Verwirrung, als in ihrem eigenthümlichen Elemente, vermehren. Eine Frau, die es mit dieser Brut hält, gleicht den Staubfäden der Distel, die von ihrem mütterlichen Schooße losgerissen, als ein Spiel der Lüfte aufwärts und abwärts flattern, der Hand, die sie greifen will, entfliehn, und zuletzt in Staub und Schmutz Ruhe finden; wobey das Allerschlimmste ist, daß sie sich in dieser flatterhaften Unbeständigkeit gefällt, und sie zu einem Ingredienz ihrer Liebenswürdigkeit macht. An Tugend ist dabey nicht zu denken, und wenn sie nicht im Laster untergeht, so mag man es dem Zufalle danken, der ihr nicht gerade die Richtung nach dem Abgrunde gab. Auch ein gesetztes Gemüth hat täglich Ursache Gott zu bitten, daß er Versuchungen von ihm abwehre, und es ist Niemand so fest in der Tugend, der nicht einen Theil seines Verdienstes dem Glücke zuschreiben müßte, der seinen Fuß vor schlüpfrigen Stellen bewahret hat. Ein launenhaftes Gemüth aber hat schlechterdings keinen Compas, und wer kann hoffen, daß ihm alle zwey und

dreyßig Winde immer so günstig wehen werden, daß er nie an einer Klippe scheitert, oder auf einer Untiefe sitzen bleibt?

* * *

28.

Auf einer Reise, die ich nach Vollendung meiner medicinischen Studien durch Frankreich machte, kam ich nach Rheims. Ich hatte die Merkwürdigkeiten der alten Stadt besehen; der Morgen war heiß, und ich kam hungrig und durstig in den Gasthof zurück. Man hatte sich eben zu Tisch gesetzt. Ich forderte ein Glas Wasser. Aber trotz meines Durstes war das Wasser so schlecht, daß ich es nicht trinken konnte. Wie kömmt das? sagte ich. Der Wirth zuckte die Achseln. Es wird bald besser werden, antwortete er.

Da mir diese Antwort etwas sonderbar vorkam, sah ich meinen Tischnachbar lächelnd an. Herr Davriant hat Recht, sagte dieser.

Wir können bald auf beſſeres Waſſer hoffen. Man iſt eben beſchäftigt, eine Leitung bis zu einer Stelle zu führen, wo gutes und reines Waſſer im Ueberfluß quillt. Wenn Sie alſo im nächſten Jahre wiederkommen, ſo werden Sie dieſer Klage wahrſcheinlich abgeholfen ſeyn.

Ein Geiſtlicher, der mir gegenüber ſaß, nahm jetzt das Wort und ſagte: Iſt es auch recht, meine Herren, das Gute zu genießen — in der Hoffnung wenigſtens — und ſeinen Urheber zu vergeſſen? Dieſer Herr iſt ein Fremder, und ich denke, es wird unſrer Stadt nicht zur Unehre gereichen, wenn der Zuſammenhang der Sache auch im Auslande bekannt wird.

Auf dieſe Aeußerung bat ich ihn um ſeine Mittheilung. Er erzählte nun Folgendes.

Unſre Stadt iſt ſehr alt, wie Sie wiſſen. Sie hat alte Gebäude, alte Gebrechen und alte Schulden. Ihre Einkünfte werden durch die Zinſen und die dringendeſten Bedürfniſſe verzehrt. So iſt es gekommen, daß man auch den größten Mängeln nicht abhelfen konnte. Und wie es geht. Man iſt an das Schlechte gewöhnt, klagt darüber, und läßt es beym Alten.

Nun lebte ein Canonicus hier, ein kluger, aber verſchloſſener Mann, der wegen ſeiner Sitten

und Kenntniſſe in Anſehn ſtand. Die, welche ihn früher gekannt haben, erzählen, daß er ein anſtändiges Haus gemacht, und oft Freunde bey ſich bewirthet habe; auch habe er nie den Armen ohne Hülfe gelaſſen, ſondern ſein Brod mit Wittben und Waiſen getheilt. Mit einemmale — es mochte etwa um ſein funfzigſtes Jahr ſeyn — änderte er ſeine Lebensweiſe, verkaufte ſein Haus, und bezog eine kleine Wohnung in einem entlegenen Theile der Stadt. Hier lebte er in großer Eingezogenheit; lud Niemanden zu ſich ein, und verminderte ſeine Wohlthätigkeit. Dieſe Veränderung gab zu mancherley Deutungen Veranlaſſung. Einige vermutheten, er habe großen Verluſt an ſeinem Vermögen erlitten; Andre, er habe von Freunden, die er ſehr verpflichtet, ſchnöden Undank erfahren; noch Andre, er habe Anfälle von Melancholie; und da ſich nichts von dem Allen beſtätigte, ſo vereinigte man ſich endlich darinn, daß ihn das gewöhnliche Laſter des Alters, der Geiz, heimgeſucht habe. Hatte man ihn früher gerühmt, ſo tadelte man ihn jetzt deſto lauter; und gerade die, welche ehedem Wohlthaten von ihm erhalten hatten, klagten am meiſten über ſeinen Geiz, als über ein Unrecht, das er ihnen und zugleich

auch seinem Stande thue. Dieser Tadel war laut und öffentlich; er aber, als ob er nichts bemerkte, ging seines Weges, und blieb bey der angenommenen Weise bis an seinen Tod, der vor einigen Monaten erfolgt ist.

Sobald sich die Nachricht von diesem Ereignisse verbreitete, fanden sich einige weitläuftige Verwandte ein, die auf die Schätze des geizigen Vetters gerechnet hatten, ob sie gleich selbst nichts weniger als arm waren. Der Nachlaß an Hausgeräthe ließ nicht viel erwarten; aber man wunderte sich nicht, daß sich ein so geiziger Mann von Allem losgemacht hatte, was zur Bequemlichkeit gehörte; ja, die vermeintlichen Erben mochten sich freuen, daß er thörigt genug gewesen war für sie zu darben. Alle waren jetzt auf seinen letzten Willen gespannt. Wie hoch mag sich sein Nachlaß belaufen? Was mag er darüber verordnet haben? Wer wird Universal-Erbe seyn? Mit diesen Fragen beschäftigte sich das Publicum bis zur Eröfnung des Testaments; und der Saal des Stadthauses war mit Menschen angefüllt, welche die Neugierde herbey gezogen hatte. Auch ich war unter diesen, und vielleicht war in der ganzen zahlreichen Versammlung kein Einziger — mich mit eingeschlossen;

denn man muß ſein Unrecht nicht verhehlen — der nicht die übelſte Meinung von dem Verſtorbenen mitbrachte. Wir wurden Alle beſchämt; aber was das Beſte war, die Verwandten ausgenommen, war Niemand, der ſich ſeiner Beſchämung nicht recht herzlich gefreut hätte.

Das Teſtament fing, nach der gewöhnlichen Eingangsformel, mit der Erklärung an, daß ſich der Erblaſſer ſein ganzes Leben hindurch bemüht habe, nach ſeinen Kräften die Pflichten eines guten Chriſten und Bürgers zu erfüllen. — Bey dieſen Worten ging ein dumpfes Murmeln durch die Verſammlung. Viele lachten; Einige huſteten; Andre ließen Etwas von ſchändlicher Heucheley fallen. Der Leſende mußte einige Augenblicke inne halten, bis ſich das Getös gelegt hatte. Dann hieß es weiter: Er habe hierbey Jahre lang den gewöhnlichen Weg verfolgt, und, ſo wie Andere, Almoſen gegeben u. ſ. w. Bald aber ſey er zu der Einſicht gelangt, daß auf dieſe Weiſe bey dem beſten Willen wenig Gutes geſchafft, vielmehr in den meiſten Fällen die Trägheit genährt und der Weg zur Beſſerung verſperrt würde; da habe er den Entſchluß gefaßt, ſeine Habe, ſtatt ſie unnützer Weiſe in einzelnen Handlungen der Wohlthätigkeit zu ver-

geuden, zu einem allgemein nützlichen Zweck zu verwenden. Was die Stadt am meisten bedürfe, wisse Jedermann; auch daß es an Mitteln fehle dem Bedürfnisse abzuhelfen, und man sich also wohl noch ein Jahrhundert lang ohne Frucht und Nutzen beklagen würde, wenn man nicht durch einen herzhaften Entschluß zu Hülfe komme. Dieser Gedanke habe ihn lange verfolgt; er habe alle Schwierigkeiten der Ausführung erwogen; aber da er sich gesagt, daß auch die schwersten Dinge durch Beharrlichkeit möglich würden, habe er nicht eher Ruhe gehabt, bis er den Entschluß bey sich fest gesetzt habe, sich selbst Alles zu versagen, um diese gute Stadt und ihre Bewohner, denen er so vieles Gute verdanke, einer der größten Wohlthaten theilhaft zu machen. Es sey ihm nicht unbekannt geblieben, wie nachtheilig man über seine veränderte Lebensart geurtheilt habe; die üble Meinung, die man von ihm gehegt, habe ihn auch bisweilen gekränkt, und er sey einigemal im Begriffe gewesen seinen Vorsatz aufzugeben; aber Gott habe ihm auf sein eifriges Gebet Beharrlichkeit verliehen, und so sey es ihm denn mit Gottes Hülfe gelungen, ein Capital zusammenzubringen, das zur Erbauung einer Wasserleitung

größtentheils hinreichen dürfte. Zu diesem Zwecke vermache er es der Stadt, und er glaube nicht, dadurch gegen Jemand zu fehlen, da ihm bekannt sey, daß seine Verwandten sein Vermögen nicht bedürften. Uebrigens verzeihe er von ganzem Herzen allen denen, die Uebels von ihm gedacht und geurtheilt hätten, da sie ja nach dem Scheine nicht anders hätten denken und urtheilen können. — —

Eine tiefe Stille hatte während des Lesens in dem Saale geherrscht; kein Athemzug war gehört worden; als aber die Schlußworte gelesen waren, hielt Niemand mehr seinen Beyfall zurück. Ein lauter Jubel ertönte von allen Lippen, und selbst die getäuschten Verwandten wurden von dem allgemeinen Taumel ergriffen, und stimmten laut in die Bewunderung des Mannes ein, der dem Dank und der Achtung entsagend, sich selbst zur Armuth verdammt hatte, um der Wohlthäter seiner Stadt auf ewige Zeiten zu werden. Ja, meine Herrn, so schloß der Geistliche seine Erzählung, dieß ist christlicher Heldenmuth! Der Muth, der in dem Augenblicke der Gefahr, wo Leben gegen Leben steht, dem Tode ins Angesicht blickt, bedeutet wenig gegen den, der ein so langwieriges Opfern der Neigungen

fordert, und ein Jahrelanges Verkennen und Verleumden erträgt!

Die ganze Gesellschaft stimmte ein; ich, dem die Geschichte noch neu war, am theilnehmendesten. Einige Officiere versuchten den Muth des Kriegers in Schutz zu nehmen; aber sie drangen nicht durch. Das Andenken des standhaften Canonicus behielt den Sieg.

29.

Man kann keinen Schritt in der Welt thun, ohne auf Widersprüche zu stoßen. Wenn wir bey uns selbst anfangen, so kann Niemand in seinen Busen greifen, ohne die traurige Entdeckung zu machen, daß er bisweilen, vielleicht oft sogar, das Gegentheil von dem thut, was er für Recht erkennt. Der Männer hat es wohl zu allen Zeiten nur wenige gegeben, die immer mit sich Eins, und in denen immer Alles in harmonischem Zusammenklange gewesen, gleichsam als in vollendeten Kunstwerken der Weis-

heit, und Vorbildern für Andre, wie der Kanon des Polykletus für die Bildhauer war. Die meisten Menschen sind Kinder der Schwachheit und Unbeständigkeit, und wer nicht ein Heuchler von Handwerk ist, wird sich und Andern seine Gebrechlichkeit im Allgemeinen eingestehn. Im Allgemeinen sage ich. Denn die unschuldige Aufrichtigkeit, die auch profanen Augen das Einzelne wie im Beichtstuhl enthüllt, ist nicht weniger selten, als jene vollendete sittliche Harmonie. Wir rühmen alle die Offenherzigkeit, und wünschen ihre Herrschaft bey Allen und Jeden, doch immer mit einigen, wenn auch nur wenigen, Ausnahmen für unsre eigene Person. Wer hat wohl einen Freund, der so vollständig sein zweytes Ich wäre, daß er nicht Einiges für ihn zurückhielte; wie er ja wohl sonderbarer Weise Einiges vor sich selbst verbirgt? Wir ereifern uns mit Recht gegen die Lüge, gegen die Falschheit und Heucheley. Aber wo ist der Mensch, dessen Worte immer der reine Wiederhall seines Herzens sind? Oder wo ist einer zu finden, der bey dem, was er thut, immer nur den Einen Antrieb hat, den er sehn läßt, und nicht noch außerdem diesen oder jenen Bewegungsgrund, den er für sich behält? — Solcher Wider-

ſprüche iſt auch in unſrer Erziehung kein Ende; und gerade in dem erwähnten Falle ſind ſie arg. Ich wurde einſtmals als Arzt in ein Haus gerufen, wo ein kleines Mädchen krank war. Thut dir der Hals noch weh, Kind? fragte die Mutter. — Nein, gar nicht. — Du haſt doch aber vorhin noch darüber geklagt. — Das Kind ſchwieg. Ich ſah ihm in den Mund, und fand Alles noch ſehr entzündet. Das Kind mußte durchaus Schmerzen haben. — Warum ſagſt du nicht die Wahrheit? fragte die Mutter. — Wenn ich die Wahrheit ſage, muß ich häßliche Arznei nehmen, antwortete das Kind. — Aber wenn du nicht einnimmſt, wirſt du nicht wieder geſund werden. — Ich will lieber krank ſeyn, als einnehmen. — Auch dann mußt du doch nicht lügen. Es gibt nichts Schändlicheres auf der Welt, und Gott ſtraft die Lügner.

Am folgenden Tage kam ich wieder. Das Kind war beſſer und ſagte auf Befragen aufrichtig, wie ihm war. Die Mutter lobte es darüber, und ſchärfte ihm die geſtrigen Lehren von neuem ein. Unglücklicherweiſe fand ſich eine Nachbarin ein, die ſich nach dem Befinden des Kindes erkundigte, und freundlich empfangen wurde. Sie nahm das Kind auf den Schooß, ſtreichelte es, und fragte:

Hast du mich auch lieb, kleiner Schatz? — Nein, antwortete das Kind. — Ey, warum denn nicht? — Weil Du so häßlich und so dumm bist. — Die Nachbarin lachte: Woher weißt du denn, daß ich dumm bin? — Die Mutter hat es gesagt.

Bey dieser indirecten Anklage erröthete die Mutter nicht wenig, und sagte: Einfältiges Ding, was sagst du da für Unwahrheiten? — O nein, antwortete das Kind, keine Unwahrheiten. Weißt du nicht mehr, Mutterchen, wie du neulich gesagt hast, da die Frau Nachbarin zum Caffee bey dir gewesen war: Gottlob, daß ich die Last mit der dummen Frau los bin!

Nach dieser unglücklichen Erklärung setzte die Nachbarin das Kind von dem Schooße auf die Erde, und sagte mit zornglühendem Gesichte: Ich will Sie nicht länger mit meiner dummen Person belästigen. Nehmen Sie es nur nicht übel. Es soll nie wieder geschehn. — Die Mutter stammelte in peinlicher Verlegenheit einige Worte, die ihre Sache nicht wieder gut machen konnten. Sie trug die Schuld ihrer Unvorsichtigkeit. Aber nach gewöhnlicher Unart der Menschen wälzte sie das

eigene Vergehen von sich ab auf ihr Kind, schalt es wegen seines Unverstandes, und bedrohte es in ihrem Zorne mit einer nachdrücklichen Strafe, wenn es wieder so dumm wäre.

Gerade auf dieselbe Weise habe ich die herrlichen Lehren bewundert, die eine Mutter am Morgen ihrer Tochter über die Eitelkeit gab, und bin am Abend, wo beyde zusammen auf den Ball fuhren, erstaunt, sie sammt und sonders, von der ersten bis zur letzten, übertreten zu sehn. Mit welcher Beredsamkeit spricht der nüchterne Vater über die Mäßigkeit! wie rührend warnt er seinen Sohn vor den Gefahren des Spiels! mit welchem Ernste spornt er ihn zum Fleiß und zur Thätigkeit an! Leider aber achtet der aufmerksame Sohn mehr auf das Thun als auf die Worte des Vaters. Er weiß, daß er in der vergangenen Nacht berauscht nach Hause gekommen ist; daß ihn die Morgendämmerung bisweilen noch am Pharotische findet, und daß er, von diesen Nachtwachen erschöpft, häufig die Geschäfte des Tages vernachläßigt. Was Wunder, wenn er es seinem Vater nachthut? wenn er das Beste lobt, und das Schlechteste treibt? den Curius im Munde führt, und sein Leben zu einem Bacchanale macht*)?

*) Qui Curios simulant, et bacchanalia vivunt.

Wenn wir den Fuß aus dem Hause setzen, begegnen uns die Widersprüche auf allen Straßen. Die Gesetzbücher sind voll von Gebeten, die Niemand erfüllt, oder von denen gerade das Gegentheil geschieht, ohne daß sich Jemand darum bekümmert. In den alten Staaten gab es gewisse Obrigkeiten, welche jährlich die Gesetze durchsehn und die, welche sich einander widersprachen, bemerken mußten; ich weiß nicht, ob in der christlichen Welt diese Einrichtung irgendwo statt findet, und ob man sich überhaupt um die Widersprüche der Zeit und der bestehenden Gesetze kümmert; aber so viel ist gewiß, daß das Römische und das Deutsche, das bürgerliche und das canonische Recht, die Statuten und das Herkommen in unzähligen Fällen feindlich gegen einander stoßen. Doch das ist die Sache der Juristen, denen es obliegt, diesen Widerstreit zu heben, wenn sie es nicht vielleicht vortheilhafter finden, ihn bestehen zu lassen. Aber von noch schlimmerer Art ist in christlichen Staaten der Streit der göttlichen Gebote mit dem Gebrauch. Ueber den Krieg und das Blutvergießen um Länder und Völker wäre allein schon ein großes Kapitel zu schreiben; aber was möchte die schärfste Feder gegen die scharfen Schwerder, Lanzen und Ba-

jonnette ausrichten, um der Flinten und Canonen nicht einmal Erwähnung zu thun? Aber was soll man von dem Kriege der Einzelnen sagen? von ihren sogenannten Ehrenhändeln auf Leben und Tod? ihren Injurienklagen auf schimpfliche Abbitte? ihren öffentlichen Federgefechten zu gegenseitiger Demüthigung? — Die Schrift sagt: So Dir Jemand einen Streich gibt auf den rechten Backen, so biete den andern ihm auch dar. Und an einer andern Stelle: Die Rache ist mein, spricht der Herr, und ich will vergelten. — Wie aber spricht der Codex der Ehre, er, welchen die Meinung eines Zeitalters geschrieben hat, das, wie man uns von mehr als Einer Seite glauben machen will, der Inbegriff aller Frömmigkeit war? Wer Dich schilt, sagt er, dem gib einen Backenstreich; und wenn Dir Einer einen Backenstreich gibt, wenn er von schlechterem Blute ist als Du, so schlage ihn bis er stirbt; ist er Dir aber gleich, so kämpfe mit ihm auf Leben und Tod. Was Dein Gewissen dazu sagt, darauf kömmt es nicht an; die Ehre gebietet Dir Mord, und wenn Du den Mord nicht vollbringst, oder ihn doch aus allen Kräften zu vollbringen suchst, so bist Du entehrt. Kein Mann von Ehre sieht Dich ferner

an, und du kannst weder bey Hof erscheinen, noch im Heere dienen. —

Folgende Geschichte ist mir in Frankreich als vollkommen beglaubigt erzählt worden.

Unter der Regierung Ludewig des Vierzehnten wurden zwey junge Negern, dem Vergeben nach, Söhne eines africanischen Fürsten, nach Versailles gebracht. Der König befahl ihnen Unterricht zu ertheilen, und nachdem sie durch einen Geistlichen im Christenthume unterwiesen worden waren, machte er sie zu Officiers. Von dem Jüngern weiß man nichts weiter; aber der Aeltere zeichnete sich durch liebenswürdige Offenheit, eine große Gelehrigkeit und schnelle Fortschritte in den Wissenschaften aus. Unglücklicherweise gerieth er eines Tages mit einem andern Officiere in Streit, und dieser schlug ihn. Schweigend nahm er die Beleidigung hin, aber seine Niedergeschlagenheit zeigte, wie tief er gekränkt war; doch verlangte er keine Genugthuung. Da nahm ihn einer seiner Freunde bey Seite. Was machen Sie denn? sagte er voll Unwillens. Sie werden geschlagen, und rächen sich nicht? Bedenken Sie, daß Sie ein französischer Soldat und Offizier sind. — Gibt es denn, sagte der junge Neger, eine andere Offenbarung für Bürger,

Kaufleute, Rechtsgelehrte und Handwerker, und eine andere für Soldaten? Der Priester, von dem ich unterrichtet worden bin, und dem ich das Wenige, was ich weiß, verdanke, hat mir geboten, jede Beleidigung zu verzeihn, und mich versichert, daß sich ein Christ auf keine Weise rächen darf.

Ihr Lehrer, erwiederte der Freund mit mitleidigem Lächeln, kann ein ganz vortreflicher Mann seyn, um einen Mönch aus Ihnen zu machen, aber für das Heer und den Hof ist diese Moral nicht zu brauchen. Die Sache ist kürzlich diese, daß, wenn Sie Ihren Beleidiger nicht zur Rechenschaft fordern, Ihre Ehre gebrandmarkt ist, und Sie Ihre Stelle verlieren müssen.

Ich danke Ihnen, antwortete der Neger für diese Warnung, und ich zweifle nicht, daß sie vollkommen gegründet ist. Mein Wunsch wäre es allerdings, mit den empfangenen Lehren übereinstimmend zu handeln; da aber meine Ehre Gefahr dabey läuft, so will ich nicht zaudern, einen Schandflecken auszuwaschen, der mich geschmerzt hat, aber — ich kann es nicht leugnen, auf dessen Ertragung ich mir etwas einbildete. Haben Sie die Güte, den Herrn, der mich so empfindlich beleidigt hat, in meinem Nahmen zum Zwey-

kampf herauszufordern, und als Zeuge dabey gegenwärtig zu seyn.

Alles geschah, wie er es wünschte. Der Zweykampf ging vor sich; der Neger schlug sich mit großer Entschlossenheit, entwaffnete seinen Gegner, und zwang ihn zu einer öffentlichen Abbitte. Nachdem dieß geschehn war, verlangte er seine Entlassung und bereitete sich zur Rückkehr in die Heimath. Beym Abschiede von seinem Freunde sagte er mit Thränen in den Augen, er hätte nie geglaubt, daß die Christen so unerklärbare Leute wären. Ihr Glaube ist gut, setzte er hinzu, aber welchen Nutzen kann er ihnen bringen, da er keinen Einfluß auf ihre Handlungen hat? So ist es in meinem Lande nicht. Da hält es Niemand für eine Schande, den Geboten seiner Religion gemäß zu handeln, und Niemand wird durch Frömmigkeit entehrt. Mein Character erträgt diesen Widerspruch nicht. Darum entsag' ich den Vortheilen, die mir hier geboten waren, und kehre dahin zurück, wo ich ungestraft nach meiner Ueberzeugung leben darf.

Das, was die Stellung der höhern Stände in den Augen eines vernünftigen Mannes so vorzüglich beneidenswerth macht, ist die Unabhängigkeit, in die sie Geburt, Rang und Reichthum setzt, und die ihnen, wie wir glauben, verstattet, ohne andere Rücksichten, in allen Dingen nur ihrer Einsicht zu folgen, und vor den Augen der Welt, wie vor dem Angesichte Gottes, zu handeln.

Aber wie oft täuscht dieser Glaube! wie oft widerspricht auch hier die That den Grundsätzen, mit denen unser Wahn und unsre Wünsche die Großen der Erde freygebig ausstatten!

Hat sich nicht mehr als Ein König der Ränke und Lügen gerühmt, mit denen er die Nebenbuhler seines Ruhmes und seiner Macht getäuscht hatte? Konnten die Minister solcher Könige, welche auf krummen Wegen wandelten, den geraden Pfad verfolgen? Und hat nicht

darum seit langer Zeit die Politik, und die Diplomatik, ihre Dienerinn, für die Kunst vornehmen Truges gegolten?

Jedermann weiß, wie geübt in dieser Kunst der Cardinal Mazarin war. Doch warf ihm einer seiner Collegen vor, er verderbe seine wohl angelegten Plane dadurch, daß er immer und immer betrügen wolle.

Nicht den Betrug tadelte man, sondern den unzeitigen Misbrauch des Betrugs!

Auf diesen Misbrauch hat Napoleon eine neue Kunst gebaut. Er täuschte durch Aufrichtigkeit. Indem er geradezu ankündigte, was er zu thun Willens war, führte er seine Gegner hinter das Licht. Würde er es, urtheilten sie, so ankündigen, wenn er Willens wäre es zu thun?

Er dachte also wie eine Tochter des Herzogs Regenten, welche sagte: Ich lüge und betrüge nie; denn ich habe bemerkt, daß man auf diesem Wege Niemanden täuscht.

Indeß war schon vor ihm die Offenherzigkeit der Schamlosigkeit großen Diplomaten nicht fremd.

Ein großer Bewunderer des Fürsten Kaunitz hat mir folgende Geschichte von diesem Minister erzählt:

Der Oesterreichische Hof wünschte einst, hinter gewisse Verhandlungen des Spanischen Cabinets zu kommen, die mit großem Geheimnisse betrieben wurden. Man hatte deshalb die Veranstaltung getroffen, die Sendungen, welche an den Spanischen Gesandten geschickt wurden, aufzufangen, und sie erst dann in seine Hände zu bringen, wenn man sie gelesen und abgeschrieben hätte. Aber der Botschafter schöpft Verdacht, und ein Paket, das er empfängt, zeigt deutliche Spuren geöffnet zu seyn. Der Inhalt des Pakets bestätigt diese Vermuthung auf das Vollkommenste. Eines der Papiere war von einer deutschen Hand; die Schrift war noch frisch, und stimmte vollkommen mit der Handschrift eines der Secretäre des Ministers überein. Es war offenbar, daß in der Eile die Copie mit dem Originale verwechselt, und in den Umschlag gesteckt worden war. Ohne Zeit zu verliehren begibt sich der Spanische Gesandte zum Fürsten, und bittet ihn mit vieler Höflichkeit um die Rückgabe des Originals der Sendung, von der er die Abschrift mitgebracht hatte. — Ach, sagte der Minister, in-

dem er einen Blick darauf warf, ohne im Geringsten verlegen zu seyn, das ist einmal wieder eine von den Dummheiten, die mir diese Leute alle Tage machen. Ich bitte Sie sehr um Verzeihung wegen der Beschwerde, die Ihnen dieser Irrthum gemacht hat! — Und nun ließ er den Schreiber rufen, schalt ihn wegen seiner Unbesonnenheit aus, und gab dem Gesandten sein Eigenthum mit vielen Entschuldigungen, aber mit einer Gemüthsruhe zurück, als wenn Alles in dem Wege der Ordnung und Ehrlichkeit gegangen wäre.

31.

Das Laster aus der Welt verbannt zu sehn, ist ein frommer Wunsch, dessen Erfüllung Niemand im Ernste hoffen kann. Das Nächste aber, was man wünschen möchte, wäre, daß es sich Jedem in seiner natürlichen Gestalt zeigen möchte. Die Fabel von dem Reh, das sein Junges vor dem Tiger warnt, indem es ihn als ein Ungeheuer schildert, wie er sich aber leider den Augen nicht

zeigt, erklärt was ich meine. Es ist keine Gefahr, daß man sich ein Ungeheuer nah kommen lasse, wie denn der Teufel sicher keine Hexe in der Gestalt verführte, die ihm die Bilderbibel leiht. So ist es auch mit der Ungerechtigkeit, mit dem Geize, der Wollust, der Rachsucht. Aber das Unglück ist, daß diese Ungeheuer die Larve dieser oder jener guten Eigenschaft vornehmen, sich des Nahmens einer Tugend bemächtigen, und unter diesem falschen Paß in die Gesellschaft einschleichen. Ich habe mehr als einen Mann gekannt, der den Ruf der größten Ordnung und einer untadelhaften Rechtlichkeit besaß, weil er seine Spielschulden mit der größten Pünktlichkeit bezahlte, und alle Pflichten der Höflichkeit gewissenhaft erfüllte; den armen Handwerker aber ließ er Jahre lang auf die Bezahlung seines sauer erworbnen Verdienstes hoffen, vernachläßigte seine Amtsgeschäfte und verletzte das Recht. Eben so hab' ich Männer gekannt, die kein Weib ansehen konnten, ohne seiner zu begehren; die den Frieden der Familien störten, in die sie sich eindrängten, und den Ruf der Frauen vernichteten, die sie zu lieben vorgaben; sie hätten nur Abscheu verdient; da sie aber mit einer Keckheit zu Werke gingen, die wie Herzhaftigkeit aussah, und in der That immer

bereit waren, ihre Verbrechen mit dem Degen in der Faust zu rechtfertigen; so standen sie nicht nur unerschüttert auf ihrem Platz in der Welt, sondern wurden bewundert, von den Männern nachgeahmt, und von den Weibern, die sie zu Grunde richteten, aufgesucht.

Ich war einstmals im .....bade, wo gerade eine große Menge der vornehmen und reichen Welt versammelt war, und besuchte daselbst die öffentlichen Sammelplätze in Gesellschaft eines Freundes, den ein längerer Aufenthalt und seine besondern Verhältnisse, mit den Meisten der Anwesenden in Verbindung gebracht hatten. Da geschah es nun, daß wir eines Tages in einer glänzenden Gesellschaft speißten, an deren Spitze sich ein Fürst befand, der vor wenigen Jahren einen höchst vortheilhaften Bankerut gemacht, Wittben und Waisen um ihre Habe betrogen, sich selbst aber in eine bequeme Lage gebracht hatte. Neben ihm saß eine Dame, mit der er in doppeltem Ehebruche lebte, und zunächst an dieser ein Johanniter, der mit einem französischen Ausgewanderten über das Spiel in Streit gerathen war, und seinen Gegner erlegt hatte. Nicht weit von diesem saß eine junge und schöne Frau, die sich selbst vor Gericht des

Ehebruchs schuldig gegeben hatte, um von ihrem Manne geschieden zu werden, und an derselben Tafel befand sich ihr erster Mann, welcher seine zweyte Frau ihrem Manne entführt und dann abgekauft hatte. An seiner Seite saß eine Dame, die nicht mehr in den Jahren der Blüthe stand, aber noch Reste ausgezeichneter Schönheit zeigte; vorzüglich aber durch gewählten Putz, glänzende Farben und kostbaren Juwelenschmuck hervorstrahlte. Sie war in Verdacht, einen bejahrten Mann aus der Welt befördert zu haben, um den schönen Husaren-Major, der an ihrer Seite gähnte, in den Besitz ihrer Person und ihres Vermögens zu bringen. Ein deutscher Herr, welcher sich bey Tisch heftig über die französische Revolution ereifert, und die Immoralität Mirabeaus mit schwarzen Farben geschildert hatte, wurde für den Vater des schönen Husaren gehalten, dessen Züge auch seine Abkunft nicht verleugneten, der aber vielleicht nicht wußte, daß seine tugendhafte Mutter den Verführungen des deutschen Herrn in Folge einer verruchten Wette untergelegen hatte. Das Echo seiner Reden war ein Appellationsrath, der sich durch ein untergeschobenes Testament in den Besitz eines großen Vermögens gesetzt, und durch einen Eid darinne

erhalten hatte; und ein Ritter des .....Verdienſtordens, welcher eine fürſtliche Beyſchläferin unter den vortheilhafteſten Bedingungen geheirathet, aber ſich zugleich feyerlich aller und jeder Rechte eines Mannes begeben hatte. Dieſe ganze Geſellſchaft war vom erſten Rang, und mochte an Liebenswürdigkeit, Anmuth, hohem Anſtande und feinem Betragen ſchwerlich ihres Gleichen haben. Ihre geheime Geſchichte war Niemanden unbekannt; dennoch drängte ſich ein großer Theil der Badegeſellſchaft zu ihnen, und die, welche ihres Umgangs gewürdigt wurden, glaubten ſich dadurch vorzüglich geehrt. So groß iſt die anziehende Kraft des Scheines, und ſo groß der Unterſchied, wenn das Verbrechen einen Federhut oder die rothe Galeerenmütze trägt! Liegt nicht auch in dem Schmucke des Ranges und der Würden eine faſcinirende Kraft, wie in den Augen der Klapperſchlange?

Obgleich die Gaben des Glücks freye Geschenke scheinen, so fordern sie doch ihre Zinsen, und diese Zinsen sind oft größer, als der Nutzen, der aus dem Capitale gezogen wird. Kein König ist so unumschränkt, der nicht ein Joch auf seinem Nacken fühlt, wenn es auch nur der Zwang wäre, der aus der Erhabenheit seiner Stellung entspringt. „Eure Thaten und Worte, schreibt Seneca an seinen kaiserlichen Zögling, hascht der Ruf unfehlbar auf; Du darfst Dich nicht von Deinem Glücke trennen; es belagert Dich und begleitet Dich, wohin Du auch gehst, mit seinem ganzen Gefolge.“ — Er trägt kein Bedenken dieses die Knechtschaft der höchsten Würde zu nennen, nicht herabsteigen zu dürfen von der Höhe, sondern immer an den obersten Gipfel gebunden zu seyn. „Du kannst nicht sprechen, ohne daß die Völker Deine Worte vernehmen; Du kannst nicht zürnen, ohne daß

der Weltkreis erbebt.“ — Wir können hinzusetzen: Du kannst nicht sündigen, ohne daß der Weg, den Du einschlägst, eine breite Heerstraße für Tausende wird, die von dem Schimmer Deines Beyspiels verlockt, sich in den Sumpf des Verderbens stürzen.

33.

Ist es wohl ein Wunder, wenn sich die Großen der Erde in einer unbequemen Lage befinden? Sie sind Menschen, wie wir, und sollen doch als Götter erscheinen, mit übermenschlichen Kräften und Tugenden, und dieses nicht bloß Einmal an jedem Tage, sondern den ganzen Tag hindurch und ein ganzes Leben lang! Soll man sich nun wundern, wenn sich Manche den Augen der Welt entziehn, und ihre Menschlichkeit im Schatten eines einsamen Pallastes verbergen? oder wenn Andre, um die Augen der Beschauenden zu blenden, einen trügerischen Nimbus um sich her ziehn, und sich mit einer Hie-

rarchie von dienenden Wesen umgeben, die ihnen Geist und Witz, und überhaupt die nöthigen Schwingen leihen, um sie über dem Gesichtskreise der Menge zu erhalten? Ist es ihnen zu verdenken, wenn sie sich, wie die alten Schauspieler Kothurne unter die Füsse binden, das Haupt erhöhen, die Arme verlängern, die Stimme durch ein Sprachrohr verstärken, um auf dem Schauplatze der Welt als Wesen einer andern Welt zu erscheinen? — Für die wenigen Stunden eines Heldenspiels mag dieß hingehn, ob es schon unbequem genug seyn mag; aber für ein Leben? Und doch gibt es Menschen, die diese Größe beneiden!

34.

Wie in der Fabel der Igel zum Fuchſe ſagt: Ich habe nur Eine Methode, um zu meinem Zwecke zu kommen; aber ſie läßt mich nie im Stich — ſo kann auch der rechtſchaffene Mann ſagen: Ich habe nur ein Mittel, um zu einem guten Rufe zu gelangen; aber dieſes Mittel fehlt nie. Seyn, was man ſcheinen will. Das iſt das ganze Geheimniß. Wie mancher quält ſich dagegen, und intrigirt und lügt mit Minen und Worten, und kömmt nie zum Ziel. Der ſchlaue und vielgewandte Fuchs kennt alle Wege, nur den Einen nicht, der dem unbehülflichen Igel nie fehlſchlägt.

35.

Das Glück wirft sein Rad unter die Menschen, und überläßt es dem Zufalle. Viele, die sein Rauschen vernehmen, stürzen ihm hastig nach; Wenige erreichen es: Einige entsagen bey Zeiten der tollen Jagd; Andre kommen dabey in Sümpfen und Abgründen um. Mancher aber, der müssig am Wege sitzt, greift zufällig hinein und folgt seinem Schwunge, und das geht so lange, als er gewand genug ist, das Rad zu lenken, oder so lange der Boden unter ihm sicher bleibt. Mancher aber sitzt auch am Wege, und hört das Rollen des Rades, und sieht die Jagd der Nacheilenden, und steht doch nicht auf darum, entweder aus Trägheit oder aus Weisheit. Was auch der Grund seyn mag, die Welt nennt ihn dumm, und doch ist er vielleicht der einzige Glückliche von Allen, die ihn verspotten.

36.

Ich habe so manchen Gelehrten gekannt, der es bey einem großen Wissen doch nie zu einem eigenen Gedanken, und was noch schlimmer ist, nie zu einem Character gebracht hat, daß ich angefangen habe, mich über meine Unwissenheit zu trösten. Sobald ich nach vielen fruchtlosen Bemühungen einsah, daß ich mich vergebens bemühte, meinen Kopf zu einem Magazine fremder Gedanken zu machen, hab' ich angefangen ihn als einen Acker zu gebrauchen, in dem ich aus fremden Gedanken eigne erzöge. Wenn da auch nicht jedes Jahr gesegnet ist, so ist doch auch nicht jedes ein Mißjahr, und wer nur einen magern Acker besitzt, wird auch nach einer schmalen Ernte doch darum seinen Anbau nicht aufgeben.

37.

Um die Gedanken Anderer zu benutzen, ja, um auch nur das rechte Wohlgefallen an ihnen zu finden, muß man selbst viel gedacht haben. Denn einen rechten Segen bringt doch kein Gedanke, als der, welcher schon früher in uns geschlummert, und gleichsam an dem Rande des Daseyns in unsrer Seele geschwebt hat, ohne sich zum Bewußtseyn entwickeln zu können. Der Geist eines denkenden Menschen gleicht einem Boden, in dessen Tiefe viel köstlicher Saame liegt. Jeder Regen lockt Keime, und jeder Sonnenblick Blüthen hervor. Die Früchte können dann nicht ausbleiben. Der Ziergarten eines nur angelernten Geistes aber dauert nicht über Nacht. Er welkt im Sonnenlichte hin und trägt keine Frucht.

38.

Die Dichter ſind von der Analogie, welche zwiſchen der Natur und dem Menſchen Statt findet, ſo überzeugt, daß ſie liebenswürdige Menſchen meiſt auch mit einer ſchönen Natur umgeben, und einer rührenden oder zärtlichen Scene wenigſtens einen heitern Morgen oder einen lachenden Abend unterlegen. Ohne Zweifel erhöht die Beſchaffenheit der Natur die Stimmung der Menſchen, die ſich in ihr bewegen; aber man darf auch nicht überſehn, daß die Natur einen großen Theil ihres Intereſſes von der Stimmung und dem Gemüthe der Menſchen leiht. Saint-Pierre erzählt von ſich, wie er einſtmals an einem ſchönen Morgen durch ein anmuthiges Land gegangen, das durch das friſche Grün, den glänzenden Morgenhimmel und den Geſang wetteifernder Nachtigallen belebt wurde. Vor ihm her ging eine Bäuerin. Ihr Geſicht war mit einem Strohut bedeckt, und mit einem großen Brode unter jedem Arme ging ſie ihres Wegs ohne

aufzuschaun. Als er in ihre Nähe kam, rief er ihr zu: Guten Morgen, junge Frau! Was für ein himmlischer Tag, was für ein göttlicher Gesang! Gewiß seyd Ihr auch entzückt davon. — Gott grüß Euch, antwortete die Frau und geb' Euch einen guten Tag. Unser Eines kann sich nicht um schönes Wetter und um das Ungeziefer bekümmern, das da draußen zwitschert. Man hat an's liebe Brod zu denken. —

39.

Ein Zeitalter mag noch so entartet seyn, es mag in den höhern Gegenden und dem öffentlichen Leben noch so viel Verächtliches zeigen, die stillen und häuslichen Tugenden werden doch darum nicht untergehen. Nie wird es eine Zeit geben, ohne glückliche Ehen, zärtliche Eltern, dankbare und gutgeartete Kinder; auch die tugendhaften Opfer, welche diese Verhältnisse fordern, und die edeln Genüsse, die aus ihnen hervor-

gehn, werden keinem mangeln. Diese Wahrnehmung ist für ein menschenfreundliches Herz ein großer Trost, und sie reicht vollkommen hin, die Verachtung der Menschheit zurückzuweisen, die nur allzu oft dahin ausgeht, zu dem Verachteten selbst herabzusinken. Man darf nie an der Macht des Guten verzweifeln. Wie es keine so unfruchtbare Stelle auf der Erde gibt, wo sich nicht eine Pflanze ansiedelt, oder wenigstens ein Moos und Lichen Nahrung findet, so gibt es auch keinen Ort in der Welt, wo nicht das Gute irgendwo, wär' es auch nur in einem dunkeln und verborgenen Winkel, gedeihen sollte. Und ist denn nur das vorhanden oder der Beachtung werth, was von der Sonne des Ruhms oder äußrer Würde beleuchtet, einen langen Schatten wirft?

40.

Ich kenne wenige Dinge, in denen ſich die Eitelkeit deſſen, was die Menſchen anzieht, vollkommener abſpiegelt, als eine Beleuchtung oder ein Feuerwerk in einer ſternhellen Nacht. Dieſer blendende Glanz, der Wechſel der Formen, das Spiel der Farben unter einander, das immer neue Anfangen, und die immer geſteigerten Ueberraſchungen. — Alles das hat etwas Bezauberndes, und ich wundre mich nicht, wenn tauſend und aber tauſend Augen an den Feuerrädern, Raketen, Pfauenſchwänzen und Leuchtkugeln hängen, und alle dieſe ſchnell entſtehenden, ſchnell verſchwindenden Seifenblaſen des Lichtes und Feuers mit kindiſchem Jubel verfolgen, ohne das nur Ein Blick auf den Sternenhimmel fällt, den jener nähere Glanz auszulöſchen ſcheint. Und gerade wie vor dem Gerüſte des Feuerwerks ſteht der vornehme und gemeine Pöbel vor der Bühne des Lebens, und kann ſich nicht ſatt ſehn an dem Glanze der

Würden, die alle Stufen vom Thron herab bis zum Parket einnehmen; an den silbernen und goldenen Sternen eines Hoflagers; an den Uniformen eines Generalstabes auf der Parade; an den Goldhaufen einer Pharobank oder eines Wechseltisches; und so an allen den verschiedenen Gattungen des Genusses und der äußern Herrlichkeit. Von Tausenden der Staunenden fällt es vielleicht kaum Einem ein, daß es mit aller dieser Herrlichkeit gerade nicht mehr zu bedeuten hat, ja oft noch weniger, als mit der Herrlichkeit einer wirklichen Bühne. Wenn der Schauspieler den Purpurmantel und die Krone in der Garderobe abgelegt hat, so kann er mit Frau und Kindern recht herzlich froh seyn; dem wirklichen Kronenträger aber wird es selten so gut. Und um auf das Bild von dem Feuerwerke zurückzukommen — was ist nach wenigen Stunden von allen dem Glanze übrig geblieben? Ein schmutziges, rauchriges, hinfälliges Gerüst, halbverbrannte Stricke, angeschwärztes Papier, Dampf und Gestank. Wenn man eben so jedes Gerüst unbedeckt sehen könnte, an welchem menschlicher Glanz, Ehre und Ruhm hängt! Wie oft, wenn sich etwas davon enthüllt, sieht man Schwachheit, Armseligkeit, ein böses Gewissen,

Angſt die Fülle, und oft kaum einen Tropfen Freude in einer großen Schale voll Wermuth. Und doch fliegen die Menſchen dem Schimmer der Macht und Hoheit zu, wie die Motten dem Lichte, und verſengen nicht aus bloßem Muthwillen und Wahnwitz, eben als ob es keine gefahrloſen Genüſſe von weit längerer Dauer gäbe! Wende doch deine getäuſchten Augen von dem armſeligen Blendwerke ab, und tritt unter den ſtillen Himmel, wo die Sterne mit ihrem ewigen Glanze immer freundlich auf das Leben herabſchaun, und dich nie verlaſſen, wohin ſich auch deine Schritte lenken mögen. Wenn dann die Unendlichkeit dieſes Anblicks dein Herz erweicht, und du an die ewige Liebe denkſt, welche die Sterne, die Erde und dich an ihrem Herzen trägt, dann wirſt du als ein beſſerer und frömmerer Menſch zu deinem ſtillen Hausweſen, zu deiner freundlichen Gattin, deinen blühenden Kindern, deinem alten und bewährten Freunde zurückkehren; du wirſt dich reich dünken in deiner Armuth, reich durch Liebe, die du gibſt und empfängſt. Wenn dir dann das Herz recht voll iſt und die Augen übergehn, dann wirf deine Blicke wieder auf den Glanz irdiſcher Macht und Größe; und ich wette, daß es dir dann

nicht anders seyn wird, als ob du vor dem Sparrwerke des abgebrannten Feuerwerks ständest.

41.

Einige Sätze des Hierokles.

Der einzige ihm angemessene Ort, den Gott auf Erden findet, ist eine reine Seele.

Wie ein unreines Aug große Helle nicht ertragen kann, so kann auch die Seele, in welcher keine Tugend ist, die Schönheit des Wahren nicht erkennen.

Gottlosigkeit und Unwissenheit, worauf die unmäßige Empörung der Leidenschaften folgt, ist der Tod des vernünftigen Wesens.

Du wirst Gott nicht ehren, wenn Du ihm Etwas gibst, sondern wenn Du Dich würdig machst, das, was von ihm kömmt, zu empfangen. Mit Recht sagen die Pythagoräer; Du wirst Gott am Besten ehren, wenn Du Dich ihm an Gesinnungen gleich machst. Wer aber Gott ehrt wie Einen, der Etwas bedarf,

der sieht nicht, daß er sich dadurch über Gott setzt.

Das Endziel der Tugend ist die Freundschaft. Der Anfang der Freundschaft ist die Frömmigkeit. Die Frömmigkeit aber enthält den Saamen alles Guten; und die Freundschaft ist die vollendete Frucht der Tugend.

* * *

42.

Unter den Frauen, die ich in meiner Jugend gekannt habe, ist eine, die ich Dolores nennen möchte; denn ihr Leben war eine zusammenhängende Kette von Schmerz und Leiden; aber ihr wahrer Nahme war Eugenia. Ihre Gestalt steht noch jetzt vor meinen Augen, und wenn ich eine Niobe darzustellen hätte, ich würde diese Gestalt zum Vorbilde nehmen. Als ich sie kennen lernte, war sie über die Zeit der Blüthe hinaus; aber die Regelmäßigkeit ihrer Züge, der hohe und zarte Wuchs und die edle Haltung, die ihr auch im Unglück geblieben war, beglau-

bigte das Zeugniß ihrer Jugendbekannten, daß sie in den Jahren ihrer Blüthe eine Juno gewesen von den Grazien geschmückt. Jetzt gab ihr die ungemeine Weiße ihrer Haut, die von keiner Röthe belebt, der Farbe der Lilie glich, ein geistiges und überirdisches Ansehn; und mit dieser Farbe war der stille Ernst ihrer Minen, die dunkle Farbe ihrer Augen, und die hoch gewölbten, zarten und scharfen Augenbraunen im vollkommensten Einklang. Wie ihr Gang und alle ihre Bewegungen leicht und schwebend, aber abgemessen und besonnen waren, so war auch ihre Sprache leicht und leise, wie Töne einer kranken Brust, und wenig verschieden von den Seufzern eines beklommenen und wunden Herzens. Diejenigen, welche mit der Geschichte ihrer Unfälle nicht bekannt waren, oder sie nur selten und unter Mehrern sahen, mochten glauben, daß eine durch Krankheit geschwächte Constitution ihr das, in allem ihren Thun sichtbare Maaß aufgedrungen habe, oder daß sie ihre Leiden durch die Gesetze des Weltgebrauches beherrsche; aber bey einem fortgesetzten Umgange trat der tiefe Schmerz, den sie gewöhnlich zurückdrängte, unwillkührlich in ihre Minen, und verrieth sich nicht bloß in dem Tone ihrer melo-

diſchen Stimme, ſondern noch mehr in der Richtung ihrer Gedanken, in den Wendungen ihrer Rede, und in einzelnen Ausdrücken, die ihr, ohne es zu wollen, entſchlüpften. Sie ging heitern Gedanken und Bildern, wenn ſie ſich darboten, nicht aus dem Wege, aber immer traten ſie, ich weiß nicht wie, aus der Tiefe ihrer Seele in der zarten Hülle eines Nebelſchleyers hervor, der ihren Glanz minderte, aber ihren Reiz unbeſchreiblich erhöhte. Es kann ſeyn, daß die Kenntniß ihrer Schickſale an dieſer Wirkung Antheil hatte; denn da es unmöglich war, dieſe je zu vergeſſen, wenn man ſie Einmal gehört hatte, ſo ging das, was ſie ſagte, gleichſam durch das Medium der wehmüthigen Theilnahme, die dann nicht umhin konnte, in dem Glanze, den Eugeniens Geiſt ausſtrahlte, die Irisfarben eines in Thränen ſchwimmenden Herzens zu ſehn. Nie weinte ſie. Wie die Röthe von ihren Wangen, ſo waren die Thränen von ihren Augen gewichen, als ſie ihren letzten Sohn dem Grabe übergeben hatte. Wie den Freuden der Welt und des Lebens, ſo ſchien ſie auch dem Gefühl abgeſtorben. Aber ſie hatte es in die geheimſten Tiefen ihres Herzens zurückgedrängt, und beherrſchte es hier mit einer Kraft, die ohne den

Beystand der Religion unbegreiflich gewesen seyn würde. Durch diese gehoben, blieb sie sich bis zu ihrem Tode gleich. Langsam zerriß der Schmerz alle einzelnen Fäden ihres Lebens; ihr Herz verblutete sich an tausend Wunden; aber ihr Geist stand aufrecht, und strahlte ernst und groß wie ein Seraph über der zerfallenden Hülle.

Eugenia war die einzige Tochter eines reichen Bankiers, der sie mit großer Zärtlichkeit liebte, und in der Beschäftigung mit ihr seine Erholung fand. Sie hatte aber kaum das neunte Jahr erreicht, als sie diesen zärtlichen Vater verlohr. In ihrer Mutter fand sie für diesen Verlust keinen Ersatz. Jung, schön, reich und gefallsüchtig, glaubte diese ein desto größeres Recht auf den Genuß des Lebens zu haben, da der Ernst ihres Mannes bisher ihre thörigten Neigungen gezügelt hatte; und so waren kaum die Trauermonate vorbey, als sie sich ohne Zurückhaltung in das Meer der Vergnügungen stürzte, die Paris darbietet. Sie hatte die Bildung ihrer Tochter einer gewissenhaften und frommen Erzieherin anvertraut, und indem sie hierdurch ihren mütterlichen Pflichten vollkommen Genüge gethan zu haben glaubte, vergaß sie in ihrem leichtsinnigen Schwindel sehr bald die Rücksichten, die sie ihrer Tochter und ihrem eignen

Ruse schuldig war. Es ist genug, hier zu sagen, daß sie in Verbindungen verstrickt wurde, die ihrer Eitelkeit schmeichelten, indem sie die Augen der Welt auf sie richteten, aber ihr die Achtung ihrer Freunde und einen Theil ihres Vermögens raubten. Glücklicherweise ist Paris das Land der Vergessenheit. Eine Veränderung der Wohnung und der Gesellschaft kann eine neue Laufbahn und neue Ansprüche eröffnen; und oft sind die Thorheiten, die in der Vorstadt Saint-Germain begangen werden, der Vorstadt Saint-Antoine so fremd, als ob sie einem andern Welttheile angehörten. Eugeniens Mutter zog sich also eine Zeitlang auf das Land zurück, und als sie nach der Stadt zurückkehrte, schien sie ihre Erfahrungen benutzen zu wollen. Eugenie hatte jetzt ihr funfzehntes Jahr erreicht, und erschien an der Seite ihrer Mutter mit einer Fülle von Anmuth und Würde, die alle Augen auf sie richteten, und Wünsche erregten, aber keine Hofnung. Die Meisten, die sich ihr näherten, zogen sich bald wieder zurück, um vielleicht den günstigern Zeitpunkt größerer Milde zu erwarten; aber ein junger Malteser setzte seine Bemühungen mit der Beharrlichkeit der Liebe fort. Ernst, wie sie, und von strengen Sitten, ausgezeichnet durch Gestalt und Geist, wohl unter-

richtet, für alles Gute und Edle glühend, zog er bald ihre Aufmerksamkeit auf sich; und da er ihr Haus regelmäßig besuchte, entstand, ohne Worte und ohne Erklärung, ein stilles Einverständniß unter ihnen, das sich von seiner Seite zur glühendesten Leidenschaft entflammte. Eugenie hätte sich glücklich gepriesen, an der Seite dieses liebenswürdigen Mannes zu leben; aber dieser Mann war arm, und alle seine Hofnungen hingen von dem Willen eines Onkels ab, der für die Liebe seines Neffen kein Herz hatte. Der Unterschied des Standes, der nicht durch ein glänzendes Vermögen der Geliebten ausgeglichen wurde — denn Eugeniens Habe war durch die Thorheiten ihrer Mutter sehr vermindert worden — war in den Augen des Oheims ein unüberwindliches Hinderniß; lauter aber machte er den bedenklichen Ruf der Mutter geltend, von dem er Kunde bekommen hatte, und den er benutzte, um auch auf die Tugend der Tochter einen Schatten zu werfen. Die Rechtfertigungen des Chevaliers wurden als ungültig zurückgewiesen; sein begeistertes Rühmen ihrer Vorzüge verlacht; der Betheurung endlich, daß er nicht ohne Eugenien leben könne, die Erklärung entgegengesetzt, daß, wenn er auf dem Vorsatze beharre, eine so unschikliche Verbindung

einzugehn, man ihn nicht länger als ein Glied der Familie betrachten würde. Der Unglückliche kannte Eugeniens Gesinnungen. Er wußte nur allzu gut, daß sie nie einwilligen würde, sich in eine Familie einzudrängen, die sie zurückstieß. Nur Eine Hofnung blieb ihm, wenn er sich unter einem andern Himmel Unabhängigkeit verschaffen könnte. Ostindien bot eine solche Aussicht dar. Er schiffte sich ein. Das Fahrzeug, das ihn trug, verunglückte, und da einige Jahre ohne Nachricht von ihm vergingen, zweifelte Niemand, daß er den Tod in den Wellen gefunden.

Eugenie ergab sich nach der Abreise ihres Freundes einer tiefen Betrübniß, und wenn es in ihrer Gewalt gestanden hätte, so hätte sie seinem Andenken jeden Gedanken an eine andre Verbindung aufgeopfert. Aber der Himmel hatte es anders beschlossen, und sie neuen Prüfungen bestimmt. Ihre Erzieherinn, die bisher als Freundinn ihren Kummer getheilt hatte, war gestorben; und ihre Mutter, uneingedenk ihrer Pflichten und ihrer Erfahrungen, hatte sich einem Spieler in die Arme geworfen, der sie durch seine Gestalt und durch die Gewandheit bestrickt hatte, welche in dieser Klasse von Menschen einheimisch ist. Mit dem tiefen Schmerze, den gutgeartete Kinder

bey den Fehltritten ihrer Eltern fühlen, sah Eugenie diese neuen Verirrungen. Es war umsonst, daß ihre Mutter sie zu täuschen suchte; eine neue Welt füllte jetzt das Haus, und es war unmöglich in diesen Glücksrittern, den Freunden des neuen Liebhabers, die Gemeinheit zu verkennen, die durch den Firniß ihres Betragens hindurchbrach. Eugenie entzog sich dieser Gesellschaft so viel es nur möglich war, aber sie konnte sich nicht verbergen, welcher Gefahr ihr Ruf ausgesetzt war. Um diese Zeit führte der Zufall einen Mann in ihr Haus, der als Oberst beym Genie-Corps diente und im Besitze eines unabhängigen, wenn auch beschränkten Vermögens war. Er sah Eugenien, und obgleich ein ernster Mann und in gesetzten Jahren, hatte er von diesem Augenblicke an keinen andern Gedanken, als ihren Besitz. Weder seine Gestalt war ausgezeichnet, noch seine geistige Bildung; aber seine Sitten waren ohne Tadel, und seine Gesinnungen die eines rechtlichen Mannes. Eugenie gab ihm ihre Hand. Am Altare entsagte sie jedem Gedanken an den unglücklichen Freund, den sie geliebt hatte, und gelobte sich, dem rechtschaffenen Manne, den sie in ihren widrigen Verhältnissen als einen Retter ehren mußte, ihr

Leben und alle ihre Pflichten zu weihen. Sie erfüllte diesen Schwur mit unverbrüchlicher Gewissenhaftigkeit. Aufmerksam auf jeden Wunsch ihres Mannes, immer bescheiden, freundlich und zuvorkommend, schien sie den Zwischenraum nicht zu bemerken, der ihren Geist von dem seinigen trennte, und die überlegensten Gaben würden durch die Achtung geehrt werden seyn, die sie ihm überall, in Gesellschaft und unter vier Augen, bewieß. Der Oberste verkannte diese Aufmerksamkeit nicht; er erwiederte sie mit aller Zärtlichkeit, deren er fähig war; aber alle seine Liebe schützte ihn nicht gegen eine Verstimmung, die ihn, wie ein periodisches körperliches Uebel, von Zeit zu Zeit heimsuchte. Seine Jugend war unglücklich gewesen. Seine Geburt hatte seiner Mutter das Leben gekostet; ein Freund, den er zärtlich liebte, war bey einem Wettstreite im Schwimmen mit ihm an seiner Seite ertrunken; und an dem Tage, wo er seinen Dienst antrat, wurde sein Vater durch eine überladene Kanone tödtlich verwundet. Alles dieses, und einige andre Ereignisse von geringerer Bedeutung hatten in ihm den Grund zu einer Schwermuth gelegt, die sich mit den Jahren vermehrte. In ihren periodischen Anfällen war er stumm, in sich ge-

kehrt und düſter, und alle ſeine Aeußerungen deuteten auf eine Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, die bisweilen in dem Maaße ſtieg, in welchem Eugenie zu ſeiner Aufheiterung alle Anmuth ihres Geiſtes entwickelte. Mit einer rührenden Dankbarkeit erkannte er dann ihre Güte, wie er es nannte; aber was ſie auch aufbieten mochte, nie konnte ſie ihn in ſolchen Perioden von dem niederdrückenden Gedanken befreyen, daß ihr Beſtreben die Wirkung einer mitleidigen Schonung ſey.

Einige Jahre verſtrichen, ehe Eugenie Mutter ward. Endlich ſchenkte ſie ihrem Manne einen Sohn, und noch einen im nächſten Jahre, und dieſes Ereigniß gab dem beglückten Vater eine lange und ungeſtörte Heiterkeit. Die gemeinſame Liebe zu dieſen Kindern war ein Gegenſtand, in welchem ſich beyde mit gleicher Theilnahme begegneten, und die raſtloſe Sorge, mit welcher ſich Eugenie der Pflege und Erziehung dieſer Lieblinge widmete, ſchien ihm ein ſo unwiderlegliches Zeugniß ihrer Liebe zu ihm ſelbſt, daß er ſich lange Zeit zu ſeinem eignen Erſtaunen von ſeinem Mistrauen und ſeiner Verſtimmung befreyt ſah.

Das Glück dieſes Paars würde jetzt vielleicht vollkommen geweſen ſeyn, wär' es nicht durch Eugeniens Mutter geſtört worden. Seitdem dieſe unglückliche Frau ſich der Gegenwart ihrer Tochter entledigt ſah, die ihr ein ſtiller Vorwurf ſchien, kannte ſie keine Zurückhaltung mehr. Ganz dem Willen des Mannes hingegeben, der ohne Liebe und ohne Tugend ihr Herz gewennen hatte, ſah ſie ſich in kurzer Zeit um den Reſt ihres Vermögens gebracht. Bis jetzt war das Spiel in ihrem Hauſe ein Gegenſtand des Vergnügens geweſen; jetzt mußte es zu einem Mittel des Erwerbs dienen. Indem nun hier, wie leider in vielen Häuſern der Hauptſtadt geſchieht, unter einem anſtändigen Scheine und dem Vorſitze einer Frau von Welt die unbeſonnene und unerfahrene Jugend geplündert wurde, zogen einige unglückliche Ereigniſſe der Verzweiflung die Aufmerkſamkeit der Polizey auf ſich; und ſo geſchah es, daß die Obrigkeit einſtmals in der Nacht in dieſes Haus einbrach, und die ganze Geſellſchaft ohne Ausnahme in ein gemeines Gefängniß abführte. Hier fand Eugeniens Mutter das Ziel ihrer Thorheiten. Sie ſtarb wenige Tage nach ihrer Einkerkerung, und es war nur

allzuwahrscheinlich, daß sie ihr Leben durch Gift verkürzt hatte.

Durch dieses unglückliche Ereigniß wurde Eugeniens Ruhe auf lange Zeit gestört. Wenn es schon schmerzlich ist, diejenigen nicht achten zu können, denen wir alle unsre Achtung und Liebe weihen möchten, wie mußte ein so frommes und reines Herz durch die Handlungen einer Mutter verwundet werden, in denen sich die Schande zu dem Verbrechen gesellte? Sie kannte nur allzu gut die Härte der Welt in ihrem Urtheile, den Gang, den dieses Urtheil zu nehmen pflegt, und die willkührlichen Verknüpfungen, die es sich erlaubt; aber wenn sie auch selbst die Kraft gehabt hätte, sich über die Ungerechtigkeit zu erheben, welche die Schmach der Eltern auf ihre unschuldigen Kinder wälzt, so vermochte es doch ihr Mann nicht, den diese unglückliche Begebenheit in seine alte Schwermuth zurückwarf. Ihm mangelte der Trost, der seine Gattin aufrichtete; aber wenn diese ihren Kummer in Gottes Hand gelegt hatte, so benutzte sie die Kraft, die ihr aus dem Gebete floß, zur Erheiterung ihres Mannes, und es gelang ihr bisweilen, die Wolken des Trübsinns von seiner Stirn und aus seinem Gemüth zu verscheuchen.

Einige Monate nach dem Tode ihrer Mutter brachte Eugenie eine Tochter zur Welt, die das Ebenbild der Mutter zu werden versprach. Die Freude der Eltern war groß; aber Eugenie, durch Kummer geschwächt, lag hart darnieder, und es vergingen Monate, ehe sie ihre Kräfte wieder fand. Doch wurde sie hergestellt, und ihr Mann, der sich schon der Verzweiflung überlassen hatte, schöpfte wieder Athem, als neue Ereignisse hereinbrachen, die den Frieden des Hauses störten.

Es war in der Fastenzeit. Eugenie hatte mit ihrem Manne der Aufführung einer geistlichen Musik beygewohnt, und kehrte in der Nacht nach Hause zurück. Sie waren eben eingetreten und setzten den Fuß auf die Stiege, als ein Schrey von der Straße her sie schreckte, und in demselben Augenblicke ein wohlgekleideter Mann mit blassem und verstörtem Angesichte zur Thür hereinstürzte, und zu Eugeniens Füssen niedersank. Seine Kleider waren mit Blut befleckt; und da er kein Zeichen des Lebens von sich gab, wurde er in die Wohnung des Obersten getragen, und einem geschickten Wundarzte anvertraut. Das Leben kehrte zurück. Die Wunde schien nicht tödlich, aber doch gefährlich genug, um die größte Ruhe zu fordern, und so geschah

es, daß der Kranke erst nach einigen Tagen die Erlaubniß erhielt, seinem Wirthe mündlich für seine freundliche Aufnahme und für alle die Pflege zu danken, die er von seiner Güte genoß.

Eugenie befand sich während dieser Zeit in einer quälenden Unruhe. Der Anblick des Verwundeten hatte schlummernde Erinnerungen in ihrer Seele geweckt; seine Züge und seine ganze Gestalt schienen ihr bekannt; und plötzlich trat das Bild des Malteſers vor ihre Augen, den sie längst als tod beweint hatte. Er war es in der That. Durch einen glücklichen Zufall aus dem Schiffbruche gerettet, von Abentheuer zu Abentheuer getrieben, hatte er Jahrelang mit aller Anstrengung dem Glück und der Unabhängigkeit nachgestrebt. Aber was ihm der eine Tag gewährte, entriß ihm der folgende; und Alles, was er in einem Zeitraume von acht Jahren gewonnen hatte, war die Erfahrung, daß sich das Glück keinem Gesetze unterwirft, sondern seine Gunst nach Laune verschenkt. Endlich, des fruchtlosen Umtreibens in der Fremde müde, kehrt er nach der Heimath zurück, und erfährt auf der Reise, daß sein Oheim ohne Testament gestorben ist, und daß sich zwey entfernte Verwandten in den Besitz eines Vermögens gesetzt

haben, das ihm allein gebührt. Unglücklicherweise kömmt die Nachricht von seiner Rückkehr früher, als er selbst, in der Hauptstadt an, und erreicht die Ohren der beyden Vettern, die sich nun zu ihrer größten Bestürzung in der Gefahr sehen, aus ihrem Besitzstande geworfen zu werden. Sie verliehren keine Zeit. Einige entschlossene Männer werden erkauft, um dem Zurückkehrenden aufzulauern; und so hat er kaum die Postkutsche verlassen, als er beym Austreten aus einer engen Straße, nah an dem Hause des Obersten angefallen und verwundet wird.

Eugeniens Unruhe wurde von ihrem Manne nicht bemerkt. Dieser freute sich einem Soldaten Dienste zu erzeigen, der sie mit so großer Dankbarkeit annahm, und erfuhr, nach wenigen Besuchen, aus dem Munde des offenherzigen Mannes den Zusammenhang seiner Schicksale, seine Abentheuer zur See und im Krieg, seine Wunden, seine Gefangenschaft, seine vereitelten Hofnungen. Von Mittheilung zu Mittheilung geleitet, stieg der Kranke bis zur ersten Ursach seiner Entfernung aus dem Vaterlande hinauf, sprach von seiner Liebe und ihrer Heftigkeit, und entwarf mit der Gluth der ersten Liebe das Bild seiner Eugenie. Der Oberste stutzte bey diesem

Nahmen; die Schilderung der Gestalt und des Characters stimmte mit dem Nahmen zusammen; und er konnte schon nicht mehr zweifeln, daß er in dem Kranken einen Nebenbuhler pflegte, als dieser ihn fragte, ob er vielleicht Eugenie Bellei kenne, und etwas von ihrem Schicksale wisse. — Lächelnd erwiederte er ihm, daß diese Eugenie seine Frau sey.

Bey dieser Antwort verstummte der Kranke, der bis jetzt mit so vieler Wärme gesprochen hatte; und erst nach einer langen Pause rief er aus: So hat mich das Schicksal nur darum in mein Vaterland zurückgeführt, um das Maaß seiner Launen zu füllen! — Und dann, sich an den Obersten wendend, fuhr er fort: Verzeihen Sie die Aeusserungen einer Leidenschaft, deren Unschicklichkeit Niemand lebhafter fühlen kann, als ich selbst. Ich habe gegen diese Leidenschaft gekämpft, wie ein Mann; aber sie hat mich über das Meer verfolgt, und in allen Schrecknissen der Gefahr und des Todes habe ich nur Einen Trost gehabt — das Bild des Engels, das ohn' Unterlaß vor meiner Seele stand, und die tiefe Nacht meines Lebens erleuchtete. Es ist vor mir hergegangen in der Schlacht; es hat mir den Kerker zu einem Tem-

pel gewandelt; und als ich das Ufer dieſes ſchönen Landes wiederum betrat, kniete ich nieder auf den Sand und küßte den Boden, der die Herrliche trägt. Alle meine Gedanken waren bey ihr und vielleicht miſchte ſich in dieſe Gedanken ein Reſt leiſer Hofnungen. Ein Zufall wirft mich in ihr Haus; ich vergieße mein Blut zu ihren Füßen und erkenne ſie nicht. Sie weilt in meiner Nähe; ſie ſendet mir Hülfe und Pflege, und ich ahn' es nicht. So blind und dunkel iſt Alles in dem Leben der Menſchen! —

Der Oberſte ging während dieſer Rede im Zimmer auf und ab. Sein Herz war von einer großen Unruhe bewegt. Seine Lage war ſo neu! Alles Mitleiden, das er mit dem Kranken fühlte, und ſein Wohlwollen gegen ihn konnte doch die Aufwallungen der Eiferſucht nicht niederhalten.

Alles in meinem Leben, fuhr der Kranke fort, iſt ungewöhnlich und launenhaft. Von der Hofnung verlaſſen, arm und hülflos, übergeb' ich mein Schickſal den Wellen, unbekümmert um Gefahr und Tod. Das Meer verſchlingt mich zugleich mit vielen andern, die noch Anſprüche auf das Leben haben; dieſe werden in der bodenloſen Tiefe ein Raub des Todes;

mich aber wirft die Fluth an das Land, um mich noch länger dem Spiele des Zufalls Preis zu geben. Ich stürze mich in den Krieg; seine Wuth rafft Tausende an meiner Seite, neben mir, vor mir, hinter mir weg; und ich, der den Tod als eine Wohlthat suche, werde seiner nicht würdig geachtet, sondern gehe fast unverletzt durch die Schwerder der Feinde. Ein Zufall bringt mich in ihre Gewalt; ein andrer Zufall gibt mir die Freyheit wieder; und da mir der fremde Himmel nichts als Unbestand bietet, kehr' ich in mein Vaterland zurück, eben so arm und hülflos, als ich daraus geschieden war. Endlich leuchtet mir ein Schimmer von Hofnung; aber in dem Augenblicke, wo ich in dem Schooße meiner Vaterstadt, mich mit heitern Erinnerungen umgebe, und in der Aussicht auf ein günstigeres Loos dem Himmel für meine Rettung aus so vielen Gefahren danke, falle ich in die Hände von Meuchelmördern, die, wie es scheint, ihr Verbrechen nur darum nicht vollendet haben, damit mein Leben neuer Ungereimtheit Preis gegeben werde. Indem mein Herz von Dankbarkeit überströmt für das Gute, das mir Unbekannten ein edler Mann erzeigt, stoße ich unwissend diesem Wohlthäter einen Dolch in

die Brust, indem ich mich einer unbesiegbaren Leidenschaft zu seiner Gattin schuldig bekenne; und mich beraube ich des einzigen Glücks, nach welchem ich Jahrelang geseufzt habe, die Frau noch Einmal zu sehn, die ich allein geliebt, und nach der ich nie ein anderes Weib habe lieben können. —

Nach diesen Worten versank der Kranke in sein voriges Stillschweigen. Der Oberste aber, welcher während dieser Zeit sein Auf- und Abwandeln fortgesetzt hatte, trat jetzt von seinem Schmerze ergriffen, zu dem Lager, faßte den Kranken bey der Hand und sagte: Sie sollen Eugenien sehn, so bald es der Arzt erlaubt. Ich ehre das Vertrauen eines rechtschaffenen Mannes, dessen Denkungsart mir für Alles Bürgschaft leistet. Suchen Sie Ihrer Unruhe Herr zu werden, wenn es möglich ist. Ergeben Sie sich in das, was nicht zu ändern steht; aber rechnen Sie immer auf meine Theilnahme, und auf die vollkommenste Bereitwilligkeit zu Allem, was ein rechtschaffener Mann wünschen und ein rechtschaffener Mann gewähren darf.

Der Kranke drückte dem Obersten dankbar die Hand, da sich aber sein Fieber durch diese Unterredung sichtbar vermehrt hatte, so fand der

Arzt für nöthig, die größte Ruhe zu empfehlen. Der Oberste entfernte sich. Sein Herz war tief bewegt, und in seiner Bewegung theilte er seiner Frau Alles mit, was so eben zwischen ihm und dem Malteser vorgefallen war.

Eugenie erfuhr also jetzt, daß sie sich in ihrer Vermuthung nicht getäuscht hatte. Gerührt durch die Offenherzigkeit ihres Mannes fiel sie ihm mit Thränen um den Hals, dankte ihm für sein Zutraun, und gestand ihm ihre Ahnung, der sie aber keinen Glauben geschenkt habe. Ihr früheres Verhältniß zu ihm verbarg sie nicht. Sie gestand, daß sie ihn geliebt und hochgeachtet habe: daß sie es damals für ein Glück würde gehalten haben, an seiner Seite zu leben; daß es aber Gottes Wille nicht gewesen, ohne Zweifel, um sie durch die Hand des Mannes, dem sie jetzt angehöre, noch mehr zu beglücken.

In der That war der Abend, an welchem dieses Gespräch vorfiel, einer der glücklichsten. Eugenie fühlte sich erleichtert durch die Mittheilung des einzigen Geheimnisses, das sie bis jetzt vor ihrem Manne bewahrt hatte, und das ihr jetzt unerträglich würde geworden seyn, wo die unschuldige Freude, den für tod beweinten Freund

lebend und ihrer Nähe zu wissen, ihr Herz bewegte. So wie sie sich aber des Zutrauens ihres Mannes erfreute, so entzückte diesen die Aufrichtigkeit, mit der ihm Eugenie die Geheimnisse des schönsten und reinsten Herzens enthüllte. Er erzählte ihr Alles, was ihm der Kranke von seinen Schicksalen mitgetheilt hatte, und das Einzige, was er unterdrückte oder milderte, waren die leidenschaftlichen Ausbrüche seiner Liebe zu ihr. Aber auch hierzu bewog ihn in diesem Augenblicke nicht die Eifersucht, sondern die Zartheit seines Gefühls, und die Furcht — die Wirkung seines Mistrauens gegen sich selbst — den Schmerz der Entsagung in Eugeniens Brust allzulebhaft aufzuregen. Hätte er seine Frau tadeln können, wenn sie diesen Mann liebenswürdig fand; er fand ihn selbst so; und wenn ihn selbst die Geschichte der Schicksale des Kranken so für ihn gewonnen hatte, was war von Eugenien zu erwarten, welche die Blüthe seiner Jugend gesehn, und ihm die treuste und zärtlichste Liebe eingeflößt hatte?

Einige Tage vergingen, ohne daß sich das Fieber verminderte; vielmehr schien es durch die Unruhe genährt zu werden, die sich des Kranken bemächtigt hatte. Ueber die Ursachen derselben

ſchwieg er. Aber man konnte bemerken, daß er die Beſuche des Oberſten immer mit Ungedult erwartete, und daß ſich dieſe Ungedult vermehrte, wenn er zufällig etwas länger als gewöhnlich zögerte. Sein Erſcheinen war dann immer ein Sonnenblick für den armen Leidenden, der ſich in dieſen Augenblicken beſſer fühlte, und ſich keine Klage erlaubte, während ſeine Blicke mit dem Ausdrucke ſehnſuchtsvoller Erwartung an den Augen des Oberſten hingen. Ohne Zweifel hoffte er von Eugenien zu hören; aber ihr Nahme wurde nicht genannt. Eines Tages erklärte der Arzt, er habe wenige Hofnung den Kranken zu retten, deſſen Gemüth noch tiefer verwundet ſchiene, als ſeine Bruſt. Der Oberſte erſchrak. Er hatte ſich über die Abnahme der Kräfte des Verwundeten, ſeine verfallende Geſtalt, das ſteigende Fieber, den kurzen Athem zu täuſchen geſucht; denn mit jedem Tage wuchs ſeine Liebe zu ihm, und er betheuerte, daß ihn der Tod eines Bruders weniger ſchmerzen würde, als der Verluſt dieſes wackern Mannes. Da er nun nach jener Erklärung des Arztes ſogleich zu ihm eilte, und ihn noch verfallener und bläſſer als am vorigen Abend fand, fragte er ihn, ob ihn Etwas beunruhige, dem er abgeholfen

wünſche. Hierauf antwortete der Kranke, er wünſche in den Beſitz des ihm gebührenden Vermögens zu kommen, und bäte, ihm einen rechtlichen Anwald zuzuweiſen, dem er ſeine Papiere anvertrauen könnte. Der Oberſte wunderte ſich über dieſen Gedanken gerade jetzt, freute ſich aber doch, weil er daraus abnahm, daß die Hofnung des Lebens noch nicht in ihm geſunken ſey, nannte ihm einen Mann, deſſen er ſich ſelbſt bediente, und verſprach, dieſen Rechtsfreund augenblicklich von ſeinem Wunſche zu benachrichtigen.

Nachdem dieſe Sache ſo weit behandelt war, legte der Verwundete ſeine Hand auf die Hände ſeines Freundes, und ſah ihn lange mit forſchenden, aber ungewiſſen Blicken an. Was iſt Ihnen? ſagte der Oberſte. Es laſtet noch Etwas auf Ihrem Herzen. Vertrauen Sie mir Ihren Kummer. Wenn ich ihn erleichtern kann, ſo ſoll es nicht an mir liegen. —

Sie ſprechen wie ein Freund, ſagte der Kranke. Ich habe allerdings noch einen andern, und weit größern Wunſch — einen Wunſch, wie nur ein edler Freund einem Sterbenden erfüllt. Ich kann mich nicht täuſchen. Die Banden des Lebens löſen ſich auf.

Er ſchwieg. Der Oberſte wiederholte ſeine Bitten und ſeine Verſprechungen mit noch größerer Lebhaftigkeit, und mit naſſen Augen. Denn die Ahnung ſeines Freundes ſchien ihm jetzt nur allzu gegründet.

Bey dieſen Aeußerungen, die keinen Zweifel übrig ließen, erheiterten ſich die Minen des Kranken; ſeine Augen ſtrahlten; ein leiſes Roth ſchnell aufblühend und ſchnell verſchwindend, färbte die blaſſen Wangen; nur die Lippen blieben blaß und blutlos, wie vorher. — So ſey er denn ausgeſprochen, ſagte er, dieſer heiße Wunſch, der ſich ſchon ſo lange zu meinen Lippen drängt, aber immer in meiner kranken Bruſt erſtarb. Würden Sie Eugenien verſtatten — würde Eugenie ſich entſchließen, einen Unglücklichen zu ſehn, der nur dieſen Einen Wunſch noch auf Erden hat? Sie haben Urſache mir dieſe Bitte zu verſagen, und ich werde Ihren Willen ehren, auch wenn — —

Zweifeln Sie nicht, fiel der Oberſte ein, an meiner Bereitwilligkeit. Ich habe Ihnen neulich geſagt, daß Sie meine Frau ſehen ſollen; ich nehme mein Wort nicht zurück; aber ich fürchte, Ihr Gemüth iſt allzu gereizt; dieſe Zu-

ſammenkunft könnte Ihren Zuſtand verſchlimmern.

O mein Freund, rief der Kranke, indem er ſich aufzurichten bemühte, wenn Sie den Zuſtand meines Herzens kennten, wie es nur noch von Einer Hofnung lebt, Sie würden dieſer Beſorgniß nicht Raum geben. Ich ſcheue mich nicht, Ihnen mein Innerſtes aufzudecken — es hegt keinen ſträflichen Wunſch — wär' es je nichtswürdig genug hierzu geweſen, ſo hätten es Eugeniens Tugenden und ihr Bild gereinigt. So wie ich mich jetzt fühle, ſo nah dem Grabe, hab' ich nur die Wahl vor Schmerz zu ſterben, wenn Ihre Beſorgniß die Erfüllung meines Wunſches allzu lange zurückhält, oder vor Freude. Ach und wie glücklich wär' ich, wenn mich das Uebermaaß der Freude tödete, und der letzte Laut dieſes für mich verſtummenden und verarmten Lebens der Ton ihrer Stimme wäre!

Der Oberſte bedachte ſich jetzt nicht länger, ſondern führte Eugenien an das Lager ſeines Freundes. Dann entfernte er ſich ſogleich. Auch nicht ein leiſer Wahn von Eiferſucht ſollte Eugenien oder ſeinen ſterbenden Freund verletzen.

Als Eugenie mit wankendem Schritte in das Zimmer trat, blaß und niedergeſchlagen —

denn die Sorge um den Gatten und seinen Freund nahm ihr Schlaf und Ruhe — streckte dieser beyde Arme nach ihr aus, richtete sich ein wenig auf, und suchte nach Worten, die ihr für diesen letzten Beweiß von Güte danken sollten. Er fand keine; und in dem schmerzlichen Gefühle seiner Ohnmacht bedeckte er sein Angesicht mit beyden Händen; sah sie dann mit dankbaren Blicken an; öffnete die Lippen, aber ihr Nahme war das Einzige, was er aussprechen konnte. — Dieß ist ein trauriges Wiedersehn, sagte Eugenie; aber schöpfen Sie Muth. Der Arzt hofft — Ihre Freunde hoffen (ach sie gab es nur vor, um ihn freundlich zu täuschen), und wenn herzliche Wünsche und innige Theilnahme Ihre Wunden heilen könnten, so müssen wir uns Ihrer Genesung in Kurzem freuen.

Die Blicke des Kranken hingen an Eugeniens Lippen während sie sprach. Er schien jeden Laut, jeden Ton ihrer Stimme mit Entzücken einzusaugen; seine erstorbenen Augen belebten sich, und sein Puls schlug kräftiger. O Eugenie, sagte er, diese Worte gießen neues Leben in meine Adern, und wenn ich sterbe, so wird doch Ein frohes Bewußtseyn in meinem zerfallenden Herzen übrig bleiben. — Ach, Eugenie,

fuhr er nach einer kurzen Pause fort, wie kann ich Ihnen, wie kann ich ihrem edlen Gemahle für die Wohlthat danken, die ich in diesem Augenblicke von Ihnen empfange! — Der Zustand, in dem ich mich befinde, verstattet mir nicht meine Gefühle zurückzuhalten. Am Rande des Grabes ist es erlaubt mit offenem Herzen zu sprechen. Ich habe Sie geliebt, Eugenie, wie man einen weiblichen Engel lieben kann, und da mich feindliche Verhältnisse von Ihrer Nähe und von der Hofnung verbannten, hab' ich doch dieser frommen und heiligen Liebe nie entsagt. Sie war das Einzige, was ich besaß, und mein einziges Glück. Sie hat mich aufrecht erhalten, wenn mich Alles niederzuwerfen drohte; und sie reicht mir auch jetzt die Hand, und erleuchtet den dunkeln Weg, der in die Gefilde des Todes führt. Könnten Sie, Eugenie, einem Gefühle zürnen, das einen Unglücklichen selig macht? und das heute zum Erstenmale aus der Tiefe meines Herzens hervortritt, in dem ich es auch vor Ihren Augen scheu verbarg? Vollenden Sie jetzt Ihre Wohlthat, indem Sie mir sagen, daß Sie nicht zürnen.

Eugenie war von diesen Worten überrascht; aber die Reinheit ihres Bewußtseyns erhob sie

über jeden Schein der Verstellung. Auch verbarg sie die tiefe Bewegung ihres Herzens nicht. Ich würde mich selbst tadeln, antwortete sie, wenn ich fähig wäre, über die Offenherzigkeit zu zürnen, mit der mir ein edler Mann, in einem Augenblicke, wo er sich mit dem Leben abgefunden zu haben glaubt, sein Innerstes enthüllt. Diese Offenherzigkeit bürgt mir für die Reinheit seines Gefühls, und so habe ich keine Ursache zu erröthen, daß sich dieses Gefühl auf mich bezieht. Mein Mann ist von unserer frühern Bekanntschaft unterrichtet; er weiß, daß ich Sie geachtet, daß ich vielleicht mehr Neigung zu Ihnen gefühlt habe, als zu irgend einem andern Manne; und er ist so voll Achtung und Wohlwollen gegen Sie, daß er, weit entfernt mich zu tadeln, vielmehr meine Gesinnungen billigt. Sie sehen, daß ich Ihre Aufrichtigkeit erwiedere. Mein Bewußtseyn berechtigt mich dazu eben so wohl als meine Ueberzeugung von Ihrem Edelmuthe. Wenn ich Sie wiedersehe, so hoffe ich Sie weniger krank, und ruhiger zu sehn. Jetzt leben Sie wohl. Sie haben zu Ihrer Wiederherstellung nichts so nöthig als Ruhe.

Indem Eugenie bey diesen Worten aufstand, ergriff der Kranke ihre Hand, als ob er sie zu-

rückhalten wollte, ließ sie aber sogleich wieder los. Ich darf hoffen, Sie wieder zusehn? rief er ihr nach. — Unfehlbar, antwortete Eugenie, wenn Sie ruhig sind. — Ich werde ruhig seyn, sagte der Kranke; ach, in wenigen Tagen ruhig auf immer.

Als Eugenie von ihrem Besuche zurückkam, fiel sie ihrem Manne an die Brust, und überließ sich ihrem Schmerz, ohne Furcht ihn zu kränken, oder zu beleidigen. Eben so sagte sie ihm Alles, was sie zu dem Kranken gesprochen, und was er ihr geantwortet hatte. Ich habe ihm noch Einen Besuch verheißen, setzte sie hinzu; aber ich fürchte, wir werden ihn nicht oft wiedersehn.

Diese Furcht schien sich indeß nicht zu bestätigen. Die Freude hatte den Kranken sichtbar gestärkt. Er genoß wieder einigen Schlaf; und wenn er wachte, schien er in seligen Träumen zu liegen, still vor sich hin, nur bisweilen die Lippen bewegend, als ob er mit einem unsichtbaren Bilde seiner Phantasie sich besprächе. Mit Hülfe des Obersten unterrichtete er den herbeygerufenen Rechtsgelehrten über die Lage seiner Angelegenheiten, händigte ihm die nöthigen Papiere ein, und nachdem er ihm eine Schreib-

tafel gegeben, in die er einige Zeilen geschrieben hatte, bat er ihn, keine Zeit zu verliehren. So brachte er noch einige Tage zu. Die Hofnung erwachte; selbst Eugenie, die ihn noch einigemal in Begleitung ihres Mannes besuchte, gab ihr Raum. Aber umsonst. Die verlöschende Kraft, die nur von der Freude des Wiedersehns genährt worden, sank immer tiefer und tiefer. Neun Tage nach Eugeniens erstem Besuche starb er sanft und schmerzlos in den Armen ihres Gatten. Eugeniens Nahme war das letzte seiner Worte.

Eugenie beweinte den Verlust eines Freundes; aber ihr Gatte war trostlos. Er hatte den Kranken in den letzten Tagen nicht verlassen, und seine Liebe zu ihm war mit der Gefahr gestiegen, in der er ihn schweben sah. Er hatte keinen Gedanken als den Wunsch seiner Rettung. Die Kunst hatte keine Mittel zur Erfüllung dieses Wunsches. Er ist am gebrochenen Herzen gestorben, sagte der Oberste, und es ist vielleicht meine Schuld, da ich mit der Erfüllung seines einzigen Verlangens allzulange gezögert habe. Gewiß ist es meine Schuld! — Wie hatte ihn doch die Freude des ersten Wiedersehns sichtbar gestärkt! — Aber es war zu spät. Er

wäre gerettet gewesen, hätte ich meine Bedenklichkeiten früher besiegt. —

Dieser Gedanke ließ nun dem bekümmerten Manne keine Ruhe, und was auch Eugenie thun mochte, ihn zu trösten, immer kehrte er auf denselben Weg und zu derselben Anklage zurück. Am Tage der Beerdigung meldete ihm der Rechtsfreund, daß er von dem Verstorbenen zum Erben seiner Ansprüche eingesetzt sey; und diese Nachricht, und die Durchsicht der hinterlassenen Papiere, die voll der zärtlichsten Erinnerungen an Eugenien, so wie der unverdächtigsten Beweise des reinsten und edelsten Herzens waren, vermehrten den Schmerz des Trauernden, und wandelten ihn allmählig in einen stillen Trübsinn um. In dieser düstern Zeit schien sich seine Liebe gegen Eugenien zu verdoppeln. Es war als ob er sich sagte: Dieser edle Mann, den die Liebe zu ihr getödet hat, hätte sie glücklicher gemacht, als ich es vermag. Sie ist ein Opfer des Schicksals geworden, und doch läßt sie nicht ab in ihrer heiligen Treue zu mir. Was kann ich nur thun, um so viele Liebe zu lohnen?

Ach Eugenie verlangte nichts von ihm, als frohen Muth; aber diesen Wunsch zu erfüllen,

vermochte er nicht. Wenn sie ihn mit seinen Kindern umgab, oder wenn sie ihm von ihren frohen Gedeihen erzählte, reichte er ihr die Hand mit schmerzhaftem Lächeln, und sagte auch wohl: Es ist Dein Werk, Du treue Mutter, daß sie gedeihen. Mögest Du in unsern Kindern das Glück und die Freude finden, die ich Dir nicht geben kann!

Eines Abends, wo sein Herz weniger belastet schien, und Eugenie mit Wohlgefallen sah, wie er eines der Kinder nach dem andern zu sich nahm, mit ihnen sprach, und sich an ihren Reden erfreute, geschah es, daß Klotilde, ein sehr lebhaftes Kind, und vor Allen der Liebling des Vaters, durch eine ungeschickte Bewegung seinen Armen entschlüpfte, auf den Boden fiel, und sich an der Stirn verwundete. Die Wunde schien von keiner Bedeutung; aber das Kind weinte sehr, schlief dann auf dem Arme der Mutter ein, und wurde zu Bett gebracht. In der Nacht zeigte sich Fieber mit Phantasien; und nach drey Tagen lag das schöne und liebenswürdige Kind, die Freude seiner Eltern, im Sarg.

Beyde Eltern hatten das Lager des Kindes fast keinen Augenblick verlassen; Eugene war

tief betrübt, ihr Mann aber in Verzweiflung. Er legte sich den Tod seines Lieblings zur Last, und klagte sein Schicksal an, das ihn bestimmt habe, Unglück und Tod um sich her zu verbreiten, und gerade denen, die er am meisten liebte, wie ein feindlicher Vampyr, die Freuden des Lebens zu entziehn. Dieser Gedanke wurde fest in ihm. Tagelang brütete er über ihm, und wühlte mit grausamer Selbstpeinigung jeden Umstand seines Lebens auf, der seinen Wahn zu nähren diente. Wenn sich dann Alles immer mehr um ihn verdunkelte, und er sich als die Quelle aller dieser Finsterniß erschien, beschwor er wohl Eugenien und seine Kinder mit den zärtlichsten Worten, welche die Liebe hat, ihn zu verlassen, um nicht sein Gewissen mit neuem, durch ihn verschuldetem Unglück zu belasten. Dieser Zustand wurde dauernd. Alles, was die Liebe erfinden kann, Alles, was weibliche Beharrlichkeit vermag, wurde von Eugenien aufgeboten, seinen Wahn zu bekämpfen, und den dunkeln Phantomen, die ihn verfolgten, heitere Bilder unterzuschieben. Ihre Bemühungen hatten keinen Erfolg. Und wenn sie ihn bey seiner Liebe beschwor, nicht einem Gedanken nachzuhängen, der keinen Schatten von Wahrheit habe,

aber bey aller ſeiner Leerheit ihn und ſie und ſeine Kinder unglücklich mache, gewann ſie nichts, als die Wiederkehr deſſelben Wahns, daß es ja eben ſein Schickſal ſey, auf die eine oder die andre Weiſe, durch Liebe oder Haß, durch Wahrheit oder Irrthum, ſeine Umgebungen unglücklich zu machen.

Die Dauer dieſes hofnungsloſen Zuſtandes, mit Anſtrengungen aller Art verbunden, wirkten nachtheilig auf Eugeniens Geſundheit. Sie fing an zu kränkeln, und wie ſie auch den Verfall ihrer Geſundheit den Augen ihres Mannes entziehen mochte, er bemerkte ihn mit dem Scharfblicke, mit dem er Alles entdeckte, was ſeinen Irrwahn nährte. Du erkrankſt, ſagte er eines Tages zu ihr, und dieß iſt die Folge des Kummers, den ich Dir mache. Mein Unſtern wird Dich töden; dann werden unſre Kinder an die Reihe kommen, und ich werde zuletzt von Allen, belaſtet mit allem Unglücke, das ich verbreitet habe, in die Grube fahren. Es iſt nicht meine Schuld. Ach ich liebe Euch ja Alle mehr als mich ſelbſt; aber ſo unglücklich iſt mein Loos, daß ich bey aller meiner Liebe den Augenblick ſegnen muß, der mich von Euch trennen, und Euch von den feindſeligen Einflüſſen meines Ge-

stirns befreyen wird. Vielleicht wird mir dieser Wunsch erfüllt; und wenn er erfüllt ist, o Eugenie, dann mag Alle Freude, deren ich Dich beraubt habe, Deiner Liebe für einen Unglücklichen lohnen!

Eugenie sank an die Brust des schwerbelasteten Mannes, und betheuerte ihm unter Strömen von Thränen, daß sie kein Glück verlange, als sein Leben und den Frieden seiner Seele. Die Kinder drängten sich an ihren Vater; er schloß sie in seine Arme, küßte Eines um das Andre, und beschwor sie, in Allem den Willen ihrer Mutter zu thun. — Dieß war der Abschied von den Seinigen. Um Mitternacht hörte Eugenie ein tiefes Stöhnen. Sie eilte zu seinem Lager, und fand ihren Mann in seinem Blute schwimmend. Seine Augen starrten sie an. Sie ergriff seine Hand; er drückte sie und verschied. Aus Liebe zu ihr hatte er in seinem Wahne seinem Leben ein Ende gemacht.

Lange Zeit litt nun Eugenie an den Folgen des Schreckens und ihres Schmerzes. Doch unterlag sie nie. Die mütterliche Liebe gebot ihr sich zu ermannen, und das Gesetz ihrer Pflicht. Ausschließend widmete sie sich jetzt der

Erziehung ihrer Söhne. Beyde wuchsen kräftig heran, ausgezeichnet durch Gestalt, edle Sitten und eine würdige Denkungsart. Der ältere glich am meisten seinem Vater; still, wie dieser, zurückgezogen, und nur auf ernste Dinge bedacht. Der jüngere war an Gestalt und Milde das Ebenbild seiner Mutter. Der ältere hatte sich dem Kriegsdienste gewidmet; der jüngere studirte die Rechte; beyde erfreuten sich des Beyfalls ihrer Lehrer und Vorgesetzten; aber das, wornach sie mehr als nach jedem Lohne strebten, war der Beyfall und die Zufriedenheit ihrer Mutter.

Das Glück, das Eugenie jetzt durch ihre Kinder genoß, war der Stille vergleichbar, die auf dem Meere oft die Vorläuferin heftiger Stürme ist. Die Revolution brach an, bestimmt alle Verhältnisse umzukehren, und an die Stelle alter und verderblicher Misbräuche eine neue Ordnung der Dinge zu setzen. Das erste Aufgehn dieser ewig denkwürdigen Zeit, die schönen und glorreichen Tage, mit denen sie begann, und die edeln Hofnungen, die in ihrem Gefolge gingen, ergriffen Eugeniens Söhne, wie sie das ganze Volk, ja, ganz Europa ergriffen. Auch Eugenie verschloß ihre Brust diesen erhebenden

Gefühlen nicht; aber weder der Jubel des trunkenen Volks, noch die begeisterten Reden ihrer Söhne vermochten die trüben Ahnungen von Unglück niederzuschlagen, das sie im Hinterhalte lauern sah. Leider wurden diese Ahnungen nur allzubald erfüllt. Frankreich spaltete sich in Parteyen, und diese Parteyen zerfleischten sich gegenseitig. Die Zwietracht raßte in allen Theilen des Reichs; drang in die dunkelsten Winkel, und lößte oft die ältesten und heiligsten Banden der Freundschaft auf. Auch Eugeniens Söhne ergriff ihre Hand. Der ältere, der jetzt als Offizier bey dem Genie-Corps diente, durch das Band der Ehre mit Männern verbunden, die das Gute wollten, aber es nur auf dem Wege der Revolution zu finden glaubten, nahm auch die strengen Maasregeln seiner Partey in Schutz; während der milde Sinn des Jüngern jede Gewaltthätigkeit verabscheute, und selbst vor der strengen Gestalt der Gerechtigkeit erbebte. Oft entbrannte dann über die Grundsätze und ihre Anwendung zwischen beyden heftiger Zwist; doch gelang es der bekümmerten Mutter fast immer, den Frieden herzustellen, in dem sie die Liebe zu Hülfe rief, die auch der Parteyzorn in diesen edeln Gemüthern nicht ersticken konnte.

Unglücklicherweise gingen die Begebenheiten ihren furchtbaren Gang unaufhaltsam fort. Der zehnte August und der zweyte September befleckten Frankreich mit schuldlosem Blute; der Krieg brach aus, und an Einem Tage sah sich Eugenie von ihren Söhnen verlassen. Der Aeltere folgte mit dem Heere der dreyfarbigen Fahne; der Jüngere aber entwich heimlich mit einem gleichgesinnten Freunde, um sich denen zuzugesellen, die mit dem Zeichen der Lilien Recht und Zucht in die Grenzen des zerrütteten Landes zurückzuführen versprachen.

Ich will es nicht unternehmen, Eugeniens Gefühle in ihrer Lage zu schildern. Sie hätte die Einsamkeit ertragen, wenn die Nothwendigkeit sie dazu verurtheilt hätte; auch das Schicksal ihrer Kinder würde sie in Gottes Hand gelegt haben, hätt' es die Pflicht herbeygerufen; aber daß sich Brüder feindlich gegenüber stehn sollten, das konnte sie nicht für Gottes Fügung halten. Von dieser Zeit an waren ihre Tage von furchtbaren Ahnungen getrübt, ihre Nächte des Schlafes beraubt, oder durch peinigende Träume geängstigt. Sie schien nur zu leben, um alle Bitterkeit des Lebens auszukosten.

Es gibt Verhältnisse, in denen das, was man unter andern Umständen für das größte Unglück halten würde, als eine Wohlthat empfangen werden muß, wie man sich einer Verstümmelung, die einen langen Schmerz endigt und das Leben rettet, mit Ergebung unterwirft. So vernahm Eugenie die Nachricht von dem Tode ihres ältesten Sohnes, der in der Schlacht bey Gemappe rühmlich gefallen war, mit heißen Thränen, aber mit stillem Dank gegen die Wege der Vorsehung. Während sie aber noch um den Gefallenen weinte, ergriff sie die Hand der Tyrannei. Als die begüterte Mutter eines Ausgewanderten, wurde sie in einem Kerker geworfen, dessen Riegel, seltene Fälle ausgenommen, nur die Hand des Todes zu öffnen pflegte. Als ihr Sohn hiervon Nachricht bekam, eilte er zurück, um das Leben seiner Mutter mit Gefahr des eignen zu retten, stellte sich der Obrigkeit, und erhielt ihre Befreyung. Man hatte ihm geglaubt, daß die gegen ihn erhobene Klage grundlos gewesen; aber nach wenigen Tagen, wo er der Mutter sein Unrecht abgebeten und ihre Thränen getrocknet hatte, wurde er von neuem zur Verantwortung gezogen, und da er überführt wurde, die Waffen gegen das Vaterland getragen zu

haben, fiel sein Haupt unter dem Beil. Eugenie bat um seinen Leichnam und erhielt ihn. Von dieser Zeit an bedeckte die Farbe des Todes ihr Angesicht, und nie kehrte ein Schimmer von Roth auf ihre Wangen zurück. Keine Thräne benetzte ihre Augen, sondern still, mit zitternden Lippen, betete sie neben dem Todten, der sie nur Einmal in seinem Leben gekränkt hatte, und dafür in den Tod gegangen war. Seitdem erhob sich ihr Muth nicht mehr. Die Gegenwart hatte nichts mehr, was sie erfreuen konnte, und wenn ihre Blicke auf die Vergangenheit fielen, sah sie nur Gräber von Schreckensgestalten umringt, die selbst die Wehmuth der Trauer scheuchten. Sie sah nur wenige Menschen, und setzte nur mit einigen Freunden, die ihr aus früherer Zeit geblieben waren, den Umgang fort. Den Rest ihres Vermögens verwendete sie zu wohlthätigen Zwecken, und mehr als eines der verfolgten Opfer der Tyrannei hat sie mit Gefahr ihres Lebens geborgen und mit den Mitteln zur Flucht ausgerüstet. So zog sich ihr sieches Leben noch einige Jahre hin, würdig, wohlthätig und edel, bis sich das neue Gestirn über Frankreich erhob, das der Revolution ein Ziel setzte. Langsam starb sie dahin, ohne Klage, mit stiller Er-

gebung. Seit Jahren hatte Niemand sie lächeln gesehn. Aber den Engel des Todes lächelte sie an, und das lang entflohene Roth kehrte auf ihre Wangen zurück, als ihr das Sterbekleid angelegt war.

43.

Ich habe gar oft in meinem Leben sagen hören: Wer könnte die Ungerechtigkeiten des Lebens ertragen, wenn er nicht auf eine Vergeltung in der Ewigkeit rechnen dürfte? oder wer würde nicht zu der Fahne der ungerechten Gewalt schwören, wenn er nicht wüßte, daß sie für ihr jetziges Glück jenseit des Grabes büßen werde?

Und die so sprachen, glaubten in ihrem Sinne fromm zu seyn.

Ich habe mich nie enthalten können, bey diesem und ähnlichen Aussprüchen an die Sinnesart jenes Fakirs zu denken, der sich allen Mishandlungen Preis gab, ja, dazu aufforderte, weil er überzeugt war, daß der Tod gemeine

Menſchen in Pferde verwandle, und er dereinſt, wenn er geduldig ausdaure, im Paradieſe ſtolz und bequem auf dieſen Roſſen reiten werde.

Der kurze Inbegriff aller Religion und Sittenlehre iſt: Fürchte Gott und ehre ſeine Gebote. Ehre die Tugend und übe ſie aus. Liebe Deinen Nächſten wie Dich ſelbſt. — Dieſe Geſetze ſind die Bedingung unſers ſittlichen Daſeyns. Kann man einen Lohn für ihre Erfüllung verlangen? Oder verlangt der phyſiſche Menſch dafür, daß er athmet und lebt, noch einen andern Lohn, als den, daß er lebt?

Wird alſo in einer andern Welt das Loos des Sünders und des Gerechten daſſelbe ſeyn? Keineswegs. Es wird geſchieden ſeyn, wie es auch hienieden geſchieden iſt, und noch ſchärfer vielleicht.

Ihr ſagt: Jener Sünder iſt doch glücklich, und dieſer Tugendhafte ſchmachtet im Unglück!

Ihr wollt ſagen: Jener Sünder iſt reich, mächtig, von Dienern ſeiner Lüſte umgeben, und es gibt keinen Genuß, den er ſich nicht verſchaffen könnte. Dieſer Gerechte iſt arm, verlaſſen, eingekerkert vielleicht und von Hunger gequält. Das Leben des Einen blüht in Sonnenſchein; das des Andern trauert in Finſterniß.

Enthülle die Brust von beyden und du wirst das Gegentheil sehn.

Der Tod zerstört jede Täuschung; auch den Selbstbetrug. Das ist die Seligkeit des Gerechten, daß er mit offner Brust vor Gott treten und sagen darf: Herr, ich habe mich bemüht, nach meinen Kräften zu thun. Wenn meine Kraft oft schwach war, so vergib! —

Der Ungerechte aber verhüllt sich umsonst.

Dann wohnt Jener in dem Sonnenlichte der göttlichen Gnade; dieser in dem Dunkel seines bösen Bewußtseyns.

* * *

Josua Barnes, ein bekannter Hellenist des vorigen Jahrhunderts, war der festen Meinung, daß der Himmel keine gute Handlung unbelohnt lasse. Er glaubte aber nicht, wie die Meisten thun, daß die guten Handlungen ein Capital bilden, von welchem einst die andere Welt verhältnißmäßige Zinsen zahlen wird; noch weniger genügte ihm der sittliche Lohn eines guten Gewissens — sondern er glaubte in vollem Ernste, daß Gott jede gute Handlung hienieden schon mit Wucher belohne. So hielt er also

mit seiner Wohlthätigkeit Bank, ohne Etwas auf das Spiel zu setzen, außer der Kleinigkeit, die er einem Bettler gab; und er behauptete, nie bey diesem Handel verlohren, und oft ansehnlich gewonnen zu haben. Wäre diese Erfahrung allgemein, so wär' es um die Tugend der Wohlthätigkeit geschehn; aber die Wohlthätigkeit selbst würde mit noch größerem Eifer, und mit aller Lebhaftigkeit des Papierhandels auf der Börse getrieben werden. Glücklicherweise ist es nicht so. Oder wer hätte nicht von einem Manne gehört, „der den Armen rettete, wenn er schrie, und den Waisen half in der Noth; der das Aug des Blinden war und des Lahmen Fuß; der nie seinen Bissen allein gegessen, sondern ihn getheilt mit den Armen und Hungrigen; der nie den Nackten ohne Kleider, noch den Jammer der Wittbe ungetröstet ließ" — und dennoch schlug ihn die Hand des Schicksals hart, nahm ihm Kinder und Habe, bedeckte seinen Leib mit Beulen, und stellte, was von Allem das Schlimmste war, leidige Tröster um ihn her. Wenn aber Gott diesen Mann nach einiger Frist dennoch segnete, und seine Habe zwiefach vermehrte, und so, wie es scheint, die wucherliche Lehrer der Käufer und Verkäufer

im Tempel des Herrn bestätigte, so hat es doch, statt dieses Einen, Viele gegeben, die für alles Gute, was sie Andern gethan, keinen sichtbaren Lohn empfangen, sondern vielleicht noch mit Undank verfolgt worden sind. Wer aber Gott im Herzen trägt, der hat seinen Lohn, und Gott liebt ihn, und gibt ihm hienieden eine Ahnung höherer Seligkeit. Darum sagt Christus in Gottes Nahmen: Was ihr gethan habt, Einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan. Gutes thun, weil Gott es will, das ist der rechte christliche Glaube. Gutes thun, um Lohnes willen, war selbst edeln Heiden verächtlich; und mit diesem Gefühl stößt selbst der Aermste, in dem Augenblicke, wo er eine gute That gethan, trostlosen Eltern ihr verlohrenes Kind zurückgebracht, oder mit Gefahr seines Lebens einen Menschen vom Tode gerettet hat, die angebotene Belohnung von sich.

* * *

44.

Vermischte Gedanken.

Wäre die Tugend nur zum Gebrauch in weltlichen Dingen vorhanden, so hätte man große Ursache über ihre verkehrte Austheilung mit dem Himmel zu hadern. Wie viele Tugenden wären dann an die niedern Classen der Gesellschaft verschwendet, die den höhern Classen Noth thäten, und deren sie zum großen Nachtheil der Welt entbehren.

* * *

Es gibt keine Gottesfurcht, ohne ein tiefes Gefühl von der Unbegreiflichkeit der ersten Ursache aller Dinge. Dieses Gefühl wird durch Kenntniß und Wissenschaft nicht vermindert, sondern verstärkt, so daß die vollkommenste Einsicht in den Mechanismus des Weltgebäudes und die Natur seiner Bewohner, der größten, wie der

kleinſten, eben zur höchſten Ueberzeugung von der Unbegreiflichkeit des Unbegreiflichen führt, ohne den alle Wunder der Welt ein Traum, die Menſchheit ein abgeſchmacktes Räthſel, und die Tugend ein düſteres Geſpenſt wäre. Alles Streben nach Wiſſen trachtet dahin, den letzten Ring zu erfaſſen, an welchem die Welt mit ihrem ganzen Inbegriffe hängt; dieſes Streben erreicht nie ſein Ziel; aber die Vereitelung aller ſeiner Bemühungen löſcht doch die Hofnung einer möglichen Erfüllung nicht aus, die das irdiſche Leben und das Grab überfliegt. Darum iſt der Durſt nach Wiſſen, der ſo unauslöſchlich in der Tiefe unſrer Natur liegt, die herrlichſte Beglaubigung unſrer höhern Natur und ihres Zuſammenhanges mit Gott, deſſen Erkenntniß uns hienieden verſagt iſt, aber in deſſen Glauben ſchon wir Beruhigung, innern Frieden und Seligkeit finden.

Das Höchſte, was von Gott geſagt werden kann, iſt, was er in der Schrift von ſich ſelbſt ſagt: Ich bin der ich bin; — das geheimnißvolle, unbegreifliche, aber nichts deſto weniger gewiſſe Daſeyn, und der Grund alles Daſeyns,

* * *

Die ſtille Zufriedenheit, die wir bey der Erfüllung unſrer Pflichten fühlen; die Freudigkeit, die uns belohnt, wenn wir dem Guten und Rechten ein ſchweres Opfer gebracht haben; das Entzücken, womit uns ſchon der Gedanke an ein ſolches Opfer erfüllt — Alles das iſt uns ein Zeugniß für die Zuſammenſtimmung unſrer Handlungen mit der höhern Weltordnung, das heißt, mit dem göttlichen Willen. Auf eine andere Weiſe iſt die Beſchaffenheit dieſer Gefühle, die ſich ſo weſentlich von jedem andern Genuße unterſcheiden, ſchlechterdings unerklärbar.

* * *

Wie die Liebe zu den Eltern mit dem Kinde gebohren, und durch die Erziehung zum klaren Bewußtſeyn erhoben wird, ſo iſt auch der Glaube an Gott mit unſerm Daſeyn gegeben, und wird durch die Entwicklung und Bildung unſrer ſittlichen Natur belebt. Nur aus dieſen Quellen iſt er gefloſſen und wird aus dieſen genährt. Wer Gott in den Tiefen ſeiner eignen Bruſt gefunden hat, der wird ihn auch in den Erſcheinungen der Natur wieder finden. Wer ihn aber in den Erſcheinungen der Natur

ſucht, um ihn dann in ſeine Bruſt einzuimpfen, der geht einen verkehrten Weg, und iſt in Gefahr das, was er ſucht, ganz zu verlieren.

* * *

Die Maximen der Klugheit erſetzen den ſittlichen Inſtinct ohngefähr ſo, wie zwey hölzerne Beine den Mangel der wirklichen.

* * *

Weil den Großen ſelten widerſprochen wird, ſo erfüllen ſie ſich leicht mit dem Wahne, daß ſie von Natur Alles beſſer wüßten, als Andre. Daher in der großen Welt nichts gewöhnlicher iſt, als zu ſehn, daß der Einfältige den Klugen hofmeiſtert, der Unwiſſende den Unterrichteten, der Schüler den Lehrer belehrt, und daß dieſer die Lehre bewundernd hinnimmt.

* * *

Wenn ein weiſer und tugendhafter Mann Gott befragt, ſo empfängt er die Antwort durch ſein eignes Herz.

* * *

Die Betrachtung der Menſchheit iſt eben ſo erhebend, als die Betrachtung der Menſchen oft niederſchlagend iſt.

Es gibt Menschen, die leichter an Gespenster, Unholde, Lamien und Empusen glauben, als an eine edle That; Wundern Herz und Ohr leihen, nicht aber der Erzählung von einer uneigennützigen Handlung; die Cagliostro bewundern und Christum verachten.

* * *

Jede Idee, deren wir uns bemächtigen, ist eine Eroberung in dem Reiche Gottes.

* * *

Das Ansehn der Staatsmänner ist wie die Mondes-Phasen, nicht nur wechselnd, sondern auch aus verschiedenen Gesichtspunkten ganz verschieden. Die sittliche Größe ist, wie die Fixsterne, immer gleich. Aber erst nach dem Tode, durch die Canonisation der Geschichte, wird die Tugend unter die Sterne versetzt.

* * *

Es ist höchst ungereimt, sich einzubilden, daß die Bühne eine Schule der Sitten seyn, und die Kanzel entbehrlich machen könne. Die rechtschaffnen Handlungen und edeln Gefühle, die auf der Bühne entzücken, sind und bleiben

immer nur eine angenommene Rolle, ein schöner Schein der Wahrheit, nicht aber die Wahrheit selbst. Weit entfernt also, durch die Bewunderung dieses Scheines sittlich besser zu werden, lernen die Menschen vielmehr, das Wort von der Sache zu trennen, den Schein höher zu achten, als die Wahrheit, und mit dem heiligsten Ernste ein Spiel zu treiben. Man könnte eben so gut hoffen, einen Kranken gesund zu machen, wenn man ihn mit der Farbe der Gesundheit schminkt; oder einem Blinden zum Gesichte zu helfen, wenn man ihn vor ein gutes Teleskop stellst. Die erziehende Kraft des Theaters müßte sich doch zuerst und am meisten an den Schauspielern selbst bewähren. Und was lehrt da die Erfahrung? —

* * *

Aus Fenelons Briefe an den Herzog von Burgogne.

Die Liebe Gottes fordert nichts von uns, als unschuldige und geregelte Sitten. Sie verlangt nur, daß wir für Gott thun sollen, was die Vernunft uns zu thun befiehlt.

Die Vorschrift der Liebe ist so weit entfernt, die Last, welche andere Gebote uns auferlegen, mit einer neuen zu vermehren, daß sie vielmehr die Erfüllung aller übrigen leicht und angenehm macht.

Diese Liebe stört und ändert nichts in der von Gott eingerichteten Ordnung. Sie läßt die Großen in ihrer Würde, und demüthigt sie unter der Hand dessen, der sie groß gemacht hat. Sie läßt die Kleinen in ihrer Niedrigkeit, und macht sie mit ihrem Looße zufrieden. Diese Zufriedenheit mit einem untergeordneten Verhältnisse aus Liebe zu Gott hat nichts Niedriges; sie erhebt vielmehr zu einer wahrhaften Größe.

Nichts ist so hart, so trocken, so eng, als ein Herz, das in allen Dingen nur sich liebt. Nichts hingegen ist so zärtlich, so offen, so lebendig, so sanft, so liebend und liebenswürdig, als ein Herz, das die göttliche Liebe besitzt und belebt.

Man ist immer stark in Gott, wenn man sich auch noch so schwach in sich selbst fühlt.

* * *

45.

In meiner Nachbarschaft zwischen Mainau und Erthal lebte ein hochbejahrter Mann, über dessen Abkunft und Schicksale man sich mit den mannichfaltigsten Sagen trug. Die ältern Einwohner des Ortes erinnerten sich der Zeit, wo er mit seinem Diener in dem Wirthshause abgestiegen, und weil ihm die Gegend gefallen, nach der Gelegenheit einer Ansiedelung geforscht habe. Zufälligerweise stand in der Nähe ein einfaches, aber wohl erhaltenes Haus ledig, das einem Herrenhuterischen Edelmanne gehört hatte. Er fand es nach seinem Geschmack, kaufte es, und lebte ohngefähr auf die Weise des frühern Besitzers fort. In der ganzen Gegend kannte

man ihn als einen ſtillen und ordentlichen Mann, der Niemanden aus dem Wege ging, aber auch Niemanden aufſuchte, freundlich war gegen Jedermann, und im Stillen Gutes that. In früherer Zeit ſah man ihn täglich auf dem Felde oder in dem Walde, oft mit einem Buche in der Hand; aber in der Zeit, wo ich nach Mainau zog, verließ er ſein Haus nur ſelten, und wurde nur noch in ſeinem Garten geſehn. Seine gewöhnliche Geſellſchaft war der alte Diener, der mit ihm in das Land gekommen war, und alle ſeine Geſchäfte beſorgte; auch ein ſtiller Mann, und in den meiſten Dingen wie ſein Herr, und, wie ſein Herr, über ihre frühern Schickſale feſt verſchloſſen.

Ein Zufall verſchaffte mir die Bekanntſchaft dieſer beyden Männer, die nicht wie Herr und Diener, ſondern wie Brüder lebten. Die Leute im Orte wußten, daß ich vormals die Arzneikunſt getrieben hatte, und fragten mich wohl im Falle der Noth um meinen Rath. Und ſo geſchah es einſtmals, daß der Diener um Mitternacht bey mir anklopfte, und mich, nach vielen Entſchuldigungen, bat, ſeinen Herrn zu beſuchen, der plötzlich krank geworden ſey. Ich ging ſogleich mit ihm. Der Mann hatte

einen Anfall von Croup, der damals epidemisch war; und da ich die passenden Hülfsmittel bey der Hand hatte, war ich so glücklich, ihn zu retten.

Wenn schon der Arzt von Profession das Herz seiner Kranken leicht in die Hand bekömmt, so kann der Dilettant, dem eine bedenkliche Cur gelingt, noch sichrer auf ihre Gunst rechnen. Der Diener überhäufte mich, als er seinen Herrn gerettet sah, mit den Ausdrücken der aufrichtigsten Dankbarkeit, den die Thränen beglaubigten, die ihm dabey über die Wangen rollten. Es war in der That rührend zu sehn, wie er am Bette seines Herrn mir gegenüber stand, mit forschenden Blicken an meinen Minen hing, die unvollständigen Antworten des Kranken ergänzte, und wenn ich Etwas verordnete, meine Vorschriften mit einer Genauigkeit wiederholte, die seine Aufmerksamkeit auf jedes meiner Worte, und sein Verlangen nichts zu verabsäumen bewieß. Auch unterließ er nie, mich um meine Wiederkehr zu ersuchen, und mir zu versichern, daß ich durch die Rettung eines so guten Herrn gewiß ein recht christliches und Gott gefälliges Werk thäte.

So wie ich nun das Herz des Dieners gewonnen hatte, so lohnte mir auch der Herr

meine Sorge durch eine Liebe, die ich nicht anders als väterlich nennen kann. Nachdem er wieder hergestellt war, aber sein Lager noch nicht verlassen durfte, suchte er mich immer durch irgend ein anziehend Gespräch an seine Seite zu fesseln; bat mich dann, auch den Genesenen mit meinen Besuchen zu erfreuen, es ihm aber nicht übel zu deuten, wenn er sie nicht erwiedere, da er als ein alter Mann seine Wohnung nicht mehr verlasse. Wenn ich dann einige Tage ausblieb, schickte er immer seinen Diener unter irgend einem Vorwande an mich ab, um nach meinem Befinden zu forschen. Hörte dieser nun, daß ich mich wohl befände, so unterließ er nie, mir auf die bescheidenste Weise von der großen Liebe zu erzählen, die sein Herr zu mir hege, und wie er immer die Tage zähle, wo ich nicht bey ihm gewesen.

Auch mir war der Umgang dieses Mannes sehr angenehm. Sein schlichtes Aeußere konnte die Bildung nicht verstecken, die sich in seinem Anstande und seinen Bewegungen, noch mehr aber in der Wahl seines Ausdruckes und in den mannichfaltigen Kenntnissen zeigte, die ungesucht durch seine Unterhaltung spielten. Wir waren selten zusammen, ohne daß sich das Gespräch

auf Gegenstände der Religion wendete, der er so klare und gemüthvolle Ansichten abgewonnen hatte, daß ich wohl gestehn darf, aus seinen belebenden Gesprächen darüber mehr, als aus Büchern, gelernt zu haben. Seine Lehre war keineswegs die Lehre der sogenannten rechtgläubigen Kirche, aber vollkommen christlich, und eben so weit von Aberglauben als Unglauben entfernt. „Der Aberglauben, sagte er einstmals, ist nur eine Art des Unglaubens, und von jenem in Rücksicht auf den Glauben nur so verschieden, wie ein geheimer Feind von einem öffentlichen. Mit dem Unglauben weiß man woran man ist; man kann sich gegen ihn wassnen und ihn zurückschlagen; während der kriechende, heimtückische Aberglaube sich für Religion ausbringt, und wenn er ihr ihre Diener und Vertheidiger entführt hat, sich ihres Thrones bemächtigt.“ — „Ich habe Menschen gekannt, sagte er zu einer andern Zeit, die es sich zum größten Verdienste anrechneten, so vollkommen auf den Gebrauch ihres Verstandes verzichtet zu haben, daß er sich gegen keine Art des Unsinnes auflehnte, den man ihm unter dem Vorwande einer höhern Sanction anbot; und die sich einbildeten, erst dann recht zu sehn, wenn sie sich der Augen beraubt hätten.

Die Dunkelheit hielten sie nun für Licht, die Nacht für Tag, und zürnten in ihrem Wahne gegen Alle, die sich des wirklichen Lichtes und Tages erfreuten. Die Meisten von diesen glaubten, durch das Verzichtleisten auf ihre gesunden Sinne und die göttliche Gabe der Vernunft ganz vorzüglich ihre Schuldrechnung bey Gott auszutilgen, und behaupteten dadurch zur Ruhe zu kommen. Aber sie täuschten sich. Denn da jene Rechnung nie auf sichre Zahlen gebracht werden kann, so war ihr Gemüth doch immer der Spielball der regelloseſten Kleinmüthigkeit und des launenhafteſten Glaubens, durch die abwechselnd jene Schuld vergrößert und verkleinert wurde. Das Sonderbarſte bey dieſer Verkehrtheit hat mir immer der Dünkel geſchienen, den der Aberglaube, gleichſam wie einen Bodenſatz, zurückläßt, und der ſich zuletzt auf nichts als auf die Unthat gründet, der Mörder ſeiner eignen Vernunft zu ſeyn. Indeſſen hab' ich auch Andere gekannt, die nicht weniger ſtolz auf ihren Unglauben waren. Wenn Jene ihren Nächſten verachteten, weil ſie ihn in Demuth und Selbſtverachtung zu übertreffen meinten — denn ſo eitel iſt der Menſch, daß ſelbſt die Demuth ſeinen Hochmuth nährt — ſo ſahen dieſe auf Alle her-

ab, die sich nicht alles Glaubens an das Höhere begeben, und, wie die Nephelokokkygier des ergötzlichen Aristophanes, jeden Verkehr mit den Bewohnern des Olymps abgebrochen hatten. Ich will es unentschieden lassen, welche dieser beyden Menschen-Classen die unglücklichere ist, ob die von ewiger Gespensterfurcht umhergetriebenen Abergläubigen, oder die in ihrer starren Titanenartigen Verhärtung allein wandelnden Ungläubigen. Ich erinnere mich, setzte er hinzu, bey dieser Gelegenheit der Worte einer eben so geistreichen, als milden Frau aus dem Briefe an einen meiner Freunde, der sich mehr aus Mode, als aus Ueberzeugung dem Unglauben in die Arme geworfen hatte, was, nach meiner Ansicht, ohngefähr so viel heißt, als sich in die Arme jener Jungfrau stürzen, der man ehedem in den Kerkern der geheimen Criminal-Justiz das Geschäft des Henkers anvertraut hatte. Sie schrieb ihm, wie ich mich noch wohl erinnere, unter andern: „Ich fürchte nicht, daß mir Gott ein Leiden auferlegen wird, das ich nicht mit seiner Hülfe zu tragen vermöchte; und die feste Ueberzeugung, die ich hege, daß mich ohne den Willen einer heiligen und väterlichen Vorsehung Nichts treffen kann, deckt mich, wie ein de-

mantnes Schild, hinter welchem mich die mannichfaltigen Gefahren des Lebens in der tiefſten Ruhe laſſen. Bey dieſer Stimmung meines Gemüthes werden Sie es ganz natürlich finden, daß ich nichts Fürchterlicheres kenne, als mich mit aller meiner menſchlichen Schwäche allein und verlaſſen zu denken. Ihnen mag es vielleicht anders ſcheinen; aber ich für meine Perſon finde nicht bloß einen unendlichen Troſt, ſondern eine wahrhafte Erhebung darin, mit meinem ganzen menſchlichen Daſeyn auf der unendlichen Macht und Güte zu ruhn. Ich weiß wohl, daß ich Ihnen den Zuſammenhang meines Lebens mit dem Willen der ewigen Liebe nicht anders nachweiſen kann, als in meinem Herzen, und daß dieſe Art von Beweiß, die für mich unwiderleglich iſt, für Sie erſt dann einen Sinn haben kann, wenn Sie keinen andern Beweiß nöthig haben. Vielleicht iſt Ihnen dieſes Alles dunkel und räthſelhaft. Aber iſt das Chaos, aus dem die Welt durch Zufall hervorgegangen iſt; iſt der Zufall, der die Wunder dieſer Weltharmonie durch einen glücklichen Wurf gefunden hat, iſt das Nichts endlich, in das zuletzt alles Seyn zerrinnt; mit Einem Worte, iſt alles das, was der Unglaube an die Stelle von Gott ſetzen

will., weniger räthſelhaft? Oder iſt dieſes Alles nicht eben ſo wohl ein Gegenſtand des Glaubens, und eines noch blinderen — wenigſtens troſtloſeren Glaubens — als mein Vertrauen auf den innigen Zuſammenhang der moraliſchen Welt mit dem Namenloſen, der alle ſeine Geſchöpfe an ſeinem väterlichen Herzen trägt.“

* * *

Einige Jahre hindurch ſtanden wir auf dieſe Weiſe in einem höchſt angenehmen Verkehr. Ich beſuchte ihn, ſo oft es meine Zeit erlaubte, und verweilte meiſt länger bey ihm, als ich mir vorgenommen hatte. Da ich ihm bisweilen von meinem Hausweſen erzählte, und ihm das Glück vor die Augen führte, das ich in dem Kreiſe der Meinigen, unter meinen Kindern und bey meinen Blumen fühlte, ſo bewog ich ihn, was er ſeit einigen Jahren nicht mehr gethan, ſein Haus zu verlaſſen, und mich in dem meinigen zu beſuchen. Meine Frau, die darauf vorbereitet war, empfing ihn wie einen alten Bekannten, und Alles ging ſeinen gewöhnlichen Gang fort, als ob er gar nicht zugegen geweſen wäre, ſo daß er ſich ſogleich wie ein gewohntes Mit-

glied unsrer Familie fühlte. Meine Studierstube mit ihrer Aussicht auf den heitern blühenden Gottesacker gefiel ihm ungemein, so wie mein Garten mit seinem frischen Bache im Gebüsch. Mit meinen Kindern hatte er sich bald befreundet, und als Adolph, der damals im zweyten Jahre stand, an seinem Knie in die Höhe stieg, und von seinem Schooße die kleinen Hände nach ihm ausstreckte, ihm streichelte, und „Guter Mann" zu ihm sagte, da wurde ihm das Herz ganz weich, und den Knaben liebkosend sagte er: „Ihr kleiner Haushalt führt mich in ganz alte Zeiten, in die Kinderstube meines väterlichen Hauses zurück. Ich selbst habe dergleichen nie gehabt. Es liegt viel in dem Worte: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey! auch hab' ich nie die Bedeutung dieses Ausspruchs verkannt; aber es steht nicht in der Gewalt eines jeden Menschen sein Daseyn durch einen Bund der Liebe zu vervielfältigen. Die Welt in ihrer jetzigen Gestalt ist nicht mehr das Paradies; und es gibt Verhältnisse darinn, in denen man sagen muß: Es ist gut, daß ich allein bin, und kein anderes theures Herz sich an denselben Wunden verblutet!"

Solche Anspielungen auf sein früheres Le-

ben und die schmerzlichen Erfahrungen, die er darinne gemacht hatte, entfielen ihm bisweilen; aber er gab ihnen keine Folge, sondern ging immer sogleich auf etwas Anderes über. Es war dabey nichts von dem Geheimnißvollen, womit sich oft eine nichtige Eitelkeit umgibt; auch nichts von der Scheu, womit Furcht oder Schaam das frühere Schicksal verhüllt. Sein Sprechen, wie sein Schweigen, war so natürlich und unbefangen, daß es Einem nicht einfallen konnte, in seinem Wesen Etwas Geheimes zu suchen, und sein Gespräch war immer so belebt und reichhaltig, daß es mir, so lange ich bey ihm war, nie in den Sinn kam, der Neugierde Gehör zu geben, oder nach etwas Anderem als nach dem Sinne seiner Reden zu forschen.

Erst nach seinem Tode, welcher ohne sichtbare Veranlassung plötzlich erfolgte, theilte mir sein Diener, dem es ein Bedürfniß war, von seinem Herrn zu sprechen, und der jetzt kein Bedenken trug, einem Freunde das lang bewahrte Geheimniß anzuvertrauen, die Hauptumstände seines Lebens mit. „Nie, sagte er, hat mir mein guter Herr über diesen Gegenstand Stillschweigen auferlegt; aber ich kannte seine Gesinnungen zu gut, um auf ein Gebot zu

warten. Es verstand sich gewissermaaßen von selbst, wie Vieles Andere, und wie mein ganzer Dienst. Nie befahl er mir Etwas; nie verlangte er einen Dienst von mir als ein Recht. Er würde mich haben entbehren können, wie er Reichthum, Macht, Würden und Ansehn entbehren konnte; wie er denn auch wirklich, wenn ich krank war — was Gott Lob in drey und vierzig Jahren nur zweymal vorgefallen ist — Alles für mich that, und für sich noch überdieß. Dieß war mir dann immer die größte Pein, und ich raffte mich dann so schnell als möglich auf, um wieder an meinen Platz zu treten. Ich mußte ihm dienen. Wenn er mich fortgeschickt hätte, ich wäre nicht gegangen; und hätte er die Thür hinter mir zu geschlossen, ich wäre durch das Dach wieder eingestiegen. Immer ist er mir ein gütiger Herr gewesen; aber er hätte mich auch gewaltthätig behandeln können — hätte seine Natur dieß erlaubt — ich wäre ihm doch angehangen. Er war mein Wohlthäter, und, wenn es erlaubt ist, so zu sagen, mein Freund. Er hat mich von der Straße aufgenommen, da ich im Begriff war, auf alle Weise zu Grunde zu gehn; er hat meinen Vater, der in Armuth und Krankheit schmach-

kete, wieder zu einem rechtlichen Manne gemacht; meine Geschwister sind, wie ich, durch ihn dem Verderben entrissen worden, ohne daß ihn etwas Anderes dazu bewegen konnte, als sein menschenfreundlicher, wahrhaft christlicher Sinn. Und wie hart ist doch das Loos dieses rechtschaffenen Mannes gewesen! Wie viel hat er erdulten müssen eben um seiner Güte willen!" — —

Dann erzählte mir der wackre Mann in verschiedenen Zeitabschnitten ohngefähr Folgendes, was ich in Kürze zusammenfasse:

„Mein Herr, sagte er, war der Sohn eines wohlhabenden Handwerkers, und würde, wie es gewöhnlich ist, die Lebensart seines Vaters ergriffen haben, wär' er nicht in seiner Kindheit schwach und kränklich gewesen. Körperlicher Anstrengungen unfähig, zeigte er dagegen große Lust zum Lernen, und da er in der Schule schnell emporstieg, erfüllte der Vater den Wunsch des Knaben, ihn so lange in der Schule zu lassen, bis er die zu einem Rechnungsamte nöthigen Kenntnisse und Fertigkeiten erlangt hätte. Auf etwas Höheres war damals sein Ehrgeiz nicht gerichtet, und dieses Ziel war schnell erreicht. Seine schöne Handschrift verschaffte ihm in der Canzlei des Ministers eine Copistenstelle,

die er mit so vieler Pünktlichkeit und Ordnung verwaltete, daß er sich die Gunst aller seiner Vorgesetzten erwarb. Ein Zufall brachte ihn dem Minister bald näher, und dieser machte schnell die Entdeckung, daß dieser junge Mensch zu etwas Besserem, als zum Abschreiben, taugen möchte. Er stellte Versuche mit ihm an, und sah sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht. In Kurzem war der junge Copist des Ministers rechte Hand, so daß es bald keine wichtige Sache gab, die nicht durch seine Hände ging. Indessen blieb er in seinen untergeordneten Verhältnissen, und erhielt keinen andern Lohn, als den Beyfall des Ministers, der ihn auf seinem Todenbette dem Fürsten als einen sichern und bewährten Mann auf das nachdrücklichste empfahl. Auf diese Empfehlung von Seiten eines Mannes, den der Fürst wie einen Vater ehrte, nahm er ihn in sein Cabinet, und legte den wesentlichsten Theil der Regierungsgeschäfte mit dem vollen Zutrauen in seine Hände, die nur die bewährteste Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit der Gesinnungen einflößen kann."

Es gereicht unserm Vaterlande nicht zur Ehre, daß die Rechtschaffenheit meines Herrn der Stein des Anstoßes werden mußte, über den er fallen

ſollte. Der Fürſt war gutmüthig, aber bequem, und durch Schmeicheley leicht zu regieren. Sein Wille lag in den Händen ſeiner Bedienten und einiger unbedeutenden Weiber, die ſich aus der Schwachheit ihres Herrn eine Rente zu machen gewußt hatten. Kein Amt wurde vergeben, ohne ihre Einſtimmung, und dieſe Einſtimmung mußte mit Geld erkauft werden. Auf dieſe Weiſe erbten ſie durch den Tod eines jeden Dieners, und die Erbſchaft ſtand immer mit der Wichtigkeit und dem Ertrage des erledigten Amtes in Verhältniß. Kein Wunder, wenn das Beyſpiel, das die Umgebungen des Fürſten gaben, auch in andern Kreiſen der Dienerſchaft Beyfall und Nachahmung fand. Auch das Recht wurde oft verkauft, und dem Armen ſein einziges Lamm geraubt, um die Habſucht von Richtern zu befriedigen, die ſich gewöhnt hatten, nur die Sache des Reichen und des Mächtigen gerecht zu finden. Jedermann kannte dieſe Misbräuche; denn ihre Allgemeinheit hatte ſelbſt die Schaam erſtickt. Einige tadelten ſie im Stillen; da ſie aber Vielen vortheilhaft und auf eine faſt unauflösliche Weiſe mit der Perſönlichkeit und dem Anſehn der bedeutendeſten Staatsdiener bis zu den Stufen des Thrones hinauf verknüpft waren, ſo bildete ſich ein gewiſſer

Glaube an ihre Nothwendigkeit, welcher freylich mit dem Glauben an die Unmöglichkeit ihrer Zerstörung zusammenhing. Mein Herr theilte diesen nicht. Nie konnte er an diese Greuel der Bestechlichkeit und Ungerechtigkeit denken, ohne eine Schaam zu fühlen, die ihm bey jedem neuen Vorfalle immer unerträglicher wurde, so daß er sich nicht sobald seines Ansehns bewußt wurde, als er den Entschluß faßte, Alles aufzubieten, um den Tempel der Gerechtigkeit von den Käufern und Verkäufern zu reinigen, die ihn umlagert hielten. Sie haben wohl mehr als Einmal gesehn, wie er noch in seinem hohen Alter bey dem Gedanken an Unrecht, an Misbrauch der Gewalt und niedrige Habsucht entbrannte; dieß war noch ein Ueberbleibsel der Gluth seiner frühern Jahre, und der Erinnerung an das, was er an Andern und sich erlebt hatte. Seit mehr als Einem Jahre hatte ihn seine Lage in den Stand gesetzt, Kenntniß von schreyenden Ungerechtigkeiten zu bekommen, und da er keine Mühe sparte, die Beweiße dafür zu sammeln, so bildete sich allmählig bey ihm ein Archiv von Verbrechen und Greueln, das er nie ohne Entsetzen betrachten und öffnen konnte. Als er nun glaubte hinreichend gerüstet zu seyn, trat er vor dem Fürsten als Ankläger des in seinem Lande herrschenden

Geiſtes auf. Ohne Jemand zu nennen, entwarf er ihm ein Bild der Bedrückungen und Ungerechtigkeiten, die in ſeiner Nähe und unter dem Anſehn ſeines Nahmens begangen wurden, und beſchwor ihn, der Gerechtigkeit ihre Würde wiederzugeben, und dem Verdienſte die Wege zu öffnen, die jetzt Habſucht und Heucheley belagert hielten. Der Fürſt hörte ihn mit Schaam und Beſtürzung an. Die ungeſchminkten Worte der Wahrheit fanden Eingang in ſein Herz; er fühlte, wie tief er geſunken, wie ſchmählich ſein Wohlwollen getäuſcht worden war, und daß er nicht auf dieſem Wege fortwandeln könne, ohne den letzten Reſt der Achtung und Liebe ſeiner Unterthanen auf das Spiel zu ſetzen. Erſchüttert wie er war, zeigte er ſich zu Allem bereit. Er umarmte meinen Herrn, nannte ihn ſeinen einzigen Freund, und beſchwor ihn, das Geſchäft der nothwendigen Reformation ohne Verzug und ohne Anſehn der Perſon zu beginnen. Seine Unterſtützung verhieß er mit den feyerlichſten Worten und auf jeden Fall.

Mein Herr war mit der Welt nicht ſo unbekannt, um nicht auch die Gefahr zu kennen, der er ſich bloßſtellte. Aber er vertraute auf die Güte ſeiner Sache, auf die Rechtſchaffenheit

ſeiner Geſinnungen und auf das fürſtliche Wort. Die erſten Schritte, die er mit eben ſo viel Beſonnenheit als Feſtigkeit that, erregten ſogleich eine Beſtürzung am Hofe, die ſich auf allen Geſichtern mahlte. Der Anfang der Reinigung wurde mit einigen der verſchrieenſten Menſchen gemacht, denen Niemand das Wort zu reden wagte; und da man den Urſachen ihrer Entfernung alle mögliche Oeffentlichkeit gab, ſo wirkte der Schrecken einige Zeit hindurch, und es ſchien in der That, als ob die gegebenen Beyſpiele und die zugleich ausgeſprochene Warnung hinreichend ſey, die Ordnung wieder herzuſtellen. Aber es ſchien nur ſo. Die, welche bey dem neuen Syſteme zu verliehren fürchteten — und es waren Viele derer, die ſich gewöhnt hatten, den ungerechten Gewinn als ein Recht anzuſehen — ſchloſſen ſich jetzt, wie auch ſonſt ihre gegenſeitigen Geſinnungen geweſen ſeyn mochten, auf das engſte aneinander, untergruben den Boden, auf welchem ihr Gegner ſtand, und bemühten ſich vor allen Dingen, den Glauben des Fürſten an ihn wankend zu machen. Auf ſeine dunkle Abkunft wurden Verſuchsweiſe die erſten Pfeile gerichtet, und als dieſes gelang und belächelt wurde, warf man die Vermuthung hin,

daß die Gerechtigkeitsliebe des Günstlings nur ein glänzender Vorwand des Neides sey, der die Erniedrigung edelgebohrener Diener seines Herrn beabsichtige. Und da auch diese Einflüsterung ohne Ahndung blieb, so rückte man immer weiter und weiter vor, und es fehlte wenig, so hätte man die Stellung, die meinem Herrn die Gunst des Fürsten, oder eigentlich sein Verdienst gegeben hatte, zu einem Verbrechen gemacht. Der Fürst war, wie gesagt, schwach, und jeder Ausdauer unfähig. Die guten Eindrücke, die er durch meinen Herrn empfangen hatte, wurden nur allzubald verwischt; die Flamme edler Entschließungen, die in seinem eignen Herzen keine Nahrung fand, sank eben so schnell als sie aufgelodert war; und da auch die Fürstin aus misverstandenem Stolze gegen den Emporkömmling Partey nahm, so sah man nach kurzer Zeit die vorige Antichambre-Regierung mit allen ihren Misbräuchen wieder hergestellt.

Mein Herr hätte unter diesen Umständen vielleicht besser gethan, seinen Abschied zu nehmen. Aber noch vertraute er auf die Gunst des Fürsten und das von ihm erhaltene Wort; er mochte es für Feigheit halten, das Feld im Augenblicke der Gefahr zu räumen; er mochte auch hoffen,

durch seine Tugend über die niedrigen Ränke des Eigennutzes obzusiegen. In dieser Meinung wurde er um desto mehr bestärkt, da der Fürst auf seinen Antrag wiederum einen, der Bestechung überwiesenen Richter seines Amtes entsetzte. Aber dieser Beschluß war auch das Todesurtheil seines eignen Ansehns. Wenige Tage darauf, eben da er im Begriff war, sich zu dem Fürsten zu begeben, um zur gewöhnlichen Stunde bey ihm zu arbeiten, erhielt er Befehl, sein Zimmer bis auf Weiteres nicht zu verlassen; und unmittelbar nach dieser Ankündigung der höchsten Ungnade, erschien eine Commission mit dem Auftrage, seine Papiere unter Siegel zu nehmen. Diese Maasregel wurde durch den Umstand geschärft, daß man zu ihrer Ausführung einige der entschiedensten Gegner meines Herrn erlesen hatte, die ihn nicht sowohl darum haßten, weil sie von ihm zurückgesetzt worden, als weil sie ihm gegenüber über ihre Unwürdigkeit erröthen mußten. Da unter diesen Umständen die größte Vorsicht nöthig war, damit nichts untergeschoben oder verheimlicht würde, was auf die Sache meines Herrn von Einfluß seyn konnte, so dauerte dieses Geschäft etwas länger, als seine Gegner geglaubt hatten; und da sich die Nach-

richt von der über ihn verhängten Ungnade augenblicklich verbreitete, so entstand dadurch eine Bewegung, die den Hof überraschte, und ihn zu einer Veränderung seiner Operationen zwang. Man hatte ohne Zweifel die Absicht gehabt, meinen Herrn dem öffentlichen Hasse und der Verachtung Preis zu geben, indem man ihn als einen überwiesenen Verbrecher behandelte; aber es zeigte sich jetzt, wie fest die Meinung des Landes in Rücksicht auf seine Tugend stand, indem man ihn als den einzigen Schutz gegen eine Partey betrachtete, die nur ihren augenblicklichen Vortheil zum Verderben des Landes suchte. Bald erfuhr man, daß überall mit der größten Eile Vorstellungen entworfen und unterzeichnet wurden, die um Erhaltung meines Herrn in seinen bisherigen segenreichen Verhältnissen baten, und bey dieser Gelegenheit zum Theil Gegenstände zur Sprache brachten, die man der Kenntniß des Publicums umsonst zu entziehn gesucht hatte. Die Bestürzung, welche diese Bewegungen verursachten, wurde durch die Erscheinung der Vorstände der Bürgerschaft vermehrt, die mit lebhaften Farben die Unruhe schilderten, die sich aller Gemüther bemächtigt hätte, und sich für unfähig erklärten, den Ausbrüchen vorzubeugen,

mit denen ſie dieſe Spannung bedrohte. Der Fürſt zeigte die gröſßtę Verlegenheit. Unberathen wie er war, hätte er jetzt gern ſein Wort zurückgenommen, und das Geſchehene ungeſchehen gemacht; aber die Partey, die ihn umlagert hielt, erkannte die Gefahr, der ſie ſich ausſetzte, wenn ſie nach ſolchen Vorſchritten auf halbem Wege ſtehn bleiben wollte. Sie that alſo den Vorſchlag, meinen Herrn unverzüglich auf eine Feſtung abzuführen, und durch eine Spezial-Commiſſion verurtheilen zu laſſen; aber es gelang ihr nicht, zu dieſer Maasregel die Einwilligung des Fürſten zu erhalten, entweder weil ſich noch ein Reſt der Liebe zu ſeinem alten Freunde regte, oder weil es ihm zu einer ſo ſchreyenden Ungerechtigkeit an Kraft gebrach. Alles, was man von ihm erhalten konnte, war der Befehl, daß mein Herr unverzüglich in der nächſten Nacht und in gröſßter Stille das Land verlaſſen ſolle. Dieſem Befehle Folge zu leiſten, weigerte ſich mein Herr. Er wurde erneuert und mit Drohungen begleitet. Auch dieſe Drohungen ſchreckten ihn nicht. Er erklärte, daß er nur der Gewalt weichen würde; und da er unverrückt bey dieſer Erklärung beharrte, und Recht und Gerechtigkeit verlangte, wurde er nach Mitternacht durch ein

Commando Soldaten in tiefſter Stille in einem verſchloſſenen Wagen über die Grenze gebracht. Ich blieb zurück, um über ſein Haus zu wachen. Kein Diener war ihm zu ſeiner Begleitung zugeſtanden worden.

Als nun am nächſten Morgen das Ereigniß der Nacht bekannt wurde, zeigte ſich die Achtung und Liebe der Menſchen gegen meinen Herrn noch ſichtbarer, als vorher. Auf allen Straßen ſah man Gruppen zuſammenſtehn, zum Theil im lebhafteſten Geſpräch, mit erhitzten Geſichtern und flammenden Augen; nur Eine Sache beſchäftigte Alle, und es war Niemand, der nicht eben in jener gewaltſamen Maasregel ein lautes Zeugniß für die Unſchuld meines Herrn erkannt hätte. Am Hofe war man nicht ohne Unruhe. Ueberall ſchlichen Polizeydiener umher; die Wachen im Innern des Reſidenzſchloſſes wurden verdoppelt; und da ſich von Stunde zu Stunde die Bewegung auf der Straße vermehrte, erſchien ein Befehl, welcher alles Rottiren bey ſcharfer Strafe verbot, und von Soldaten unterſtützt wurde, die zu Fuß und zu Pferd die Stadt durchzogen. Dem Ausbruche des Unwillens wurde hierdurch vorgebeugt; aber der Unwille ſelbſt verſtärkte ſich; und da die Regierung,

ſtatt ſich zu beſſern, immer nur Gewalt und Gewalt brauchte, ſo ſchlug in dem Lande ein Geiſt des Ungehorſams Wurzel, der jeden ihrer Schritte erſchwerte, und in der Folge mehr als Einmal, bey geringfügigen Anläſſen, in offene Widerſetzlichkeit und Empörung ausgeſchlagen iſt.

Als mein Herr an dem nächſten Orte jenſeit der Grenze von ſeinen Begleitern verlaſſen werden war, die ihm doch vorher das Verſprechen abnahmen, nicht ohne Erlaubniß der Regierung in das Land zurückzukehren, verweilte er einige Tage hier, um mit ſich zu Rathe zu gehn. Während dieſer Zeit kamen Viele der Grenzbewohner zu ihm, bezeigten ihm ihre Theilnahme, oder erboten ſich zu weſentlichen Dienſten, wenn er ſich ihrer Hülfe bedienen wollte; ja, Einige drangen in ihn unverzüglich zurückzukehren. Dieſe Rückkehr, ſagten ſie, werde der Triumph der guten Sache ſeyn; alle Gutgeſinnten würden ſich augenblicklich an ihn anſchließen, und der allgemeine Wunſch würde ſich ſo laut ausſprechen, daß die Regierung keinen Augenblick anſtehen dürfte, ihm ſeine Stelle und die vollſtändigſte Genugthuung gegen ſeine Feinde zu geben. Dieſe Aeuſſerungen beſtimmten den Entſchluß meines

Herrn. Nichts widerſtrebte ſeinem Gefühle ſo ſehr, als der Gewalt Gewalt entgegenzuſetzen. Die Rechtfertigung ſeiner Handlungen und die Wiederherſtellung ſeiner Ehre ſollte ein freyes Werk der Gerechtigkeit ſeyn; Befriedigung der Eitelkeit oder der Rache lag fern von ihm. Er vertauſchte daher ſeinen bisherigen Aufenthalt mit einem entfernteren, und bat von da aus den Fürſten, ihn mit den Urſachen ſeiner Ungnade bekannt zu machen, und wenn ein Verdacht auf ſeine Amtsführung geworfen würde, dieſe der ſtrengſten Unterſuchung unparteyiſcher Richter zu unterwerfen. Die lakoniſche Antwort, die er erhielt, war von ſeinem Nachfolger im Amte abgefaßt. Der Fürſt, hieß es darinn, ſey über ſeine Entſchließungen Niemanden verantwortlich, und könne ſeine Diener nach Gutdünken annehmen oder verabſchieden, indem er die Gründe für das Eine wie für das Andre aus ſeiner eignen Einſicht nehme. Aus beſonderer Gnade aber, und um alle Klagen mit Einemmale niederzuſchlagen, liege dieſem fürſtlichen Reſcripte eine Entlaſſung bey, deren er ſich überall zu ſeiner Rechtfertigung bedienen könne.

Ich hatte dieſe Zeit benutzt, das zurückgelaſſene Eigenthum meines Herrn zu Geld zu

machen, und, mit Hülfe einiger seiner Freunde, die außenstehenden Schulden einzuziehn. Was er besaß, bestand in dem Erbe seines Vaters, das er nicht um einen Kreuzer vermehrt hatte; so daß, wenn seine Amtsführung einer Rechtfertigung bedurft hätte, seine Armuth hierzu allein genügte. Als ich nach Verlauf einiger Monate zu ihm zurückkehrte, fand ich ihn sehr verändert. Der Gram hatte an seiner Gesundheit genagt; seine kräftige Gestalt war eingesunken; sein Haar ergraut; sein ganzes Wesen still und in sich gekehrt. Einige Monate zogen wir so traurig genug umher; da fand sich das Gütchen zwischen Mainau und Erthal, und der Erwerb dieser angenehmen und stillen Besitzung war die erste Freude, die er seit seinem Unglück genoß. Die harmlose Beschäftigung, die er hier fand, brachte ihn wieder in das Gleichgewicht; die Zeit that auch das Ihrige; vor Allem aber war es die Kraft seines Geistes, was seine Wunden heilte, und ihm die besonnene Ruhe und die ungetrübte Heiterkeit gab, die Sie an ihm gesehen haben. Wenn auch bey der Rückkehr der verhängnißvollen Tage, die ihn so schmerzlich verwundet hatten, die alten Erinnerungen lebhafter erwachten, so hatten sie doch ihren Stachel

verlohren; und ich habe ihn dann wohl nachdenkend, nie aber verstimmt gesehn. Unterdessen änderte sich Vieles in unserm Lande; die Unordnung hatte überhand genommen; und da der alte Fürst starb, und sein Nachfolger von ererbten Schulden aller Art gedrückt, die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Veränderung fühlte, lud er meinen Herrn unter den ehrenvollsten Bedingungen zur Rückkehr ein, um ihm bey der beabsichtigten Reform mit seinen Einsichten beyzustehn. So verführerisch dieser Antrag war, der auch in der That alle Gefühle meines guten Herrn erregte, so gab er ihm doch kein Gehör; aber während er ihn mit Bescheidenheit ablehnte, that er zugleich der Pflicht gegen sein Vaterland Genüge, indem er dem neuen Fürsten den ganzen Schatz seiner Erfahrungen aufschloß, und ihn auf alle Irrwege der vorigen Regierung aufmerksam machte. Hierdurch entspann sich ein vertrauter Briefwechsel, der eine Reihe von Jahren hindurch dauerte, Niemanden bekannt war, meinen Herrn aber die einzige Genugthuung verschaffte, die er etwa wünschen mochte. Die meisten seiner Vorschläge wurden angenommen und bewährten sich. Der Dank blieb nicht aus. Reichliche Belohnungen wurden angebo-

ten, aber nicht angenommen; auch die Einladungen zur Rückkehr wurden mehr als Einmal und immer dringender wiederholt. Er widerstand ihnen mit bewundernswürdiger Kraft. Nie hatte sich sein Herz von dem Vaterlande losgesagt; und das, was ihn von der Rückkehr abhielt, war nicht Groll oder Unmuth, sondern Ueberzeugung, daß ein bejahrter und besonnener Mann keinen Schritt thun müßte, bey dem er ungewiß sey, ob er nicht mehr durch Eitelkeit, als durch andere würdige Ursachen, dazu bestimmt werde. In diesem Sinne sagte er auch bisweilen: Nachdem ich den ersten Schmerz über mein Unglück besiegt hatte, hab' ich es für eine Wohlthat Gottes erkannt. Ich ging auf einer gefährlichen Bahn, die leicht zu hartherziger Selbstsucht führt. Vor diesem größern Uebel hat Gott mich bewahrt. Und so kann ich wohl mit einem alten Feldherrn sagen, der mit seinen Kindern aus dem Vaterlande vertrieben war: Meine Kinder, wir wären zu Grunde gegangen, wären wir nicht unglücklich geworden.

Ende der ersten Sammlung.

Aehrenlese

aus

dem Tagebuche

des

Pfarrers von Mainau.

Herausgegeben

von

Friedrich Jakobs.

Zweyte Sammlung.

Leipzig,
in der Dyk'schen Buchhandlung.
1825.

46.

Mein erster Informator, der mich zur Schule vorbereitete, war ein ziemlich bejahrter Magister, der unser kleines Städtchen, wo er gebohren war, nie verlassen hatte, als um seinen vierjährigen philosophischen und theologischen Cursus in Leipzig zu machen, wo er auch sein Examen rühmlich bestanden und die Magisterwürde erworben hatte. Leipzig war ihm die Welt, und, nach Beschaffenheit der Umstände, sein Himmelreich; und wenn er sich und seine Schüler recht froh machen wollte, was meist jeden Tag Einmal geschah, erzählte er sich und ihnen von den großen Häusern und den großen Männern dieser außerordentlichen Stadt; von dem Paulinum, von Auerbachshof, von dem Rathhause; ja bisweilen führte er sie in den Rosengarten spatzieren, oder nach Lindenau, und zur Meßzeit vor das Petersthor. Von andern Genüssen, die dieser

berühmte Sitz des zwiefachen Hermes bietet, hatte der gute Magister wenig erfahren, und konnte uns also auch nichts davon mittheilen, wie er sonst gern gethan hätte. Eben so arm als genügsam hatte er dort Tage genug erlebt, wo von seinen fünf Sinnen nur das Auge mit Anschaun der Wunder seines Pleiß-Athens, und das Ohr mit der Weisheit seiner Lehrer gesättigt wurde; und wenn ein leerer Magen eben so gern und gründlich studirt, als, dem Sprüchworte nach, ein voller ungern, so war diese Bedingung bey ihm öftrer erfüllt als ihm lieb war. Aber wie ein guter Katholik mit desto größerer Zuversicht auf die Weihnachtsfreuden des himmlischen Paradieses rechnet, je mehr er sich während der Adventszeit entzogen hat, und nach dem vierzigtägigen Fasten die Butterwoche selbst zum Paradiese wird, so wurde auch mein Magister durch die Erinnerung an sein vierjähriges Fasten an den fruchtbaren Ufern der Pleiße und Elster nicht betrübt, sondern vielmehr ausnehmend erheitert, weil er ja, wie er zu sagen pflegte, ohne jene Prüfungszeit seine jetzigen guten Tage gar nicht mit so großer Zufriedenheit genießen könnte. Er erzählte dann von dicken Leuten, die er in Leipzig gesehen habe, die, nach zwey

oder drey reichlichen Mahlzeiten, sich den übrigen Theil des Tages mit der Furcht vor Schlagflüssen, Podagra, Brustwassersucht und dergleichen ängstigten, und dann mit ihr und gegen sie, keuchend und schwitzend, um die Stadt promenirten, wovon sie aber weiter auch nichts gehabt als neuen Appetit und neue Angst. Dagegen setze bey ihm, sagte er weiter, die Eine mäßige Mahlzeit, die Gott ihm bescheere, nie mehr Stoff an die harte Schaale seines Seelenträgers ab, als eben nöthig wäre, um ihre Fugen zusammenzuhalten; wobey er denn seine lange hagere Gestalt gewöhnlich etwas in die Höhe streckte, oder auch einige große Schritte durch die Stube machte. Was er aber seine guten Tage nannte, das konnte in der That nur ihm so scheinen; ein andrer hätte sie kaum erträglich und fast über Gebühr nüchtern gefunden. Der Mann hatte sich aus innerm Berufe und auf den Rath seines Rectors, dessen Stolz er war (das Gymnasium des Städtchens ist seitdem aufgehoben worden), der Theologie gewidmet, und wenn er nach seiner Rückkehr nicht bald eine gute und einträgliche Stelle erhalten hatte, so lag das weder am Mangel an Kenntnissen, noch an irgend einem canonischen Hindernisse,

ſondern an dem, was die Welt für Grillen, der Magiſter aber für Gottes Gebot hielt. Er hatte nemlich mit einigen andern ſonderbaren Paradoxien auch die Meinung angenommen, daß man ſich nicht um geiſtliche Aemter bewerben, ſondern den Ruf dazu mit beſcheidener Stille erwarten müſſe; während zu ſeinem Unglücke in damaliger Zeit die Epheren der Kirche und die Kirchenpatrone ganz entgegengeſetzten Sinnes waren, daß man ſich nemlich viel und oft bewerben, und ſeine Würdigkeit zum Dienſte der Kirche nicht bloß durch ſchöne Kenntniſſe und tüchtige Predigergaben, ſondern noch weit mehr durch anhaltendes und demüthiges Bitten, und nach Gelegenheit auch durch klingende und vollwichtige Gründe darthun müſſe. Da nun der Magiſter überzeugt war, daß es beſſer ſey, an der Thür des geiſtlichen Schafſtalls zu hungern, als auf der Leiter der Simonie durch das Fenſter einzuſteigen, wie konnte es da anders kommen, als daß die hohen Vorgeſetzten den beſcheidnen Mann, den ſie anmaaßend und hochmüthig ſchalten, erſt für einen Sonderling und Narren, dann für einen Quäker und Pietiſten erklärten, und allmählig ganz und gar vergaßen. Er grämte ſich nicht darum, ſondern dachte: Es muß wohl

Gottes Wille so seyn; wenn er mich braucht, wird er mich schon zu finden wissen.

In dieser Erwartung ließ der geduldige Gott-ergebene Mann sein Pfund im Stillen wuchern, und vertrieb sich die Zeit mit informiren. Denn alle nach Wissenschaft und Gelehrsamkeit dürstenden Knaben der kleinen Stadt, meist fünf oder sechs, die einst, wie ich, einen Platz in dem Gymnasio illustri der Residenz einnehmen wollten, saßen zu seinen Füßen, und vernahmen täglich fünf oder sechs Stunden lang seinen Unterricht in dem Athenaeo seines sonnigen Dachstübchens. Der Ehrensold, den er dafür bezog, war gering — als Taglöhner hätte er besser gestanden — aber er schlug den Segen des Geschäftes, der ja nach Geld gar nicht zu schätzen war, dazu, und war zufrieden. In der That hatte die Lust, die er am Unterrichten fand, eine ganz eigenthümliche Kraft, auch seinen Schülern zum Unterrichte Lust zu machen; und die Freude, welche diese am Lernen bezeigten, erhöhte immer wieder seine eigne am Lehren; so daß, wenn er seine volle Arbeit mit uns hatte, er außer der Arbeit keine Erholung brauchte; es wäre denn ein Spatziergang mit uns gewesen, auf dem er aber auch wieder lehrte und übte. Weit entfernt

alſe, wie andre Orbile, über den läſtigen Schulſtaub zu klagen, ſehnte er ſich darnach; und, während andre das jammervolle Loos verwünſchen, immer zehn Dummköpfe für einen mittelmäßigen Kopf, und hundert mittelmäßige für Einen vortreflichen zurecht rücken zu müſſen — behauptete er, daß er es eben für ſein größtes Verdienſt hielte, in ſo manchen düſtern und verworrenen Kopf Licht und Ordnung zu bringen. Bey dieſen habe er für Behandlung und Methode immer das meiſte gelernt, und es ſey etwas ſo wunderbar Herrliches in der menſchlichen Natur, daß er noch keinen Knaben gefunden habe, der nicht zu irgend etwas ein beſonderes Geſchick gehabt habe, ſo wie es auf der Erde nicht leicht ein Plätzchen gäbe, dem man nicht dieſe oder jene Art von Frucht und Pflanzen abgewinnen könne. Dafür war denn auch unter ſeinen Schülern keiner, der ihm nicht vom Herzen ergeben geweſen wäre, wie er ſie denn auch ſeiner Seits alle wie ſeine eignen Kinder liebte. Man darf aber nicht glauben, daß er ihnen je etwas von ſeiner Liebe geſagt, oder ihnen auf irgend eine Weiſe geſchmeichelt und ſie verzogen hätte; vielmehr war er bey dem Geſchäfte immer ernſt, hielt ſtreng auf Ordnung,

sah keiner Nachlässigkeit nach, und war mit dem Lobe sparsamer als mit dem Tadel. Vom Schlagen machte er keinen Gebrauch, obgleich dieses Belehrungs- und Bildungs-Mittel damals noch, selbst auf berühmten Schulen, in vollem Gange war. Er sagte: es thue ihm weh auch nur Thiere schlagen zu sehn, die doch zu ihrem Geschäfte einer dicken Haut bedürften, und für vernünftige Gründe nicht empfänglich wären. Gehorsam, durch Schläge eingeblaut, sey etwas Thierisches, und entziehe dem Menschen das Schönste, was er habe, das Bewußtseyn einer freyen Unterwerfung unter das Gesetz. Daher hätten auch die Alten nur ihre Sclaven geschlagen.

Wie gut es der Mann mit seinen Schülern meinte, fühlte jeder, der das Gymnasium seiner Dachstube frequentirte; klar aber wurde es mir doch erst später, da ich mehrere und andre Lehrer bekam. Mehr als einem von diesen, und leider den gelehrten am häufigsten, fehlte eben das, worinne die Vortreflichkeit meines Magisters lag, die Liebe zu ihrem Geschäfte, und darum auch die Lust daran. Diese nährten dann die Schüler mit ihrer Gelehrsamkeit, wie der reiche Mann den Armen mit den Brosamen, die von seinem Tische fallen; oder wie die Vögel

des Feldes mit verschluckten Körnern die Erde befruchten. Für Viele war auch die Wissenschaft, die sie trieben und andre zu treiben anwiesen, nur der Baal, den sie zu verehren vorgaben, um sich mit den dargebrachten Opfern zu mästen; oder sich mit dem Dunste des Ruhms, der davon aufstieg, zu betäuben; übrigens unbekümmert, ob die Gläubigen selbst etwas Brauchbares für ihre Gaben empfingen, und überhaupt jeder Liebe abgestorben, außer der für Vortheil und Ruhm. Der Magister aber lebte nur in der Liebe, und Ruhm und Vortheil war ihm nichts. Doch wie ein weiser Mann des Alterthums sagt, die Tugend strebe nicht nach Ruhm, aber dieser folge ihr wie der Schatten nach; so fehlte es auch dem Magister nicht daran. Denn außerdem, daß er der gelehrteste Mann in dem Städtchen war, den Superintendenten selbst nicht ausgenommen, der keinen Anspruch dieser Art machte, sondern auf dem Pfühle seiner geistlichen Würde ausruhte, hatte er in Nebenstunden, um den Acker der Theologie nicht brach liegen zu lassen, Predigten abgefaßt, deren er keine hielt, und weil diese Waare damals gesucht wurde, hatte sie ihm ein durchreisender Buchführer, den gedruckten Bogen für einen Thaler, abgekauft.

Seinen Nahmen hatte er nicht auf den Titel gesetzt — auch hatt' es der Verleger nicht verlangt — aber die Sache war doch ohne sein Zuthun unter die Leute gekommen; und da Schriftstellerey damals noch, wie das Reisen, eine seltne Sache war, so betrachteten die wenigen Litteratoren der Stadt den Magister, den einzigen Mann, der hier seit Menschengedenken etwas hatte drucken lassen, mit einer Art von Bewundrung, von der er aber selbst in seiner Einsamkeit wenig erfuhr und noch weniger Nutzen zog. Allgemeiner wurde diese Bewundrung, als ein Fremder aus der Residenz — ein herumziehender Bücherkrödler, der seine Waare von dem Verleger des Magisters bezog — im Wirthshause, nicht ohne eigennützige Absichten, erzählte, daß „die Predigten auf besondre Gelegenheiten" deren Verfasser, wie er gehört, hier privatisire, in der Hauptstadt und am Hofe mit Beyfall gelesen würden. Einige Rathsherrn und andere Bürger von Einfluß, die gerade im Wirthshause bey einem Glase braunen Bier saßen, nahmen diesen Bericht zu Herzen, und fingen an sich unter einander zu berathschlagen, ob man nicht zur Ehre der Stadt einem so gelehrten Manne, dessen Werke sogar in der Residenz und am Hofe gelesen würden, eine

Stelle bey der Kirche, etwa das Vicariat der Collaboratur, ertheilen solle; und es ist wahrscheinlich, daß wenn ein solcher Antrag an ihn gelangt wäre, er ihn, trotz seiner funfzig Jahre, als einen göttlichen Ruf angenommen hätte. Aber die Sache zog sich in die Länge, und so kam sonderbarer Weise etwas dazwischen, was den ganzen Plan scheitern machte.

Die Sache war diese. Der Magister hatte sich beyläufig auch in der Verskunst geübt. Man hätte dieß seine schwache Seite nennen können, wenn er irgend einem Menschen mit seiner Poesie lästig gewesen wäre; aber er trieb sie ganz im Stillen zu eigner Ergötzung, und niemand wußte etwas davon, einige seiner Schüler ausgenommen, unter denen ich auch war. Es stand nemlich unter seinen Büchern ein Quartband in Goldpapier geheftet, der unsre Neugierde erregte, so daß wir vor Begierde brannten, ihn in die Hände zu nehmen. Einer der kühnsten fragte auch den Magister, was nur in dem schönen Buche stände; dieser aber antwortete ganz trocken, es sey ein Schreibbuch. Da uns diese Antwort nicht befriedigte, so benutzten wir einmal eine kurze Abwesenheit des Lehrers, zogen den Phönix von Buch heraus, und sahen zu unserm Erstaunen

eine Menge Gedichte, meist geistliche Lieder, von des Magisters zierlicher Handschrift auf das feinste Papier geschrieben. Die meisten waren in deutscher, einige in griechischer und lateinischer Sprache abgefaßt; ja sein liebstes Lied „Befiehl Gott deine Wege" gar in hebräischer. Dieses letzte führte gleichsam den Reigen, und war ungemein schön mit buntgemalten und vergoldeten Anfangsbuchstaben ausgeschmückt; so daß wir alle meinten, etwas schöneres von Schreibkunst könne wohl auf Erden nicht zu finden seyn. Er selbst hatte, wie die Sache zeigte, große Freude an dem Werke gehabt; und so mochte er auf den Gedanken gekommen seyn, den Cantor um die öffentliche Aufführung des hebräischen Meisterwerkes, das auch im Sylbenmaße des Originals abgefaßt war, anzugehn. Der Cantor fand kein Bedenken dabey, und übte den chorus musicus, der zu diesem Behufe Abschriften mit lateinischen Buchstaben bekam, darauf ein. Durch die Lese- und Sing-Proben aber wurde bekannt, daß sich an dem und dem Tage vor dem Hause des Magisters etwas merkwürdiges zutragen würde; so daß die ganze Stadt schon acht Tage vorher darauf gespannt war. Sobald also zur festgesetzten Zeit der Cantor mit seinem Chore in die Straße ein-

schritt, fuhren alle Köpfe aus den Fenstern — der Magister saß bescheiden an dem seinigen hinter dem vorgezognen Vorhange in seliger Erwartung — und ehe noch die ersten Strophen zu Ende gebracht waren, hatte sich schon die halbe Stadt um den Chor versammelt. Im Anfange staunten die Zuhörer, zu der bekannten Melodie so unbekannte und kauderwelsche Worte zu hören; dann lachten Viele; Viele aber nahmen ein Aergerniß daran und hielten es für Gespött mit Gottes Wort. Freude hatte eigentlich Niemand dabey, selbst der gute Magister nicht, weil die unwissenden Choristen ihm die Worte durch falsche Aussprache und schlechte Betonung so entstellten, daß er einigemal im Begriff war, das Fenster aufzureißen, und ihre greulichen Barbarismen von oben herab zu verbessern. Diese Sache kam nun auch gleich in derselben Stunde auf dem Rathhause zur Anzeige, wo einige Rathsherrn der Meinung waren, daß der Magister wegen des gegebnen öffentlichen Aergernisses vorzurufen und mit einem nachdrücklichen Verweise zu bestrafen seyn möchte; was aber doch von einigen andern durch die Bemerkung abgewehrt wurde, daß ein solches Verfahren wahrscheinlich höchsten Ortes, wo die Schriften des Inculpaten, sichern Ver-

nehmen nach, mit großem Beyfalle gelesen würden, ungnädig vermerkt werden dürfte; so wie es auch wohl der Klugheit angemessen sey, vor jedem weitern Einschreiten unter der Hand zu erforschen, was der sonderbare Mann mit dem allerdings seltsamen, und wahrscheinlich heydnischen Schnickschnack habe sagen wollen. Dieser Rath wurde nach langem und heftigem Streite angenommen, und da man hierauf erfuhr, daß das Abgesungene Hebräisch gewesen, waren alle der Meinung, daß es allerdings ein höchst bedenkliches Unterfangen sey, christliche Melodien jüdischen Worten zu accommodiren; daher denn auch nicht mehr die Rede davon seyn könne, einem Manne von so auffallenden Grundsätzen die Seelsorge einer christlichen Gemeinde anzuvertrauen. Auf diese Weise zerschlug sich der Plan mit dem Vicariate, und es kam von jener Zeit an die Sage in Umlauf, der Magister sey ein heimlicher Jude, und dieß sey eben die Ursache, daß er nie um ein geistliches Amt nachgesucht habe.

Nach diesem mislungenen Versuche, seinen poetischen Werken Oeffentlichkeit zu geben, scheint er der Verskunst entsagt zu haben; wenigstens war der Quartband in Goldpapier seitdem verschwunden, und wurde nach seinem Tode in einer

verschlossenen Lade unter mancherley unbrauchbaren Dingen gefunden. Dagegen schrieb er mit größerm Eifer als vorher Gelegenheitspredigten, die er an den ersten Verleger, aber, ohnerachtet des erlangten Ruhmes, dennoch für den nemlichen schmalen Ehrensold verhandelte. Was ihn dabey in's Feuer setzte, war die Bedürftigkeit seines Hauswirths, eines hochbetagten Schuhmachers, der ihn als vater- und mutterlosen Waisen aus bloßem Mitleiden zu sich genommen und nothdürftig ernährt hatte, und dem er nun die erwiesene Wohlthat nach seinen Kräften, aber mit einem gerüttelten und gehäuften Maaße, wiedererstattete.

In der That kannte die Dankbarkeit des guten Mannes in ihren Erweisen keine andern Grenzen, als die der Unmöglichkeit. Wenn er auf die Geschichte seiner Kindheit und seiner Einverleibung in die Familie des Schuhmachers zu reden kam, woraus mancher andre ein weinerliches Drama gemacht hätte, sprach er nur von dem empfangenen Guten, und überging oder milderte das damit verbundene Ungemach. So pflegte er zu erzählen, daß er seine ersten gelehrten Studien meist Abends bey dem Scheine der gemeinsamen Lampe in dem Museo seines Pflegevaters

gemacht habe. Dieſes wären immer ſeine beſten und glücklichſten Stunden geweſen, weil er da durch kein anderes Getöſe als das Schnarchen des Meiſters und das leicht zu ertragende Schnurren von vier Spinnrädern geſtört worden ſey, während am Tage, außer dem nothwendigen Klopfen und Pechen der Schuſterarbeit, die Berathungen der Familie in gemeinſamen Rathsſitzungen über alle und jede häusliche, Nachbar- und Stadt-Angelegenheit, das Pfeifen des Meiſters, der neben der Arbeit Dompfaffen und Canarienvögel unterrichtete, und das wetteifernde Geſchrey dieſer ſeiner Zöglinge und Schüler abzuhalten war; wobey die zufälligen Ereigniſſe und die oft ſehr lebhaften häuslichen Scenen, bey denen er den ſtillen Zuſchauer abgab, nicht einmal in Anſchlag kamen. Er pflegte dann zu bemerken, daß ihm dieſe Gewöhnung an Geräuſch, wie dem Fürſten der Beredſamkeit, dem großen Demoſthenes, von dem größten Nutzen geweſen; wie er ſich denn überhaupt auf nichts in ſeinem Leben beſinnen könne, was ihm nicht zu Nutzen und Frommen gedient habe. Denn wie hätte er wohl in Leipzig ſo viel in alten Sprachen, in Philoſophie, Theologie und andern Wiſſenſchaften thun können, da er mit zwey armen Studenten

auf einem Stübchen zusammengewohnt habe, die, weil sie in den Kirchen für einen kleinen Lohn mit aufspielten, bisweilen gemeinschaftlich, meist aber nach einander, der eine auf der Clarinette, der andere auf dem Fagot, Uebungen anstellten; ja, wenn ihnen einmal ein besonderer Glücksstern leuchtete, auch einige Schüler auf derselben Stube in ihrer Kunst unterrichteten? Daß er von dem Meßgeräusche unten auf der Straße gar nicht gestört worden, verstehe sich wohl von selbst; ja, er glaube behaupten zu können, daß, wenn Leipzig zu seiner Zeit, wie einst Syrakus, mit Sturm eingenommen worden wäre, er, in Folge der erhaltenen Erziehung, so wenig als Archimedes etwas von dem geräuschvollen Ereignisse würde vernommen haben. Auch das pflegte er dem Guten jener Zeit zuzuschlagen, daß er in dieser Vorschule des Lebens von allem Kleiderprunk und eitler Hoffarth entwöhnt worden sey, indem er fast keine andern Kleider getragen, als die abgelegten des Schusters, die dessen Frau mit fast allzugeringer Kunst nach seinem kleinern Maaße zugeschnitten und zusammengestochen habe. Dabey sey für das Gute, was er hier empfangen, doch nur wenig von ihm gefordert worden. Das Ausfertigen der vorkommenden Rechnungen und

Laus Deo sey keine Arbeit, sondern eine Uebung gewesen; das Herbeyschaffen des nöthigen Wassers für die Haushaltung sey doch nur im Nothfall von ihm gefordert worden, und, um Brod und andere Lebensmittel zu holen, habe ihm die Meisterin doch nur zweymal den Tragkorb zugemuthet; was aber der Meister, aus Achtung gegen seine Herkunft — er war der Sohn eines Raths-Canzellisten — für die Zukunft streng verbot. Ueberhaupt sey er von der ganzen Familie mit Schonung behandelt worden, und nicht viel schlechter als ein eignes Kind. Schläge habe er auch nur zweymal bekommen, was bey dem hitzigen Temperamente des Meisters allerdings etwas sagen wolle.

Als er von Leipzig zurückkam, wurde das alte Freundschaftsband wieder angeknüpft, und der Magister mußte in dem Hause seines Erziehers und Wohlthäters, der sich viel auf den gelehrten, von ihm, wie er meinte, gebildeten Pflegsohn wußte, einen Erker beziehn. Hier war er noch glücklicher als in Leipzig, vorzüglich weil er eine Art von Aussicht hatte. Denn auf der einen Seite streckten aus dem Hausgärtchen eines Nachbars drey oder vier Obstbäume ihre Wipfel über die Planken, an denen sich der Magister zur Blüthenzeit,

oder wenn sie von der Morgensonne vergoldet wurden, nicht satt sehen konnte; auf der andern verstatteten die gegenüberliegenden niedrigen Häuser und eine schmale Oefnung dazwischen sogar einen Blick in das freye Feld. Da wechselte er nun an den beyden entgegengesetzten Fenstern mit seinem Sitze, je nachdem ihm die Jahres- und Tages-Zeit das eine oder das andere angenehmer machte, und er pflegte sich dann mit dem Könige der Perser, und sein Hin- und Herrücken mit dem Umziehn desselben aus einer Hauptstadt in die andre — zu vergleichen. Vor dem Fenster nach Morgen hatte er einen Garten angelegt, der aus sechs Scherben mit Reseda, Lack und Leucojen bestand, und mit großer Liebe von ihm gepflegt wurde. Viel wurde indeß nie daraus, weil er sich nicht entschließen konnte, die Raupen zu tödten, „die ja auch leben wollten.“ Ueberhaupt aber hatte er vor allem Lebendigen eine fromme und heilige Scheu; weshalb er auch seine Schelaren abhielt, Schmetterlinge und andre Insecten aufzustechen. Er sagte dann: Man entsetze sich mit Recht bey den Erzählungen der Reisenden über die Grausamkeit, mit der in den Pflanzungen die Schwarzen gemishandelt würden; wenn sie zum Beyspiel einen mit Haken an einem

Baume aufhenkten, um eines langsamen Todes zu sterben; oder wenn man einen andern den Vögeln des Waldes und den Insecten Preiß gäbe; und was dergleichen Abscheulichkeiten mehr wären; ob es denn aber nicht eben so unmensch= lich sey, einen bunten Schmetterling bloß seiner schönen Farben wegen lebendig anzuspießen und ihm die Flügel mit Gewalt auszuspreizen? Er verblende sich zwar keineswegs über den Unter= schied zwischen einem Menschen und einem Thiere; aber in dem kleinsten Thiere sey ja doch auch ein Seelchen, oder wenigstens ein heller Lebensfun= ken; und man sähe aus seinem unermüdlichen Umherflattern und Wippen von Blume auf Blume, daß es sich an dem kurzen Frühlinge recht innig freue. Einen Knaben, der eines Ta= ges zwey Maikäfer als Husaren gekleidet mit in die Schule brachte, und zu unserm unendlichen Ergötzen gegen einander manövriren ließ, verbannte er auf mehrere Tage aus seiner Gegenwart, und als er ihn endlich wieder aufnahm, hielt er ihm sein Unrecht mit so nachdrücklichen Worten vor, daß der Knabe und wir alle weinend versprachen, nie wieder ein Thier zu martern. Meist gelang es ihm, die Liebe zu dem Lebendigen auch in seinen Scholaren zu erwecken, und zwar durch zwey

Mittel; erstlich durch seine eigene Liebe; dann dadurch, daß er uns in dem Haushalte der Thiere umherführte. Lange vor Huber, Vater und Sohn, kannte er die wunderbare, höchst verständige Wirthschaft der Bienen und Ameisen, so weit man sie kennen kann, ohne sie groß zu plagen, oder sie in ihrem friedlichen Geschäfte zu stören; und er pflegte zu sagen, daß, wenn ihn die schlechten und seichten Beweiße einiger Philosophen und Theologen von dem Daseyn Gottes leicht hätten zum Atheisten machen können, ihn immer zuerst ein Blick auf das erste beste Thier und seine Kunsttriebe auf den rechten Weg zurückgebracht habe; dann ein zweyter in sich selbst und das menschliche Gemüth überhaupt, wo bey aller Gebrechlichkeit man doch immer den Geist Gottes fühle, der über den Wassern wehe, und das Nahen der Schöpfung und des Schöpfers verkündige.

Der Hauswirth und Erzieher des Magisters wurde allmählig alt. Frau und Kinder starben vor ihm hin; nur eine Enkelin hatte die Andern überlebt. Das Alter hatte die Kräfte des Mannes geschwächt und seine Augen verdunkelt, so daß er nur wenig arbeiten konnte, und fast nichts mehr verdiente. Die Enkelin sorgte nun zwar für den alten Grosvater und seine Wirthschaft; aber was

konnte sie bey dem geringen Verdienste groß thun. Wenig half es auch dem alten blinden Manne, daß sein Groskind wieder einen Schuhmacher heirathete, der sich in das Haus und die Kundschaft setzte; denn der Mann war hart und geizig, und sah den alten Grosvater als eine überflüssige Last der Erde an, die er lieber heute als morgen in die Erde abgesetzt hätte. Der Magister sah bald wie die Sache stand; (denn der alte Meister selbst klagte nicht;) und griff ein. Viel hatte er freylich selbst nicht; aber was brauchte er groß? und konnte er nicht mit „den Predigten bey besondern Gelegenheiten" einen Thaler verdienen? Daran hielt er sich; und so war er im Stande, der Enkelin, bey der die Furcht vor dem Manne die Liebe zum Grosvater nur niederhielt, aber nicht erstickt hatte, von Zeit zu Zeit ein Stück Geld zuzustecken. Damit konnte sie denn dem Alten etwas zu Gute thun, einen Schluck Brandewein, ein warmes Leibgericht, und an Sonn- und Festtagen, den Nectar der Armen, einen dünnen Milch-Caffe. (Der Magister selbst trank keinen, so wie er auch keinen Tabak weder rauchte noch schnuppte.) Da von dieser außerordentlichen Beysteuer und Donativ Einiges auch für die allgemeine Haushaltung abfiel, so diente sie nebenbey auch zur Befestigung des

Hausfriedens; und der Magister gewann selbst dem geizigen Vicarius seines ehemaligen Pflegevaters eine Art von Liebe und Ehrerbietung ab. Die größte und zärtlichste Liebe aber bewieß ihm der alte Meister selbst, der nun ganz kindisch geworden war, und alles vergessen hatte, außer den ältesten Dingen; daher er den vormaligen Pflegsohn, wenn er seine Stimme oder seinen Gang in der Nähe hörte, immer so behandelte, als ob er noch der Knabe wäre, den er mit seinem Brode gespeißt und mit seinen Kleidern bedeckt hatte. Dem Magister kam dieß nicht lächerlich, sondern sehr rührend vor, indem es ihn immer in seine Kinderjahre zurückführte, die ja auch aus einer dumpfen Werkstatt mit sonnigen Gesichtern und Rosenkränzen im blonden Haare zurück- und uns anlächeln; und ihn zugleich auf die zarteste Weise, ohne Absicht und Mitwissen des Sprechenden, an die schöne Pflicht dankbarer Wiedervergeltung erinnerte. So verging Jahr um Jahr. Der alte Meister starb lebensmüde als ein Neunziger; und als ihn der Magister nach seiner letzten irdischen Wohnung begleitete, hing ihm selber ein dünnes silberweißes Haar um die eingefallenen Schläfe, und seine Füsse folgten den abgemessenen Schritten der Träger nicht ohne Anstrengung. Die Enkelin war

jetzt schon eine kinderlose Wittbe, aber durch die Kargheit ihres Mannes in erträglichen Umständen; und da es ihr einmal zur Gewohnheit geworden war, das Alter zu pflegen, so wendete sie jetzt ihre Sorgfalt auf den Magister, und vergalt ihm mit redlichem Eifer was er an ihrem Grosvater gethan hatte.

Als ich meine gute Vaterstadt zum letztenmale besuchte, stieg ich auch zu meinem alten Lehrer in den Erker hinauf; denn sein Sanssouci und Belvedere da oben mit dem bequemen Unterstocke zu vertauschen, konnte er nicht bewogen werden. Ich fand ihn am offnen Fenster sitzen, wo ihn zu gleicher Zeit der Duft seines Adonis-Gärtchens davor, der Anblick der Blüthenbäume in dem Hofraum des Nachbars, und das Gewimmel der Tauben erfreute, die er durch Brodkrumen auf das Fensterbret und bis in seine Stube gelockt hatte. Zu seinen Füssen lag ein Hund von schlechtem Aeußern, der sich einst im härtesten Winter, winselnd vor Hunger und Kälte, an seine Thür gelegt, und nach dem ersten Einlaß und Futter durch keine Vorstellung hatte weggebracht werden können. Hinter dem Ofen war ein Pygmäenwald von Tannen angepflanzt, auf dem einige Zeisige und Hänflinge lustig umherflatterten, und mit ihrem Wald-

gesange den jungen Frühling feverten. Bey meinem Eintritte begrüßte mich der alte Mann mit gewohnter Freundlichkeit, und sprach sogleich von der Zeit, wo ich in demselben Auditorium mit vier andern Knaben, die nun alle schlafen gegangen waren, zu seinen Füssen gesessen hatte; wobey er sich an viele Dinge und Ereignisse aus jenem Progymnasial-Cursus erinnerte, die meinem Gedächtnisse entflohen waren. Denn so alt der Mann war, so hatte doch die Zeit, die ihm den Rücken gekrümmt und die Stirn gefurcht hatte, sein Herz unberührt gelassen, und dieses erhielt ihm auch sein Gedächtniß für solche Dinge unversehrt. Bis wenige Jahre vorher hatte er sein altes Geschäft, dem Gymnasio illustri der Residenz wohl vorbereitete Alumnen zu liefern, mit Emsigkeit fortgesetzt; aber da hatte ihn mit einemmale eine Aengstlichkeit angewandelt, als ob er der Sache nicht mehr gewachsen wäre, und, nachdem er sie an einen seiner ehemaligen Schüler abgegeben, sich mit einer Schule kleiner Mädchen umringt, die er Lesen und Schreiben, Rechnen und Katechismus lehrte. Indem er mir diesen Wechsel der Dinge erzählte, wobey er sich scherzend mit dem Herkules verglich, der auch seine Thaten mit dem Kunkeldienste der Omphale beschlossen hätte, sagte er: Allerdings

bin ich hierdurch in so weit etwas herabgestiegen, daß ich die Uebung der höhern Gelehrsamkeit mit dem Elementarunterrichte, und das stärkere Geschlecht mit dem schwächern vertauscht habe; aber Pflicht und Ehre forderte dieß, da ich eine Abnahme meines Gedächtnisses spürte, und, was früher nie geschehn war, es mir einigemal begegnete, daß ich Ungewisheit in Grammaticis hatte. Diese Wahrnehmung machte mich ungemein niedergeschlagen; nicht wegen der Sache selbst — denn wie sollte ich gegen Gott murren, wenn er mir das wieder nimmt, was er verliehen? und ist nicht Abnahme der Kräfte eine gewöhnliche Folge der Jahre? — sondern weil ich nicht wußte, wie ich, nach so langer Gewöhnung, die freye und müssige Zeit ausfüllen sollte. Aber auch hier hat Gott geholfen. Sie erinnern sich wohl noch aus früherer Zeit, daß ich immer ein Lobredner des Ehestandes gewesen bin, und wenn ich mich gleichwohl nie selbst verheirathet habe, so war es nicht meine Schuld, sondern Gottes Fügung. Und gewiß ist auch das zu meinem Heil und Segen gewesen. Denn wenn ich mich recht prüfe, so entdecke ich gar manche Eigenheit in mir, von der ich mich vielleicht nicht so geschwind los gemacht hätte, und womit ich dann bey aller Liebe die Zu-

friedenheit meiner guten Lebensgefährtin, und das Glück des häuslichen Lebens hätte stören können. Es ist also besser so, wie es eben ist. Muß nicht jeder Mensch etwas entbehren? Und was entbehr' ich denn sonst? Wenn ich nun aber Verzicht auf weibliche Liebe that, so konnt' ich doch darum nicht Verzicht auf Kinder thun; und so machte ich durch eine Fiction, die ja auch im jure erlaubt ist, alle meine guten und wohlgerathnen Scholaren — der schlechten waren, Gott sey Dank, nur wenige — zu meinen Adoptiv-Söhnen, und umgab mich auf diese Weise in Gedanken mit einer Familie, die an Zahl und Tugend der Familie jenes bairischen Grafen nicht nachstand. Nur an Töchtern fehlte es mir; und ich will nicht leugnen, daß ich oft eine rechte Sehnsucht nach einer Tochter hatte, die ich erzogen, und deren Liebe ich verdient hätte. Da sich das aber nicht machen wollte, so hing ich diesem Wunsche nicht nach, und hatte schon Verzicht darauf gethan, als ich durch Gottes Fügung genöthigt wurde, die Knabenschule aufzugeben. Erst war ich darüber, wie gesagt, unbeschreiblich betrübt; ich mochte vornehmen was ich wollte, nichts reichte aus; ich verlohr Appetit und Schlaf darüber. Da mußte es sich nun recht zu meinem Glücke treffen, daß gerade in jenen betrübten Ta-

gen ein Candidat, welcher eine kleine Mädchenschule hielt, auf das Land zu einem Predigtamte berufen wurde, und daß ich zufällig hören mußte, die Eltern wären mit ihren Kindern wegen eines Lehrers in Verlegenheit. Da fuhr es mir gleich wie ein Lichtstrahl durch die Seele, daß ich ja die Functionen dieses abgehenden Mädchenlehrers übernehmen könnte, indem dadurch zugleich den Eltern und mir geholfen würde. Dieser Gedanke wuchs wie ein Weihnachtsbaum vor mir auf, und ich durfte nur die Hand ausstrecken, um die daran hängenden Freudengaben abzunehmen; so daß ich nun fast vor Freude nicht schlafen konnte, bis die Sache im Gange war.

Nach dieser vorläufigen Nachricht von der Veränderung in seinem Regentenamte, schilderte er mir mit aller Beredsamkeit eines liebenden Herzens die reiche und innige Lust, die ihm aus seinem Geschäfte quelle. Als Basis hievon setzte er fest, was keiner Bestätigung bedurfte, daß er seinem Amte vollkommen gewachsen sey; dann, daß es ihm die erwünschteste Gelegenheit gäbe, eine ihm bis jetzt fast unbekannte Hälfte des menschlichen Geschlechtes recht gründlich kennen zu lernen; so daß er meinte, sich nicht ungeschickt mit einem Columbus zu vergleichen, wenigstens in Beziehung auf sich

selbst. Er bemerkte ferner, daß er bisher das weibliche Geschlecht nicht anders verehrt habe, als ein Muselmann die heilige Caaba vor der Wallfahrt dahin; jetzt urtheile er mit Sachkenntniß, und er gestehe frey, daß er in diesen zarten Seelen den Keim aller der Tugenden fände, die er ehedem bey ihm bloß vorausgesetzt habe; und daß er eben deshalb das ganze Geschlecht jetzt weit inniger liebe als damals. Dabey fände er aber auch wieder einen neuen Grund, die Wege der Vorsehung zu preißen, die ihm den Ehestand verwehrt habe. Wie müßte mich, sagte er, der Gedanke ängstigen, daß das Herz eines zarten und liebenden Wesens in meine harte Hand gegeben sey, und ich dann, vielleicht bey dem besten Willen und der größten Vorsicht, doch den Duft von diesen zarten Blumen streifte, ja die weiche Blüthe selbst, eben wenn ich sie recht lieben wollte, zwischen den Fingern zerdrückte?

Nachdem wir Vieles dieser Art gesprochen hatten, verlangte er auch etwas von meiner Lage zu wissen. Da erzählt' ich ihm nun zuerst von meinem Hauswesen und Kindern, und ging dann auf mein Amt und meine gute Mainauer Gemeinde über. Da ich bemerkte, daß ihm bey der Beschreibung, die ich von meinem häuslichen Glücke

und dem erfreulichen Zustande meiner Pfarrkinder machte, Thränen über die blassen Wangen rollten, wobey er meine Hand ergriff und drückte, wollte ich abbrechen und auf etwas anderes übergehen. Aber er litt es nicht. „Lassen Sie mich immer, sagte er, noch etwas länger und tiefer in Ihr Paradise regained *) von Mainau schauen; es ist gar zu idyllisch; und wenn mir die Augen dabey übergehn, so ist es eben vor Freude darüber.“ Als ich ihm nun seinen Willen gethan hatte, sagte er: „So ein Beruf ist allerdings eine herrliche Sache, und ein Mensch kann Gott nicht genug dafür danken. Auch hab' ich gar manchmal eine große Sehnsucht darnach gehabt; aber wenn ich es recht überlege, find' ich, daß es so besser ist. Ein treuer Hirt würde ich wohl gewesen seyn; ob aber auch ein kundiger und wohlerfahrner, das war zweifelhaft. Ich darf einem Freunde, wie Sie, der keinen Misbrauch davon macht, wohl im Vertrauen sagen, daß ich über gar manche Punkte der Augsburgischen Confession und unsrer andern symbolischen Bücher keineswegs im Klaren bin; und jemehr ich forsche und grüble, desto tiefer gerathe ich in Zwei-

*) Das wiedergewonnene Paradies, ein Gedicht von Milton.

sel und Verworrenheit. Gott wird mir das nicht zurechnen, denn ich thu' es mit redlichem Eifer, und es kann nicht meine Schuld seyn, wenn meine blöden Augen in der Finsterniß, die uns umgibt, das Licht der Wahrheit nicht entdecken können. Dieser Trost ist nun für mich hinreichend; aber wie würde ich vor meinem Gewissen bestehen können, wenn ich auf der Kanzel, im Beichtstuhl oder in der Kinderlehre etwas als gewiß und ausgemacht lehren sollte, wovon ich nicht überzeugt wäre, da ich mir ja selbst in grammatischen Dingen dergleichen nicht erlauben würde? Wenn ich mir das lebendig dachte, so war es mir eben, als ob der Boden unter meinen Füssen erbebte, und der ganze idyllische Lustgarten meines erträumten Pastorates zusammenstürzte; so daß ich dann die fünfte Bitte immer mit noch größerer Andacht betete, und Gott recht aufrichtig dankte, mich vor den Gefahren eines solchen Verhältnisses, trotz aller seiner Anmuth, bewahrt zu haben."

So war nun dieser Mann in allen Dingen, immer ergeben in Gott und mit seinem Loose zufrieden. Die Welt hätte alle ihre Herrlichkeiten und Schätze vor ihm ausbreiten können; sie hätten seine Ruhe nicht gestört und keine Begierden in ihm aufgeregt; denn was auch sein Loos seyn

mochte, immer war er vergnügt auf der engbegrenzten Stelle, auf die ihn sein Schicksal hatte fallen lassen, und wo er, nach der Weise der Bienen, auch aus den bittersten Blumen Honig zu ziehen wußte. Unmuth und Unzufriedenheit kannte er nicht. Die scharfen Kiesel, die ihm das Schicksal auf harten und ungebahnten Wegen entgegenwarf, schnitten nicht tief in seine Sohlen ein, die von Kindheit auf an solche Wege gewöhnt waren; so daß er in der That glaubte, diese harten Pfade sollten uns eben die bequemeren einer andern Welt desto erfreulicher machen. Weil er in den Wüsten des Lebens immer mehr auf Dornen als auf Rosen rechnete, so fiel es ihm gar nicht ein, sich über die Wunden zu beklagen, die ihm jene machten; aber jede Rose, die er fand, schien ihm ein köstliches Geschenk, über das er sich nicht weniger freute, als wenn es den Kränzen der Engel für ihn entfallen wäre. Ich glaube, daß, wenn ihn der Himmel auf den Rost des heiligen Laurentius gelegt hätte, er auch die Flammen unter sich für eine Wohlthat erkannt, und die Freuden des Himmels über sich gesehen hätte. In dem feurigen Ofen hätte auch er Lob- und Danklieder gesungen, und, was gar nicht immer geschieht, er hätte die Märtyrerkrone erobert, ohne zu ahnden, daß er etwas besonderes

thäte. So erreichte dieser Mann sein achtzigstes Jahr, immer arm und immer zufrieden; und auch auf seiner gefurchten Stirn thronte die Heiterkeit, die an seinem innern Himmel strahlte. In diesem hohen Alter ward er krank. Zwar überwand er die Krankheit mit Hülfe seiner starken Natur; aber als er von seinem Lager erstand, hatte er sein Gesicht und meist auch sein Gedächtniß verlohren. Nun nahm er den Lehnstuhl ein, auf dem auch sein blinder Pflegvater, nur mit geringerer Ergebenheit, den Tod erwartet hatte, und genoß durch die Hand der Enkelin, die nun auch alt geworden war, die Unterstützung seiner zahlreichen Schüler, die jetzt unter einander wetteiferten, ihm die vorige Liebe zu vergelten. Nie hörte man eine Klage aus seinem Munde; wie er denn überhaupt nur wenig und ohne sonderlichen Zusammenhang sprach; aber häufig sang er, und oftmals in tiefer Nacht, mit heller Stimme geistliche Lieder, und zwar, was er sonst nie gethan, immer seine eignen; ja auch die hebräische Dolmetschung von „Befiehl Gott deine Wege" sang er bisweilen ab. Aber diese ganz leise und mit gedämpfter Stimme, nicht anders als ob er das Aufsehn vermeiden wollte, das es ehemals gemacht hatte. Zwey oder drey Jahre

mochte dieser Zustand, dieses Hinüberträumen in die künftige Welt gedauert haben, als plötzlich sein Bewußtseyn in großer Klarheit zurückkehrte, und er nach seinen Schülerinnen fragte. Dann sagte er: Es ist ja Alles in Bewegung um mich her, im Hause und auf der Straße; und doch ist es noch finstre Nacht. Da ihm nun Jemand sagte, es sey Tag, aber er sey erblindet; hob er die Hände empor, und rief aus: „Nun so sey Dir, mein himmlischer Vater, Dank, daß Du diese Prüfung für meine letzten Tage aufgespart hast, damit ich mich aus dieser schwarzen Nacht recht innig nach dem ewigen Lichte sehnen möchte, das Dich und Deinen Thron umfließt!" — Nach diesen Worten war er geraume Zeit still und in sich gekehrt. Dann fragte er nach seiner alten Pflegerin, der er für alles Gute dankte, das sie ihm mit so treuer Liebe erzeigt habe; nahm Abschied von einigen Nachbarn, die sich um ihn versammelt hatten; betete noch einmal um einen seligen Tod, und schlief mitten in diesem Gebete ein.

Einige Geschäfte, die meine persönliche Gegenwart forderten, und dem Wunsche zu statten kamen, einmal nach langer Zeit über die engen Schranken meines stillen und einförmigen Landlebens hinauszuschauen, führten mich um die Mitte Aprils nach Frankfurt. Bey uns in Mainau schaute der Frühling nur erst verstohlen hinter dem Vorhange goldner Wölkchen hervor, und lächelte von Fern das Brautbett der Erde an, das die weiße Schneedecke noch nicht überall abgeworfen hatte; aber jenseit des Gebirges lag er schon ausgebreitet auf grünen Wiesen und an rauschenden Bächen, oder wandelte in sonnenhellen Wäldern unter zartem Birkenlaube; und an den Ufern des Mains endlich hatte er, dem besiegten Winter zum Hohne, aus vollen Händen einen duftenden und bebenden Blüthenschnee auf alle Zweige der Bäume geworfen. Lächelnd schaute der blaue Himmel auf den geschmückten Garten

herab; laue Lüfte wiegten sich in den Zweigen und spielten auf dem krausen Gewässer, und das neu erwachte Leben zahlloser leichtbeschwingter Wesen summte um die Blüthen, wühlte in dem Grase, und rauschte durch die Gebüsche. Alles war berauscht in der Lust des Genusses. Da ich nicht mit den Bienen fliegen und mit den Libellen umherwippen konnte, verließ ich wenigstens den Wagen, und schritt zu Fuß an den Ufern des Flusses hin, der reich und still neben mir hinströmend, die blühenden Hügel umher in unzähligen wogenden Bildern spiegelte. Gegen Abend zog ich in Frankfurt ein; aber eh' ich noch einen Menschen begrüßt hatte, eilte ich durch die dämmernden Gassen der Brücke zu, die immer mein liebster Spatziergang gewesen war. Alles hatte hier eine schönere Gestalt gewonnen. Lange Reihen neuer Gebäude schmückten das Ufer; zahlreiche Landhäuser erhoben sich in der Gegend umher; Gärten an Gärten waren aufgeblüht; Alles war schöner, reicher, herrlicher als sonst; aber ich dachte an die Freunde, mit denen ich hier oft noch in stiller Nacht unter den Sternen gewandelt hatte, und die nun schon lange auf dem Strome des Lebens den Hafen der Ruhe gefunden hatten. Ihre Spuren waren erloschen; aber der alte Fluß

ſtrömte noch wie ſonſt; die Berge erhoben noch wie ſonſt ihre Scheitel; der Mond tauchte noch wie ſonſt ſein blaſſes Angeſicht in den Spiegel des ſtillen Gewäſſers. Und ſo iſt es vor Jahrhunderten geweſen, und wird nach Jahrhunderten ſo ſeyn; nur die Tage des Menſchen ſchwinden wie Schatten über die Erde hin, und zerfließen wie Rauch. Sollen wir trauern darum? Die Erde und die Gestirne verfolgen ihre Bahn und kennen kein Ziel; der Menſch aber kennt ein Ziel, und es iſt die Liebe des ewigen Vaters, die ihn ſchnell über die Erde hinwegführt, um ihn früher bey ſich zu verſammeln. —

Am folgenden Morgen hatte ich Urſache mir Glück zu der Eile zu wünſchen, mit der ich den vorigen Abend nach meiner Weiſe genoſſen hatte. Der Wind hatte ſich gedreht und der Regen fiel in Strömen herab. Ich trat alſo unverzüglich meine Geſchäftswanderungen an. Gleich auf einem meiner erſten Gänge traf ich mit einem Kaufmanne zuſammen, mit deſſen Vater ich in einiger Verbindung geſtanden, und dem ich ſelbſt einmal, eben als er in die Welt und in die Geſchäfte eintrat, einen weſentlichen Dienſt erzeigt hatte. Er erinnerte ſich meiner ſogleich, behandelte mich als einen alten Freund, und ließ mir

keine Ruhe, bis ich ihm versprach, eine Wohnung in seinem Hause anzunehmen. Noch demselben Tag zog ich also aus dem Schwan in die Dönngesgasse, wo ich ein gut eingerichtetes Zimmer und volle Bequemlichkeit fand. Dieser Tausch hat mir großen Vortheil gebracht. Die Verbindung, in der mein gefälliger Wirth mit den meisten Häusern stand, erleichterte mein Geschäft außerordentlich, und bloß ihm verdankte ich eine Menge von angenehmen Bekanntschaften, und ziemlich reiche Gelegenheit, das innere Leben dieser Stadt, die häusliche Einrichtung in den angesehnern Familien, die Sitten und das gesellschaftliche Leben kennen zu lernen. Meine Beobachtungen hierüber — — — — —*)

* *

Ich hatte unterwegs den Tacitus von den Sitten der Deutschen gelesen. Denn indem ich mich den Gegenden näherte, wo die Römer vordem das Thun und Leben unserer Vorfahren gesehen hatten, fand ich es nicht uninteressant, an

*) Es war hier ein Blatt in dem Tagebuche ausgerissen.

dem Contraste des Alten und Neuen den Riesengang der Zeit abzumessen. Hier hatte ich von Frauen gelesen, die ihre Männer in die Schlacht begleiteten, sie zum Kampfe anfeuerten, ihre Wunden zählten und verbanden, selbst dem Feinde entgegentraten, und Knechtschaft mehr als den Tod fürchteten. Ich hatte ferner gelesen, daß die Geschenke, welche die Frau beym Eintritte in den Ehestand empfing, sie zur Theilnahme an allen Arbeiten und Gefahren des Mannes aufforderten; daß sie fern von den Ergötzungen der Schauspiele und Gastmäler Sitte und Keuschheit heilig bewahrte, so daß in dem zahlreichen und weitverbreiteten Volke nur sehr wenige Beyspiele des Bruchs der Treue gefunden wurden; daß in den meisten Staaten die Wittben nie zu einer zweyten Ehe schritten, und also beym Eintritt in den Ehestand die Frau jeder Aussicht, jedem Wunsche einer andern Verbindung entsagte. Endlich, daß jede Mutter ihre Kinder selbst nährte, ohne sie Mägden und Ammen anzuvertrauen; und so vieles andre, was der große Römer seinen ausgearteten Zeitgenossen zur Nachahmung anprieß, und wir jetzt kaum noch in Wäldern und Einöden finden.

* *

Eines Tages war ich mit meinem Freunde zu einem Kaufmanne eingeladen, der, so wie seine Frau, als Leute von mehr als gewöhnlicher Bildung gerühmt wurden. Da mich die Wirthin an ihre Seite nahm, fragte ich unter andern auch nach ihren Kindern, und veranlaßte dadurch eine Unterhaltung über die Erziehung, die sich auch im Drucke recht gut ausnehmen würde, so wie ich sie wirklich stückweis in diesem und jenem Buche gedruckt gelesen habe. Nachdem sich die junge und belesene Frau über das Glück Kinder zu haben, und die Pflicht für ihre Erziehung zu sorgen, sehr ausführlich mit schönen und gewählten Worten verbreitet hatte; ging sie, zu meinem Erstaunen, mit einem raschen Sprunge, wie ein Rechts-Urthel von dem, „was scheinen möchte," zu dem was, ihrer Ansicht nach, Rechtens war, über, und kehrte das Blatt um, nicht anders als jene griechischen Sophisten in Rom, die an einem Tage die Gerechtigkeit als die erste und höchste Tugend priesen; am folgenden aber für baare Thorheit erklärten; und gestand frey heraus, sie müsse es für Uebersspannung halten, wenn man fordere, daß sich die Eltern für die Kinder aufopfern sollten. So gestellt, ließ ich den Satz hingehn; bat aber um Erklärung. Sie fuhr fort:

„Es sey allerdings die Pflicht der Eltern, über die Erziehung der Kinder zu wachen, indem man gewisse Grundsätze darüber feststelle, die Methode ihrer Anwendung ordne und von Zeit zu Zeit revidire; aber wenn man ihnen zumuthe, wie das von einigen überspannten Weltverbesserern und Kosmopoliten geschähe, überall selbst thätig dabey einzugreifen, und lieber gar Alles selbst zu besorgen, was man durch Ammen, Wärterinnen, Gouvernanten, Hofmeister und Informateren eben so gut, ja besser verrichten lassen könne; so fordre man etwas eben so ungereimtes, als wenn man verlangte, daß der Besitzer eines großen und schönen Gartens überall selbst mit Spaten und Hacke, Rechen und Walze bey der Hand seyn, und jede Blume mit dem Schweiße seines Angesichtes tränken solle. Eine solche Zumuthung erinnere etwas allzustark an die Vertreibung aus dem Paradiese, und erscheine wie ein Fluch, nicht wie ein erfreuliches Geschäft. Es ist hierbey, setzte sie scherzend hinzu, auch das zu bedenken, daß die Menschen in jener patriarchalischen Zeit, zu der uns pädagogische Schwärmer zurückführen wollen, allem Anschein nach, so viel Zeit übrig hatten, daß sie in dem Stillen, Waschen, Wickeln, Tempern und Einschläfern der Kinder, so wie später in ihrer

Unterweisung, doch wenigstens einigen Zeitvertreib fanden. Seit Vater Adams und Abrahams glorreicher Weltregierung hat sich das Leben etwas anders gestaltet. Hab' ich doch auch von Königen der alten Welt gelesen, daß sie zu Hause auf dem Richterstuhle saßen, und im Felde vor ihrem Heere herzogen; wahrscheinlich waren sie damals auch ihre eignen Zahlmeister, Hausverwalter, Stallmeister, Küchen- und Kellermeister, und thaten allein, was jetzt funfzig Köpfe und hundert Hände verrichten. So ist es auch mit uns. Eine Frau hat im Hause und außer dem Hause so unendlich viele Pflichten zu erfüllen, daß sie schlechterdings genöthigt ist, ihre Aemter zu theilen; und so wie in einer Fabrik Theilung der Arbeit die unnachlaßliche Bedingung zu ihrer Vollendung ist, so glaube ich auch beweisen zu können, daß der Staat, über den wir Frauen herrschen, und vornemlich die Kinderstube, weil wir doch einmal hievon sprechen, auf demselben Wege unendlich gewinnt. Zum voraus aber muß ich doch bemerken, daß, wie Sie mir zugeben werden, eine Frau, so wie jeder Mensch, nur das thun kann, was ihr möglich ist, alles übrige aber thun muß, so gut es ihr möglich ist. Das Unmögliche fordern ist Unsinn. Nun weiß ich zum

Beyspiel sehr gut, was die Herrn Rousseau, Campe, Basedow, Salzmann, Becker, und wie sie alle heißen mögen, über das Selbst-Säugen der Mütter geschrieben haben. Unsre guten Männer machen Chorus mit ihnen, und mehr als eine Frau unterwirft sich, über ihr Vermögen, seufzend und unmuthig, dieser für unsre Art zu leben durchaus unpassenden Tyrannei. Ich habe keines meiner Kinder selbst gestillt, und ich kann nicht finden, daß sie schwächlicher sind, oder mehr Unarten an sich haben, als andre, die ihre Mütter ein Jahr lang um allen Genuß des Lebens, um Schlaf und Ruhe gebracht haben. Sie werden mir zugeben, daß die körperliche Pflege der Kinder, wohin ich besonders die erste Ernährung rechne, eine große Regelmäßigkeit fordert; daß Unruhe des Gemüths, Unmuth und Zorn nachtheilig auf den Säugling wirkt. Nun bitte ich Sie, wie kann Regelmäßigkeit der Behandlung bey der Pflege einer Mutter Statt finden, die, wie einmal unser Leben gestaltet ist — und daran läßt sich nichts ändern — nicht über eine Stunde mit Sicherheit gebieten kann? Oder soll sie, weil sie einer Grille zu Liebe keine Amme nehmen will, ihr Haus der Welt verschließen, und sich selbst, wie eine Büßende, in die Zelle der Kinderstube, um hier ihre Gedult an dem Ge-

schrey der Kinder und dem eben so lästigen Geschwätze der Wärterinnen zu üben? Ich zweifle, daß eine Frau von Welt den Muth zu solchen Opfern und solcher Lächerlichkeit hat; und wenn sie ihn hat, was in aller Welt kann aus ihrer eignen Bildung werden? Hat sie ihn aber nur zur Hälfte, so daß sie aus Eigensinn das Unverträgliche paaren, ich meine, wenn sie zugleich ihr Kind säugen, ihre Pflichten gegen die Gesellschaft erfüllen will, — ich bitte Sie, was kann da herauskommen? Ich weiß mehr als ein Beyspiel, daß in diesem Falle die Mutter oder das Kind, bisweilen auch beyde Opfer der pädagogischen Pedanterey geworden sind; eine Gefahr, die augenscheinlich vermieden wird, wenn man die eingebildete Mutterpflicht auf eine gesunde Amme überträgt, die für nichts als für die Ernährung des ihr anvertrauten Kindes zu sorgen hat.“

Da ich diese Bemerkungen meiner beredten und geistreichen Tischnachbarin nur eben so oft unterbrach, als nöthig war, meine Aufmerksamkeit zu zeigen, und die Rede im Gange zu erhalten, die mir als ein Uebungsstück weiblicher Sophistik allerdings interessant war, so fand die Frau immer mehr Geschmack an ihrer eignen Unterhaltung, und knüpfte, methodisch in der Revision

des Erziehungswerkes fortschreitend, an das Capitel von der Amme das von der Gouvernante und dem Hofmeister an. Sie that mir, nach ihrer Weise, mit den bündigsten Gründen dar, daß, wie das Allein- und Selbstherrschen der Könige von den einsichtsvollsten Männern — ihren Ministern zum Beyspiel — als unheilbringend getadelt werde, so verdiene auch bey der Erziehung der Kinder — gesetzt auch die Eltern hätten Zeit dazu — das Selbsterziehen mehr Tadel als Lob. „Ich kann aus Erfahrung sprechen, sagte sie; denn ich habe es mit dem besten Willen versucht. Stundenlang hab' ich meine ältesten Mädchen um mich gehabt; ich habe angefangen sie zu unterrichten; aber was wurde daraus? Man kann doch nicht immer auf gleiche Weise aufgelegt seyn. Man ist spät in der Nacht nach Hause gekommen; man hat schlecht geschlafen; man hat einen häuslichen Verdruß gehabt; man hat Kopfweh und möchte vielleicht den Mund nicht aufthun. Da lermen nun die Kinder um einen herum, sind unartig, hören auf nichts, achten auf nichts. Natürlich erzürnt man sich, schmält, straft, ärgert sich, und verdirbt vielleicht so in einer Stunde mehr, als man in einem Monate gut gemacht hat. Von einer Gouvernante, einem Hofmeister, kann

ich mit Recht fordern, daß sie alle Gleichmüthigkeit und Gedult haben, die bey der Behandlung der Kinder so nöthig ist. Sie sind dazu angenommen, und haben kein anderes Geschäft als dieses. Denn alle ihre Pflichten beziehen sich auf die ihnen anvertrauten Kinder; so daß sie die gewissenlosesten Geschöpfe seyn müßten, wenn sie hier etwas verabsäumten. Auch haben sie keine Zerstreuungen, keine Abhaltung. Dieß erleichtert ihr Geschäft außerordentlich; und wenn die Eltern nur einigermaaßen Aufsicht führen, so muß Alles seinen regelmäßigen Gang gehn. Dann haben die Eltern alle Freude, die man von Kindern zu haben wünscht, und vermeiden den Verdruß, der von Selbsterziehung ganz unzertrennlich ist.“

Nachdem die Mahlzeit und zugleich das letzte Capitel des Anti-Emil meiner geistreichen Wirthin geendigt war, begab sich die Gesellschaft in den Garten, um hier den Caffee zu nehmen. Die Kinder wurden jetzt von der französischen Gouvernante hereingeführt; zwey zarte, blasse Mädchen von acht und neun Jahren, und ein Knabe von fünf. Alle drey verbeugten sich sehr anständig vor der Gesellschaft, und küßten der Mutter die Hand; dem Knaben wurde auch der Mund ver-

gönnt. Nachdem nun die Anwesenden über die Kinder und mit den Kindern einige Worte gesprochen hatten, erhielten diese Erlaubniß sich wieder zu entfernen. Der Knabe sprang voraus; die Mädchen folgten langsam und anständig, so lange sie im Gesichte der Mutter waren; dann aber setzten sie sich auch in Lauf, und jagten dem kleinen Bruder nach. Nach kurzer Zeit aber kamen sie mit noch weit größerer Eile, und zugleich mit lauten Ausrufungen, fliegenden Gewändern und Haaren zurück, um sich der bestürzten Mutter in die schützenden Arme zu werfen. Ach beste Mutter! schrie die Eine... Oh ma chère Maman! rief die Andre. Moritz verfolgt uns — Moritz, le méchant Moritz, nous persécute! — Ach, die abscheulichen, häßlichen Maikäfer! — In diesem Augenblicke näherte sich der Knabe mit einem Maikäfer zwischen den Fingern, und das kreischende Geschrey der Mädchen fing von neuem an. — Aber, Moritz, rief ihm die Mutter zu, ich habe Dir schon so oft gesagt, daß Du diese espiéglerien unterlassen sollst. Mademoiselle, reconduisez-le, et mettez-le en pénitence. Moritz ging weinend an der Hand der Gouvernante weg. Nun wurden aber auch die Mädchen wegen ihrer kindischen Furcht ausgescholten. Wie

könnt' Ihr Euch, hieß es, nur so kindisch vor einem Maikäfer fürchten? Ich mag sie gerade auch nicht; es sind häßliche Thiere; aber verlohnt es sich der Mühe, uns darüber mit einem so unanständigen Geschrey zu erschrecken?

Die Ruhe war nun wieder hergestellt. Die Mädchen hatten Befehl erhalten, bey der übrigen Gesellschaft unter den Augen der Mutter Platz zu nehmen. Das Gespräch war im besten Gange. Auf einmal stießen sich die Kinder mit den Ellenbogen an; ihre Mienen verriethen Entsetzen; sie öffneten den Mund, wagten aber nicht zu sprechen. Endlich hielt sich die ältere nicht länger zurück, sondern rief, die Hand nach der Mutter hin ausstreckend: Ah, Maman! ne voyez-vous pas? Une araignée — Comment? une araignée! rief die Mutter, und sah in demselben Augenblicke, mit unaussprechlicher Bestürzung, auf dem weißen Musselinkleide eine schwarze Gartenspinne mit ihren zottigen Füssen umherlaufen. Mit einem lauten Schrey schüttelte sie das Ungeheuer von sich, und lief, mit nicht geringerer Hast, als ihre Töchter vorher, von der gefährlichen Stelle weg. Die Laube wurde nun mit dem Sallon vertauscht; aber auch dieser nicht eher betreten, bis der Diener Alles darinne untersucht, und Sicherheit vor

dem abscheulichen Ungeziefer zugesagt hatte. Ich hörte aber, wie sich die Mädchen zuflüsterten: Eine Spinne ist ein recht häßliches Thier; aber ein Maikäfer ist doch noch furchtbarer.

* * *

In einer andern Gesellschaft traf ich mit einem Kaufmanne zusammen, dessen Bekanntschaft ich vor sechs oder sieben Jahren in Mainau gemacht hatte. Er hatte sich damals eben verheirathet, und war nach dem jetzigen Gebrauche — auch eine Nachahmung englischer Sitten — sogleich nach der Trauung mit seiner jungen Frau in den Wagen gestiegen, um eine Vergnügungsreise mit ihr zu machen. Mainau gefiel ihm, und er erbat sich meine Begleitung durch die blühenden Umgebungen des Orts. Ich habe nachher öfters an dieses liebenswürdige Paar gedacht; er, ein schöner, kräftiger Mann; sie, voll Anmuth, schüchtern wie eine Jungfrau, und liebend wie eine Braut: beyde ganz mit ihrem Glücke erfüllt, und so in einander verlohren, daß jedes andre Interesse in ihnen erloschen schien. Aber wie ganz verändert war jetzt dieser Mann! Dieses Antlitz, das

damals im Sonnenscheine innerer Seligkeit stand, war mit einem düstern Gewölke bedeckt; die Blüthe seiner Farbe schien abgestreift; das Feuer seines Auges erloschen; die Kraft seines Körpers gebrochen; sein Geist gebeugt. Nur selten öffnete er den Mund, und nur, wie es schien, wenn es unvermeidlich war. Als ich in das Zimmer trat, fielen seine Blicke auf mich, aber sie wendeten sich schnell wieder ab, und es war leicht wahrzunehmen, daß er die Wiedererkennung vermeiden wollte. So nahm ich mich denn auch in Acht, ihm durch ein Zeichen der Erinnerung in Verlegenheit zu setzen, und behandelte ihn, obgleich mit den Gründen seines Benehmens unbekannt, als einen Fremden, mit dem ich jetzt zum erstenmale zusammenträfe.

Das Räthsel in dem Betragen dieses Mannes wurde mir noch denselben Abend von meinem gefälligen Wirthe gelößt. „Lassen Sie sich das nicht wundern, sagte er. Es ist gar kein Zweifel, daß er Sie nicht hat erkennen wollen, um nicht durch die Erinnerung an seine glücklichen Tage überwältigt zu werden, oder Fragen zu veranlassen, die allzu peinliche Erklärungen nach sich gezogen haben würden.“ — Er erzählte mir hierauf, daß sich dieser Mann vor seiner Verheirathung oft mit

großer Lebhaftigkeit, und nicht ohne bittre Anspielungen, über die Frauen und Mädchen der Stadt geäußert, ihre Eitelkeit und Gefallsucht gerügt, und dann geschworen habe, nie sein Haus zu einem Tempel einer so Leib- und Seelen-verderblichen Thorheit zu machen. Eines Tages überraschte er seine Freunde mit der Nachricht, daß er die Perle der Jungfraun entdeckt habe; eine Rose, die in dem Schatten des einfachsten und heitersten Landlebens in stiller Verborgenheit aufgeblüht sey; schön, wie ein Engel, aller städtischen Eitelkeit fremd, und von einer so liebenswürdigen Schüchternheit, daß schon ein dreister Blick sie verletze. Mögen nun andre, sagte er dann, mit ihrem Reichthume Prunk treiben, ihre Häuser in Paläste und ihre Gärten in Paradiese verwandeln; aller dieser Flitterglanz ist in der Gewalt des Zufalls, oder verliehrt doch, im glücklichsten Falle täglich etwas von seinem erborgten Reize. Mir ist ein Loos gefallen, das Alles in sich vereint; eine Lebensgefährtin, die auch eine Wüste zum Eden umwandeln könnte; ein treues, reiches, in sich zufriednes Herz; eine Fülle von Liebe, die sich mit jedem Tage erneuen, mit jedem vermehren wird. O, setzte er dann mit erhöhter Begeisterung hinzu, wie ekeln mich jetzt noch mehr als sonst diese geschminkten,

geschnegelten, gefallsüchtigen Puppen, mit ihren dreisten Augen, ihren behenden stechenden Zungen, ihren ausländischen Manieren, und dem ganzen Trosse von Thorheiten, die ihnen nachziehn! Und mit welcher Ungedult seh' ich der Zeit entgegen, wo ich meine Marie im Arm, jener verworrenen und verwirrenden Salon- und Masken-Welt laut spotten, und vor ihrem lärmenden Wuste in den stillen Tempel meines häuslichen Glückes werde fliehen dürfen! —

„Sie haben, fuhr mein Freund in seiner Erzählung fort, die Glückseligkeit dieses Paares in den ersten Tagen seiner Ehe gesehn. Sie kamen von ihrem Ausfluge fast so verliebt zurück, als sie ausgereißt waren; und es ist sehr wahrscheinlich, daß ihr Glück sich noch lange erhalten hätte, wenn sie es dem Landleben und seiner Beschränkung hätten anvertrauen können. Aber auf dem glühenden Boden dieser Stadt welkte die zarte Pflanze der romantischen Liebe nur allzuschnell. Der Mann war dabey nicht ohne Schuld. Mit demselben Triumph, mit dem er seine Eroberung verkündigt hatte, zeigte er die schöne Frau nach seiner Zurückkunft der Welt, und forderte durch die Abgötterey, die er mit seiner Heiligen trieb, zu ihrer Entweihung auf. Die Einfachheit ihrer Sitten, und

eine anmuthige Treuherzigkeit, die dem reizenden Landmädchen überaus gut ſtand, ſchien die leichtfertigen Hofnungen unſrer kecken Jugend zu begünſtigen, und zog die Männer noch mehr als ihre Schönheit herbey. Sie fand Vergnügen an den Huldigungen, die man ihr darbrachte, und gab ſich, wahrſcheinlich ohne etwas Böſes dabey zu denken, aber ohne Rückhalt dieſem Vergnügen hin. Die Gefallſucht hat, wie die Habſucht, keine Grenzen. Gleichgültig gegen das, was ſchon gewonnen iſt, wirft ſie unaufhörlich ihre Netze nach dem aus, was ſie nicht hat, und zählt ihre Feſttage nach ihren Eroberungen. Ihr Mann ſchien ſeine frühern Vorſätze faſt vergeſſen zu haben. Im Anfange ſchmeichelte ihm der Beyfall, den man ſeiner Wahl ſchenkte; und die Aufmerkſamkeit, mit der man die Frau behandelte, freute ihn um ihrer ſelbſt willen, ohne daß er an die Folgen davon zu denken ſchien, oder die Gefahren ahndete, die ſeine Hofnungen und Plane bedrohten. Erſt als ſie fortgeriſſen von dem Strudel des Vergnügens, ihn vernachläßigte, und ſich immer mehr denen verähnlichte, die er früher ſo laut verſpottet hatte, gingen ihm allmählig die Augen auf; er machte verdrießliche Bemerkungen; ſie ſchmollte; er wurde bitter; ſie weinte. So ging es denn, wie es in

so vielen Haushaltungen geht. Der klare Himmel der Honigtage umzieht sich mit einem Nebel, durch den aber doch die Sonne noch immer recht anmuthig wärmt; dann steigen Wolken auf; dann Ungewitter mit Sturm und Regen, und endlich eine widrige, erstarrende Kälte. Wie aus einem verarmenden Hause ein Stück des Geräthes nach dem andern in die Leihbank getragen wird, so zog auch aus diesem Ehestande das häusliche Glück, auf das so viel gebaut und das mit allzugroßer Zuversicht angekündigt war, Stück für Stück aus, und ließ an seiner Stelle Unmuth, düstre Launen und Verdruß zurück. Dennoch bewahrte der Mann, bey allen Täuschungen und Stürmen, die erste Liebe als ein heiliges Besitzthum in seinem Herzen; und da ihm seine Frau im zweyten Jahre Vaterfreuden versprach, gab er sich der frohen Hofnung hin, bey diesem Ereignisse, das ja einen wichtigen Abschnitt machen müßte, seine idyllischen Wünsche verwirklicht zu sehn. Auch diese Rechnung betrog ihn. Während der Schwangerschaft seiner Frau wagte er schon aus zärtlicher Schonung nicht, ihren ausschweifenden Wünschen irgend etwas zu versagen; und nach der Niederkunft schien es doppelt bedenklich, ihrem Willen den seinigen entgegen zu setzen. Er hatte sich ein

höchst liebliches Bild von einer Mutter gemacht, die ein schönes Kind an der eignen Brust stillt; aber sie bestand auf einer Amme, und der junge Arzt, dem sie ihr Vertrauen geschenkt hatte, unterstützte ihre Forderung. Seufzend ergab sich der Mann; eine derbe und gefühllose Amme nahm die Stelle der Madonna della Sedia ein; das Kind wurde in die Kinderstube verbannt; und die Wöchnerin, von der lästigen Sorge befreyt, kürzte ihre Wochenzeit so viel als möglich ab, um schnell das Versäumte wieder einzubringen. Das Kind starb nach einigen Monaten durch Vernachläßigung der Amme; und der Vater sah sich zu gleicher Zeit um seine ersten Vaterfreuden und um die Hofnung der Einkehr des häuslichen Glücks, nach dem er sich immer um so mehr sehnte, je weniger er es fand, betrogen.

Die Eile, mit welcher die junge Frau das Kindbett verlassen hatte, ihr öfteres Nachtwachen, ihre Tanzlust und die Unregelmäßigkeit ihres ganzen Lebens zog erst kleine Unpäßlichkeiten, dann einen habituellen Zustand von Kränklichkeit nach sich. Die leisen Erinnerungen des Mannes wurden überhört; eine ernste und nachdrückliche Sprache würde die Kränkelnde für Tyrannei erklärt haben. Aber bey aller Schonung, die sie von ihrem

Manne erfuhr, wendete sich ihr Herz immer mehr von ihm ab, während sich der Arzt immer mehr in ihrer Gunst befestigte. Schon sprach man in der Welt darüber, und Manche, denen noch die begeisterten Lobreden des bethörten Mannes auf seinen Phönix in den Ohren klangen, sahen mit Schadenfreude sein Schicksal und die Verirrungen der Frau. Noch war sein Vertrauen nicht erschüttert; aber die Zeit war nah, die ihm die Binde von den Augen nehmen, und den letzten Rest seiner goldnen Träume in Rauch und Dunst verwandeln sollte.

Eines Morgens beym Frühstück, als sie über Mattigkeit klagte, sagte er zu ihr: Ist es wohl ein Wunder, liebe Marie, wenn Du von Kräften kömmst, da Du schon wieder zwey Nächte nach einander bis um zwey Uhr aufgeblieben bist? Wenn ich Dein Arzt wäre, so würde ich Dir, statt aller seiner langen und verwickelten Recepte, täglich nur Eines geben, und immer nur Ein Wort darauf: Ruhe!

Dieses Recept, mein Lieber, antwortete sie, sieht ganz aus wie Du selbst; mich aber würde es ganz gewiß sehr bald zur ewigen Ruhe befördern. Der Arzt muß doch wissen was mir zuträglich ist; und noch nie hat er mir den Tanz,

der nun einmal meine ganze Seligkeit ist, oder das Nachtwachen, das mich nicht im mindesten angreift, oder sonst ein gesellschaftliches Vergnügen verboten, ohne Zweifel, weil er weiß, daß das, was den Geist erheitert, auch dem Leibe zuträglich ist.

Vielleicht auch, fiel der Mann mit einigem Verdruße ein, weil er selbst Vortheil davon zieht. Er folgt Dir ja überall wie ein Schatten nach, so daß die Leute glauben müssen, er sey nicht sowohl Dein Arzt als Dein Liebhaber, und zwar ein hoch begünstigter.

Von allen Tugenden und Eigenschaften ihrer ländlichen Erziehung hatte die Frau eigentlich nur eine einzige bewahrt, die Treuherzigkeit, deren glückliche Wirkung sie allzu oft erfahren hatte, um ihr nicht in dem Arsenale ihrer Koketterie die erste Stelle zu lassen. Als daher ihr Mann sagte, die Leute müßten wohl glauben, der Doctor sey ihr begünstigter Liebhaber — fiel sie lächelnd ein: Nun, und wenn er es wirklich wäre?

Wenn er es wirklich wäre? fragte der Mann mit großer Verwunderung. Was willst Du damit sagen? Sollte mein Scherz sich in Ernst verwandeln?

Bey dieſer Frage rückte die Frau ihrem Manne etwas näher, legte die Hand vertraulich auf ſeine Schulter und ſagte: Kannſt Du wohl ein vernünftiges Wort vernehmen, lieber Auguſt?

Wenn hab' ich wohl je, erwiederte er, mein Ohr vernünftigen Worten verſchloſſen, vornemlich den Deinigen? Aber was in aller Welt kannſt Du meinen?

Verſprich mir, daß Du mich ausreden laſſen, daß Du nicht auffahren willſt.

Du ſpannſt mich auf die Folter. Sprich kurz aus was Du willſt, oder ich ſtehe für das Auffahren nicht.

Wohlan denn, hub ſie nun an, indem ſie ſich an ihn lehnte, und ihm mit den unbefangenſten Blicken in die Augen ſah; Du weißt, wie ſehr ich Dich achte. Du biſt der verſtändigſte, der arbeitſamſte, der gewiſſenhafteſte Mann; recht ein Muſter für Männer; auch zuverläßig, treu, gefällig, mit einem Worte, ein Mann, wie man ſich einen Freund wünſcht, und gewiß nur ſelten findet. Eben deshalb ſprech' ich auch ganz offenherzig mit Dir und ohne Verlegenheit. Als Du um mich warbſt, kannt' ich außer meinem Vater, dem Pfarrer und den Bauern im Dorfe keine Männer. Ich wußte nichts von Liebe, und hielt

die Achtung, die Du mir einflößtest und einflößen mußtest, für Liebe. Ich täuschte mich, und wahrscheinlich auch Dich, gegen meinen Willen. — —

Bey diesen Worten sprang der Mann auf; sie zog ihn aber wieder an seinen Platz, indem sie sagte: Du hast mir Ruhe versprochen; höre mich aus. — Ich habe seitdem viele Männer kennen lernen; kein einziger kömmt Dir an achtungswerthen Eigenschaften gleich; aber das Herz hat seine Ansprüche geltend gemacht. Ich habe einen Mann gefunden, der in jeder andern Rücksicht Dir nachsteht, aber in jener Dich übertrifft; denn er vereinigt Alles in sich, was mein Herz befriedigen kann. Ich hab erfahren, was lieben heißt, und von diesem Augenblick an war ich nicht mehr mein, sondern des Mannes, der mein Herz und meine ganze glühende Liebe hat.

Und dieser Mann ist der Doctor! fiel er mit zurückgehaltenem Ingrimm ein.

Du hast es gesagt, antwortete sie mit vollkommener Ruhe. Aber Du mußt nicht darum zürnen. Die Gewalt der Liebe ist etwas eben so geheimnißvolles als unwiderstehliches. Es ist ein harmonisches Zusammenstimmen der Herzen, von dem sich schlechterdings kein Grund angeben läßt, das aber eben darum desto gewaltiger wirkt. Sieh,

Auguſt! Wenn mich Jemand fragte, warum ich Dich ſo hoch achte? ſo wüßt' ich es ganz genau. Nicht einen Augenblick könnt' ich um die Antwort in Verlegenheit ſeyn; denn ich könnt' es ordentlich ſchwarz auf weiß, und in Zahlen angeben, wie hoch ich jede Deiner Tugenden anſchlage. — Runzle die Stirn nicht, lieber Auguſt! ſieh nicht ſo finſter zu meiner Aufrichtigkeit. Du haſt ja ſelbſt ſo oft geſagt, daß Du nichts ſo ſehr an mir liebteſt als dieß. — Das iſt nun in meinem Verhältniße zu Ferdinand ganz anders. Wollteſt Du mich fragen, was mich mit ſolcher Allgewalt zu ihm hinzieht, ich wüßt' es nicht. Wollteſt Du alle Tugenden einzeln durchgehn, die ein Mann haben kann, ſo werde ich ohne mich zu bedenken zugeſtehn, daß Du ſie alle in größerer Vollkommenheit beſitzeſt als er. Selbſt bey der Vergleichung der Geſtalt dürfte das Urtheil leicht für Dich ausfallen. Aber das iſt eben das, woraus auf das Unwiderſprechlichſte hervorgeht, daß Ferdinand und ich von Ewigkeit für einander geſchaffen ſind, weil wir uns ſo unausſprechlich lieben, ohne zu wiſſen warum. Auf meinem Dorfe hatte ich davon keine Idee. Es war ein Chaos in meinem Kopfe, ein Sehnen in meinem Herzen! ein Ahnden — ein Hoffen! Ich weiß ſelbſt nicht. Hier iſt mir Alles klar geworden.

Bey der Stella unſers herrlichen Göthe gingen mir die Augen zuerſt auf. Da wo Stella ihrem Fernando das erſte Sehn, das erſte Zuſammentreffen mit ſo zarten Worten ſchildert; wo ſie ſagt, die Herrliche, „als die Liebe in meiner Seele aufging, da hatt' ich erſt Fuß in der Welt gefaßt" — ſieh, da ſagt' ich zu mir: Das iſt Liebe! hier liegt das Geheimniß! das iſt es, dieſes Fußfaſſen in der Welt durch Liebe, das iſt es, wornach ſich mein Herz ſo unausſprechlich ſehnt. Und da erkannt ich die Natur meines Gefühls für Ferdinand; da ſah ich, daß er mein Fernande, ich ſeine Stella war. —

Der Mann hatte während dieſer Rede meiſt ſtumm vor ſich hin geſehn, oft die Lippen zuſammengebiſſen und die Hände krampfhaft geballt; jetzt, wo die Frau inne hielt, ſagte er mit ſcheinbarer Ruhe: Und was iſt nun der langen Rede kurzer Sinn? — Was anders, antwortete ſie mit derſelben Unbefangenheit wie vorher, was anders, als daß ich fortfahre Dich als meinen erſten und theuerſten Freund zu achten; aber eben aus Achtung gegen Dich, dem Gebote meines Herzens und dem Geſetze der Liebe folgend, mich von Dir trenne?

Um den Doctor zu heirathen?

Was sonst?

Jetzt gerieth der Mann außer sich. Er lief im Zimmer auf und ab, schlug sich vor die Stirn, und stieß einzelne Worte ohne Zusammenhang aus, während die Frau, ruhig auf dem Sopha sitzend, das Austoben des Paroxysmus erwartete. Und das ist, fragte er endlich, Dein fester Entschluß?

Er ist reiflich erwogen, antwortete sie.

Und was willst Du vor Gericht als Grund der Trennung anführen?

Was anders als die Liebe, die keine andern Gesetze anerkennt, als ihre eignen?

Und Du bildest Dir wirklich ein, daß das Ehegericht sich um diese wahngeschaffenen Gesetze kümmern wird?

Wenn es aus Menschen besteht, warum nicht?

Der Beschluß dieser Unterredung war, daß mein Freund seiner Frau verbot auszugehn, oder den Doctor bey sich anzunehmen. — Und wenn ich krank werden sollte? sagte sie. — Es gibt noch viele Aerzte hier, antwortete der Mann. — Aber keinen, zu dem ich Vertrauen fühle. Es würde die unerhörteste Tyrannei seyn, mir einen andern Arzt aufzudringen; und ich erkläre hier

auf das Bestimmteste, daß ich mich ihr auf keine Weise unterwerfen werde.

Hievon ist die Rede noch nicht, erwiederte der Mann. Es wird Dir aber heilsam seyn, in der Stille der Einsamkeit und ungestört über Dich und Dein thörigtes Vorhaben nachzudenken. Ich werde deshalb Befehle geben.

Wie es Dir beliebt, sagte die Frau. Aber damit Du nicht einst sagst, ich hätte Dich durch falsche Hofnungen getäuscht, so wisse, daß wenn Du mich auch Monate lang in ein Gefängniß einschließest, ich mit denselben Gesinnungen heraustreten werde, die Du jetzt von mir vernommen hast. Ferdinand oder der Tod, das ist der einzige Gedanke, den ich lebend und sterbend, in der heitersten Gesellschaft und in dem düstersten Gefängnisse verfolgen werde.

Marie, fuhr mein Freund fort, war nicht die Frau, die auf halbem Wege stehn blieb. Sie hielt sich einige Tage zu Hause und nahm keinen Besuch an; und ihr Mann benutzte diese Zeit, sie durch Vorstellungen und Gründe zurück zu bringen. Er schrieb ihr. Ich habe diese Briefe gelesen. Man hätte meinen sollen, daß sie Steine erweichen könnten; aber das weichste weibliche Herz, wenn es sich mit der Rinde der Leiden-

schaft überzieht, ist härter als der Diamant. Er stellte ihr alle Folgen des beabsichtigten Schrittes vor; das ungünstige Urtheil der Welt über geschiedene Frauen; ihre nachtheilige Stellung gegen die Gesellschaft; auch den Mangel an Mitteln bequemer Erhaltung. Er sprach von seiner Liebe, von der Zärtlichkeit, die er noch jetzt gegen sie fühle; von seiner Bereitwilligkeit, Alles zu vergessen, wenn sie zur Vernunft zurückkehren wollte. Auch von der Vergangenheit sprach er, von seinem Glück, seinen Hofnungen. Auf drey dieser Briefe antwortete sie mit Achtung und Anstand; aber ohne Liebe. Sie gab die Wichtigkeit seiner Gründe zu, und that auf ihre Widerlegung Verzicht; in der Sache aber beharrte sie auf ihrem Sinn. Sie müsse, schrieb sie, ihrem Schicksale folgen, auch wenn es ihr Unglück brächte. Ihre Seligkeit blühe am Rande eines Abgrundes; hier müsse sie, selbst mit Gefahr ihres Lebens, diese Blüthe brechen. Sie fühle wohl, daß sie in seinen Augen undankbar und strafbar erscheinen müsse; und es thue ihr weh den Mann zu kränken, den sie so hoch achte; aber der Schmerz selbst und die Leiden, die sie dabey fühle, schürten ihre Flammen an, und Alles, womit sie sich zurückrufe, treibe sie nur mit

größerer Gewalt dem beschiedenen Ziele zu. — Es herrschte in ihren Briefen ein methodischer Wahnsinn, der jedes Heilmittel zurükstieß, weil er sich für Weisheit hielt. Einen vierten Brief schikte sie uneröffnet zurük mit der auf den Umschlag geschriebenen Bitte, fernere Mühe zu sparen, da ihr Vorsatz unerschütterlich feststehe. — Jetzt ließ mein Freund der Sache freyen Lauf. Die Ehe wurde getrennt; der Doctor heirathete die bethörte Frau, und da die einheimischen Verhältnisse sein Bleiben nicht gestatteten, entfernten sie sich in eine benachbarte Stadt. Nach Allem, was man vernimmt, büßt sie jetzt. Dem Manne, den sie mit so großer Hartnäckigkeit gewählt hatte, fehlt Alles, was mein Freund in Ueberfluß besitzt, Character, Beständigkeit und zeitliche Güter. Der schwache Firniß der Liebenswürdigkeit, womit er sie geblendet hatte, ist längst abgetragen; und alle Gluth ihrer Leidenschaft vermag nichts über ein Herz, das leer und gehaltlos, nie eine andere Liebe als die Eigenliebe gekannt hat. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist sie auch selbst schon längst von ihrem Wahne geheilt, und blickt nun hofnungslos in die Einöde hinaus, in die sie sich selbst gebannt hat. Vielleicht richten sich auch ihre Blicke jetzt oft wieder auf den Mann, der

so beyspielles von ihr gekränkt worden ist, und der sie doch noch immer liebt, und sie, wie ich zufällig in Erfahrung gebracht habe, insgeheim unterstützt. Seine Freunde haben Alles gethan, um ihn zu einer zweyten Ehe zu bewegen; aber sein Herz ist zu wund, um sich einer andern Neigung hinzugeben, und der Widerwille, mit dem er schon früher das eitle Treiben unsrer weiblichen Welt betrachtete, ist jetzt bis zum Abscheu gestiegen, da er die Bethörung seiner Frau ihrem Einflusse beymißt. Dieß ist denn also die Ursache seiner Niedergeschlagenheit, und Sie können überzeugt seyn, daß sein Benehmen gegen Sie keinen andern, als den vorhin angeführten Grund gehabt hat."

So war es auch in der That. Denn als ich ihm wenige Tage nachher auf der Straße begegnete, grüßte er mich als einen alten Bekannten, und entschuldigte seine Zurückhaltung bey *** mit eben den Gründen, die auch mein Freund für ihn angeführt hatte. Bey der Erwähnung des frohen Tages, den er in Mainau zugebracht, traten ihm die Thränen in die Augen, und er entfernte sich schnell, von seinem Gefühl übermannt. — Vor Kurzem hab' ich gehört, daß er, um den schmerzlichen Erinnerungen zu entfliehn,

die in der Heimath von allen Seiten auf ihn eindrangen, die Vaterstadt verlassen, und sich mit seinen Geschäften nach Amerika versetzt hat. Geheirathet hat er nicht wieder. Was aus seiner Frau geworden, ist mir unbekannt.

* * *

48.

Es gibt nur wenige Bäume, die sich, wie die Ceder, zugleich hoch erheben und weit verbreiten können; so wie sich auch nur wenige Flüsse, wie der Orenoko etwa, bey immer mächtiger Tiefe zu einem Meere ausbreiten. Die meisten wollen zusammengehalten seyn. Mit den Menschen ist es das nemliche. Es ist unglaublich, wie viele der herrlichsten Naturen bloß dadurch zu Grunde gehn, daß man ihren Kräften eine allzu üppige Ausbreitung gestattet hat! Indem man ihnen erlaubt, sich in zufälligen Richtungen nach allen Seiten hinzuwenden, jedem Hange zu folgen, vor jedem Widerstande zurückzuflichn, mag es ihnen bey diesem leichten Spiele

nicht an Ergötzung fehlen; auf einige Zeit wenigstens; auch andre mögen sich an seinem Anblick ergötzen; wie man etwa auf einem Spatziergange den launenhaften Krümmungen eines Wiesenbachs eine Zeitlang mit Vergnügen folgt; aber wenn die Jahre des Ernstes kommen, wo das Leben strengere Forderungen macht und auch dem innern Menschen das gaukelnde Spiel nicht mehr genügt, da wird der Mangel der festen und sichern Richtung in dem Mangel der Kraft fühlbar, ohne die weder die Räder der Staatsmühle getrieben, noch die Flotten der öffentlichen Wohlfarth getragen, noch auch ein Hauswesen in gutem Gange und rechter Ordnung gehalten wird. Wie oft hab' ich das, vornemlich bey Jünglingen aus den höhern Ständen gesehn, die, wie sie von Jugend auf volle Befriedigung der Sinne hatten, so auch ihre treflichen Anlagen in geistiger Schwelgerey misbrauchten, und indem sie nur Genuß und erquickliche Anregung des Geistes suchten, eben dadurch in ihrem Innern verarmten, und keine der Hofnungen erfüllten, die sie erregt hatten. Wenn dann die Blüthen verwelkt und abgefallen waren, ohne Früchte zu tragen, zehrten einige an den Resten ihrer alten Eitelkeit — und diese waren noch die glücklichern — andre versanken in rohen Sin-

nengenuß; noch andre erdrückte der Mißmuth und das quälende Gefühl ihrer Verarmung, und wurden endlich — es waren von Allen die edelsten — ein Raub der Verzweiflung.

Ein Beyspiel dieser Art und eines der unglücklichsten, steht mir lebendig vor Augen. Es war ein Jüngling von ausgezeichneter Gestalt, geistreichem Angesicht, herrlichen Anlagen; aber durch die allzugroße Zärtlichkeit der Eltern, deren einziger Erbe er war, durch den Mangel an innerer Zucht und fester Richtung auf ein seiner Kräfte würdiges Ziel, durch eine verzeihliche, aber zur Selbstsucht ausartende Eitelkeit, in der Blüthe seiner Jugend und bey der Aussicht auf ein unabhängiges und genußreiches Leben, zu Grunde ging. Wir lernten uns auf der Universität kennen; er schloß sich vertrauensvoll an mich an; suchte eine Zeitlang nur mich auf; vernachläßigte mich; kam wieder, und verließ mich von neuem. Doch war ich von allen seinen Bekannten derjenige, an dem er noch am längsten hing. Auch nachdem er, mit gewohnter Unstätigkeit, die Universität plötzlich verlassen hatte, um, wie er sagte, reichere Nahrung für seinen Geist zu sammeln, schrieb er mir von Zeit zu Zeit und bey jedem merkwürdi-

gen Ereigniſſe ſeines kurzen Lebens, ſo daß mir in ſeinen Briefen die Richtung, die er allmählig zum Verderben nahm, deutlich vor Augen liegt. Ich erwiederte ſein Vertrauen ſo gut ich vermochte, indem ich den Irrenden zurückrief, und wo ich Gefahr ſah, warnte. Aber die Schwachheit, die er in ſeiner Verblendung für überſchwengliche Kraft hielt, riß ihn gewaltſam fort; und als er ſeinen Irrthum erkannte, war es zur Umkehr zu ſpät. In ſeinem achtundzwanzigſten Jahre endete er ſein Leben durch freywilligen Tod. Sein Loos hat mich ſchmerzlich betrübt; aber es hat mich nicht in Verwundrung geſetzt. Und hätte er nicht auf dieſe Weiſe geendigt, ſo wär' er wahrſcheinlich noch tiefer gefallen. Das Licht, das er ausſtrahlte, war der Glanz eines Meteors, das den Himmel in unſichrer Bahn durchſchneidet, dann ſchnell herabſtürzt und im Sumpf erliſcht. Bey einer andern Richtung hätte er ein wohlthätiges Geſtirn ſeyn können.

Einige Stellen aus ſeinen Briefen, in der Ordnung, in der ſie binnen acht Jahren geſchrieben worden, können als Belege und zur Erläuterung meiner Meinung dienen.

A.

Gern und leicht gesteh' ich Dir zu, mein vielgeliebter und umsichtiger Freund, daß jeder Mensch in jedem Jahrzehnd einen Verstand hat, der nicht vor dem Jahrzehnd kömmt, und unterschreibe zugleich auch die Folgerungen, die Du daraus zu Gunsten des Alters herleitest; aber Du wirst mir auch Deiner Seits zugestehn, daß dem Alter, so viel ihm an Verstand zuwächst, an Brennstoff, und mit diesem an jener heiligen Flamme entzogen wird, die das Irdische im Menschen verzehrt, und ihn, wie den Sohn des Zeus und Alkmenens zur Gemeinschaft der Götter erhebt. Oder was wäre denn sonst der Grund, daß sich das Alter mit seinem gewaltigen Verstande, seiner hochgepriesenen Erfahrung, seiner ängstlichen Versichtigkeit und kopfscheuen Umsicht immer ängstlicher an die Wirklichkeit fesselt, aller Idealität entsagt, und sich schon ganz mit der todten Erde gemein gemacht hat, ehe der Tod es hineingräbt? Sieh, da hab' ich einen Onkel in Frohndorf, einen ungemein verständigen Landwirth, und in Allem was zum Feld- und Ackerbau gehört, das Orakel der Gegend; auch sonst recht klug und ehrenfest; aber von einem höhern genialen Streben — kein Funken. Ich unternahm es einmal, da er etwas

wärmer als gewöhnlich schien, ihn in mein Inneres blicken zu lassen, und ihm meine Ansichten des Lebens zu enthüllen; ich sprach von dem innern und höhern Leben des Menschen, von meinen poetischen Planen, meinen Bestrebungen. Ich sprach mit Feuer, aber keineswegs mit der vollen Gluth, mit der sich meine Rede ergießt, wenn sie sich an gleichgestimmte Herzen wendet. Und doch war das schon zu viel. Nachdem ich eine Weile nach meiner Weise und in meinem Sinne gesprochen hatte, sagte der verständige Mann kopfschüttelnd und mit sehr ernstem Gesicht: Du schwärmst, Oskar! Das alles sind Träume, die auf die wirkliche Welt gerade passen, wie die Faust auf's Aug; fantastische Irrlichter, die Dich vom rechten Wege ab in den Morast führen. Dächte Dein Vater wie ich, und wie er als ein verständiger Mann denken sollte, so setzte er dem Herumvagiren ein Ziel, und gäbe Dir ein Gut zur Verwaltung. Es müßte nicht gerade sein größtes und bestes seyn; sondern eines, woran nicht eben viel zu verderben wäre, und wo Du Dir doch die Hörner ablaufen könntest. — Wie mir bey diesen Worten zu Muthe war! wie ich mich schämte, von einem sonst so verehrten Manne und meinem Oheim solche Gesinnungen

in solchen Worten zu hören! — Aber so ist das Alter und eben davor schaudert mir. Sollten wir alle dahin gelangen? Unmöglich. Lieber den Tod als so ein gefesseltes Daseyn. Jetzt geh ich so leicht und keck durch die Welt. Die Flügelschuhe der Phantasie an den Fersen, die mystische Hippe der Genialität in der Hand, entflieh ich der kalten glanzlosen Gegenwart, und fürchte auf meiner Bahn weder Gergenen noch Ungeheuer. Die Heimath meiner Gedanken ist der blaue Aether, der mich wie den singenden Schwan in seinen reinen Fluthen trägt; und wenn ja mein Fuß die kalte harte Erde berührt, so geschieht es nur um sie zurückzustoßen und mich höher aufzuschwingen. Nur Freyheit ist Leben; und wo ist Freyheit als in dem Fluge eines kühnen und kräftigen Geistes?

B.

Seit vier Tagen sitze ich hier in dem kleinen Städtchen, wo sich dreytausend Seelen neben einander hin und her schieben, ohne alles Geräusch mit höchst mäßiger Thätigkeit. Der Ort zieht sich am Fuße eines Hügels hin, der mit kleinen Häusern, so bunt wie Eichhornsbauer, angebaut ist, und um jedes her, so wie auch um die ganze

Stadt, kleine nett gehaltene Gärten voll Blumen und Obstbäume, was sich in der Blüthenzeit, wie jetzt, höchst anmuthig ausnimmt. Ich habe hier wieder Athem geschöpft; das Summen in meinem Kopfe fängt an sich zu legen; und ich denke manchmal, ich müßte wohl schon in Elysium seyn, weil Alles so still um mich ist. Du erinnerst Dich der Gefühle, mit denen ich so eilig aus dem Steinhaufen von Paris wegfloh, oder eigentlich durch das wahrhaft höllische Geschrey, das Rasseln, Toben, Pfeifen und Trommeln auf den Straßen und überall weggejagt wurde. Ein böser Geist trieb mich nach Marseille, wo es eben so arg war; von da nach Neapel, und gerade in die Straße von Toledo hinein, die nun eben die Hölle und das Pandämonium selbst ist. Seit Monaten war meine Schreibtafel leer; kein genialer Gedanke erleuchtete meine innere Nacht; nur Verwünschungen flogen mir durch den Sinn; an einen Reim, ein Lied war nun gar nicht zu denken. Alle meine Plane standen still. Ich weiß nicht, was mir geschehn war; aber mitten unter den Wundern der Natur und Kunst, von denen ich die allerlebhafteste Anregung erwartet hatte, war ich wie ein ausgehöhltes Automat, mir selbst entfremdet und gleichsam abgestorben; unfähig zu schaffen und un-

fähig aufzunehmen. Mit diesem Gefühl kam ich hierher. Es war Abend; ich gedachte den folgenden Morgen weiter zu gehn. Da fragte ich den Wirth, ohne etwas dabey zu denken, was es hier zu sehn gäbe. Er zuckte die Achseln, hustete, sah an die Decke, und gestand endlich, nicht ohne Verlegenheit, in dem kleinen Städtchen sey wohl für einen Fremden, der, wie es schiene, weit herkäme, gar nichts zu sehn. Da traten mir mit einemmale alle Qualen des Vielsehns vor die Seele, und ich rief zur größten Verwunderung des Wirthes aus: Dafür sey Gott gedankt! So will ich vier Wochen hier bleiben! — Das Wort war im Scherze ausgesprochen; aber am folgenden Morgen kam es mir wie eine Weissagung vor, die ich erfüllen müßte. Lange war mir nicht so wohl gewesen, als da ich in dem netten, reinlich ausgeweißten Stübchen erwachte, wo ich jetzt einen Tisch am Fenster habe, vor dem ein Blüthenmeer im Sonnenscheine wogt, und die Schatten des Laubes, das sich um die Fenster schlingt, gar anmuthig auf meinem Papiere spielen. Gleich am ersten Morgen war es mir, als ob mir Fesseln des Krampfes von der zusammengezognen Brust fielen. Ich athmete wieder Himmelsluft, und die befreundeten Töne einer höhern Welt klangen in meinem

Innern wieder. Ich zitterte vor Freuden, als mir nach langer Zeit wieder ein Lied aus der Feder strömte; und seitdem sind mir die Götter des Gesanges freundlicher als je. Die Worte werden auf meinen Lippen zur Musik, und gestalten sich wie von selbst zum Vers; und wenn ich unter den Blüthenbäumen wandle, ist es mir eben, als ob der Boden unter mir harmonisch tönte, und die Zweige über mir süße Melodien rauschten. Mein Oheim würde mich auch jetzt wieder einen Schwärmer schelten. Aber was liegt an dem Nahmen? Und gibt es wohl etwas süßeres und frömmeres, als diese Schwärmerey, die ihren Tempel im Himmel hat, von wo ich spottend auf das armselige Treiben der Menschen herabsehen kann?

C.

Den 18ten Mai. O mein Freund, mein theurer, vielgeliebter Freund. Welch' ein gütiges Gestirn hat mich hierher geführt! In dem elenden Menschenwuste der großen Städte, die um nichts besser sind als die traurigen Steinhaufen häßlicher Termiten, hatte ich mich selbst verlohren; hier hab' ich mich wiedergefunden; ja mehr als dieß; denn alle meine Kräfte sind erhöht, mein ganzes Wesen

gereinigt; ich fühle lebendiger und tiefer als je, und jedes meiner Gefühle wandelt sich in strahlende ätherische Bilder um. Kann man wohl seliger seyn, wenn man gestorben ist, und aus dem Dunkel des Grabes in die sonnigen Gärten tritt, in denen die Blüthen unsrer Phantasie noch heller und herrlicher glänzen, als wir auch in unsern seligsten Träumen bilden mögen? Gewiß, solch ein Leben, solch ein erhöhtes überschwengliches Leben ist nur wenigen verliehn; und ich höre nicht auf meinem Schutzgeiste zu danken, daß er aus der unermeßlichen Urne dieses herrliche Loos für mich gezogen hat.

Wie ich schon früher im Genuße der neubelebten Natur und meiner eignen Thätigkeit geschwelgt, hab' ich geschrieben; aber seitdem haben meine Lebensfreuden hier einen Zuwachs und tiefern Gehalt bekommen. Ich saß eines Abends in meinem Stübchen, ohne Licht, froh des Mondenscheines, der die Bäume draußen versilberte, und des Leuchtens der Sterne, die wie neugierige Kinder-Augen durch das Laubwerk blinzelten; träumte, phantasirte, dichtete, ohne bestimmtes Ziel, so recht in der überschwenglichen Lust eines unendlichen Sehnens. Auf einmal säuselten Silbertöne durch die Stille der Nacht; erst einzeln,

leise und furchtsam; dann zusammenhängend und lauter. Doch konnt' ich nur einzelne Worte verstehn. Engel des Himmels, rief ich durch das geöffnete Fenster, wo birgst Du Dich? — Plötzlich schwieg der Gesang. Ich stürmte hinab in den Garten, der Jasminenlaube zu, woher die Töne gekommen waren. Da trat mir eine weiße Gestalt entgegen; ein Saitenspiel ruhte in ihrem Arm; sie wollte mir ausweichen. Da ergriff ich sie bey der Hand. Ist das die Sängerin? fragte ich. Sie schwieg, und ich fühlte, daß sie zitterte. Bebe doch nicht so, holde Sängerin, sagte ich, und bestrafe mich durch Dein Schweigen nicht allzu hart. — Sie that einen Schritt vorwärts nach dem Hause zu. Da schien ihr der Mond voll in's Angesicht. O Himmel, welche anmuthige Gestalt! wie zart und ätherisch ihr Wuchs! wie schwärmerisch das tiefe schwarze Aug! So blicken gewöhnliche Weiber nicht. Ich hielt sie bittend zurück, und zog sie auf eine vom Monde beschienene Bank. Sie sprach wenig; aber aus jedem ihrer Worte sprach ein wahres und tiefes Gefühl. Sie verstand mich. Schon in dieser ersten Stunde ward es mir klar, daß unsere Seelen Einem Strahle des göttlichen Wesens entflossen waren. — —

D.

Den 5ten Junius. Noch bin ich hier; aber es ist Zeit, daß ich gehe. Die Welt wird mir wieder zu eng hier; ich muß in die Ferne hinaus, damit mir die Beschränkung wieder lieb wird. Mein vorstrebender Geist bedarf des Wechsels, und in dem ewigen Einerley, wie ergötzlich auch immer, wird der Mensch zu einem Uhrwerke, das durch Schlaf und Nahrung täglich aufgezogen, Viertelstunden und Stunden regelmäßig ablevert, und auch wohl eben so regelmäßig gefühlvolle Melodien abflötet — was denn am Ende ganz abscheulich langweilig wird. Auch Mathilde treibt mich von hier weg. Das Mädchen ist gut und lieb. Sie hat Sinn für Poesie und Musik; aber Alles noch wenig ausgebildet; Alles mit zu vielem Angelernten untermischt, so daß sich ihre eigenthümliche Natur unter dem Fremdartigen fast verliehrt. Ich habe mir Mühe gegeben, sie in sich selbst zurückzuführen; sie erkennt meine Absicht mit warmem Danke; ihr ganzes Streben ist gut und lobenswerth — aber ach! warum muß sich nur in einem Mädchenherzen jedes schöne Gefühl in eine Leidenschaft umwandeln, die das Ideal, dem es nachstrebt, augenblicklich verkörpert, worauf sich dann Gott weiß wie viel Ir-

diſches, ein Verlöbniß, eine Trauung, ein ganzer Haushalt mit allen ſeinen dumpfen Umgebungen im Hintergrunde daran anſiedelt! Warlich eine ſchlechte Folie für eine Verbindung der Seelen, die nur in Licht und Freyheit gedeiht. Nun hab' ich zufällig in Erfahrung gebracht, daß das Mädchen ſo gut als verlobt iſt; daß ihr Verlobter auf Rückkehr dringt; daß ihm Gerüchte von unſerm Umgange zu Ohren gekommen ſind; daß hier im Hauſe Zwieſpalt darüber entſtanden iſt, indem der Wirth auf der Seite des Bräutigams hält, und ſie fortſchicken will, die Wirthin aber, ihre Baſe, ſie bey ſich zurückhält. Ich fürchte, daß die Wirthin, von der ich das Alles habe, und die unendlich freundlich und mittheilend iſt, die Leidenſchaft in dem Mädchen nährt, und ſo, nach der Weiber Art, Plane entworfen hat, in die ich, unter der gutmüthigen Vorausſetzung nachgiebiger Einſtimmung, verflochten werde. Da muß ich denn auf alle Weiſe fort, und es wäre ſchon geſchehn, wenn ich es einzurichten wüßte, ohne Mathilden allzu tief zu verwunden. Denn daß Liebe zu mir in ihrem Herzen gewurzelt hat, iſt nicht zu verkennen. Sie bringt halbe Nächte im Garten zu; und ſo bald der Morgen dämmert, iſt ſie wieder darinne;

und wenn sie da so auf und abgeht, und ihr weißes Gewand ihr nachflattert, und die schwarzen aufgelößten Locken auf ihrem Nacken wehn, und sie im Mondenscheine mit heller Stimme meine, nur meine Lieder singt — dann wird mir ganz unheimlich, und ich fürchte schlimmeres. Darum vermeid' ich sie auch, so viel ich kann, unter mancherley Vorwand. Aber wenn ihr dunkles Auge voll tiefer glühender Sehnsucht auf mir ruht, und mich zu fragen scheint, warum ich sie jetzt seltner aufsuche, und ob sich kein Geheimniß in meinem Herzen birgt, das ich dem ihrigen anvertrauen möchte — dann regt sich ein tiefes und fruchtloses Mitleid in meiner Brust, das sie warlich — nicht ahnden dürfte, ohne sie in Verzweiflung zu bringen. Also fort muß ich — um meinet — um ihrentwillen.

— — Diese unglückliche Geschichte verwirrt sich immer mehr. So eben hat mir die Wirthin erzählt, daß Mathilde ihrem Bräutigam den Handel aufgeschrieben habe. Da ich bey dieser Nachricht mit einem Ausrufe des Schreckens in die Höhe fuhr, stellte sie sich verwundert an, und ließ mich merken, daß sie sich eine andere Aufnahme dieser Nachricht versprochen habe. Es ist klar, daß es das Weib auf Kup-

peley anlegt. Nun bleibt mir nichts übrig, als mit dem Mädchen zu sprechen, und ihm mit möglichster Schonung — Gott helfe mir! Ich kann es nicht ausdenken. Was kann ich anders thun, als ihr das Herz zerreissen, indem ich die tiefgewurzelte Hofnung herauszieche? — Aber es muß, es muß seyn. Ich bin es mir — ich bin es ihr schuldig.

* * *

Nach einem Stillschweigen von zwey Jahren schrieb er mir aus dem väterlichen Hause, nachdem er viel umhergeschweift war, nach Osten und Westen hin, über Land und Meer, ohne bestimmten Zweck als jenen allgemeinen, die Sehnsucht seines nach Mannichfaltigkeit und Wechsel durstenden Geistes zu stillen. Sein ungeregeltes Streben war noch wie sonst; seine Hofnungen standen noch in alten Erinnerungen vor ihm; aber die Pflanze, die so schöne Blüthen versprach, hatte sich im üppigen Treiben überflüssigen Laubwerks erschöpft; er fühlte, daß seine Kraft ermattet, und mit ihr die Freude entflohn war, die er an sich und seinem Thun gehabt hatte. In diesem quälenden Gefühle ließ er nicht ab, seine

Blicke auf die Zeit zu richten, wo es besser mit ihm gewesen war: Er meinte sich dadurch zu neuer Erhebung zu stärken; aber unvermögend die eigentliche Quelle seiner Ermattung zu entdecken, oder ihr, wenn er sie ahndete, abzuhelfen, versank er in Unmuth, und allmählig in eine gänzliche Hofnungslosigkeit. In dieser Periode schrieb er oft an mich; denn auch die Verbindung, in der wir gestanden, gehörte seiner bessern Zeit an, und darum suchte er Trost in der Erinnerung daran. Andern Trost begehrte er nicht; und da er, was ihn allein hätte retten können, sich nicht zu nützlicher Thätigkeit des Lebens wenden, oder in ernster wissenschaftlicher Anstrengung seine gesunkenen Kräfte aufrichten wollte; fiel er aus der frühern geistigen Schwelgerey in die sinnliche, und fand endlich, in dem aufzehrenden Wechsel zwischen Betäubung und Erwachen, Verhärtung und Reue, seinen Untergang. Einige Bruchstücke seiner Briefe aus dieser spätern Zeit werden seinen Zustand besser schildern, als durch Beschreibung geschehen könnte.

E.

Die Nacht hat die Welt mit ihren schwarzen Mauern umbaut; ein schweres Gewölk hat sich

zwischen Himmel und Erde gelagert; kein Stern blickt mehr mit Wohlgefallen auf diesen armseligen Kothhaufen herab. So ist auch in meinem Innern jeder Stern ausgebrannt, und mein Herz stöhnt unter dem Drucke dieser freudenleeren Finsterniß. Möcht es doch seyn um mich! Aber daß ich, wie ein finsterer Geist der Nacht, wenn er über die Erde wandelt, ihr den harmlosen Schmuck raubt, und auch in andre Gemüther seinen breiten Schatten wirft und jeden heitern Lichtstrahl auslöscht, das peinigt mich am meisten. So war es sonst nicht. Wohl denk' ich des Jubels der Meinigen, wenn ich nach einer Abwesenheit wieder unter sie trat; wie sie alle so froh um mich her standen, sich zu mir drängten und mich liebkoßten. Da strahlte das Licht der Freude auf jedem Gesichte, dem ich das meinige zuwendete, als ein erfreulicher Wiederschein meiner eignen. Jetzt möchten sie auch wohl noch in meiner Gegenwart froh und heiter scheinen; aber um mich damit froh zu machen; eben als ob das durch so eiteln Schein möglich wäre. Wie mich nun das quält, ist mit Worten nicht auszusprechen. Auch entzieh' ich mich ihren Blicken so oft ich kann; denn der tiefe Kummer, der durch ihre erzwungene Freundlichkeit bricht; die

zurückgehaltenen Thränen, die beklemmene Stimme — aller der Jammer über mich und meine Verstimmung — Alles das baut eine Hölle um mich, wovon der Mittelpunkt in meinem eignen Herzen ist.

F.

Fragst Du mich, was mir eigentlich fehlt, so habe ich nur Eine Antwort: Ich mir selbst. Weiß ich denn nicht, was ich gewesen bin? weiß ich nicht, was ich jetzt bin? Wie reich damals an allem Großen und Herrlichen! Und jetzt, wie verarmt! War nicht eine Welt in meiner Seele, ausgestattet mit Allem, was Erde und Himmel nur bieten mag? und diese Welt war mein Werk, das Werk meiner immer regen, immer schaffenden Phantasie. Nun ist diese Himmelsfackel ausgebrannt; kein Prometheus zündet sie wieder an; und mit ihr ist Gemüth, Herz, Hofnung, Freude, jede edle Kraft, jedes hohe Streben abgestorben. So ist also mein besserer Theil dahin, und nur der schlechteste schleppt sich, scheinbar lebend, mir zur Qual und andern zum Jammer, zu dem offnen Grabe hin.

G.

So treibt mich denn Alles hin nach dem Abgrunde, der weitgähnend mich zu sich ruft! Ist

es nicht an der Gegenwart genug? muß auch die Vergangenheit eine Hölle öffnen, und alle Dämonen der Lüge und schwarzer Verläumdung gegen mich senden? — Du erinnerst Dich wohl noch der Zeit, wo ich ausruhend von unstetem Umherschweifen in *** verweilte, und hier mit einer Verwandte meines Wirthes in Berührung kam. Das Mädchen hatte Sinn für Poesie und Musik; ich nahm mich ihrer Bildung an, lehrte sie meine Lieder singen, und las noch andres mit ihr. Das war meine ganze Schuld. Aber eh' ich mich es versah, hatte sie eine unglückliche Leidenschaft für mich gefaßt, und, thörigte Hofnungen nährend, die ich Gott weiß es, nicht erregt hatte, lößte sie unbedachtsamer Weise eine frühere solide Verbindung auf. Es wäre mir leicht gewesen sie zu täuschen — aber verflucht sey der Mann, der die Schwachheit eines Mädchens misbraucht! Ich enttäuschte sie. Nach einer Unterredung, die ruhiger endete als ich erwartet hatte, sah sie mich abreisen, und ich verließ sie mit der Hofnung, daß sie zur Vernunft und zu ihren frühern Verhältnissen zurückkehren würde. Dabey beruhigt' ich mich. Von andern Gegenständen angezogen, dacht' ich nur selten an sie, und erhielt bey meinem Umherschweifen keine

Nachricht, die meinen Wahn hätte zerstören können. Da kömmt nun vorgestern ein Brief von dem Arzte des Irrenhauses bey B. an, des Inhaltes, daß eine der unglücklichen Bewohnerinnen dieser Anstalt, Mathilde A., nach dem Tode ihrer nächsten Verwandten, die sie seit zwey Jahren hier erhalten hätten, fremde Unterstützung in Anspruch nehme, da sie als eine Ausländerin auf freye Erhaltung kein Recht habe. Es sey ihm bekannt worden, daß ich mit dieser Person in den vertrautesten Verhältnissen gelebt, ihr die Ehe versprochen, sie aber dann heimlich verlassen habe; wodurch sie eben in ihren jetzigen hülflosen Zustand gekommen sey. Diese notorischen Umstände veranlaßten ihn, mich dringend zu bitten, mich der Unglücklichen wenigstens in so weit anzunehmen, daß ich künftig die für sie zu entrichtende Pension übernähme, da man außerdem genöthigt seyn würde, sie mit nicht geringer Gefahr für ihr Leben, nach ihrer Heimath zurückzuschicken. —

Meine Bestürzung ist unbeschreiblich. Ich kann nichts denken als die unglückliche Wahnsinnige, um meinetwillen Eingekerkerte. Um meinetwillen! — aber nicht durch meine Schuld. Verdammt sey das Otterngezücht der Verleumder, die mir Verführung, Meineid, Verrath zur Last

legen! Was auch meine Schuld seyn mag, von diesen Sünden spricht mein Gewissen mich frey.

Ich habe keine Ruhe, bis ich diese schändlichen Anklagen widerlegt, bis ich sie selbst gesehen habe. Vielleicht wirkt mein Anblick beruhigend auf sie. Mein Vater hat längst gewünscht, daß ich eine Reise zur Zerstreuung machen möchte. Gut, ich erfülle seinen Willen, um mich und ein unglückliches Geschöpf zu beruhigen. Wer weiß, wer von uns beyden dieß am meisten bedarf.

II.

Da sitze ich nun wieder seit zwey Tagen und schreibe Dir, nur um über die Qualen der schlaflosen Nacht hinüber zu kommen, und nicht immer so trostlos in mich hinein zu schauen, in die klaffende gräßliche Wunde, die krebsartig immer weiter um sich frißt, und sich mit jedem matten Herzensschlag schmerzlich erweitert. Aber ach! wenn ich die Blicke davon abwenden könnte, würden sie außer mir etwas anderes finden, als das scharfe Schwerd über meinem Haupte, oder den Abgrund zu meinen Füssen? Wo kann ein Mensch Trost finden, der sich selbst verlohren hat? Ich suchte Beruhigung auf meiner Reise — und was hab' ich gefunden? Mein Kopf ist zerstört. Bilder na-

menloſen, ſchmählichen Elendes wirren ſich in einander, wie Natternbrut ſich unauflöslich in giftige Knoten verſchlingt, und es iſt keine Stelle meines Herzens, die nicht wund und zerriſſen wäre. Ich reißte, wie ich Dir geſchrieben nach B. und eilte mit ängſtlicher Erwartung ſogleich nach dem Irrenhauſe. Meinen Nahmen verbarg ich; ſie mochten mich für einen neugierigen Fremden halten, der die Anſtalt beſehen wollte. Schon hatte ich mehrere Gänge durchwandert und mehrere Cellen beſucht, meiſt ruhiger Irren, aber doch mit ſo ſtarren, verworrenen Blicken, oder mit einer ſo widrigen Freundlichkeit, daß mir in meinem Innerſten ſchauderte, und ich faſt meinen Entſchluß bereute. Jetzt lenkte mein Führer in einen andern Gang ein, und von fern ſchon kam mir ein gellender Geſang entgegen, der ſich ohne Zuſammenhang in unmelodiſchen Sprüngen bewegte. Das iſt die Poetin, ſagte mein Führer. So wird ſie im Hauſe genannt, weil ſie nichts als wunderliches Zeug in Verſen ſpricht, und eben ſo wunderliche Dinge ſingt. Sie hat jetzt ihre guten Tage; aber es wird nun nicht mehr lange dauern; denn wenn die Blüthenzeit eintritt, verſinkt ſie in ein tiefſinniges Schweigen, worauf denn gewöhnlich, bald früher bald ſpäter, die

Raserey ausbricht. Dann leidet sie keine Bekleidung an sich, und meistentheils muß sie angeschlossen werden, wenn die Wuth allzu heftig wird. Das dauert dann meist drey oder vier Wochen mit abwechselnden Paroxysmen, bis sie wieder in ihr Singen und Phantasiren verfällt. — Der Führer, an solche Erscheinungen gewöhnt, sagte das Alles mit einer Ruhe, als ob es die alltäglichsten Dinge gewesen wären, ja, zum Theil mit einem gräßlichen Anstrich von Scherz; während mir der Athem verging, und ich, bebend und schaudernd, unschlüßig war, ob ich mir die Celle sollte öfnen lassen. Hätte ich diesem Gedanken gefolgt, vielleicht wär' es besser gewesen. Aber als ich meine Schritte in der Nähe der Thür hemmte, hörte ich deutlich, daß die Unglückliche einige Verse aus meinen Liedern sang; drey oder vier in guter Ordnung; dann aber sprang sie plötzlich in ein anderes über und in eine andre Melodie. Ich nahm mich zusammen. Es kam mir wie schimpfliche Feigheit vor, wenn ich zurückwiche. Die Thür wurde geöffnet, und ich trat ein. Mathilde saß mit dem Rücken nach der Thür gekehrt auf einem hölzernen Schemel; ihr langes Haar hing aufgelößt über den Rücken herab; aber ach, diese Locken, die vormals an Glätte, Glanz und Farbe

dem Gefieder des Raben glichen, waren jetzt mit Grau gemischt, und hingen ungeordnet und verworren umher. Sie hielt ein kleines Spiegelchen in der Hand, wie Kinder in ihren Puppenstuben haben, und betrachtete sich darinn mit affectirten Gebehrden, ohne doch vom Singen abzulassen. Ihr Anzug war höchst ärmlich und vernachläßigt; ihre Arme zur Hälfte entblößt und abgezehrt. Als sie Geräusch hinter sich hörte, kehrte sie sich rasch nach mir um; sah mich mit düstern Blicken vom Kopf bis zu den Füßen an; dann wieder in ihr Spiegelchen, als ob sie meine Gestalt mit der ihrigen vergleichen wollte; schüttelte den Kopf einigemal mit immer steigender Heftigkeit, und begann dann ganz plötzlich mit einer gellenden durchschneidenden Stimme einen neuen Gesang. Ich war erstarrt; die Stimme versagte mir; meine Brust war von Entsetzen zusammengeschnürt. Kaum hatte sie eine Zeile gesungen, als sie plötzlich schwieg, und sich mit entstellten Gebehrden auf ihr dürftiges Bett warf. Jetzt, sagte der Führer, fängt ihre schlimme Zeit wieder an; das sind die Vorboten. Ich muß Sie bitten, sich zu entfernen; denn ich muß nun den Krankenwärter zu ihr schicken. Wir gingen. Meine Füsse zitterten unter mir; und nachdem ich für die küns-

tige Pflege der Unglücklichen gesorgt hatte, eilte ich schneller hinweg, als ich gekommen war. Und nun schaut mich ohn' Unterlaß ihr blaßes abgezehrtes Gesicht aus der Tiefe meines Innern an; der düstre Blick aus den schwarzen eingesunknen Augen; das früh ergraute Haar; die ganze elende, sonst so zierliche Gestalt; ihr wilder Gesang zerreißt mir Ohr und Herz, und ich verwünsche den Tag, der mich mit ihr zusammengeführt, und durch die unglücklichste Fügung ihr Verderben begonnen hat.

I.

Wie ein Freund, der die Geliebte überrascht, ist der Frühling zur Erde herabgestiegen. Der Schleyer ist zerronnen, mit dem sich das erquikkende Licht seit Wochen umhüllt hatte; und nun schimmert Alles, und saugt Leben und Lust an dem freundlichen Strahl. Wie kochte und schäumte sonst in dieser Jahrzeit mein Blut! wie trank ich so gierig ein begeisterndes Leben an der Brust der Natur; der Biene gleich, die sich taumelnd vor Lust in jeden Blumenkelch einwühlt, und mit süßer Fülle köstlichen Nectars daraus zurückkehrt! Wie selig war ich damals! wie reich in der Fülle meines innern Lebens! Wie die Blüthen aus den Zweigen quellen, so quollen Gedanken, Worte,

Töne und Bilder aus meiner Seele, und der Früh=ling in meinem Innern war noch herrlicher, als der, mit dem ſich die Erde ſchmückte. Und jetzt! — Erſt ſind die Blüthen abgefallen; dann iſt das Laub verwelkt, und nun ſtehe ich und ſtrecke die nackten Zweige flehend zum Himmel empor, und ſchmachte nach einem Tropfen jenes Vertrauens, jener Freudigkeit und Lebensluſt, in der ich ſonſt, wie in einem uferloſen Meere ſchwamm. Ach ich war ſo ſtolz; ſtolz bis zum Uebermuth. Mit erhe=benem Scheitel ging ich unter den Menſchen ein=her; die Erde war mir zu ſchlecht; nur mit Göt=tern wollt' ich verkehren, an ihrem Tiſche mich be=rauſchen — ich wähnte mich ſelbſt einen Gott. Denn wer ſich mir näherte, Eltern, Geſchwiſter, Freunde, Mitbürger, Alle waren glücklich durch mich. Alle ehrten mich. Ich war ihre Freude, ihr Stolz. Jetzt betrüb' ich ſie nur. Unerträg=lich und immer unerträglicher wird mir dieſes de=müthigende Gefühl. Oft um es los zu werden — warum ſollt' ich Dir nicht auch dieß geſtehn, wie Alles andre? — oft ſuch' ich Vergeſſen und Ruhe in berauſchendem Getränk. Aber ach! der Rauſch verfliegt über Nacht, und dann packt mich daſſelbe Gefühl, gleichſam ſtrafend, mit noch grim=migern Klauen an, und reißt mich zu neuem

Rausche hin. So seh' ich Hohnlachend meinem Versinken zu, und wüthe zugleich gegen das Schicksal, gegen die Armseligkeit der menschlichen Natur und gegen mich selbst. —

K.

Heute hatte ich eine Unterredung mit meinem Vater, die mich vollends zu Boden geworfen hat. Er beschwor mich — der tiefgebeugte ehrwürdige Greis beschwor mich, diesem unseligen Zustande ein Ziel zu setzen, und mich einem Geschäfte zu widmen, das mich zerstreuen und erheitern könnte. Gewiß er hat Recht. Es würde mir gut seyn, so ein ehrbares, bürgerliches, recht nützliches und einträgliches Geschäfte zu treiben; und hätt' ich es je gekonnt, es stände mit mir anders als jetzt. Ach er weiß nicht, daß es eben der Ekel vor dem gemeinen menschlichen Treiben, daß es meine Unfähigkeit mich darein zu versenken ist, was mich zu Grunde richtet; daß mich der Schmerz aufreibt, dieses nicht wählen, und das Höchste, wornach ich strebe, nicht erreichen zu können; und daß ich eben darum verzweifle, weil ich an Himmelskost gewöhnt, nun wie ein Wurm im Schlamme wühlen soll. — Ich sollte mich, sagte er, ich sollte ihn aus diesem Jammer reißen. — Wohl! dieß

geziemt mir. Ich kann ihnen, ich kann mir nichts mehr seyn. So ist es denn besser, daß ich scheide, und mit einem einzigen herzhaften Streiche diesen furchtbaren Knoten zerhaue. Wenn drückende Gewitterschwüle auf der Erde liegt, und alles Leben ermattet, wer erkauft da nicht gern mit dem Schrecken über einen heftigen Donnerschlag die Rückkehr der kühlen und erquickenden Luft? So sey es denn. Sie werden trauern, wenn ich unter die Erde gehe; aber hat sie mich einmal in ihre Arme genommen, so wird wieder Ruhe bey ihnen einkehren; sie werden wieder aufathmen und sich und mich glücklich preißen. Ach das ist jetzt das Einzige, womit ich ihre Liebe lohnen kann! —

* *

Fast zugleich mit diesem Briefe erhielt ich die Nachricht, daß der Arme den Tod im Wasser gefunden. Sein Vater überlebte ihn nur kurze Zeit; aber noch in seinen letzten Stunden warf er sich die Schwachheit in der Erziehung seines Sohnes, und den thörigten Wahn vor, daß so ausgezeichnete Gaben der Zucht nicht bedürften. Nur der beschnittene Weinstock trägt gute Früchte; und der

kräftige Wasserstrahl, der sich zum Himmel erhebt, hätte sich im Sumpfe verlohren, wäre nicht seine Kraft gesammelt und durch enge Beschränkung verstärkt worden.

49.

Auf einer Reise durch Westphalen kam ich nach Berleburg. Mein Wagen war auf den felsigen Wegen beschädigt worden, und einige Schrauben zerbrochen. Ich hielt also bey einer Schmiede vor dem Thore an, und ließ zugleich einen Schlosser herbeyrufen, der seine Werkstätte in der Nähe hatte. Da ich eilig war, und Marburg noch vor Nacht zu erreichen wünschte, drang ich mit einiger Heftigkeit auf schleunige Arbeit. Der Schmidt antwortete nichts. Der Schlosser aber, ein Mann von feiner Bildung, erwiederte mit großer Bescheidenheit: Einige Geduld werden Sie doch haben müssen. Unter drey Stunden kann die Arbeit nicht geliefert werden; aber dann gewiß. — Nicht eher? fragte ich unmuthig. — Nein, mein Herr,

antwortete der verständige Mann; es wäre mir leicht, sie Ihnen in einer Stunde zu versprechen, und Sie dann noch zwey Stunden warten zu lassen. Dieß würde Ihnen aber nicht angenehm seyn. — Gewiß nicht, antwortete ich. Aber ich darf mich doch auch auf die Zusage verlassen? — Wir versprechen nichts, was wir nicht halten können, erwiederte der Mann.

Ich sprach nun in einem benachbarten Wirthshause ein, wo ich den Wagen unter den Augen hatte. Ist der Schlosser da drüben ein geschickter Mann? fragte ich den Wirth. — Sie finden keinen bessern in der ganzen Gegend. Es fehlt überhaupt unsern Schmidten, Wagnern und Schlossern nicht an Uebung. Die schlechten Wege umher sind ein fruchtbarer Acker für sie. — Es scheint sich aber Zeit zur Arbeit zu nehmen, sagte ich. — Nicht mehr als unumgänglich nöthig ist, antwortete der Wirth. — Nun, wenn er nur Wort hält, und in drey Stunden fertig ist. — Wenn er Ihnen dieß versprechen hat, so ist sein Wort so gut und besser, als das Wort von Königen und Kaisern.

Dieses nachdrückliche Zeugniß, das auch mit dem festen und bescheidenen Wesen des Schlossers übereinstimmte, veranlaßte mich, noch weiter na

dem Manne zu fragen, mehr um die Zeit hinzubringen, als aus einer besondern Absicht. Diese Familie, sagte der Wirth, ist noch eines der wenigen Ueberbleibsel einer Zeit, von der unsere Väter nicht genug sagen konnten. Sie werden vielleicht gehört haben, daß sich in den zwanziger und dreyßiger Jahren unter dem Grafen Casimir viele besondere Leute hier zusammenfanden. Die einen nannten sie Schwärmer und Fantasten, und sagten ihnen mancherley Böses nach; die andern verehrten sie wie Heilige. Die meisten dieser Männer hatten sonderbare Schicksale gehabt; sie hatten die Welt durchzogen und Buße gepredigt; einige hatten um des Glaubens willen Verfolgungen, Gefängniß und Drangsale aller Art erfahren, und wurden eben deswegen von ihren Freunden als Zeugen der Wahrheit hochgepriesen. Was es mit diesem Glauben für eine Bewandniß hatte, weiß ich nicht zu sagen; aber der Graf meinte, daß Leute, die allen Vortheilen dieser Welt entsagten, bloß darum weil sie fest an ihrem Glauben hielten, keine schlechten Leute seyn könnten; und darinn mochte er Recht haben; mochte es auch mit dem Uebrigen seyn, wie es wollte. Ihre Meinungen waren vielleicht sonderbar; aber niemand konnte sagen, daß sie Unrech-

tes thäten; vielmehr gingen sie andern mit gutem Beyspiel vor; und wie sie selbst einen christlichen Lebenswandel führten, so ermahnten sie auch die Andern dazu. Sie haben, wie mir mein Vater oftmals gesagt, manchen wüsten Menschen auf den rechten Weg gebracht; uneinige Eheleute versöhnt; Zwiespalt zwischen Eltern und Kindern, Verwandten und Nachbarn ausgeglichen — mit Einem Worte vieles gethan, was die Pfarrer hätten thun sollen, aber nicht thaten. Denn diese schmälten und donnerten nur von den Kanzeln auf die Separatisten, wie sie sie nannten, und machten dadurch das Uebel, wenn es eines war, immer schlimmer.

Und zu dieser Art von Leuten, sagte ich, um den Wirth, der sich in die Geschichte des Berleburger Separatismus verlehr, wieder auf den Weg zurückzubringen; zu dieser Art von Leuten gehörte der Schlosser? Aber der Mann kann ja nicht aus jener Zeit seyn. Er ist höchstens ein Vierziger. — „Er nicht, antwortete der Wirth, aber sein Schwiegervater, der ihn als einen verlohrnen Waisen zu sich genommen und erzogen hat. Das ist ein gar ehrwürdiger Mann; und wenn man von den Schülern auf die Lehrer schließen darf, so müssen auch die sehr achtbare

Männer gewesen seyn.“ Was mir der Mann noch weiter von dieser Familie sagte, weckte den Wunsch in mir, jenen Rest der Berleburgischen Enthusiasten — denn so waren sie mir immer geschildert worden — von Angesicht zu Angesicht zu sehn. Nichts ist leichter, sagte der Wirth. Sie dürfen nur nach der Werkstatt hingehn. Da finden Sie einen alten Mann mit schneeweißen Haaren, groß und stark, und gar nicht wie man sich einen Achtziger denkt. Er ist entweder selbst mit einer Arbeit beschäftigt, oder gibt Rath zu einer Arbeit, und sieht auf das, was geschehn soll, damit es recht geschieht. Wenn nichts von dem nöthig ist, liest er in der Bibel oder in andern erbaulichen Schriften.

Ist er umgänglich? fragte ich.

Ob er gesprächig ist, meinen Sie? Gar sehr. Er weigert keinem die Antwort, worüber man ihn auch fragen mag; und an Sonn- und Fest-Tagen hat er immer Leute um sich, alte und junge, die ihm zuhören und von geistlichen Dingen mit ihm sprechen.

Lehrt und predigt er denn? fragte ich.

Das nicht eben, antwortete der Wirth. Er antwortet auf das, was man ihn fragt; oder spricht von der vergangenen Zeit, von seinen Leb-

vern, ihren Schicksalen und seinen eignen. Predigen kann man das nicht nennen, ob er gleich gelegentlich viele gute und erbauliche Dinge sagt.

Die Neigung zu alten Leuten, die mir wohl angebohren seyn mag, und eine gewiße Verliebe zu denen, die man die Stillen im Lande nennt, erlaubte mir nun nicht länger zu verziehn, und obgleich erst eine Stunde seit meiner Ankunft verflossen war, die Arbeit also noch nicht vollendet seyn konnte, so begab ich mich doch nach der Werkstatt meines Schlossers, zu der man durch einen mit hohen schattigen Bäumen bepflanzten Hofraum kam. Unter einem dieser Bäume war ein Tisch befestigt, an welchem der alte Meister saß, wie mir ihn der Wirth beschrieben hatte, mit schneeweißen Haaren und entblößtem Haupte. Er las in einem großen Buche, und in einiger Entfernung von ihm saßen zwey strickende Mädchen, seine Enkelinnen. Nachdem ich ihn begrüßt hatte, fragte ich nach der bestellten Arbeit. — Sie werden sie in zwey Stunden erhalten, sagte er. — Sehr gut, antwortete ich. Wenn ich nicht störe, so möchte ich wohl hier im Schatten ihre Beendigung erwarten. Der Tag ist schön; aber die Luft noch sehr schwül. — Wie es in dieser Jahreszeit zu seyn pflegt, erwiederte der

Greis, indem er mich gegen ihm über niedersetzen ließ. In den langen Tagen hat die Sonne Zeit Alles recht durchzuglühn. Den Früchten des Feldes bekömmt das wohl. — Ich kann doch auf dauerhafte Arbeit rechnen? fragte ich weiter. Denn, wie ich höre, ist der Weg nach Marpurg auch sehr schlecht. — So dauerhaft als Menschenhände machen können, war die Antwort.

Der alte Mann sprach diese Worte ohne Nachdruck, aber auf eine Weise aus, welche zeigte, daß er gewohnt war, für seine Worte Glauben zu finden. Ich hatte jetzt Zeit gehabt, seine Gestalt in's Aug zu fassen. Man sah ihm an, daß viele Jahre und Stürme an ihm vorübergegangen waren; aber wie in den Alpen die erstarrten Wellen des Eismeers die Geschichte alter Stürme erzählen, jetzt aber fest und unbeweglich ruhn; so war auch in dem Angesichte dieses Greises, und in dem heitern ungetrübten Auge eine Ruhe und Sicherheit, welche die Ruhe eines geordneten Gemüthes zurückstrahlte. Seine Züge waren kräftig, durch Freundlichkeit gemildert, ohne eine Spur fanatischen Trübsinns oder der lästigen Anmaaßung, die man nur allzu oft bey denen findet, die sich eines bessern Glaubens als andre rühmen. Da ich sah, daß das Buch, in welchem

er las, eine Berleburger Bibel war, fragte ich ihn, ob er die Herausgeber dieſes Werkes gekannt hätte; und nannte ihm die Nahmen von einigen. Er ſah mich bey dieſer Frage aufmerkſam an, als ob er meine innere Geſinnung erforſchen wollte, und da er auf meinem Geſichte Ernſt und Achtung finden mochte, antwortete er: „Ich habe das Glück gehabt, ſie zu kennen; und wenn ich in dieſem Buche der Bücher und deſſen Auslegung leſe, iſt es mir eben, als ob ſie aus ihren Gräbern aufſtiegen, und als ob ich ſie, wie ſie hienieden in dieſem Thale der Finſterniß thaten, das ewige Wort der Wahrheit verkündigen hörte.“ Dann ſetzte er hinzu: „Damals begann Gottes Angeſicht den Menſchen hell zu leuchten. Es hat ſich ſeitdem wieder verdunkelt; darum ſind die Wächter blind geworden und wiſſen nichts; und ein jeder ſieht auf ſeinen Weg und geizet für ſich. Doch lebt Gott noch, und die Tage des Heils können wieder kommen. Er macht ja, wie die Schrift ſagt, die Blinden ſehend; er löſet die Gefangenen; und richtet die auf, die niedergeſchlagen ſind.“ — Ich fragte ihn, ob man nicht Unrecht habe anzunehmen, daß Gott ſein Angeſicht von der Erde abgekehrt habe, da dieſe täglich und überall in ihrer Blüthe und Herr-

lichkeit von Gottes Obhut und Fürsorge zeuge? — Nach menschlicher Weise, antwortete er, ist das schon recht gesprochen. Freylich läßt Gott die Sonne aufgehn über Gerechte und Ungerechte; der Thau befeuchtet die Erde, und der Regen befruchtet sie; und nichts von dem Allen geschieht ohne Gott. Das sehen die Menschen auch wohl ein, und danken ihm an Erntefeste und sonst für solche leibliche Gaben. Aber ist dieß genug zur Gottseligkeit? oder ist die Erlangung zeitlicher Güter das Ziel eines christlichen Lebens? — Gewiß nicht, antwortete ich. Aber ist nicht die Dankbarkeit für den Empfang solcher Güter, die das Leben nun einmal nothwendig fordert, ein Zeichen christlicher Gesinnung und innerer Frömmigkeit?

Der Alte schüttelte den Kopf, sah einen Augenblick vor sich hin, und sagte dann: „Ich will den Dank für zeitliche Güter nicht tadeln; aber er ist noch nicht die erste Sprosse auf der Leiter, die zum Himmel führt. Wie möchte denn das einen Werth bey Gott haben, was zu unterlassen schändlich und ruchlos wäre? Das ist aber eben die Blindheit der Welt, daß, wenn sie nur das Schändliche unterläßt, sie schon genug zur Seligkeit gethan zu haben glaubt.“

Da ich fürchtete, der gute alte Mann möchte sich allzu sehr in eine dunkle Ascetik vertiefen, antwortete ich hierauf nicht, sondern fragte ihn, nach einigen Vorbereitungen, auf welche Weise er selbst zur rechten Erkenntniß gekommen sey. — „Zuerst und vor allen Dingen, antwortete er, durch die Gnade Gottes; dann durch die Leiden, die er mir gesendet hat. In der Noth schrie ich zu ihm und er antwortete mir. Denn wie die Sonne, wenn sie aufgeht, die ganze Erde überstrahlen will, und es ihre Schuld nicht ist, wenn sich Gewölk dazwischen legt und ihr Licht verdunkelt; so ist Gott auch immer bereit zu den Menschen zu sprechen; aber wenn die Lust der Welt allzu laut um sie her braußt, hören sie seine Stimme nicht, und begehren sie nicht. Dann verbirgt er sich ihnen wohl, bis sie in großer Noth von selbst zu ihm rufen. Auch zu mir hat er gesprochen; aber ich wußte es nicht; er hat mich gewarnt; aber mein bethörtes Herz ahndete nicht, von wannen die Warnung kam. Er hat mir Krankheiten als Boten geschickt; aber da ich nicht wußte, wessen die Boten waren, so erzürnte ich mich gegen sie, und wandelte fort auf dem Wege der Finsterniß, und trat auf den Weg der Sünder, und saß wo die Spötter

sitzen. Endlich ward ich denn doch, wie die Schrift sagt, auf den rechten Ambos gelegt, und mein Gebein ward zermalmt, und an dem Rande des Abgrundes erkannt' ich den Herrn. Fleisch und Blut sträubt sich freylich gegen diesen Weg; aber was sind denn alle Leiden der Welt gegen die Herrlichkeit, die an uns soll offenbaret werden? Haben nicht auch die Heiligen und die Blutzeugen, ja, unser Herr und Heiland selbst durch die enge Pforte der Leiden zum ewigen Reiche und der Herrlichkeit Gottes eindringen müssen?"

Ich stimmte dieser Rede bey, indem ich sagte, in körperlichen Leiden fände der Geist oft erst, wie mächtig er sey; wie sich denn auch der jugendliche Körper oft erst durch Fieber und Krankheit entwickle. Zugleich aber bezeigte ich ein Verlangen, etwas mehr von dem zu vernehmen, wodurch er belehrt und zur Erkenntniß gebracht worden sey. Es ist nicht leere Neugierde, setzte ich hinzu, was mich zu dieser Bitte bewegt, sondern der lebhafte Wunsch, überall, wo es nur möglich ist, den Wegen Gottes nachzuforschen, und mich da, wo sie sichtbar werden, durch ihre Betrachtung zu belehren und zu erbauen.

Nachdem nun der alte Meister diesem Grunde meiner Bitte seine volle Zustimmung gegeben

hatte, fing er seine Erzählung ohngefähr mit folgenden Worten an: „Ich bin als eine Waise aufgewachsen. Meine Eltern starben früh, und ich habe kaum noch eine Erinnerung von ihnen, als daß meine Mutter immer, wenn sie mich zu Bette brachte, einige lange Gebete über mir hersagte, von denen sie behauptete, daß sie die bösen Nachtgespenster entfernt hielten; und daß mein Vater, der ein heftiger Mann war, sie eines Tages in meiner Gegenwart schlug, weil sie über dem Beten einiges in der Wirthschaft verabsäumt hatte. Nach ihrem Tode kam ich zu einem Vormunde, der mich in die Schule schickte, dann bey einem Schlosser aufdingen ließ, übrigens aber sich wenig um mich bekümmerte. Ich wuchs auf, wie die meisten andern, ohne Zucht und Furcht Gottes. Die Lehrer, die mich unterweisen sollten, waren Blinde, die einen Blinden führten; und nachdem ich in ihrer Schule den Katechismus und eine Anzahl Lieder und Gebete auswendig gelernt hatte, ohne etwas davon zu verstehn oder zu Herzen zu nehmen, war ich, wie es hieß, mit meinem Christenthume fertig, und wurde zur Gemeinschaft der Kirche zugelassen. Ich war nun herzlich froh des Schulzwangs los zu seyn, und wenn ich an Sonn- und Fest-Tagen in die Kirche ging, gaffte

ich umher, dachte an weltliche Dinge, und erwartete mit Sehnsucht das Ende der langen Predigt, um dann den Rest des Tages mit andern Purschen meines Alters verschwärmen zu können."

„Der Acker des Herrn wurde zu jener Zeit keineswegs nach der rechten Weise gebaut, und die Führer der christlichen Heerde wandelten, in diesen Gegenden wenigstens, auf den Wegen der Finsterniß. Statt die frohe Botschaft von der Liebe Gottes zu verkündigen, und die Herzen zu dem innern Leben in Gott zu erwecken, waren ihre Predigten voll unchristlichen Haders gegen die Andersgesinnten, und indem sie diese, auch wenn sie Amtsbrüder waren, mit geballten Fäusten und glühenden Gesichtern verdammten, streuten sie, wie der Feind im Evangelio, das Unkraut giftiger Zwietracht aus. So gaben sie denn auch im gewöhnlichen Leben das Beyspiel der Unverträglichkeit und des Hochmuthes; und wie von den Pharisäern geschrieben steht: Sie saßen gern oben an über Tisch und in den Schulen, und hatten's gern, wenn sie gegrüßt wurden auf dem Markte, und thaten ihre Werke, damit sie von den Leuten gesehen würden. Daher mochte es denn wohl kommen, daß fromme Männer und Frauen von ihnen abwichen, weil sie aus dem

Evangelio wußten, des Christenthums rechte Weise sey Demuth, und ein Wandel in der Furcht Gottes, und Liebe des Nächsten aus Liebe zu Gott. Und viele traten damals auf und sagten, nicht denen allein, die große Denkzettel und breite Säume trügen, wäre die Kirche Christi anvertraut, sondern jeder sey ein rechter Priester, der nach Christi Geboten thue, und sich und seinen trotzigen Willen Gott opfre. Da geschah es denn, daß viele sich dem öffentlichen Gottesdienste entzogen, und in der Stille mit den übrigen beteten, und durch Lesen der Bibel und der Schriften erleuchteter Männer die wahre Weisheit suchten. Und das brachte die bestellte Geistlichkeit noch mehr auf, und das Predigen gegen Sectirer und Separatisten nahm kein Ende, und der Zwiespalt vermehrte sich, so daß niemand mehr wußte, wo die Wahrheit zu finden sey."

„Ich für meine Person kümmerte mich damals wenig um diese Händel, da ich in irdischer Lust gänzlich verstrickt war; ja, ich mied und verspottete diejenigen, die man die Stillen im Lande nannte, weil ich mir wohl sagen konnte, daß mein weltlicher Sinn mit ihrer Art und Weise nicht zusammenstimmte. So wär' ich auch vielleicht bis an mein Ende fortgetaumelt, wenn

Gott nicht Unglück über mich verhängt, und mich so von dem Wege der Sünder abgerufen hätte. Die Sache trug sich so zu. Es wohnte hier in der Stadt eine junge Bürgerwittbe, die eine Neigung zu mir gefaßt hatte, und mir von fern her Anträge machen ließ; ich aber ging nicht darauf ein, theils weil mir ihre Person nicht recht gefiel; theils aber und noch mehr, weil ich meine Jugend und Freyheit genießen wollte. Sie ließ sich aber nicht abschrecken; sondern suchte Gelegenheit mit mir zusammen zu seyn, und knüpfte denn immer solche Gespräche an, die ich leicht zu meinem Vortheile hätte wenden können. Da ihr dieses aber mislang, versuchte sie mich durch ihren Reichthum, indem sie mich eines Tages rufen ließ, um einen Schrank zu öffnen, zu dem sie den Schlüssel verlohren zu haben vorgab. Nachdem ich dieses bewerkstelligt hatte, sah ich in dem geöffneten Schranke, außer mannichfaltigem Schmucke und Kleinodien, die recht geflissentlich zur Schau darinne aufgehangen waren, mehrere Säcke mit Geld, vielerley Silberwerk, und manches andre, was die Habsucht reizen konnte. Die Eigenthümerin zeigte mir selbst Alles, und machte mich auf das Kostbarste darunter aufmerksam, und schmeichelte mir zugleich auf alle Weise, und da

der Abend darüber herbeygekommen war, ließ sie mich nicht fort, sondern setzte mir zu essen vor, und starkes Getränk, dergleichen ich nicht gewohnt war, und gelangte so zu dem sündlichen Zwecke, den sie sich vorgesetzt hatte. Kaum aber war mein Rausch nach einigen Stunden Schlafes verflogen, als mich meine That gereute, und ein heftiger Unwille gegen die Verführerin mich ergriff; so daß ich mich unvermerkt von ihrer Seite wegstahl; die Hausthür, die nur mit einem innern Riegel verschlossen war, öffnete, und einige Stunden nach Mitternacht in mein Haus zurückkam. Als ich nun am folgenden Morgen, immer mit bitterm Verdruß an die verflossene Nacht zurückdenkend, bey der Arbeit war, traten zwey Abgeordnete des Criminalgerichtes bey mir ein, und begehrten in meinem Hause Nachsuchung zu thun. Da ich schlechterdings von nichts wußte, was zu einem Verdachte hätte Veranlassung geben können, und auf nichts stolzer war, als auf meinen ehrlichen Nahmen, gerieth ich, bey der Stimmung, in der ich mich so schon befand, über ihr Begehren in den heftigsten Zorn, und da ein Wort das andere gab, warf ich endlich die beyden Gerichtspersonen auf die Straße hinaus, und verschloß meine Thür. Nach Verlauf einer kur-

zen Frist kam ein Commando, das mit Gewalt bey mir eindrang und mich in den Bürgergehorsam führte. Die Nachsuchung aber wurde nun ohne mich von einigen Amtspersonen und ihren Dienern vorgenommen; und ich, in Folge derselben, noch an dem nemlichen Tage in das Criminalgefängniß abgeführt."

„Das, was hierzu Veranlassung gegeben hatte, war folgendes. Als die Wittbe, bey welcher ich, wie gesagt, einen Theil der Nacht zugebracht hatte, mich beym Erwachen nicht mehr fand, faßte sie einen schlimmen Verdacht, und fand in der That den Schrank, der ihre Schätze enthielt, geöffnet und seines kostbarsten Inhaltes beraubt. Eine Dienstmagd war Zeuge dieser Entdeckung, und da die Beraubte in ihrer Bestürzung mich als den Räuber nannte, holte die Magd sogleich, ohne einen Befehl zu erwarten, die Gerichtspersonen herbey, welche die Aussage der Magd und der Wittbe über den Diebstahl und den wahrscheinlichen Thäter aufzeichneten. Die Beraubte zeigte bey diesem Verhöre große Verlegenheit, zumal da die Magd aussagte, daß sie einige Stunden nach Mitternacht Geräusch gehört, und beym Nachforschen die Hausthür offen gefunden habe. Daß ich gegen Abend den Schrank in Gegenwart ihrer

Frau geöffnet und seinen reichen Inhalt gesehen hatte, bezeugte sie auch; dann, meinte sie, möchte ich mich wohl im Hause versteckt gehalten haben, um den beabsichtigten Raub in der Nacht vorzunehmen."

„Alles sprach jetzt gegen mich. Ein Bündel meiner Werkzeuge war bey dem Schranke gefunden worden; mein spätes Nachhausekommen hatten die Nachbarn bemerkt; ein Becker hatte mich sogar ängstlich umherschauend, aus dem Hause der Wittbe schleichen sehn; endlich hatten die Gerichte bey der Haussuchung einige Kleinodien in meiner Werkstatt versteckt gefunden, die ich gestand in dem Schranke gesehen zu haben, ohne doch begreifen zu können, wie sie in meine Wohnung gekommen waren. Ich gestand jetzt Alles, was nicht zu verbergen war, leugnete aber den Diebstahl mit aller Standhaftigkeit eines guten Gewissens ab, und die harte Behandlung, die ich deshalb erfuhr, änderte in meiner Aussage nichts. Der Richter hielt mich für einen verstockten und höchst gefährlichen Verbrecher, den man zum Geständnisse zwingen müßte; und nachdem lastende Ketten, dunkles Gefängniß und unterirdische Kerker vergeblich an mir versucht worden waren, wurde mir endlich die Folter zuer-

kannt. Für's erste blieb es beym Schrecken; und da ich beym Leugnen beharrte, wurden die vorigen Mittel noch geschärft, und das schlimmste mir angedroht. Ich war auf Alles gefaßt, und weiß in der That nicht, ob ich bey noch größern Martern die Kraft gehabt hätte bey der Wahrheit zu bleiben. Durch das langwierige Gefängniß war ich gegen das Leben gleichgültig geworden; mein guter Nahme war unwiederbringlich verlohren; ich sah nichts als Jammer und Elend vor mir; und so hätt' ich mich vielleicht aus bloßem Ueberdruße der größten Verbrechen schuldig bekannt, wenn nicht Gott sich meiner erbarmt und meine Unschuld an das Licht gebracht hätte."

„Die Magd, welche das erste Werkzeug meiner Verhaftung gewesen war, hatte einen Polizeydiener geheirathet. Dieser Mann hatte sich dem Trunke ergeben; die Frau war zanksüchtig; täglich kam Hader und Rauferey unter ihnen vor, wobey nicht selten Worte fielen, die den Hausgenossen und Nachbarn bedenklich schienen. Endlich ging der Mann auf und davon. Die Frau beklagte sich, daß er sie bestohlen habe; da sie die Sache aber nicht zur Anzeige brachte, so hätte sie auch keine weitern Folgen gehabt, hätte er

nicht eine geringe Summe fremden Geldes, statt sie an den befohlnen Ort zu tragen, mit sich fortgenommen. Um dieser Kleinigkeit willen ward er gerichtlich verfolgt, in Lübeck festgehalten, und an die hiesigen Criminalgerichte ausgeliefert. Ein Theil des Raubes, der mir zur Last gelegt wurde, fand sich bey ihm — das Uebrige war von ihm verkauft worden, — und durch so sichtbare Zeichen überführt, gestand er die That sogleich beym ersten Verhör. In derselben Nacht, die ich bey der Wittbe zugebracht hatte, war er mit der Magd zusammen gewesen, und da dieser das Geheimniß ihrer Herrschaft nicht unbemerkt geblieben war, hatten sie beschlossen bey so günstiger Gelegenheit den längst gefaßten und immer nur aufgeschobenen Plan auszuführen. Der Schrank war mit meinen Werkzeugen geöffnet und ausgeräumt worden, und da der Mann bey der Haussuchung gegenwärtig war, hatte er einige recht kenntliche Stücke seines Raubes unvermerkt bey mir versteckt, und dann selbst wieder aufgefunden. Die Untersuchung war schnell geendigt; der Kerl wurde gehenkt; die Frau hatte sich selbst ihr Recht angethan. Die thörigte Wittbe starb aus Gram über ihren verlohrnen Ruf; und ich wurde mit einigen Beyleidsbezeigungen, aus dem

Kerker entlassen, in welchem ich achtzehn Monate lang geschmachtet hatte."

„Diese Zeit war nicht ganz für mich verlohren gewesen. Ich hatte in meinen Leiden, die mit einem schmachvollen Tode zu endigen drohten, den Finger Gottes erkannt, indem ich sie als Strafe meines ruchlosen Lebens betrachtete; aber es fehlte noch viel, daß ich nach dieser Strafe mit Demuth unterworfen, oder, wie ich hätte thun sollen, Gott dafür gedankt hätte. Indeß war doch der harte Fels meines Herzens erweicht, so daß der gute Saame darinne wurzeln konnte; und die Dämmerung brach an, da meine Seele vorher, wie der Prophet sagt, nichts als Finsterniß gewesen war. Das Uebrige hat die Gnade Gottes in mir gewirkt. Denn, wie ein frommer Mann sagt, den die Kinder der Welt, die Pharisäer und Schriftgelehrten unsrer Zeit, einen Ketzer schalten, weil er dem innern Lichte der Wahrheit folgte, und ihn in einen Kerker sperrten, wo er starb; wie dieser Mann in seinem geistlichen Wegweiser sagt, die göttliche Lehre wird nicht gefunden durch Nachsinnen und Fleiß, sondern gefühlt; sie wird nicht gelernt, sondern vom Himmel empfangen; und daher eben kömmt es, daß sie so gewiß, so kräftig und so reich an

Früchten ist. Sie kömmt in die Seele nicht durch die Ohren, noch durch das Lesen von Büchern in die Gedanken; sondern durch die Eingießung des heiligen Geistes, der seine Gnade in die Herzen der Menschen schüttet. Hierzu aber bedient er sich erleuchteter Männer, die er selbst zu Gefäßen seiner Weisheit gemacht hat, und die dann, von ihm getrieben, auch andern den köstlichen Inhalt als ein Labsal in den Wüsten des Lebens spenden."

„Solche Erquickung war auch mir bereitet. Als ich meiner Haft entlassen war, und zu meiner Handthierung zurückkehren wollte, war es eben, als ob mich etwas mit Gewalt davon abhielte. Irdische Rücksichten mochten freylich auch dabey wirksam seyn. Es war mir unerträglich, daß mich die Leute so scharf in die Augen faßten, und ich erröthete dabey nicht anders, als ob die falschen Beschuldigungen noch an mir hafteten; und so übergab ich meine Werkstatt und mein ganzes Hauswesen einem unbemittelten Freunde, der während meines Unglücks, trotz des bösen Scheines, meine Unschuld standhaft behauptet hatte, und begab mich zum zweytenmale auf die Wanderschaft. Ich litt noch an den Folgen meines harten Gefängnisses; ward mehr als einmal

krank, und hatte Mangel und Leiden genug; und so geschah es, daß ich wider meinen Willen und aus Noth Arbeit bey einem Meister nahm, der als Separatist und Schwärmer in übelm Rufe war. Gleich am ersten Tage, als wir zu Tische gingen, sah ich unter den übrigen einen mir unbekannten Mann in schlichter grauer Kleidung mit weißem Haar und einfachem Wesen, der von Allen mit besonderer Achtung behandelt wurde, aber seinen Platz zu unterst am Tische nahm, wenig aß, und nicht eher als am Ende der Mahlzeit bey einer gegebenen Veranlassung von geistlichen Dingen zu sprechen anfing. Seine Rede war, wie er selbst, schlicht und einfach, ohne Schmuck und Prunk, aber so aus der Tiefe des Herzens geschöpft, daß man, wie vom Geist ergriffen, von ihr fortgezogen wurde. Von diesem Augenblicke an war ich wie umgewandelt. Es kam eine neue Seele in mich; ich wendete mich zu Gott, und erkannte, daß die Furcht und Liebe des Höchsten der Anfang und das Ende aller Weisheit sey. Der Mann, den ich meinen Lehrer nenne, und den zu hören ich nun keine Gelegenheit versäumte, hatte viele Leiden erduldet, war verfolgt, verhöhnt und in Kerker geworfen worden; aber wenn er frey ward, zog er weiter,

predigte Buße und das Wort des Herrn. Sein Nahme war Hochmann. Aber nicht er allein, auch andre zeugten für die Wahrheit, und wer ihre Rede hörte, oder auch nur ihren Wandel auf Erden sah, ließ ab vom Bösen, und wie hoffärtig er auch immer gewesen seyn mochte, so ward er nun still und demüthig. Da ging in Erfüllung, was Gott durch den Propheten sagt: „Ich lege mein Wort in Deinen Mund, und bedecke Dich unter dem Schatten meiner Hände, auf daß ich den Himmel pflanze und die Erde gründe.“ Und weiterhin sagt er, nicht anders als ob er von diesen Männern spräche: „Wie lieblich sind auf den Bergen die Füsse der Boten, die den Frieden verkündigen und Heil bringen denen, die da glauben.“ Die Reden dieser Männer waren zugleich schlicht und hoch, deutlich und tiefsinnig. Sie sprachen nicht nach der Kunst, nicht gelehrt und hoch studirt, sondern der gewaltige Trieb ihres Herzens nöthigte sie zum Reden, so daß man sagen konnte, sie folgten dem Zwange, den Gott ihnen auferlegte.“

Bey dieser Erzählung war der alte Mann unbeschreiblich heiter geworden. Seine Augen strahlten vor Freude, und sein ganzes Angesicht schien wie verklärt bey der Erinnerung an seine verklär-

ten Lehrer. Die Rede floß ihm leicht und angenehm von den Lippen; es war eine Weihe darinn, die das bestätigte, was er von der überredenden Beredsamkeit seiner Lehrer erzählte. Nachdem ich ihm für die gefällige Erfüllung meines Wunsches gedankt, und einige Bemerkungen über seine Schicksale gemacht hatte, fragte ich ihn noch, wie er denn wieder in sein Vaterland zurückgekehrt sey. „Durch Gottes Fügung, antwortete er. Ich heirathete die Tochter meines letzten frommen Meisters — denn das war er in der That, ob sie ihn gleich einen Ketzer schalten — und da um dieselbe Zeit der Freund, dem ich mein Hauswesen hier übergeben hatte, gestorben war, kehrte ich wieder hierher zurück und setzte mein Handwerk fort. Seitdem ist mir nichts Denkwürdiges begegnet. Ich habe meinen Gott in aller Stille gedient; meine Kinder nach dem Sinne meiner Lehrer zu erziehen gesucht; habe mich bemüht, mit meinen Nächsten Friede zu halten, und erwarte nun mit Ergebung die Stunde, wo mich unser himmlischer Vater mit denen vereinigen wird, die vor mir in die Ewigkeit gegangen sind.“

Indem ich nun das Gespräch noch etwas weiter fortführte, fragte ich ihn auch, ob er nicht oft durch weltliche Geschäfte in seinem Streben nach

Gottseligkeit und in der Erkenntniß göttlicher Dinge gestört werde, und ob er nie, wie ich wohl bey andern gefunden, ein Verlangen gehegt habe, sich der Welt ganz zu entziehn.

„Dieser Gedanke, antwortete er, ist allerdings bisweilen in mir aufgestiegen, aber ich habe ihn immer als eine Versuchung zum Bösen unterdrückt. Die Erkenntniß Gottes und göttlicher Dinge ist eine hohe und wünschenswerthe Sache; aber der größere Theil derselben ist dem künftigen Leben aufbehalten, wo wir Gott sehen werden, wie er ist. Hienieden erscheint er uns nur, wenn wir eine Sehnsucht nach ihm fühlen, theils in seinen Werken, theils aber, und noch mehr, in den Reden und Thaten gottbegabter Männer; und dieses reicht vollkommen für das hin, was Gott von dem schwachen und kurzsichtigen Menschen fordert, für die Liebe und Ehrfurcht, die wir zu Gott haben sollen. Wer weiter will, und in dem dunkeln Schachte nach dem Golde einer höhern Lehre gräbt, ist der Versuchung Preiß gegeben. Ich habe solche Menschen gekannt, und deren nicht wenige, die sich auf diese Weise von dem Wege des Lichtes in Finsterniß und Nacht verirrten, in eiteln Hochmuth, unbiegsame Hartnäckigkeit, bittere Unverträglichkeit, ja, in arge

Verfolgungssucht und andere grobe Sünden verfielen, und aus Christen zu Pharisäern wurden. Viele endigten auch im Wahnsinne oder gänzlicher Verrückung. Die Furcht und Liebe Gottes aber, die den Menschen für diese und für die künftige Welt geschickt macht, kann auch unter weltlichen Geschäften geübt werden; ja, nur unter Menschen kann der Mensch durch frommen Wandel das Reich Gottes erweitern, und seine Liebe zu ihm kund geben, indem er seinen Nächsten dient, weil sie seine Brüder und Kinder desselben Vaters sind. Auch hat Christus nicht gesagt: Gehet in die Wüste und zu den Thieren des Waldes und dienet mir; sondern: Liebet Euch unter einander! Wie kann man aber den Menschen lieben, wenn man ihn flieht?"

Als der Greis dieses gesprochen hatte, wurde mir gemeldet, daß die Arbeit vollendet, und mein Wagen angeschürt sey. Ich sah nach der Uhr, und es war gerade die Zeit, die mir vorher bestimmt worden war. Die Arbeit war vortreflich; der Preiß billig. Gern hätt' ich noch länger bey dem gesprächigen Greise verweilt; aber die Zeit drängte mich. Doch auch so erfreute ich mich des Zufalls, der mir zu seiner Bekanntschaft verholfen hatte. Ich sagte ihm das, indem ich ihm zu

wiederholten malen für seine Gefälligkeit dankte. „Wir alten Leute, antwortete er, lassen uns nicht lange nöthigen, wenn es gilt, die Geschichten unsrer Jugend mitzutheilen; wir erhalten uns dadurch in einem Wahne von Jugend. Und so wär' es wohl eigentlich an mir, Ihnen für die Gefälligkeit zu danken, mit der Sie mich angehört haben."

So schieden wir von einander. Das Andenken des Mannes begleitete mich auf meiner Reise, und indem ich seine Reden bey mir wiederholte, und mit seinem Thun zusammenhielt, konnt' ich mich des Gedankens nicht enthalten, daß ein solcher Separatismus die rechte Vereinigung der Kirche Gottes wäre, und daß es, bey allgemeiner Verbreitung so frommer und einfacher Gesinnungen, besser um die Religion der Liebe stehen möchte, als bey allem Glanze, mit dem sich die Unduldsamkeit eines in Formen erstarrten Cultus umgeben mag.

50.

Auf derselben Reise kam mir ein Blatt in die Hände, das ich wegen seiner Uebereinstimmung mit den letzten Aeußerungen meines Freundes in Berleburg hier beylege.

Betrachtungen der frommen Armelle Nicolas.

Herr, du erforschest mich und kennest mich; ich sitze oder stehe auf, so weißt du es; du verstehst meine Gedanken von fern. Ich gehe oder liege, so bist du um mich, und siehest alle meine Wege. Denn sieh, es ist kein Wort auf meiner Zunge, daß du, Herr, nicht alles wissest. Du schaffest, was ich vor oder hernach thue, und hältst deine Hand über mir. (Psalm. 139. 1—5.)

Sobald ich früh erwache, sagte Armelle Nicolas, die als Magd in einer großen Wirthschaft diente, werfe ich mich in die Arme der göttlichen Liebe, wie sich ein Kind in die Arme seines Va-

ters wirft. Ich stehe auf, um ihm zu dienen, und alle mein Streben darauf zu richten, daß ich ihm gefallen möge.

Wenn ich Zeit habe zu beten, so falle ich auf meine Knie, und rede zu ihm, als ob ich ihn mit meinen leiblichen Augen sähe. Ich übergebe mich ihm, und flehe zu ihm, daß er seinen göttlichen Willen an mir erfüllen, und nicht gestatten wolle, daß ich ihn auf irgend eine Weise beleidige.— Mit einem Worte, ich beschäftige mich mit ihm und seinem Lobe, so lange es meine Geschäfte gestatten. Oft aber habe ich den ganzen Tag keine Zeit, auch nur ein Vaterunser zu beten; doch macht mir dieß keinen Kummer; denn Gott ist mir doch allezeit im Herzen, ich mag nun zu ihm beten, oder um seinetwillen meine Geschäfte verrichten; wie er mich ja selbst gelehrt hat, daß Alles, was ich aus Liebe zu ihm thue, ein wahrhaftes Gebet ist.

Wenn ich dann an meine Arbeit gehe, so verläßt er mich darum nicht, und ich verlasse ihn auch nicht. Er beschäftigt sich mit mir, ich mich mit ihm; ja ich fühle mich eben so vereinigt mit ihm, als wenn ich beym Gebet bin. In seiner Gesellschaft aber wird mir jede Mühe, selbst die verdrießlichsten Dinge werden mir leicht und

süß; ja, ich gewinne dadurch oft einen solchen Muth, daß mir nichts schwer zu seyn scheint, so daß ich meyne, dem ganzen Haus-Wesen wohl allein vorstehn zu können. Nur mein Leib ist dann bey der Arbeit; mein Herz aber und mein ganzes inneres Wesen brennt vor Liebe in der Vertraulichkeit, in der ich mich mit ihm unterhalte.

Wenn aber auch bey dem mannichfaltigen Hin- und Hergehn und der steten Beschäftigung mein Leib einige Beschwerden fühlt; wenn ich dann murren will, oder zur Unzeit nach Ruhe trachte, oder dem Zorn und Verdruß, oder einer andern unordentlichen Bewegung des Gemüthes nachgeben will; so erleuchtet mich also bald die göttliche Liebe, und belehrt mich, daß ich diese Aufwallungen der Natur unterdrücken müsse, ohne sie weder in Worten noch Werken ausbrechen zu lassen. Sie steht dann gleichsam als Wächterin an meinem Herzen und an meinem Munde, und wehrt den unordentlichen Regungen, und nöthigt sie gleich in ihrem ersten Entstehen abzusterben.

Wenn ich aber ja bisweilen nicht genug auf meiner Hut gewesen bin, und mich von solchen Fehlern habe übereilen lassen, dann kann ich nicht ruhen, bis ich Vergebung deshalb erhalten, und

den Frieden mit Gott wieder hergestellt habe. Ich weine dann zu seinen Füssen, und erzähle ihm meinen Fehler, als ob er ihn nicht kennte; ich bekenne ihm meine Schwachheit, und verlasse die Stätte nicht eher, als bis ich fühle, daß er mir vergeben hat, und die Freundschaft wieder gemacht ist, und zwar weit stärker als vorher. Denn das wiederfährt mir allemal durch seine große Barmherzigkeit und Güte, so oft ich in einen Fehler verfallen bin; so daß er mir nur dazu dienen muß, heftiger in der Liebe zu Gott entbrannt zu werden.

Geschieht es aber auch bisweilen, daß Gott sich vor mir zu verbergen scheint, gleich als ob er sich von mir wegwendete, so sage ich zu ihm: Wenn du dich auch vor mir verbirgst, so werd' ich dir doch darum nichts destoweniger dienen; denn ich weiß doch, daß du mein Gott und mein Vater bist! — Und dann bemüh' ich mich, mehr als je auf mich zu achten, und ihm recht vom Herzen treu zu seyn, aus Furcht seiner heiligen Liebe zu misfallen.

Wenn man mich an Feyertagen oder sonst zu eiteln Ergötzlichkeiten einladet, so pflege ich mich zu entschuldigen; denn ich liebe nur die Freuden, die mir Gottes Liebe gibt, und die desto größer

und lieblicher sind, je mehr ich allein und von aller Gesellschaft entfernt bin. Wundern sich dann die Andern, daß ich mich immer so allein zu Hause halte, so sage ich zu mir selbst: O wenn ihr wüßtet, in welcher Gesellschaft ich lebe, ihr würdet nicht sagen, daß ich allein und einsam sey. Ich bin nie weniger allein, als wenn ich so scheine.

So bringe ich meine Tage zu, sowohl die Werk- als die Fest-Tage, an denen ich oft nicht weniger zu thun habe, als an den andern; aber das hindert mich nicht. Denn es ist mir Alles gleich, Arbeit und Ruhe, leichte und schwere Dinge, weil ich nicht auf das sehe, was ich zu thun habe, sondern auf den, um dessentwillen ich es thue. Dieser Gedanke beschäftigt mich so, daß er mir nicht vergönnt auf mich selbst zu achten, noch auf etwas Anderes, das außer Gott und seiner Liebe ist. Hab' ich aber in etwas geirrt, oder etwas zur Unzeit und wo es nicht hätte seyn sollen, vorgenommen, so verursacht mir diese meine Liebe sogleich eine heftige Reue darüber, und läßt mich auch sogleich wieder Vergebung hoffen. Und da denk' ich dann nicht weiter daran, sondern gehe meinen Weg fort, ohne zur Rechten oder Linken abzuweichen. Ich denke auch dabey weder an das Vergangene, noch an das Zukünftige, sondern nur

immer, wie ich Gott aus allen Kräften lieben möge.

Wenn endlich der Abend kömmt, und ich mich zur Ruhe begebe, so schlafe ich in den Armen der göttlichen Liebe ein, wie ein Kind auf dem Schooße seiner Mutter. Ich sage, ich schlafe ein; aber ich bin in der Liebe und mit dem Lobe Gottes beschäftigt, bis mich der Schlaf überwältigt; oft bring' ich auch einen großen Theil der Nacht schlaflos zu, und wende diesen an, Gottes Güte zu erfassen, die mich nie verläßt, nie von mir weicht, und mich armes Geschöpf so gnädig bewacht.

Dieß ist nun meine Art zu leben, die ich länger als zwanzig Jahre geführt, ohne eine Veränderung der Liebe zu spüren, die in mein Herz ausgegossen ist. Im Gegentheil hat sie sich von Tag zu Tag vermehrt, ob es mir gleich immer schien, daß sie keines weitern Zuwachses fähig sey. Aber es ist eine unendliche Liebe, die mich zugleich erfreut und sättigt, und nach der ich täglich neues Verlangen habe.

51.

Im ſechzehnten Jahrhundert lebte in Frankreich Jacob le Fêvre oder Fabri, ausgezeichnet durch ſeine überaus kleine Statur und ſeine große Gelehrſamkeit. Er war Doctor der Sorbonne, und genoß Anſehn und Ehre; da er aber der Reformation ſogleich bey ihrem Entſtehen ſeinen Beyfall ſchenkte, erfuhr er heftige Verfolgungen von ſeinen Amtsgenoſſen, und würde von dem Parlamente, wie ſo viele andre, die ſich in gleichem Falle befanden, verurtheilt worden ſeyn, wenn nicht die Schweſter Franz des I., die Königin von Navarra, Margaretha, ihn in Schutz genommen hätte. Während er nun bey dieſer in Nerac wohnte, und viele Gnade von ihr genoß, erhielt er eines Tages einen Beſuch von ihr, wobey ſie ſich mit einigen Gelehrten ihres Gefolges zum Eſſen bey ihm einlud. Da aber der alte Mann bey Tiſch ſehr niedergeſchlagen ſchien, und die Königin

ihn über seine Traurigkeit tadelte, und scherzend sagte, er habe Unrecht so stumm und mismuthig zu seyn, da er als Wirth zur Erheiterung der Gesellschaft beytragen sollte; antwortete er: Wie könnte ich wohl frohen Muthes seyn, oder zur Fröhlichkeit anderer beytragen, da ich einer der strafbarsten Menschen auf Gottes Erde bin. — Ey, antwortete die Königin, was könntet Ihr denn so groß gesündigt haben, da Ihr ja von Eurer Kindheit an ein so heiliges und unschuldiges Leben geführt habt? — Gnädigste Frau, erwiederte der Greis, ich habe jetzt hundert Jahre zurückgelegt, und habe das zweyte Hundert begonnen, und erinnere mich nicht etwas begangen zu haben, was mein Gewissen beym Scheiden aus der Welt belasten könnte, eine Sünde ausgenommen, von der ich fürchte, daß sie nicht abgebüßt werden kann. — Indem nun die Königin in ihn drang, ihr diese so große Schuld zu entdecken, sagte er mit Thränen: Wie soll ich vor dem Richterstuhle Gottes bestehen können, da ich so vielen Menschen das Evangelium seines Sohnes in seiner Lauterkeit gepredigt habe, und diese den Tod dafür gelitten haben, während ich ihm immer entwichen bin, und dieß in einem Alter, wo ich ihn nicht hätte fürchten, sondern wünschen müssen? — Die

Königin, die von Natur beredt und in der heiligen Schrift wohl belesen war, suchte den alten Mann, dessen Kummer ihr zu Herzen ging, auf alle Weise zu trösten, indem sie ihm Beyspiele von heiligen Männern anführte, die sich in demselben Falle befunden hätten; und ihn zugleich erinnerte, daß man nie, wie sehr man auch immer gesündigt habe, an Gottes Barmherzigkeit verzweifeln müsse. — Da nun auch die übrigen Gäste ihr Wort dazu gaben, und die Ermahnungen der Königin unterstützten, und der alte Mann sich gar sehr hierdurch gestärkt und getröstet fühlte, sagte er: Es bleibt mir also nichts übrig, als mein Testament zu machen, und zu Gott zu gehn; denn ich fühle, daß er mich ruft. Ich will es also auch nicht länger aufschieben. — Hierauf richtete er seine Blicke auf die Königin und sagte: Euch, gnädigste Frau, setze ich zu meiner Erbin ein. Meine Bücher vermache ich Euern Hofprediger, Herrn Girard le Roux; meine Kleider und was ich sonst habe, den Armen; das Uebrige empfehle ich Gott. Da fragte die Königin lächelnd: Und was fällt mir denn so von der Erbschaft zu? — Die Sorge der Vertheilung meiner Habe unter die Armen, versetzte der Greis. — Ich nehme es an, versetzte die Königin, und schwöre Euch, daß ich mehr

Freude daran habe, als wenn mich mein Bruder, der König, zur Erbin eingesetzt hätte. — Diese Antwort schien den guten alten Mann noch mehr zu erheitern, und er sagte zu der Königin: Ich habe einige Ruhe nöthig, gnädigste Frau; und nachdem er die andern Tischgenossen begrüßt hatte, entfernte er sich, um auf seinem Bette zu ruhen. Während man nun glaubte, er schliefe, war er aus dem Leben abgeschieden, ohne daß irgend eine Spur von Krankheit seinen Tod vorher angezeigt hätte. Die Königin veranstaltete ihm ein prächtiges Leichenbegängniß, und ehrte sein Grab mit einem marmornen Denkmal.

52.

Ohne Wettstreit gedeiht nichts Großes. Aber der Wettstreit, der sich nur auf Personen bezieht, bleibt immer der Aemulation eines Schülers gleich, der nicht eher ruht, bis er den ersten Platz in seiner Classe errungen hat, um sich dann gute Tage zu machen. Ist er von Dummköpfen umgeben, so hat er bey einigem Talent einen leichten Sieg; und wie unter den Blinden der Einäugige ein König ist, so macht in einem Zeitalter der Trägheit und Unwissenheit die Kenntniß der Schreibkunst zum Gelehrten, und die Auflösung einiger Räthsel zum großen Geiste. Hätten sich die Menschen immer begnügt, mit ihren nächsten Umgebungen, mit dem Vorhandenen und Sichtbaren zu wetteifern, nie hätte sich ein Mensch über sein Zeitalter, und nie ein Zeitalter über das andre erhoben. Aber die Baco, die Kepler, die Galilei, die Leibnitz wetteiferten mit

dem Unsichtbaren, mit der Idee der Vollkommenheit, die in ihrer Seele ruhte, und nachdem sie einmal in ihnen erwacht war, sie unaufhörlich spornte. Dieß ist ohne Zweifel die heilsame und fruchtbringende Eris, die ein alter Dichter empfiehlt, die die Menschheit mit einer wohlthätigen Gewalt aufregt, und den Menschen über sich selbst erhebt, und doch, weil sie nach einem unendlichen Ziele strebt, eben so eng mit der Bescheidenheit, wie jener gemeine Wetteifer mit Anmaaßung und Hochmuth verbunden ist.

53.

Der Ehestand ist die Grundlage der Sitten; er nährt und erhält sie; er weckt und erleichtert die Tugend. Unzählige Opfer der Selbstsucht, an die der Hagestolze kaum denkt, und die er sich nicht zumuthet, werden von dem Hausvater mit Freudigkeit dargebracht um Frau und Kinder willen. Wo ist ein Vater, der nicht wünscht, daß sein Sohn besser sey, als er selbst, und sich nicht über Untugenden an ihm grämt, die er selbst

hat und sich verzeiht? Wie tief müssen Eltern gesunken seyn, die ihre Laster — wie Stadtkundig sie auch seyn mögen — nicht wenigstens vor ihren Kindern zu verbergen suchen, und im Hause besser scheinen wollen, als sie draußen sind? so daß also nicht bloß die Eltern Erzieher ihrer Kinder, sondern auch umgekehrt die Kinder Erzieher ihrer Eltern sind. An die Kraft des Guten und der Wahrheit zu glauben, kann sich keiner abhalten, wie unglaubig er auch sonst seyn, oder wie sehr er in seinem Thun dem Bösen und der Lüge huldigen mag; und so ist nichts gewöhnlicher, als daß ein sonst frecher Mund in dem Kreise der Kinder doch von guter Lehre überfließt, und zu Hause den Gott ehrt, den er sonst überall verleugnet. Dieser einzige Punkt, die sittliche Zucht und die rechtliche Ordnung, die den Ehestand begleitet, gibt ihm eine Wichtigkeit, die bey weitem Alles überwiegt, was in statistischer und ökonomischer Rücksicht darüber gesagt werden kann. Es ist dieses der Punkt, um dessentwillen mir am meisten vor der wachsenden Unkeuschheit des Zeitalters schaudert, und warum mir Alles, was man von den Umtrieben des Unglaubens fabelt, weniger Sorge macht, als die heranwachsende Masse von Kindern, die keinen Vater haben, den sie

ehren können, und ihre Mutter verachten, und also der Erziehung durch Ehrfurcht und Beyspiel — der ersten, mächtigsten und heiligsten — entbehren müssen.

54.

Folgende Worte Epiktets enthalten die Quintessenz einer edeln Lebensweisheit: „Vergiß nie, daß Du Dich im Leben, wie bey einem Gastmale betragen mußt. Wenn etwas herumgeboten wird, und an Dich kömmt, so strecke Deine Hand aus und nimm mit Bescheidenheit davon. Geht es vorüber, so halt es nicht auf. Zögert es zu kommen, so sende Deine Begierde nicht in das Weite, sondern erwarte die Zeit. So handle in Rücksicht auf Frau und Kinder, Ehrenämter und Reichthümer; und Du wirst dereinst ein würdiger Tischgenosse der Götter seyn. Wenn Du aber nach dem, was Dir vorgesetzt wird, nicht einmal langst, sondern es verschmähst, so wirst Du nicht bloß ein Tischgenoß, sondern ein Mitherrscher der Götter seyn. So handelte Dio-

genes und Heraklitus und Andre, die diesen ähnlich waren, und wurden dadurch zu wahrhaft göttlichen Menschen."

55.

Die sterblichen Reste des Pfarrers von Hagenau waren der Erde übergeben. Der dunkle Hügel erhob sich darüber, unter dem Absingen geistlicher Lieder reichlich von den Schulkindern mit Blumen bestreut. Die Leichenbegleiter — es waren, mit wenigen Ausnahmen, die sämmtlichen Einwohner des Ortes, und auch von den benachbarten Dorfschaften nicht wenige — zogen in ihrer schwarzen Tracht von dem Gottesacker wieder nach Hause, und sprachen von dem Todten; und ich glaube nicht, daß irgend eine Stimme darunter war, die etwas Böses von ihm gesagt hätte. War er doch auch, was wir Pfarrer alle seyn sollten, ein Vater seiner Gemeinde, und ein so treuer Hirt, daß er sein Leben für die Schafe ließ. Wie sein Herz jedem Eindrucke der Liebe empfänglich war, so stand sein Ohr jeder Klage

der Noth oder des Unmuthes offen; und wo es etwas zu trösten, zu rathen und zu ermahnen gab, fehlte der wackre Seelsorger nie. Er that dieß mit so herzlicher Liebe, recht um Gottes und seines Wortes willen, daß in der Umgegend eine Scherzrede war, in Hagenau entzweyten sich die Eheleute und andere nur, um sich von dem Pfarrer aussöhnen zu lassen; denn was er dann sage, gehe den Leuten nicht anders zu Herzen, als ob es ihm Gott selber in den Mund gelegt hätte. Er war der Meinung, man müsse es mit dem Bösen im Menschen so halten, wie mit dem Feuer. Wie man da auch schnell mit Löschen bey der Hand seyn müsse, wenn die Flamme noch klein sey, so müsse man auch den Untugenden bey ihrem Entstehn und sobald man etwas davon gewahr würde, in den Weg treten, und nicht erst warten, bis sie über Hand genommen hätten. Wenn er daher erfuhr — und da seine Gemeinde nicht zahlreich war, so konnt' er Alles leicht übersehen — daß irgendwo Unkraut unter dem Waizen aufwuchs, so war er gleich dabey es auszuretten, so daß Hagenau durch ihn ein wahres Friedenau wurde, wo Advocaten und Richter herzlich wenig zu thun fanden. Daher sagte man auch: der Pfarrer von Hagenau sey der

ärgste Feind der Justiz, und ruinire sie vom Grunde aus; indem man nach gemeiner Sprechart, unter Justiz die Diener der Rechtspflege, nemlich Amtleute, Schösser, Gerichtsvögte, sammt ihren Schreibern und Gehülfen, bis zum Frohnknecht und Scharfrichter herab, versteht; die aber, wie andere Diener, ihrer obersten Herrschaft, der Gerechtigkeit, nicht immer sonderlich treu sind, sondern zwar den Lohn nehmen, oft aber schlechte Dienste thun. Diesen, die vom Streite der Menschen und der Ungerechtigkeit leben, wie die Aerzte von der Krankheit (daher ihnen vor nichts mehr bange ist, als vor der Rückkehr des goldnen Weltalters und dem ewigen Frieden), verdarb der Friedenstifter in Hagenau freylich das Handwerk; aber die Bauern befanden sich wohl dabey, und die eigentliche rechte Justiz ebenfalls.

Außerdem hatte dieser Mann noch manche andre Eigenthümlichkeiten, die man nicht überall antrifft. Er war in der Theologie, als der Wissenschaft seines Berufes, und auch in andern Wissenschaften gut unterrichtet, so daß er wohl für einen Gelehrten gelten mochte; aber wenn er auf der Kanzel stand, oder im Beichtstuhl, oder auch sonst mit den Bauern sprach, durfte ihm niemand anmerken, daß er mehr **wußte** als ein

andrer; nur frömmer, meinten sie, und besser wäre der Pfarrer; auch um vieles klüger als sie andern; und weil er sich gleichwohl sogar nichts herausnahm, hatten sie ein so großes Vertrauen zu ihm, daß er durch ein Wort mehr bey ihnen ausrichtete, als andre mit langen Reden, Drohungen und Strafen. Auf der Kanzel predigte er das schlichte Evangelium, und zog Nutzanwendungen daraus, wie sie auf das Leben seiner Zuhörer paßten.

Er belehrte sie, daß der Kern und Mittelpunkt aller Religion die Furcht Gottes sey, und daß diese darinn bestehe, daß sich der Mensch den Geboten Gottes unbedingt unterwerfe, und alle seine Kräfte aufbiete um sie zu erfüllen; nicht um des Nutzens willen, den sie ihm hienieden brächten, ob sie gleich auch auf das ganze Leben und seine Einrichtung den allergrößten Einfluß hätten; sondern weil dadurch der innre Mensch, der etwas Besseres als ein Erdenkloß, und zu etwas Höherm bestimmt sey, als mit seinem Leichnam den Boden zu düngen, zu dem rechten Gefühl seiner Abhängigkeit von Gott gelange. Das, sagte er, sey allen Religionen gemein; überall auf Erden, wo sich der Mensch von der thierischen Roheit befreyt habe, schaue er auch zu Gott empor,

und bete zu ihm, und glaube, daß er seine Handlungen dem Willen Gottes unterwerfen müsse; und je mehr er diesem Glauben folge, desto tiefer wurzle in ihm die Ueberzeugung, daß nur der den rechten Weg gehe, der in der Furcht des Herrn wandle. — Dann lehrte er weiter: Die christliche Religion gehe über diesen gemeinsamen Glauben frommer Menschen hinaus, und erhebe sie höher und zu größerer Gemeinschaft mit Gott. Um dieses deutlich zu machen, zeigte er den ganzen Umfang der Gebote, die vom Sinaï herab dem erwählten Volke Gottes, und dann auch andern gegeben worden; und dann aller und jeder Gesetze, die der Mensch in seinem Gewissen findet. Mit diesen hielt er dann die Bergpredigt Christi zusammen, wo es heißt: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht tödten; wer aber tödtet, der soll des Gerichtes schuldig seyn. Ich aber sage euch: Wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichtes schuldig.“ Und weiter hin: „Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde; segnet die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch verfolgen und beleidigen. Auf daß ihr Kinder seyd eures Va-

ters im Himmel.“ Diese und ähnliche Vorschriften der Christusreligion erklärte und entwickelte er in passenden Beyspielen, aus denen klar wurde, wie hoch hierdurch die Forderungen für Menschen gestellt würden, die, wornach jeder trachten müßte, der auf Christum getauft wäre, Gottes Kinder heißen wollten; und daß sich gewiß niemand rühmen könne, wie fromm und rechtschaffen er auch immer sey, Allem und Jedem Genüge zu thun. Es habe daher jeder Mensch, der an jene großen und herrlichen Lehren glaubte, alle Ursache, von Herzen demüthig zu seyn, und es sey nichts unchristlicher, als sich auf dieses und jenes Gute, das man gethan, auf diese und jene Wohlthat, die man seinen Nächsten erzeigt, etwas besonderes einzubilden, und gleich mit dem Pharisäer zu sagen: „Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie andre Leute;“ da ja immer so unendlich viel Gutes übrig bleibe, was man nicht thue, und so viel Sündhaftes, was man nicht von sich schaffe. Wer das recht begriffen hätte, und in guten Stunden seine Schwachheit und Gebrechlichkeit erkennte, der würde erst vor Schaam über das Wenige, was er bey dem besten Willen von dem göttlichen Gesetze erfülle, zu Boden sinken, und kaum hoffen, daß Gott sein Angesicht auf

ihn richten werde. Aber wenn er bey einer solchen Vergleichung der Forderungen des Christenthums mit dem, was er davon erfülle, und bey dem Gedanken an sein weites Zurückbleiben, verzagen wolle, komme ihm wiederum das Christenthum zu Hülfe, und richte ihn freundlich auf, indem es ihn an die Liebe Gottes zu den Menschen verweise. Denn indem Christus auf der einen Seite den Stolz der Menschen durch die hohen Forderungen, die er an sie stellt, gebrochen und sie Demuth gelehrt habe, so habe er sie auf der andern von der knechtischen Furcht befreyt, die in Gott nur den zürnenden und strafenden Richter erblicke, und sey eben dadurch als Mittler und Heiland zwischen den schwachen und gebrechlichen Menschen und die Heiligkeit des höchsten Wesens getreten. Hinfälligkeit und Schwäche liege freylich in der menschlichen Natur, aus der niemand herauskönne, so lange er durch seinen Leib an die Scholle gebunden sey; aber wie liebende Eltern ihre Kinder, wenn sie der eignen Kraft noch nicht vertrauen dürften, sorglich stützten, und wenn sie in der Schwachheit ihrer moralischen Kraft gefehlt hätten, es ihnen aus überschwenglicher Liebe verziehen; so komme Gott auch seinen irdischen Kindern zu Hülfe, und entziehe

den Fehlenden seine Liebe nicht sogleich, wenn sie ihn nur, nach Christi Gesetz und Willen, als ihren rechten Vater liebten, und um dieser Liebe willen nicht nur das Böse, was sie aus Gebrechlichkeit thäten, bereuten, sondern auch den ernsten und festen Willen hätten, jedes Gebot Gottes und Christi in seiner Vollkommenheit zu erfüllen. In diesem festen und frommen Willen bestehe die wahre Religion; ihn zu erhalten fordere Vertrauen auf Gott, und eine unabläßige Aufmerksamkeit auf sich selbst, die ohne göttlichen Beystand nicht möglich sey; so daß eigentlich alles wahrhaft Gute, was in dem Menschen sey, und aus ihm hervorgehe, als die Wirkung göttlicher Gnade betrachtet werden müsse, die sich in dem Schwachen mächtig beweise, wenn er in lebendiger Erkenntniß seiner Gebrechlichkeit auf Gottes väterliche Hülfe vertraue.

Diese Lehre, von der wir nur die vornehmsten Grundzüge angedeutet haben, die der wackre Pfarrer mit aller Beredsamkeit eines frommen Herzens ausfüllte, und auf die mannichfaltigste Weise entwickelte und anwendete, trug in Hagenau die gesegneten Früchte, von denen wir vorhin gesprochen haben; und wenn schon nicht jeder einzelne, oder jede Familie ganz so war, wie der Pfarrer wün-

schen mochte, so waren doch keine räudigen Schaafe unter seiner Heerde, eines etwa ausgenommen. Sie waren fromm, ohne Kopfhängerey, und ohne sich für die von dem Christenthume gebotene Demuth durch den widrigen Hochmuth schadlos zu halten, den man nicht selten bey Leuten findet, die sich einbilden einen bessern Glauben zu haben als andre. Dieses bewirkte der Pfarrer zum Theil auch dadurch, daß er sich auf eigentliche theologische Materien wenig einließ, indem er sagte, daß, wo die Kanzeln immer von den unterscheidenden Lehren und den Beweisen dafür wiederhallten, die Spaltungen sich endlos vermehrten, wodurch denn die Liebe in Haß, und das höchste Ziel des Christenthums, die Eintracht, in Zwietracht umschlüge. In der Kinderlehre mußte er freylich einige dieser schwierigen Punkte berühren. Hier erklärte er sie dann soweit, als er für die Fassungskraft seiner Zuhörer hinreichend glaubte; wobey er auch vielleicht erwähnte, daß manche fromme Männer die Sache in einem etwas andern Lichte ansähen, ohne daß man sie deshalb für Irrlehrer halten dürfe. Eine durchgängige Uebereinstimmung der Vorstellungen über so dunkle und subtile Lehren sey unmöglich, und Gott habe auch die ewige Wohlfahrt der Menschen offenbar

nicht an eine ſolche Uebereinſtimmung gebunden, weil ſie ſonſt durch Chriſtum und ſeine Apoſtel in den heiligen Schriften nicht bloß Einmal, ſondern überall, nicht mit wenigen, oft dunkeln Worten, ſondern in möglichſter Ausführlichkeit und Beſtimmtheit ausgeſprochen ſeyn würden. So wenn er zum Beyſpiel den Lehrbegriff der herrſchenden Kirchen von der Dreyeinigkeit erklärt hatte, ſetzte er wohl hinzu: Manche, denen es zu ſchwer gefallen, drey unterſchiedene Perſonen in Einem ungetheilten Weſen zu denken, hätten ſich dieſelben lieber in einer gewiſſen Folge unter einander gedacht, und man würde gewiß ſehr Unrecht haben zu glauben, daß Gott, um eines ſo ſchwer zu vermeidenden Irrthums willen, ſein Angeſicht von ihnen abgewendet und ſie als verſtockte Sünder verdammt habe. Den Patriarchen, ſetzte er dann auch wohl hinzu, iſt die Lehre von der Dreyeinigkeit nicht offenbart geweſen, und doch wurden ſie von Gott als fromme Männer geliebt, ja einer von ihnen wurde, ohne durch das Reich des Todes zu gehen, zu Gott aufgenommen. Wenn wir wiſſen, daß Gott unſer Vater iſt, der uns als ſeine Kinder liebt, aber auch das Böſe, das wir thun, als ein gerechter Richter beſtraft; daß er Jeſum geſendet hat, um der ſündigen Menſchheit die Wege des

Heils zu verkündigen; und daß er durch seinen Geist uns zu sich erhebt, das Gute in unsre Herzen pflanzt und darinne ernährt — so wissen wir von dem göttlichen Wesen Alles, was zu unserm Frieden dient, und es ist vielleicht Vermessenheit, in die, menschlichen Augen verborgene Beschaffenheit dieses Wesens tiefer eindringen zu wollen.

Diese und ähnliche friedliche Aeußerungen erhielten auch den Frieden in seiner Gemeinde, während an andern Orten, wo die Prediger nur eine einzige Glaubensform als die einzig wahre und seligmachende einschärften, die Andersdenkenden verdammten, und bald spottend bald strafend vor ihnen warnten, die Menschen nicht nur ungebessert blieben, sondern sich auch über dieselben Gegenstände, von denen sie, trotz aller Untersuchungen und Beweißführungen ihrer Pfarrer, dennoch nichts verstanden, auf das heftigste entzweyten. In einer Gemeinde eines benachbarten Landes wurden die Spaltungen so groß, daß ein Theil sich gänzlich absonderte und in Privathäusern zu gemeinschaftlichen Religionsübungen zusammen kam; und da der Pfarrer nicht aufhörte, gegen diese Separatisten auf der Kanzel zu eifern, sie als räudige Schaafe zu bezeichnen und den weltlichen Arm gegen sie aufzufordern, verließen sie endlich ihre

Heimath und wanderten größtentheils nach Hagenau aus. Große Freude machte hier ihre Ankunft nicht, denn man fürchtete, sie brächten den Saamen der Zwietracht mit; aber da die neuen Ankömmlinge, die es im Grunde gut meinten, und nur durch das theologische Unwesen ihrer Pfarrer zu Untersuchungen verführt worden waren, die weit über ihre Kräfte und Kenntnisse hinauslagen, den stillen und friedlichen Geist sahen, der über Hagenau ruhte, und auch wohl hörten, wie vernünftig die Leute hier über Religionssachen sprachen, und wie alle den Pfarrer als ihren wahren geistlichen Vater rühmten, ging der eine und der andere von ihnen wieder in die Kirche, und brachte dann andre mit, und diese wieder andre, so daß in kurzer Zeit Alle mit Herz und Sinn mit der übrigen Gemeinde vereinigt waren. Im Anfange setzten sie freylich die Privatversammlungen noch fort; aber da niemand etwas dagegen einwendete, der Reiz einer fortgesetzten Trennung wegfiel, und jetzt, wo sie in der Kirche wahrhaft christliche und herzerwärmende Lehre hörten, die Vorträge ihrer eignen Mitglieder ihnen langweilig, verworren und abgeschmackt vorkamen, blieb einer nach dem andern weg, und die unnütz gewordnen Zusammenkünfte

lößten ſich in kurzer Zeit von ſelbſt ohne alles Geräuſch auf.

Dieſes und mehreres andre dergleichen erzählten ſich die guten Hagenauer unter einander, und den Fremden, die aus den benachbarten Dörfern zum Leichenbegängniſſe gekommen waren, und Alle äußerten die Beſorgniß, ob ſie auch wohl wieder einen ſo guten und treuen Seelenhirten bekommen würden. — Aber wo wird ſich nun ſeine arme Wittbe mit ihren Kindern hinwenden? ſagten Einige. Hinterlaſſen hat der ſelige Herr gewiß nichts. Wie hätte er ſammeln können, da er lieber gab als nahm, und ſich lieber ſpärlich behalf, um nur Andern helfen zu können? — Sie wird gewiß nicht von hier wegziehn, ſagte ein Andrer. Sie weiß, daß wir ſie um ihrent- und ihres ſeligen Mannes willen lieb haben; ſo wird ſie auch am liebſten bey uns bleiben. Und dann iſt gewiß kein Nachbar im Orte, der nicht gern etwas für ſie thäte, wenn ſie es nöthig hat. — Das müſſen wir doch gleich in Ueberlegung nehmen, ſagten einige hierauf, damit man ihr bey Zeiten einen Vorſchlag thun kann, eh' ſie ſich härmt, und etwa ſelbſt einen Entſchluß faßt.

Die Pfarrin ſaß während dieſer Zeit in der Stube des Pfarrhauſes, welche die Ausſicht auf

den Kirchhof hat. Sie hatte gesehn, wie die Reste ihres Immanuel in den Schooß der Erde gesenkt, und der Hügel darüber aufgewachsen war, welcher allen irdischen Jammer bis zu dem grossen Tage der Auferstehung umhüllt. Sie hielt ihre zwey Kinder vor sich mit beyden Armen umfaßt, und indem sie bald auf das Grab, bald auf die Kinder blickte, sagte sie: Nun, Ihr guten Kinder, schläft Euer Vater den Schlaf der Gerechten, und bald wird er in der Ewigkeit ernten, was er in der Zeit gesät hat. Laßt uns nur Gott recht herzlich für das Erbtheil danken, das er uns hinterlassen hat; ich meine das Andenken seiner Frömmigkeit, seines unermüdlichen Eifers im Guten, seines liebenden Herzens und der ungetrübten Heiterkeit, die ihm schon hinieden als Lohn seiner Tugenden verliehen war. Denn so froh, wie Euer Vater war, kann niemand seyn, ohne den innern Frieden, den Gott gibt. Nicht alle Kinder sind so glücklich wie Ihr. Was auch künftig Euer Schicksal seyn wird — und es ist wahrscheinlich, daß Ihr harte und mühevolle Wege werdet zu gehen haben — so habt Ihr, ausser dem Gedanken an Euern himmlischen Vater, der keines seiner Kinder verläßt, einen erquickenden Trost in der Erinnerung an den, welchem Ihr das Le-

ben verdankt; und Ihr werdet nie an ihn denken, ohne neuen Muth zu fühlen, nach seinem schönen Muster fromm vor Gott zu wandeln, und was er Euch auch immer auflegen mag, mit Standhaftigkeit und Gedult zu ertragen.

* *

Indem jetzt die Pfarrin ihre Kinder an sich drückte, und ihrer aller Thränen sich mischten, ließen sich schwere Tritte auf den Stiegen hören. Ein langer hagrer Mann trat herein mit gestutztem, aber ungeordnetem Haare, struppigen Augenbraunen, und einem schwarzen, seit mehrern Tagen nicht abgenommenem Barte. Eine abgetragne lederne Reisekappe saß auf seinem Scheitel; über seinen Schultern hing eine Peitsche, wie Fleischer und Roßkämmer führen; und weit über seine Knie waren schlotternde Stiefel gezogen, die mit messingenen Sporen bewaffnet waren. Als er mit gebücktem Nacken in die Thür trat, stand die Pfarrin auf und bot ihm die Hand. — Das thut mir ja leid, sagte der Mann, ja, recht leid thut es mir, die Frau Schwester in Trauer zu finden. Ja, Gott kann schnell über einen Men-

schen gebieten. Es ist aber unser aller Schicksal. Ist er denn lange krank gewesen, der Bruder? — — Zwölf Tage, antwortete die Frau. Die Krankheit überfiel ihn plötzlich mit einem Schlagflusse, der ihm Sprache und Bewußtseyn raubte. — Nun, Gott gebe ihm die ewige Ruhe! fiel der Reisende ein. Sind das Ihre Kinder, Frau Schwester? — Die Pfarrin bejahte es. — Arme Waisen! arme Waisen! rief der Oheim aus. Was soll nun aus den Würmern werden? Denn hinterlassen wird der Bruder nichts haben. Sparen war nie seine Sache. Der selige Bruder hat in seinem Leben viele Thorheiten begangen — er kam auch darum nie auf einen grünen Zweig — aber die größte war doch, daß er noch in so späten Jahren heirathete. Das konnte er sich ja an den Fingern abzählen, daß er die Kinder nicht groß ziehen könnte. Was soll nun daraus werden? Arbeiten, verdienen können sie noch nichts, es wäre denn mit Baumwollenspinnen; aber das ist ein miserabler Verdienst. Und ich kann nichts thun, gar nichts! Ich habe selbst das Haus voll Kinder, und die Zeiten sind schlecht. Das Korn drückt einem den Boden ein und gilt nichts auf dem Markte; die Wolle zieht auch nicht wieder an. Ich habe jetzt auf der Messe mein blaues

Wunder gesehn. Ich hätte mir die Haare ausraufen mögen. Denken Sie, Frau Schwester, der Stein der besten Electoral-Wolle, der vor dem Jahr noch fünf und zwanzig Gulden galt, gilt heuer nicht mehr als zwanzig. Da möchte man aus der Haut fahren. Und wo man hinsieht und hinhört, gute Ernten, Ueberfluß in allen Ländern; miserable Preiße überall. — Also, um wieder auf mein Capitel zurückzukommen, wo hinaus mit den Kindern? Mein wohlgemeinter Rath ist: in's Waisenhaus damit. Das wird das beste seyn. Da haben sie nothdürftige Nahrung und Kleider, und lernen so viel als sie brauchen, der Junge zu einem Handwerke, das Mädchen, um in einem Dienste fortzukommen. Denn höher dürfen sie nicht hinaus wollen. Und was Sie betrifft, Frau Schwester, — ich habe jetzt noch einen Ochsenhandel hier zu machen, und muß mich deshalb noch ein Paar Stunden im Wirthshause aufhalten — wenn Sie etwa ein Paar Zeilen an den Anzeiger in Gotha schreiben wollen, um ihre Dienste als Haushälterin oder Erzieherin oder so etwas in einem vornehmen Hause anzubieten — so könnt' ich den Brief jetzt frey mitnehmen, da ich über Gotha muß. Nur lassen Sie die einfältige Redensart weg: „Sie

sieht mehr auf gute Behandlung als auf großen Gehalt.“ Wenn die Leute so was lesen, meinen sie, sie brauchten gar nichts zu geben, und wollten's mit Höflichkeit erzwingen. Nein, unter dreyßig Thalern Lohn dürfen Sie's nicht thun; und sich auch von Zeit zu Zeit, Weihnachten oder sonst, ein Geschenk, ein altes Kleidungsstückchen und dergleichen ausbedingen. Wenn Sie das also wollen, so machen Sie den Brief fertig, und schicken mir ihn in die Schenke. Er soll richtig besorgt werden.

Die Hast, mit der der hartherzige Mann seine Rathschläge ausschüttete, hatte der tiefgebeugten Wittbe keine Einrede erlaubt, wenn ihr auch die Thränen zu sprechen erlaubt hätten. Das Bild ihrer Hülflosigkeit trat ihr bey den Vorschlägen des Schwagers furchtbarer und düstrer vor die Augen, als es ihr noch je in ihren ängstlichsten Stunden erschienen war; und als die Kinder bey der Erwähnung des Waisenhauses laut aufschreyend, wie von einem plötzlichen Schrecken ergriffen, in die Arme der Mutter flüchteten, ward ihr Herz so heftig bewegt, daß sie auch zu diesen nichts sagen konnte, als die von Thränen halberstickten Worte: Nein, nein! Gott wird uns nicht so verlassen. — —

Nachdem nun der Schwager seine Rede geendigt hatte, stand er auf und sagte, ohne eine Antwort zu erwarten: Ich kann Ihnen nun nichts weiter zu Ihrem Troste sagen, Frau Schwägerin; aber meine Geschäfte rufen mich ab, und ich habe mich schon zu lange hier aufgehalten. Es thut mir leid, daß Sie in der Noth stecken. Aber den Brief besorg' ich Ihnen, wenn Sie mir ihn zur rechten Zeit schicken.

Ich werde Sie nicht damit belästigen, antwortete die Pfarrin, die sich jetzt wieder aufgerafft und ihre Kräfte gesammelt hatte. Ich müßte noch viel unglücklicher seyn, als ich bin, — ob mich schon der Tod meines Immanuel unaussprechlich unglücklich gemacht hat — wenn ich Ihren Rath annehmen, und mich so unmittelbar an seinem Grabe von diesen Kindern trennen sollte, denen außer ihrer Mutter nichts in der Welt geblieben ist. Wenn uns auch alle menschliche Hülfe verlassen sollte, so werden wir zu Gott rufen; und es heißt in der Schrift: Ich bin jung gewesen und bin alt geworden; aber nie sah ich den Rechtschaffnen vergessen, oder seine Kinder ihr Brod betteln. —

Das war im alten Testamente so, sagte der Schwager, der schon die Thür in der Hand hielt

und auf der Schwelle stand: im neuen sieht's anders aus. Nun Gott befohlen. Wenn Sie meinen Rath nicht brauchen können, so ist's nicht meine Schuld. Ich habe das Meinige nach Pflicht und Gewissen gethan. Weiter aber kann ich Ihnen nicht helfen. Hören Sie? Also Gott befohlen.

Mit diesen Worten entfernte er sich. Als die Thür hinter ihm zuging, war es der Pfarrin, als ob eine schwere Bürde von ihrem Herzen gewälzt würde. Aber dieses Gefühl hielt nur wenige Augenblicke an. Dann flossen ihre Thränen heftiger als zuvor, und bey allem ihren Vertrauen zu Gott, konnte sie doch nicht ohne Bangigkeit und Angst auf ihre hülflose Lage sehn. Sie selbst fürchtete den Mangel nicht; auch zu arbeiten schämte sie sich nicht; aber für Arbeiten, wie sie zu leisten im Stande war, bot das Dorf wenige Gelegenheit. Wie aber konnte sie den Gedanken ertragen, ihre Kinder des Brodes, der Bekleidung, des Unterrichtes beraubt zu sehn? Und woher sollte ihnen das kommen, da ihnen der Vater nichts als seinen guten Nahmen hinterlassen hatte?

* *

Die arme Pfarrin hatte nicht lange Zeit diesen traurigen Gedanken nachzuhängen, oder nach einem Troste zu suchen. Es sollte noch Schlimmeres kommen. Mutter, sagte der Knabe, der am Fenster stand und auf die Straße sah, da ist jetzt eben der Amtsschreiber herein gegangen, und zwey Männer hinter ihm. — Was mag der wollen? sagte die Pfarrin, der die Ahndung von etwas Bösem an das Herz schlug; aber ich weiß nicht, warum mich jetzt Alles gleich in Schrecken setzt. Er wird mir condoliren wollen. Ach ich hätt' ihm das gern erlassen.

Der Amtsschreiber trat herein, ein kleiner Mann, dessen unverhältnißmäßig großer Kopf zwischen hohen Schultern steckte; die Augen schielend; das Haar dünn und röthlich; das ganze Gesicht voll widriger Freundlichkeit. Er condolirte allerdings; aber nach den herkömmlichen Formeln, die er mit großer Behendigkeit und lebhaften Bewegungen seiner langen Arme aussprach, erklärte er, mit hochaufgezognen Augenbraunen, die Achseln zuckend, daß er mit einem Auftrage im Betreff des Kirchenvermögens an die Frau Pfarrin beehrt sey. Das geistliche Untergericht, fuhr er fort, habe den Kirchkasten pflichtmäßig revidirt, und bey Untersuchung desselben eine Obli-

gation auf zweyhundert Thaler in Louisd'or zu fünf Thalern vermißt. Nach angestellter nähern Erkundigung sey zur Kenntniß des geistlichen Untergerichtes gekommen, daß die Schuld ganz vor Kurzem abgetragen worden; wie dieses auch von dem Schuldner durch einen von dem seligen Herrn Pfarrer ausgestellten Interimsschein dargethan sey. Da sich nun aber das Geld nicht in der Kirchecasse fände, so zweifle man nicht, daß es in der Gewahrsam der Frau Pfarrin sey, und er habe den Auftrag sich dasselbe von ihr aushändigen zu lassen.

Ich bin überzeugt, antwortete die Pfarrin, daß, wenn mein seliger Herr die von Ihnen erwähnte Summe, so wie Sie sagen, in Empfang genommen hat, sie auch in die Kirchencasse niedergelegt worden ist. Sie wissen, daß dieses immer in Gegenwart einiger Mitglieder der Gemeinde geschieht, die als Zeugen dienen, und ich ersuche Sie, vor allen Dingen bey diesen Nachfrage zu halten.

Die Procedur, antwortete der Amtsschreiber mit einem leisen ironischen Lächeln, ist mir als einer geschwornen Amtsperson vollkommen bekannt, und es ist fast kränkend für mich, daß die Frau Pfarrin glauben können, ich hätte die nöthigen

Erkundigungen verabsäumt. Die beyden Vormundschaftsverwandten bezeugen, beym Herausnehmen der Obligation aus dem Kirchenkasten gegenwärtig gewesen zu seyn; keiner aber weiß etwas von dem Gelde, das dafür hätte hineingelegt werden sollen. Ich muß also, fuhr er fort, indem er sich demüthig krümmte, und mit der Hand an das Kinn faßte, auf meinen vorigen Antrag und meine gehorsamste Bitte zurückkommen, das empfangene Geld — —

Ich habe kein Geld empfangen, fiel die Pfarrin ein, deren Unruhe mit jedem Worte des Amtsschreibers stieg; ich weiß durchaus nichts von der Sache; aber gewiß muß sich das Geld irgendwo wiederfinden.

Irgendwo gewiß, versetzte der Amtsschreiber mit verstärkter Ironie; vermuthlich hat es doch der selige Herr Pfarrer zu seiner übrigen Baarschaft gelegt, und nur vergessen Ihnen zu sagen, was es damit für eine Bewandniß hat; und Sie haben es, in der Meinung, daß es sein Eigenthum sey, in die Wirthschaft verwendet.

O mein Gott, rief die Pfarrin aus, die erst jetzt wahrnahm, welchen schimpflichen Verdacht dieser Vorfall auf sie und auf den Nahmen ihres Mannes warf, mein Gott, wie sollte so etwas

auch nur möglich gewesen seyn? Wie hätte eine solche Summe meiner Aufmerksamkeit entgehen können? Sie war in Gold, sagen Sie? Seit zehn Jahren ist kein Goldstück in meine Hände gekommen.

Hätten es denn vielleicht die lieben Kinderchen, sagte der Amtsschreiber, indem er sich schmunzelnd an diese wendete; sollten diese kleinen armen Waischen vielleicht die schönen blanken Friedrichsd'or für blanke Zahlpfennige angesehn, und sie zum Spielen verwendet haben? Man hat ja solche Beyspiele. Nun, Ihr kleinen Engelchen, helft doch der Mama aus dem Traume. Es hat weiter nichts zu bedeuten. Habt Ihr nicht etwa so gelbe Pfennige, wie Möhrenschnittchen, zum Spielen gehabt?

Die Kinder schwiegen und sahen ihre Mutter ängstlich an; denn ob sie gleich von dem Handel nichts verstanden, bemerkten sie doch die Bestürzung der armen gequälten Wittbe, hingen sich an ihre Hände, und blickten traurig zu ihr hinauf. Den kleinen lieben Würmchen, fuhr der Amtsschreiber in seinem Muthwillen fort, wird wohl bange seyn, daß sie das Spielwerk wieder herausgeben müßten. Nun, gebt es nur heraus, oder

sagt, wo es liegt; Ihr sollt was anders dafür bekommen.

Dieser grausame Muthwille erregte den gerechten Stolz der unglücklichen Frau. Wenn das, was Sie hier vorbringen, sagte sie, als Scherz gemeint ist, so bitte ich Sie, nicht zu vergessen, daß Sie vor einer Wittbe stehn, die sich so eben von den Resten eines geliebten Mannes getrennt hat; soll es Ernst seyn, so erinnern Sie sich, daß diese Wittbe einen unbescholtnen Nahmen und sonst nichts hat. Sie sind nie der Freund meines seligen Mannes gewesen, Herr Amtsschreiber; aber ich kann deshalb doch nicht glauben, daß Sie die ganze Geschichte ersonnen hätten, um sein Andenken zu beflecken, und dadurch ihm im Grabe weh zu thun. —

Ersonnen, ersonnen, Frau Pfarrin, fiel der Amtsschreiber ein; wissen Sie, daß eine geschworne Amtsperson auch einen guten Nahmen zuzusetzen hat — daß — daß —

Ich sage nicht, erwiederte die Pfarrin dem zornigen oder Zorn heuchelnden Manne, daß Sie die Geschichte ersonnen haben, sondern im Gegentheil, daß ich Ihnen eine so grausame Rache keineswegs zutraue. Dieß kann keine Injurie seyn. Uebrigens wiederhole ich Ihnen die be-

stimmte Versicherung, daß mir die ganze Sache fremd ist; daß ich von dem Gelde nichts weiß, und daß es sich mit meinem Wissen nicht hier im Hause befindet.

Dieß ist also Ihre letzte und authentische Erklärung, die ich zu Protokoll nehmen kann? fragte der Amtsschreiber.

Es ist die einzige, die ich geben kann, erwiederte die Pfarrin.

„Dieser Erklärung zu Folge, hub jetzt der Amtsschreiber wieder an, indem er den Ton etwas höher nahm, seh' ich mich veranlaßt, den zweyten Theil meiner Instruction zu bewerkstelligen;" und indem er zugleich die Thür öffnete, rief er die mitgebrachten Schöppen herein, und fuhr in seiner Rede also fort: Nachdem durch das geistliche Untergericht ausgemittelt worden ist, daß der selige Herr Pfarrer, Ehrn Immanuel **, ein von der Kirche ausgeliehenes Capital von zweyhundert Thalern in Friedrichsd'oren zu fünf Thaler eingenommen, diese Summe aber nicht, wie es hätte geschehen sollen, zur Kirchencasse gebracht und daselbst niedergelegt, sondern vielmehr zu eignen unbekannten Zwecken verwendet hat — —

Dieß kann ich auf keine Weise einräumen, unterbrach ihn die Pfarrin. Was auch immer

aus dem Gelde geworden seyn mag, zu eignen Zwecken hat es mein Mann nicht verwendet —

Wissen Sie, sagte der Amtsschreiber, daß dieses ein gerichtlicher Act ist, wobey Sie sich aller störenden Einreden gänzlich zu enthalten haben?

Ein gerichtlicher Act, versetzte die Pfarrin, darf keine Unrichtigkeiten enthalten. Was aus dem Gelde geworden ist, wissen Sie aller Wahrscheinlichkeit nach so wenig als ich; Sie können also in Ihrem Protocolle nichts weiter anführen, als daß es sich weder in der Kirchencasse, noch, bis jetzt, in meiner Gewahrsam und unter dem Nachlasse meines seligen Mannes gefunden habe.

Die Zeugen von der Gemeinde fielen der Pfarrin bey. Sie erklärten, daß sie nichts bekräftigen würden, als was vollkommen der Wahrheit gemäß sey; dieß wäre überhaupt ihre Pflicht; insbesondre aber würden sie es sich zum größten Gewissen machen, irgend etwas zu überhören, was ein nachtheiliges Licht auf den Nahmen und das Andenken ihres hochverehrten Seelsorgers werfen könnte.

Der Amtsschreiber sah sich zum Nachgeben genöthigt. Zugleich aber erklärte er kurz und trocken, daß er in Rücksicht auf diesen Cassendefect, was

es auch immer damit für eine Bewandniß haben möge, die sämmtliche nachgelassene Habe des Schuldners unter Siegel legen müsse.

Dieses wurde denn unverzüglich in's Werk gesetzt, und der Pfarrin von dem unerbittlichen Amtsschreiber kaum verstattet, was sie zum höchsten Bedürfniß für sich und ihre Kinder brauchte, der Versiegelung zu entziehn.

* * *

Dieses neue, so unerwartete, und in so vielen Rücksichten schmerzhafte Ereigniß drückte die arme Wittbe fast zu Boden. Es war nur allzu wahrscheinlich, daß der Nachlaß ihres Mannes kaum hinreichen würde, die Summe zu ersetzen, worauf die Kirche Anspruch machte. Was sollte dann aus ihr und ihren Kindern werden, wenn sie des Nothdürftigsten beraubt, das Pfarrhaus verlassen, ohne Obdach und Schutz umherirren müßten? — Solche Schläge an solchen Tagen und unter solchen Umständen können auch ein frommes Gemüth verzagt machen; und wir wollen nicht leugnen, daß sich die arme gebeugte Wittbe, nach der Entfer-

nung der Amtspersonen, einer Verzweiflung überließ, die sie späterhin in bessern Tagen als eine ihrer größten Vergehungen schmerzlich bereuen sollte.

Während sie nun stumm und trostlos vor sich hinblickend die Hände rang, und zugleich über das Schicksal ihrer Kinder und über die Schmach jammerte, die auf den Nahmen ihres Mannes fiel, und sich immer von neuem mit ihren Gedanken in der Unbegreiflichkeit des ganzen Ereignisses verlohr, trat der Oberste von Pfeil mit den Worten herein: Arme Frau, Sie, Ihre Kinder, wir Alle haben einen schmerzlichen Verlust gehabt. Möge Gott Sie trösten; ich kann es nicht; denn Gott weiß, ich habe selbst Trost nöthig. — Die Pfarrin reichte dem wackern Krieger die Hand und sagte schluchzend: Ich weiß, Herr Oberste, daß Sie ein großer Gönner und Freund meines seligen Mannes waren, daß Sie ihn achteten und liebten. Sie beklagen jetzt nur seinen Tod; ach vielleicht werden Sie bald etwas beklagen, was den nachgelassenen Freunden eines rechtschaffenen Mannes noch bittrer ist als sein Verlust.

Was können Sie meinen, liebe Frau? fragte der Oberste nicht ohne Bestürzung. Ich verstehe Sie nicht. — Aber zum Henker, was ist denn das? wozu die Siegel? Was im Hause hier ist,

ist ja Ihr und der Kinder Eigenthum. Erklären Sie mir das!

Unter einem Streme von Thränen erzählte die Pfarrin die Geschichte, die wir schon kennen. Als sie geendigt hatte, sagte der Oberste: Das ist allerdings eine sonderbare Geschichte; aber so sehr müssen Sie sich doch nicht darum grämen. Wollte Gott, wir könnten unsern Freund dort — er zeigte auf den Kirchhof — so leicht wieder erwecken, als wir das Geld finden wollen. Auf jeden Fall steh' ich dafür ein, und bin überzeugt, daß ich bey der Bürgschaft nichts einbüßen werde. Lassen Sie doch aber vor allen Dingen den Mann kommen, der das Geld an unsern seligen Freund ausgezahlt haben soll, und fragen ihn über Ort, Zeit und alle andern Umstände aus. Das kann dann weiter führen. Denn dem guten Willen und der Ehrlichkeit des Amtsschreibers ist nicht viel zu trauen. — Aber die Siegel müssen wieder abgenommen werden. Dafür will ich sorgen. Also schicken Sie nach dem Manne. Ich werde auch nicht lange ausbleiben. Sie hätten mich früher gesehn, um Ihnen mit Rath und That beyzustehn, wenn ich nicht erst vor einer Stunde von der Inspection des Regiments zurückgekommen wäre.

Die Pfarrin dankte ihrem militärischen Freunde und folgte seinem Rath. Der Mann wurde herbeygeholt. Er hatte den Interimsschein des verstorbenen Pfarrers bey sich. Dieser war von seiner Hand, aber mit ungleichen und wankenden Zügen geschrieben. Aus dem Datum erhellte, daß er eben an dem Tage ausgestellt worden war, wo sich der Pfarrer gelegt hatte. Die Pfarrin frug nach Allem; aber der Mann war alt, vergeßlich und noch überdieß taub. Er konnte sich anfänglich auf nichts besinnen. Endlich erinnerte er sich doch, daß er das Geld auf der Stube ausgezahlt habe, wo die Bücher ständen; daß der Pfarrer sehr übel ausgesehn, und auf den Kopf und die Brust gedeutet habe, als ob er da Schmerzen habe. Das Gold habe er auf den Tisch aufgezählt; was aber weiter damit geworden, sey ihm unbekannt.

Für die Pfarrin war dieser Bericht nicht tröstlich. Sie hatte sich gerade an jenem Tage bey einer kranken Nachbarin befunden, die ihre Hülfe in Anspruch nahm, während die Kinder bey dem Cantor waren; und als sie durch die Dienstmagd nach Hause gerufen worden war, hatte sie ihren Mann gegen seine Gewohnheit in der Wohnstube auf dem Lehnstuhle sitzend, und der Sprache be-

raubt gefunden. Die Sorge für den Kranken, der neun Tage nachher noch einmal vom Schlage getroffen, am eilften starb, hatte alle ihre Gedanken so beschäftigt, daß sie sich um nichts weiter bekümmert, und am ersten Tage nicht einmal seine Studierstube betreten hatte. Wie leicht konnte sich, während ihrer Abwesenheit, oder auch nachher, Jemand hineingeschlichen, das Geld auf dem Tische gefunden und entwendet haben! Niemand war ja nach dem Unfalle im Hause gewesen, der es hätte bemerken können. Und wie sollte nun, da vierzehn Tage verstrichen waren, eine Spur zu finden seyn?

Während dieser trostlosen Befragung hatte der Oberste sein Geschäfte mit besserm Erfolge betrieben. Der Amtsschreiber ging mit den Händen auf den Rücken, den Kopf hin und herwiegend, und, wie er bisweilen zu thun pflegte, mit sich selbst sprechend, die Straße hinab, die der Oberste herauf kam. — Ey, so in Gedanken, Herr Amtsschreiber, rief ihm dieser zu. Was simuliren Sie denn? — Ey, Herr Oberste, antwortete der Amtsschreiber mit demüthigen Reverenzen, halten Sie mir zu Gnaden, daß ich nicht früher meine Ehrerbietung — — Hat nichts zu sagen, fiel der Oberste ein. Aber Sie haben in

der Pfarre versiegelt. Wozu? — Nach Amtspflicht; zum Besten der Kirchencasse. Es fehlt Geld darinne, was der Pfarrer erhalten, und die Frau Pfarrin vielleicht ——— Herr, fiel der Oberste wieder ein; keine ehrenrührigen Vermuthungen! Wenn Sie dem seligen Pfarrer nicht hold waren, so war er deshalb doch ein redlicher Mann, dem man im Leben nie etwas nachsagen konnte; und so soll man es auch im Tode nicht thun. Um es aber kurz zu machen — Sie nehmen die Siegel auf der Stelle wieder ab. — Die Siegel? Ey, Ihr Gnaden, wie sollt' ich das verantworten? — Sie nehmen die Siegel ab, sage ich noch einmal; auf meine Verantwortung. Das Geld muß sich wiederfinden. — Halten's zu Gnaden, Herr Obrist, das ist keinesweges gewiß; und die Justiz verlangt Sicherheit.

Halten Sie mich für einen sichern Mann? fragte der Oberste.

Ey, antwortete der Amtsschreiber lächelnd, wenn die Justiz mit Ihr Gnaden zu thun hätte —

Das soll hoff' ich nie der Fall seyn, sagte der Oberste. Aber da Sie mich für sicher halten, so stehe ich für die vermißte Summe ein, und weiß, daß ich sie nicht einbüssen werde. Also nur gleich jetzt fort zur Entsiegelung!

Der Herr Oberste, erwiederte der Amtsschreiber, ohne sich von der Stelle zu bewegen, zeigen einen großen und vertrauensvollen Eifer für die Pfarrsleute. Allein, was mir Hochdieselben hier auf der Gasse und unter vier Augen sagen, hat, verzeihen Sie, im foro keine Gültigkeit, keinen fidem, will ich sagen. Die Justiz verlangt schwarz auf weiß — eine documentirte, durch eigenhändige Unterschrift oder durch die Gegenwart von drey Zeugen beglaubigte Versicherung.

Herr, fuhr der Oberste auf, ich bin Soldat und Edelmann. — Der Amtsschreiber zuckte die Achseln. — Nun Sie können recht haben, ob man gleich über die verdammten Formalitäten aus der Haut fahren möchte. Nun, setzen Sie nur gleich die Bürgschaft auf, und dann entsiegelt! — Es muß dieß, wendete der Amtsschreiber ein, in Gegenwart der Zeugen geschehn, die bey der Versiegelung gewesen sind. — Der Oberste stampfte mit dem Fuße und biß sich auf die Lippen. Dann faßte er den Amtsschreiber beym Arm, zog ihn in das zunächst liegende Haus des Schulzen, und drängte ihn, ohne ein Wort zu sagen, an den Tisch. Tinte und Papier hierher! rief er. Jetzt schreiben Sie die Bürgschaft. Und während der

Zeit ruft ein andrer die Schöppen. Ich werde doch endlich meinen Willen haben.

In einer halben Stunde war die Sache so weit gediehen, daß die Siegel in der Pfarre wieder abgenommen wurden.

* *

Nachdem sich die Amtspersonen entfernt hatten, und die Pfarrin sich in Dank gegen den Obersten ergoß, hemmte dieser ihre Rede, indem er sagte: Wozu das? Ich habe nichts gethan was Dank verdient. Machen Sie sich nur bald an das Suchen, und seyn Sie um das Uebrige unbekümmert. Findet sich nichts, so ist der Schade nicht der Rede werth. Ich bin, Gott weiß es, Ihrem seligen Manne mehr schuldig, als sich mit Gelde gut machen läßt. Also auf keinen Fall sollen Sie sich um meinetwillen einen Kummer machen, so wie Sie auch gewiß nie durch mich in Bedrängniß kommen sollen. — Die Pfarrin wollte von neuem danken. Herzensgute Frau, sagte der Oberste, machen Sie mich nicht wild. Wenn Sie noch ein Wort sagen, komm' ich nie wieder über ihre Schwelle. Die Sache ist ab-

gemacht. Sie mögen das Geld finden oder nicht, es ist gleichviel.

In Rücksicht auf meine Person allerdings, antwortete die Pfarrin mit großer Beklemmenheit; aber — —

Nun? aber? fiel der Oberste ein. Ich verstehe Sie nicht.

Auch in Rücksicht auf die Kirchencasse, fuhr die Pfarrin fort, ist es gleichviel, woher die fehlende Summe erstattet wird. Aber auch in Rücksicht auf den Ruf meines Mannes? Denn den auf mich fallenden Verdacht will ich nicht einmal in Erwähnung bringen. Während man die Grossmuth des Mannes rühmen wird, welcher dem Andenken eines verstorbenen Freundes ein solches Opfer bringt, wie wird man über den urtheilen, dem es gebracht wird? Wird nicht dieses unglückliche, dieses unerklärliche Ereigniß einen Schatten auf sein ganzes schuldloses Leben werfen?

Nun das wäre warlich arg, sagte der Oberste. Aber, setzte er hinzu, indem er mit der Hand über das Gesicht fuhr, ganz Unrecht mögen Sie doch nicht haben. Die Menschen hängen sich leider immer an das nächste und das schlimmste. Das ist nirgends gut, am wenigsten aber bey einem Prediger des Worts. An dem darf kein

Vorwurf haften, wenn seine Lehre wirksam bleiben soll. —

Mit diesen und ähnlichen Betrachtungen, die das Herz der armen Wittbe nicht erleichterten, entfernte sich der wackre Oberste, indem er versprach gegen Abend wiederzukommen, und über den Erfolg des Suchens Nachricht zu holen.

* *

Sobald die Pfarrin allein war, begab sie sich auf die Studirstube ihres Mannes, um — mit geringer Hofnung zwar, aber doch mit größter Genauigkeit ihre Untersuchungen anzustellen. Zehnmal wendete sie jedes Blatt um, zog jeden Kasten auf und wieder auf; suchte unter und auf den Schränken; kein Spalt, kein Ritz blieb unerforscht; aber umsonst. Nach zwey ängstlichen und mühevollen Stunden war sie vollkommen überzeugt, daß das Geld nicht in dem Hause zu finden sey.

Da sie nun niedergeschlagner als vorher zu ihren Kindern zurückkehrte, und die Fruchtlosigkeit ihres Nachsuchens erwähnte, sagte der Knabe: Mütterchen, ich besinne mich auf eine Geschichte,

die der Vater einmal erzählt hat, von einem Fürsten, welcher Ernst geheißen, und ein gar frommer Herr gewesen seyn soll. Der war einmal auf der Reise in seinem Lande, und kehrte des Abends bey einem Pfarrer ein; und da ihn dieser bewirthet hatte, fragte ihn der Fürst über viele andere Dinge, und auch was er am meisten läse und am liebsten. Da antwortete der Pfarrer: Die Bibel les' ich am meisten; und langte dabey seine Handbibel aus dem Bücherbrete heraus, und gab sie dem Fürsten hin, und sagte dabey: Das ist das Buch, das ich Tag für Tag in den Händen habe. — Dem Fürsten gefiel das wohl; denn er war selbst auch ein großer Bibelfreund und las täglich darinne: und er lobte den Pfarrer deshalb, und als dieser eben hinausging, legte er ein Goldstück in die Bibel, und stellte sie wieder an den Ort, wo sie erst gestanden hatte. Er wird's schon finden, dachte er und nahm Abschied. Als nun das Jahr herum war, kam er wieder des Wegs, und kehrte wieder bey demselben Pfarrer ein, und fragte ihn, ob er noch immer so fleißig in der Bibel studire. Da sagte der Pfarrer Ja. — Und der Fürst fragte wieder: Hat er denn nichts besonders in seiner Bibel gefunden? — Nicht das ich wüßte, antwortete der Pfarrer;

aber er stotterte dabey; denn das Gewissen schlug ihn. Da nahm der Fürst die Bibel heraus, die noch an der nemlichen Stelle stand, und nachdem er den Staub davon weggeblasen, schlug er sie auf. Und da fand er das Goldstück eben an der Stelle, wo er es hineingelegt hatte, und hielt es zwischen den Fingern in die Höhe. — Der Pfarrer wurde blutroth, und wollte noch etwas zu seiner Entschuldigung sagen. Aber der Fürst ließ ihn nicht ausreden, sondern zog die Augenbraunen zusammen, und sagte: Ich sehe hieraus, erstlich, daß er mich belogen hat; zweytens, daß er ein Heuchler ist. Zwey schändliche Laster! Er verdient nicht ein Pfarrer zu seyn. Doch will ich diesesmal Gnade für Recht ergehen lassen; aber seinen Vorgesetzten will ich befehlen, ein scharfes Aug auf ihn zu haben, und mir über ihn zu berichten; und bey dem geringsten Anstoße, den er gibt, wird er abgesetzt. Das merk' er sich. — Dabey steckte er sein Goldstück wieder in die Tasche, und ging ohne Abschied zu nehmen fort.

Dieß ist eine rechte gute Geschichte, sagte die Pfarrin; und ich erinnere mich noch gar wohl, wie Dein seliger Vater sie uns erzählt hat. Aber was meinst Du damit?

Könnte nicht, antwortete der Knabe, das Geld in des Vaters Bibel, oder sonst in einem Buche liegen? — Wie könnt' es da hineingekommen seyn? sagte die Mutter. — Das weiß ich freylich nicht; aber wir könnten doch nachsehn.

Während dieses Gespräches trat der Oberste wieder herein, hörte von dem fruchtlosen Bemühen, und von dem Vorschlage des Knaben, in den Büchern zu suchen. Da erheiterte sich sein Gesicht, und er sagte: Das ist, bey meiner Ehre, ein gescheuter Gedanke. Es wäre nicht das einzige Beyspiel, daß man in Büchern noch andre als gelehrte Schätze fände. Als ich in Frankreich war, starb in Tours ein Canonicus von St. Martin, der für sehr reich gehalten wurde. Geizig war er auch genug, so daß von seinen zahlreichen dürftigen Verwandten niemand auch nur eines Kreuzers werth von ihm bekam. Nun starb er, wie gesagt. Da trauerte, wie natürlich, niemand um ihn; sondern allen stand die Freude auf dem Gesichte geschrieben, und mancher sagte auch gerade heraus, daß der alte Knicker doch nun endlich mit den Ducaten herausrücken müßte. Die Untersuchung seines Nachlasses wurde nicht lange aufgeschoben. Ein Testament war nicht da; Geld aber auch nicht; Schuldbriefe eben so wenig. Die Leute geriethen

in die größte Bestürzung. Er muß es vergraben haben! riefen sie. Und nun ging es mit Hacken und Schaufeln in den Keller. Alles wurde aufgewühlt. Umsonst. Die Dielen in den Stuben wurden aufgebrochen. Auch umsonst. Nun gingen die Erben, die nichts zu erben fanden, mit langen Gesichtern umher, schüttelten die Köpfe und konnten nicht begreifen, wo der Mammon hingekommen wäre. Indeß, was half's; man mußte sich an das alte Hausgeräth, und an einen Bücherschrank halten, der in der Studierstube in der Ecke stand. Ein Trödler kaufte das erstere für ein geringes Geld; die Bücher erhandelte ein Krämer, um Dutten daraus zu machen. Der Schrank wird ausgeräumt; die Bücher in Körbe geworfen; erst die unterste Reihe, dann die zweyte und so fort, bis es an die oberste kam. Was geschah? Das erste Buch, das der Kaufmannsjunge von der obersten Reihe herab nahm, fiel ihm aus der Hand, und er wäre bald selbst von der Leiter hinterdrein gefallen, so schwer war das Buch. Da ist etwas andres drinne als Papier, sagte die Magd, die das Einpacken besorgte, als sie den Quartband aufhob. Das wiegt ja so schwer wie Bley. — Da wird der Schatz drinne seyn, sagte der Junge.

Und so war es auch. Wie ein Buch sah das Ding freylich aus; aber es war ein wohlverwahrter Kasten, der sich so ohne Gewalt nicht öffnen ließ. Sogleich wurde ein Notar, und so viele von den Erben, als in der Nähe waren, herbeygerufen. Der Kasten wurde in ihrer Gegenwart durch einen Schlosser geöffnet, und enthielt eine ansehnliche Baarschaft. Mit dem zweyten und dritten in der Reihe hatte es dieselbe Bewandniß; der vierte und fünfte Band steckte voll Banknoten. Der Jubel war ungeheuer. Das wäre doch, sagten die Leute, eine Bibliothek von Werth! und Mancher, der damals einen Gelehrten beerbte, wünschte, daß der Todte sein Geld doch auf diese Weise in die Bücher gesteckt hätte. — Jetzt aber wollen wir sehn, ob Adolph wirklich einen guten Gedanken gehabt hat. Sie, liebe Frau, bleiben hier und ruhen aus. Ich und Adolph nehmen die Untersuchung allein vor.

So geschah es denn. Adolph war eifrig bey der Arbeit; nahm ein Buch nach dem andern heraus, und blätterte es sorgfältig durch; kam aber nicht weit dabey. Der Oberste nahm die größern und schwerern Bände vor, und nachdem er etwa ein Dutzend herausgezogen und

über dem Schreibtische ausgeschüttelt hatte, kam die Reihe an Breitingers siebenzig Dollmetscher. Er hob den starken Quartband auf, schüttelte ein wenig daran, und sieh, da lag mit einemmale ein Päcktchen auf dem Tische, dem man es schon von Außen ansah, daß es Geld enthielt. — Ey sieh doch, sagte der Oberste, da ist ja der verlohrne Sohn. — Adolph ließ den Band, den er eben in der Hand hatte, auf die Erde fallen; sprang nach dem Tische hin, und sah mit Erstaunen, wie der Oberste aus einem weißen Umschlage vierzig blanke Goldstücke herauszählte. Ganz recht, sagte er; es fehlt auch nicht eines. — Er hatte noch nicht ausgeredet, als Adolph schon die Treppe hinab war, seiner Mutter athemlos um den Hals fiel, und keuchend sagte: Das Geld, Mutter, das Geld! — Wär' es möglich? rief die Wittbe. — Ja, ja, der Herr Oberste hat es gefunden! — Und wo? — Eben, wie ich gesagt hatte, in einem Buche; und ich denke, es wird auch eine Bibel gewesen seyn.

Dieses Gespräch wurde zum Theil auf der Treppe geführt; denn die Pfarrin eilte hinauf, um sich mit eignen Augen zu überzeugen, und mitten auf der Stiege kam ihr der Oberste ent-

gegen. Nun hab' ich nicht recht gesagt, daß es sich finden müßte? rief er ihr zu, indem er das Päcktchen zwischen den Fingern in die Höhe hielt. Jetzt nun gleich zu den Kirchenvorständen geschickt! Der Amtsschreiber muß auch mitkommen. Laufe Du hin, Adolph. Sag' ihm, daß er auch meine Bürgschaft mitbringt.

Die Pfarrin zitterte vor Freude, da sie die vermißte Summe erblickte, durch deren Erstattung der gute Nahme ihres Mannes wiederhergestellt, und auch der ihrige der Verläumdung entrissen wurde. Wie sie auch in das Buch gekommen, oder wie es sonst damit zugegangen seyn mochte — genug das Geld war da; und während die Pfarrin noch unter mancherley Vermuthungen umhergriff, kam Adolph athemlos zurück, und ihm nach, mit nicht geringerer Hast, und noch gröſserer Verwunderung, der Amtsschreiber und die Kirchenvorstände. Das Geld wurde ihnen eingehändigt, ein Empfangschein ausgestellt, und so die ganze Sache, wie es schien, sammt der peinlichen Unruhe der armen Wittbe, abgethan.

Aber so war es doch nicht. So herzlich erfreut sich die Kirchenvorstände bey der glücklichen Entwickelung des Handels zeigten, und so aufrichtig die Glückwünsche dieser Männer waren,

so wunderlich sah der Amtsschreiber dabey aus. Er gab sich zwar auch Mühe etwas wie „freudige Theilnahme“ aufzubringen; aber es wollte ihm nicht damit gelingen; vielmehr zeigten die zweydeutigen Blicke, die er verstohlner Weise auf den Obersten warf, und eine sonderbare Mischung von Verlegenheit und Schadenfreude, die sich in seinen Mienen kund gab, daß er in dem Schreine seines Herzens, in welchem selten etwas Gutes einsprach, auch jetzt wunderliche Gedanken verbarg. Der Pfarrin, die ein scharfes Auge hatte, entging das nicht. Was er aber eigentlich habe und meyne, konnte sie jetzt, bey der heftigen Bewegung ihres Gemüthes, noch nicht ahnden. Als sie aber wieder allein war, und ihr Malchen zu Bette brachte, sagte diese: Nicht wahr, Mutter, der Herr Oberste ist doch ein recht guter Mann? — Allerdings, antwortete die Mutter; er ist ein sehr braver Mann, und war ein großer Freund Deines seligen Vaters. — Darum hat er Dir auch wohl das schöne Geld geschenkt? fragte das Kind. — Er hat es gefunden, da es verlohren war, versetzte die Mutter, und wir müssen ihm alle für die Mühe, die er sich dabey gegeben hat, recht dankbar seyn. — Wie muß ich das machen, Mutterchen? —

Du mußt Gott bitten, daß er ihm seine Kinder, die keine Mutter mehr haben, recht gut mache; denn das ist immer die größte Freude für gute Eltern, wenn sie gute Kinder haben; und ihr größter Jammer, wenn die Kinder nicht gerathen. — Ich will gewiß auch recht gut seyn, sagte das Kind, und schlang sein Aermchen um den Nacken der Mutter, und küßte sie. Und die Mutter sagte: Dann wird Dich auch Gott recht lieb haben, und Dein Vater, der jetzt bey Gott ist, wird sich über Dich freuen.

Die Pfarrin legte sich nun auch nieder, und durchlief in ihren Gedanken den ganzen traurigen und stürmischen Tag; aber indem sie Gott für das Gute dankte, das er ihr mitten in ihrem Leiden erwiesen, fielen ihr Malchens kindische Reden ein, und es war ihr nicht anders, als ob auf einmal ein Licht in das Dunkel schiene, und ihr das Räthsel klar machte. Die geheimnißvollen Blicke des Amtsschreibers; Etwas in dem Benehmen des Obersten, das beynah wie Verlegenheit aussah, und mit seinem so offnen und freyen Wesen nicht zusammenstimmte, auch alle die übrigen Umstände bey der ganzen Sache — das Alles faßte sie zusammen, und es blieb ihr kaum ein Zweifel übrig, daß der

Oberste das vermißte Geld nicht gefunden, sondern mitgebracht, den Gedanken des Knaben benutzt, und ihr also die Summe, wie Malchen gesagt, geschenkt hatte. Sie vergoß dabey heiße Thränen; aber so sehr ihre Dankbarkeit und Achtung gegen den zartfühlenden Wohlthäter stieg, so war es ihr doch nicht ganz recht, ihm eine solche Verpflichtung zu haben; wie denn auch die Freude, die sie über die Rechtfertigung ihres Mannes gefühlt hatte, bey dieser Gestaltung der Sache wieder verschwand, und eine peinliche Ungewißheit über ihren Zusammenhang nach sich ließ.

* *

Am folgenden Morgen stand die bekümmerte Wittbe mit Tagesanbruch auf, und nachdem sie ihre Kinder geweckt und angezogen hatte, betete sie mit ihnen das Morgengebet. Da hieß es unter andern aus den Psalmen: „Er wird des Armen nicht so ganz vergessen, und die Hofnung der Elenden wird nicht verlohren seyn ewiglich. — Du schaust den Jammer des Gerechten, o Herr! er steht in Deinen Händen; die

Armen befehlens Dir. Du bist der Waisen Helfer.“ Nachdem dieses vorüber, und die Pfarrin eben im Begriff war, ihren Kindern das Frühstück zu reichen, ward ihr ein Brief des Obersten gebracht, und während sie noch an diesem las, traten einige Glieder der Gemeinde ein. Beyde Erscheinungen enthielten reichlichen Trost. Der Oberste that ihr den Vorschlag, seine beyden Kinder, die seit drey Vierteljahren mütterlicher Pflege entbehrten, unter ihre Obhut zu nehmen, und zugleich mit den ihrigen zu erziehen; wobey er anführte, wie dieß bey der geringen Verschiedenheit ihres Alters leicht ausführbar sey. Einen Hofmeister habe er ohnedem, der für den Unterricht sorge; aber dieß reiche für die Erziehung seiner Tochter nicht hin, für die er wenig thun könne, da ihn sein Dienst zu häufigen Abwesenheiten nöthige. Am Schlusse fügte er hinzu, er werde die Erfüllung dieser Bitte für die größte Wohlthat ansehn, die seinen Kindern, und folglich auch ihm erwiesen werden könne; und wenn er an die Freundschaft denke, die zwischen ihm und ihrem seligen Manne bestanden, so könne er nicht anders glauben, als daß dieser, wenn er jetzt seine Gesinnungen zu erkennen geben könnte, seinen Wunsch unterstützen und sei-

nen Segen dazu geben würde. — Die Abgeordneten der Gemeinde hatten den Auftrag, die Pfarrin zu bitten, Hagenau nicht zu verlassen, sondern von der Gemeinde, als Zeichen ihrer Dankbarkeit, eine Wohnung, die man ihr einrichten wollte, und eine nahmhafte Quantität Naturalstücke anzunehmen. Sie setzten hinzu: So lange sie den seligen Herrn zum Seelsorger gehabt, habe auf dem Orte ein recht sichtbarer Segen geruht; und sie wünschten, ihm diesen dadurch zu erhalten, daß sie seine Wittbe und Kinder in ihrer Mitte behielten.

Diese freundlichen Anerbietungen, die so zu gleicher Zeit, recht wie die sichtbare Erhörung des kindlichen Gebetes erschienen, ergriffen die arme Frau mit solcher Gewalt, daß ihre Worte von Thränen erstickt wurden, und sie einiger Zeit bedurfte, um den Abgeordneten, denen auch die Augen übergingen, zu antworten. Nachdem sie nun ihren Dank mit überströmendem Herzen ausgesprochen hatte, gab sie den guten Leuten die Zusage, daß, wenn sie vielleicht keinen Gebrauch von ihren Anerbietungen zu machen nöthig hätte, sie doch Hagenau und die treuen Freunde ihres Mannes nicht verlassen würde, weil sie nur allzuwohl überzeugt wäre, daß es

ihr und den ihrigen an dem Orte, wo die Asche ihres Mannes ruhte, nie an Rath und Hülfe fehlen könne.

Nachdem sich die Abgeordneten entfernt hatten, überließ sie sich dem Gefühle des Dankes gegen den Helfer der Waisen, zu dem sie eben an diesem Morgen so vertrauensvoll gebetet hatte, und sagte auch ihren Kindern, daß Gott ihnen Freunde erweckt, und durch die sichtbarsten Zeichen seiner väterlichen Güte ihren Kummer um Vieles gemildert habe. Während sie noch so sprach, trat der Oberste, der nach seiner lebhaften Weise die Antwort zu Hause nicht hatte erwarten können, herein, und wurde schon beym Eintritte auf der Stirn der Wittbe einen Schimmer von Heiterkeit gewahr, der ihm Hofnung gab. Auch wurde die Sache noch in derselben Stunde richtig, und nach wenigen Wochen zog die Pfarrin mit ihren Kindern in das Haus des Obersten, der den Tag ihres Einzuges für den ersten frohen Tag erklärte, der ihm seit dem Tode seiner Frau zu Theil geworden sey.

* *

Die Pfarrin war für das übernommene Geschäfte vollkommen geeignet. Sie war, nachdem sie ihre Eltern ziemlich früh verlohren, von einem Oheim in Genf aufgenommen, und nach der Weise dieser Stadt in Allem, was den Geist eines Mädchens bilden kann, unterrichtet worden. Als sie herangewachsen war, hatte sie selbst in einigen Erziehungsanstalten, die in den Umgebungen des Sees so häufig sind, Hülfe geleistet, und dadurch ihre Kenntnisse erweitert und befestigt; und nach des Oheims Tode war sie als Erzieherin in das Haus einer deutschen Dame, und eben dadurch in Verbindung mit ihrem Manne gekommen. Jetzt trat sie also wieder in das vormalige Verhältniß zurück, nur an Erfahrung reicher, und mit dem, was den meisten Erzieherinnen mangelt, einem mütterlichen Herzen, das, nach der schönen Weise der Frauen, wenn es einmal bewegt ist, fremde Kinder fast nicht weniger als die eignen liebt. In Kurzem galt sie den Kindern des Obersten für eine zweyte Mutter. Der Unterricht der Knaben wurde dem Hofmeister anvertraut; für die Mädchen sorgte die Pfarrin allein; bisweilen aber tauschten auch beyde ihr Geschäfte gegen einander aus. Nach vollbrachtem Tagewerk kam die Familie zusam-

men; im Sommer und an heitern Abenden im Garten; außerdem im Zimmer und beym Camin; und auch hier wurde durch Gespräch und Erzählungen der Unterricht, ohne den Schein einer Absicht, aber darum nicht weniger fruchtbringend, fortgesetzt. Bey diesen Feyerabenden fehlte der Oberste nie, wenn er nicht in Dienstgeschäften abwesend war; und da er im Krieg, auf Reisen und auch sonst in mannichfaltigen Verhältnissen einen Schatz von Erfahrungen eingesammelt hatte, und damit ein gesundes Urtheil und das treflichste Herz verband, so war sein Gespräch zugleich belehrend und anziehend. Die Pfarrin sorgte ihrer Seits dafür, die Unterhaltung im Gange zu erhalten, oder ihre Lücken durch passende Lectüre auszufüllen; so daß die längsten Abende schnell verflossen, ohne daß man nöthig gehabt hätte, bey der stummen Gesellschaft der Karten Hülfe zu suchen.

An einem dieser Abende, wo die Rede auf das häusliche Glück kam, stimmten alle darinne überein, daß es in seiner möglichsten Vollkommenheit nur unter beschränkten Verhältnissen angetroffen werde, die eine gewisse Gleichförmigkeit des Lebens verstatteten, und die größten Störungen des innern Friedens, schnellen Glückswechsel

und heftige Leidenschaften, entfernt hielten. Die Pfarrin bemerkte, daß Glück und Reichthum die Menschen nach Außen treibe; Armuth und Unglück aber sie in ihr Inneres und zu den Quellen der Zufriedenheit führe, um durch Eintracht und Liebe das zu ersetzen, was ihnen an äußerm Genuße entzogen würde; und daß sie dann bald inne würden, wie viel sie bey diesem Tausche gewönnen. Sie erinnerte sich hierbey einer Familie in Genf, die auf diese Weise erst recht glücklich geworden war. Der Vater, ein wohlhabender Fabricant, hatte durch unverschuldete Unglücksfälle sein Vermögen verlohren. Er hätte für seine Person die Entbehrungen wohl ertragen, die ihm dieser Glückswechsel auferlegte; aber er hatte eine Frau, die einer bessern Lage gewohnt gewesen war; einen Sohn, dessen Erziehung nun nicht mehr auf die Weise fortgesetzt werden konnte, wie sie angefangen worden war; zwey Töchter endlich, die bey aller Liebenswürdigkeit schwerlich auf eine Versorgung hoffen durften. Mit unaussprechlichem Schmerz sahen diese treflichen Mädchen den Kummer ihrer Eltern, die jetzt bey steigenden Jahren zu ungewohnten Entsagungen genöthigt waren; sie versuchten es insgeheim, sich durch weibliche Arbeiten einen Erwerb zu verschaffen; dieser Ver-

such hatte keinen Erfolg. Die Concurrenz war zu groß; der Gewinn zu gering; und bald hatte sich die ältere durch Sitzen und Nachtwachen so geschwächt, daß, wenn sie nicht ihren Eltern neuen Kummer bereiten wollte, sie auf diese Art des Erwerbes Verzicht thun mußte. Die jüngere hatte früher einiges Talent zum Mahlen gezeigt. Sie beschloß, es zu benutzen; arbeitete Tag und Nacht, und brachte es durch unablässige Uebung in kurzer Zeit dahin, als eine geschickte Miniaturmahlerin auftreten zu können. Der Zusammenfluß reicher Fremden in Genf kam ihr zu Statten; und da allmählig der schöne Zweck ihrer Arbeiten bekannter wurde, hatte sie bald mehr zu thun, als sie bestreiten konnte. Während sie diesem angenehmen und einträglichen Geschäfte oblag, besorgte ihre ältere Schwester das Hauswesen, und pflegte ihre Eltern; der Wohlstand kehrte wieder in das Haus zurück; die Erziehung des Bruders konnte vollendet werden, und dieser kam, vom Glücke begünstigt, in kurzer Zeit in eine Lage, die ihm verstattete, auch das seinige zur Unterstützung seiner Eltern beyzutragen. Aber auch bey verbesserten Umständen hielten sie sich in den Schranken der bescheidenen Mittelmäßigkeit, in der sich alle Glieder der Familie näher

gerückt waren; und da die Eltern ihre Wohnung nur selten verließen, entsagten auch die Töchter, um ihnen Gesellschaft zu leisten, dem Genusse gesellschaftlicher Zerstreuungen. Es war unmöglich, setzte die Erzählende hinzu, ohne Rührung die Seligkeit zu sehn, mit der die Blicke der bejahrten Eltern, insbesondre des alten Vaters, an den Kindern hingen; so wie die Aufmerksamkeit der Kinder auf die leisesten Wünsche der Eltern. Um diesen ihre ganze Sorge zu widmen, hatten die Töchter dem Ehestande entsagt; und auch nach dem Tode derselben lehnten sie jeden Antrag ab, weil sie das schöne und zarte Verhältniß, in dem sie mit einander zu leben gewohnt waren, durch jede Veränderung zu stören fürchteten. Noch jetzt erfreuen sie sich dieses Zusammenseyns in einem bescheidenen und sorgenfreyen Leben, zufrieden in sich und dem Bewußtseyn, jede ihrer Pflichten erfüllt zu haben, von ihren Freunden geliebt, und von Allen geachtet, die sie kennen oder von ihnen hören.

Ich erinnere mich sehr wohl, sagte der Oberste, während meines Aufenthaltes in Genf von dieser Familie gehört zu haben; und sie ruft mir ein ähnliches Hauswesen aus meiner Jugendzeit in's Gedächtniß zurück, an die sich meine unschul-

digsten und heitersten Erinnerungen knüpfen. Ja, ich kann noch mehr sagen. Gar oft, wenn ich mit dem Leben recht zerfallen, und mit mir selbst und andern höchlich unzufrieden war, rief ich mir das Bild dieser harmlosen Menschen zurück, und es war mir dann immer, wie es in dem Liede heißt, als ob ich den Mond ansähe und ein süßer Frieden auf mich käme. Der Verfasser des Liedes spricht freylich darinne von einer Geliebten; bey mir aber kam die Liebe nicht mit in's Spiel. Und doch vielleicht in einem gewissen Sinne. Ohne den Glauben an die Güte und sittliche Vortreflichkeit eines Gegenstandes könnte, denk' ich, gar keine Liebe aufkommen; und wo dieser Glaube recht lebendig und innig ist, da kann die Liebe nicht ausbleiben. So kann ich also wohl sagen, daß ich die Leute, von denen ich spreche, recht herzlich lieb hatte.

Es war dieses ein Kleeblatt von Geschwistern, die in unsrer Nachbarschaft wohnten; Kinder eines mittelmäßigen Hornisten, eines rechtlichen Mannes, der aber von seinem geringen Gehalte als Cammermusikus nichts hatte zurücklegen können; und als er in dem theuern Jahre von zwey und vierzig fast zu gleicher Zeit mit seiner Frau am Flecksieber starb, hinterließ er die drey Kinder —

einen Knaben von dreyzehn Jahren, und zwey jüngere Töchter — die alle zusammen wenig mehr erbten, als den guten Nahmen ihres Vaters, sein Waldhorn, und ein kleines Häuschen, das gerade für eine solche Familie eingerichtet war. Diese armen Kinder wären nun ganz verlassen gewesen — denn Verwandten hatten sie nicht in der Stadt, und in der unglücklichen Zeit dachte jeder nur an sich — hätte sich nicht eine Magd ihrer angenommen, die mit ihrer Herrschaft alt geworden war, und nun meinte, es verstände sich ja wohl von selbst, daß, wie sie bisher von ihrer Herrschaft Nahrung und Kleider erhalten, sie auch nun den Kindern Nahrung und Kleider zu schaffen suchte. Und so that sie auch wirklich. Es gelang ihr, was ihr größter Ehrgeiz war, den Kindern das Häuschen zu erhalten, wo es freylich oft recht armselig herging. Doch ging keines zu Bett, ohne wenigstens Einmal des Tages gegessen zu haben, wenn schon keines eigentlich satt wurde; und im Winter wurde auch immer etwas eingeheizt, so daß, wenn sie recht nah am Ofen saßen und tüchtig spannen, die Kälte allenfalls zu ertragen war. Von Kleidern hatten sie eben genug, um Sonntags ohne Anstoß in der Kirche zu erscheinen; zu Hause aber behalfen sie sich, so daß Schuh und

Strümpfe dann als Gegenstände des Luxus bey Seite gelegt waren. Wenn es kalt war, reichten Socken hin.

Da der Knabe von seinem Vater einigen Unterricht erhalten hatte, und etwas auf dem Waldhorne stümperte, wurde er von dem Stadtmusikus in die Kost genommen. Hier lernte er mehrere Instrumente spielen, und da er Freude an der Musik hatte, übte er sich ohn' Unterlaß, stand früh auf und ging spät zu Bett, und wenn er nicht mit seinen Cameraden aufspielen mußte, sah man ihn entweder beym Clavier oder über Marpurgs Anweisung zum Generalbaß. Dabey lag ihm immer der Wunsch im Sinne, etwas verdienen zu können, um damit seinen Schwestern unter die Arme zu greifen. Nach Verlauf einiger Zeit gelang es ihm wirklich einen Scholaren zu bekommen, und da er diesen mit großem Eifer und für ein geringes Geld unterwieß, bekam er auch bald einen zweyten und dritten; und in Kurzem wurde der Zudrang so groß, daß er nicht alle Wünsche befriedigen konnte. Die Geschwister machten jetzt eine gemeinsame Casse, zu welcher der Bruder das Meiste beysteuerte; und sie meinten recht reich zu seyn, wenn sie im Anfange des Monates noch einige Thaler im Vorrath hatten. Da-

bey blieb sich ihr Fleiß immer gleich; und da ihnen bey zunehmenden Jahren die Arbeit immer leichter von der Hand ging, vermehrte sich auch ihr Einkommen, so daß sie in ihrer großen Beschränkung von keinen Sorgen wußten, und meistentheils, wie man zu sagen pflegt, recht eigentlich in ihrem Schöpfer vergnügt waren.

Die Mädchen waren nun etwas herangewachsen; die alte Magd war gestorben; der Bruder hatte sich von dem Stadtmusicus getrennt, und war in das väterliche Haus zu seinen Schwestern gezogen. Er hätte heirathen können; denn da er der beliebteste Claviermeister in der Stadt war, und seine Preiße erhöh. hatte, ja auch die Hornistenstelle in der fürstlichen Capelle erhalten hatte, so war er nach seiner Weise reich, und konnte sich, wenn er wollte, mit seinen Schwestern einen guten Tag machen. Manchmal ging ihm freylich der Gedanke durch den Kopf, ob nicht der Spruch: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey," auch für ihn ein Befehl sey; und es war vornemlich die sechzehnjährige Tochter eines seiner Collegen, die er dabey in Gedanken hatte. Dabey blieb es aber auch; denn ein Liebesverständniß anzuspinnen, fehlte es ihm an Muth und Erfahrenheit, so daß, wenn er sich etwa zufällig allein

mit dem Mädchen fand, er ihm nicht ein Wort zu sagen wußte. Auch pflückte der Todesengel die zarte Blüthe in ihrem schönsten Lenze, um sie in die Gärten des Paradieses zu pflanzen. Ihr Liebhaber ging mit zu Grabe, und die Ströme von Thränen, die er dabey vergoß, waren die erste und letzte Erklärung seiner stillen und innigen Liebe. Wenn ihm aber späterhin wieder Heirathsgedanken in den Sinn kamen, oder er sich auf dem Wege zu einer neuen Liebe ertappte, pflegte er sein Waldhorn zu nehmen, und die Sterbelieder zu blasen, die bey dem Begräbnisse der Frühverblühten gesungen worden waren. Allmählig hatte er sich auch mit seinen Schwestern so eingelebt, daß er es gar nicht mehr für möglich hielt, in diesen engen Verein etwas einzuschieben, oder ihm etwas fremdartiges zuzusetzen, zumal er nur gar zu oft Gelegenheit hatte zu bemerken, nicht nur, daß der Ehestand häufig ein Wehestand sey, sondern auch, was ihn am meisten abschreckte, wie so oft durch eine Heirath die engsten Familienbande gelockert und gelößt, Eltern und Geschwister entzweyt, alte Freundschaften erkaltet waren. Was einer hat, dachte er, das weiß er; was er bekommt, ist immer ungewiß. Die Schwestern waren auch so gesinnt. An guten Anträ-

gen hatte es ihnen nicht gefehlt; da sie sich aber nicht entschließen konnten, sich zu trennen, nahmen sie keinen davon an. So blieben denn alle drey von selbst und ohne Verabredung, aus bloßer Liebe zu einander, im ehelosen Stande.

Ich mochte, fuhr der Oberste fort, etwa zehn Jahre alt seyn, als mein Vater in die Nachbarschaft dieser guten Leute zog, die damals schon ziemlich bejahrt waren. Noch jetzt steht mir die Gestalt des wackern Böhm — so hieß der Hornist — vor Augen, wenn er Sonntags, mit seinen Schwestern zur Seite, in die Kirche ging, oder im Sommer in sein Gärtchen; die einzigen Wege, die er in seinem Alter zu machen pflegte. Der Schnitt seiner Kleidung war etwas veraltet, was damals nicht auffiel; aber alles gut gehalten, und besonders die Wäsche schneeweiß und sauber gefältelt. Sein Gang war fest und ehrbar, und in jeder seiner Bewegungen — was man bey alten Junggesellen oft findet — etwas abgemessenes und regelrechtes. Sein Gesicht war beym ersten Anblicke auffallend genug. Eine etwas breite Nase, eine starke, herabhängende Unterlippe; lebhafte graue Augen, die von einem Busche von Augenbraunen beschattet wurden; ein ziemlich breites Kinn; mit einem Worte, fast

jeder Theil seines Gesichtes war häßlich; aber über das Ganze war eine solche Gutmüthigkeit verbreitet, daß man alles Uebrige schnell vergaß. Als mein Vater die neue Wohnung bezogen hatte, erregte gleich am ersten Abend ein leiser, recht harmonischer Gesang, von Orgeltönen begleitet, aus dem Hause des Hornisten, meine Aufmerksamkeit; und den folgenden Tag weckte mich das Waldhorn mit einem Morgenliede auf. Und so auch die folgenden Abende und die folgenden Morgen. Böhm hatte sich in seiner Kunst einen Nahmen gemacht, und war ein treflicher Hornist geworden, ich möchte sagen, durch einen Zufall; aber durch einen Zufall, der bey Künstlern nicht selten ist. Er mochte etwa in seinem achtzehnten Jahre stehn, und diente noch als Gesell bey dem Stadtmusicus, als sich ein fremder Waldhornist am Hofe hören ließ. Mehr als funfzig Jahre waren seit jenem Abend verflossen, als ich mit Böhm bekannt wurde; aber noch immer sprach der Mann mit einem Entzücken davon, wie man nur von seinen glücklichsten Stunden spricht. Ich hatte mich, sagte er, auf meinem Instrumente ziemlich geübt, und bildete mir ein etwas damit machen zu können; aber du lieber Gott, was war das für eine Stümperey gegen die Kunst

des unvergleichlichen Hosa, des ersten Hornisten der damaligen Zeit, der auch in der Folge vielleicht nur von seinen Söhnen erreicht werden ist. Ich war unter den Zuhörern, und hatte mich ihm gerade gegenüber gestellt. Mit leisen Tönen fing er an — ach Gott! welche Töne! Es war nicht anders, als ob der Hauch des furchtsamsten Morgenlüftchens in dem ersten zarten Laube säuselte, sich dann zu den Wipfeln der Bäume aufschwänge, dort mit den Nachtigallen um die Wette schmetterte, und sich dann wieder in die freye Luft verlöhre und mit ihr zusammenflösse. Doch das Alles sagt nicht den tausendesten Theil von dem, was der bewundernswürdige Mann wirklich zu Stande brachte. Auch herrschte in dem angefüllten Saale eine Stille, wie kaum in der Kirche während des Vaterunsers; niemand wagte zu athmen; es war eine wahre Andacht unter den Menschen. Wie mir zu Muthe war, will ich nicht beschreiben. Ich wußte bald nicht, weder wo ich war, noch was ich war. Es kam mir vor, als schwämm' ich schon mit verklärtem Leibe in der Luft, von den schwellenden Tönen aufwärts und abwärts gewiegt; dann stürmte ich mit der muthigen Jagd durch schattige Wälder, bergauf bergab; schwamm auf hellen und

melodiſchen Strömen; weinte und jubelte abwechſelnd. So mag den Menſchen zu Muthe geweſen ſeyn, von denen alte Geſchichten erzählen, daß ſie durch die Macht der Töne aus ſich heraus in den Himmel entzückt worden; und was vom Orpheus und Amphion gefabelt wird, mag wohl aus ſolchen Gefühlen entſtanden ſeyn. Ich war während dieſer himmliſchen Muſik dem Pulte immer näher gerückt, ſo daß ich beym Schluſſe ſeines Concerts gerade vor dem Meiſter ſtand. Ein ungeheurer Beyfall ließ ſich von allen Seiten hören; ich aber, dem die hellen Thränen von den Augen rannen, ſtand wie verſteinert, und es wäre mir unmöglich geweſen, ihm ſo nah, und ſo unmittelbar unter ſeinen Augen ein Zeichen des Beyfalls zu geben. Aber mein Entzücken war ihm nicht unbemerkt geblieben. Nachdem er die Complimente der vornehmern Zuhörer angenommen, und mit Anſtand erwiedert hatte, ſtellte er ſich neben mich, und ſagte: Sie ſind wohl ein großer Liebhaber von Muſik? Ich hab' es Ihnen angeſehen. — Meine Beſtürzung bey dieſer Anrede will ich nicht beſchreiben. Ich behielt indeß noch Beſonnenheit genug, um zu begreifen, daß ich das Glück von einem ſolchen Manne bemerkt zu ſeyn, nicht durch Blödigkeit verſcherzen

dürfte. Ich nahm also allen meinen Muth zusammen, und antwortete mit so vieler Fassung als möglich: „Ja, ich bin immer ein Liebhaber der Musik gewesen, aber ohne sie zu kennen. Erst jetzt weiß ich, was Musik ist, und fühle auch, daß ich nicht würdig bin — — Er ließ mich nicht ausreden. Spielen Sie ein Instrument? fragte er. Ich erröthete jetzt noch heftiger als vorher. Ich stümpere, antwortete ich, auf dem Waldhorn. — Aha! also ein College! Da müssen wir ja nähere Bekanntschaft machen. Besuchen Sie mich doch. — Ich verbeugte mich dankbar, konnte aber nicht antworten, da ich in dem Augenblicke von dem gefälligen Manne getrennt wurde. Meine Freude war unaussprechlich. Von dem Reste des Concerts hörte ich wenig oder nichts; denn Hesa trat nicht wieder auf; und ich dachte nur an ihn, und an mein Glück. Alles übrige war mir jetzt vollkommen gleichgültig.

Der alte redselige Musikus erzählte mir nun weiter, wie er die ganze Nacht kein Aug' zugethan, sondern entweder in Wiederhelung der Musik geschwelgt, oder an den Besuch des folgenden Morgens gedacht habe. So früh es nur schicklich gewesen, sey er in seinen Festtagskleidern zu dem böhmischen Meister gegangen, wo er den freund-

lichſten Empfang gefunden, und eine Probe ſeiner Geſchicklichkeit habe geben müſſen. Wie ſchlecht nun dieſe wohl dem furchtſamen Schüler gelungen ſeyn möchte, ſo habe ihm der Meiſter doch Muth gemacht, und dann während ſeines Verweilens in der Stadt, wo er ihn ſelten verlaſſen, vieles geſagt und gezeigt, wodurch ſeine ganze Manier verändert und verbeſſert worden ſey. Wäre alſo etwas aus ihm geworden, ſetzte er hinzu, ſo habe er es jenem Abend zu danken, wo er zuerſt eine Idee von der Muſik bekommen, und, was er früher kaum geahndet, in der Wirklichkeit gefunden habe.

So war, fuhr der Oberſte fort, mein alter Freund zum Künſtler geworden. Die Muſik, die mir täglich aus ſeinem Hauſe Morgens und Abends herüberſchallte, machte mir, da ich von Kindheit an Freude an der Muſik gehabt habe, ungemeines Vergnügen, und ich brannte vor Begierde, die hölzerne Orgel zu ſehn, auf welcher Böhm täglich ſein Abendlied begleitete, und oft noch bis in die Nacht hinein phantaſirte. Eine ſchickliche Veranlaſſung dazu wollte ſich nicht gleich finden; nachdem ich das Haus aber einmal betreten hatte, verging faſt kein Tag, wo ich nicht einſprach, und den guten alten Nachbar und ſeine

Schwestern begrüßte. Die Orgel bildete unser Band zuerst. Ich hatte ein solches Werkzeug wohl in der Kirche gehört, ohne es doch in der Nähe besehen zu können; jetzt konnte ich meine Wisbegierde befriedigen, und Böhm, der die Gefälligkeit selbst und überaus lehrhaft war, gab mir die vollständigste Auskunft über den Mechanismus des Werks. Da mir indeß das erstemal nicht Alles klar geworden war, wiederholte ich meinen Besuch den folgenden Tag unter einem schicklichen Vorwande; wie ich denn in der ersten Zeit unerschöpflich an Vorwänden war, um meine Besuche zu rechtfertigen. Bald aber bedurfte es ihrer nicht mehr. Ich wurde immer gern gesehn; ja, das Kleeblatt der Geschwister machte mir ordentlich Vorwürfe, wenn ich einmal zufällig einige Tage weggeblieben war.

Ein gutmüthiges und heiteres Alter hat für Kinder einen großen Reiz, so wie auch umgekehrt alte Leute sich gern mit Kindern beschäftigen. Die Enkel lieben ihre Groseltern mehr als die eignen Eltern; und ich habe die niedlichsten Mädchen an ihren alten häßlichen Kindermuhmen mit einer Zärtlichkeit hängen sehn, die zugleich lächerlich und rührend war.. Was auch die Ursache dieser Erscheinung seyn mag, so hab' ich in dieser Ver-

knüpfung der beyden äußersten Enden des Lebens immer eine weise Veranstaltung der Natur gesehn, die sich, um nach menschlicher Weise zu sprechen, in allen Dingen an Vereinigung des Mannichfaltigsten erfreut, und in dieser Vereinigung ihre höchsten Zwecke verfolgt. Hierüber müssen wir ein andermal sprechen. Jetzt ruft mich das Geschwister-Kleeblatt wieder zu sich zurück.

Was mich in das Haus zog, hätte ich damals nicht wohl zu sagen gewußt. Die Orgel kannte ich bald inwendig und auswendig, und weiter war in dem Hause nichts merkwürdiges zu sehn. Aber während die Schwestern strickten oder spannen, erzählte der Bruder von den merkwürdigen Dingen, die er auf seinen Reisen gesehn; von den Sitten der Länder, in denen er gewesen; von den Gefahren, denen er entgangen war. Er hatte mancherley erlebt; hatte die berühmtesten Virtuosen seiner Zeit gekannt, mit ihnen in Conzerten gespielt, und auch seinen Theil Ruhmes eingeerntet; wobey er denn vorzüglich gern erzählte, daß, als er sich einst vor dem Fürsten von Ysenburg, einem großen Kenner, habe hören lassen, dieser zu ihm gesagt habe: es sey ihm nicht anders gewesen, als müßte der größte Her-

nist seiner Zeit, der unvergleichliche Hosa, aus dem Grabe erstanden seyn. Nur habe dieser in den Mitteltönen noch einige Vorzüge gehabt. — Die Erzählungsweise des wackern Mannes war einfach, schlicht und durchaus wahrhaft. Uebertreibungen, schmückende Zusätze hätte er für sündlich gehalten; so daß wenn ich mir seine Geschichten nach der Art, wie er sie erzählte, in's Gedächtniß zurückrufe, ich den wackern Mann mit seinem ganzen innern Wesen, worinne keine Falsch war, vor Augen habe. Oft nahm er mich auch in sein Gärtchen mit, zeigte mir die Blumen, die er aus dem Saamen und die er durch Absenker gewennen; die Bäumchen, die er selbst gepflanzt, gepfropft oder inoculirt hatte; machte mich mit den Handgriffen seiner Gartenkunst bekannt, und erlaubte mir auch selbst Hand anzulegen; so daß ich in diesem Duodez-Park den ersten Cursus meiner ökonomischen Studien gemacht, und die Liebe zur Gärtnerey gewonnen habe, die von allen Beschäftigungen einem bejahrten Manne wohl am Besten ansteht. Auch in seinem Wohnhause hatte sich mein alter Freund vor dem Fenster hängende Gärten angelegt, die er mit großer Sorgfalt pflegte, und den ganzen Winter hindurch blühten bey ihm Hyacinthen,

Narciſſen und Tulpen in Gläſern zwiſchen den doppelten Fenſterſcheiben.

In dem letzten Jahre ſeines Lebens erfror ihm ſeine Wintererangerie, wie er es nannte; und da an demſelben Tage auch ein alter blindgewordener Canarienvogel vom Stängelchen fiel, und kurz darauf auch ein aſthmatiſcher Hund, der gewöhnliche Begleiter der Familie, ſtarb, nahm der gute Mann aus dieſen Anzeichen ſeinen eignen bevorſtehenden Tod ab, und beredete auch ſeine Schweſtern — die ſchon von ſelbſt ſolchen Ahndungen nachhingen — daß es nicht wohl anders ſeyn könnte. Von dieſer Zeit an ſprach er am meiſten und liebſten von ſeinen verſtorbenen Freunden; oft auch von ſeiner Braut, wie er die frühverſtorbene Geliebte nannte; und bey ſeinen Morgen- und Abend-Andachten wechſelte er mit Sterbegeſängen und Lob- und Dankliedern ab. Dabey war er immer ſeelenvergnügt, und es war nicht anders, als ob der ganze Frühling ſeines liebenden Herzens noch einmal aufblühte. Er ging dann ſein ganzes Leben durch, und ſuchte mit froher Emſigkeit jede Spur der göttlichen Güte darinne auf; wobey er denn immer fand, daß es wohl wenige Menſchen gegeben habe, denen Gott ſo vieles Gute erwieſen; und daß ihm auch die traurigen Ereigniſſe, wie

der frühe Tod der Eltern, zum Besten ausgeschlagen, da ja eben dadurch das frohe Zusammenleben und die schöne Eintracht befördert worden, in der seine Schwestern mit ihm und unter sich gelebt hätten. „Ich habe die Hofnung, sagte er dann, daß wir uns nicht lange trennen werden, und ich kann mich recht an dem Gedanken erfreuen, daß wir alle zusammen aus dem dunkeln Thore, dem menschlichen Pausilipo — er meinte das Grab — in den ewigen klaren Tag eintreten werden." Die Stimmung des Bruders theilte sich auch den Schwestern mit; alle sprachen in demselben Sinn; und die Heiterkeit, mit der sie die Vorbereitungen zu ihrem nahen Tode machten, war, ohne daß sie es ahndeten, die schönste Lobrede auf ihr frommes und schuldloses Leben.

Als nun der Frühling kam und die Bäume blühten, wurde der alte Mann plötzlich ganz schwach, ohne daß man sagen konnte, es fehle ihm etwas; aber er schlief fast den ganzen Tag. Am dritten Abend erwachte er plötzlich, richtete sich auf, und fragte seine jüngere Schwester, die neben ihm saß, ob sie die schöne Musik höre? Es sind Hosa's Engels-Töne, setzte er hinzu. Dann sank er wieder mit einem seligen Lächeln zurück, und mit diesem Lächeln um Mund und Augen ver-

schied er. Seine Schwestern folgten ihm noch in demselben Monate nach. Ihre sämmtliche Habe hatten sie für den Unterhalt einer Anzahl von Armen ausgesetzt, die sie auch schon bey ihrem Leben unterstützt hatten; und es gereicht meinen Mitbürgern zur Ehre, daß sie sich beym Verkaufe dieses Nachlasses mit einem Eifer überboten, als ob es die Reliquien eines Heiligen wären. Ich war damals beym Regimente; doch hab' ich späterhin aus der dritten Hand eine Sammlung von Musikstücken, die mein alter Freund für das Waldhorn componirt und dem Schatten seines großen Lehrers, wie er den treflichen Hosa zu nennen pflegte, gewidmet hatte, und einige seiner Lieblingsbücher an mich gebracht.

* * *

Während sich die Familie an dem Bilde jener harmlosen und in ihrer Beschränkung so glücklichen Menschen erfreute, und manches gute Wort darüber gesprochen wurde, rief der Diener die Pfarrin hinaus. Das ist sonderbar, sagte sie zurückkommend; da läßt mich der Amtsschreiber

um Gotteswillen bitten, auf eine Viertelstunde zu ihm zu kommen; er sey zum Tode krank, und könne nicht sterben, wenn er mich nicht noch einmal gesprochen habe. Was kann mir der Mann zu sagen haben?

Indem sie dieß sagte, nahm sie ihren Mantel und machte sich auf den Weg. Der Gang ward ihr sauer. Sie kannte den bösartigen Sinn des Mannes und hatte ihn immer gemieden; und jetzt fürchtete sie, er möchte vielleicht in der Fieberhitze dem Zorne Luft machen wollen, den er gegen sie und die ihrigen hegte. Unterwegs erfuhr sie von einer Nachbarin, er habe in der Scheune eben auf der Leiter gestanden, als ihm eine schlimme Nachricht aus der Stadt zugekommen sey. Vor Schrecken sey er herabgefallen und für todt aufgehoben worden; auch habe der Arzt gemeint, da er sich Alles so zerschlagen habe, werde er schwerlich mit dem Leben davon kommen. Es geht schlecht mit dem Manne aus, setzte die Frau hinzu; wenn das nicht Gottes Gericht ist, so weiß ich nicht.

Auf diese Nachricht setzte die Pfarrin ihren Weg schneller fort, und wurde an der Hausthüre von einem aufwartenden Mädchen empfangen, das ihr auch die Stube öffnete. Die Fen-

ster waren verhängt; das Bett stand in der finsterſten Ecke; und eine hohle Stimme erscholl daraus: Wer kömmt? — Es ist die Frau Pfarrin, antwortete das Mädchen. Der Kranke seufzte tief und schmerzlich auf; nach einer Pause sagte er mit sichtbarer Anstrengung: Da Sie meine Bitten haben Statt finden lassen, Frau Pfarrin, und sich vor mir elendem Manne nicht scheuen, so haben Sie die Güte näher zu treten.

Die Pfarrin ging der Stimme nach. Die Verhänge des Bettes waren zugezogen bis auf einen kleinen Spalt, aus dem sich die abgezehrte Hand des Kranken bewegte, und auf einem neben an stehenden Stuhl deutete. Die Pfarrin setzte sich. Nach peinlichem Stöhnen fing der Kranke an zu reden, brachte aber immer nur wenige unverständliche Sylben heraus, entweder weil die Schmerzen, die er litt, ihm die Rede erschwerten, oder weil er noch mit sich im Kampfe war. Die Pfarrin, die seinen Zustand ahndete, ob sie gleich nichts von ihm sah, sagte einige freundliche Worte, indem sie den Unfall beklagte, den er erlitten, und ihn auf die Hofnung verwieß, die ja ein so starker und kräftiger Mann nicht aufgeben dürfe. — Da trat die knöcherne Hand wieder aus den Verhängen des Bettes her-

vor, und deutete durch eine abwehrende Bewegung an, daß er von Troſt und Hofnung nichts wiſſen wolle. Dann ſchöpfte er tief Athem, und begann endlich, nicht ohne Unterbrechungen, mit einer von Schmerz, Schaam und Verzweiflung gedämpften Stimme, ſeine Rede auf folgende Weiſe: „Frau Pfarrin, hub er an, ich will nur gleich zum Voraus ſagen, daß ich ein verworfner Kerl bin, der nicht verdient das Licht des Tages zu ſehen; und wenn ich Ihnen jetzt in's Geſicht ſehen müßte, ſo müßt' ich vor Schaam erſticken. Ich habe ſchlecht an Ihnen gehandelt; aber tröſten Sie ſich; die Hand des Rächers liegt ſchwer auf mir.“

Die Pfarrin ſchauderte bey dieſen Reden zuſammen. Was Sie ſich, ſagte ſie, auch immer vorwerfen mögen, ich vergeb' es Ihnen. Mein Herz weiß nichts von Rache.

Mir, fuhr der Kranke fort, war im Leben nie etwas ſüßer als Rache. Ich habe immer geſucht, Ihrem ſeligen Manne beyzukommen, weil er mich meiner Kinderzucht wegen zur Rede geſtellt hatte. Aber ich fand keine Urſach an ihm. Und darum haßt' ich ihn nur noch ärger; und weil ich ihm ſonſt nichts anhaben konnte, wollte ich wenigſtens — — —

Hier hielt er wieder inne. Sein Stöhnen vermehrte sich; es wurde ihm schwer in seinem Bekenntnisse fortzufahren.

Es muß doch heraus, sagte er endlich mit einem entschlossenen Tone, der aber bald wieder herabsank; ich kann nicht sterben, wenn ich es nicht vom Herzen habe, und leben kann ich auch nicht länger. Ich habe gestohlen. Sie hab' ich bestohlen! Die vierzig Pistolen — ich hatte sie genommen.

Die Kraft des Kranken schien durch die Anstrengung erschöpft, die ihm dieses Bekenntniß gekostet hatte. Er schwieg eine Weile, und überließ die Pfarrin ihren Gedanken über diese unerwartete Auflösung des räthselhaften Ereignisses.

Nach einer Weile fuhr er fort: Sie sollen Alles wissen. Ist doch nun das Schwerste heraus. So will ich auch mein Gewissen ganz frey machen. Können Sie mir schon die Sünde nicht vergeben, so ist es doch etwas, sie Ihnen bekannt und gebeichtet zu haben.

Wenn es Ihnen eine Beruhigung ist, erwiederte die Pfarrin, so sagen Sie Alles ohne Rückhalt heraus; es soll bey mir so gut und sicher bewahrt seyn, als in dem Herzen des Geistlichen, dem Sie es im Beichtstuhle anvertrauen möchten.

Was mich selbst dabey betrifft, so seyn Sie versichert, daß ich Sie von Herzen beklage, aber keinen Groll gegen Sie fühle.

Bey diesen Worten, die mit dem Tone eines Gefühles gesprochen waren, das vom Herzen kömmt und zum Herzen geht, streckte der Kranke die Hand wieder heraus, um die der Pfarrin dankbar zu drücken. Die seinige war heiß wie in heftigem Fieber; und da sich bey der Bewegung die Vorhänge weiter öffneten als vorher, wurde sein Gesicht enthüllt. Die Pfarrin erschrack bey dem Anblick. Die von Natur harten Züge waren durch den Schmerz furchtbar entstellt; mehrere aufgefallene wunde Stellen waren mit Pflastern bedeckt; das schwarze Haar hing wüst um das Gesicht her, während die Augen von den geschwollenen, roth und blau unterlaufenen Augenliedern fast verschlossen waren. Nachdem er nun die Hand wieder zurückgezogen hatte, und die Vorhänge zugefallen waren, fuhr er auf folgende Weise fort:

Das Geld, das Ihnen durch meine Schuld so große Unruhe gemacht hat, ist dem seligen Herrn Pfarrer an eben dem Tage ausgezahlt worden, wo es ihn überfiel. Da meine Magd eben auf dem Kirchhofe beschäftigt ist, ruft er

ihr zu, mich sogleich zu ihm zu holen, weil er mir etwas einzuhändigen habe. Ich kam etwa eine Stunde darauf, und sah sogleich durch das Fenster, daß sich etwas ungewöhnliches zugetragen hatte. Die Hausthüre stand offen; niemand begegnete mir; ich öffnete die Studierstube, und sah auf den ersten Blick ein Röllchen Geld auf dem Tische liegen. An einem andern Orte hätt' ich es wohl unberührt gelassen; aber hier sah ich eine Gelegenheit, meinem Feinde einen Verdruß zu machen, und griff hastig zu. So unbemerkt ich in das Haus getreten war, so unbemerkt kam ich auch wieder hinaus, und hörte gleich darauf, daß den seligen Herrn der Schlag gerührt, und ihm die Sprache genommen habe. Vielleicht erinnern Sie sich noch, daß ich an demselben Abend zu Ihnen kam, und Sie fragte, ob Sie nicht wüßten, weshalb der Herr nach mir geschickt habe. Die Antwort, die Sie mir gaben, Sie wären nicht zu Hause gewesen, und wüßten von nichts; auch könnten Sie von Ihrem Manne in seinem gegenwärtigen Zustande nichts erfahren, gab mir die vollkommenste Beruhigung. Ich konnte mich meines Raubes jetzt in Sicherheit freuen; denn wenn der Kranke das Geld einst vermißte, so mußte der Verdacht auf jeden andern eher als auf

mich fallen. Endlich nahm mir ſein Tod den letzten Reſt von B.ſorgniß weg, und ich hatte keine weitere Sorge, als wie ich das Geld auf die vortheilhafteſte Weiſe anlegen möchte.

Mit dieſen Gedanken, die ſich noch nicht recht feſtſtellen wollten, folgte ich dem Sarge, und freute mich über die Erbſchaft, die ich mir zugetheilt hatte. Als aber die Beerdigung vorbey war, und ich hören mußte, wie alle Gegenwärtigen den ſeligen Herrn prieſen, und ſeine Rechtſchaffenheit und frommer Wandel in Aller Munde war, da fuhr der Satan leibhaft in mich und ich wußte mich vor Neid und Rachgier nicht mehr zu laſſen. Mein Plan war auf der Stelle gemacht. Ich ging zu den Kirchenverſtehern, und forderte ſie auf, den Kirchkaſten zu unterſuchen, wo ſich denn, wie ich zum Voraus wußte, weder die Verſchreibung noch das Geld vorfand. Jetzt ſtand es nun in meiner Gewalt, Ihnen den bitterſten Verdruß zu machen, und den Nahmen des ſeligen Herrn einen unauslöſchlichen Flecken anzuhängen; und Sie wiſſen, daß ich dieſen Vorſatz, ſo viel an mir lag, treulich ausgeführt habe. Freylich wurde mir dadurch, daß ſich der Herr Oberſte in's Mittel ſchlug, erſt die Bürgſchaft leiſtete, und dann das Geld, als ob er es gefunden hätte, hergab, die Freude ge-

ſtört; und es blieb mir nichts übrig, als den Leuten in die Ohren zu flüſtern — was aber nur bey wenigen Eingang fand, — Sie hätten ohne allen Zweifel das Geld unterſchlagen, und der Herr Oberſte, der vielleicht ein Aug' auf Sie habe, hätte Ihnen mit dem Gelde aus der Noth geholfen. —

Abſcheulicher Menſch! flüſterte die Pfarrin kaum hörbar vor ſich hin.

Sagen Sie „abſcheulicher Teufel," fuhr der Kranke fort, oder was Ihnen ſonſt in den Mund kömmt; es wird noch immer nicht ſchlimm genug für mich ſeyn. Ich will mich nicht beſſer machen, als ich bin, und ich weiß, wie ich Ihnen, nach Ihrer Art zu denken erſcheinen muß. Aber nicht alle Menſchen denken und fühlen überein. Jeder trachtet nach dem, was ihm die meiſte Freude macht; und mich hat nie in der Welt irgend etwas mehr erfreut, als mich an denen zu rächen, die mich beleidigt hatten, oder von denen ich glaubte, daß ſie mich verachteten. Es iſt mir oft gelungen. Wie man aber von denen ſagt, die ſich dem Teufel verſchreiben — wenn es einen gibt — daß ſie Alles verliehren, wenn ſie Alles erlangt zu haben glaubten, ſo iſt es mir ergangen. Der beſſere Theil meiner Freude war mir, wie geſagt, durch

das unerwartete Einschreiten des Herrn Obersten weggenommen, und der andere, den mir der Besitz des Geldes machte, sollte mir auch bald entrissen werden. Ich hatte es eben von neuem überzählt, als ich zwey Briefe aus der Stadt bekam. Der eine war von dem Rector der Schule, der mir meldete, mein jüngster Sohn sey, um einer verdienten Züchtigung zu entgehen, davon, und, aller Wahrscheinlichkeit nach, zu einer Bande von Seiltänzern gelaufen, die kurz vorher in der Stadt Vorstellungen gegeben hatten. Ich schickte dem Buben einige Dutzend Flüche nach; denn so jung er war, hatte er mir doch schon unsäglichen Verdruß gemacht; und erbrach nun den zweyten Brief mit schlimmen Ahndungen. Ich hatte Ursache dazu gehabt. Der Brief war von dem Principal meines ältesten Sohnes, auf den ich alle meine Hofnungen gesetzt hatte, weswegen ich ihn auch den Handel lernen ließ. Nach einer Einleitung, die nichts Gutes prophezeyte, meldete er, der Junge habe sich an ein liederliches Mädchen gehängt, und sey von ihm zu mancherley Verschwendung verführt worden. Dieß habe Verdacht erregt, und so eben habe sich gezeigt, daß er zu wiederholtenmalen in die Casse gegriffen, und nach und nach gegen dritthalbhundert Thaler daraus

entwendet habe. Der Principal ſetzte hinzu, da er bis zur letzten Zeit vollkommen mit dem jungen Menſchen zufrieden geweſen, ſo wolle er ihn auch jetzt nicht unglücklich machen; ja, wenn ich die entwendete Summe erſetzte, wolle er ihn, in Rückſicht auf ſeine Brauchbarkeit und die heiligen Verſprechungen, die er ihm unter vielen Thränen gegeben habe, noch einige Zeit in ſeinem Dienſte behalten, zumal da die erſte und vornehmſte Urſache ſeines Vergehens, die liederliche Dirne, aus der Stadt entfernt worden ſey. Ich war wie vom Donner gerührt. Mein erſter Gedanke war, nach der Stadt zu laufen, den Buben halb todt zu ſchlagen, und ihn dann in die weite Welt zu jagen. Da ich aber überlegte, daß der Principal dann doch das entwendete Geld von mir zurückfordern würde, ging ich in mich; ſchrieb einen Brief an den Buben voll Grimm und Wuth, und einen andern an ſeinen Principal, worinn ich mich auf's Bitten legte. Es gelang mir, funfzig Thaler von ſeiner Forderung abzuhandeln; den Reſt aber mußte ich auf der Stelle einſenden; und ich brauche nicht hinzuzuſetzen, daß mir das Herz blutete, als ich meinen Raub, ſo ganz ohne Nutzen davon gehabt zu haben, fortſchickte.

Noch war aber das Maaß meines Unglücks nicht angefüllt. Ich erleichterte mein gepreßtes Herz durch mehrere Briefe an meinen Sohn, in denen ich ihn, wie er verdiente, mit Vorwürfen überschüttete, und hoffte ihn dadurch von neuen Vergehungen abzuschrecken. Es geschah aber das Gegentheil. Nachdem er sich einige Wochen zur vollkommenen Zufriedenheit seines Principals benommen hatte, benutzte er eine günstige Stunde, als eben die Casse gefüllt war, erbrach sie, und lief mit dem Gelde und dem Mädchen, das sich auf einem nahen Dorfe versteckt hielt, auf und davon. Jetzt wurde er mit Steckbriefen verfolgt; und diese waren kaum in den Zeitungen abgedruckt, als der Dieb und die Dirne gefangen eingebracht wurden. Diese Nachricht brachte mir ein Unglücksbote aus der Stadt, da ich eben in der Scheune auf der Leiter stand, und da ich sie im Zorn für eine Lüge erklärte, und den Boten einen Schelm schalt — und wirklich glaubte ich, es sey Alles nur eine Erdichtung meiner Feinde — reichte er mir zwey Blätter der Zeitung hinauf, deren eines den Steckbrief, das andre die Nachricht von der Verhaftung des Diebes — er war mit seinem ganzen Nahmen genannt — enthielt. Ich las das zweyte Blatt zuerst, und da

mir dieſes jeden Zweifel benahm, verlohr ich das Bewußtſeyn, und ſtürzte von der Höhe auf den harten Boden herab. Sie hoben mich für todt auf; und wär' es nur wirklich ſo geweſen, ſo wär' es doch jetzt mit dem Lumpenleben aus. So hab' ich nun die grimmigen Schmerzen noch obendrein, die mir eben nur ſoviel Kraft übrig laſſen, mir mein Elend ſo recht vor die Augen zu ſtellen, und die Stunde meiner Geburt zu verfluchen.

Sagen Sie nicht ſo, fiel die Pfarrin ein; ich beſchwöre Sie. Denken Sie an Gott, und an die guten Tage, die er Ihnen doch gewiß während Ihres Lebens geſchenkt hat. Sie haben ja auch, wenn ich mich recht erinnere, eine Tochter, die Ihnen Freude machte. — Freude? verſetzte der Kranke, mit einem furchtbaren, ſich ſelbſt verhöhnenden Lachen. Freude, ſagen Sie? Wollen Sie mich denn auch verſpotten? Doch das iſt ſonſt nicht Ihre Art. Sollten Sie denn aber nichts von dem Schickſale der Dirne gehört haben?

Nicht ein Wort, antwortete die Pfarrin. Wenn Ihnen dieſer Gegenſtand zuwider iſt, ſo thut es mir Leid ihn berührt zu haben.

Es iſt Alles gleichviel, erwiederte der Amts-

ſchreiber. Auf der Folter, auf der ich liege, werden ein Paar Henkersgriffe nicht gezählt. Aber das Mädchen, Frau Pfarrin, hat den erſten Nagel in meinen Sarg geſchlagen. Sie war hübſch, ſehr hübſch, und ich hatte ſie lieber als ſonſt eines meiner Kinder; und darum bin ich auch am meiſten auf ſie ergrimmt. Es war mir gelungen, ſie in einem vornehmen Hauſe anzubringen — es wird das eben um die Zeit geweſen ſeyn, wo Sie hierher zogen. — Sie hatte da einen ſchönen Gehalt, wenig Arbeit, und wurde von ihrer Herrſchaft wie ein Kind behandelt. Da muß nun unglücklicher Weiſe der junge Herr von der Univerſität oder von Reiſen zurückkommen; und bey der Langenweile auf dem Lande, und weil das Mädchen hübſch iſt, lockt er ſie in ſein Garn und ſpinnt ein Liebesverſtändniß mit ihr an. Die Folgen davon zeigten ſich bald. Sie meldete mir nun die Sache, ſetzte aber hinzu, ich ſollte mich nur nicht darum kümmern; vielmehr habe ſie allen Grund, einem großen Glücke entgegenzuſehn. Für den Augenblick zwar ſey nichts zu thun; denn die Eltern ihres Ferdinands wären ſehr ergrimmt, und ließen ihn nicht aus den Augen; aber der junge Herr liebe ſie viel zu ſehr, und denke zu rechtſchaffen, um

jemals von ihr zu lassen. Er habe ihr wohl hundertmal die Ehe versprochen; um sich aber ganz sicher zu setzen, habe sie sich das Versprechen schriftlich geben lassen, wodurch sie ihn im schlimmsten Falle zur Erfüllung seines Wortes nöthigen könnte. Durch diese Vorspiegelungen ließ ich mich besänftigen, und meinte, das, was jetzt wie eine Schande aussähe, könne und müsse meiner Tochter zu Glück und Ehren ausschlagen. Diese brachte bald darauf einen Knaben zur Welt, dem sie die Vornahmen seines Vaters geben ließ; wie sie überhaupt aus ihrem Verhältnisse mit diesem kein Geheimniß machte. Plötzlich blieben nun die Unterstützungen aus, die sie bis dahin erhalten hatte, und statt ihrer kamen Drohungen, wenn sie sich ferner der Liebe des jungen Baron's rühmen, und von Eheversprechungen reden würde. Zugleich wurde bekannt, daß seine Eltern eilten ihn zu verheirathen, und daß seine Vermählung vor der Thür sey. Friederike schrieb mir nun einen wüthenden Brief, dem das schriftliche Eheversprechen beylag, und beschwor mich, es gerichtlich auf alle Weise gegen den Aussteller geltend zu machen. Da ich nun glaubte meiner Sache gewiß zu seyn, machte ich mich sogleich auf den Weg, mit dem festen Vorsatze, dem jungen Herrn die Erfüllung seiner Zusage, oder

doch im schlimmsten Falle eine nahmhafte Summe Geldes abzunöthigen. Was sollte geschehn? Als ich auf das Schloß kam, erfuhr ich, daß der junge Baron vor einigen Tagen abgereißt sey, um seine Vermählung zu feyern; und während ich noch mit dem Diener sprach, kam der alte Herr dazu, und fragte nach meinem Anliegen. Mit einiger Bestürzung fing ich an ihm die Sache vorzutragen; aber er hatte kaum meinen Nahmen und etwas von meiner Tochter gehört, als er mir, mit großem Nachdrucke, aber ohne im mindesten aus der Fassung zu kommen, Stillschweigen gebot. Er sagte hierauf: Meine Tochter hätte sich durch ihr freches Betragen seiner Wohlthaten durchaus unwürdig gemacht. Sie drohe mit einem Eheversprechen. Dieses hätte sie selbst geschrieben, und von seinem Sohne im Rausche unterzeichnen lassen. Alles, worauf sie Anspruch zu machen hätte, wären die gesetzmäßigen Alimente für das Kind; und diese sollten ihr ausgezahlt werden. Wenn sie aber, wie bisher, ihrer Zunge freyen Lauf lassen, und ungebührende Ansprüche machen wollte, so werde er sie in's Spinnhaus setzen lassen. — Während er so sprach, hatte ich mich wieder etwas gesammelt, und glaubte meine Sache gut zu machen, wenn ich den Ton höher nähme. Es halft mir nichts.

Der alte Herr kehrte mir den Rücken, und befahl seinem Jäger, wenn ich mich noch einmal auf dem Schlosse sehen ließe, die Hunde auf mich loszulassen. Von den Advocaten bekam ich auch schlechten Trost; und da ich auf diese Weise, nach allem Hin- und Her-Laufen, statt meiner großen Hofnungen nur Schande und Spott eingeerntet hatte, ergrimmte ich so gegen die Dirne, daß ich einen hohen Schwur that, sie ihrem Schicksale zu überlassen, und dem Elende Preiß zu geben. Diesen Schwur hab' ich treu und unverbrüchlich gehalten. Sie hat mehr als einmal klägliche Briefe an mich geschrieben. Ich habe nicht darauf geantwortet. Sie hat Fürsprecher an mich geschickt; diese habe ich zum Hause hinausgeworfen. Es hätte nur gefehlt, daß sie selbst gekommen wäre. Dann hätte sie vor der Thür in der Hundehütte liegen mögen. Ueber meine Schwelle hätte sie nicht kommen dürfen.

Bey diesen Aeusserungen des todtkranken, fast sterbenden Mannes schlug die Pfarrin die Hände zusammen. Solcher Zorn in einem väterlichen Herzen hatte ihr undenkbar geschienen. Es war die erste Erfahrung, die sie in dieser Art machte; belehrend allerdings, aber widrig und furchtbar. Sie ist ihre Tochter, sagte sie; sie hat schwer ge-

fehlt; aber das, worüber Sie zürnen, die zufälligen Folgen ihres Fehltrittes, sind ihr nicht anzurechnen. Wie dem aber auch sey, die Sache kann nicht ungeschehen gemacht werden; und wenn selbst Gott den Sündern Gnade erzeigt, wie sollten wir arme sündhafte Menschen unversöhnlich gegen andere zürnen? Entsagen Sie Ihrem Zorne; vergeben Sie einem Kinde, das Sie ehedem geliebt haben, und das wahrscheinlich schon hart genug für seinen Fehler gebüßt hat. Sagen Sie mir den Ort ihres Aufenthaltes; ich übernehme es an sie zu schreiben, und sie durch die Nachricht von Ihrer Versöhnung aufzurichten. Lassen Sie mich diese Bitte nicht umsonst thun! Und wär' es nicht gut und heilsam, sie hierherkommen zu lassen? Warum wollen Sie sich durch einen fruchtlosen, und ich darf hinzusetzen, unchristlichen Zorn jetzt, wo Sie des Beystandes so sehr bedürfen, der Pflege einer Tochter berauben, die gewiß die Rückkehr Ihrer väterlichen Gesinnungen mit Dankbarkeit erkennen, und Alles thun wird, um ihr Vergehen bey Ihnen in Vergessenheit zu bringen.

Indem die Pfarrin so sprach, hörte man von der Straße herauf ein Geräusch und lautes Reden. Ich darf kein Bettelvolk hereinlassen, sagte

das Mädchen, das an der Hausthüre Wache hielt, und vorhin auch der Pfarrin geöfnet hatte. Der Herr hat es ein für allemal unterſagt. Geht zum Schulzen, wenn Ihr etwas anzubringen habt. — Ich habe mit dem Schulzen nichts zu ſchaffen, antwortete eine gellende Stimme; ich muß zum Amtsſchreiber; und ich will doch ſehn, wer mir das wehren will. — Hierbey vermehrte ſich das Getös. Das Dienſtmädchen hatte ſich in das Haus geflüchtet, und hielt die Thür von innen zu; die Fremde ſchlug mit den Fäuſten dagegen, und ſetzte ihr lautes Schelten fort. Dazwiſchen tönte das Wimmern und Schreyen eines Kindes durch. Die Pfarrin öfnete das Fenſter, und ſah ein bettelhaft gekleidetes Weib, mit einem halbnackten Kinde auf dem Arm, gewaltſam gegen die Thür drängen, um ſich den Eingang zu erzwingen. — Was iſt Euer Begehren? rief die Pfarrin hinab. Das fremde Weib erhob den Kopf ein wenig, um hinauf zu ſehn. Es war eine abgezehrte Geſtalt; große, ſchwarze, ſtarrende Augen; dunkles Haar, das ungeordnet um die Stirn und den Hals hing; das Ganze ein Bild tiefen Elendes. — Ich muß zum Amtsſchreiber, ſagte die Bettlerin mit einem harten und trotzigen Tone. — Er iſt krank, antwortete die

Pfarrin, und kann Euch nicht sprechen. Könnt' Ihr Euer Anliegen nicht Jemand anders mittheilen? — Nein, war die Antwort. Es geht Niemanden etwas an als ihm.

Während dieser Unterhandlung hatte das Weib nicht abgelassen, mit allen Kräften gegen die Thür zu drängen. Jetzt gelang es ihr einzudringen. Schon hörte man ihren Fußtritt auf der Treppe, und ihre Stimme in der Nähe der Stube. — Frau Pfarrin, rief der Kranke jetzt, indem er die Vorhänge aufriß, um Gotteswillen sperren Sie die Thür. Dieß ist kein andrer Mensch als Friederike. Ich habe ihre Stimme erkannt. Sperren Sie die Thür! Sie darf, sie soll nicht herein. Es ist mein Tod, wenn mir die Dirne vor die Augen kömmt.

Ehe die Pfarrin einen Entschluß fassen konnte, stürzte die Unglückliche herein. Ich will doch sehn, rief sie schon auf der Schwelle, ob ein Vater seine Tochter darf Hungers sterben lassen. Will er mich todt schlagen, so mag er es thun; es ist dann nur Eine Sünde mehr. Auch das Kind kann er todt schlagen. Es ist doch am Ende Alles Eins. Aber ich will nicht schuld an dem Tode des Wurmes seyn.

Die Unglückliche wollte auf diese Weise noch fortfahren zu rasen. Ihre dunkeln Augen flamm-

ten; ihre Gesichtszüge waren verzerrt; die Lippen zitterten; auf den blassen Wangen brannte hier und da die Röthe des Horns. Sie schien einer Wahnsinnigen gleich. Bebend vor Entsetzen trat die Pfarrin zu ihr und sagte: Ihr Vater ist sehr krank. Schonen Sie ihn. Zu Vorwürfen ist jetzt nicht Zeit. Sie werden nicht schuld an seinem Tode seyn wollen.

Friederike heftete starre Blicke auf die unbekannte Frau, als ob sie nach ihrer Berechtigung zu solchen Worten fragen wollte. Dann trat sie schweigend an das Bett ihres Vaters, öfnete die Vorhänge, und starrte den Kranken an, der mit der einen Hand seine Augen bedeckte, mit der andern die Nahende abwehrte. Es war eine furchtbare Scene. Vater und Tochter, nach langer Trennung, so einander gegenüberstehend; so im Aeußern entstellt; so im Innern von den feindseligsten Gefühlen zerstört! Das blasse, abgezehrte Kind, ein Knabe von zwey Jahren, wie es schien, schmiegte sich wimmernd an die Brust der Mutter; die Mutter sah bald auf den Kranken, bald auf das Kind. Der Kranke stöhnte fürchterlich. Die Pfarrin rang die Hände und fand keinen Rath in sich. Endlich sagte Friederike vor sich hin: Das Kind stirbt vor Hunger;

und ich habe auch in vier und zwanzig Stunden keinen Biſſen über meine Zunge gebracht.

Die Pfarrin erſchrack. Sie befahl dem Dienſtmädchen etwas zu eſſen herbeyzuholen, und es in einen andern Raum zu ſetzen. Als dieſes geſchehn war, kehrte ſie in die Krankenſtube zurück, und ſchickte Friederiken hinaus. Ich werde Sie rufen laſſen, ſetzte ſie hinzu, wenn Ihr Vater nach Ihnen verlangt.

Während der kurzen Zeit, die dieſes Geſchäfte forderte, hatte ſich der Zuſtand des Kranken ſehr verſchlimmert. Das ungeſtüme, ſchmerzliche Stöhnen wurde immer heftiger; jede Miene des Geſichts war verzerrt; die Hände krampfhaft zuſammengeballt; von Zeit zu Zeit drängte ſich ein leidenſchaftliches, halb verſtümmeltes Wort durch die blauen bebenden Lippen hervor. Die Pfarrin trat zu ihm und bot Hülfe. Er wehrte ſie ab. Mit mir iſt's aus! ſtöhnte er; rein aus. Fahre hin, Welt! — Wollen Sie nicht Ihre Tochter noch einmal ſehn, und ihr vergeben? — Meinen Fluch will ich ihr geben; antwortete er mit hohler Stimme. Sonſt nichts.

Die Pfarrin entfernte ſich jetzt; ſchickte das Dienſtmädchen hinein, und ging zu der Tochter. Dieſe verſchlang begierig was ihr vorgeſetzt war,

und sah nicht nach der Eintretenden auf. Ihr Vater ist sehr krank, sagte die Pfarrin, und ich fürchte, daß Sie sich ihm nicht nähern dürfen, ohne seinen Tod zu beschleunigen. — Ich werde ihm diesen Verdruß nicht machen, antwortete sie, ohne sich im Essen stören zu lassen. Mein Elend hat mich hierher getrieben, sonst nichts; denn der armselige Zustand, in dem Sie mich sehn, wer ist schuld daran, als mein Vater? Mein Vater, sagte ich? Er ist der ärgste Feind, den ich auf Erden habe.

Ist es möglich, sagte die Pfarrin, daß eine Tochter so von ihrem Vater sprechen kann? von einem Vater, den sie seit Jahren nicht gesehn hat, und der vielleicht in diesem Augenblicke mit dem Tode ringt. Wenn Sie früher seine Vergebung gesucht hätten —

Seine Vergebung? fiel ihr das Weib mit Heftigkeit in die Rede; seine Vergebung suchen? Und weshalb? Ist nicht Alles, was ich gethan habe, auf seinen Rath und unter seiner Anleitung geschehn? Und weil ihm seine Anschläge nicht so gelungen sind, wie er es sich ausgedacht hatte, so wüthet er gegen mich, und läßt mich mit meinem Kinde verhungern. Glauben Sie nicht, daß ich lüge. Ich kann jedes Wort beweisen. O ich

habe ſeine Briefe aufgehoben! Sie ſind Alles, was ich noch habe, und mit dieſen Briefen in der Hand will ich ihn vor Gottes Gericht verklagen.

Der Pfarrin ſchauderte bey dieſen Worten. Ihr Herz war tief verwundet von dem, was ſie ſeit einer Stunde gehört und geſehn hatte, und ſie ſchickte ſich an ein Haus zu verlaſſen, in welchem ſie nichts mehr nützen konnte. Als ſie aber eben in dieſer Abſicht ſtillſchweigend nach der Thür ging, trat das Dienſtmädchen mit bleichem Angeſicht herein, und meldete, der Herr habe eben mit ſchrecklicher Angſt ausgerungen. Die Pfarrin warf einen Blick auf die Tochter des Abgeſchiedenen. Aber dieſe, ohne Theilnahme an der empfangenen Nachricht zu zeigen, zog ein kleines ſchmutziges Paket zuſammengelegter Briefe aus der Taſche, hob es in der Hand in die Höhe, und ging nach der Thür. Schnell aber kehrte ſie wieder um und fragte: Wo ſind meine beyden Brüder? — Ach von denen weiß niemand, antwortete das Mädchen. Sie ſind in die Welt gegangen. — So? alſo verſchollen? ſagte die Unglückliche. So bin ich die einzige Erbin. —

Die Pfarrin ging jetzt mit belaſtetem Herzen; und als ſie nach Hauſe kam, ſchloß ſie ſich ein, um ihrer Gefühle Meiſter zu werden. Noch wa-

ren ihre Augen roth, und ihre Mienen ungewöhnlich ernſt, als ſie nach einigen Stunden den Oberſten zu ſich bitten ließ, um ihm — aber ihm allein — Alles zu erzählen, was ſich dort begeben hatte. Bey der Erzählung von dem entwendeten Gelde erröthete der wackere Mann; aber was er auch thun mochte, er konnte die Ergießungen der Dankbarkeit nicht hemmen, die ſo lange zurückgehalten, aus dem vollen, heftig erſchütterten Herzen ſtrömten. Als ſie geendigt hatte, ſagte der Oberſte: Ich weiß nicht, ob ich recht thue, gerade in dieſem Augenblicke Ihnen auch mein Herz aufzuſchließen; oder ob ich nicht das, was ich ſchon ſo lange mit mir herumgetragen habe, was mir ſchon oft auf den Lippen geſchwebt hat, noch länger zurückhalten müßte. Sie ſind freylich jetzt ſehr bewegt; aber das, was ich Ihnen zu ſagen habe, wird dieſer Bewegung eine andere Richtung geben; und ſo vielleicht die feindſeligen Bilder zurückdrängen, die ſie ſo heftig erſchüttert haben. Das geringe Opfer, das Sie mir ſo hoch in Rechnung ſetzen, galt vernehmlich der Liebe zu Ihrem Manne; und es iſt ſchon allzu reichlich dadurch belohnt worden, daß es zu Ihrer Beruhigung diente. Seitdem haben Sie ſich um meine Kinder und um mich Verdienſte ge-

macht, für die es keine Belohnung gibt, und meine Achtung gegen Sie hat sich mit jedem Tage in dem Maaße vermehrt, wo ich Sie mehr habe kennen lernen. Schon lieben meine Kinder die Ihrigen wie ihre Geschwister; wir sind schon zu einer Familie zusammengeflossen; würden Sie — (hier zögerte er einige Augenblicke, als ob er um den Ausdruck verlegen wäre) würden Sie etwas dagegen haben, wenn ich Ihre Kinder zu den meinigen machte; oder würden Sie zürnen, wenn ich Sie bäte, das, was Sie schon der That nach sind, auch dem Nahmen nach zu werden — die Mutter der meinigen?

Bey diesen Worten ergriff er ihre Hand und fuhr fort: Könnten Sie sich entschließen, das Glück, das Sie mir seit dem Eintritte in mein Haus verschafft haben, zu befestigen? und wie bisher, aber durch engere Banden mit mir vereinigt, der wohlthätige Schutzgeist dieses Hauses zu seyn?

Dieser überraschende Antrag konnte nicht auf der Stelle zu voller Befriedigung beantwortet werden. Nach einigen Tagen aber war Alles den Wünschen des Obersten gemäß in Richtigkeit gebracht. Die Freude war groß. Nun sind wir zwey Paare, riefen die Kinder; zwey Brüder und zwey Schwestern! Nun haben wir wieder eine

Mutter — einen Vater! Wir wollen auch recht gut, recht gehorsam, recht fleißig seyn! — Und dann folgten Umarmungen und Küsse mit Thränen gemischt. Es war ein Rausch der Freude, wie nur die Glücklichsten fühlen, ein Taumel des Glücks, wie nur gute Menschen genießen können.

* *

Ungern werfen wir noch einen Blick auf die Unglückliche, die in ihre Heimath zurückgekehrt war, um den Tod ihres Vaters zu beschleunigen. Ihre Hofnung, seinen Nachlaß, den unglückliches Lotteriespiel schon sehr vermindert hatte, ungetheilt zu erben, ging nicht in Erfüllung. Der jüngere Bruder machte sein Recht aus der Ferne geltend; das Erbtheil des Aeltern, der sein Verbrechen im Zuchthause büßte, nahmen die Gerichte in Anspruch. Das, was für die Schwester übrig blieb, war nicht viel; und da sie an regelmäßige Arbeit und Ordnung nicht gewöhnt war, so sank sie nur allzubald in ihre vorige Dürftigkeit zurück. Ihr Gemüth, das, von Natur nicht mild, durch ihr Elend verbittert wer-

den war, verwilderte immer mehr; und da sie die Ursachen ihres Zustandes nicht da, wo sie waren, sondern außer sich suchte, und die Hülfe der Wohlthätigkeit oft mit Ungestüm, und immer ohne Dankbarkeit in Anspruch nahm, überließ man sie bald ihrem trostlosen selbstverschuldeten Schicksale. Die Gaben, die sie doch noch von einigen Mitleidigen erhielt — und daß unter diesen auch der Oberste war, brauche ich nicht zu sagen — verschleuderte sie; und wenn sie in ihrer Nähe nichts mehr ertrotzen konnte, setzte sie sich mit ihrem kränkelnden Kinde ganze Tage lang an die Landstraße, die längs dem Flusse nach der Hauptstadt führt. Einstmals, nachdem sie den langen Tag umsonst auf einen Vorüberreisenden gewartet hatte, um sein Mitleiden in Anspruch zu nehmen, und der Hunger sie quälte, und das Kind nach Nahrung schrie, sah sie endlich gegen Abend einen zierlichen Reisewagen mit vier raschen Pferden bespannt, heranrollen, und stellte sich, mit dem Kinde auf dem Arm, an den Weg. Sie hatte schon ihren Spruch angefangen, als sie das junge und schöne Paar, das in dem Wagen saß, in die Augen faßte, plötzlich ein lautes Geschrey erhob, sich dem Pferden entgegenstellte, und indem sie das halbnackte Kind

hoch emporhielt, mit gellender Stimme rief: Halt, halt! Da ist Dein Balg, Ferdinand! — und dann die daneben sitzende Frau anschreyend: Es ist fein Kind! fein Kind ist's! — Da bey ihrem wilden Geschrey und bey den heftigen Bewegungen, womit sie es begleitete, die Pferde scheu wurden, schlug der Kutscher mit der Peitsche um sich, und hieb die Unglückliche über den Kopf und die nackten Schultern. Wahnsinnig vor Wuth warf sie das schreyende Kind in den Wagen, und stürzte mit wildem Geschrey, drohenden Geberden und gräßlichen Flüchen dem Flusse zu. Unterdessen rissen die flüchtigen Pferde den Wagen, nicht ohne Gefahr der darinne sitzenden im Fluge fort, und er war schon weit entfernt, als einige Fischer des entgegengesetzten Ufers die Ertrunkene aus dem Wasser an's Land brachten. Die Bemühungen, sie in's Leben zurückzurufen, blieben ohne Erfolg. Das Schicksal des Kindes ist unbekannt.

* *

56.

In einer kleinen theologischen Schrift, deren Titel mir entfallen ist, die aber im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts — auch einer heftig bewegten Zeit — geschrieben worden, fand ich eine kurze Erörterung der Frage, ob man, um ein guter Christ zu seyn, an den Zänkereyen der Theologen um Meinungen Antheil nehmen, und sich zu dieser oder jener Partey schlagen müsse. Diese Erörterung ist in eine Reihe von Fragen gefaßt, von denen ich mir die meisten, weil sie meinen eignen Gesinnungen zusagten, angemerkt habe. „Ich bitte, sagt der ungenannte Verfasser, mit Beyseitesetzung aller vorgefaßten Meinungen, in der Gegenwart Gottes zu bedenken:

1. Ob zu beweisen, daß Gott einem einzigen Menschen seine Gnade entzogen, oder seinen Zorn habe ankündigen lassen, weil er diese oder jene irrige Meinung gehabt, durch die er doch nicht gehindert worden, mit aufrichtigem, demüthigem und

liebreichem Herzen vor Gott zu wandeln, und seinen heiligen Willen zu thun, so weit er diesen durch Gottes Gnade kennen gelernt?

2. Ob nicht die Erkenntniß der Wahrheit eine Gabe göttlicher Gnade sey?

3. Ob diese Gabe durch etwas anderes zu erlangen sey, als durch Heiligkeit des Lebens?

4. Ob nicht jeder mit dem empfangenen Maaße von Erkenntniß zufrieden sey, und geduldig erwarten müsse, ob, wenn und wie ihm Gott dieselbe vermehren wolle?

5. Ob wohl die andern Mitknechte unzufrieden seyn dürfen, wenn der Hausherr einem der ihrigen mehr Talente der Erkenntniß als ihnen anvertraut habe? oder ob derjenige, welcher fünf Talente empfangen, oder sich vielleicht nur einbildet so viel empfangen zu haben, diejenigen seiner Mitknechte, die deren nur zwey erhalten, verachten, hassen, oder wohl gar von der Hausgenossenschaft ausschließen dürfe?

6. Ob nicht der, welcher mit zwey Talenten gewuchert hat, dem Herrn eben so angenehm gewesen, als der mit fünfen?

7. Ob nicht die sogenannte Orthodoxie, in so fern dadurch ein Gewebe gewisser Meinungen verstanden wird, schnurstracks dawider handle, und

der unglückliche Zankapfel ſey, um deſſentwillen die ganze Chriſtenheit in Trennung, Streit, Zank, Verfolgung und Blutvergießen gerathe?

8. Ob uns Chriſtus ein anderes Kennzeichen ſeiner Jüngerſchaft hinterlaſſen, als Einigkeit und Liebe? und ob man zu dieſer Einigkeit in der Liebe jemals gelangen könne auf dem Wege, der zu aller Zwietracht geführt, und auch nicht wohl zu etwas anderm führen kann?

9. Ob nicht alſo alle wahren Jünger Chriſti zwar dahin trachten ſollen, durch reine Liebe und ein heiliges Leben in der Erkenntniß der Wahrheit zu wachſen; aber darum mit Niemand ſtreiten, oder einen anders Meynenden, der auch ein treuer Diener des Herrn iſt, deshalb nicht weniger für des Herrn Jünger als ſich ſelbſt halten, noch ihn deshalb weniger lieben, und für ſeinen Bruder in Chriſto erkennen und achten ſolle?

10. Ob dieſes nicht der einzige Weg ſey, aus der unſeligen Zertheilung, und dem kalten, Juden und Heiden ärgernden Chriſtenthume zu der Einigkeit der Liebe zu kommen, die uns Chriſtus als das einzige Mittel vorſtellt, die Welt zum Glauben und der Ueberzeugung von der Wahrheit der chriſtlichen Religion zu bringen?

57.

Wenn ich mich in Gedanken in meine Kinderjahre zurückversetze, so kehre ich oft in die Werkstatt eines Schreiners ein, der ein gar freundlicher Mann und unser nächster Nachbar war. Da ich hier immer einen Theil des Tages zubrachte, so hatte er reichliche Gelegenheit mir gute Lehren zu geben, die ich von ihm lieber als von andern annahm, eben weil er nicht dazu bestellt, und dann auch, weil er so gut, verständig und heiter war. Auch von seiner Kunst brachte er mir mancherley bey, und nannte mich seinen Gesellen, so wie ich ihn Meister nannte. Dieß machte mir ungemeines Vergnügen. Anfänglich spielte ich nur mit dem abfallenden Holze, mit den Hobelspänen und Abschnittbretchen; dann reicht' ich ihm das nöthige Werkzeug, und trat auch wohl sonst, wenn er noch ein Paar Hände brauchte, an die Stelle des Lehrpurschen ein.

Ich brannte vor Begierde, auch so etwas machen zu können, wie der Meister machte; und erhielt allmählig den Gebrauch des Hobels und Meissels, und damit das Recht, so viel unbrauchbares Holz zu verderben, als nöthig war, um etwas Brauchbares fertigen zu lernen. Ich will niemanden die Freude beschreiben, die ich bey meinem ersten Meisterstücke fühlte. Es war ein Kästchen von sechs Bretern mit einer Thür und einem vergitterten Fenster in jeder Wand, über und über roth angemalt, und das Gitterwerk mit Schaumgold überzogen; bestimmt als Schilter- und Block-Haus eine weiße Maus aufzunehmen; später aber für mehrere Insaßen durch angehängte Flügel zu einem Versailles oder Nymphenburg erweitert. Ein Werk von höhern Ansprüchen war ein Tischchen und dazu gehöriger Stuhl, womit ich meine fünfjährige Schwester zum Geburtstag beschenkte, und dafür die Bewunderung der ganze Familie einerntete. Allmählig fertigte ich so in meinen Musse- und Nebenstunden — wobey ich gelegentlich bemerke, daß bey großen und kleinen Kindern die beste Erholung von der Arbeit eine andre Arbeit ist — eine ganze Lilliput-Wirthschaft, da die Wünsche und Begierden meiner Schwester meine Kunstfertig-

keit in Uebung erhielten, und mit dieser stiegen und wuchsen. Da die Mutter während dieser Zeit in's Kindbett kam, und alle unsre Gedanken sich um das kleine Brüderchen drehten, wurde mir ein schönes Wochenbett für die Puppe abgeschmeichelt; aber dieses war kaum fertig und zu seinem Gebrauche eingeweiht, als ich zu einem Werke von entgegengesetzter Art veranlaßt wurde. Das kleine Geschwister starb in der dritten Woche zu meiner großen Betrübniß; denn ich hatte mir tausend schöne Plane gemacht, wie ich mit dem Brüderchen spielen, was ich ihm schenken und wie ich es unterrichten wollte. Doch fand ich auch hier einen Trost in mir selbst, indem ich beschloß, die Schachtel, in der es begraben werden sollte, mit einem Sarge von meiner Arbeit umzutauschen. Es gelang mir über Erwarten. Unbemerkt schlich ich nun mit meinem Werke unter dem Arme in die Kammer, wo die kleine Leiche stand, stellte den schwarz und weiß angemahlten Sarg darneben, küßte dann das Kind, dem die Mutter ein Kränzchen von weißen Blumen um die Stirn geschlungen hatte, und sagte: Da du lieber Engel, hab' ich dir ein kleines Haus gebaut; da schlaf recht sanft und ruhig drinne, bis du wieder aufwachst. Wenn

du am Leben geblieben wäreſt, hätte ich dir noch viele andre ſchöne Sachen machen wollen, die dir gewiß recht viele Freude gemacht hätten; aber der liebe Gott hat es nicht gewollt; und weil er dich auch ſogar lieb hat, hat er dich in den Himmel zu ſich genommen, wo du gewiß auch recht ſchöne Sachen haben wirſt. Wenn ich nur wiſſen ſollte, ob du mich wieder kennen wirſt, wenn ich auch in den Himmel komme. Ich will dich aber gewiß wieder kennen an dem ſchönen Kränzchen, das du aufhaſt.

Während dieſer Leichenrede war meine Mutter unvermerkt hereingekommen, um nach ihrem kleinen Liebling zu ſehn, und war nicht wenig verwundert über den Sarg; und als ich ihr ſagte, daß ich ihn heimlich zuſammengezimmert hätte, küßte ſie mich mit vielen Thränen und legte das Kind hinein, und deckte es über und über mit Blumen zu. Wenn ich an jene Zeit zurück denke, kömmt es mir vor, als ob meine Mutter ſeitdem eine gewiſſe Achtung gegen mich gefaßt hätte. Wenigſtens wurde ich nicht mehr wie ein kleines Kind behandelt.

* *

38.

Verarmte Familien erquicken sich gern mit der Erinnerung an ihre reichen Vorfahren; und ein Nahme von Rang und Ansehn, ein hoher Titel, oder auch eine besondere ehrenvolle Auszeichnung, die an dem verdorrten und verwitterten Stammbaume allein noch glänzt, verbreitet durch die dunkelsten Winkel einer armseligen Hütte ein erfreuliches Licht. Groß ist der Gewinn freylich nicht dabey; aber ist dem armen Sohne der Erde nicht schon ein wenig Erhebung aus dem Staube ein Labsal? oder ist das, was sein schwer belastetes und niedergedrücktes Haupt, wenn auch nur für einige Augenblicke, aufrichtet und stärkt, wohl verächtlich zu nennen? Wenn der Taglöhner, der in stechender Sonnenhitze Steine auf dem Wege zerschlägt, und unter der Arbeit an einer dürren Brodrinde nagt, zu seinem Reben-

manne sagen kann: Freund, auf dem Wege hier ist mein Urgrosvater oder mein Grosoheim in einer prächtigen Kutsche gefahren; da standen Bediente mit schamarirten Kleidern hinten auf, und gemeine Fuhrleute mußten ihm ausweichen, wie mir meine Mutter das oft erzählt hat; und er gab in einem Monate mehr Ducaten aus, als ich Groschen in zwölfen; — wenn er dieß oder ähnliche Dinge zu erzählen hat, wächst ihm ordentlich das eingeschrumpfte Herz, und er sitzt selbst ganz wohlgemuth auf dem Flügelpferde so stolzer Erinnerungen, und vergißt seine Armseligkeit; und selbst der Nebenmann, welcher nichts dergleichen zu erzählen hat, sieht ihn für etwas an. Und wenn er gar, wie leicht geschieht, in seinen Gedanken noch höher steigt, und zu sich sagt: Ich bin freylich nur ein blutarmer Teufel, und werd' es für meine Person zu nichts bringen, wenn ich auch den ganzen Tag Steine klopfe; aber wer weiß, ob nicht meine Enkel wieder in Kutschen fahren, und unser einer die Mütze vor ihnen abziehn muß? Unmöglich wäre das doch warlich nicht. — Dann steigt er, wie Elias, auf einem feurigen Wagen auf, und sein verwittertes Gesicht zieht sich zum Lächeln, und er spuckt frischer in die Hände, und läßt den Schlägel stärker auf die harten Kiesel

fallen. — Gönnet dem Armen, den Alles niederbeugt, daß er sich bisweilen an dem bunten Spalier stolzer Gedanken emporrankt; und wendet euch nicht verachtend von der Bettlerin ab, die von ihren vornehmen Verwandten erzählen will. Ich kann in dieser Classe und bey den Kindern der Armuth sogar den Stolz leicht vergeben, der doch aus dem Staube aufrafft, während die kriechende Niederträchtigkeit nur tiefer in Staub und Schlamm hinabstößt. Sage nicht: Worauf kann nur so ein Lump stolz seyn? Denn wie hoch du auch in deinem Städtchen stehn magst — ich nehme an, du seyst erster Bürgermeister oder Superintendent — so sind doch in der Hauptstadt hunderte, die bey dir mit demselben Rechte eben so fragen können; und an den Höfen eben so viele und mehrere, die selbst den Lord-Mayor von London für nichts ansehn; und so fort. Wer kann sich wohl in Gedanken neben den homerischen Jupiter auf den Ida oder den Olympus setzen, und von dieser Höhe herab auf das Menschengewimmel sehn, ohne daß Groß und Klein, Hoch und Niedrig in der Tiefe vor seinen Blicken verschwindet, und aller Hochmuth auf ein Bischen Reichthum oder Rang oder Ruhm mehr, ihm, je nachdem er

gestimmt ist, bald Lachen bald Mitleid erregt? Wie mag wohl, ich will nicht sagen, den Augen Gottes, sondern des letzten der Geister, der auf seinem Fluge durch das Weltgebäude bey der kleinen Erde vorbeykömmt, und seine Blicke auf sie fallen läßt, der Unterschied erscheinen, den die Menschen unter einander machen? ihre Rangstreitigkeiten? ihre Titelsucht? und aller der Hochmuth auf Stand, Rang, Würden und Geld, der ihnen selbst auf den Kirchhof nachzieht und ihre Leichen- und Denksteine anfüllt? Kleinlich allerdings und lächerlich. Aber erzürne dich deshalb nicht, sondern gönne den großen Kindern, wie den kleinen — denn was ist die Erde anders als eine Kinderstube? — ihr Spielwerk, ihre lächerlichen Händel und ihren kurzen Zorn. Du selbst aber trachte nach dem, was solches Spielwerk entbehrlich macht; und wenn du deiner Ahnen gedenkst, so liebäugle nicht mit ihrem Rang und Titeln, sondern halte dich an die Tugenden, durch die sie über ihre Zeitgenossen emporgestiegen sind. „Der einzige und ächte Adel, sagt der alte Dichter, ist die Tugend. Das erste, was ich von dir fordere, sind die Güter des Geistes.“ Und nach der Lehre der Stoa, ist der Weise ein König, wenn er auch Sclavenfesseln

trägt; ein Crösus, wenn er auch in Lumpen einhergeht; ja sie sagt, daß er unter den Göttern und an Jupiters Tafel sitzt, wenn er auch auf Stroh schlummert. Zu solcher Höhe bringt es freylich niemand; aber über den großen Haufen steigt er doch gewiß empor, wenn er sich um solche Güter bewirbt, die auch Geister achten, und an denen Gott selbst Wohlgefallen hat.

59.

Wenn es möglich wäre, daß ein Mensch alle Vollkommenheiten und Tugenden besäße, so müßte er, wenn er es anders in der Welt zu etwas bringen will, seine Vortreflichkeit mit so vielen Schwachheiten einwickeln, als er nur immer aufbringen kann, und sein Licht nicht auf den Scheffel stellen, sondern darunter. Es gibt nichts, was die menschliche Gesellschaft weniger verziehe, als Fehlerlosigkeit, oder was sie mehr erkältete, als tadellose Vortreflichkeit. Brutus fand Sicherheit vor dem Tyrannen durch den Schein des Blödsinns; und noch immer sitzt in jeder all-

täglichen Gesellschaft und jedem gewöhnlichen Collegio ein Tarquinius der Stolze mit seiner Misgunst auf dem Thron oder dem Präsidentenstuhl. Die Ephesier hatten ein Gesetz, daß keiner unter ihnen hervorragen solle; geschähe es, so möge er auswandern. Die Gesinnung ist noch vorhanden. Grandison ist nur in einem Romane erträglich, und auch nur einmal als Seltenheit; und doch hab' ich Leute gekannt, die ihn auch da nicht ausstehen konnten. So ein Mann wandelt unter den Gebrechlichen und Schuldbewußten, wie ein Kanon des Polykletus, oder wie ein lebendiges Gesetz, das nichts verzeiht, sondern wie die eiserne Jungfrau der Vehme, nur in die Arme nimmt um zu zerdrücken. Man weiß auch nicht, wo man so ein glattes und rundes Wesen *) anfassen soll, da es keine Handhabe darbietet, keine Schwachheiten, Thorheiten und Leidenschaften, und auch selbst etwas von halb offenbarer, halb versteckter Schuld. Darum kreuzigt man ihn, um den stummen Vorwurf aus dem Gesichte zu haben, oder verbannt ihn, wie den Aristides, weil er so übermäßig gerecht ist. Nach den Peripatetikern liegt die Tugend immer zwischen zwey entgegenge-

*) teres atque rotundus.

setzten Lastern in der Mitte; die meisten Menschen aber gehen noch einen Schritt weiter, und wollen mit keiner Tugend zu thun haben, die nicht von ihren Gegensätzen so viel angenommen hat, daß man sich nicht mehr vor ihr zu schämen hat. Daher schließt, was man die gute und liebenswürdige Gesellschaft nennt, die größte Masse von Schwachheiten und sittlichen Gebrechen in sich, die den guten und lobenswerthen Eigenschaften ihrer Mitglieder zum Freypasse dienen müssen. Der Tadellose gehört nicht hierher; er mag in die Thebaische Wüste ziehn, wo er keine Nachbarn hat, die ihn auflauern, sondern nur reißende Thiere; denn selbst in Klöstern, wo doch, nach den neusten Nachrichten, übermenschliche Vortreflichkeit zu Hause ist, wird der fromme, tadellose Bruder oft grimmig gehaßt und verfolgt; wie denn immer in der christlichen Kirchengemeinschaft die allerfrömmsten Menschen am heftigsten gequält worden sind. Auch in dem Verkehr der beyden Geschlechter hab' ich nicht selten bemerkt, daß Mädchen, die ihr Loos erst erwarteten, von dem künftigen Geliebten, den sie ihrer Hand würdig finden sollten, allerdings ein ganz fleckenloses Ideal, einen Marquis von Posa, einen Piccolomini und dergleichen im Herzen trugen und zur Schau aus-

ſtellten; dann aber wenn es galt, nicht nur viel von ihren Forderungen abließen, — was noch wohl entſchuldigt, ja gelobt werden konnte — ſondern meiſt die allerheftigſte Leidenſchaft gegen Menſchen faßten, die ihnen die allergeringſte Achtung einflößten. Wie oft hab' ich geſehn, wie von ſolchen leichten Weſen, wenn ihre Einbildungskraft mit dem idealiſchen Strohfeuer gefüllt über die Wolken flog, die würdigſten Männer mit zurückſtoßender Kälte behandelt wurden, während ſpäterhin ein leicht verdunſtender Anſtrich von Liebenswürdigkeit, oft auch ein erbärmliches Talent da ſchnelle Siege gewann, wo die tadelloſe Vortreflichkeit nur Niederlagen erfahren hatte! Man würde freylich Unrecht haben, in einer Geſellſchaft, wie der Hof Carls des Zweyten von England war, Vernunft und Tugend zu ſuchen; aber wenn man einige Veränderungen zugeſteht, wird man die Menſchen der guten Geſellſchaft in dem neuern Europa ziemlich gleich finden. Was brachte dort den Herzog von Buckingham in Gunſt? Als einige Herrn vom Hofe in dem Zimmer der Miß Stewart allerley Poſſen trieben, und unter andern einer eine brennende Kerze in den Mund nahm — ein Kunſtſtück, das man jetzt freylich nicht mehr an Höfen produzirt —

überbot der Herzog von Buckingham den Künstler, nahm zwey brennende Kerzen in den Mund, und ging, zum höchsten Ergötzen der Dame, gravitätisch damit im Zimmer auf und ab. Von diesem Augenblicke an stand er fest in ihrer Gunst. Dagegen war ihr der ehrenveste Kanzler Clarenden verhaßt, weil er nur ein verdienstvoller Mann war. So wahr ist, was ein weltkluger und geistreicher Franzos sagt *), um es in der Welt zu etwas zu bringen, müsse man sehr klug seyn, aber wie ein Narr aussehn. Es ist ein treffendes und die Gesinnung der Welt characterisirendes Wort, das einst der Herzog von Aremberg an dem Hofe Marien-Theresiens aussprach, als die Kaiserin gefragt hatte, wo Laudon sey? Wie immer, antwortete der Herzog, hinter der Thür, ganz beschämt, so viele Verdienste zu haben. — Eine treffliche Lehre für Jeden, den seine Verhältnisse in das Sonnenlicht des Marktes (Forums) oder des Hofes stellen, und sich nicht entschließen kann, eine Kappe wie Merry Andrews, oder einen hölzernen Cammerherrn-Schlüssel wie Gundling zu tragen.

*) Montesquieu.

60.

Eine Lady Grey hörte eines Tages, im harten Winter, den Pfarrer ihres Kirchspiels eine rührende Predigt über die Tugend der Wohlthätigkeit halten. Um die Wirkung davon selbst zu prüfen, legt sie schlechte Lumpen an, und geht an einem stürmischen Tage bettelnd durch das Kirchspiel. Keiner der Zuhörer des beredten Pfarrers wird übergangen. Die Gabe der meisten war gering; die geringste von Allen war die des Pfarrers selbst. Nur in das Haus eines alten und armen Mannes wurde sie eingeladen, an das Feuer gesetzt, und nach Kräften bewirthet. Erkannt ward sie von Keinem. Den folgenden Tag ließ sie Alle zu sich einladen, von denen sie etwas erhalten hatte. Zwey Tische waren gedeckt; der eine reichlich besetzt; und dieser wurde dem armen gastfreundlichen Manne und seiner Frau angewiesen; der andre war von den geringen Allmosen der Uebrigen dürftig aus-

gestattet. An diesen kamen die kargen Geber, und auf die unterste Stelle der Prediger. Die Wirthin nahm ihren Platz an dem ersten Tische, und die Erzählung dessen, was ihr den Tag vorher begegnet war, diente ihrem Gastgebote zum Commentar.

Ich erinnere mich hierbey einer andern Geschichte, die einstmals in meiner Gegenwart in der Absicht erzählt wurde, die geringe Wirkung des Predigens darzuthun. Bey der Annäherung der Weinlese sieht sich ein Winzer in der Nothwendigkeit Geld zu borgen, um die nöthigen Geräthschaften anzukaufen, und geht deshalb in die nächste Stadt zu einem Bürger, von dem es bekannt war, daß er zu hohen Zinsen verlieh. „Ihr kommt zur ungeschickten Zeit, antwortete ihm der Wucherer auf seinen Antrag; eben läutet es zur Predigt; und die, kann ich um Eurentwillen nicht versäumen;" und ohne sich auf etwas weiteres einzulassen, eilt er in die Kirche. Zufällig führt das Evangelium auf den Wucher; und der Prediger spart keine Farben, um die Strafbarkeit wucherlicher Habsucht in das Licht zu setzen. Bey diesem Vortrage verlichrt der Bauer, der auch in der Kirche war, seinen Mann nicht aus den Augen, und da er bemerkt, daß er mit der auf-

merksamsten Andacht zuhört, verwünscht er in seinem Herzen die Predigt und den Prediger, der ihm nun seine letzte Hofnung raubt. Mit diesen Gedanken macht er sich nach geendigtem Gottesdienste stillschweigend auf den Weg, wird aber von dem andächtigen Wucherer zurückgerufen: Nun, wo geht Ihr denn hin? sagte Jener. Wollt Ihr denn kein Geld? Freylich will ich Geld, antwortet der Bauer, und hab' es auch nöthig; aber nach der Predigt werdet Ihr mir keines geben wollen. — Possen, erwiederte der Andre; Jedermann thut was ihm zukömmt; der Pfarrer thut sein Geschäft; ich das meinige. Kommt nur mit. Wie viel braucht Ihr? — So und so viel, antwortet der Bauer. Aber wie viel verlangt Ihr Zinsen? — Das Geld ist jetzt freylich rar, versetzt der Wuchrer; aber da eben Weinlese ist und Ihr im Gedräng seyd, so will ich es für drey Kreuzer auf den Thaler menatlich thun. Das ist für jetzt. Ein andermal aber müßt Ihr mehr geben. —

Da diese Geschichte belacht wurde, und Jemand bemerkte, daß die Prediger leider nur allzu oft selbst ihre Lehre durch ihr Leben widerlegten, und eben durch ihr Beyspiel zeigten, wie wenig man sich daran zu kehren habe, erzählte ein andrer folgende Geschichte: Ein Canonicus von Saint-

Cloud, Feuillet, wenn ich nicht irre, predigte eines Tages, daß der Ueberfluß nicht uns, sondern den Armen gehörte, und daß sich ein guter Christ mit Einem Rocke begnügen müßte. Diese Lehre, die er mit vieler Beredsamkeit ausschmückte, war nicht ganz auf einen unfruchtbaren Boden gefallen. Einer seiner Zuhörer, ein Krämer, welcher drey Röcke hatte, nahm den folgenden Tag zwey davon, und ließ sie zu Herrn Feuillet tragen, um sie armen Leuten zu geben. Dieser war eben ausgegangen, und da er zurückkömmt, sagt man dem gutmüthigen Krämer, er möchte sich noch ein wenig gedulten; der Herr Canonicus sey von dem starken Regen ganz durchnäßt, und wolle nur einen andern Rock anziehn. — Wie so? sagte der Krämer. Einen andern Rock? Er predigte doch gestern, daß ein guter Christ sich mit Einem Rocke genügen lassen müßte. Sagt ihm mein Compliment, und ich ließe meine zwey Röcke wieder nach Hause tragen. Da der Herr Canonicus Röcke zum Wechsel hat, so will ich seinem Beyspiele folgen, und bey schlechtem Wetter auch mit den meinigen wechseln.

61.

Peter Pithou, ein gelehrter und wackrer Mann, sagt in dem treflichen Testamente, in welchem er die Grundsätze seines Lebens zusammenstellt, unter andern: „Ich habe zu meinem großen Vergnügen aus Erfahrung gelernt, daß man durch Geradheit und Offenheit sichrer und glücklicher zu seinem Ziele gelangt, als durch Kunstgriffe, Ränke und Verschlagenheit.“ Diese Worte sind mir sehr oft eingefallen, wenn ich Criminalprocesse gelesen oder Zuchthäuser besucht habe; denn bey weitem die meisten Opfer der Justiz sind kluge Menschen gewesen, welche die Klugheit an die Stelle der Rechtschaffenheit setzen wollten, weil sie meinten auf dem krummen Wege schneller zum Ziele zu kommen. Da geschah es denn nur allzu oft, daß der Umweg ein Abweg wurde; Irrlichter sich zu Wegweisern darboten; und der bethörte und betrogene Klügling, statt in den

Hafen des Reichthums, der Ehre und des Wohllebens einzulaufen, an der Galeere oder beym Galgen anlangte. Und wie im gemeinen Leben, so findet Pithou's Bemerkung auch auf dem höhern Gebiete der Politik ihre Bestätigung. Auch hier ist der gerade Weg nicht bloß der kürzeste, sondern auch der sicherste; und selten führt ein künstlicher und hinterlistiger Plan zu dem erwarteten Ziel. In dieser Rücksicht ist die Geschichte, und ganz insbesondre die Geschichte der kleinen italienischen Staaten, welche lange Zeit hindurch die hohe Schule hinterlistiger Politik waren, zugleich die Schule göttlicher Gerechtigkeit, und ein Schauplatz der Lehre von der überwiegenden Macht des Guten.

62.

Die Fabel des Deukalion und der Pyrrha, welche Steine hinter sich werfen und dadurch ein neues und kräftiges Geschlecht auf ihren Spuren erwachsen lassen, ist das Symbol großer Menschen, die in ihrem Wandel über die Erde durch Thaten und Worte, Beyspiel und Lehre Saaten des Großen und Guten ausstreun. Der Ausspruch der Königin Christine, daß, wo der Fürst dumm ist, sein ganzes Volk ihm nachschlägt, ist auf Tugenden angewendet, viel wahrer und treffender. Ein tapfrer und entschlossener Mann an der Spitze eines Heeres, theilt seinen Muth einer ganzen Menge mit, während der Feige, so wie er selbst bey jeder nahenden Gefahr zittert, seine geordnete und geübte Schaar zerstreut und fliehend sieht. Darum hat es tapfern Königen auch nie an tüchtigen Feldherrn gefehlt, die, wie die Erdensöhne aus den Zähnen des Drachen, in

voller Rüstung um ihn her aufwachsen, und das Schwerd nach seinem Gebote schwingen; und wenn Pompejus nicht, wie er sich verbeißen hatte, da wo er mit dem Fuße stampfte, Heere aufsteigen sah, so war es nur, weil der rechte Muth sein Herz verlassen hatte. Aber nicht die Tapferkeit allein theilt sich so wunderbar mit und erzeugt sich wie der elektrische Funke fort. Alle Tugenden haben diese Kraft; so wie Alles, was in dem Menschen von göttlicher Abkunft ist, dem himmlischen Feuer gleicht, das die brennbaren Stoffe, wie tief sie auch verborgen seyn mögen, auffindet und in Flammen setzt. Es gibt keine Zeit und kein Volk, wo nicht viel solchen Stoffes in den Gemüthern liegt, todt und bewußtlos, bis der Sohn des Japetos mit der belebenden Fackel erscheint. Die Geschichte großer Zeiten hängt an der Geschichte einzelner Menschen, die, durch eine wunderbare und unerklärliche Kraft, die schlummernden Tugenden in Tausenden erweckt, und sie an sich gezogen und mit sich vereinigt haben, wie der Magnet das ohne ihn todte Metall. Gerechtigkeit, Mäßigung, Treue, und jene Blüthe der höhern Menschheit, ächte Frömmigkeit und Liebe zu Gott, — alle diese Göttergestalten sind unter einem ganzen Volke oft die

Töchter einer einzigen großen Seele, die sie aus ihrem innern Heiligthume aussendet; und was keine Belohnungen und Strafen je vermochten, das wird durch das leuchtende Beyspiel eines Einzigen möglich gemacht. Wie, nach der Versicherung eines alten Redners, kein Bürger in Athen so verderbt war, der, wenn er in dem Rathe des Areopags einen Platz erhielt, nicht zu einem rechtschaffenen Manne geworden wäre, so zieht auch oft mit einem einzigen Gerechten die Tugend der Gerechtigkeit in ein ganzes Collegium ein. Selten aber wissen Fürsten, Minister, Geistliche und öffentliche Lehrer überhaupt, wie viel sie schon dadurch wirken, daß sie das wirklich sind, was sie seyn sollen; oder sie schlagen es sich auch wohl aus schlaffer Bequemlichkeit aus dem Sinn, oder meinen gar, wenn die Lust zu sündigen in ihnen obsiegt, es komme auf den Einzelnen so viel nicht an. Ich kenne ein Land, (um ein Beyspiel von kleinern Dingen zu geben) das sich durch gute Löschanstalten und den Eifer seiner Einwohner bey solchen Gelegenheiten auszeichnete. Der Fürst war immer, wo es nur möglich war, bey der Hand; dann blieb keine der Behörden aus, und auch der geringste war gleich beym ersten Lerm auf seinem Platz. Die-

ser Fürst starb, und kurze Zeit nach seinem Tode brach ein Feuer in der Residenzstadt aus. Der neue Fürst erschien nicht dabey. Ihre Durchlaucht hätten wohl darnach gehen können, sagte am Abend eine begünstigte Frau, welche die Erlaubniß hatte dreist zu sprechen. — „Meinen Sie denn, antwortete der Fürst, den Tadel wegscherzend, daß von dem Eimer Wasser, den ich hätte zutragen können, die Flamme gelöscht worden wäre?" — Gewiß nicht. Aber seine Gegenwart hätte die Helfenden belebt; ein Blick von ihm hätte die erschöpften Kräfte angefrischt; ein Wort hätte jede Anstrengung belohnt und die Gefahr zu verachten gelehrt; sein Eifer hätte sich Allen mitgetheilt, und sie hätten, was bey menschlichen Dingen das größte ist, sich selbst vergessen um der Sache willen. Darum sagt einer der alten Weisen mit Recht: „Wie der Fürst ist, so sind auch seine Amtleute; wie der Rath ist, so sind auch die Bürger." Und an einer andern Stelle heißt es: „Wo die Weisen wandeln, da verbergen sich die Thoren; aber wo Thoren regieren, da wird Alles der Narrheit voll."

63.

Die Gottesfurcht ist die Erzieherin des menschlichen Geschlechts, der Anfang der Weisheit, die Mutter der Gerechtigkeit und aller Tugenden. Ohne sie ist die menschliche Gesellschaft eine Rotte reißender Thiere, und ihre Herrscher nicht besser als Cyclopen, die nur aus ihren Höhlen hervorbrechen, um Gewalt zu üben. Was könnte den zur Schonung bewegen, der in der Fülle seiner Kraft nichts zu fürchten hat? der so hoch über der Erde steht, daß er unter sich nur Massen sieht, die auf seinen Wink hin und her fluthen, und andere Massen vor sich hertreiben und niederwerfen, so daß ihm dünken muß, die Menschheit bewege sich bloß für ihn und durch ihn? Was könnte seinen starken und heftigen Willen zügeln, wenn er nicht über sich schauen müßte, nach dem Engel, dem Gott die Schaale seines Zornes anvertraut hat? und nach jener furchtbaren Wage,

die in der Hand der ewigen Gerechtigkeit das Loos der Mächtigsten wie der Geringsten und Schwächsten wägt? Freylich hält nur allzu oft die Erde den Blick fest, daß er sich in ihren dunkeln Schooß eingräbt, wo glänzende Schätze locken; oder an weit verbreiteten Ländern haftet, und die Begierde mit Allem nährt, was Genuß verspricht. Wenn aber durch die Gewalt der Begierden, der Herrschsucht, des Geizes, der Wollust und aller Dämonen der Selbstsucht die Gerechtigkeit aus der Brust des Menschen getrieben wird, steigt sie klagend zu Gott auf, und behauptet an seinem Throne ihr Recht. Da geschieht es denn oft, daß, wenn der siegtrunkene Eroberer von neuen Kriegen träumt, und jubelnd den Umfang der noch zu gewinnenden Grenzen ermißt, der Blitz aus heiterm Himmel herabfährt, und ihn selbst unter die röchelnden Opfer seiner Begierden wirft. Dann schaut er doch aufwärts, aber zu spät, und verhüllt sein Angesicht umsonst, um nicht den Richter zu sehn, und den Boten seiner Gerechtigkeit. Aber auch durch die langen Reihen vergoldeter Zimmer, durch die Spaliere der Wachen und das Gedräng schmeichelnder Höflinge bahnt sich der Todesengel den Weg und erinnert an Gott. Aber dann ist diese Erinnerung oft nur furchtbar, nicht

tröstlich mehr. Der Mann, vor dessen zornigen Blicken eben noch seine Umgebungen erstarrten, zittert jetzt selbst, vielleicht zum erstenmale, vor der ernsten Gestalt des Todesbothen, der eben von dem Dornenlager eines gekränkten und gemishandelten Gerechten kömmt, den er freundlich in die Gefilde der ewigen Freyheit hinübergeküßt hat. „Wohl dem, der in der Furcht des Herrn lebt! Denn die Furcht des Herrn machet das Herz fröhlich und gibt Freude und Wonne ewiglich. Und wer den Herrn fürchtet, dem wird es wohl gehn in der letzten Noth, und wird endlich den Segen behalten.“

64.

Es ist merkwürdig, wie die Macht der Natur selbst die starrsten Systeme überwältigt, so daß ihre eifrigsten Anhänger das, was sie in der Theorie für verwerflich erklären, doch in der Ausübung gestatten müssen. So verurtheilt Epiktet mit den Weisen seiner Schule die Gemüthsbewegungen, erlaubt aber, aus milder Nachsicht gegen die Schwachheit der menschlichen Natur, den Schein derselben anzunehmen, und Gefühle zu heucheln, die man aus Grundsatz verdammt. „Wenn Du, sagt er, Jemanden weinen und trauern siehst über die Entfernung oder den Tod seiner Kinder, oder über den Verlust seines Eigenthums, so laß Dich durch Deine Einbildungskraft nicht so weit bethören, daß Du ihn um dieser äußern Dinge willen für wahrhaft unglücklich halten solltest, sondern unterscheide und sprich zu Dir: Es ist offenbar, daß

dieſen Mann hier nicht die Sache ſelbſt bekümmert; denn ſie bekümmert ja andre nicht, ſondern die Meinung, die er davon hegt. Scheue Dich indeß nicht, Dich mit Worten nach ſeiner Lage zu bequemen; ja, wenn es ſeyn muß, mit ihm zu ſeufzen; nur hüte Dich, daß Du nicht in Deinem Innern ſeufzeſt."

65.

Mit einem wahrhaft großen Sinne ſchreibt die Schauſpielerin Clairon in ihren Betrachtungen über ſich ſelbſt: „An jedem Tage wird mir durch Veränderungen des Standes und Ranges, durch Entfernung, Alter oder Tod ein Freund entriſſen, und ich muß es natürlich finden, daß man mein Daſeyn vergißt, da ich Niemanden mehr nützlich ſeyn kann. Wenige Dinge ausgenommen, bleibt mir nichts übrig als ich ſelbſt. Aber ich kann ſagen, wie Medea: Das iſt genug.

66.

Keine Klage iſt mehr an der Ordnung des Tages, als die über den Verfall unſers Wohlſtandes. Unſer Geld, heißt es, geht über das Meer, um ſich in Gegenſtände des Luxus, in leichte und vergängliche Waare umzuſetzen. Das Metall verſchwindet, und ſchon kann man die Zeit angeben, wo Deutſchland gänzlich erſchöpft ſeyn wird. Während aber unſre Mittel verſiegen, wachſen unſre eingebildeten Bedürfniſſe. Unſer mühſam erzeugtes Korn liegt werthlos und drückt die Speicher; niemand begehrt es; aber unſre Frauen und Töchter begehren ohn' Unterlaß engliſche Zeuge, franzöſiſche Seide und italieniſche Hüte, die rußiſchen und amerikaniſchen Pelze, und die perſiſchen Shawls nicht gerechnet. Und wenn es nur noch mit dem Beſitze dieſes Tandes gethan wäre! Aber wie kann ein Weib ſchöne Kleider haben, ohne damit zu prunken?

Und hängt nicht die alles verschlingende Gesellschafts- und Vergnügungssucht auch an der Eitelkeit? Oder können sich geputzte Frauen wohl zusammen sehn, ohne sich gegenseitig zu beneiden, und mit einander zu wetteifern?

Niemand kann wohl die Wahrheit dieser Klagen besser beurtheilen, als ein alter Mann, der mit der Vorwelt gelebt hat, und auch der jetztlebenden nicht fremd geworden ist. Ich kann mich noch sehr wohl der Zeit erinnern, wo sich die Lust an ausländischem Putze über meine Vaterstadt ergoß; und erst die Freude an französischem Flitterstaate einriß, dann die kostbare englische Einfachheit aufkam, und später eine heillose Mischung von beyden die Augen bethörte. Auch unsre Grosmütter putzten sich gern, und es hat nie eine Zeit gegeben, wo nicht die Kinder der Menschen von der Begierde beherrscht worden sind, das Geschöpf Gottes durch mancherley willkührlichen Zusatz, Einschachtelung und Verhüllung, wenn nicht zu verschönern, doch umzugestalten. Aber unsre Mütter sparten den Putz nur für die öffentliche Erscheinung, und hierzu waren, den Kirchgang ausgenommen, die Veranlassungen selten genug. Die Wochentage waren der Erfüllung häuslicher Pflichten gewidmet; zu Besuchen wurde

der Sonntag aufgespart; und auch das geschah in Familien des Mittelstandes nicht sehr oft. Den Genuß großer und glänzender Versammlungen überließ man dem Hofe; den übrigen Ständen schienen sie nur bey außerordentlichen Veranlassungen gestattet, die aber auch dafür als große Epochen in einem weiblichen Leben standen, und, wie die Erscheinung eines Kometen, eben der Seltenheit wegen, ein langes, strahlendes, unauslöschliches Andenken zurückließen. Unsere Töchter meinen freylich, ein solches Leben müßte überaus langweilig gewesen seyn; aber ich erinnere mich nicht, daß meine Mutter, die von weltlichen Ergötzungen wenig oder nichts wußte, jemals über Langeweile geklagt hätte, außer bisweilen, obschon ganz leise, bey den unendlich langen und schläfrigen Predigten des alten Stadtpfarrers. Dagegen komme ich nie in die Stadt, ohne Frauen zu sehn, die ohne Genuß und Lust jeden Abend bald in Gesellschaft und am Spieltisch, bald im Conzert und im Schauspiel sitzen, und am Morgen nicht wissen würden, was sie anfangen sollten, wenn ihnen nicht der unendliche Wandel ihres Putzes, oder die Besuche, die sie geben und empfangen, über die langen Stunden weghülfen. Die Männer klagen dabey meist nur über den Aufwand und das Geld; aber

die Sache hat eine viel ernstere Seite. Wer jeden Tag zu einem Festtage machen will, hat bald gar keine Festtage mehr; und das, was auf ein Vergnügen berechnet ist, wandelt sich in eine armselige Zerstreuung um, von der man nichts hat, als höchstens ein augenblickliches Vergessen des Misvergnügens über ein leeres und unnützes Daseyn. Aber dieses Gefühl drängt sich unvermeidlich zu, sobald die Lichter ausgelöscht sind, der Vorhang die gaukelnde Bühne zudeckt, die Musik schweigt, und die Wagen nicht mehr rollen; und es liegt etwas so feindliches und zerstörendes in ihm, daß es allmählig das Innere des Menschen aushöhlt, und eben dadurch zu einem düstern Tempel des Unmuths und der Langenweile macht. Eine Frau, die ihre Pflichten erfüllt, ihrem Hause wohl vorsteht, über die Erziehung ihrer Kinder gewissenhaft wacht, für die Erheiterung ihres Mannes und sein Glück sorgt, weiß von diesen Furien nichts. Schon in der bloßen Thätigkeit liegt eine unermeßliche Heilkraft, und wie man, nicht ohne Grund, von manchen Leuten sagt, daß sie nicht Zeit haben krank zu seyn, so kann man auch von einer thätigen Hausfrau sagen, daß es ihr zum Unmuth an Zeit gebricht. Wenn man nun noch überdieß das Bewußtseyn des Rechten und Guten

in Anschlag bringt, und die herrliche Freude, die sie an dem Erfolge ihrer Mühe bey denen hat, die sie liebt, so wüßte ich nicht, was einer Frau an guten Tagen zur Zufriedenheit fehlen, und sie an trüben besser stärken und aufrichten könnte. Kraft ist es, was dem Menschen im Leben am meisten noth thut, nicht bloß um die rauhen Wege zu überwinden, sondern auch um auf den ebnen nicht zu straucheln, und endlich um den fesselnden Boden der Erde mit den Fersen zurück zu stoßen, und sich über die Kluft hinwegzuschwingen, die beyde Welten trennt. Kraft aber wird nicht auf dem Faulbette schlaffen Genusses, sondern durch Uebung gewonnen; und diese Uebung, wie mühselig sie auch oftmals ist, wird sie nicht in den häuslichen Verhältnissen durch die Liebe erleichtert, die als der Mittelpunkt des Ehestandes ihre belebenden Strahlen nach allen Seiten hin aussendet, Leben und Lust auch dem harten Boden entlockt, und, wie Licht und Feuer verpestete Räume reinigt, so aus dem Leben die Trägheit, den Unmuth, die thörigten Wünsche und selbst Pein und Schmerzen vertreibt und wegtilgt? Wenn die Liebe das weibliche Geschlecht in wenigen Augenblicken zu dem schwachen und gebrechlichen macht, so gibt sie ihm dafür in den übrigen eine Stärke der Aus-

dauer, der Geduld und des Widerſtandes, die oft den Mann beſchämt, und dieß um ſo mehr, da ſie gar nicht auf das Beſchämen ausgeht, ſondern ſtill und anſpruchslos, wie ein ſchöner, menſchlicher Inſtinct, ſich ſelbſt genug iſt. Eine ſehr thätige Frau, die ſchwache Kinder und einen kränkelnden, wunderlichen Mann hatte, antwortete denen, die ſie bewunderten: Was könnte denn eine Mutter und Frau anderes thun? Und da man hinzuſetzte, man bewundere am meiſten die Heiterkeit, mit der ſie ihre Bürde trüge; erwiederte ſie: Würde ich wohl heiter ſeyn, wenn ich das unterließe, wozu mich mein Herz treibt? —

Wie ſchön und herrlich eine ſolche weibliche Liebe iſt, bedarf keiner Andeutung; aber eben dieſe Liebe ſtirbt in der zerſtörenden und zerſetzenden Luft des Weltlebens hin. Wie ein Baum, dem die Krone genommen worden, nicht mehr aufſtrebt, ſondern nur am Boden hin wüſte Zweige treibt, ſo verliehrt die Frau mit der Liebe auch die aufwärts treibende Kraft. Und da ſie der Freude ermangelt, die aus dem Innern quillt ſo greift ſie immer gieriger nach äußerm Genuß, rafft von Weltfreuden an ſich, was ſie nur kann, und würzt endlich ihr unſchmackhaftes Leben durch Schuld. Denn warlich man irrt, wenn

man glaubt, daß alle Verworrenheit, Ausschweifung, Treubruch und Wankelmuth in dem Leben der Frauen aus Lust der Sinne entspränge; viel öfter sind es Kinder der Langenweile, des Müssiggangs und der Sehnsucht nach Beschäftigung. Die äußern Reizungen des gesellschaftlichen Lebens, die bey allem Scheine der Mannichfaltigkeit an einer traurigen Einförmigkeit kranken, werden ganz unfehlbar unschmackhaft, wenn sie nicht durch ein geistiges Interesse gewürzt werden. Leider aber ist das geistige Leben unserer gesellschaftlichen Ergötzungen schwach, und die Nahrung, die der Seele daraus zufließt, allzu dürftig. Vielen die daran Theil nehmen, gebricht der Sinn für Unterhaltung edlerer Art; manchen die Gabe, nicht wenigen auch die Lust zur Mittheilung. Wie oft kömmt auch der unterrichtete und geistreiche Mann ermüdet in die Gesellschaft, nicht neue Anspannung, sondern Ruhe suchend; daher er denn vom kurzen Gespräche zum Spieltische eilt, wo ihm der Stoff der Unterhaltung in die Hände gegeben wird, ohne daß er sich um die gefälligste Art der Form zu bekümmern hat! Junge Frauen werden von dem Magnetfelsen der Spieltische selten angezogen. Sie sind auf die Unterhaltung unter sich beschränkt, und diese

kann sich ihrer Natur nach nicht in einem wei-
ten Kreise bewegen. Ist es dann ein Wunder,
wenn das jugendliche Blut eine raschere Bewe-
gung wünscht; und wie könnte es hierzu sichrer
gelangen, als auf der Schifffarth einer Liebe,
bey welcher die Eitelkeit am Ruder sitzt und der
Leichtsinn die Seegel schwellt? wo bey der Aus-
fahrt aus dem Hafen bunte Wimpel im Son-
nenscheine flattern; Rosenkränze sich von Mast
zu Mast schlingen; blauer Himmel oben, ein
glänzender Wasserspiegel unter dem Kiel; Ge-
sang von allen Seiten, und Harmonie und gau-
kelnde Liebesgötter umher? Wo widerstände denn
das leicht bewegte weibliche Herz so vielen Lo-
ckungen, wenn es sich einmal den Hierodulen-
dienste der Eitelkeit ergeben hat? Und wer kennt
nicht in seinen Umgebungen Beyspiele von Frauen,
die sich, ohne alle böse Absicht, bloß um der
lebhaftern Unterhaltung willen, einen Bewunde-
rer gefallen ließen, der dann, wenn ihn die
Hofnung begünstigte, zu einem Liebhaber, und
vielleicht zu einem Tyrannen wurde, und wenn
er Unheil genug angestiftet hatte, verschwand,
neue Opfer suchte, und die Getäuschte dem
Schmerze, der Reue, und einem Nachfolger über-
ließ? Denn wer glaubt, daß eine Frau, die

einmal den Reiz der Unterhaltung gekoſtet hat, die eine ſolche Nebenliebe von ihrem erſten ſchüchternen Beginnen an durch alle Stationen der gegenſeitigen Erklärungen, der vertraulichen Mittheilungen, des geheimen Zuſammentreffens; und dann der Erkältung, der Eiferſucht, der Entzweyung und Trennung gewährt, vereint mit der beygemiſchten Würze des Geheimniſſes, der liſtigen Täuſchungen, der wohlerſonnenen und keck ausgeführten Lügen, des erregten und beſchwichtigten Mistrauens, und was ein ſolcher Verkehr noch mehr mit ſich führt — wer, ſage ich, glaubt, daß eine eitle Frau, wenn ſie einmal von dieſer verbotenen Frucht gekoſtet hat, durch ſchmerzliche Erfahrungen davon laſſen werde, ehe ſie durch den Verfall ihrer Reize und das Alter dazu gezwungen wird, der kennt das weibliche Herz nicht, dem auch Schmerzen und Schreckniſſe, wenn ihnen die Folie der Liebe zur Unterlage dient, theurer und wünſchenswerther ſcheinen, als der ruhige Stillſtand eines todten Meeres. Gewiß haben die allerwenigſten Frauen der bezeichneten Gattung beym Eintritt in die ſchlüpfrige Bahn das letzte ſchimpfliche Ziel vor Augen; ſie verbergen ihren Männern vielleicht nicht einmal die erſte Neigung gegen den nahen-

den Freund; sie glauben sich noch frey und also unschuldig; und wenn sie fühlen, daß sie aufgehört haben es zu seyn, so überreden sie sich, Alles gethan zu haben, wenn sie den Mann in einem Schlummer der Sicherheit voll süßer Träume und erlogener Täuschung erhalten. Immer aber straft sich die Sünde selbst, indem sie sich immer ärger verwirrt. Gelingt es, den Mann durch List und Ränke zu täuschen, so erfolgt meistentheils zweyerley: der getäuschte Mann sinkt bey der Frau in Verachtung, und ihr wird die gelungene List ein Gegenstand der Lust. Wie ein geschickter Feldherr bisweilen einen Krieg herbeyführt, um sein Talent zu üben; oder ein kühner Mann die Gefahr aufsucht, um sie zu besiegen; oder wie ein geübter Sophist einen falschen Satz hinstellt, um ihn mit dialectischer Kunst zu vertheidigen; so spinnt eine eitle Frau oft einen gefährlichen Liebeshandel an, ohne alle Liebe, nur weil sie eine Gelegenheit darinne sieht, die Kunst der Intrigue zu üben. Wie durch dieß alles der Character verschoben und verzogen, die Sitten bis in ihre tiefsten Wurzeln verderbt, und die Liebe — das, was allein Liebe zu heißen verdient — gänzlich vernichtet wird, fällt von selbst in die Augen. Was hierbey am meisten Beach-

tung verdient, iſt dieß, daß die ungeheuerſte Verwerrenheit den kleinſten und ſcheinbar unſchuldigſten Anfang hat; ſo daß von ihr gilt, was der alte Dichter von der Zwietracht ſagt:

Klein nur ſtrebet ſie auf im Beginn; dann aber erhebt ſie
Bis zum Himmel das Haupt, und geht einher auf dem Erdreich.

* *

Die Hieroglyphe des Phönix ſoll das Verbild des Menſchen ſeyn. Wie reich und köſtlich einer von der Natur ausgeſtattet ſey; unvermeidlich reißt ihm das Alter, noch mehr aber die Trägheit, wenn er ſich ihr überläßt, das glänzende Gefieder aus. Nur durch das Streben nach dem Höchſten und Edelſten, nur in den Flammen einer reinen Begeiſterung erneuert ſich die ſinkende Kraft und bewahrt die ewige Jugend des innern Lebens, die, wenn alles Irdiſche verzehrt und entſchwunden iſt, zu dem Tempel des unendlichen Lichtes aufſchwingt, und hier einen neuen Lauf beginnt.

* *

Menschen von Character und wahrer Frömmigkeit erscheinen dann am meisten über die menschliche Armseligkeit erhaben, wenn sie am meisten davon gedrückt werden. Auch der Wasserstrahl, der klar und kräftig zum Himmel aufsteigt, ist das Werk des Druckes.

67.

In der Geschichte der christlichen Kirche, welche die Geschichte der Liebe und der Beglückung der menschlichen Gesellschaft seyn sollte, begegnet uns nichts häufiger, als der kalte und starre Hochmuth, der sich allein im Besitze der Wahrheit glaubt, und daraus ein Recht ableitet, die, welche nicht vor seinem Götzen knien wollen, als halsstarrige Verleugner der Wahrheit, als Bösewichter und Gotteslästerer, zu verfolgen, und durch alle Mittel der Gewalt in sein Himmelreich zu treiben. Wenn hier etwas gotteslästerliches ist, so ist es eben jene Anmaaßung des Alleinbesitzes der Wahrheit, und die Anwendung der Gewalt, um sie geltend zu machen; wobey denn nichts gewöhnli-

cher ist, als daß, wenn sich die Umstände ändern, der Unterdrückte zum Unterdrücker, und der geächtete Glaube zum herrschenden wird. Abwechselnd fließt dann das Blut der Altgläubigen und der Protestirenden, der Puritaner und der Episkopalen, der Aristokraten und Jacobiner, der Servilen und Liberalen, und jede Hinrichtung schürt den Brand der Rachbegier und des Fanatismus bey der einen, wie bey der andern Partey heftiger an.

Wenn sich diese Gefühle einmal der Menschen bemächtigt haben, so verschwindet die Furcht vor dem Tode; auch furchtsame Gemüther gewinnen durch sie Kraft; und wenn sich an sie, als an eine nothwendige Bedingung, die Idee der Seligkeit knüpft, so drängen sich die Opfer zu dem Blutgerüste, als zu einem Altare hin. Niemand zweifelt, daß das Blut der Märtyrer die Pflanze der christlichen Lehre, die man ausretten wollte, befestigt und ihr Wachsthum wunderbar befördert hat; eine Erscheinung, die nicht sowohl die Wahrheit jener Lehren beweißt — denn die Märtyrer des Unglaubens und Irrthums sind nicht weniger zahlreich, und auch ihr Märtyrerthum ist folgereich gewesen — als vielmehr den Unsinn derer, die sich der irdischen Gewalt gegen den Geist bedienen, und sich einbilden, mit dem Stricke, mit dem sie den

Nacken ihrer Schlachtopfer würgen, auch den freyen Geist einzuschnüren.

Es ist mit der Furcht vor dem Tode, wie mit der Furcht vor dem Kriege und jeder Gefahr. Sie ist am größten in der Ferne, und, einmal überwunden, wird sie oft zum Genuß. Ich habe einen Mann gekannt, der sich einbildete von mächtigen Feinden verfolgt zu werden, denen er, hätten sie ihm wirklich schaden wollen, keinen Widerstand hätte thun können. Zufällig wohnt er der Hinrichtung eines Mörders bey. Der leichte und sichre Streich, der diesem das Haupt vom Rumpfe trennt, scheint ihm das beneidenswürdigste Mittel ein gedrücktes Daseyn zu endigen, und weit entfernt, durch dieses Beyspiel von gewaltthätigen Handlungen abgeschreckt zu werden, fühlt er sich dazu aufgefordert. Von diesem Augenblicke an geht er mit Mordgedanken um, stößt grausame Drohungen gegen seine vermeintlichen Feinde aus, und würde diese, aller Wahrscheinlichkeit nach, ausgeführt haben, wenn man ihn nicht noch zur rechten Zeit den Aerzten übergeben hätte. Diese Erscheinung wiederholt sich überall. Wie gleichgültig die Menschen gegen den Tod werden, mit welcher Heiterkeit sie ihm entgegengehen können, hat die Geschichte aller Verfolgungen,

und in unſern Tagen die Geſchichte der Schreckenszeit in Frankreich gezeigt. Auch Deutſchland, die Niederlande und England haben dieſelbe Erſcheinung mehr als einmal geſehen.

Wollte man ſagen: man muß die Strafen ſchärfen, um ſie abſchreckender zu machen, ſo iſt nicht nur das Heilmittel ſchlimmer als die Krankheit, ſondern auch ſein Erfolg nichts weniger als gewiß. Damiens ſpottete ſeiner Henker unter den langwierigen und unmenſchlichen Qualen, die er litt; und doch war Damiens nur ein gemeiner Verbrecher. Edle Menſchen, in denen ihr Glaube — religiöſer oder politiſcher — feſt gewurzelt hat, ſehen in ihren Qualen den Himmel offen, und der Glanz ſeiner Herrlichkeit wächſt in dem Maaße, in dem man ihre Leiden vermehrt. Das Blut des heiligen Laurentius mochte die Gluth der Kohlen auslöſchen, auf denen er lag; aber in den Umſtehenden zündete es eine Sehnſucht an, ſich auch eine Seligkeit zu verdienen, wie die ſeyn müßte, deren Vorgeſchmack ihn ſo hoch über das Irdiſche erhob. Gerade in ſolchen Ereigniſſen offenbart ſich die Macht des Geiſtes, von der diejenigen nichts ahnden, die für jede Verletzung ihres hochmüthigen Willens, für jeden Widerſpruch ein Todesurtheil in Bereit-

schaft halten. Am meisten erfreut sich die geistige Impotenz der irdischen Gewalt; sie fühlt, daß sie eines täuschenden Scheines bedarf, und in dem Misbrauche der Gewaltmittel täuscht sie sich selbst mit einem Wahne von Kraft. So quälen und tödten Kinder schwache Thiere, die in ihre Hände fallen, und ohnmächtige Machthaber schwingen das Schwerd am häufigsten und liebsten. Nur unter einem Carl dem Neunten konnte eine Barthelomäusnacht gefeyert werden; und nur ein Jacob der Zweyte konnte einen Jefferies gegen seine Unterthanen loslassen. Als Heinrich der Vierte seine Unterthanen besiegt hatte, hörten die Mönche nicht auf von den Kanzeln herab gegen ihn zu wüthen, und das Volk von neuem zum Aufruhr zu reizen. Man rieth zur Strafe. „Laßt sie nur gewähren, antwortete der große König solchen Rathgebern; sie sind noch etwas böse auf mich; es wird sich geben.“ Freylich unterlag er zuletzt, und ein von priesterlichem Fanatismus geschliffenes Messer zerschnitt die Sehnen eines Lebens, das durch sittliche Kraft, Unerschrockenheit in jeder Gefahr, und die mit jenen Tugenden eng verwandte Milde der Gesinnungen für alle Zeiten unsterblich geblieben ist.

68.

„Und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloſe, und bließ ihm einen lebendigen Odem in ſeine Naſe.“ Der lebendige Odem iſt der göttliche Geiſt im Menſchen, und die lebendige Offenbarung des Unſichtbaren und Ewigen, durch die er aufwärts nach dem Himmel ſtrebt. Bey dieſem Streben, wie er ſich auch immer anſtrengen mag, wird er aber doch hienieden nimmer die Erdſchelle los, aus der er gebildet iſt; ſo wie die Pflanze, wie ſchlank ſie auch aufſteigt, und wie glänzend ſich ihre Blumenkrone in blauer Luft entfaltet, doch immer in der Erde wurzelt, ſo daß, wenn ſie aufhört feſt an der Schelle zu hängen, ſie ihr Haupt ſenkt und verwelkt. Auch der größte Menſch kann nie ganz zum Geiſte werden. Er bedarf, um ſich aufzuſchwingen, eines feſten Bodens unter ſich, und nur in faſelnden Träumen oder im Wahnwitz mag er wähnen, mit an-

gezogenen Beinen in freyer Luft zu schweben. Wie Küchlein die Eyerschale, aus der sie hervorgegangen sind, noch eine Zeitlang mit sich herumschleppen, so schleppt auch der Mensch den Erdenklos, die Wiege und Schale seiner Göttlichkeit, so lange mit sich umher, bis er selbst wieder zur Erde wird, und Alles, was er dabey thun kann, ist, dafür zu sorgen, daß ihn die irdische Zugabe so wenig als möglich in seiner Bewegung hindre. Sich ihrer ganz entschlagen zu wollen, ist Wahnsinn, oder führt zum Wahnsinn. Fast jedes Irrenhaus zeigt Beyspiele von dem Erfolge dieses Strebens auf.

69.

Da alle Beziehung des Menschen zu Gott auf den Ideen beruht, die wir eben von Gott empfangen haben, und um derentwillen allein wir uns als nach Gottes Ebenbilde geschaffen denken dürfen, so ist jede neue Idee, das heißt, jede Idee, die aus ihrem geheimnißvollen Dunkel hervortritt, gleichsam ein neues Glied der mystischen Kette, welche die Menschheit mit Gott verknüpft. Neue Ideen proscribiren und verfolgen, ist demnach die wahre Sünde gegen den heiligen Geist, die nie vergeben werden kann. Freylich kann man nicht leugnen, daß neue Ideen das Alte und Hergebrachte gefährden können, so wie, nach dem Evangelium, ein neuer Funken, auf ein altes Gewand gesetzt, das alte Zeug zerstört. Ein einziger Funke kann ein altes Haus in Flammen setzen, und der leiseste Anstoß wirft, wie der alte Dichter sagt, einen bejahrten Leib zu Be-

den. Dem menschlichen Stolze und noch mehr der Bequemlichkeit, die immer gern in dem alten Geleis fährt, mag dieß weh thun; aber was die Natur der Dinge fordert, muß doch am Ende geschehn, und der Widerstrebende hat dann nur doppelten Verdruß. Ein stehendes Wasser wird schnell faul, und die menschliche Gesellschaft wird dumm, wenn sie nicht durch die erfrischenden Bäche neuer Ideen angeregt wird. Sie war dieser Gefahr ganz nah, als ihr das Christenthum zu Hülfe kam. Auch erkannten Pharisäer und Schriftgelehrte, und wer immer nur sein Heil auf den alten stagnirenden Glauben gegründet hatte, die Gefahr, die diesen bedrohte, augenblicklich, und Christus hatte seine neue erfrischende Lehre kaum drey Jahre hindurch verkündigt, als sie ihn an's Kreuz schlugen. „Das Hergebrachte, sagt der Kirchenvater Tertullianus, hat Gott an's Kreuz gebracht;" und er setzt hinzu: „Unser Herr Jesus Christus hat sich nicht das Hergebrachte, sondern die Wahrheit genannt" *). Ob nun gleich das Mittel, das den alten Glauben gegen die Angriffe des neuen

*) Dominus noster, Jesus Christus, veritatem se, non consuetudinem cognominavit.

frützen und ſichern ſollte, das Gegentheil von dem bewirkte, was es beabſichtigte, ſo hat doch die phariſäiſche Politik zu allen Zeiten Freunde und Nachahmer gefunden, die unter andern Nahmen, aber nach derſelben Politik neue Ideen zugleich befeindet und befördert haben. Die Einſetzung und der Proceß der Inquiſition (die heilige ohngefähr ſo genannt, wie bey den Alten die Furien die Wohlgeſinnten hießen) iſt eine fortgeſetzte Proteſtation gegen neue Ideen; und jener Kaiſer, welcher zu Coſtnitz den Vorläufer eines noch gefährlichern Reformators den Flammen übergab, brachte dieſes Opfer dem Syſteme der Stabilität zu einer Zeit, wo er an der Spitze eines vollkommen revolutionären Conciliums gegen daſſelbe Syſtem ankämpfte. Der Erfolg war freylich immer der nemliche; aber wenn hat die Erfahrung die Menſchheit belehrt, wenn ſie es bequemer fand auf dem betretenen Wege fortzuſchlendern, oder wenn ihrem Stolze das hartnäckige Beharren bey dem Hergebrachten eine würdige Weisheit ſchien? Auch in unſerm Zeitalter wird dieſes Syſtem hier und da, und ſelbſt an Orten gepredigt, wo man früher vielleicht im entgegengeſetzten Sinne zu viel that; gewiß beydes in wohlgemeinter Abſicht, aber darum doch nicht ohne

Inconsequenz. Ohne Zweifel verabscheuen die Lobredner der Stabilität und des Hergebrachten die Anwendung, welche die Pharisäer in dem erwähnten Falle von ihren Grundsätzen machten; aber ihre Grundsätze sind die nemlichen, und nur die weite Kluft der Zeit, die zwischen dem vier und dreyßigsten Jahre der christlichen Zeitrechnung und dem neunzehnten Jahrhundert liegt, verbirgt ihnen die Uebereinstimmung. Das Licht, welches das Christenthum auf den erstarrten und verunstalteten Mosaismus warf, war den starrsinnigen Freunden des Hergebrachten ein Greuel, und so hören wir auch jetzt, nicht ohne Erstaunen, unglückweißagende Stimmen, die das beschwerliche Licht der Zeit schmähen und es auslöschen möchten, um mit größerer Sicherheit in der Finsterniß zu gehn. Wem der Glanz des Tages lästig ist, wegen Blödsichtigkeit, oder weil er seiner Phantasmorasie nicht zusagt, oder irgend aus einem andern Grunde, der mag immerhin sein Zimmer verfinstern; dagegen hat niemand etwas; aber er verleumde das Tageslicht nicht, und schmähe nicht auf die, die sich an der Sonne freuen. Die Reformation wird jetzt als unnützer Frevel von mehr als einem gelästert, der ihr Alles verdankt; wie wenn ein Schiffer den Wind verwünscht,

mit dem er glücklich zum Ziele gelangt ist, weil er zur Rückkehr eines andern Windes bedarf. In dem Sinne dieser Männer empfahl ein berüchtigter Capuziner dem Nationalconvente die Aufhebung der Preßfreyheit, die der Hebel der Revolution gewesen, indem er sagte: Um die Freyheit zu gründen, sey die Freyheit der Presse allerdings unentbehrlich; sobald aber dieser Zweck erreicht sey, (wie eben damals unter der wohlthätigen Herrschaft des Wohlfahrtausschusses und der Guillotine) müsse sie gehemmt und aufgehoben werden, um das durch sie mühsam errungene Gut der Freyheit nicht wieder durch sie zerstört zu sehn.

Solche Sophisterey hat zu aller Zeit gegolten; sie wird noch in der unsrigen mit Eifer benutzt. Immer hat das Alte mit dem Neuen Krieg geführt; und nie hat die Wahrheit sogleich bey ihrer Erscheinung und ohne Kampf den ihr gebührenden Altar einnehmen können. Allen Zeiten gilt daher das Wort des heiligen Stephanus: „Ihr Halsstarrigen, Ihr widerstrebet allezeit dem heiligen Geiste, wie Eure Väter, so auch Ihr. Welchen Propheten haben Eure Väter nicht verfolgt und getödtet, welche zuvor verkündigten die Zukunft des Gerechten, den ihr verrathen und ermordet habt?“

70.

Für die Anordnung meines Lebens, für die Ruhe meines Gemüthes und selbst für meine sittliche Bildung habe ich keine Gewohnheit heilsamer gefunden, als die, welche Pythagoras seinen Jüngern empfiehlt, vor dem Aufstehn die Geschäfte des Tages in Gedanken zu ordnen, und am Abend die Ausführung mit dem Vorsatze, gleichsam das Credit und Debet gegen einander zu halten. Oekonomie der Zeit ist für den Menschen bey weitem wichtiger, als Oekonomie des Geldes, und es gibt nichts, was sie mehr stört, und worüber man mehr Zeit verliehrt, als die unmethodische Wahl unter den mancherley Geschäften und andern Dingen, die den Tag ausfüllen sollen. Immer werden unter diesen Geschäften einige angenehmer als die andern seyn. Jene werden uns anziehn, diese zurückstoßen; und diesem Antriebe zu folgen, führt zu Allem eher als zur Beruhigung. Wenn das Er-

götzlichere und Leichtere vollbracht ist, so ist darum das Zurückstoßende weder angenehmer, noch leichter geworden; je öftrer es zurückgeschoben wird, desto widriger erscheint es; und das erfreulichere Geschäft gewährt auch nicht den vollen Genuß, so lange man immer noch ein Aug auf das Zurückgeschobene richten muß. Aus der Lust folgt selten die Befriedigung; aber aus der Erfüllung dessen was seyn muß, folgt immer die Lust. Wer sich den ganzen Tag hindurch ergötzt, wird am Abend selten vergnügt seyn; aber wer das Seinige gethan hat, darf auf Zufriedenheit rechnen. Wie auf den Dornen die Rose wächst, so blüht der Genuß aus der Arbeit; und wie die Aloë funfzig Jahre braucht, um eine kurze Blüthe zu treiben, so fordert die Freude einer Stunde einen Tag voll Anstrengung. Nichts aber erleichtert die Arbeit mehr als die Ordnung, während nichts so sehr ermüdet als ein unstetes Umherirren; daher man von einem kurzen Spatziergange oft mehr ermüdet wird, als von einer Fußreise mit einem bestimmten Ziele. Wo nun die Ordnung und Folge der Dinge nicht von diesen selbst gegeben ist, muß sie durch den Vorsatz bestimmt werden; und wie man, um in der Welt bey Credit zu bleiben, andern seine Versprechun-

gen halten muß, so muß man, um mit sich selbst zufrieden zu seyn, seine Vorsätze gewissenhaft ausführen. Zufällige Störungen sind freylich weder zu vermeiden, noch zu berechnen, wie ja auch der Lauf der Gestirne dergleichen erfährt; aber wenn sie den nur nach Laune und Lust arbeitenden oft sogleich für alles weitere Fortarbeiten untüchtig machen, so findet sich der, welcher sich an eine bestimmte Geschäftsordnung gebunden hat, schnell wieder in das vorige Geleis. Ja oft nimmt die Arbeitsamkeit eben durch die Unterbrechung einen lebhafteren Schwung, wie der Strom, den ein festes Ufer zusammenhält, sich bey gehemmtem Laufe nur schneller ergießt, das ungeregelte Wasser hingegen über die benachbarten Aecker tritt und kraftlos verdunstet. Wer diese Erfahrung gemacht hat, wird den schwer zu beherrschenden Unmuth, der Andre so leicht auf eine unheilbare Weise verletzt, leichter besiegen, wie denn überhaupt die Ordnung, die eine Mutter der Tugend seyn soll, nicht Untugenden, und die Liebe zu einem Geschäft, die ein Band mit den Menschen seyn soll, nicht Unfreundlichkeit oder stolze Trockenheit in dem Verkehr mit ihnen erzeugen darf. Ein Mann gewinnt nicht viel, wenn die Welt von ihm sagt, der Mann ist arbeitsam und ordent-

lich, aber nicht umgänglich, sondern störrig und widerhaarig. Der Nahme des Bischofs von Avranches, eines gelehrten und fleißigen Mannes, ist dadurch nicht zu seinem Vortheile sprichwörtlich geworden; aber gern hört man dagegen von der Wirksamkeit des englischen Gelehrten, John Taylors, eines der arbeitsamsten Männer des verflossenen Säculums. Immer saß dieser, wie begraben unter seinen Büchern, an einem großen Tische, der für sonst nichts Platz hatte, als für die Werkzeuge seiner Arbeitsamkeit. Aber wie tief er auch immer in einer gelehrten Untersuchung seyn mochte, nie unterließ er, bey einer Störung, einem Besuche jeden Anstrich unfreundlichen Tiefsinns von der Stirn zu wischen. Dann rief er nach Pfeifen und Gläsern, und auf dem Arbeitstische, der nebst drey oder vier gemeinen Stühlen, die auch immer mit Büchern belastet waren, das einzige Geräthe des Zimmers war, ward Platz zu einer Flasche Wein gemacht. Kehrte dann manchmal der Gast, nach genommenem Abschiede, von der halben Treppe zurück, fort waren Gläser und Flasche, die Bücher hatten ihren Platz wieder eingenommen, und Tayler war in seine Studien gerade wieder so vertieft, als da man ihn zuerst überraschte. Möchten doch alle Gelehrte und Geschäftsmänner wie Tayler seyn!

71.

Ohne Ohrenbeichte kann Niemand seine Seligkeit schaffen; sie ist die erste und unerlaßlichste Bedingung zur Heiligung, und ohne Heiligung ist alles menschliche Streben leer und nichtig. Ich meine aber keineswegs jene Art von Ohrenbeichte, bey welcher ein auswendig gelerntes Beichtformular in der Sacristey aufgesagt wird; auch nicht die, die am Beichtstuhle einem oft höchst unwürdigen Priester in's Ohr geraunt wird, und am Ende auf einige Enthaltung, einige Gebetformeln und Rosenkränze als Büßung hinauskömmt; sondern die, welche ein Mensch sich selbst ablegt. Wer sich gewöhnt, keinen Tag zu beschließen, ohne einen Blick rückwärts zu thun, und die sittliche Geschichte des Tages durchzumustern, und keinen anzufangen, ohne an die Klippen zu denken, die ihm drohen, der macht gewiß Fortschritte im Guten und darf hoffen auf Gott. Ein Priester ist leicht zu

täuschen, und der Fall ist häufig genug, daß er die Lüge für Wahrheit nehmen muß; wenn aber auch Alles ehrlich und aufrichtig hergeht, so ist doch der Umsatz von Sünden und Pönitenzen für die Heiligung des Gemüthes von geringer Frucht. Wer sich selbst beichtet, kann sich bey aller Eigenliebe nie so betrügen, daß er seine schlechten Thaten für gute, und seine bösen Gesinnungen für lobenswerthe hielte; und wenn er einmal klar in sein Inneres schaut, so ist es unmöglich, daß nicht der Wunsch nach Besserung in ihm erwache. Diejenigen, die der Absolution wegen beichten, fangen es leicht am Abende da an, wo sie es am Morgen gelassen haben; wer sich aber selbst beichtet, absolvirt sich von dem Geschehenen durch nichts, als durch eine lange Reue, in welcher eben der Vorsatz nicht mehr zu sündigen eingeschlossen liegt. Ohne solche Vorsätze aber und ohne Selbstbekenntnisse stürzt sich der Mensch in das Leben, wie ein Blödsinniger sich bey Nacht und Nebel auf eine Reise begibt, von der er weder Weg noch Ziel kennt; und der Führer eines Schiffes, der früh und spät berauscht, schmaußend und schlafend, weder nach den Sternen, noch nach der Uhr und dem Compasse sieht, kann nicht wahnsinniger seyn, als der Mann, der sich, ohne

Kenntniß seiner Kräfte, seiner Gebrechen und Fehler, dem Zufalle und allen zwey und dreyßig Winden überläßt, die ihn denn gut oder schlecht, vorwärts und rückwärts werfen, an Klippen oder auf Untiefen treiben, und wenn er endlich den letzten Hafen vor sich sieht, vor der trostlosen Einöde um ihn her und in seinem Innern schaudern machen.

72.

Ich leide wenig von den Gebrechen des Alters. Meine Gesundheit ist im Ganzen sehr gut; mein Geist gewöhnlich heiter, und mein Gedächtniß für frohe Erinnerungen ziemlich treu. Daß meine Kräfte abnehmen, und die Schärfe meiner Sinne sich allmählig verliehrt, darüber klage ich nicht; ja, ich sehe es als eine Wohlthat Gottes an, daß er dem Tode solche Boten vorausschickt, die, weil sie sich so leise nähern, gar nichts schreckhaftes an sich haben, sondern ganz unvermerkt die Banden lösen, die uns an das Leben knüpfen. Der lästigste dieser Boten war mir die Schlaflosigkeit; und ich fühlte die

Bürde dieses Uebels um deste mehr, je mehr ich mich früher eines gesunden Schlafes erfreut hatte. Die Furcht davor ging mit mir zu Bette; der Gedanke, am folgenden Morgen weniger heiter und also auch weniger tauglich zu meinen Geschäften zu seyn, beunruhigte mich schon zum voraus, und die natürliche Folge davon war, daß, wenn ich vergeblich um die Wohlthat des Schlafes kämpfte, alle meine Gedanken sich mit der Farbe der Nacht und des Verdrusses durchdrangen. Gedächtniß und Einbildungskraft boten sich dann gegenseitig die Hand mich zu quälen, indem mir jenes alles Verdrießliche vor die Augen schob, was mir jemals begegnet oder von mir verschuldet worden war; diese bald mögliche Uebel erfand, bald die vorhandenen vergrößerte und verunstaltete. So kam es denn bald dahin, daß ich mich wie ein Kind vor der Nacht fürchtete, und den Schlaf immer um so weniger fand, als sich meine Unruhe vermehrte.

Nun bin ich immer der Meinung gewesen, daß man in keiner Sache, die auf irgend eine Weise mit dem Willen zusammenhängt, die blinde Naturkraft walten lassen dürfe. Den fliehenden Schlaf zurückzunöthigen, war nun freylich nicht möglich; aber die leeren Stunden, die seine Flucht

zurückließ, besser als bis jetzt geschehn war, auszufüllen, schien mir gar wohl ausführbar. Ich fing also damit an, den eignen Gedanken, die sich mir bis jetzt feindselig aufgedrängt hatten, fremde entgegenzusetzen, das heißt, ich wiederholte im Stillen was ich nur immer merkwürdiges in Prosa und Versen in meinem Gedächtnisse niedergelegt hatte, und um meiner Sache gewiß zu seyn, bezeichnete ich mir schon am Tage einiges von dem, was ich Nachts in Bereitschaft haben wollte. Dieses Mittel that gute Dienste. Die schlaflosen Stunden wurden abgekürzt; die schönen Dinge, die ich in meinem Gedanken-Magazine fand, erfreuten mich; oft fand ich auch in einem Winkel meines Gedächtnisses Schätze auf, die ich lange ganz vergessen hatte; ja, es geschah bisweilen, daß ganz unerwartet der Schlaf dieses beruhigende Geschäft unterbrach. Auf diese Weise verlohr sich allmählig die Furcht vor der Nacht; die mürrische, ängstliche Stimmung verließ mich; ich konnte nun auch meinen eignen Gedanken Gehör geben, und wenn sich hier Gehässiges eindrängen wollte, nahm ich sogleich wieder meine Zuflucht zum Memorandenbuch. So pfleg' ich es noch jetzt zu halten, und ich empfehle diese Methode Jedem,

der an demselben Uebel krankt. Es ist immer etwas gewonnen, wenn man dem bösen Dämon Muth zeigt. Kein Zauber wirkt ohne Entschlossenheit, und das Vertrauen zu dem Arzte, was hier der Kranke selbst ist, thut oft mehr als die Mittel selbst.

73.

In einer der vorigen Nächte ward ich durch eine zufällige Verknüpfung der Ideen an einen Jugendbekannten erinnert, von dem ich seit langer Zeit nichts vernommen habe, so daß ich nicht weiß, ob er noch unter den Lebenden ist. Als Knaben standen wir in einem lebhaften Wechselverkehr; späterhin trennten sich unsre Wege, und als wir uns wieder zusammentrafen, hatte sich in unsern innern und äußern Verhältnissen Alles so verschieden gestaltet, daß an Erneuerung des alten Bandes nicht mehr zu denken war. Wohl aber wünschte ich jetzt zu wissen, ob er noch lebt, um ihm in diesem Falle ein Zeichen meines Andenkens aus der alten Kinderzeit zukommen zu lassen.

Ich habe oft mit meinen Kindern von diesem Manne als einem Beyspiele eines durch geringe und unbeachtete Fehler zerstörten Lebens gespro-chen. Es ist mit moralischen Gebrechen, wie mit körperlichen, die im Anfange oft mit einem herzhaften Schnitte leicht zu heilen wären, ver-nachläßigt aber den Tod bringen; oder wie mit dem Holzschwamm, der, wenn ihm nicht bald Widerstand geschieht, in kurzer Zeit ein ganzes Gebäude nieder wirft. Wilibald — dieß war der Nahme jenes Mannes — war von der Natur herrlich begabt; eine leichte Fassungskraft, ein glückliches Gedächtniß, viel Scharfsinn; dabey von großer Gutmüthigkeit und immer heitern Ge-müths. Sein einziger Fehler war ein über-wiegender Hang zur Bequemlichkeit, und, was damit verbunden war, zur Unordnung. Er hatte seine Eltern frühzeitig verlohren, und die Ver-wandten, bey denen er erzogen wurde, waren durch seine guten Eigenschaften so befriedigt, daß sie seine Fehler entweder übersahen, oder doch nicht ernstlich auf ihre Besserung dachten. Seine Unord-nung sahen sie freylich; sie tadelten ihn auch dar-über; aber diese einzelnen und unzusammenhängen-den Aeußerungen der Unzufriedenheit hatten keine andere Wirkung, als daß er sie besser verbarg,

und im Fall einer Ueberraschung, das, was auf Stühlen und Tischen umherlag, eilig in einem dunkeln Winkel zusammenwarf. Mit den Jahren wuchs dieser Fehler, und der Hang zur Bequemlichkeit nahm zu. Wenn ihm dann die wüste Wirthschaft allzusehr über den Kopf gewachsen war, so faßte er wohl zuweilen den heroischen Entschluß, eine recht exemplarische Ordnung herzustellen; wobey er immer damit anfing, aus allen Magazinen der Unordnung den ganzen Wust von Gegenständen auf einen Haufen zusammen zu werfen, und diesen dann wieder systemätisch zu sondern und aufzulösen. Nie ist er mit einem solchen Geschäfte zu Stande gekommen. Wenn er ihm einige Stunden gewidmet hatte, ging er ermüdet davon; setzte es vielleicht den zweyten, auch wohl den dritten Tag fort; dann hielt er es nicht länger aus, oder es kam etwas anderes dazwischen; und dann vertheilte er die ganze Masse, das Ausgesonderte und den Rest, nach Willkühr, nur in noch größerer Unordnung, in die Kästen, Winkel und Schubladen, aus denen der Wust hervorgegangen war.

Diese närrische Art, die seinen Bekannten oft Veranlassung zum Lachen gab, hatte bald die ernsthaftesten Folgen. Seine anerkannte Brauch-

barkeit hatte ihm früh eine Anstellung verschafft. Neben bey trieb er die Geschäfte eines Advocaten mit gutem Erfolg. Er war ein eben so geschickter als schneller Arbeiter, und kein Handel war so schwierig, den er nicht aufzuklären, keine Frage so verwickelt, die er nicht aufzulösen gewußt hätte. Eine sichre und ehrenvolle Laufbahn war ihm eröffnet; er durfte nur die Forderungen erfüllen, die an ihn gemacht wurden, und diese Forderungen waren seinen Kräften vollkommen angemessen. Da er sich aber immer mehr nachsah, je unabhängiger er wurde, und seine Fehler immer gewaltiger in ihm aufwuchsen; so hatte er in kurzer Zeit die Gedult seiner Vorgesetzten ermüdet, erfuhr kränkenden Tadel, und sah sich weniger gute, aber regelmäßigere Arbeiter vorgezogen. Hierauf legte er sein Amt nieder, und widmete sich freyen Geschäften, bey denen er von fremdem Willen unabhängiger zu seyn hoffte. Hier ging es nicht besser, sondern, da des äußern Zwanges weniger war, schlimmer als vorher. Im Vertrauen auf die Leichtigkeit, mit der er arbeitete, und immer bereit, die Arbeit der ersten besten Zerstreuung nachzusetzen, versäumte er öfters die gesetzmäßigen Fristen, vergaß die Termine, verwarf die anvertrauten Documente, und brachte

dadurch seine Clienten und sich selbst in den größten Schaden. Gewissenhaft und redlich, wie er war, trug er die Schuld seiner Versäumnisse, und machte sie, oft durch große Opfer, immer so weit als möglich war wieder gut. Aber nicht immer war dieß möglich. Denn nicht immer handelte es sich um Geld; und wenn auch in diesem Falle, war doch die streitige Summe nicht immer schon ausgemittelt. Auf diese Weise wurde sein Vermögen schnell erschöpft; die neuen Zuflüsse verminderten sich, und blieben bald ganz aus; er machte Schulden und borgte, erst bey Freunden, dann bey Fremden, dann bey Jedermann; und in Kurzem war seine Lage so verzweifelt, daß er sein Vaterland bey Nacht und Nebel verlassen mußte. Von seinen weitern Schicksalen sind nur dunkle Gerüchte zu meinen Ohren gekommen. Haben ihn seine unglücklichen Erfahrungen weiser gemacht, und zur Herrschaft über sich selbst verholfen, so kann ihm das Glück wohl wieder gelächelt haben. Aber es ist überaus schwer, daß ein so tiefgewurzeltes Unkraut ganz und für immer ausgerottet werde.

74.

Es hat mich oft tief gerührt, wenn ich eine Grasmücke, einen Hänfling, oder sonst einen unscheinbaren Vogel auf den Zweigen sitzen, und sein ungeregeltes Lied so recht mit inniger Lust aus voller Kehle herausströmen sah, offenbar nur sich selbst hörend und um nichts weiter bekümmert. Das, was mich dabey rührte, war doch wohl der Gedanke, daß eine so unendliche Fülle von Seligkeit über die Natur ausgegossen ist, und daß auch ein so geringes Thier eine Fähigkeit hat, sich selbst so unschuldig zu erfreuen und andere mit. Auch ist es mir wohl begegnet, daß ich mit demselben Gefühl vor einer Rose stehen geblieben bin, die ihre herrliche Blätterfülle an irgend einer einsamen Stelle entfaltet hatte, und ihren Wohlgeruch in die blaue Luft ausströmte, und keines Zeugens für ihre Pracht bedurfte. Ich dachte dann: Sollte diese Blume nicht auch

eine ſtille und unſchuldige Freude an ſich ſelbſt und an der Herrlichkeit der Natur haben? und ſollte nicht ihr, ſo wie der ganzen wunderbaren Frühlingspracht, ein Antheil des erquickenden Gefühles zugefallen ſeyn, womit der Menſch das unendliche, in jeder Grasſpitze und in jedem zitternden Blatte pulſirende Leben der Natur beſchaut? Drängt ſich doch Alles ſo eilfertig und munter hervor, als ob es die Zeit nicht erwarten könnte, auch ſeinen Antheil an Licht und Luft zu empfangen? Und wenn es einmal hervorgetreten iſt, breitet es ſich nicht mit einer Luſt und Ueppigkeit aus, als ob es ſagen wollte, ihm komme es vor allem zu, den mütterlichen Buſen der Erde zu ſchmücken? Und iſt es nicht unausſprechlich rührend in allen dieſen Erſcheinungen, auch den geringfügigſten und kleinſten, den lebendigen Athem Gottes und den Wiederſchein einer höhern Welt wahrzunehmen?

75.

Als einst an der Tafel Ferdinand des Zweyten die Bedrückungen erwähnt worden waren, welche die ungarischen Bauern von ihren Herrn erdülden müßten, wendete sich der Kaiser an einen der anwesenden Magyaren, und sagte: „Ich muß mich zum höchsten verwundern über die Grausamkeit der Herrn in Ungarn und Böhmen, und daß sie sich nicht erinnern, wenn sie ihre Unterthanen so übel halten, daß wir beyderseits, die hohe und niedre Obrigkeit, den armen Unterthanen im Geringsten nichts vorgeben, außer dem, daß uns das bloße Amt von Gott gegeben ist. Gegen Gott sind wir alle gleich. Denn wir sind alle mit einer Taufe getauft und mit einem Blute erlößt. In dem künftigen Reiche werden wir einer wie der andre seyn. Wir werden dermaleinst schwere Rechenschaft geben müssen, wie und auf was Maaße wir unsern

Unterthanen vorgestanden. Was wird aber derjenige Fürst oder Herr antworten, der die Unterthanen nicht allein für sich läßt, sondern auch oftmals zugibt, daß das Land von den Räubern geplündert, und wohl auch von seinen eignen Hofleuten bis auf das innerste Mark ausgesogen werde."

Diese sinn = und bedeutungsvolle Rede des Kaisers hat der Kaiserl. und Churſächsische Rath und Leibmedicus Johann Räve, im Jahre 1564, selbst gehört und aufgezeichnet. Es waren die Gedanken seines eignen Herzens, die aus einem wahrhaft fürstlichen Gemüthe flossen. Zu andern Zeiten gab er nur das zu vernehmen, was ihm seine geistlichen Rathgeber eingegeben hatten.

76.

Aus dem Briefe einer Freundin.

Ich bin nicht im Stande auszudrücken, welch' ein wunderbarer Zauber in der Pflanzenwelt liegt; aber ich fühle ihn, und je weniger ich im Stande bin, ihn durch Nachdenken zu ergründen, desto mehr zieht er mich an, und desto gewaltiger hält er mich. Es ist mir, als ob diese Blumenwelt eben so wie die Menschen, mit den ich umgehe, zu meinem Daseyn gehöre; als ob sie zugleich zu meinem Herzen und zu meinem Verstande spräche; und als ob ich die Gesinnungen der Menschen freundlicher deuten müßte, wenn ich nach dieser harmlosen Unterhaltung unter sie trete. Recht auffallend aber ist es mir, wie sehr sich meine Liebe zu diesen Frühlingskindern vermehrt hat, seitdem sie sich haben gefallen lassen, aus dem weitläuftigen Raume unsers Gartens, wo

sie sich freylich viel besser ausbreiten durften, in die engen Scherben, und auf das, was Sie meine hängenden Gärten nennen, zu ziehen, und so, das Schicksal ihrer armen Herrin theilend, ihr Gedeihen und Wachsthum lediglich von mir und meiner Pflege zu erwarten. So sind wir Frauen. Wir können nichts recht lieben, das nicht von uns, oder wovon wir nicht abhängen. Ich habe mich wohl auch sonst schon an Blumen gefreut; aber, unter die Pflege des Gärtners gestellt, gaben sie mir ohngefähr den Genuß einer Gesellschaft, die man gern bey sich empfängt und ohne Schmerzen scheiden sieht; aber jetzt hängt recht mein Herz daran, und ich sorge für sie mit derselben Gewissenhaftigkeit, mit der ich für meine Kinder sorge. In der That gibt es auch nichts, wenn ich von den geheimnißvollen Räthseln der menschlichen Natur absehe, was mich mehr in die innern Tiefen der Schöpfung führte, als diese Blumenwelt. Wie da die leichte, bunte, zierlich gebaute Blüthe mit der verborgenen, misgestalteten Wurzel zusammenhängend, das Nothwendige mit dem Anmuthigen eng verbunden zeigt; so ähnlich auch den schönsten geistigen Erscheinungen, in denen Form und Farbe die Sinne, der innere Gehalt und die tiefe Bedeutung das Gemüth fest hält,

nährt und erfreut. Und nun all das innre Getriebe, das zarte Geäder, das feine und doch so feste Faserwerk, diese kräftige, gesunde Entfaltung aus dem kleinsten Keim bis zur höchsten Vollendung der Blüthe mit ihren innern Organen, in denen wieder eine reiche Fülle von Leben liegt. Wenn ich mich in das Alles vertiefe, so ist es mir, als müßt' ich den Athem zurückhalten, um die Stimme der Natur zu vernehmen, und die Pulse ihres Herzschlags zu zählen. So war mir auch, als mir zuerst die Wunder des Weltgebäudes erklärt wurden. Wer es recht verstände, könnte wohl auch aus einer Blume die Größe und Herrlichkeit der ganzen Schöpfung entwickeln.

* *

Bey meiner Stickerey überfällt mich bisweilen ein recht demüthigendes Gefühl. Wenn es mir nach unsäglicher Mühe auch noch so gut gelungen ist, was hab' ich denn gethan, als Farben zusammengesetzt, die einen Theil der Oberfläche des Originals mit einiger Treue nachbilden? Ganz wie in der Natur wird auch selbst das nicht. Aber wenn es auch wäre, immer ist

es doch nur eine Nachbildung des Farbenspiels auf dem obersten Häutchen, ohne die entfernteste Annäherung an das wunderbare Gewebe, in welchem die Natur diese Farben mischt. Aber wenn alle Künstler der Welt ihre Kunst zusammenthäten, sie brächten doch nichts von dem innern Getriebe zu Stande, was sich in jedem Werke der Natur zeigt, und in jedem so ohne alle sichtbare Anstrengung, gleichsam von selbst und auf die allereinfachste Weise überall entwickelt. Da erscheint denn freylich der Verstand der ewig erzeugenden Natur gegen alle Erfindsamkeit des menschlichen unermeßlich groß und über allen Ausdruck herrlich. Wenn mich aber dieses Gefühl staunender Bewunderung ergreift, und ich die Nadel wegwerfe, und meine ganze Arbeit zurückschiebe, so freue ich mich doch wieder, daß ich dieses Gefühls fähig bin, und mich zu der Vorstellung jenes unendlichen Verstandes erheben kann. Ist nicht dieses menschliche Vorrecht ein Unterpfand einer höhern, von Gott vorzüglich begnadigten, und seinem unendlichen Wesen, wenn der stolze Ausdruck erlaubt ist, verwandten Natur?

* *

77.

Eine meiner Freundinnen hatte, während eines Aufenthaltes in Italien, geraume Zeit zu Florenz in dem Hause einer frommen und rechtschaffnen Wittbe gewohnt. Diese Frau hatte oft protestantische Deutsche bey sich beherbergt, und da sie immer in der größten Eintracht mit ihnen gelebt hatte, stiegen ihr über den Lehrsatz ihrer Kirche von Verdammung der Ketzer Zweifel auf. Sie fragte daher ihren Beichtvater, wie es denn nur käme, daß diese Leute meist rechtschaffner wären, als so viele katholische Christen? Ob denn der Feind, der umhergehe, wie ein brüllender Löwe, keine Gewalt über sie habe? Da antwortete der Priester: Es sey schon Unrecht über solche Dinge zu forschen; aber der Grund sey der: die Ketzer wären an sich schon des Satans Eigenthum; so bemühe er sich auch nicht weiter um sie, und spanne seine Netze nur gegen die Rechtgläubigen aus.

Diese Erklärung eines kirchlichen Problems erinnerte mich an eine ähnliche aus dem Oriente. Bey einer langwierigen Dürre hatte ein Chalif Gebete angeordnet, Umgänge gehalten, mit einem Worte, alle Mittel erschöpft, um dem Himmel den ersehnten Regen zu entlocken. Da Alles umsonst war, gebot er auch den Christen und Juden die Mittel ihrer Religion anzuwenden. Und kaum war dieß geschehn, als sich reichlicher Regen ergoß. Verwundert und unruhig über diese Erscheinung, versammelte der Chalif die Ulemas, und legte ihnen die Frage vor: Warum die Gebete der Ungläubigen mehr wirkten, als die der Gläubigen? Lange schwieg die ehrwürdige Versammlung, denn sie wußte keine Antwort; und schon drohten die Mienen des Chalifen einen Ausbruch heftigen Zorns. Da stand endlich einer der ältesten auf und sagte: Gott ist der Gläubigen Vater. Er liebt sie wie ein Vater seine Kinder liebt, der doch auch ihre Wünsche nicht immer sogleich erfüllt, sondern oft aus weisen Rücksichten zögert. Die Ungläubigen aber sind vor seinen Augen ein Greuel; ihre Stimme verletzt sein Ohr. Daher geschieht es denn oft, daß, wenn sie zu ihm rufen, er ihren Wunsch auf der Stelle erfüllt, um sich

dann von ihnen abzuwenden, und ihres Anblicks ledig zu werden.

78.

Nicht bloß die spartaniſchen Frauen haben ihre Gatten und Söhne dem Tode für das Vaterland geweiht, auch deutſche Mütter haben ſich ſolcher Geſinnungen rühmen dürfen. Danckwert erzählt in ſeiner Beſchreibung von Holſtein, bey einem Feldzuge Graf Gerhards des Großen in das Dithmariſche, habe ein Herr von Pegwiſch, ein Holſteiner, acht Söhne verlohren. Ein Bote kömmt zu der Mutter und ſpricht: Liebe Frau, ſeyd getroſt! Zwar ſind Eure acht Söhne in der Schlacht umgekommen, aber Euer Mann iſt noch am Leben. Hierauf antwortete ſie: So ſind denn meine Söhne und ſo mancher Edle umgekommen, und mein Mann allein iſt entronnen? Iſt ihm denn ſein Vaterland nicht ſo lieb geweſen wie den andern? Nimmermehr ſoll er wieder an meiner Seite ruhen. Da der Bote dieſes hörte, ſagte er: Euer Mann iſt noch am Leben,

wie ich gesagt habe; aber er ist schwer verwundet, so daß er wohl nicht wieder aufkommen wird. Da erhob die starkmüthige Frau Augen und Hände zum Himmel und sagte: Gott sey gelobt, daß er mir einen solchen Mann und solche Söhne gegeben hat, die ihr Leben für das Vaterland gewagt, und als tapfre Streiter in den Tod gegangen sind!

79.

Die Geschichte des christlichen Europa ist so voll von Beyspielen gebrochner Zusagen, und schändlicher Meineide, daß man sich des Erröthens nicht enthalten kann, wenn man die Geschichte des Regulus ließt, der, um sein Wort zu lösen, in den Tod zurückkehrte, und jenes Syracusaners, der auf gleiche Weise die Schmach der Wortbrüchigkeit mehr als den Tod fürchtete, und so durch seine Treue das Herz eines Tyrannen erschütterte. Das schmerzlichste aber ist, daß selbst die Religion — ich meine jenes Trugbild irdischer Herrschsucht, daß sich für Religion aus-

gibt — so oft den Meineid begünstigt hat. Und nicht erst in der Zeit, die man für ausgeartet und ruchlos hält, ist dieses geschehn, sondern schon so früh war unter den Christen der Eidbruch gemein, daß man von ihnen sagte, der Meineid sey unter ihnen kein Verbrechen, sondern nur eine Redensart. Schwur doch im Jahr 1111 selbst ein Papst (Paschalis II.) dem Kaiser auf die Hostie sein Versprechen zu; und ließ gleich darauf seinen Eid durch ein Concilium vernichten und den Kaiser in den Bann thun. Als im sechsten Jahrhundert der Bischof von Karthago den siegreichen Mauren einen Vergleich anbot, und ein Bündniß mit ihnen beschwören wollte, sagten die Feinde: „Welcher Eid möchte ihn binden können? Will er beym Evangelium, dem göttlichen Buche der Christen, schwören? Aber auf jenes Buch schwur auch Sergius, sein Neffe, unsern unschuldigen und unglücklichen Brüdern den Eid der Treue zu, und brach ihn. Ehe wir ihm also zum zweytenmale trauen, laßt uns seine Wirksamkeit in Bestrafung des Meineides prüfen.“

* *

Als D'Aubigné, einer der Feldherrn der Calvinistischen Armee des Königs von Navarre, das Commando auf der Insel Oleron führte, wurde dieser Platz von den katholischen Truppen nach vielen vereitelten Angriffen endlich doch bezwungen, und D'Aubigné von dem feindlichen Anführer Saint-Luc, dem Commandanten von Brouage, gefangen genommen. Beyde waren wackere Männer, die sich im Kriege achten gelernt hatten. St. Luc trug daher kein Bedenken, seinem Gefangenen auf sein Ehrenwort zu erlauben, einige Tage bey seinen Freunden in Rochelle zuzubringen; unter der Bedingung, daß er den nächsten Sonntag gegen Abend nach Brouage zurückkehre. Während dieser Zeit aber erhält Saint-Luc Befehl vom Hofe, seinen Gefangenen nach Bourdeaux zu senden, wo ihn von der rachsüchtigen Katharine von Medicis der Tod erwartete; und diesem Befehle waren die nachdrücklichsten Drohungen beygefügt, wenn er unbeachtet gelassen würde. Hierauf sendet St. Luc einen vertrauten Freund mit dieser Nachricht an D'Aubigné, um ihn zu warnen, daß er nicht zur bestimmten Zeit zurückkehren möchte; und die Freunde des letztern bieten Alles auf, um ihn in Rochelle zurück zu halten. Er entflieht

ihnen, um sein Wort zu lösen, und kehrt nach Brouage zurück, wo ihn Saint-Luc voll Erstaunens und mit Thränen empfängt. Schon liegt die Galeere bereit, die ihn in die Hände seiner rachsüchtigen Feinde zu liefern bestimmt ist; der Tod ist ihm gewiß; aber in derselben Nacht, wo er eingeschifft werden soll, nehmen einige des Hugenottischen Heeres einen vornehmen Officier der königlichen Truppen gefangen; und indem sie diese Nachricht nach Brouage senden, fügen sie die Drohung bey, sich an dem Gefangenen zu rächen, wenn ihr Commandant nach Bourdeaux gesendet würde. Hierdurch bekam Saint-Luc einen erwünschten Vorwand den Befehl des Hofes zu umgehen, und die königlichen Schiffe zurückzuschicken. D'Aubigné ward nachher in Freyheit gesetzt.

* * *

Zu der Zeit, wo die Mauern noch nicht aus Frankreich vertrieben waren, tödtete ein spanischer Edelmann einen Jüngling von jener Nation, mit dem er zufällig in Zweykampf gerathen war. Von den Begleitern des Getödteten verfolgt, ent-

kömmt er ihnen durch die Schnelligkeit seiner Füsse, und entzieht sich ihren Blicken, indem er über die Mauer eines Gartens steigt. Da er hier auf den Eigenthümer trifft, erzählt er ihm sein Unglück und bittet um seinen Schutz, worauf jener stillschweigend eine Pfirsche pflückt, sie von einander bricht, und dem Fremden die eine Hälfte davon reicht. Wenn Du dieses ißt, sagte er, so bist Du meiner Gastfreundschaft und meines Schutzes gewiß.

In derselben Nacht, wenige Stunden nachher, erfährt dieser Mann, daß der Getödtete sein einziger Sohn ist. Seiner Verpflichtungen eingedenk, bekämpft er seinen Schmerz, begibt sich zu dem Spanier, den er zu schützen versprochen, und sagt zu ihm: Der Jüngling, den Du getödtet hast, war mein Sohn; der einzige Zweig meines Stammes, und mein kostbarstes Eigenthum. Wenn ich die Stimme einer rechtmäßigen Rache hören wollte, so würdest Du von meinen Händen sterben. Aber ich habe Dir mein Wort gegeben. Ich habe Dir Schutz versprochen. Flieh, ehe Dich einer der Meinigen entdeckt, indem Du Dich des flüchtigen Rosses bedienst, das Deiner am Thore harrt. Flieh, ohne einen Augenblick

zu verliehren, und danke dem Allmächtigen, der mir die Kraft verliehen hat, meinen Zorn zu bekämpfen, und die Zusage zu erfüllen, die ich Dir gegeben habe.

* *

Pyrrhus, der König von Epirus, sagte von dem Römer Fabricius, die Sonne könne sich leichter von ihrer Bahn verirren, als er von dem Pfade der Gerechtigkeit abweichen würde. Denn da ihm ein Ueberläufer jenen König für Geld zu tödten versprach, wieß er den schändlichen Antrag zurück, und sendete den Frevler dem Pyrrhus zur Bestrafung zu.

Als einstmals ein Gesandter des Attila an den Hof des jüngern Theodosius geschickt war, während sich ein Gesandter des Kaisers in dem Feldlager des Königs der Hunnen befand, unternahm der Eunuch Chirisophus, der mächtige Vertraute des Kaisers, mit Vorwissen seines christlichen Herrn, den Abgeordneten durch glänzende Versprechungen zum Meuchelmorde seines Herrn aufzufordern. Dieser nahm das Anerbieten mit scheinbarer Freude an, entdeckte es aber

seinem Könige, der nun dennoch den byzantinischen Gesandten unverletzt entließ, aber den Dolmetscher des Kaisers ergreifen ließ, der mit dem bedungenen Blutgelde, und einer andern Summe Geldes zur Bestechung der Wache in Attila's Lager gekommen war. Nachdem dieser ihm ein aufrichtiges und vollständiges Bekenntniß seiner strafbaren Unterhandlungen abgedrungen hatte, schenkte er ihm die Freyheit für ein Lösegeld von 200 Pfund Goldes, und schickte sogleich zwey Gesandte, Esla und Orestes, nach Konstantinopel, um den Kaiser zur Rechenschaft zu ziehn. Als sie vor diesen traten, hatte Orestes den Beutel am Halse hängend, der dem Dolmetscher abgenommen worden war, und fragte den Eunuchen, welcher neben dem Throne stand, ob er diesen Zeugen seines Verbrechens anerkenne. Esla aber wendete sich an den Kaiser selbst, indem er sagte: „Theodosius ist der Sohn eines erlauchten Vaters; auch Attila stammt aus edelm Blute, und hat durch seine Thaten die angestammte Würde behauptet. Dagegen hat Theodosius die seinige verscherzt, seine Ehre verwirkt, und sich zum Sclaven erniedrigt, indem er sich zu einem Tribute verstanden hat. Ihm käm' es also zu, den Mann zu verehren, den Glück und Verdienst über ihn

erhoben hat; statt dessen aber spinnt er, wie der nichtswürdigste Knecht, heimlichen Verrath und ruchlose Verschwörungen gegen seinen Gebieter an.“ — Nach dieser harten Rede forderte er, dem Befehl seines Herrn gemäß, den Kopf des Chirisophus. Diese Forderung abzuschlagen, wagte der zitternde Kaiser nicht; aber Aufschub erbat er sich, und sendete unverzüglich zwey Männer von ausgezeichnetem Range zu dem Könige der Hunnen, seinen Zorn durch Bitten und Gaben abzuwenden. Ihr Bemühen gelang. Der König, mehr nach Gold als nach Blute begierig, gestand dem Kaiser, den er verachtete, Verzeihung zu; auch den Eunuchen und seinen Dolmetscher begnadigte er. Aber diese und andere vortheilhafte Zugeständnisse mußten mit Gold vergütet werden; und die Unterthanen des Kaisers wurden, nach dem Ausdrucke eines geistreichen Geschichtschreibers, genöthigt, die Rettung eines verhaßten Günstlings mit Steuern zu erkaufen, die sie lieber für seinen Untergang entrichtet hätten.

80.

Drey Briefe
des
Forstmeisters von N... aus der Hauptstadt
an den Pfarrer.

Erster Brief.

Erst seit drey Tagen bin ich hier; aber kaum hätten mir eben so viele Jahre länger scheinen können. Langeweile und Unmuth nagen an mir; was Wunder, wenn ich mich nach meinem einsamen Hofe zurücksehne, wo ich nichts von diesen Furien weiß? Sollten sie hier einheimisch seyn? oder fallen sie, wie in gewissen Ländern die Insecten, nur die Fremden an? Kaum glaube ich es. Aber wie dem auch sey, lange sollen sie mich nicht quälen.

Die Stadt ist freylich schön; das heißt, die Häuser sind hoch, so daß kaum die Sonne darüber

hinweg kann; die Straßen breit und prächtig gepflastert; große und weite Plätze, die vom Mittag an wie Backöfen glühen. Alles sieht vornehmer und zierlicher aus, als bey uns auf dem Lande; aber am Ende ist es doch nur leerer Schein. Nachdem ich mich an den großen Steinhaufen satt gesehen hatte, was nur allzubald geschah, machte ich aus Neugierde und Langerweile Spatziergänge nach den entlegenern Theilen der Stadt. Großer Gott! welcher Schmutz! was für ein armseliges, lumpenhaftes, verhungertes Volk kroch da aus allen Winkeln hervor! Ich habe das Bild davon nicht wieder los werden können; und wenn ich bey Tische sitze, seh' ich immer die langen, hagern, gelben Hände dieser Bettler mit in die Schüssel langen, und ihre hohlen Augen gierig hineinstarren. Dann schwillt mir der Bissen im Munde, und ich denke an unser Dorf, wo die Leute auch nicht reich sind, aber sich satt essen; wo der Abstufungen nur wenige sind, und nicht hinter jedem frohen Mahle eine Schaar von Verhungernden als misgünstiger Ankläger steht.

Als ich bey sinkender Nacht in den Englischen Hof einfuhr, kamen mir zwey schlanke Kerls in grünen Jacken mit silbernen Leuchtern entgegen, und halfen mir mit großer Dienstfertigkeit aus

dem Wagen, indem sie sagten, ich sey ohne Zweifel der Fremde, für den der Herr Graf von N. Zimmer bestellt habe. Das Zimmer, in das sie mich führten, würden wir einen Saal nennen; die ganze Mainauer Gemeinde hätte Platz darinne; und da die Thür geöffnet wurde, und mir die kostbaren Tapeten, die seidnen Verhänge, die hohen Spiegel, die Uhren und Sophas entgegenstrahlten, prallte ich zurück, und erklärte, das wäre für einen Landjunker zu kostbar; sie sollten mir ein geringeres Zimmer geben. Da zuckte der Kellner, der mich einwieß, die Achseln, und sagte: der Herr Graf habe dieses Zimmer für mich ausgewählt, und es sey auf seinen Befehl ausdrücklich frey gelassen worden, während das ganze übrige Haus besetzt wäre. Ich mußte mich also schon entschließen, den vergoldeten Käfig zu beziehn, so unbequem mir auch für meine Gewohnheiten alle die Herrlichkeit ist. Kaum hatte ich das Herz mich auszukleiden oder es mir sonst bequem zu machen; oder einem der Kellner etwas zu heissen, die vornehmer sind als ein Edelmann bey uns, französisch und englisch sprechen, und so gewaltig hin und her laufen, daß man ihrer nie froh wird. Zwar an schönen und höflichen Worten fehlt es ihnen nicht; aber auf die Erfüllung wartet man

Stundenlang umsonst. Einmal ließ ich über die langsame Bedienung ein leises Wort fallen; da zuckte der Mensch die Achseln und sagte: „Ich möchte verzeihen, aber sie wären alle so beschäftigt, daß es ihnen unmöglich wäre, ihre Pflicht immer pünktlich zu erfüllen. Auch hätten die übrigen Herrschaften, die im Hause logirten, ihre eignen Bedienten bey sich, die ihnen das Nöthige herbeyschafften. Wenn ich beföhle, so wolle er für einen Lohndiener sorgen, um meine Befehle zu empfangen.“ — Wirst Du glauben, Freund, daß mich diese Reden ordentlich beschämten, und daß ich nicht einmal einen Waidmannsfluch zur Stärkung für mich auftreiben konnte? Jetzt erst fange ich an die Vergleichung zwischen abgeschliffenen Stadtleuten und abgeführtem Gelde zu verstehn. Wenn ich ein Jahr hier mit umliefe, mein derbes, scharfes Gepräge ginge fort, ich wüßte nicht wie; und wer weiß, was dann aus dem innern Gehalte würde? Bey uns kömmt man mit gesundem Verstande und einem gesunden Herzen überall durch, wenn man das Seinige ordentlich gelernt hat; hier hilft das einem wenig oder nichts. Man stößt überall an; man macht sich überall lächerlich; und wenn man etwas gethan hat, was an sich gar nicht unrecht ist, aber gegen den Gebrauch, so sieht man wie

ein Dummkopf aus, und schämt sich wie ein gescholtenes Kind, so daß man sich selber recht erbärmlich verkömmt. Und ist das nicht in der That und Wahrheit recht erbärmlich?

Eine Stunde nach meiner Ankunft trat mein Neffe bey mir ein. Ich hatte ihn als Knaben so sehr geliebt, als man wohl fremde Kinder nur lieben kann; und da er keinen Vater mehr hatte, hielt er sich fleißig zu mir. Nun hatt' ich ihn seit zehn Jahren nicht gesehen, und freute mich sehr auf die Zusammenkunft. Ich lief ihm mit offnen Armen entgegen. „Sey mir willkommen, mein theurer Fritz! rief ich; Ey, wie bist Du groß und schön geworden!" — Das nette, schlanke Männchen machte mit dem Oberleibe eine Bewegung zurück, besann sich aber schnell wieder, breitete die Arme aus, und reichte mir die Backen zum Küssen. — „Auf den Mund, Schatz!" sagte ich, und küßte ihn derb auf die Rosenlippen. — „Sie sind doch immer, sagte er, der gütige, scherzhafte Onkel! Ich komme Ihnen meine herzliche Freude über Ihre glückliche Ankunft zu bezeigen, und zugleich meine Entschuldigung zu wiederholen, Ihnen nicht eine Wohnung in meinem Hause anbieten zu können. Denn so glücklich es mich und meine Amalie, die sich Ihnen

hrfurchtsvoll empfiehlt, gemacht haben würde",—
— Keine Umstände, lieber Fritz, unterbrach
ch ihn, keine Umstände! Du bist eng logirt, wie
Du mir geschrieben hast; ob es mir gleich ange-
ehm gewesen wäre, wenn Du ein Stübchen für
nich übrig gehabt hättest, um immer in Deiner
Nähe zu seyn. Aber darüber muß ich mit Dir
chmälen, daß Du mir hier ein solches Prunkzim-
ner ausgesucht hast. Da könnten Prinzen und
Fürsten wohnen; und ich bin nur ein armer Land-
unker. — Dieses Zimmer, antwortete mein
Neffe, indem er gleichgültige Blicke umherwarf,
st eines der einfachsten in diesem Hause. Ich will
nur wünschen, daß nichts darinn zur Bequemlich-
eit meines theuern Oheims mangelt. Ich werde
noch einmal die gemessensten Befehle deshalb ge-
ben. Aber morgen schenken Sie uns Ihre Ge-
genwart zu Mittag. Sie werden einen kleinen
Kreis ausgewählter Freunde bey mir finden. —
Ich bedauerte, daß er sich meinetwegen Ungelegen-
heiten mache — denn ich bildete mir thörigter
Weise ein, er hätte die Gäste um meinetwillen
gebeten — und setzte in guter Meinung hinzu:
Mache nur keine großen Umstände, lieber Fritz.
Du weißt, wie einfach ich zu leben pflege; und
ich bin nicht in die Stadt gekommen, Dich in

Unkosten zu setzen. — Er lächelte (wie mag er mich erst im Herzen ausgelacht haben!) und sagte: Sie werden mit einem ganz freundschaftlichen Mahle vorlieb nehmen müssen. Ich darf also meiner kleinen Frau die erfreuliche Nachricht bringen, daß sie morgen das Glück haben wird, Sie zu bewirthen? — Wenn Du es so haben willst, antwortete ich; von Herzen gern. Aber wie befindet sich meine Nichte? Bist Du glücklich mit ihr? — So glücklich, als man nur in den Honigwochen des Ehestandes seyn kann, war die Antwort. — Nun, erwiederte ich, ich will hoffen, daß Dein Glück auch über diese Periode hinaus halten soll. — Gewiß, antwortete er; meine Amalie ist die Liebenswürdigkeit selbst, und ich schmeichle mir, daß sie so glücklich seyn wird, den Beyfall ihres theuern Oheims zu gewinnen. — Kein Zweifel! sagte ich. Ich würde Dir vorschlagen, mich gleich jetzt zu ihr zu führen; da ich aber fürchten müßte, sie in ihren häuslichen Geschäften zu stören, so mag es bis morgen ausgesetzt bleiben. — Ich glaubte nemlich, das morgende Mittagsessen würde ihr zu thun geben! — Mein Neffe ging hierauf nicht ein, bat aber kurz darauf unter vielen Entschuldigungen um die Erlaubniß, mich verlassen zu dürfen,

weil er beym französischen Gesandten zum Spiele versprochen sey. „Es thut mir unendlich leid, setzte er hinzu, mich schon wieder von Ihnen trennen zu müssen. Aber Sie wissen, daß dieses Pflichten sind, die man in unsern Verhältnissen nicht verletzen darf. — Ich erfuhr das freylich zum erstenmale; bat aber meinen höflichen Neffen, sich um meinetwillen keinen Zwang aufzulegen, sondern entließ ihn — obgleich mit einiger Verwunderung, daß die Pflicht bey einem ausländischen Gesandten zu spielen, dringender seyn könne, als die, einem Oheim, bey dem man wie Kind im Hause gewesen, nach zehn Jahren eine Stunde aufzuopfern.

Am folgenden Morgen stand ich, meiner Gewohnheit gemäß, um vier Uhr auf, brannte meine Pfeife an, und trat an's Fenstor. Die ganze lange Straße hinauf und hinab war nichts lebendiges; kaum ein Sperling piepte hier und da dem dämmernden Tage entgegen. Ich mochte etwa eine Viertelstunde in die öde Dämmerung geschaut haben, als einige Wagen die Straße herabrasselten, die, wie ich nachher von dem Lohndiener erfuhr, von einem Balle nach Hause kamen; und gleich darauf ein stiller, sang- und klangloser Leichenzug in entgegengesetzter Richtung.

Ich weiß nicht, warum mir die Thränen dabey in die Augen kamen, da ich eben so gut über dieses Gegen- und Durch- einander des Lebens hätte lachen, oder fromme Betrachtungen anstellen, und Coberische Bußpredigten für Hof und Stadt hätte concipiren können. Aber meine Gedanken wendeten sich nach der Heimath, und nach unserm stillen Kirchhofe, und zu den guten und treuen Seelen, die dort unter ihren Hügeln der Auferstehung harren, und weilten endlich, wie in solchem Falle immer, bey der, die achtzehn kurze Monate meines Lebens mit aller menschlichen Seligkeit, und nun eben so viele Jahre, und wer weiß, wie lange noch, mit Trauer und Wehmuth erfüllt hat. Da machte ich denn mein Fenster zu, und in dem langen Zimmer auf- und ab-schreitend, pfiff und brummte ich die Melodie von „Wie sie so sanft ruhn" einigemal durch, und dann auch „Auferstehn, ja auferstehn wirst du", und es wurde mir in meiner Wehmuth fast so wohl, als ob ich in meiner Waldeinsamkeit wandelte.

Nachdem mir so die Stunden des langen Morgens vergangen waren, während deren ich auch meine Papiere ausgepackt, durchgesehn und wieder zusammengelegt hatte, machte ich mich

um acht Uhr auf den Weg zu meinem Sachwalter. Der Hausknecht, der einzige Mensch, der jetzt im Hofe von England sichtbar war, hatte mir den Weg und die Wohnung beschrieben; es wäre ganz in der Nähe, sagte er, und ich könnte nicht fehlen. Ja, mein Gott, was man hier nah heißt, ist eine Reise bey uns! Da ich nun meinte, doch wohl fehl gegangen zu seyn, fragte ich hin und wieder bey den wenigen Begegnenden, und mußte mir da gefallen lassen, daß die einen den Kopf schüttelten, die andern mich wunderlich ansahen, und auch wohl auslachten, weil ich mir einbildete, Jeder kenne hier den andern und wisse Bescheid von ihm zu geben. Endlich fand ich das Haus. Ich zog an der Schelle; die Hausthür sprang auf; aber niemand zeigte sich. Ich stieg eine, zwey Treppen hinauf, und läutete von neuem. Ein Mädchen öffnete die Thür: Was beliebt? fragend. — Mein gutes Kind, antwortete ich, ich wünsche den Herrn Justizrath zu sprechen. — „Eine Treppe höher" war die verdrießliche Antwort, und die Thür wurde unwillig zugeworfen. Endlich glaubte ich nun doch, in den Hafen einzulaufen. Aber da hieß es, „der Herr Justizrath schliefe noch, und wäre vor halb zehn Uhr auf keine Weise zu sprechen."

Nun zur Hauptsache. Nach einem zweyten Besuche bey dem Justizrathe und nach besprochenen Geschäften, kam ich gegen halb zwölf Uhr müde und bestaubt nach Hause, kleidete mich um, und eilte, von einem Lohndiener geführt, zu meinem Neffen. Es hatte eben zwölfe geschlagen, als ich vor dem schönen Hause ankam; ich eilte durch das Vorhaus der Treppe zu, und dachte nichts arges, als mich eine rauhe Stimme zurück rief: „Mein Herr, man läuft hier nicht so gerade zu." — Es war die Stimme des Thürstehers, der sein breites, kupfriges Gesicht zu einem Fensterchen herausstreckte, und von hier aus ein Examen mit mir vornahm. Da hieß es nun wieder „die gnädige Herrschaft ruhe noch, und nehme jetzt keine Besuche an." Sie ruhen noch? fragte ich mit großem Erstaunen. Ich bin ja hier zu Mittag eingeladen. — Ganz recht, sagte der Kerl, indem er die rothglühende Nase pflegmatisch mit Tabak füllte; haben Sie nur die Gefälligkeit um Mittag wieder zu kommen. — „Guter Freund, sagte ich, Er scheint mir auch noch nicht wach zu seyn. Ich sage Ihm, ich bin hier zu Mittag eingeladen, und eben ist es Mittag;" und indem ich dieß sagte, war ich im Begriff, meine Uhr herauszuziehn, und ihm vor die Augen zu

halten. — Da zog nun der Kerl ein Gesicht, worinn sich Zorn, Hohn und Verachtung mischte; aber die grobe Rede, die ganz sichtbar schon auf seinen dicken, blauen Lippen zitterte, sing der Lohndiener weg, indem er halbleise zu ihm sagte: der Herr kennt die hiesige Weise noch nicht — und zu mir: Bey dem Herrn Grafen wird um vier Uhr zu Mittag gespeißt.

Sieh, Freund, da begegnete es mir zum zweyten- oder dritten-male, daß ich mich schämte, als ob ich eine Sünde begangen hätte, und als ob man aus dem Lichte der Vernunft wissen könnte, daß es in der Stadt Mittag sey, wenn sich die Sonne zum Untergang neigt, und Mitternacht also mit Sonnenaufgang zusammenfällt. Freylich schämte ich mich gleich darauf meiner albernen Schaam, und wollte über die Sprachverwirrung in diesem Babel-lachen; aber das Lachen ging mir nicht vom Herzen, und der Aerger behielt die Oberhand. In dieser Stimmung trat ich vier Stunden später meinen Weg zum zweytenmale an. Jetzt war das Haus in voller Bewegung; Lakayen mit und ohne Liverey liefen gegen einander; die Thüren flogen auf; mein Neffe kam mir mit den lebhaftesten Freundschaftsbezeugungen entgegen, und indem er sich entschuldigte,

mich nicht mit den Gebräuchen seines Hauses bekannt gemacht zu haben, führte er mich durch eine Reihe kostbar möblirter Zimmer in den Saal, wo eine junge Frau auf dem Sopha saß, und sich mit einigen uniformirten Herrn unterhielt. Mein Neffe faßte mich bey der Hand und führte mich zu ihr. „Unser theurer Oheim, sagte er, der Herr Forstmeister von N.“ — Die liebe Nichte erhob sich ein wenig vom Sopha, und sagte mit einer halben Verbeugung: ah mon respectable oncle, combien je suis charmée de faire votre connaissance. Prénez la peine de vous asseoir. Und zugleich zeigte sie mit der Hand auf einen leerstehenden Sessel. Ich setzte mich. Sie endigte ihr Gespräch mit dem uniformirten Herrn, der sie von Ems unterhielt, wohin sie, wie ich hier vernahm, zu reisen gedachte; dann wendete sie sich gelegentlich wieder zu mir, und fragte mich, bald in dieser bald in jener Sprache: wie ich mich befände? ob ich zum erstenmale in der Hauptstadt wäre? wie es mir hier gefiele? und dergleichen interessante Dinge mehr, die sie eben so gut an den Mann im Monde, als an ihren Oheim hätte richten können. Ich beantwortete Alles mit den wenigsten Worten. Denn gleich beym ersten Empfange hatte mir

die kalte Atmosphäre, in die ich mich so plötzlich versetzt sah, Herz und Zunge erstarrt; und da ich nur allzugut fühlte, daß mein gewöhnlicher Waldgesang hier in dem einstudirten Conzerte ein schreyender Miston seyn würde, beschloß ich bey mir, in dieser Gesellschaft von wahrhaft menschlicher Rede so wenig als möglich aufzuwenden.

Der kleine Kreis auserlesener Freunde, den mir mein Neffe versprochen hatte, war allmählig so angeschwollen, daß wir zu zwanzig Personen an der Tafel sassen; und das frugale Mahl bestand aus allen ausgesuchten, was die Jahreszeit bot und nicht bot. Gesprochen wurde nicht viel; dazu fehlte die Zeit; und wenn sich etwa ein Mund zu etwas anderm als zum Essen öffnete, so war die Rede immer nur an die nächsten Nachbarn gerichtet, und den ferner sitzenden unverständlich. Ich war einigermaaßen froh gewesen, einem Manne gegen über zu sitzen, der, seiner Uniform nach zu urtheilen, meines Standes war. Ich hatte gehofft, ein vernünftiges Wort vom Metier mit ihm zu sprechen; aber als beym Nachtische die Zungen besser gelößt waren, sprach er von Allem, nur nicht vom Jagd- und Forstwesen; sondern von Kaisern und Königen, Ministern und Feldherrn, und Gott weiß wovon

noch, Alles mit der größten Bestimmtheit und Sicherheit. Ich fragte meinen Neffen, der so gefällig gewesen war, mich an seine Seite zu nehmen, ob dieser Herr große Reisen gemacht habe. — Nicht daß ich wüßte, antwortete er. — Er scheint doch alle große Lichter der Welt durch und durch zu kennen. — „Das ist nichts Außerordentliches, erwiederte mein Neffe. Wenn Sie bey uns verweilen wollten, so würden Sie eine Menge von Leuten finden, die über Alles und Jedes mit gleicher Gründlichkeit sprechen. Es ist unglaublich, wie belehrend der Umgang der guten Gesellschaft hier ist!“

Nach aufgehobener Tafel nahm mich mein Neffe bey Seite in's Fenster; sprach von der schwächlichen Gesundheit seiner Frau — was ich sehr bedauerte —; dann von seiner eignen — was ich noch mehr beklagte —; und rückte endlich, nicht ohne einige Verlegenheit, mit der Nachricht heraus, daß der Arzt auf einer Badereise nach Ems bestände, und daß er diese, zu seinem größten Verdruße, schon morgen antreten müsse. Er habe, setzte er hinzu, Alles aufgeboten, um meinetwegen noch einige Tage Aufschub zu gewinnen; aber es sey unmöglich gewesen. — Meine Nichte war in diesem Augenblicke zu uns getreten, und da sie

hörte, wovon die Rede sey, setzte sie hinzu: Réellement, Monsieur, nous avons fait l'impossible; mais les arrangemens pris avec quelques familles de conséquence qui feront le même voyage, ne souffraient point de rétard. — Ich wußte nun, woran ich war; wünschte den besten Erfolg vom Bade; dankte für erwiesene Ehre, und eilte, unter den Höflichkeitsbezeugungen meines Neffen, aus diesem Hause, wo ich drey tödtliche Stunde lang kein vernünftiges, frohes und herzliches Wort vernommen hatte.

Ich weiß nicht welche geistreiche Frau gesagt hat, eine verdrießliche und lästige Gesellschaft sey in gewisser Rücksicht einer guten und angenehmen vorzuziehn. Trennen müsse man sich von der einen, wie von der andern; aber bey jener sey die Trennung eine Lust, bey dieser ein Schmerz. Dieser Gedanke fiel mir unterwegs ein, und ich hielt mich daran. Den Aerger über meinen Neffen und seine Geckerey konnte ich freylich nicht sogleich los werden; aber allmählig trat er in den Hintergrund. Ich hatte mich auf sein Wiedersehn gefreut; ich hatte mir etwas von einem häuslichen und glücklichen Zusammenseyn geträumt. Damit war es nun allerdings vorbey; aber wie die Sachen einmal standen, war ich ja viel besser daran, daß der liebe

Neffe mir das Feld räumte, als wenn er mich noch länger mit dem, was er seine Pflicht nannte, belästigt hätte. So wurde ich denn allmählig wieder ganz heiter, und indem ich die Geschichte des Tages noch einmal vor mir vorübergehen ließ, fing ich an, mich dabey zu ergötzen, und über mich selbst zu lachen. Freylich war das eine andere Art von Erheiterung, als ich mir versprochen hatte; aber bleibt nicht im Leben unzähligemal das Erwartete aus, und macht einer andern Sache Platz, an die Niemand gedacht hatte, und die deshalb doch nicht schlechter ist? — Und ist es nicht etwas viel unschuldigeres, über sich selbst zu lachen, als Andere lächerlich zu machen? Darüber wollen wir nach meiner Zurückkunft weiter sprechen. Hoffentlich bald. Bis dahin leben Sie wohl. Tausend Grüsse an Ihre herzensgute Frau.

Zweyter Brief.

Nachdem ich meinen Brief geschlossen und auf die Post gegeben hatte, ging mir die Wahrheit der Bemerkung, mit der ich ihn geendigt hatte, auf eine recht erfreuliche Weise in die Hände. Die erwarteten Freuden sind mir freylich wie Schnee auf der Hand zerflossen; aber dafür — doch ich will nach der Ordnung erzählen.

Ich saß auf dem Sopha und brütete über meinen Gedanken, als der Kellner mit der Nachricht eintrat, daß mich Jemand zu sprechen verlange. Wer ist's? fragte ich. — Es ist Jemand, antwortete der Kellner, der von Ihnen gekannt zu seyn behauptet, und mir seinen Nahmen zu nennen verboten hat. — Nun, so mag er herein kommen. — Gleich darauf trat ein schwarzgekleideter, ziemlich corpulenter Mann von mittlerer Größe herein, verbeugte sich ehrerbietigst, aber stumm, und stellte sich in Schatten mir gegenüber. Ich starrte ihn an. Man sagt mir, redete ich ihn an, daß Sie mich kennen, und auch von mir gekannt zu seyn behaupten. Sollte das nicht vielleicht ein Irrthum seyn? Ich erinnere mich in der That nicht.....

Indem ich so sprach, kehrte er sich dem Lichte zu, und legte sein Gesicht in wunderliche Falten. In dem Augenblicke erkannt' ich ihn; wie auf einer Visitenkarte, so stand auf der Fratze der ganze Nahme das Mannes. — Rudolph Feuerlein! rief ich, und warf mich in seine geöffneten Arme. — Alter Freund, rief er und drückte mich an seine Brust. Also mein ehrliches Gesicht kanntest Du nicht mehr; aber die alten Jugendpossen sind Dir in's Gedächtniß eingeschnitten! Dich

hätte ich gleich wieder gekannt unter Tausenden. — Er erzählte mir hierauf, wie er mich am Morgen auf der Straße gesehn, und gleich erkannt habe. Nur um größerer Sicherheit willen habe er dann im Hause nach meinem Nahmen gefragt. Aber, setzte er hinzu, Du bist, wie ich höre, Forstmeister, Oberforstmeister vielleicht, und ich bin ein unbetitelter Organist an der Jacobi Kirche. Passen wir auch noch zusammen? — Das wird sich am Besten bey einer Flasche Wein ausmitteln lassen, antwortete ich, und rief nach Wein. Bis jetzt, fuhr ich fort, hat mir noch kein Tropfen hier geschmeckt. Der hier aber soll, denk' ich, den bittern Nachgeschmack der vorigen Tage hinabspülen.

So geschah es auch wirklich. Die Geschichte unsrer Jugend zog vor uns vorüber; die lustigen Streiche, die wir während der Schuljahre zusammen ausgeführt hatten; unsre kleinen Liebschaften, unsre andern Abentheuer wurden recapitulirt; das Andenken der Verstorbenen gefeyert; die Geschichte der Uebriggebliebenen durchgegangen und gegenseitig ergänzt; und wir vertieften uns so in diese Erinnerungen, daß wir über dem Sprechen oft den Wein vergaßen. Wir waren seelenvergnügt. Die Reihe von Jahren, die zwi-

schen unsrer letzten Trennung und diesem Wiedersehen lag, hatte in unsern Herzen nichts verändert; und an welchen Ort auch der eine oder der andre anklopfen mochte, immer fand er den alten Freund dahinter und freundliche Antwort. Auch die Begebenheiten unsers Lebens während dieser Zwischenzeit tauschten wir gegen einander aus. Das Capitel der meinigen war kurz; das seinige mannichfaltiger und reicher. Nachdem er als Feldjäger halb Europa durchritten und durchfahren, viele gute und böse Tage erlebt, immer aber die alte Liebe zur Musik bewahrt und geübt hatte, war er, durch sonderbaren Wechsel der Schicksale, mit der edeln Waidmannskunst ganz zerfallen, und endlich in den Hafen von Sanct-Jacob eingelaufen. Er erzählte mir ferner, daß, nachdem er sich an der Orgel vor Anker gelegt, er aller Leichtfertigkeit den Abschied gegeben und eine Frau genommen habe. Mit dieser sey der Himmel in sein Haus eingezogen, und drey prächtige Kinder, die er von ihr habe, wären die Engel darinn. Das mußt Du selbst sehn, Schatz! sagte er. — Dann warf er die Blicke im Zimmer umher und sagte: Hier ist's allerdings schön, fast prächtig; aber bey mir ist es wohnlicher. Ich habe ein Häuschen für mich

allein. Ein nettes Stübchen, blau angemahlt, mit der Aussicht nach der Morgenseite, und ein Kämmerchen daran mit einem Himmelbette, ist darinne für Fremde aufgespart. Du hast mir heut Abend gezeigt, daß Du der alte bist; laß mich nun auch vor Frau und Kindern mit Deiner Freundschaft groß thun, und zieh zu mir. Deine Bequemlichkeit sollst Du haben; darauf verlaß Dich; die Kinder sollen Dich auch nicht belästigen; und meine Frau machst Du überglücklich; das weiß ich. — Bey diesem Anerbieten fiel ich ihm um den Hals. Ich dachte an die kahlen Entschuldigungen meines hochgräflichen Neffen, der in seinem Pallaste kein Stübchen für den alten Oheim hatte, und hielt die Gastfreundschaft meines ehrlichen Organisten dagegen. Wie hätt' ich der guten Seele seinen Wunsch versagen können? Es war gleich Alles richtig. Und nicht anders, als ob ich ihm einen großen Dienst erwiesen hätte, so dankte er mir dafür, drückte mich in seine Arme, jauchzte und jubelte, und fing endlich an, vor lauter Lust und Wohlbehagen, nach seiner alten Weise die lustigsten Fratzen zu schneiden.

Den folgenden Morgen kam er nun selbst, um mich abzuholen. Wir gingen hinter den Trä-

gern her, und da wir in seine Straße einschwenkten, zeigte er auf ein niedliches Haus von zwey Stockwerken und sagte: Sieh, Freund, das ist mein Sonssouci oder Sorgenfrey, wo die drey gelben Lockenköpfe am Fenster stehn, um nach dem fremden Herrn auszuschaun, der so viele Hirsche und Füchse, und gar einmal einen Wolf geschossen hat. Sieh, da kömmt jetzt auch meine Frau, und sieht den Kindern über die Köpfe weg! Du kannst mir glauben, es ist ein Fest in meinem Hause, als ob Weihnachten wäre.

Als wir uns dem Hause näherten, verschwanden die Köpfe an den Fenstern, und wir wurden von der Frau an der Thür empfangen. Der Empfang war wie bey alten Freunden, herzlich und ohne Umstände. Die Kinder hatten sich auf die Treppe gestellt, und schauten neugierig über das Gelender herab. Selbst von dem Spitz wurde ich wie ein Bekannter begrüßt. In wenigen Augenblicken war ich einheimisch. Denn das ganze Haus ist so freundlich, wie seine Bewohner; Ordnung überall, und doch Alles, als ob es sich von selbst so eingerichtet hätte, und gar nicht anders seyn könnte. Das Stübchen, das ich bewohne, ist das freundlichste von allen, und hat die Aussicht auf ein Hausgärtchen, so

niedlich eingerichtet, und ſo ſauber gehalten, daß man meinen ſollte, es wäre Alles gemahlt. Ich fühle mich hier ſo behaglich wie zu Hauſe, und genieße dieſe Zufriedenheit mit deſto größerer Dankbarkeit, da ſich meine Geſchäfte länger hinziehn, als ich geglaubt hatte. Mein alter Freund bringt einen Theil des Tages außer dem Hauſe zu, um Unterricht in der Muſik zu geben; unterdeſſen beſorgt die Frau das Hauswesen und die Küche; die Kinder arbeiten oder lernen; und bis jetzt hab' ich noch kein widriges Geräuſch, kein unfreundliches Wort von irgend einem gehört. Mittags und Abends ſind wir alle zuſammen, plaudern und ſcherzen, ſpielen mit den Kindern oder treiben ſonſt allerhand Kurzweil. Geſtern Abend gab mir der Organiſt als dirigirender Concertmeiſter eine prächtige Muſik durch ſeine Hauscapelle. Er ſelbſt ſpielte den Flügel; der älteſte Knabe accompagnirte auf der Geige; das mittelſte Mädchen ſang den Sopran; die Mutter den Alt; ich und das kleinſte Töchterchen ſtellten das Auditorium vor. Es war ſchön anzuhören und nicht weniger ſchön zu ſehn; denn Rudolphs Geſicht ſtand ganz im Sonnenſcheine der Freude, theils über die Muſik ſelbſt, theils über die wakkern Kinder, die die Sache ſo ernſtlich trieben,

als ob sie sich vor einem fürstlichen Hofe hören ließen, und so aufmerksam an seinen Blicken hingen, als ob ihr ganzes zeitliches Wohl von seiner Zufriedenheit abhinge. Nachdem nun die Hauptsache vollendet war, stimmte der Organist das Abendlied an: „Der Mond ist aufgegangen, die goldnen Sternlein prangen am Himmel hell und klar.“ und wir machten alle Chorus; auch die Dienstmagd; und wahrhaftig, Freund, ich habe lange, selbst in der Kirche nicht, mit so vieler Andacht und Erhebung des Herzens gesungen, als unter diesen gutmüthigen und friedlichen Menschen, bey denen man, wie mein alter Freund mit Recht sagt, schon auf Erden den Himmel hat. Was für reiche Ströme der Zufriedenheit fließen doch in der Brust des Menschen! und wie übelberathen sind die, die, statt aus diesen Quellen zu schöpfen, ihr Glück in der Ferne suchen, und wenn sie lange auf den öden Steppen mühsam zusammengelesener Ergötzungen umhergeirrt sind, vielleicht nicht Einen erquickenden Tropfen für das verschmachtende Herz gefunden haben! In diesem kleinen Tempel der Zufriedenheit und Eintracht hab' ich mich mit der Stadt ausgesöhnt, und habe begriffen, daß man nicht in die Wälder zu fliehen braucht, um glück-

lich zu seyn. Diese Einsicht ist schon eine Reise werth; und wie andre von ihren Reisen seltene Bücher, Gemählde und andre Kunstwerke mit nach Hause bringen, um die Wände damit zu verzieren, so bringe ich in meiner Seele das Bild eines zufriednen und stillen Haushaltes mit, das mich noch lange erquicken, und die Stürme, die auch wohl zuweilen bey mir aufsteigen, beschwichtigen wird. Ich hätte Ihnen noch Vieles zu erzählen, denn schon lange steht Agathe, meine kleine Braut, an meinem Schreibtische und harrt darauf, daß ich die Feder niederlegen soll, um mich zur Abendmusik zu führen. Gute Nacht also! Morgen geh' ich mit der ganzen Familie auf's Land zu Rudolphs Schwägerin. Vielleicht werden meine Geschäfte während dieser Abwesenheit zu Ende gebracht, und ich kann Ihnen dann mündlich von dem Erfolge unserer Partie Bericht erstatten. Möge Gott Ihnen so frohe Tage geben, als ich hier genieße, und so heitere und harmonische Abende, wie der seyn wird, zu dem mich jetzt mein blauäugiges Mädchen führt.

Dritter Brief.

Mein lieber, treuer, theurer Freund! Ich habe Ihnen vor meiner Rückkehr noch einen Brief

verſprochen; dieſe Rückkehr hat ſich verzögert; und ſo kömmt auch dieſer Brief viel ſpäter, als Sie erwartet haben mögen. Was Sie aber auf keine Weiſe erwartet haben, das bringt Ihnen der Schreiber in wenigen Tagen ſelbſt. Was mag das ſeyn? Mein altes, treues Herz? Das verſteht ſich von ſelbſt. Ein ſchönes Pferd? Das wäre der Rede nicht werth. — O Sie errathen es nimmermehr. Aber rufen Sie nur die Frau herbey, und legen dieſer die Frage vor; und ich wette Tauſend gegen Eines, ſie ſagt, ohne ſich zu beſinnen: Ey! er wird eine Frau mitbringen.

So iſt es, Ihr Guten! mir eine Frau, und Euch eine Freundin. Ich habe ſo lange und ſo ſchmerzlich getrauert! ich habe ſo lange das häusliche Glück — wie eben das Eurige — nur mit Wehmuth betrachten können; es hat mich wohl manchmal ſogar — mög' es mir Gott verzeihen! — Mismuth und Unmuth angewandelt, wenn ich Andere ſo in ihrem friſchen und frohen Leben mit den ihrigen ſah, und ich dagegen in meinem öden Hauſe nichts hatte, als das entfärbte, ſchweigende Bild, die tauſendmal geleſnen, von Thränen verlöſchten Briefe, das ausgeleerte letzte Kleid meiner Agathe, und ihr ſinkendes, verwitterndes Grab. Und doch lag mir der Gedanke

an eine neue Verbindung so fern! Wie oft deuteten Freunde darauf hin; aber auch das wohlwollendeste Hindeuten verletzte mich. Schien es mir doch immer unmöglich, daß die abgestorbene Freude noch einmal für mich blühen, oder daß eine Fremde mir die ersetzen könnte, die mir Eins und Alles, und der bessere Theil meines Selbst war. Und doch hat es Gott anders gewendet. Ich habe gefunden, was ich nicht suchte; ich habe eine zweyte Agathe gefunden, die mir die erste wiedergibt; und ich darf hoffen, daß, indem ich sie in mein Haus führe, alle Blüthen der Liebe, die das Bild der Abgeschiedenen umkränzen, die düstere Farbe der Trauer mit allen Farben heiterer und beglückender Freude vertauschen werden.

Mein Herz ist so voll, so überglücklich! Freude und Wehmuth wogt in mir auf und ab; Vergangenheit und Zukunft drängt sich in Eines zusammen; das noch allzu neue Glück liegt vor mir, wie ein unbekanntes Land im Morgennebel, und erfüllt mich mit einer tiefen, aber süßen Melancholie. So arm und eng ist das menschliche Herz! Es stöhnt unter der Bürde des Glücks, wie es unter der Last der Schmerzen seufzt. Sonst meint ich, daß nur die Schwäche der

Sinne solche Erscheinungen böte; reiche Fülle des Lichtes blind, lautes Getöse taub mache, und die Kälte wie die Hitze brenne. —

Während ich dieß schrieb, kam meines lieben Rudolphs zweytes Mädchen hereingeschlichen — sie ist Agathens Pathe und führt ihren Nahmen — stellte sich neben mich, und sah, auf den Zehen stehend, über meine Hand weg. Du schreibst gewiß an die Tante? sagte sie. — Warum glaubst Du das? — Weiß ich denn nicht etwa, daß sie Deine Braut ist? Wenn wir nur recht bald wieder hinausführen! Du nimmst mich doch auch mit? Ach ich habe die Pathe gar zu lieb! Und seitdem sie eine Braut ist, noch viel lieber als sonst. — Ich konnte mich nicht enthalten, das Kind zu küssen, dessen Gefühle den meinigen so freundlich begegneten; aber sie hielt die Hand vor den Mund, schüttelte den Kopf und sagte: Die Tante mußt Du küssen. Ich bin nicht mehr Deine Braut. — Aber die Tante ist ja nicht hier. — Eben darum frag' ich Dich ja, ob wir nicht bald zu ihr fahren! — Ja, Kind, wenn die Hochzeit ist. — Wenn ist denn aber die Hochzeit? — In acht Tagen.

Das Kind lief nun spornstreichs fort, um diese Neuigkeit unter den Geschwistern zu verbrei-

ten. Sie, theurer Freund, erfahren sie bey dieser Gelegenheit auch; und da ich Ihnen nun das frohe Ziel verrathen habe, dem ich entgegeneile, so will ich Ihnen auch jetzt in möglichster Ordnung den Anfang meines Siegeslaufes und den Fortgang der ganzen Sache berichten.

Die verabredete Reise nach Marienau hatte wegen einer leichten Unpäßlichkeit der kleinen Natalie einige Tage aufgeschoben werden müssen. Während nun die Kinder vor Ungedult vergehen wollten, und an nichts als die Reise und Marienau dachten, und immer und immer von der Tante die Rede war, erfuhr ich gelegentlich eine Menge Dinge von dieser, die mich nach und nach fast eben so ungeduldig als die Kinder machten. Seit ihrem siebzehnten Jahre, oder eigentlich von ihrer Kindheit an, war sie einem jungen Arzte verlobt, mit dem sie erwachsen war, und der nur eine sichere Anstellung erwartete, um sie zu heirathen. Die Anstellung war erfolgt, aber mit ihr auch der Befehl, unverzüglich zum Herrn abzureisen. Hier fand er den Tod in der Ausübung seiner Pflicht. Von dieser Zeit an nahm die gebeugte Mutter die Braut des einzigen Sohnes zu sich, und die mütterliche Liebe, die sie auf dieses angenommene Kind übertrug, wurde durch Agathens kindliche Pflege er-

wiedert. Agathe war zur Erbin ihrer Habe bestimmt; Jedermann nahm es für bekannt an; und die alte Mutter hatte es selbst vielen Bekannten gesagt; aber als sie in Agathens Armen gestorben war, war das Testament verschwunden, das sie bey den Gerichten niedergelegt hatte. Das Vermögen kam in die Hände von Verwandten, die sich nie um die Verstorbene bekümmert hatten; und Agathe kehrte, ohne zu klagen, mit ihrem kleinen Eigenthume in das frühere, engbeschränkte Leben zurück. Gern hätte ihre Schwester sie bey sich gehabt; aber sie konnte sich nicht entschließen, den Ort, wo sie mit ihrem Adolph erwachsen war, zu verlassen, und das freundliche Land mit der Stadt zu vertauschen. — Adolph hieß der Verlobte? unterbrach ich Mariannens Rede, ohne etwas Besonderes bey der Frage zu denken. — Ja, Adolph Falkener; war die Antwort. — Adolph Falkener, rief ich verwundert aus. Einen jungen Mann, der diesen Nahmen führte, hab' ich gekannt. Er war Arzt, sagt Ihr. Das trifft auch zu. Ein schlanker, wohlgewachsner Jüngling, mit dunkelbraunen Locken und eben solchen Augen? — Eben so. — Und einer Narbe über dem linken Augenbraun? — Allerdings. — So ist also diese gute Seele

auch todt? Ich hatte gehofft, ihm noch einmal auf dieser Erde zu begegnen, und an mein Herz zu drücken. Es hat nicht seyn sollen. Aber nun erinnere ich mich gar wohl, daß er damals, als er zufällig mein Hausgenosse geworden war, viel von einer Geliebten sprach, und daß ich ihn damals mit der überschwenglichen Begeisterung aufzog, mit der er sie pries. Ein Jahr nachher, oder wie lang es seyn mag, wurde mir dieselbe Sprache auch geläufig, und ich fand sie nicht mehr lächerlich; und der Gegenstand meiner begeisterten Liebe war auch eine Agathe. —

Diese Entdeckung warf nun den ersten Funken in meine Brust. Das Bild eines mir gar lieben Bekannten knüpfte sich nun an den Nahmen seiner verlassenen Braut; und die milde Trauer über seinen frühen Tod floß mit dem Mitleiden über eine so schmerzlich zerrissene Liebe zusammen. Während ich aber an diesen Gefühlen hing, und meine Gedanken immer wieder zu dem früh Erblaßten zurückkehrten, fiel mir plötzlich ein, unter dem schriftlichen Nachlasse meiner Agathe zwey Briefe gefunden zu haben, mit A. unterzeichnet, und von Marienau geschrieben, in denen eines Adelphs mit zärtlichen Worten Erwähnung geschah. — Wie wenn das derselbe

wäre? Es war nicht wahrscheinlich; aber ich mußte es genauer wissen. — Ich bat also Mariannen, mich etwas Geschriebenes von ihrer Schwester sehen zu lassen. Sie hielt mir ihren letzten Brief hin. Es war dieselbe feine und zierliche Schrift. Nun theilte ich ihr meine Vermuthung mit. — Wie hieß Ihre Frau? fragte Marianne. — Agathe. — Und mit dem Zunahmen? — Santander. — Marianne schüttelte den Kopf. So war es nicht. Eine Agathe hat meine Schwester hier in der Stadt gekannt, während sie bey einer Pathe war; aber das war eine Agathe von Ottenfels. — Ganz recht, rief ich aus, voll Freude über diese neue Entdeckung. Ottenfels nannte man sie von ihrer Tante, die sie als ein verwaistes Kind zu sich genommen hatte, und für deren eigne Tochter sie überall galt. — So war also Mariannens Schwester eine Freundin meiner Agathe gewesen; und gewiß eine recht liebe Freundin. Denn je mehr ich an diese Sache dachte, deste mehrerer Stellen erinnerte ich mich aus jenen Briefen, die eine innige und zarte Liebe athmeten, wie nur immer aus dem Herzen einer liebenden Braut in den Busen einer Freundin überströmen kann.

Röschen war jetzt wieder hergestellt, und der Reise stand nichts mehr im Weg. Mit Anbruch des Tages stiegen wir ein; die Kinder zappelnd vor Freude; ich, in stiller, unruhiger Erwartung. Ich war mir selbst ein Räthsel. Daß die Liebe sich aus einem Bilde in ein thörigtes Herz geschlichen hat, das ist mehr als einmal geschehn; aber doch durch die Augen; doch durch Vermittelung einer Gestalt. Aber was mich zu der Unbekannten zog, waren einige Worte; es war der Wiederhall einer fremden Liebe; das Wehen einer fremden, im Grabe erloschenen Gluth. Und doch war ich mir sehr wohl bewußt, daß das, was ich fühlte, etwas anders als Neugier war; es war ohne allen Zweifel schon Liebe; eine Liebe, über die ich mich schelten wollte, und doch nicht schalt. Rudolph wunderte sich, daß ich so still war; seine Frau aber lächelte, und sie hat mir nachher gestanden, daß sie mich errathen, und mein Geheimniß eben aus meiner Zurückhaltung herausgelesen habe. In der That war ich blöde wie ein Verliebter; und es wäre mir unmöglich gewesen, auch nur Eine der zahllosen Fragen über Agathen, die sich mir zudrängten, und unbefriedigt meine Brust belasteten, über die Lippen gehen zu lassen.

Auf der Hälfte des Weges hielten wir an,

um Mittag zu machen. Was gibt es gutes Neues? fragte Rudolph den Wirth. — Neues genug, antwortete dieser, aber nicht eben Gutes. Wenn Sie gestern Abend hierher gekommen wären, so hätten Sie einen Auflauf gesehn, wie hier seit Menschengedenken nicht gewesen ist. — Wahrhaftig? und worüber denn? — Die reiche Kaufmannswittbe, die Madam G. hatte sich in ihrem Garten erhenkt. — Nicht möglich? weiß man eine Veranlassung? — Die mag sie selbst am besten gewußt haben, antwortete der Wirth. Wie gottlos ein Mensch immer auch seyn mag, die Zeit kömmt endlich doch, wo sein Gewissen erwacht. Sie haben ja wohl gehört, wie sich vor Jahren ihr armer, betrogener Mann so schnell aus der Welt entfernte, und was damals für bedenkliche Reden gingen? Vor einigen Jahren jagte sich ihr Liebhaber eine Kugel durch den Kopf, nachdem sie ihn durch die schändlichsten Ränkerein ausgeplündert hatte; und fast um dieselbe Zeit erhing sich ihr Bruder, der schon lange tiefsinnig gewesen war. Die Schwester brachte damals den Garten an sich, in dem die That geschehn war; und nun hat sie sich an demselben Baume aufgehenkt, an welchem ihr Bruder seinem Leben ein Ende gemacht hatte. — Entsetz-

lich! rief Rudolph; unerhört! aber sicher nicht unverdient. Ich habe diese Frau gekannt; ich habe Gelegenheit gehabt, in die Tiefe ihrer Ruchlosigkeit zu blicken; und ich bin noch jetzt überzeugt, das niemand anders als sie den letzten Willen der alten Frau Falkener bey Seite geschafft, und so meine Schwägerin um das ihr bestimmte Erbe gebracht hat. Doch das mag leicht eine ihrer kleinsten Sünden gewesen seyn. Die Strafe des Himmels ist spät, aber schrecklich gekommen; und es gibt wahrlich zu denken, daß sie endlich ihre eignen Hände zu ihrer Hinrichtung hat gebrauchen müssen, als ob selbst des Henkers blutige Hand zu rein für sie gewesen wäre. —

Auf dem Reste des Weges hörte ich aus Rudolphs Munde die wüste Geschichte dieser Frau, die Geist, Verstand und Schönheit nur zu Werkzeugen böser Thaten gemisbraucht hatte. Mich interessirte die Sache vornehmlich darum, weil ich, nach meiner Weise, den Finger Gottes darinne sah; Sie, mein Freund, der besser Bescheid in dem wunderbaren Irrsaal des menschlichen Herzen weiß, werden noch andern Stoff zu Betrachtungen darinne finden, wenn ich einst das ganze häßliche Gewebe vor Ihren Augen aufrolle. Uns im Wagen wurden die grausen-

haften Bilder bald zuwider; und Rudolph deckte sie schnell zu; indem er sagte: Zum Glücke der Menschheit und unsres Geschlechtes sind so böse Frauen eine seltene Erscheinung, und die guten viel zahlreicher. — Dabey wendete er sich zu der seinigen, und da vorher seine Stirn gerunzelt, die Augenbraunen zusammengezogen, die Wangen herabgesunken waren, wie wenn man in eine wüste verdrüßliche Nebeldämmerung schaut; so hatte er nicht sobald seine Blicke auf Mariannens freundliche Augen gerichtet, als das Gewölk auf seinem gutmüthigen Gesichte zerrann, und ein Theil desselben nach dem andern in hellen Sonnenschein trat. — Das Lob der guten Frauen folgte nun von selbst, und Rudolph mahlte das Glück des Ehestandes mit einer so herzlichen Beredsamkeit aus, und war so ganz darein vertieft, daß er erst spät bemerkte, daß mir die Augen übergingen. Als er es gewahr wurde, ergriff er meine Hand und sagte: Hab' ich Dir weh gethan, armer Freund? vergib mir die Unart der Glücklichen, immer nur an sich zu denken! Wie gern wollt' ich Dir zuhören, wenn Dir auch so wohl wäre. — Ich ließ ihn nicht ausreden. Du hast mir nicht weh gethan, sagte ich, sondern wohl. Wenn ich von solchem Glücke

höre, wie das Deinige ist, und es so mit meinen Augen sehe, so kehren meine Gedanken zu den seligen Tagen zurück, die mir Gott und die Gute verliehen hat, die einst der Schutzgeist meines Hauses und der meinige war. Und warum sollte ich mir den Gedanken verwehren, daß sie es noch ist, und daß sie sich, wie sonst, in der Fülle ihrer Seligkeit, des Guten erfreut, das mir zu Theil wird, so wie eben jetzt des Zusammenseyns mit Dir und allen denen, die zu Dir gehören. Denn so war sie, da sie noch unter uns wandelte. Ueberall Freude verbreitend und nur dadurch des Guten recht froh, das Andere genossen.

Unter diesen Gesprächen waren wir an der Höhe angekommen, hinter der sich Marienau verbirgt, und nachdem wir sie zu Fuß bestiegen hatten, sahen wir unter uns den Ort, halb im Schatten, halb von der Sonne beleuchtet, wie einen bunten Teppich ausgebreitet. Was für ein anmuthiger Ort, rief ich aus. Was für zierliche Häuser! wie reinlich Alles! und die kleine Kirche mit ihrem rothen Ziegeldache, wie sie unter dem Schirmdach der Linden so friedlich und heimlich ruht! Selbst der Gottesacker umher ist mit ungewöhnlicher Zierlichkeit angelegt. — Das

macht, sagte Rudolph, weil der größte Theil der Einwohner aus Mennoniten besteht, einem stillen, arbeitlustigen und rührigen Volke, dem Liebe zur Ordnung und Reinlichkeit angebohren ist. Und die übrigen Einwohner, die nicht zu dieser Gemeinde gehören, haben doch ihre guten Sitten angenommen. Wenn man die Augen an einem solchen Orte geweidet hat, so begreift man kaum, wie Menschen in andern Dörfen ausdauern können, die im Schmutze wie versunken stehn.

Während wir so sprachen, und uns des lachenden Anblicks erfreuten, war uns Marianne mit den Kindern nachgekommen. Wo wohnt denn nun aber die Tante? fragte Röschen. Ey gerade da unten, antwortete Eduard. Sieh, da laufen Kinder im Garten herum! das ist gewiß Miekchen und Christlieb. — Und nun rief er sie beym Nahmen, so laut er nur konnte, und die beyden andern riefen mit. Die Kinder im Garten aber hörten es nicht. Gleich darauf aber trat ein erwachsenes Frauenzimmer mit einem Kinde auf dem Arme aus einer Laube hervor, sah sich um, und erblickte uns auf der Höhe über sich. — Da ist Agathe, rief Marianne, und ließ das weiße Tuch in ihren Händen wehen, und die Kinder klopften in die Hände,

hüpften, riefen und jubelten. Jetzt war kein Aufhalten mehr. Ohne den Wagen zu erwarten, eilten wir alle die Anhöhe hinab, und an ihrem Fuße fielen sich die Schwestern in die Arme, und die Kinder wurden aufgenommen und geherzt, und es war ein Grüßen und Fragen, ein Händedrücken und Freuen ohne Ende. Jetzt wurde ich auch als Rudolphs Freund vorgestellt und genannt; und das erste Wort, das an mich aus dem lieben Munde gerichtet wurde, war ein freundliches Willkommen. —

Jetzt ist nun Ihre Frau auf eine recht beredte Schilderung des lieben Mädchens gespannt — aber sie muß Gedult haben, bis ich sie ihr selbst vor Augen stelle. Wenn ich auch mit meinem klopfenden Herzen und mit zitternder Hand eine Art von Bildniß zu Stande brächte, und wenn ich mir dabey, was doch nicht wahrscheinlich ist, selbst genügte, so fänd' ich ja doch, als ein bestochener Zeuge, keinen Glauben bey Euch. Und soll ich denn etwa die Farben schwächen und dunkeln, um treu und wahrhaft gefunden zu werden? Aber das hieße ja eben lügen und untreu seyn! — Eines mag also genügen: daß sie mit jeder Stunde, die wir zusammen waren, meine Augen mehr und mehr an sich zog, bis

ich sie endlich gar nicht mehr von ihr abwenden konnte. Und so wie bey Allem, was sie sprach, die Seele in ihre Mienen trat, und man ihr ansah, daß sie bey Allem mit ganzem Herzen war; so lese ich auch jetzt aus jedem Worte, das sie mir schreibt, ihr innerstes Gemüth heraus; und dann belebt sich Alles vor mir, und ihre seelenvolle Gestalt steht vor mir, und jedesmal erscheint sie mir schöner und liebenswürdiger. Hierbey fürchte ich keine Selbsttäuschung. Ich bin meiner Sache gewiß, und sehe mit froher Erwartung dem Tage entgegen, wo Sie, mit mir zusammenstimmend, die Fügung des Himmels zur Beglückung Ihres Freundes preißen werden. —

Wenn mich die Gestalt eines Menschen und sein Wesen anspricht, so ist die Bekanntschaft schnell fertig. Doch sollte hier noch etwas vermittelnd dazwischen treten. Nach den ersten Begrüßungen hatten sich die beyden Schwestern entfernt, und als sie wieder zurückkamen, bemerkte ich zweyerley: erstlich, daß Agathens Augen etwas trüber waren als vorher — sie schien geweint zu haben —; zweytens, daß sie ihre Blicke öfterer als vorhin auf mich richtete. Bey meinem Nahmen hatte sie sich der Erzählungen ihres Verlobten erinnert, und als die Sache zwischen uns richtig

war, theilte sie mir einen Brief von ihm mit, worinne die gute Seele nicht anders von mir spricht, als ob er, die Zukunft ahndend, mich der Geliebten zu seinem Nachfolger hätte empfehlen wollen. Noch an demselben Tage bekam ich sein Bild zu sehn, das er selbst vor dem Spiegel von sich gemacht hatte; sprechend ähnlich; und ein anderes, das meine Agathe der Freundin bey ihrer Trennung zurückgelassen hatte. Diese geliebten Schatten waren nun die Vermittler zwischen uns. Keines von uns kannte die Geschichte ihrer letzten Jahre; wir hatten uns also viel zu sagen, und Jedes von uns sprach zu dem Herzen des Andern. Die Abgeschiedenen, deren Andenken wir feyerten, waren uns das Liebste auf Erden gewesen; und was Jedes von uns am innigsten geliebt hatte, war dem Andern befreundet; und so geschah es, daß auch wir uns in den wehmüthigen Erinnerungen schnell und innig befreundeten. Die Nacht war weit vorgerückt, ehe wir uns trennten, und als es endlich auf Rudolphs Erinnern geschah, faßte ich ihre Hand und sagte: Das ist auch ein glücklicher Tag, den ich meinem alten Freund Rudolph hier danke. Haben wir doch über den theuern Todten fast die Lebenden vergessen; aber wie konnte ich anders, da mir die Freundin meiner

Agathe das ganze Wesen dieses Engels so lebendig zurückruft? — Agathe antwortete nicht; aber ihre freundlichen Augen erhoben sich zu mir, und eine Thräne schwamm darinne. Wie gern hätt' ich diese Thräne weggeküßt! Aber ich hatte dazu nicht den Muth.

Die ganze Nacht hindurch dachte ich an Agathen — an die eine, wie an die andre — und je länger ich dachte, desto mehr verschmolzen die Bilder von beyden, und aus den Wurzeln der alten Liebe wuchs die neue auf. Kaum konnte ich nun den Morgen erwarten, und sobald Rudolph erwacht war, schüttete ich mein Herz gegen ihn aus. Da hätten Sie den Mann sehen sollen! Erst sah er mich mit großen, fast ungläubigen Augen an; dann fiel er mir um den Hals, herzte und drückte mich; sprang dann wie ausgelassen in der Stube umher; umhalste mich wieder, und rief einmal über das andre: Hätt' ich das denken sollen? Hätt' ich mir eine solche Freude träumen lassen? Ja, ja, das ist Fügung des Himmels. Agathe ist für Dich geschaffen, wie Marianne für mich. Sie wird Dich glücklich machen. Aber das muß meine Frau gleich wissen. Die kann auch die Sache am besten und schnellsten zum Ziele bringen.

Und so geschah es denn auch. Marianne ver-

nahm die begeisterte Mittheilung ihres Mannes mit Wohlgefallen, aber ohne Verwunderung. Sie hatte Alles geahndet, und eben so wie ihr Mann, nur um Vieles früher, hatte sie ausgefunden, daß wir für einander geschaffen wären. Auf einem Spatziergange nach dem nahen Gehölze, wo Rudolph mit seiner Frau und den Kindern etwas zurück blieb, sprach ich meine Wünsche aus; und Agathe, von ihrer Schwester vorbereitet, gab mir, erröthend zwar, aber frey von Verlegenheit, freundliche Antwort. Wir waren uns seit gestern nicht mehr fremd; und so waren denn auch unsre gegenseitigen Erklärungen, wie die alter Freunde, offen, wahrhaft und herzlich. Seitdem bin ich, meines Bedünkens, der glücklichste Mann auf Erden, und mein Herz jubelt voll Dankes gegen Gott, der mich hierher geführt, und mir, ohne mein Zuthun, Glück und Freude in reicher Fülle bereitet hat. In acht Tagen ist sie die Meinige. Dann eile ich zu Ihnen, aus den Armen der Freundschaft in die Arme der Freundschaft, und zünde in meinem verödeten Hause das heilige Feuer der Freude wieder an; Gott gebe, auf längere Zeit. Meinem Neffen, der sich seines häuslichen Glückes noch in Ems erfreut, lasse ich eine Karte zurück, das blanke, glatte, starre, höchst bedeutungsvolle Or-

gan, vornehmer und ſtädtiſcher Empfindungen. Seiner Glückwünſche glaube ich entrathen zu können. Der Ihrigen aber bin ich gewiß, ſo gewiß als ich Ihrer alten Liebe bin. Tauſend Grüße an die Ihrigen. O wie freu' ich mich unſers Wiederſehns!

81.

Vermiſchte Gedanken.

1. Wer Gottes Stimme nicht in ſeinem Innern vernimmt, dem wird ſie auch nicht aus der Natur entgegen tönen. Wer Moſen und die Propheten nicht hört, der wird auch dann nicht glauben, wenn die Todten auferſtänden und Zeugniß gäben. Aber nicht aus Moſes und der Propheten Mund allein ging Gottes Stimme hervor, ſondern aus dem Munde aller großen und begeiſterten Menſchen. Der Tempel Jehovas ſtand auch in Sokrates und Platons Bruſt, und überall, wo Gott und Tugend gelehrt und verehrt wurde, hat das Volk Gottes gewohnt.

2. Warum wir das Schöne so lieben? warum es uns so mächtig an sich zieht? warum es uns über uns selbst erhebt? Weil wir Menschen sind. Nicht fähig dem Irdischen zu entfliehn, ja, auf das Innigste daran gekettet, können wir uns doch nur dann daran freuen, wenn es durch die durchdringende Herrlichkeit einer höhern Kraft gereinigt und veredelt wird. Es gibt aber keine Schönheit, ohne daß sich das Himmlische mit dem Irdischen in einer freyen Harmonie vermählt, und das Unsichtbare sich zum Sichtbaren gesellt; daher auch die regelmäßigste Gestalt für todt geachtet wird, bis die Seele in sie tritt, und ein Strahl der höhern Welt sie von Innen heraus erleuchtet. Dann erst lieben wir sie; dann erfüllt uns die Ahndung des Geheimnisses unserer innern unbegreiflichen Natur; und die Begeisterung, die uns erhebt, ist nur die Freude über die Erscheinung des uns verwandten Göttlichen, das wir mit froher Ueberraschung in dem Irdischen finden und begrüßen. Dann erwacht die in den Tiefen der Brust schlummernde Sehnsucht nach der Heimath, welcher der bessere Theil unsrer Natur angehört. Von Gott sind wir ausgegangen; zu Gott wollen wir zurückkehren; und wie Gottes Athem überall weht, so für Menschen am kräftigsten in den Erschei-

nungen einer schönen Natur. Und war es denn nicht eben dieser Athem Gottes, sein Geist, der in den erdgeschaffnen Menschen überging, daß der Mensch ward eine lebendige Seele?

3. Seitdem ich das funfzigste Jahr überschritten habe, ist es mir, als hört' ich den Fußtritt der Zeit, oder das Rauschen ihres Stromes vernehmlicher. Seitdem streiche ich auf meinem Wand-Calender die verflossene Woche mit mehr Nachdenken aus, und nie ohne mich dessen zu erinnern, der in Kurzem meinen Nahmen von der Tafel der Lebenden ausstreichen wird.

4. Die mächtigsten aller auf der Erde umhertreibenden Dämonen sind die Worte. Denn dämonisch sind sie gewiß; leichte, geflügelte, mit Luft bekleidete Gestalten, die aber Tempel und Throne, Länder und Völker erschüttern und umstürzen können. Ich will dabey nicht an das Bischen Hexerey denken, das man zu allen Zeiten mit gewissen unverständlichen Sylben und Abracadabras getrieben hat; aber die Worte: Freyheit, Rechtgläubigkeit, Ketzerey, Aristokratismus, Jacobinismus, wie viele Kriege haben sie entzündet, wie vieles Blut ist um ihrentwillen vergossen worden, und wie setzen sie, mit ihrer mannichfaltigen Sipp-

schaft, nicht täglich die Gemüther zu Freundschaft und Feindschaft in Bewegung!

5. Wer etwas Großes will, muß sich nur nicht vor dem Nahmen eines Schwärmers, Enthusiasten und Phantasten fürchten, der oft mehr diejenigen entehrt, die ihn ertheilen, als den, der ihn bekömmt. Auch Leonidas war ein Enthusiast, und Lykurg und Solon, und Friedrich der Zweyte und tausend andre Männer, die das Salz der Erde waren. Kalte Herzen und trockne Köpfe mögen im Kriege als Zahlmeister, Lieferanten, Marschcommissaire und Quartiermeister dienen; zum Führer in der Schlacht und zu jedem bedenklichen Unternehmen wird etwas andres gefordert. Dieses Andere ist aber die seltene und wunderbare Vereinigung von Kalt und Heiß; des kühlen Urtheils mit der glühenden Einbildungskraft; des unbeugsamen Willens mit der geschmeidigen Klugheit; des Vertrauens und Mistrauens, des Glaubens und Zweifels; und mit allem dem muß sich ein reiches Gemüth vermählen, das alle diese Eigenschaften zusammenhält, sie durchdringt, und — wenn ich so sagen darf — im Fluß erhält. Die Gluth des Enthusiasmus allein macht den großen Mann nicht, so wenig als die flammende Lohe des hohen Ofens

aus lockerm Kalkſtein ein edles Metall ſchmilzt; aber ohne ſie kömmt auch aus dem reichhaltigſten Geſtein das edle Metall nicht an den Tag.

6. Das große Weſen, das in den Zeitungen und ſonſt von gewiſſen geringfügigen Handlungen der Gutmüthigkeit, beſonders der Vornehmen und Großen, gemacht wird, iſt die bitterſte Satyre auf die Menſchheit. Und wenn nun dieſe Handlungen gar nur Sache der berechnenden Klugheit ſind? Die Sünden der Finſterniß abkaufen, und Gott und Menſchen mit eitelm Glanz und Klang betrügen ſollen?

7. Tapferkeit iſt die Grundlage jeder Tugend. Ohne ſie gibt es keine Gerechtigkeit, und der klügſte wird dümm, wenn ihn der Muth verläßt. Von der Mäßigkeit, die in beſtändigem Kriege mit den Begierden lebt, verſteht ſich der enge Zuſammenhang mit der Tapferkeit von ſelbſt.

8. Wer die Reinheit großer und edler Handlungen bezweifelt, und ſie auf kleine und gemeine Beweggründe zurückführt, ſpricht dadurch ein unabweisliches Zeugniß gegen ſich ſelbſt aus.

9. Das Lob, das dem Verdienſte gebührt, iſt einer Ehrenſchuld gleich zu ſchätzen, die man ungemahnt und unverkürzt entrichten muß.

10. Es ist leichter seinen Glauben durch den Tod, als durch das Leben zu bewähren. Die Zahl der Märtyrer ist größer als die Zahl der Heiligen.

11. Es gibt eben so wenige Menschen, die den Muth haben, groß im Guten, als groß im Bösen zu seyn. Ein wenig Ruchlosigkeit mit ein wenig Religion; etwas Ehrbarkeit und etwas Liederlichkeit; eben soviel Bosheit als Gutmüthigkeit; das ist ohngefähr das Recept, nach welchem die meisten menschlichen Characteres gemischt sind.

12. Die Furcht aufzufallen ist ein eben so großes Hinderniß der sittlichen Größe, als die sich vordrängende Eitelkeit. Die sittliche Größe ist anstößig, wenn sie sich in der gemeinen Welt zeigt, und man weicht ihr schon darum aus, weil sie, wie ein mächtiger Baum, zu ihrer Entfaltung Raum braucht. Im Gedränge der Gesellschaft wird daher niemand groß, und schon das leise Streben darnach wird in ihr als Anmaaßung erstickt.

13. Willst du das Thier um seinen sichern Instinct beneiden, der es gegen Irrthum sichert, so beneide auch den Blinden, der sich in seiner Heimath auch bey Nacht sicher zurecht findet,

und in Finsterniß und Nebel selbst dem Sehenden als Führer dienen kann.

14. Das wissenschaftliche Forschen nach Ursachen treibt nothwendig in einem Kreise umher, welcher das Vorhandene, die Natur, darstellt. Um aber das Daseyn des Kreises selbst zu begreifen, muß man den Mittelpunkt kennen. Zu diesem kann man nur durch einen Sprung gelangen, denn alles Forschen des Verstandes kann keinen Radius entdecken, der das Endliche mit dem Unendlichen in Zusammenhang brächte. Daher kann der Glaube an Gott nur durch einen Sprung — durch das Licht einer innern Offenbarung — gewonnen werden.

15. Der Glaube des Menschen an sich hängt von seinem Glauben an Gott ab.

16. Die Wirkung der Trägheit gleicht dem Bisse jener Natter, durch die sich Kleopatra tödtete. Denn nachdem sie mit vielen Arten des Giftes Versuche angestellt hatte, fand sie, daß der Biß dieses Thieres ohne Krämpfe und Schmerzen einen tiefen Schlummer verursache, in welchem die Wirksamkeit der Sinne allmählig schwände, und nach einem milden Schweiße gänzlich erlösche. Gerade von dieser Art ist die Wirkung der Trägheit. Auch das haben ihre Opfer mit

jenen gemein, daß ihnen nichts mehr zuwider ist, als eine Störung in dem Todtähnlichen und Tod bringenden Schlafe.

17. Man verspottet in der Jugend den Tod oft wie ein Recrut in seiner Caserne den Feind verspottet, der noch nicht an den Krieg denkt.

18. Die Täuschungen der Hoffnung sind, wie die Täuschungen der Poesie, unendlich viel köstlicher, als alle Genüsse der Wirklichkeit. Wo ist ein Tag der Freude, der alle Erwartungen erfüllte, die mit der Morgensonne aus der Dämmerung emporstiegen? und wo ist ein Gestade so anmuthig und reich, als es sich in dem innern Spiegel zeigt, wenn das Schiff mit frischem Winde den Hafen verläßt? Durch das Prisma der Hoffnung strahlt die Ferne in dem Glanze aller Farben; aber wenn die Ferne zur Gegenwart wird, erlöschen die Farben, und was in der Erinnerung davon übrig bleibt, gehört zum bessern Theil auch wieder der Hoffnung an. In ihren Alcinous-Gärten gibt es nur Blüthen und Früchte, und einen ewigen Frühling, und Morgen- und Abendroth; auf dem Acker der Wirklichkeit aber gedeiht keine Frucht, die nicht durch Schweiß und heiße Tage, Sturm und Regen erkauft würde. Und doch zürnt mancher

über die Betrügerin, und die Täuschungen ihres Zauberspiegels, der Alles verheiße und wenig gewähre. Was sie gewähren kann, verleiht sie allerdings, und was sie gewährt, ist unvergänglich und ewig. Die Täuschung ist in dir, und deine Begierden hast du anzuklagen, und deine kindische Thorheit, die nach dem Regenbogen langt, um seine Farben zum künftigen Gebrauch im Farbekasten aufzuheben.

19. Es ist nicht schimpflich, bisweilen, wie Achill, unter Weibern zu sitzen und sich des Lebens zu freun. Aber sich auch dann noch unter ihnen zu verbergen, wenn die Tuba zu Thaten ruft, das ist schimpflich.

20. Manche Menschen finden im Klagen einen solchen Genuß, daß, wenn ihnen die Leiden aus dem Wege gingen, sie sie aufsuchen würden.

22. Alles, was nicht ein bloßes Machen, sondern ein wirkliches Handeln ist, wird durch eine, uns selbst unerklärliche Kraft in der mystischen Werkstatt unserer höhern Natur gebildet. Wie die Alten von den Werken des Dädalus erzählten, daß sie zwar nur von Holz geschnitzt, aber von der geistigen Kraft des Meisters durchdrungen, aus seiner Werkstatt herausgeschritten; so sind auch die Thaten der Menschen in dem, was wir darinn

lieben oder hassen, bewundern oder verabscheuen, mit einer höhern geistigen Kraft wunderbar begabt. Darum leben sie auch fort unter den Menschen, schaffen und wirken jede in ihrer Art, und erzeugen oft neue Geschlechter verwandter Thaten in unabsehbaren Reihen. Diese Wirksamkeit, diese begeisternde und belebende Kraft, mit der große Thaten uralter Zeiten noch jetzt, als ob sie neu wären, zu dem Herzen sprechen, zeugt auf das unwidersprechlichste für ihren höhern Ursprung, so wie sie auch für die höhere Abkunft der menschlichen, solcher Begeisterung fähigen Natur Zeugniß gibt. Dieses Zeugniß reicht vollkommen hin, dem Wahne der Unfreyheit und des Mechanismus in dem Handeln der Menschen entgegen zu treten, und ihn von Grund aus zu zerstören.

23. Wie viele gute Handlungen stiller Wohlthigkeit würden ungethan bleiben, wenn man fürchten müßte, daß sie der Welt bekannt und von ihr zergliedert werden würden! Doch legt man einen zu hohen Werth auf ihr Verdienst, wenn man sie allzu ängstlich verbirgt.

24. Mancher weiß nicht, daß die Zeichen der Gunst, die er von einem launischen Fürsten empfängt, nur die Zeichen der Ungunst gegen Andere sind.

25. Wie nachsichtig auch die Menschen gemeiniglich gegen sich selbst sind, so kömmt doch ein Augenblick, wo es ihnen leichter wird, ihrem ärgsten Feinde zu verzeihen als sich selbst.

26. Schuldlosigkeit ist mehr eine Gnade Gottes, als ein Verdienst des Menschen.

27. Es ist für die Reise des Lebens nicht genug, daß die Tugend am Ruder sitzt, wenn nicht auch das Glück in die Seegel bläßt. Ohne diese Hülfe gelangst du vielleicht nie zum Ziel; aber jene reicht hin, damit du dein Fahrzeug, wenn es nicht mehr zu retten ist, wenigstens, wie jener rhodische Pilot, gerad und mit fester Hand in die Tiefe versenkest.

28. Das Glück gibt Alles, selbst Schutz und Sicherheit gegen die Strafe; nur Ruhe und Trost nicht.

29. Der Vortheil ist nicht das Princip des menschlichen Handelns, aber öftrer als man wünschen kann, der Handlungen der Menschen.

30. Das Alter will die Menschen vom Leben entwöhnen, wie die Amme das Kind von der Brust, durch allmähliges Entziehen.

31. Niemand darf auf Dankbarkeit rechnen, der bey seinen Wohlthaten nicht die Ueberlegenheit

vergessen kann, die er dadurch über den Empfangenden bekömmt.

32. Kein Genuß der Gegenwart ist vollkommen, dem nicht Erinnerung und Hoffnung zur Folie dienen.

33. Die Achtung ist nicht die Wurzel, aus welcher die Rebe der Liebe erwächst; aber sie ist die Ulme, an der jene sich aufrankt, und ihre köstlichen Früchte reift.

34. Es ist etwas ganz gewöhnliches, daß in den höhern Regionen der menschlichen Gesellschaft der Starke dem Schwachen unterliegt. Der modrige Holzschwamm zerstört das festeste Gebäude; und der Maulwurf, der blind im Finstern wühlt, zerstört den ganzen Frühlingsschmuck eines Gartens. Wurde nicht Lodbrog von Gewürm aufgezehrt? Und ist nicht sein Schicksal das Symbol des großen Mannes, der dem Ungeziefer zur Beute wird, das er hätte zertreten können?

35. Es ist nicht eben etwas so seltenes, daß einer seine Ehre für ein Ehrenzeichen verkauft.

36. Man darf große Tugenden eben so wenig bey den Lehrern der Moral, als den Reichthum bey den Rechenmeistern suchen.

37. Es ist ein großer Trost, daß Niemand auf Erden so gering und verachtet ist, der nicht,

wenn er nur will, auf eine Krone im Himmel Anspruch machen darf.

38. Diejenigen, welche sich böser Handlungen um der Strafe willen enthalten, beneiden die, welche ohne Furcht sündigen, und bedienen sich der Tugend wie einer bittern Arznei, die ihnen nur um einige Grade minder verhaßt ist, als der Tod. Sie legen sich Enthaltung und Kasteyungen auf, nicht um ihre sittliche Kraft zu üben, sondern um die Strafe abzukaufen, die sie für sündlichen Genuß verdient haben. Diese unendlich verbreitete Art von Gottesfurcht, in der sich oft die Gebildetesten und die rohesten Menschen begegnen, ist nichts anders als ein Handel, bey dem Gott die Rolle des Wucherers spielt, der dem bedrängten Armen sparsame Genüsse für ungeheure Preiße zumißt.

39. Wer die Grenzen durchbricht, die die Natur ihm gesetzt hat, um jenseits derselben Wurzel zu fassen — wie etwa der, der es den Frauen an Liebenswürdigkeit gleich thun will — der macht sich zum Ungeheuer, zum Zwitter; zu einem Wesen, das die Alten mit Abscheu vernichteten; wir aber nicht bloß dulten, sondern oft bewundern.

40. In ruhigen und gefahrlosen Zeiten setzt

sich die Macht der Geistlosigkeit fest, und genießt erst dann ihr Daseyn in Ruhe, wenn sie den Geist weggedrängt, und sein beschwerliches, schlummerstörendes Licht ausgelöscht hat. Daran denken diejenigen nicht, die das Heil der Menschheit in dem ewigen Frieden suchen. Der tiefste Friede wohnt auf dem Kirchhofe, in der Wüste, und in Ländern, wo Fürsten und Völker unter dem narkotischen Zepter der Theokratie schlummern.

41. Das Leben ist das Licht eines Blitzstrahls in der ungeheuern Nacht, die sich vor ihm und hinter ihm ausdehnt; und was man bey dem Schimmer dieses schnell verschwindenden Lichtes wahrnimmt, ist aus Finsterniß und Helle so wunderbar gemischt, daß man von einem Erkennen kaum sprechen kann.

42. Die Schuld, die wir hartherzig an Andern tadeln, dringt vielleicht eben dann durch unsre Thüren ein, um sich der höhnenden, schadenfrohen Menge am Fenster zu zeigen.

43. Die Nothwendigkeit, seine Gedanken auf einen anständigen Erwerb zu richten, und die Gewohnheit zu arbeiten, ist die beste Schule der Sitten für die große Menge, in welcher die Leidenschaften gezügelt, die Begierden geordnet und das Gemüth mit rechtschaffenen Grundsätzen erfüllt wird, die sich

fest mit dem Leben verflechten, weil sie nothwendig aus den Verhältnissen des Lebens hervorgehn. Sobald diese Verhältnisse, die durch Verstand und Geist sehr erweitert werden können, wesentlich gestört werden, wird auch die Sittlichkeit des Volks in ihren Wurzeln erschüttert. Sie sind der magische Kreis, innerhalb dem Sicherheit und Ordnung wohnt, während außerhalb alle Dämonen der Hölle toben, und, sobald der Kreis irgendwo eine Lücke bekömmt, unaufhaltsam einbrechen. Man denke an die Pest zu Athen, an das Erdbeben von Lissabon und Calabrien, an die französische Revolution, und an alle die Greuel, die dabey unter dem Zepter der Anarchie und des Müssigganges verübt worden sind.

44. Die Anklage der Reformation, daß sie Deutschland entzweyt habe — was zu keiner Zeit eins und einig gewesen ist — kann unmittelbar gegen das Christenthum gewendet werden, durch das die römische Monarchie ebenfalls entzweyt und gespalten wurde. Ist es darum verdammungswerth? Oder soll die Furcht vor einer möglichen Störung der Einigkeit, die oft nur die Tochter dumpfer Trägheit ist, das Streben nach Wahrheit hemmen? Nicht die Wahrheit

ſtört die Eintracht, ſondern die, welche der Wahrheit Widerſtand thun.

45. Das Wort eines tiefen, begeiſterten Gemüths gleicht den Wurfſpießen der alten Hirnbus, die ſich, wie man ſagt, wenn ſie geſchleudert werden, in zahlreiche Pfeile ſpalteten, deren Spitzen von einem unauslöſchlichen Feuer glühten, und Alles, was ſie berührten, in Flammen ſetzten.

46. Das Chriſtenthum hat ſich auch vor Chriſto in dem Herzen vieler gefunden, die wir Heiden und Götzendiener nennen; ſo wie jetzt Heidenthum und Götzendienſt unzählige Anhänger unter denen hat, die ſich für gute alte Chriſten halten.

47. Die meiſten Menſchen treiben die Religion, wie man ein Handwerk treibt; ſie iſt aber durchaus eine freye Kunſt.

48. Es gut und nützlich, die Aecker und Wege des Lebens mit den Grenzſteinen und Pfählen der Grundſätze zu verwahren, damit die Leute wiſſen, wie weit ſie ausſchreiten dürfen, ohne gepfändet zu werden. Aber wird ſich auch das wilde Roß der Begierden an eines dieſer Warnungszeichen kehren und davor umwenden? Gewiß nicht. Dieſes Roß zu bändigen; es ſtill

und gehorsam zu machen, ohne seine Kraft zu schwächen — das ist die große Aufgabe der sittlichen Erziehung, die durch gewöhnliches Lehren und Predigen ganz und gar nicht gelößt wird.

49. Die Eitelkeit ist eine Schauspielerin, die, nach Umständen, den Schein des Guten wie den Schein des Bösen sucht; es kömmt Alles auf die Stelle an, wo sie steht, und den Effect, den sie zu machen hofft.

50. Ein Lehrer, der sich ernstlich um seine Schüler bekümmert, sie vor Verirrungen schützt, jeden Funken des Guten in ihnen pflegt und anfacht, sie nicht bloß lehrt, sondern bildet, und in diesem stillen Geschäfte sein Glück und seine Freude findet, ist millionenmal achtungswürdiger, als derjenige, der als ein Meteor am litterarischen Himmel glänzt, sein Amt aber wie einen Frohndienst treibt.

82.

Sprüche morgenländischer Weisheit.

Gott aus Eigennutz dienen, setzet dem Krämer gleich; aus Furcht, dem Sclaven. Der freye und edle Mann dient ihm aus Dankbarkeit und Liebe.

Wer seine Begierden durch den Besitz des Begehrten zu stillen meint, gleicht dem, der Feuer mit Stroh löschen will.

Ein Reicher ohne Freygebigkeit ist ein Baum, der weder Früchte noch Schatten gibt.

Die Welt ist mit allen ihren Reizen, wie der Leib der Schlange mit Gift erfüllt. Laß dich nicht, wie die Kinder, durch ihre Farben täuschen, sondern fliehe ihren Hauch, der den Nahenden betäubt und tödtet.

Das Leben ist der Weg des Todes. Es ist eine Brücke, die aus dem dunkeln Lande der Bewußtlosigkeit über die Kluft des Zweifels zur Erkenntniß führt.

Der Schlaf ist ein Ausruhn vom Wachen; der Tod das Ausruhn vom Leben. Das Leben ist der zusammenhängende Traum eines Nachtwandlers, der erst, wenn ihn die Stimme des Todesengels anruft, zur Besonnenheit erwacht.

Mit allen Schätzen der Welt kannst du keinen Tag erkaufen, den du deinem Leben zufügtest; noch irgend eine Tugend, mit der du dich sterbend trösten möchtest.

Hänge dein Herz nicht an das irdische Leben; kein Reisender baut sich Häuser auf dem Wege. Und je länger du auf der Straße weilest, desto später gelangest du in der Heimath an.

Wie hoch auch immer die Schönheit das Haupt erhübe, immer berührt sie doch mit den Füssen die Erde.

Geduld ist die Pforte der Freude.

Wenn uns die Hofnung auch nicht zu dem Ziele führt, das sie verheißt, so verläßt sie uns doch nie auch auf dem gefährlichsten Wege, und gibt uns, wenn wir verzagen wollen, trostreiche Worte.

Die Hofnung geht nicht eher hinaus, bis der Tod hereingetreten ist.

Hofnung ist das tägliche Brod des Unglücklichen.

Der Thor mit Glanz und Herrlichkeit umgeben, ist einem Leichname in seinem Todtenschmucke gleich.

Das Glück ist eine Leiter, die zu nichts führt, und auf der man auch nicht weilen kann. So viele Sprossen du aber hinaufgestiegen bist, eben so viele mußt du wieder herabsteigen.

Der Armuth fehlt Einiges, der Habsucht Alles.

Ende der zweyten Sammlung.

Druckfehler.

S. 21, 1. setze nach thun ein ?
S. 63, 9. vor den Worten ihre Pflichten, setze man und.
S. 138, 18. über Hand. lies: überhand.
S. 151, 15. Roßkämmer. l. Roßkämme.
S. 227, 4. als ihm. l. als ihn.
S. 250, 13. die ihn. l. ihm.
S. 316, letzte Zeile. daß sich. l. das sich.

Kleine

Erzählungen

des

alten Pfarrers von Mainau.

Ein Buch

zur

Unterhaltung der Jugend.

Nebst

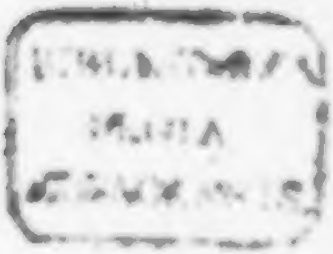
einem Vorworte für erwachsene Leser

herausgegeben

von

Friedrich Jacobs.

Leipzig,
im Verlage der Dyk'schen Buchhandlung.
1833.



Vorwort

woraus

der Leser sehn kann,

was der

Pfarrer von Mainau

für

ein Mann war,

und

wie er über manche Gegenstände der Zeit

sprach und urtheilte.

Wer die Feierabende in Mainau gelesen und die Aehrenlese aus dem Tagebuche des Pfarrers von Mainau in die Hand genommen hat, der ist auch mit den Verhältnissen nicht unbekannt, in denen der Herausgeber dieses Buches mit dem nun seit mehrern Jahren verstorbnen Freunde und seiner Familie gestanden hat. Er weiß dann, daß der Verstorbene viel Schriftliches hinterlassen, wovon eben die Aehrenlese eine Auswahl enthält, und daß Vieles darin steht, was Jener in seinem langen, mannichfaltig bewegten Leben erfahren und gedacht hat. Nun weiß ich, daß an dem, was bis jetzt daraus öffentlich bekannt gemacht worden ist, mancher Vater und manche Mutter Freude gehabt hat; und da ich bisweilen gefragt worden bin, ob denn der Vorrath jenes Nachlasses erschöpft sey, hab' ich mich bewegen lassen, in müssigen Stunden und zu meiner

Erholung eine neue Auswahl herauszugeben, in welcher hauptsächlich dasjenige zusammengestellt wäre, was der Jugend nützlich und angenehm zu lesen seyn möchte. Denn wie mich in früherer Zeit Amt und Beruf mit der Jugend in Verbindung brachte, so ist es mir auch jetzt noch erquicklich, mit der jüngern Welt und, wo mir dieses gebricht, mit der Vergangenheit zu leben, dem zufolge, was der Pfarrer von Mainau einmal sagt: „Um die Pflanze der Gegenwart frisch zu erhalten, muß man sie fleißig von dem Thau der Erinnerung an die Vergangenheit benetzen lassen;“ und wie man im Alter gern die Briefe abgeschiedner Freunde durchblättert, um sich durch den Wiederschein der sonnenhellen Tage eine wehmüthige Freude zu bereiten; so habe ich in diesem Geschäfte zuerst für mich selbst — was mir ja wohl niemand misgönnen wird — Erheiterung und Aufrichtung, und dann für die nahe und ferne Jugend eine nützliche und belehrende Unterhaltung gesucht. Zwar unmittelbar auf Belehrung war es dabei nicht abgesehn; wie denn auch ursprünglich diese Blätter von ihrem Verfasser

nur in der Absicht niedergeschrieben wurden, das, was er erlebt oder von Andern gehört hatte, durch Wort und Schrift festzuhalten, ohne dabei an einen weitern Gebrauch oder gar an öffentliche Bekanntmachung zu denken; da aber seine Gedanken sich immer auf das Ernste richteten, auch wenn er zu scherzen schien, und, nach Beruf und eigenthümlicher Gemüthsstimmung, ganz unabsichtlich eine religiöse Richtung nahmen, so enthalten auch die meisten seiner Erzählungen entweder in ihrer ganzen Fassung, oder in einzelnen Beziehungen oder in der Anwendung den Saamen nützlicher Lehre, der ja, nach der alten Bemerkung, dann am besten Wurzel fasst, wenn er ohne Förmlichkeit ausgestreut wird. Manches sollte auch wohl nur als Bild des Lebens überhaupt dienen, das in seinen mannichfaltigen Erscheinungen, sie mögen sich nun als Weisheit oder als Thorheit zeigen, immer belehrend und zum Nachdenken auffordernd ist.

Mein alter Freund sagt einmal auf einem seiner Erinnerungsblätter: »Jede Idee, deren man sich bemächtigt, ist eine Eroberung in dem

Reiche Gottes;« und ein andermal: »Die besten und geistreichsten Gedanken Andrer werden unbenutzt an uns vorübergehen, wenn sie nicht Etwas in unsrer Seele finden, woran sie sich halten und befestigen können. Man muß sich also durch eignes Bemühen einen Schatz im Innern schaffen, der eine anziehende Kraft gegen das, was uns von Außem kömmt, übt, und sich so gleichsam von selbst vermehrt.« Diesen Grundsatz befolgte er bis zu seinen letzten Augenblicken, und wie er selbst nicht leicht an irgend einer Erscheinung gedankenlos vorüber ging, so wußte er auch bei Andern in dem freien Gange der Unterredung, ungesucht und unabsichtlich, Gedanken anzuregen. Darum fühlte man sich in seiner Gegenwart und im Gespräche mit ihm geistreicher als man wirklich war; die Gedanken strömten reichlicher zu: und in der edeln Aufregung erwachte der Wunsch und das Streben, diesem guten und weisen Manne ähnlich zu werden.

Diese Wirkung ging nun freilich auch aus seiner ganzen Persönlichkeit, seiner edeln Gestalt,

dem belebten Ausdrucke seiner Minen und Blicke, dem milden Tone seiner angenehmen Stimme, so wie aus der ganzen Art seines Benehmens hervor; zunächst aber war es doch der religiöse Sinn, der sein ganzes Wesen durchdrang, was seinem Gespräche, so fern es auch von aller homiletischer Pedanterei war, eine durchaus unbeschreibliche milde Würde gab. Auch das trug nicht wenig zu der wohlthätigen Wirkung, die sein Umgang hervorbrachte, bei, daß man wußte, Lehre und Leben sey bei ihm Eins; sein Inneres sey nicht minder rein und edel als sein Ausdruck und seine Sprache, und der sanfte Ernst, der in seiner Unterhaltung herrschte, sey eben nur das Bild der Gewissenhaftigkeit und Milde, mit der er das Amt des Lehrers und Seelsorgers seiner Gemeinde verwaltete. Von welcher Art aber seine Religion war, wird am Besten aus einigen seiner Aeußerungen erkannt werden, die bei verschiednen Gelegenheiten in meiner Gegenwart Statt fanden, und die ich hier um desto lieber mittheile, da sie nicht nur den Mann nach seiner eigenthümlichen Weise zeigen, sondern

auch einige der wichtigern Gegenstände der Zeit berühren.

Es war eines Tages von einem Pfarrer der Nachbarschaft erzählt worden, der bei dem Antritte seines Amtes in seiner ersten Predigt schiefe Blicke auf den Vorgänger geworfen, und diesen und Alle, die des wahren Glaubens, das heißt des Glaubens, den Er für den wahren hielt, ermangelten, mit faulen Hirten verglichen hatte, welche statt der fruchtbaren Weide am Bache Kedron, ihre Heerde auf das dürre Feld der Aufklärung und zu den giftigen Weiden des Unglaubens führten. »Ihr habt, hatte er unter Andern zu seiner Gemeinde gesagt, an der Wand gekappt wie die Blinden, und seyd umher geirrt wie die so keine Augen haben; aber das Licht soll Euch hervorbrechen wie das Morgenroth; es soll gebaut werden was lange wüste gelegen hat. Ich, hatte er hinzu gesetzt, ich will Dich führen auf den Weg der Wahrheit; ich will Dich schweben lassen über den Höhen der Erde. Dann wirst Du Lust haben an dem Herrn.« Auf diese Weise wendete er die Worte des Propheten auf sich und seinen

Ruhm zum Nachtheil des Vorgängers an, dessen Andenken bei der Gemeinde in hohen Ehren stand. Diese fühlte sich durch so ungewohnte Rede tief gekränkt. Wie, sagten sie unter einander, kein wahrer Christ sollte der selige Mann gewesen seyn? Ist er uns nicht mit den Seinigen durch ein unbescholtnes Leben ein lehrendes Beispiel und Muster geworden? Hat er nicht uns Allen Liebe bewiesen, Vielen geholfen mit Rath und That, und lieber selbst Noth gelitten, als Andre Noth leiden lassen? Hat er nicht, wie das Evangelium gebietet, die Hungrigen gespeißt, die Nackten gekleidet, und mehr als Einen, der zu Grunde gehen wollte, dem Verderben entrissen? Wie soll denn der Mann ein fauler und schlechter Hirt gewesen seyn, der uns bei der Taufe unsrer Kinder, im Beichtstuhle, auf der Kanzel und in der Kinderlehre mit so erbaulichen Worten zu ermahnen und zu erschüttern wußte? Und wir? sind wir denn etwa durch ihn reißende Wölfe geworden, oder Heiden, die von Gott nichts wissen? Ist auch der Eine oder der Andre nicht so, wie er seyn sollte, so ist das

doch fürwahr nicht die Schuld des guten alten Mannes, der gern Alle so fromm gesehn hätte, wie er selbst war, und wenn er Einen auf dem unrechten Wege sah, keine Mühe sparte, um ihn zurecht zu weisen, und wenn es ihm gelang, eine Freude darüber hatte, als ob ihm selbst ein großes Glück zu Theil geworden wäre. So hatten die Leute unter einander gesprochen, und indem Jeder Etwas zum Ruhme des verehrten Mannes erzählte, hatten sie auf seinem Grabe, das der neue Pfarrer mit Dornen bewarf, schöne Blüthen der Dankbarkeit und Liebe ausgestreut. Die Folgen waren betrübend. Denn da die Gemüther einmal verletzt waren, und der widrige Ton, der in der ersten Predigt angeschlagen war, auch in den folgenden fortklang, so konnte Vertrauen und Liebe nicht aufkommen; ja der Saame des Unwillens ging so reichlich auf, daß die sonst so gutgeartete und friedliebende Gemeinde fast verwilderte, in Streit und Proceß mit ihrem Pfarrer gerieth, und dieser endlich, da er sich ungemessenes Schmähen und Schelten auf der Kanzel erlaubte, vom Amte weichen mußte.

Bei dieser Veranlassung nun sagte mein alter Freund: »Es ist fürwahr kaum zu begreifen, wie ein Mann, der den Beruf übernommen hat, die Menschen durch die Religion der Liebe zum Guten zu führen, so ganz vergessen kann, daß das Wort der Lehre keinen Eingang findet, wenn ihm nicht der Glaube der Hörenden an den Lehrer den Weg bahnt. Der Glaube an den Lehrer ist die Frucht der Achtung und Liebe zu ihm. Die Blume wendet sich nach dem Lichte, und das Herz des Menschen dahin, wo es Liebe findet. Wie soll man aber an die Liebe des Herzens glauben, wenn der Mund die Andersgesinnten schmäht und verdammt? Nie soll in Sachen des Glaubens und der Lehre die eigne Ueberzeugung unduldsam machen; nie der hochmüthige Wahn Wurzel fassen, daß man im ausschließenden Besitze der Wahrheit sey. Nichts erkältet das Herz mehr als ein solcher Wahn, das misgeschaffne Kind der Selbstsucht und oft zugleich auch der Bequemlichkeit. Als ich die theologische Laufbahn betrat, war ich nicht ungeneigt, eine starre Anhänglichkeit an gewisse Sätze des

Glaubens zu fassen, die meine Lehrer mir als vorzüglich und wesentlich gezeigt hatten, und mir keine andre Auslegung derselben zu gestatten, als eben die aus dem Munde meiner Lehrer empfangene. Das währte einige Zeit. Nun fing ich aber an, mich in der Geschichte der Kirche und ihrer Lehren umzusehn, und wurde hier gewahr, daß sogleich mit der Bildung einer Kirche und eines geistlichen Lehrstandes fast alle ihre Meinungen auf das heftigste bestritten worden, daß bald diese bald eine entgegengesetzte Deutung für wahr gegolten, daß die Wahrheit oft nur durch entschiedene Gewalt, oder das höchst bedenkliche Kriterium der Mehrzahl festgestellt war; daß sich die Gegenstände des Streites mit jedem Jahrhunderte vermehrt, der Zwiespalt der Parteien immer größer geworden, und in dem erbitterten Kampfe zwar der Haß der Kämpfenden gewiß und entschieden, die bestrittne Glaubenslehre aber keineswegs gegen fernere Angriffe sicher gestellt war. Dieß führte mich zu weiterm Nachdenken, und je mehr ich an Einsicht gewann, desto fester stellte sich die Ueberzeugung in mir, daß die

Lehren, denen die Streitlust eine so große Wichtigkeit gegeben hat, diese in den Augen Gottes unmöglich haben könnten; daß wenn sie, wie man glauben machen wollte, die unumgängliche Bedingung der Seligkeit wären, Gott sie in seinen Offenbarungen nicht durch leise, schwer zu erkennende Spuren, sondern durch die deutlichsten, bestimmtesten und oft wiederholten Aussprüche kund gegeben haben würde. Indem ich mich also zum Lehrer einer Gemeinde bestimmte, faßte ich den festen Entschluß, sie zur Religion, das heißt, nach meiner Ueberzeugung, zur wahren Gottesfurcht anzuleiten, sie zu lehren, wie sie leben müßten, um Gott wohlgefällig zu seyn; ihnen Liebe zu Christus und seiner göttlichen Lehre einzuflößen, und dadurch das Verlangen in ihnen zu wecken, die Gebote Gottes mit Lust zu erfüllen, der Vorsehung zu vertrauen, mit ihren Nächsten in Friede zu leben, und hierdurch den innern Frieden zu gewinnen, der ein freundlicher Führer durch die Klippen des Lebens und über das Grab hin ist. Die subtilen Streitfragen der Theologen und ihre endlosen Erörterungen ließ

ich zur Seite liegen, und wenn mir, wie doch nur selten geschah, Einer oder der Andre Etwas dieser Art vorlegte, antwortete ich ihm, wie meine Ueberzeugung war, es sey darüber seit Jahrhunderten von gelehrten und gottesfürchtigen Männern gestritten, und in dem Laufe der Zeit bald dieses für wahr angenommen, bald jenes verworfen worden, zu einer allgemein gültigen Entscheidung sey es aber nicht gekommen. Wenn sie nun etwa, hierdurch nicht befriedigt, weiter in mich drangen und sagten: Sie hätten das Vertrauen zu mir, daß ich ihnen nichts verschweigen oder vorenthalten würde, was zu ihrer Seligkeit erforderlich wäre; ich möchte ihnen also meine eigne Meinung über den in Frage stehenden Gegenstand mittheilen: so pflegte ich ihnen zu erwiedern: Ich könnte ihnen gar wohl die mannichfaltigen Meinungen Andrer anführen; dieß würde aber zu nichts dienen, als sie zu verwirren. Ich für meine Person wäre weit von der Anmaaßung entfernt, besser als so viele andre weit gelehrtere Leute das einzig Wahre herauszufinden; und sie würden sich dieß noch weit

weniger zutrauen. Da Ihr aber, fuhr ich fort, Vertrauen zu mir hegt, so werdet Ihr auch wohl überzeugt seyn, daß mir nicht blos an Eurer, sondern auch an meiner Seligkeit Alles gelegen ist, und daß, wenn ich eine Entscheidung über diesen oder jenen Lehrsatz für unumgänglich nothwendig hielte, ich es Euch nicht verschweigen würde. Laßt Euch also genügen an dem, was ich Euch aus inniger Ueberzeugung lehre; seyd gute Christen, aber verlangt nicht gelehrte Theologen zu seyn. Gute Christen aber werdet Ihr seyn, wenn Ihr christliche Gesinnungen hegt, und nach Christi Beispiel und Lehre wandelt, die von solchen subtilen Fragen nichts weiß.«

Diese und ähnliche Reden blieben selten fruchtlos, und während meiner ganzen Amtsführung ist mir nur Ein Beispiel von einem Manne vorgekommen, der in Holland als Weber gearbeitet, und dort die Meinungen seines Meisters vom tausendjährigen Reiche und was sonst in den Schulen der Wiedertäufer gelehrt wird, angenommen hatte. Da ich mich durch einige Unterredungen mit diesem Manne überzeugte, daß ihn belehren zu wollen, eitle Mühe

sey, weil er sich immerfort auf seinen Glauben berief, und von Gründen nichts hören wollte, beschränkte ich mich darauf, ihn zu bewegen, von den Bekehrungsversuchen, die er bisher gemacht hatte, abzulassen, und in die friedliche Gemeinde keinen Zwiespalt zu bringen. »Wenn Ihr, sagte ich, wie Eure Ueberzeugung ist, den wahren seligmachenden Glauben habt, so dankt Gott für die Euch erzeigte Gnade, unterlaßt aber Andre, die von ihrem Glauben dasselbe denken, in ihrer Zufriedenheit zu stören, und statt die Liebe zu fördern, die ja, wie Ihr auch glaubt, das wahre Kennzeichen des Christen ist, den Saamen des Unfriedens auszustreun.« — Er versprach, dieß aus Liebe zu mir zu thun, und hielt sein Versprechen auch; denn er war ein guter und gewissenhafter Mann; als aber seine Kinder heranwuchsen, schickte er sie nach Holland zu seinen dortigen Glaubensgenossen, und, nach Verlauf einiger Jahre, verkaufte er sein hiesiges Anwesen, und zog seinen Kindern nach.

Als ich im Laufe dieses Gespräches meinen Freund fragte: ob er nicht Einheit des Glaubens

und der religiösen Ueberzeugung für etwas Wünschenswerthes hielte? antwortete er: Allerdings! und sie ist auch wirklich in Allem vorhanden, was dem Menschen wahrhaft heilbringend ist. Uebereinstimmung in allen Punkten der Lehre ist unmöglich in religiösen Dingen so wohl als in andern; und ich glaube, daß, wenn es Gottes Absicht gewesen wäre, alle Völker und Menschen hierinne einstimmig zu machen, er wohl Mittel und Wege dazu gefunden hätte. Ueber das, was wir in sittlicher Hinsicht zu thun und zu lassen haben, hat er uns ein untrügliches Gesetz in das Herz geschrieben; bei dem aber was darüber hinausgeht, werden die Meinungen immer um desto verschiedner seyn, je weiter es sich aus unserm Gesichtskreise entfernt, und je subtiler es ist. Man hat freilich auch in solchen Dingen eine Art von Einheit erzwungen; aber jeder erzwungene Glaube ist irreligiös, und wie er auf dem Boden einer leidigen Furcht ruht, so trägt er nur allzu oft die Frucht zügellosen Unglaubens. Jede Art von Gewalt und Willkühr trägt giftige Früchte, keine aber ist unerträglicher und wirkt gewaltsamer als

die, welche den Glauben und die Religion betrifft. Auch hat sie es durch alle Schreckniſſe der Inquiſition, durch Foltern, Kerker und Scheiterhaufen, nie weiter bringen können, als zur Uebereinſtimmung im Aeußerlichen und zu einem Zuſammenklange in Worten und Formeln.

Durch die langwierigen und blutigen Kämpfe, fuhr er fort, die nach der Kirchenverbeſſerung ausbrachen, iſt uns Proteſtanten das Glück zu Theil geworden, daß wir unſrer Ueberzeugung folgen dürfen. Leider iſt der Werth dieſes Gutes nicht zu jeder Zeit gehörig erkannt worden; ja kurz darauf, nachdem es errungen war, wurde es durch den Starrſinn ſtreitluſtiger Theologen auf das Spiel geſetzt. Indem dieſe ihre eigne Ueberzeugung, ſelbſt mit Hülfe gewaltthätiger Mittel, zum allgemeinen Geſetz erheben wollten, erſchien die Willkühr und Anmaaßung noch ſchreiender als in der römiſchen Kirche, die doch wenigſtens die Autorität langer Jahrhunderte für ſich anführen konnte. Leider muß ich hören, daß ſich auch in unſern Tagen hier und da ein Geiſt der Verketzerung geregt hat, der gewiß nur das Gegentheil von

dem bewirken kann, was Mancher zu bewirken wünscht. Auch ist es, nach meiner innigsten Ueberzeugung, höchst erfreulich, daß die Regierungen groß und christlich genug denken, um Anklagen wegen irriger Lehre keine Folge zu geben. »Der Gerechte lebet seines Glaubens,« sagt die Schrift. Dieser Ausspruch kann aber nur da eine Wahrheit werden, wo der Glaube frei seyn darf.

* * *

Mein alter Freund hatte auch einige besondere Meinungen für sich. Unter Andern glaubte er, was, nach dem bisher Gesagten, wohl Einen und den Andern Wunder nehmen mag, daß die höhere unsichtbare Welt einen immerwährenden Einfluß auf den menschlichen Geist habe. Als Gott den Menschen schuf, sagte er, hauchte er dem Thone, den er gebildet hatte, eine lebendige Seele ein. Dieß war gewiß etwas mehr als der bloße Lebensathem, denn diesen hatten andre Thiere auch; es war das, was den Menschen zum Menschen macht, und über das Thier erhebt; das Organ, wodurch ihm der Glaube an einen Gott und an ein gött-

liches Gesetz offenbart ist, und die unvertilgbare Ueberzeugung kömmt, daß dem Gesetze gemäß zu leben, Gott wohlgefällig, das Gegentheil gottlos ist. Nun glaube ich, daß die Wirksamkeit jenes göttlichen Hauches nicht blos durch Fortpflanzung von einem Menschen auf den andern übergeht, sondern daß sie auch jetzt noch unmittelbar seyn kann. Die sittliche Macht, die das, was wir unsern Geist nennen, über unsre thierische Natur ausübt; die Erscheinung des Großen, Edeln, Erhabnen, die aus der Niedrigkeit jener thierischen Natur aufsteigt, und wo sie mit ihrem Glanze aus dem Dunkel hervorbricht, ein Entzücken hervorbringt, dem kein andrer Genuß auch nur von Fern gleich kömmt — sie ist mir nach ihrer Entstehung und Wirkung durchaus unbegreiflich, wenn ich nicht annehmen darf, daß ihre Quelle höher liegt, als in dieser unsrer centaurischen Natur; wenn ich nicht glauben darf, daß der göttliche Hauch auch jetzt noch die Menschheit bewegt, daß er sich am meisten durch bevorrechtete Geister kund gibt, die durch Gedanken und Worte, von deren Ursprung

aus geheimnißvoller Tiefe sie selbst nichts wissen, das Geschlecht der Menschen vor dem Versinken in thierischem Genusse bewahren. — Ja, fuhr er fort, ich gehe in meinem Glauben an die Einwirkung der göttlichen Kraft auf den Menschen noch etwas weiter. Es hat mir so wenig, wie irgend einem Andern an Reizungen zum Bösen gefehlt; gar oft aber, wenn ich den schlüpfrigen Pfad schon betrat, kam ganz unerwartet irgend etwas, nicht immer Heiteres, dazwischen, das mich hinderte weiter vorzuschreiten, und dem Vorsatze eine andre Richtung gab. Man pflegt dieß glückliche Zufälle zu nennen; ich aber habe immer eine Schickung Gottes darinne erkannt, und ihm dafür als für eine Wohlthat gedankt. Nach solchen Erfahrungen halte ich in Beziehung auf Gott nur zwei Wünsche für wahrhaft christlich; der erste, daß er uns vor Versuchung zum Bösen bewahre; der andre, daß er im Falle der Versuchung unsrer Schwachheit zu Hülfe komme. Diese Wünsche trage ich daher immer in meinem Herzen, und ich glaube ihre segensreiche Wirkung oft erfahren zu haben. Es kann seyn,

daß Mancher in diesem Glauben eine Hinneigung zu bedenklicher Mystik sieht; ich lasse mich aber dadurch nicht irre machen. Es gibt, nach meiner Ueberzeugung, keine Religion, die nicht auf Mystik ruht, wenn man darunter das Verborgene, Unergründliche und also Geheimnisvolle versteht. Ist nicht die ganze Natur von dem Schleier des Geheimnisses umhüllt, auch das, was wir mit Augen sehn und mit Händen greifen können? Das innere Wesen keiner einzigen Sache ist uns erkennbar, und ich könnte eben so gut den Einfluß meines Willens auf meine Glieder leugnen, von dem ich nichts, gar nichts begreife, als den Zusammenhang der unsichtbaren Welt auf die ebenfalls unsichtbare Werkstätte meines Geistes. Gefährlich kann dieser Glaube nur dann werden, wenn er in den hochmüthigen Wahn einer unmittelbaren, durch nichts menschliches getrübten Offenbarung ausartet, und daß es der beschränkten Creatur möglich sey, das Unbegreifliche zu fassen; ein Wahn, der eine krankhafte und eitle Sehnsucht nach leeren Phantomen der Eitelkeit erzeugt, woraus denn wieder die

Meinung hervorgehn kann, daß es Pflicht ſey, ſich durch Selbſtvernichtung in den Beſitz des Unerforſchlichen zu ſetzen, und in die bodenloſe Tiefe der göttlichen Geheimniſſe zu verſenken. Wer wie ich, ſetzte er hinzu, die feſte Ueberzeugung hegt, daß uns Gott zwar ein Verlangen nach Enthüllung der Räthſel der Welt eingeflößt, die Befriedigung dieſes Verlangens aber einem andern Zuſtande aufbewahrt hat, auf den wir eben dadurch hingewieſen werden, der wird, denk' ich, ſicher vor dem Hochmuthe ſeyn, der ſich höherer Erkenntniß rühmt, und, indem er dieſe durch fantaſtiſche Mittel zu ſteigern ſucht, wohl zuletzt, ſtatt in den Himmel zu dringen, in den Pfuhl der Sünde und des Wahnſinns verſinkt.

* * *

Ein andermal, wo von den mancherlei Zeichen der Zeit, ſo wohl von denen, welche auf Gutes deuten, als von andern, die Beſorgniſſe wecken, die Rede war, ſagte er: So weit ich das Treiben der Welt mit alten Augen aus der Ferne erkennen kann, kömmt es mir vor, als ob die ſchöne und edle Liebe zur

Freiheit in einen Hang zur Ungebundenheit ausarte, der gerade zum Gegentheil führt. Die Gesellschaft der Menschen kann nur durch gegenseitige Beschränkung bestehn; und wenn einzelne Menschen oder ganze Völker alle Schranken niederwerfen, so stellen sie sich den Unglücklichen gleich, die, von Wahnsinn ergriffen, jede Hülle von sich werfen, und durch Zwangsmittel abgehalten werden müssen sich selbst und Andern Schaden zu thun. Alle menschliche Bildung geht vom Gehorsam, der Gehorsam aber geht von dem Glauben aus, und in dem Glauben hat die Liebe ihre Wurzeln. An diesen Angeln hängt die Ordnung des Hauses, die Wohlfahrt der Staaten, alle sittliche und religiöse Cultur. Das Kind, das nicht an seine Eltern, der Jüngling, der nicht an seinen Lehrer glaubt, wird, so bald er kann, die Banden des Gehorsams brechen, und dem todten starren Gesetze noch viel weniger folgen wollen, als einem menschlichen Willen. Sollte je die Gesinnung herrschend werden, daß Gehorsam ein Zeichen der Knechtschaft sey, dem freien und edeln Geiste aber ein ungebundner Wille zieme,

ſo iſt es um Ruhe, Ordnung und Wohlfarth der Staaten gethan; ein ungeſtümer Hang nach Genuß wird ſich der Menſchen bemächtigen; in dem raſtloſen, immer unbefriedigten Streben nach den Mitteln des Genuſſes wird Frömmigkeit und edle Sitte untergehn; von peinlicher Unzufriedenheit gequält, werden ſich die Völker in Empörung und bürgerliche Kriege ſtürzen; und nur die Erſchöpfung der Kraft wird in kurzen Zwiſchenräumen Ruhe gebieten. Wenn nun ſo der Boden der Länder zittert, und in dem Untergange der Wohnungen des Friedens das Verlangen nach einem ſichern und feſten Bau wieder erwacht, wird man ſich quälen Geſetze zu machen, die an die Stelle des erloſchnen Vertrauens treten, und durch eine gewiſſe geheimnisvolle Kraft, die man ihnen zutraut, Ruhe und Ordnung ſchaffen ſollen, ohne der Freiheit Eintrag zu thun. Iſt nun das myſtiſche Werk nicht ohne mannichfaltigen, oft wilden Kampf zu Stande gebracht, ſo wird es kaum aufgeſtellt ſeyn, als das der Ordnung entwöhnte Volk an ſeinem Umſturze arbeitet. Die Unbeugſamkeit des unerbittlichen

Geſetzes wird wie ein unerträgliches Joch erſcheinen; der Haß gegen den Druck deſſelben wird ſich gegen die Werkzeuge kehren, die es handhaben ſollen, und oft genöthigt ſind, den entwichnen Gehorſam durch äußere Gewalt zu erzwingen. Dann wird die Obrigkeit und die fürſtliche Macht, entkleidet von der edeln Würde, die ſie von dem Glauben eines vertrauenden Volkes empfangen ſoll, und der Freudigkeit beraubt, ohne die kein großes Geſchäft, ja ſelbſt das kleinſte nicht gedeiht, zu unwürdiger Liſt ſchreiten, um die Ketten zu lockern, die ihm die Ohnmacht der Volksherrſchaft angelegt hat, oder auch gewaltthätig dagegen ankämpfen. Willkuhr wird dann gegen Willkuhr wüthen, und wenn endlich die Gewalt obſiegt, wird man zu ſpät erkennen, daß der Misbrauch der Freiheit und die Furcht vor Unterdrückung die Tyrannei herbeigerufen hat.

Eine Erſcheinung der Zeit, fuhr der alte Mann fort, die auch mit jener Furcht zuſammenhängt, ich meine eine gewiſſe Verdammungsluſt der freiſinnigen Partei, die jeden Glauben verklagt und verurtheilt, der nicht gerade der

ihrige ist, erregt ebenfalls große Besorgniß in mir. Als ich das letztemal in der Stadt war, hörte ich an der Wirthstafel von einem Manne sprechen, der mir zwar nur dem Namen nach, aber von einer vortheilhaften Seite bekannt war. »Das ist auch einer von den Frömmlern, hieß es. Er war sonst wie andre Leute, und wollte nichts Besonderes vorstellen; seit einem Jahre aber hat ihn seine Frau herumgebracht. Andre haben sich dazu gesellt; auch der Pfarrer * *; der hält Conventikel und Betstunden mit ihnen.« — Indem ich nun weiter forschte, was es mit diesem Vorwurfe der Frömmelei für eine Bewandniß habe, konnt' ich nichts weiter erfahren, als daß jener Mann und einige ihm befreundete Familien nun eben nach ihrer Weise fromm wären, an Gesellschaften und weltlichen Ergötzungen keinen Antheil nähmen, sich unter einander von ernsten Dingen, vorzüglich aber von Religion unterhielten, Schriften, die ihrer Denkungsart angemessen wären, vorläsen, übrigens aber Andern nichts in den Weg legten, sondern wohl im Stillen manches Gute thäten. Als ich nun

auf dieſe Nachrichten hin, denen niemand widerſprach, mir die Frage erlaubte, ob denn die Frömmigkeit in hieſigen Landen Conterbande geworden, und das, was bei unſern Eltern und Großeltern für gut und erbaulich gegolten habe, jetzt ein Vorwurf ſey? antwortete ein junger Mann: »Das iſt es eben, daß dieſe Leute das, was längſt veraltet und dem Geiſte der Zeit durchaus unangemeſſen iſt, wieder herſtellen wollen, und ſich dabei beſſer dünken als unſer einer. Man weiß gar wohl, was dieſe ſogenannten Frommen im Schilde führen. Sie wollen uns zurücktreiben in die alte finſtre Zeit, um uns bei offnen Augen blind und dumm zu machen; dumm aber wollen ſie uns machen, um uns als gehorſame Schafe durch Pfaffenthum und Frömmelei dem Adel und den Fürſten Preis zu geben.« — Dann führte er einige Lehren vom leidenden Gehorſam, vom göttlichen Rechte, von der Erbſünde und anderes dergleichen an, was von dieſen Frömmlern mit Nachdruck behauptet wurde. — Aber dieſe Lehren, erwiederte ich, wurden auch von den Reformatoren der Kirche behauptet, und

haben ſeit jener Zeit faſt ohne Ausnahme gegolten; ja, ſie werden größtentheils in unſern Schulen noch jetzt gelehrt. Waren denn die frommen Männer, denen wir die Verbeſſerung der Kirche danken, Finſterlinge und Fürſtenknechte? waren ſie dumm, und wollten ſie Andere dumm machen? oder iſt nicht vielmehr aus ihrem hellen Geiſte das Licht ausgegangen, das uns frei gemacht hat? — Ach, fiel mir der Gegner in's Wort, dieſe Männer glaubten auch nicht Alles, was ſie ſagten. — Auf dieſe Rede gab ich keine Antwort; denn ich bin immer der Meinung geweſen, daß, wenn bei einem Streite die Rechthaberei ihre Zuflucht zu willkührlichen und gehäſſigen Behauptungen nimmt, man den Streit ſogleich abbrechen müſſe. Da ich aber zu dem Argumente meines Gegners die Achſeln zuckte und auch wohl ſonſt durch Minen meine Geſinnung zu erkennen gegeben haben mochte, ſagte mein Gegner mit einigem Hohn: Sie gehören, wenn ich nicht irre, dem geiſtlichen Stande an, und müſſen alſo ſchon deswegen die Partei der Frommen nehmen; glücklicher Weiſe bin ich nicht in dieſem Falle.

— Ja, ja, sagte ein Andrer, der bisher stillschweigend zugehört hatte, indem er sich die Hände rieb: Ja, ja, vous êtes orfèvre, Monsieur Josse! und verließ mit dieser Anspielung laut lachend den Kampfplatz und das Zimmer.

* * *

Nächst den Gegenständen der Religion war die Erziehung das, was meinen Freund am lebhaftesten beschäftigte. Hauptsächlich auf die Volksschulen hatte er die Blicke gerichtet, und da er in ihnen die eigentlichen Pflanzschulen der Religiosität und Sittlichkeit sah, glaubte er, daß sie mit der größten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit behandelt werden mußten. »Eine Regierung, sagte er, die nur die gelehrten Schulen pflegt, in denen der Unterricht das Wesentliche, die Erziehung Nebensache ist, thut auch etwas Lobenswerthes, aber gewiß nicht Alles, was sie thun sollte, und am wenigsten dann, wenn sie dabei nur ihren Ruhm und den Glanz des Landes in den Augen hat. Wenn in unsern Kirchengebeten die Fürsten ermahnt werden, sich mit Ernst der Kirchen und Schulen anzunehmen, so sind damit nicht

die gelehrten Anstalten allein, sondern alle und jede, und gewiß die Volksschulen um desto mehr gemeint, da sie bei weitem der größten und der Erziehung bedürftigsten Zahl zu Gute kommen sollen.« — In dieser Ueberzeugung hielt er es für eine der ersten Pflichten seines Berufes, die Schule des Ortes unter seine ganz besondere Obhut zu nehmen, dem Schulmeister mit Rath und That an die Hand zu gehn, ihm im Stillen auf Mängel und Fehler aufmerksam zu machen, und die Ordnung in der kleinen Heerde durch sein Ansehn zu erhalten und zu befestigen. Indem er sich auch um die Einzelnen bekümmerte, ihre Fähigkeiten, ihren Character und ihre Fortschritte durch fleißigen Schulbesuch kennen lernte, die Bessern durch Beifall ermunterte, die Schlechtern durch Tadel schreckte, flößte er Allen eine heilsame Furcht ein, die bei den Meisten in dauernde Liebe überging. So hatte er in der langen Zeit seiner Amtsverwaltung die ganze Gemeinde zu sich heran gezogen, so daß er in ihr wie ein Vater unter seinen Kindern stand, und an den meisten unter ihnen seine Freude haben konnte.

Auch Andre konnten Freude an dieser Gemeinde haben, wenn sie sahen, daß nicht nur überhaupt gute Sitten, Ordnung und äußere Zucht in ihr herrschte, sondern es auch der verständigen und wohlunterrichteten Leute so viele darinne gab, als nicht leicht an einem andern Orte. Da sah man denn recht deutlich, welch' ein Segen ein guter Pfarrer für eine Gemeinde ist, der nicht blos an Sonn- und Festtagen erbaulich predigt, sondern auch erbaulich lebt, und seinem Berufe treu, aus Liebe und wahrhafter Gottesfurcht, für die Bildung und das Gedeihen seiner Heerde sorgt. Durch oberflächliche alljährige Prüfungen wird die Berufstreue eines geistlichen Hirten nicht ersetzt.

* * *

Ueber einen Gegenstand der Erziehung finde ich unter den Papieren meines Freundes einige Gedanken, die ich hier mit seinen eignen Worten mittheilen will, weil ihr Resultat auch mir wahr und allgemeiner Beachtung werth scheint.

Unter den mancherlei Aufgaben, schreibt er, die es bei der Erziehung zu lösen gibt, scheint mir keine der geringsten, in der Behandlung

und Richtung des Muthes der Knaben das rechte Maaß zu finden. Muth grenzt zunächst an Verwegenheit, und von Verwegenheit liegt Tollkühnheit nicht fern. Der Verstand scheidet diese Grenzen, aber er genügt nicht. Wenn Du das Feuer im Camin erstickst, wirst Du freilich gegen Feuersbrunst ziemlich geschützt seyn; aber Du wirst auch der Wärme entbehren, die Du bedarfst; und wenn Du die Quellen des Flusses abgräbst, werden allerdings die daran liegenden Aecker nicht davon überschwemmt, aber auch nicht befruchtet werden. Ein Mann ohne Muth ist wie eine Pflanze ohne Wurzel und Mark. Ein feiger Knabe wird nicht blos von seines Gleichen verachtet; selbst die Eltern mögen ihn nicht, und das furchtsamste Mädchen wünscht sich einen herzhaften Liebhaber. Da tritt aber in den meisten Häusern ein seltsamer Widerspruch ein. Wenn ein Knabe muthige Gesinnungen zeigt, so hüpft der Mutter vor Freude das Herz in der Brust; wenn aber die Gesinnung zur That werden will, erblaßt sie vor Angst, und wehrt aus allen Kräften ab. Auf diese Weise werden Prahler und

Memmen erzogen, und wenn vorzüglich unter den höhern Ständen der Prahler und Memmen nicht allzuwenige sind, so liegt die Schuld wohl größtentheils an den Müttern und ihrer Furcht vor der eignen Angst. »Ließ ich den Jungen gewähren, sagen sie dann, ich müßte sterben vor Angst; er würde Dinge wagen, bei denen er Arme und Beine, ja den Hals brechen könnte. Darum halt' ich ihn im Zaume und so kurz als möglich.« — Unglück ist freilich möglich, ganz gewiß aber ist, daß, wer als Knabe gewöhnt wird, vor jeder Gefahr zu zittern, durch die Jahre kein Held werden wird. — Mein Junge soll kein Soldat werden, erwidert die Mutter. — Aber nicht der Soldat allein braucht Muth, und Mancher ist durch Zaghaftigkeit umgekommen, dem ein wenig Muth das Leben gerettet hätte. — Wenn man eine Rangordnung unter den Tugenden festsetzen, und Stimmen darüber sammeln wollte, so würde die Wahl zwischen Gerechtigkeit und Tapferkeit am schwierigsten seyn. Jene kann durch ihr Walten die Tapferkeit bisweilen entbehrlich machen; sie selbst aber kann ihrer nie

entbehren; ja, sie wird sich oft in ihr Gegentheil umwandeln, wenn sie die Tapferkeit nicht zur Beisitzerin hat. Einen großen Mann kann niemand auch nur denken, ohne den Muth als Kern seiner andern Eigenschaften vorauszusetzen. Selbst dem Bösen verleiht der Muth einen gewissen Adel; und den schlechtesten Bösewicht erkennt Jeder in dem schleichenden Feigling. — Was soll man also thun? fragt die zagende Mutter. Soll man die wilden Jungen blindlings in's Unglück rennen lassen? — Nein, antwortet der verständige Erzieher; nur sollst Du ihnen nicht selbst die Augen verbinden, oder sie blind machen durch Furcht. Kein Kind wirft sich mit offnen Augen in den Abgrund; nur der Wahnsinnige oder der Trunkene wird das Gesetz der Selbsterhaltung vergessen; Furcht und Verzagtheit aber ist nicht viel besser als Wahnsinn und Trunkenheit. Das Beste, was man einen Menschen lehren kann — und alle Erziehung geht darauf aus — ist, daß er sich selbst helfe; und es ist ein gutes Wort, welches sagt: Hilf Dir, so wird Gott Dir helfen! Niemand aber lernt das, dem sich immer die

Furcht an die Ferſen hängt, oder ihn an der Hand gängelt, und bei jedem Tritte in die Ohren ſchreit: Nimm Dich in Acht! nimm Dich um Gottes willen in Acht! Du kannſt ausgleiten, Du kannſt fallen. Es gilt das Leben, oder doch eine Beule oder einen blauen Fleck! — Geſchieht ein Unfall, was auch die wachſamſte Obhut nicht immer verhüten kann, ſo ſind die Folgen meiſt leicht gehoben; die Blödigkeit aber, die aus ängſtlicher Obhut entſpringt, geht durch das ganze Leben mit. Ich habe einen Prinzen gekannt, den die mütterliche Liebe keinen Schritt allein gehn ließ. In ſeinem neunten Jahre faßte er endlich den herzhaften Entſchluß, ſich von der Hand des ihn gängelnden Dieners loszureißen, und allein zu gehn. Es bedurfte nun noch einiger Jahre, ehe er lernte, auf der Treppe einen Fuß um den andern zu brauchen; und wie ein Mann feſt und aufrecht zu gehen, hatte er auch im Alter noch nicht gelernt. Was iſt aber ein Mann, der nicht, in jedem Sinn des Wortes, feſt auf ſeinen Füſſen ſteht, ſondern aus eitler Verzagtheit ſich der Herrſchaft begibt, die ihm

Gott über die Natur verliehn hat? Wer ſeines Willens Herr ſeyn will, muß auch Gewalt über ſeinen Leib haben, und um dieſe zu erlangen, iſt es nicht genug an der Schule des Tanzmeiſters, um die Füſſe ſetzen und ſchwenken zu lernen, auch nicht, wie wohl Einer und der Andre meint, an wilder Balgerei, ſondern es bedarf hierzu — und nicht blos der Geſundheit wegen — geordneter und mit Einſicht geleiteter Uebungen. Sie ſind, nach meiner Ueberzeugung, ein unentbehrliches Stück der Erziehung, womit man ſchon früh anfangen, und was man als ein Mittel der Gewöhnung zur Selbſtſtändigkeit ſowohl als zum Gehorſam benutzen kann. Durch ſie lernt der Knabe frühzeitig das Maaß ſeiner körperlichen Kräfte kennen; er lernt, wie viel er ohne Gefahr wagen darf, und daß Beſonnenheit die beſte Wehr gegen drohende Gefahren iſt. So nähren und befeſtigen ſie den Muth, bereiten dem geſunden und tüchtigen Mannſinn den Boden, und wehren der Tollkühnheit. Dieß war auch die Meinung der Alten, und die Griechen, die unter allen Völkern das Weſen männliche

Tugend und Tüchtigkeit am besten begriffen haben, hielten eine Erziehung, die nicht in der Ringschule begonnen und vollendet war, für wesentlich verstümmelt. Mit Freude seh' ich, daß auch in unsern Tagen diese Ansicht immer mehr Freunde gewinnt, und ich zweifle gar nicht, daß diese sich von Jahr zu Jahr mehren werden. In meiner Jugend dachte niemand an eine solche Befestigung der physischen und sittlichen Gesundheit der Menschen. Der Begriff der Erziehung beschränkte sich meist auf den Unterricht, und Bestrafung der Unarten; das Uebrige wurde der Natur überlassen. Natürlich spielte hierbei der Zufall die gröste Rolle; Laune und Vorurtheile der Eltern griffen auch ein; an Ebenmaaß der Bildung wurde selten gedacht. Die Folgen dieses Mangels sind sichtbar geworden, als ungewöhnliche Bewegungen die gewöhnlichen Gleise des Lebens unbrauchbar machten, und sie werden noch öfterer sichtbar werden, so lange nicht das Physische mit dem Sittlichen in eine bessere Harmonie gesetzt, und hierdurch die tollkühne Uebertreibung der Kraft ge-

zwungen wird, dem besonnenen Muthe zu weichen.

* * *

Ich glaube dieses Vorwort nicht zweckmäßiger beschließen zu können, als mit der Beschreibung einer Scene in dem Pfarrhause zu Mainau, von der ich selbst ein unbemerkter Zeuge gewesen bin, und die den dort einheimischen, sittlichen und religiösen Geist besser als jede Beschreibung erkennen lassen wird.

Eduard, der älteste Enkel, der in den Feierabenden so oft das Wort führt, und den wohl Mancher lieb gewonnen hat, sollte, nachdem er in dem väterlichen Hause unterrichtet worden war, nach der Stadt auf die Schule ziehn. Er hatte sich lange darauf gefreut, je näher aber die Zeit des Abschieds kam, desto schwerer wurde ihm das Herz. Er ging ganz trübsinnig umher, und besuchte in den letzten Tagen mehr als einmal die Plätze, auf denen sich die Familie an Sommerabenden zu versammeln pflegte, und wo er so oft mit seinen Geschwistern gescherzt, oder den ernsten Reden der Bejahrten zugehört hatte.

Jetzt war der letzte Tag gekommen; der kleine Koffer wurde gepackt und was auf der Reise erforderlich war, zusammengelegt, Alles in tiefer Stille. Der Mutter wurde das Herz auch schwer, wenn sie dachte, daß sie in wenigen Stunden den wohlgerathnen Knaben, ihren erstgebohrnen Sohn, nicht mehr um sich sehn, und Er in der Ferne, unter fremden Menschen, mannichfaltigem Anstoß und Irrthum ausgesetzt, den mütterlichen Rath entbehren sollte. Auch die Schwestern waren betrübt; denn wenn sie auch bisweilen in kleinem neckendem Kriege mit dem Bruder lebten, so liebten sie ihn doch darum um desto mehr, und es war ihnen jetzt, da er von ihnen scheiden sollte, als ob mit ihm die rechte Freude aus dem Hause schiede, und eine tiefe Stille darin zurück bleiben müßte.

Während nun also Mutter und Schwestern mit Einpacken beschäftigt waren, schlich Eduard hinauf zum Grosvater, den er auf dem Lehnstuhle sitzend und sinnend fand. Ich saß unbemerkt im Cabinet, das mit einer Glasthür

verſchloſſen war. Schüchtern und erröthend näherte ſich der blühende Knabe dem greiſen Manne, kniete an ſeinem Stuhle nieder, und ſagte mit leiſer Stimme: Gieb mir, eh' ich von Dir ſcheide, Deinen Segen.

Da ſah der Greis den holden Knaben mit Augen der Liebe an, und ein Strahl verklärender Freude ging über ſeine edle Geſtalt. Er nahm das geſenkte lockigte Haupt des theuern Enkels zwiſchen beide Hände, und ſagte: Gott ſegne Dich, mein Sohn, mit ſeinem beſten Segen. Er gebe Dir immer ein frommes Herz, und verleihe Dir Kraft zu thun was Du für recht erkennſt. Dann wirſt Du ſeinen Frieden im Herzen tragen, Alles wird Dir wohl gelingen, und Du wirſt die Freude Deiner Eltern ſeyn.

Der Knabe weinte und bedeckte die naſſen Augen mit beiden Händen. Nachdem er ſich aber ermannt hatte, ſah er, noch kniend, zu dem Greiſe auf und ſagte: Noch einmal ſage mir, was ich thun muß, um gut und fromm zu werden, damit ich es nicht vergeſſe.

Der alte Mann war sehr bewegt, aber er kämpfte seine Rührung nieder und sagte: »Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang. Fürchte Gott, mein Sohn, und halte seine Gebote, und hüte Dich, daß Du in keine Sünde willigest, noch thuest wider Gottes Gebote.«

Ach, sagte der Knabe und drückte sein glühendes Gesicht gegen des Grosvaters Knie, ich weiß wohl oft was gut und recht ist, und doch unterlaß ich es oft. Da nun dieß hier geschieht, wo es mir nicht an Lehre und Warnung fehlt, wie wird es seyn, wenn mir Wegweiser und Führer mangeln?

Der alte Mann entblößte sein graues Haupt und zeigte nach dem Himmel. Glaube nicht, daß es Dir an einem Führer mangeln werde, wenn Du ihn mit demüthigem Herzen suchst. Nur wenig vermag der Mensch durch sich selbst. Alles Gute kömmt von Gott, Alles Gute geht zu Gott. Stütze jeden Deiner Vorsätze durch den Gedanken an ihn, so wird er Dir bei der Ausführung zu Hülfe kommen. Von ihm wirst

Du die Weisheit empfangen, deren Du bedarfst, und die Du Dir selbst nicht geben kannst.

Ein mächtiger König betete, wie die Schrift sagt, zu Gott um das, was ihm Noth war. »O Gott meiner Väter, betete er, der Du alle Dinge durch Dein Wort gemacht, und den Menschen bereitet hast, daß er die Welt beherrsche durch Gerechtigkeit und Liebe; gib mir die Weisheit, die an Deinem Throne steht, denn ich bin ein schwacher Mensch, und zu gering der Erkenntniß dessen was gut und recht ist. Darum sende Deine Weisheit zu mir herab, damit ich erkenne was Dir wohlgefällt, und Kraft gewinne es zu thun, und selig werde durch die Kraft Deiner Weisheit.«

So geziemt Jedem zu beten, er sey ein König oder ein Unterthan.

Auf dem Wege aber, den Du forthin wandeln wirst, sey dieser Lehren eingedenk. Fange an keinem Morgen Dein Tagwerk an, ohne voraus zu bedenken was Dir obliegt, und be-

ſchlieſſe keinen Tag ohne auf das, was geſchehn iſt, zurück zu blicken. Vergleiche den Vorſatz der Morgens mit der Vollbringung des Tages, und wenn die Rechnung gleich iſt, ſo danke Gott; iſt aber die That zurückgeblieben hinter dem Vorſatze, durch Deine Schuld, ſo tadle Dich ſtreng und prüfe Dich, und forſche der Urſache nach, warum es ſo gekommen iſt. So wirſt Du die Gefahren kennen lernen, die in Dir ſelbſt liegen, und die Dir von Außen drohn, und Du wirſt beide vermeiden können, wenn Du ſie kennſt. Haſt Du Fehler begangen, ſo geſtehe ſie Dir mit Aufrichtigkeit; beſchönige ſie nicht, oder denke bei Dir: Andre haben daſſelbe gethan und wohl Schlimmeres; denn ſolche Beſchönigung führt zum Verderben. Die Reue iſt eine bittre Frucht, aber ſie dient zum Schutz gegen den Giftbaum der Sunde, an dem ſie wächſt. Halte Dich zu denen, von denen Du Gutes lernen kannſt, und meide die Leichtſinnigen. Leichtſinn lockt mit freundlicher Mine, aber oft geht er in Trübſinn aus. Treibe, was Du vornimmſt, mit Ernſt und Beharrlichkeit. Trachte nicht nach eitelm Scheine,

sondern nach Tüchtigkeit. Ein Wissen, das der Eitelkeit genügt, ist wie ein Schatz von Zahlpfennigen; er glänzt von fern; beim Gebrauch aber läßt er im Stich. Ein tüchtiges Wissen macht auch einen tüchtigen Mann, und fördert zum Guten jeder Art. Wenn Du den Acker Deines Geistes emsig bearbeitest, so wird das Unkraut nicht aufkommen, das bei lässiger Arbeit oder im Müssiggang aufschießt. Fliehe den Eigendünkel. Eigendünkel ist einer giftigen Beule gleich, die dem Gliede, an dem sie haftet, die beste Nahrung entzieht; er ist ein eitler und leerer Wahn; denn wie weit auch ein Mensch im Wissen vorgeschritten ist, das Ziel des Wissens erreicht er nie, und was Dir jetzt von diesem Gebirge der Gipfel scheint, ist doch nur der Fuß desselben.

Dieses und Anderes sagte der Greis, und als er schwieg, ergriff Eduard seine Hand, drückte sie an seinen Mund und sagte: Wenn ich fern von Dir bin, wird doch jede Deiner Lehren bei mir seyn; und wenn ich Deine Stimme nicht mehr höre, wird doch die Erin-

nerung an Deine Worte aus meinem Herzen zu mir sprechen. Dann wird mir Gott helfen, zu thun, was Dich und was Vater und Mutter freuen kann.

Amen! sagte der Grosvater.

I.

Der Mittag auf dem Königssee.

Nicht weit von Berchtesgaden in den Salzburger Alpen liegt der Königssee. Schroffe Felsenwände umgeben ihn, am Fuße mit Tannen besetzt, die schwindelnden Höhen mit Wolken gekrönt. Zwischen ihnen breitet der See eine dunkelgrüne Ebene aus, und nimmt in seinem Spiegel das Bild der gewaltigen Umgebungen auf, an denen hier und da zarte Bäche niederrauschen. Nur an wenigen Stellen schließen sich diese ewigen Mauern auf, und gönnen den Blicken in rasenbekleidete Schluchten einzudringen. In der Mitte des See's aber liegt ein kleines Eiland, und auf ihm eine Kapelle, dem h. Bartholomäus geweiht, und ein Jagdschloß, Alles mit schattigen Bäumen umgeben, so daß das Ganze einem Haine gleicht.

Als ich diesen See an einem heitern und klaren Herbsttage mit einigen Freunden befuhr, sahen wir hoch über uns von der rechten Seite her einen Lämmergeier nach dem entgegengesetzten Ufer ziehn. Indem er mit stillem Fluge, einem Schwimmenden gleich, die blaue Luft durchschnitt, selten nur und schwach die gewaltigen Flügel regend, feuerten wir eine Flinte ab. Mit vielfältiger Wiederholung hallte der Knall von allen Seiten wieder; der Geier schrack heftig zusammen; drehte sich, die weit ausgespannten Fittiche stärker schlagend, um sich selbst herum; stieg dann fast pfeilgerade in die Höhe, und entschwebte, kaum noch sichtbar, mit rascherem, aber immer gehaltenem Fluge unserm Gesichtskreise. Da erzählten uns die Schiffer, daß diese Thiere wohl bisweilen zur Brütezeit kleine unbewachte Kinder geraubt hätten, um sie ihren Jungen zu bringen; auch sehe man sie bisweilen mit einem Zicklein oder Lamm über den See hinziehn, wo es dann wohl geschehe, weil sie von ihrer Last beschwert nicht hoch genug aufsteigen könnten, daß die Kugeln der Jäger sie erreichten; und von solchen wären die Bilder auf dem Jagdschlosse zu sehn. Auch erzählten sie, ein dreister Hirtenknabe habe

einstmals versucht, ein Felsenhorn zu erklimmen, auf dem ein solcher Geier horstete. Er habe auch das Nest erreicht und hineingesehn, und zwei junge Geier hätten darin gesessen, und Aetzung erwartend, die Schnäbel weit aufgerissen. Einen davon habe er ergriffen und dieser habe ein durchdringendes Geschrei ausgestoßen. In diesem Augenblicke vernahm er auch von fern das antwortende Schreien der Eltern, die ihren Jungen zu Hülfe eilten; und kaum hatte er Zeit gehabt, an der steilen Felsenwand hinabzugleiten, als er die ergrimmten Thiere schon über sich sah. Sie würden ihn zerrissen haben, hätte er sich nicht in unbeschreiblicher Angst in eine der Halden gestürzt, welche Winter und Sommer mit Schnee angefüllt sind. Schnell vergrub er sich in den Schnee so tief er nur konnte, und lag und lauschte in seiner Verborgenheit. Die Gefahr ging vorüber. Lange aber hörte er noch das Geschrei der furchbaren Thiere, und ihren zürnenden Flügelschlag, als sie, gleichsam unwillig über verfehlte Rache, zu ihrem Felsennester zurückkehrten.

Unter diesen Erzählungen kamen wir an der Insel an. Vor uns waren schon mehrere Reisende gelandet, die unter den Bäumen lustwandelnd, oder

im Schatten lagernd, die Mittagszeit erwarteten; und es dauerte nicht lange, als uns die Tischglocke des Kellners zur Mahlzeit rief. Die Tafel war in einem Zimmer gedeckt, in welchem die lebensgroßen Bilder, von denen die Schiffer gesagt hatten, an den Wänden hingen. Diese Bilder führten ganz natürlich wieder mancherlei Erzählungen herbei, in denen sich, wie es zu geschehn pflegt, Wahrheit und Dichtung mischte, die aber insgesammt mehr oder weniger einen Anstrich hatten, der mit dem Character der großartigen und wunderbaren Natur dieser Gegend im Einklang waren.

Alles hier, sagte einer der Reisenden, ein Hanseate, ist gewaltig, ungeheuer und kühn; nur der Mensch ist wie überall.

Mit nichten, entgegnete ein Schweizer; auch die Menschen in unsern Alpen sind wie die Natur. Zwar nicht eben größer an Wuchs, aber stärker, ausdauernder, und vor allen Dingen herzhafter und kühner als anderswo. Der Hirt, wenn er Monate lang auf seiner einsamen Alm wohnt, kennt keine Furcht. Am Tage verfolgt er die dreisten, irrenden Ziegen über die schrofffsten Felsen hin, wo ihn auf allen Seiten unermeßliche Abgründe zu

verschlingen drohn; oder sammelt, über der Tiefe hängend, aus den Spalten der Felsenwände sein dürftiges Heu; bei Nacht aber, wenn er auf seinem Lager von dürrem Laube schläft, weckt ihn bald der Donner der Lawinen, bald der Gewitterschläge, die in diesen Gebirgen ganz anders rasen als auf Euern Haiden und Blachfeldern. Und nun gar der Alpenjäger! Der kennt die Furcht kaum dem Namen nach; ja, er liebt die Gefahr und sucht sie begieriger auf, als der Landbewohner den ausgesuchtesten Genuß bequemer Ueppigkeit. Daß er der strengsten Kälte und jedem Ungestüm der Witterung trotzen, oft ganze Nächte unter freiem Himmel auf schroffen Klippen zubringen muß, will ich gar nicht in Anschlag bringen; wie oft aber muß er sich, um eine einzelne Gemse zum Schuß zu bekommen, auf den schmalsten Fußsteigen heranschleichen, wo auf der einen Seite der schroffe Fels wie eine Mauer aufsteigt, auf der andern der Abgrund sich öffnet, und das vielleicht über frischen Schnee weg, der ihm unter den Füßen zerrinnt. Wie oft muß er auf solchen Wegen lange Strecken hin auf Händen und Füßen kriechen, um endlich der gehofften Beute Herr zu werden. Und nun,

mit einer Laſt von oft ſechzig bis ſiebzig Pfund auf dem Rücken, dazu noch Büchſe, Ranzen und anderes Zubehör, muß er den ſchroffen ſchlüpfrigen Pfad mit noch größerer Gefahr hinabſteigen, und wenn er endlich ſich und Alles in Sicherheit gebracht hat, ſo ſind wenige Gulden der Preis ſeiner Anſtrengungen; ein Preis, den er auf andre Weiſe ohne Gefahr und mit geringerer Mühe hätte gewinnen können. Aber eben die Gefahr iſt es, die ihn reizt; er würde die Beute verſchmähen, wenn er ſie nicht eben auf dieſe Art erobern müßte. Er weiß, daß ſein Leben auf dem Spiele ſteht; er weiß, daß gar oft das geängſtete Thier, wenn es keinen Ausweg ſieht, ſich mit größter Gewalt ſeinem Verfolger entgegenwirft und ihn in den Abgrund ſtürzt; er weiß, daß kein Jahr ohne ſolche Unfälle, Unfälle der ſchrecklichſten Art, vergeht; und dennoch kühlt das alles ſeinen Eifer nicht ab. Es iſt alſo gewiß, daß dieſe großartige und erhabne Natur auch auf die Menſchen einwirkt, und ihnen einen Character aufdrückt, der ihrer eignen Beſchaffenheit angemeſſen iſt.

Es iſt halt mit der Gefahr wie mit der Arbeit, ſagte ein Anderer. Es iſt eine Gewohnheit.

Wie sauer einem auch die Arbeit ankömmt, wer einmal daran gewöhnt ist, der kann sie nicht entbehren, und wenn sie ihm fehlt, sehnt er sich darnach, und nimmt wohl ganz unnützige Dinge vor. Ein Paar Schlachten, ein Paar Seefahrten machen auch den Feigsten beherzt. Erst thut's die Noth, dann die Gewohnheit. In Bengalen geht man eben so keck auf die Tigerjagd, als anderwärts nach Hasen und Rehen. Der Mensch gewöhnt sich an Alles.

Allerdings, sagte ein Dritter, ein eifriger Naturforscher, dem ich schon einmal in Frankfurt begegnet war, und der seitdem große Reisen gemacht hatte; allerdings; wo die Gefahr eine gewöhnliche Erscheinung ist, ist es auch der Muth. Auf meinen Reisen durch Nordamerika bin ich in Gegenden gekommen, wo die auf unermeßlichen Strecken dünn zerstreuten Bewohner keine Nacht vor den Besuchen von Wölfen, Bären und andern reißenden Thieren sicher waren. Sie hielten daher immer Feuer vor ihren Hütten, und auch das reichte nicht immer hin, die hungrigen Gäste abzuhalten. Es ist aber auch unglaublich, mit welcher Kühnheit die Einwohner jener Gegenden ihre Feinde be-

kämpfen, und, eben so wie Eure Gemsenjäger, um geringen Gewinns willen ihr Leben auf's Spiel setzen.

Ich kam einstmals, fuhr er fort, auf meinen botanischen Wanderungen in den blauen Bergen gegen Abend in ein einsames Haus, um mir ein Nachtlager auszubitten. Die Gastfreiheit ist bei diesen Einsiedlern zu Hause, wie bei allen Berg-bewohnern, und dort vielleicht um desto mehr, je seltner die Gelegenheit zu ihrer Ausübung kömmt. Beim Eintritt in das Haus war das erste, was mir in die Augen fiel, ein Bärenfell von ungewöhnlichem Maaße, das erst vor kurzem abgezogen schien. Auf der Hausflur waren einige Frauen beschäftigt Fleisch einzusalzen und in eine Tonne zu legen, wobei ihnen ein muntrer eilfjähriger Knabe hülfreiche Hand leistete. An den Wänden hingen Fischnetze und mancherlei Gewehr umher; und an der Decke war ein ausgestopfter Adler schwebend aufgehangen. Meine Bitte um ein Obdach wurde freundlich aufgenommen. Der schwarzäugige Knabe öffnete mir das Wohnzimmer, wo der Vater auf einem Lehnstuhle saß, und mich willkommen hieß, zugleich aber um Verzeihung bat,

daß er mir nicht entgegenkomme. „Ich bin seit einigen Tagen invalid, fuhr er fort; aber mein Sohn wird die Pflichten erfüllen, die mir obliegen würden. Billy, rücke dem Herrn einen Lehnstuhl an's Kamin."

In Kurzem war ich einheimisch hier. Ein Mädchen reichte mir Thee, und der Knabe röstete einen Toast am Kaminfeuer. Bald war auch ein Gespräch im Gange. Da erfuhr ich denn aus dem Munde meines Wirthes als Ursache seiner Lähmung folgende Geschichte.

Vorige Woche, sagte er, ging ich mit meiner Flinte auf die Entenjagd. Auf dem Heimwege — die Sonne stand schon am Rande der Berge — sah ich einen Bären von ungewöhnlicher Größe — Sie werden sein Fell draußen gesehn haben — ganz wohlgemuth vor mir hertraben. Ich hatte noch einen Schuß in meiner Flinte, und da die Entfernung nicht groß war, feuerte ich sie auf den Bären ab. Dieser stürzte zu Boden, raffte sich aber unverzüglich wieder auf, und lief spornstreichs einer Felsenschlucht zu, die sein gewöhnlicher Aufenthalt seyn mochte. Ihn dahin zu verfolgen, war jetzt zu spät; auch fehlte es mir an Waffen; denn

Pulver und Blei hatte ich weiter nicht bei mir. Ich dachte aber: Du entgehst mir nicht! Eine gute Lection hast du schon, und morgen ist auch noch ein Tag.

Ein Bär, fuhr der Erzählende fort, ist eine gute Beute, wenn er todt ist. Man kann nicht blos sein Fell brauchen; auch sein Fett ist zu mancherlei Dingen gut — wie gleich jetzt bei mir zum Einreiben — und seine Schinken sind geräuchert ein treffliches Gericht. Daß mir diese Beute zufallen würde, zweifelte ich nicht. Ich hatte bemerkt, daß er Blut verloren hatte, und so konnte ich hoffen, er werde bis zum Morgen entweder den Geist aufgegeben haben, oder doch hinlänglich geschwächt seyn. Ich dachte die ganze Nacht an meinen Bären, und der Tag war kaum angebrochen, als ich mich auf den Weg begab. Die Flinte ließ ich zu Hause; sie war mir unnütz; denn beim Nachsuchen fand sich, daß auch im Hause kein Körnchen Schießpulver war, und in der Nähe liegt kein Ort, wo ich welches hätte bekommen können. Dafür bewaffnete ich mich mit einer Heugabel und einem Beil. Das Beil gab ich meinem Jungen zu tragen; denn der ließ mir keine Ruhe; ich

mußte ihn mitnehmen; und im Grunde ist es auch gut, wenn so ein Junge frühzeitig etwas sieht. Wir kamen bald an die Stelle, wo ich am Abend nach dem Bären geschossen hatte. Der Platz war mit Blut bedeckt, und eine starke Spur führte ohne Fehl zu der Schlucht, in die sich das Thier gerettet hatte. Diese Schlucht senkt sich auf der einen Seite schroff und steil, auf der andern bequemer hinab. In der Tiefe braust ein Waldbach durch abgerissene Felsenstücke und überhängendes Gebüsch; und hier, etwas hinaufwärts, an der schroffen Seite, wurde ich unter einer grauen Wacke, die wie ein Dach weit hervortrat, meinen Bären gewahr, der, halb vom Buschwerk versteckt, den Kopf schlaff nach der Erde senkte. — Er macht sein Testament, sagte Billy. Nun, antwortet' ich, wir wollen ihm helfen, und ich will die Erbschaft in Empfang nehmen. Mit diesen Worten stieg ich den Abhang hinab, schritt auf den Steinen über das Wasser, und näherte mich dem Feinde mit der vollkommensten Zuversicht. Der Bär regte sich nicht. Schon war ich ihm so nah, daß ich die Heugabel fällen konnte, um ihm den Todesstoß zu versetzen; aber in demselben Augenblicke

ſprang er auf, umfaßte mich mit beiden Tatzen, und warf ſich in dieſer Umarmung mit mir den Berg hinab in den brauſenden Waldbach. Unterwegs verlor er ſeine Zeit auch nicht, ſondern biß zu, wohin er kam, und drückte mich mit ſolcher Gewalt an ſich, daß mir der Athem verging. Billy ſchrie von oben herab wie wahnſinnig; aber was half das? Der Bär fürchtete ſich vor ihm ſo wenig als vor mir, und ich wäre verloren geweſen, wäre mir nicht die Geſchichte von einem alten engliſchen Könige eingefallen — Sie werden von ihm gehört haben — der einem Löwen im Kampfe die Fauſt in den Rachen geſtoßen hat. Ich that desgleichen. Mit der einen Hand fuhr ich dem Unthier in den Hals; und während wir uns zuſammen in dem Waſſer umherwälzten, gelang es mir, mit der andern Hand den Kopf des ermatteten Feindes unter das Waſſer zu drücken. In demſelben Augenblicke kam Billy mit ſeinem Beile von oben herunter, und verſetzte dem Bären einen ſolchen Schlag auf den Schädel, daß ihm der Reſt des Athems ausging. Der Junge führt einen guten Hieb, ſetzte der Erzählende mit innerlicher Freude über den Muth ſeines Knaben hinzu. —

Ich war übel zugerichtet, fuhr er fort, das iſt wahr, und ich werde wohl noch eine Weile an meinen Wunden zu heilen haben. Das iſt aber nicht das Schlimmſte. Beim Sturze von der Höhe hab' ich mir die linke Hüfte beſchädigt; ich bin ſeitdem nicht blos lahm, ſondern leide auch bei der geringſten Bewegung die heftigſten Schmerzen. Ich will daran denken, wie mühſam ich mich nach Hauſe ſchleppte; aber ich hatte doch meine Abſicht erreicht und keinen ſchlechten Fang gemacht. Kaum haben ihn zwei ſtarke Männer hereinſchaffen können. Er wog über vierhundert Pfund, und an dem Felle können Sie ſehn, daß es kein alltäglicher Bär war.

Das war freilich ein wunderlicher Kampf, ſagte ein Kaufmann aus Ungarn; aber Noth macht ſtark und bricht, wie das Sprichwort ſagt, auch wohl Eiſen; und hier galt es das Leben. Etwas Aehnliches, in ſeiner Art aber noch Außerordentlicheres, trug ſich im vorigen Jahre in meiner Heimath, in der Nachbarſchaft von Biſtritz, zu. Das Land iſt gebirgig, die Einwohner arm; an Uebung in Gefahren fehlt es aber auch dort nicht. Nun wohnte nicht weit von der Stadt eine arme Wittwe auf

dem Dorfe; diese Frau war krank, und da es im Hause an Holz mangelte, schickte sie ihre beiden Knaben mit einem Schlitten hinaus in den Busch. Von diesen Knaben war der älteste noch nicht zwölf, der andere erst acht Jahr alt. Wie sie mit ihrem Schlitten an der Kirche vorüber kamen — ich erzähle Alles wie es sich zugetragen hat — sagte der Jüngere: Janko, mir ist wunderlich zu Muthe. Es ist mir, als müßte uns ein Unglück begegnen. Laß uns erst in die Kirche gehn. Der Aeltere antwortete: Ich bin auch dabei. Mir hat auch diese Nacht wunderliches Zeug geträumt; ich weiß es aber nicht deutlich mehr; nur daß ich blutete. — Sie ließen also ihren Schlitten an der Kirchthür stehn, gingen hinein, und beteten. Dann fuhren sie weiter, und waren recht wohlgemuth, ob sie gleich einmal über das andre tief in den Schnee fielen, und dürres Holz fanden sie auch in Ueberfluß. Und schon waren sie beschäftigt, es auf dem Schlitten zusammenzulegen und fest zu binden, als sie in der Ferne zwei Wölfe erblickten, die in gerader Richtung auf sie zuliefen. Ihnen zu entrinnen, war unmöglich; ein Baum, auf den sie sich hätten retten können, war nicht in der Nähe;

denn rings umher war nur Buſchholz; und was hätte ihnen auch der höchſte Baum geholfen? Die Wölfe hätten dabei Wache gehalten und ſie hätten verhungern müſſen. Was thun ſie alſo in dieſer Noth? Der Aeltere, ein entſchloſſener Knabe, deckt den kleinern mit dem Schlitten zu, wirft ſoviel Holz darauf als er kann, und ruft ihm zu: Bete, aber rühre dich nicht. Ich habe Muth. — Ach, mein Gott, ſagte der Kleine weinend, wenn wir umkämen, die Mutter ſtürbe vor Gram. — Der eine Knabe ſteckte alſo unter dem Schlitten und dem dürren Holze; der größere aber, der Janko, ſtellt ſich mit der Axt in Poſitur; und wie der eine Wolf, der am hitzigſten vorausgelaufen iſt, herankömmt, verſetzt er ihm einen Hieb in den Nacken, daß er zu Boden fällt. In dieſem Augenblicke packt ihn der andre Wolf am Arm und wirft ihn zu Boden. Hier faßt er nun in krampfhafter Angſt das Unthier mit beiden Händen an der Kehle und hält den weit geöffneten Rachen von ſich ab, ohne doch zu ſchreien, um das Leben ſeines Bruders nicht in Gefahr zu bringen. Dieſen aber ergreift in ſeinem Verſteck eine unbeſchreibliche Angſt. Er wirft den Schlitten und das Holz von

ſich, rafft die zur Erde gefallene Axt auf, und verſetzt dem Wolfe einige Hiebe auf den Rücken. Dieſer wendet ſich nun gegen den neuen Feind, und er würde ihn ohne Zweifel zerriſſen haben, hätte ſich der Andere nicht blitzſchnell aufgerafft, und die Axt dem Wolfe in den Kopf geſchlagen. So waren alſo zwei ſchwache Knaben durch Gottes Hülfe und ihren Muth Herrn von zwei furchtbaren Raubthieren geworden, ohne ſelbſt eine gefährliche Wunde bekommen zu haben. Verwundert ſahen ſie ſich jezt einer den andern an, dann die Thiere, die mit offnem Rachen todt auf dem Rücken lagen, und ſtaunten über das furchtbare Gebiß und die gewaltigen Zähne, die ſie hatten zermalmen ſollen. Dann knieten ſie nieder, kreuzten ſich und beteten; und nachdem ſie Gott für ihre wunderbare Rettung gedankt hatten, kamen ſie jubelnd mit ihrem Holze und den beiden erlegten Wölfen auf dem Schlitten nach Hauſe. Ich habe ſelbſt in Biſtritz die Knaben geſehn, wie ſie mit den Wölfen durch die Straßen zogen, ihre Geſchichte erzählten und von der ganzen Stadt bewundert und geliebkoſt und beſchenkt wurden. Ich kann nicht daran denken, ohne daß mir Thränen in die

Augen kommen. Es waren gar zu hübſche, liebe und fromme Knaben!

* * *

Dieſe Geſchichte, die mit Theilnahme gehört worden war, führte noch einige andre Erzählungen verwandter Art herbei, die alle bald mehr bald weniger bewieſen, daß der Menſch, ſo wehr- und waffenlos von Natur er iſt, doch durch Klugheit, Muth und Entſchloſſenheit Herr der Schöpfung wird. Während dieſer Zeit ſah der **Botaniker**, wie in Gedanken verſunken, ſtill vor ſich hin; als aber eine Pauſe eintrat, erhob er ſeine Blicke wieder und ſagte: **Es iſt mir** bei den intereſſanten Erzählungen dieſer Herrn die Erinnerung an einen Kampf vor die Seele getreten, von dem ich ſelbſt Zeuge geweſen bin, und der vielleicht der außerordentlichſte, gewiß aber wegen ſeines Ausgangs der ſchrecklichſte iſt, den man ſich denken kann. Mehr als zehn Jahre ſind ſeitdem verfloſſen, aber noch iſt der Eindruck davon ſo gewaltig in mir, daß, ſo oft ich daran denke, mein ganzes Gemüth davon bewegt und erſchüttert wird.

Wir baten um Mittheilung der Geschichte, und der Redende erzählte nun auf folgende Weise:

Was dem Ereignisse, das Sie zu hören wünschen, ein eigenthümliches Interesse gibt, ist die Jugend und die ganze Eigenthümlichkeit des Unglücklichen, den es betrifft. Nachdem ich das nördliche Amerika nach allen Richtungen durchstreift und auch Haïti besucht hatte, schiffte ich mich mit einer reichen Ernte von Pflanzen in Port au Prince nach Frankreich ein. Unser Schiff war zum Theil mit irländischen Matrosen bemannt, unter denen sich vornehmlich die beiden Beckner, Vater und Sohn, auszeichneten. Der Vater galt für den besten Matrosen in der englischen Marine, und der Sohn, obgleich erst ein Knabe von zwölf Jahren, gab dem Vater nur wenig nach. Groß und stark über seine Jahre, leuchtete aus seinem von Sonne und Wetter gebräunten Gesichte zugleich der Muth eines Mannes, eine kindliche Gutmüthigkeit und jener unbesiegliche Frohsinn, der den Irländer so vorzüglich auszeichnet. Auch war er der Liebling Aller, die auf dem Schiffe waren. Wenn wir ihm bei seinen Geschäften zusahn, und uns über die Gewandtheit freuten,

mit der er auch das Schwerſte ſo leicht hin verrichtete, als ob es nichts wäre, und Alles beachtete, ob er ſich gleich um nichts zu bekümmern ſchien, dann pflegte der Vater wohl zu ſagen: „Iſt's ein Wunder? Ein guter Irländer iſt von Mutterleibe an auch ein guter Seemann, und mein Volney hat das Seewaſſer gekoſtet, eh' er „Vater" ſagen konnte. Er war der erſte Knabe, den ich zur Welt brachte; drei Dirnen waren vor ihm voraus, und ich hatte mich ſchon darein ergeben, daß die Beckners ausſterben würden — da kam endlich der Junge an, und ich ſagte gleich: Aus dem ſoll ein Waſſerheld werden; dafür ſteh' ich. Sobald er von der Muttermilch entwöhnt war, ließ ich ihn nicht aus den Augen. Ich nahm ihn überall mit, und wenn ich ihn aus dem Kahn in's Waſſer warf, war es ihm ein Spaß, und er lachte mich an; und wie er kaum zwei Jahre alt war, konnte er ſchwimmen wie ein Fiſch. Zwei Jahre ſpäter verſprach ich ihm einmal, er ſollte mit hinüber nach England fahren, nahm aber mein Verſprechen zurück, weil er eine Dummheit gemacht und eine Strafe verdient hatte. Er war außer ſich, und ich mußte

ihn einsperren. Was thut der Junge? Er springt zum Fenster hinaus, läuft an's Ufer und stürzt sich in's Wasser; und wie ich so an der Leiter hänge und das Bramsegel einreffe, kömmt etwas hinten nach geschwommen; und da ich hinsehe, wer soll's seyn, als mein Volney, der, wie er mich ansichtig wird, die linke Hand hoch in die Höhe hebt und lacht. In wenigen Minuten war er am Schiff, und wurde am Tau heraufgezogen, und alle unsre Leute waren wie närrisch vor Freuden über den Jungen, und herzten und küßten ihn; und da ich ihm drohte, lachten sie mich aus und schrien, er stände unter dem Schutze Seiner Großbritannischen Majestät und dem ihrigen. Da that ich ihm denn auch nichts, und hatte innerlich selbst meine Freude an seinem Ungehorsam. So war der Junge im vierten Jahre; im zehnten war er ein tüchtiger Schiffsjunge, und jetzt, wo er zwölf Jahre alt ist, arbeitet er für zwei, und wird auch für zwei bezahlt."

Wenn der Alte so sprach, strahlten seine Augen und sein ganzes Gesicht leuchtete vor Freude, und er konnte kaum das Ende seiner Erzählungen finden, und wir hörten ihm alle gern zu,

weil er ein so treuherziger Mann war, und seine Seemann's Pädagogik uns höchlich ergötzte. Nun war unter den Reisegefährten ein französischer Kaufmann, der seine Frau vor Kurzem in Neu-Orleans verloren hatte, und jetzt nach Bourdeaux reiste, um das Kind, das sie ihm hinterlassen hatte, zu seinen Schwiegereltern zu bringen. Dieses Kind, ein Mädchen von fünf Jahren, dem man das französische Blut in jeder Bewegung ansah, entwischt eines Morgens seiner schlummernden Wärterin, und steigt auf das Verdeck, wahrscheinlich um den alten Beckner aufzusuchen, der sich viel mit dem Kinde abgab und ihm mancherlei Zeitvertreib machte. Da dieser nun nicht gleich bei der Hand war, wagt es sich zu weit an den Rand hin, und indem es neugierig in die Tiefe blickt, wird es vom Schwindel ergriffen und fällt hinab. Die Wärterin, die dem Kinde nachgeeilt ist, sieht es fallen; auf ihr Angstgeschrei kömmt Beckner herbei, stürzt sich in das Meer, ergreift das Kind, das durch die lockere Bekleidung noch über dem Wasser gehalten wird, und indem er es mit der linken Hand fest hält, rudert er mit der Rechten dem Schiffe nach.

Das Verdeck hatte sich jetzt mit Menschen angefüllt; alle starrten nach dem kräftigen Schwimmer hin, vor Allen, wie man denken kann, der Vater des Kindes, welcher die Bewegungen des Matrosen mit seinen eignen begleitete, in die See hinaus rief, und dem zitternden Kinde Muth einsprach. Dieses drückte sich ängstlich an seinen Retter, und Beckner ruderte so schnell er mit Einer Hand konnte, dem Schiffe nach, und schon war er ziemlich nah, als er einen lauten Schrei ausstieß, der uns alle mit Entsetzen erfüllte. Niemand wußte gleich die Ursache, aber indem wir der Richtung seiner Augen folgten, erblickten wir einen Haifisch, der die Fluth mit unglaublicher Schnelligkeit durchschnitt, und in wenigen Augenblicken den Schwimmenden erreichen mußte. Alles gerieth in Bewegung; Einer lief gegen den Andern; die Einen schrien, um das Thier zu schrecken; Andere warfen nach ihm, was ihnen in die Hände kam; Flinten wurden abgefeuert und Kanonenschläge losgelassen. Umsonst. Der Lärm, die Angst war allgemein; des Vaters Zustand aber ist nicht zu beschreiben. Ungeschreckt verfolgte das Unthier seinen Weg, und nur noch wenige Lach-

tern entfernt, schien es seiner Beute schon gewiß zu seyn. Jeder erwartete das Entsetzlichste. In diesem Augenblicke kam Volney Beckner seinem Vater zu Hülfe. Einen Hirschfänger in der Hand, den er in der Kajüte des Kapitäns gefunden hatte, stürzte er auf das Verdeck, warf sich kopfwärts in das Meer, tauchte unter, und begann einen Kampf mit dem Ungeheuer des Abgrunds. Bald färbte dieses mit seinem Blute das Meer, und während es sich nach dem neuen Feinde hinkehrt, der ihm so unerwartet den Weg verlegt, wird dem ältern Beckner vom Schiffe herab ein Tau zugeworfen. Er greift darnach; zweimal entschlüpft es bei dem Schwanken der Wellen seiner Hand; endlich hält er es fest, und wird mit dem Kind' auf dem Arme hinaufgezogen. Während dieser Zeit hat ihm Volney den Rücken frei gehalten, abwechselnd bemüht, sich den Angriffen des Thieres zu entziehen, und ihm Wunden beizubringen. Es war ein Kampf der Gewandtheit und der rohen Kraft, wie man wohl nicht leicht wieder sehen wird. Aus vielen Wunden strömte dem Ungeheuer das Blut; aber keine dieser Wunden war tödtlich, und den unerschrocknen Kämpfer

verließ die Kraft. Er muß eilig auf dem Schiffe Rettung suchen; er greift nach einem herabhängenden Tau, und während der alte Beckner über den Bord steigt, das Kind dem Vater zureicht, und dieser bald das Kind, bald seinen Retter umarmt, schwingt sich auch Beiner an dem schwankenden Tau in die Höhe. Noch einen Augenblick und er war in Sicherheit. Es sollte nicht seyn. Das Raubthier, über und über mit seinem Blute bedeckt; wüthend, daß seine Beute ihm zu entfliehen droht, sammelt alle seine Kräfte, schwingt sich auf; erfaßt — es ist entsetzlich zu sagen — erfaßt den Unglücklichen in der Mitte des Leibes, reißt ihn von einander, und verschlingt vor unsern Augen die erbeutete Hälfte. Ein Schrei des Entsetzens und der Wuth drang aus jedem Munde, als der zerfleischte Leichnam herauf kam. Sprachlos stand Beckner da; seine starren Blicke hefteten sich auf die unglücklichen Reste seines Sohns; seine Züge verzerrten sich, und er sank bewußtlos zu Boden. Mit Mühe in's Leben zurückgerufen, sagte er scheinbar ruhig: Wo ist Beiner? Dann, als besinn' er sich, stieß er ein Jammergeschrei aus, das uns durch die Seele

ging. Der Kaufmann wich nicht von seiner Seite und leistete ihm jede Hülfe, welche die Umstände forderten; und wenn die Ausbrüche der wilden Verzweiflung zu ruhen schienen, versuchte er von seiner Dankbarkeit zu sprechen und von Belohnungen. Da sah ihn der Arme mit einer Miene an, in der sich der grimmige Schmerz und die gewohnte Gutmüthigkeit wunderbar mischte, und sagte: „Ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung; reden Sie aber nicht von Belohnung. Ihr Kind hab' ich gerettet, weil es eben ein hülfloses Kind war; es ist mir lieb, es Ihnen erhalten zu haben. Mein aber mein Rainey dahin ist, die Freude und der Stolz meines Lebens, sind mir alle Schätze der Welt nichts, gar nichts. Es ist aus mit mir."

Nach diesen Worten fing er von neuem an zu jammern, und heiße Thränen strömten über seine Wangen, die ersten vielleicht, die er je vergossen hatte. Dann stand er auf und ging schweigend an sein gewohntes Geschäft.

Während dieß auf dem Verdecke geschah, umschwamm das gräßliche Raubthier, unserer Wuth spottend, zwei- und dreimal das Schiff; dann wendete es

sich nach der offnen See, und lange noch sahn wir, als es die Fluth langsam durchschnitt, die purpurne Furche, die es hinter sich herzog, bis es sich in die blaue Ferne verloren hatte.

2.

Die Heimath.

Der Mensch geht auf wie eine Blume, und wie die Blume nur wenige Tage blüht und dann verwelkt und sich wieder mit der Erde vereinigt, aus der sie entsprossen ist, so weilet auch der Mensch auf der Erde nur kurze Zeit. Sein Leben ist wie ein Dunst, der vor der Sonne zerrinnt; wie ein Schatten, der über das Feld fährt. Seines Bleibens ist nicht hinieden. Darum möchte auch kein Mensch immer leben wollen; und wenn ihm vor dem Tode graut, so graut ihm doch noch mehr vor einem Leben, das kein Ende nähme. Wird er alt, so sagt er: »Ich bin satt des Lebens, o Gott, und meine Seele verlangt nach dir. Mein Fuß ist müde vom Wandern, und sehnt sich zu ruhen in seiner Heimath.«

Es ist wohl nicht leicht ein Mensch, der nicht einmal ein Verlangen gefühlt hätte, das enge Haus mit der weiten Ferne zu vertauschen. »Dorthin möcht' ich, sagt er dann, wo der blaue Himmel auf der Erde ruht; über dieses graue Gebirg hin möcht' ich mit den Wolken ziehn; in das Meer möcht' ich mich mit der Sonne und den Sternen tauchen; andre Fluren möcht' ich sehn und andre Sprachen der Menschen hören.« Sein Wunsch wird erfüllt. Wandernd von Ort zu Ort, erklimmt er hohe Gebirge, steigt in blühende Thäler hinab, schwimmt auf breiten Flüssen und überfliegt das Meer; jeder Tag bietet Neues, und das Schöne, was er heute sieht, läßt ihn für morgen noch Schöneres hoffen. Wie groß ihm aber auch die Lust des Umherirrens seyn mag, die Zeit kömmt doch, wo sich sein Verlangen wieder nach der Heimath wendet, und selbst im Genusse der Reise sehnt er sich nach diesem und jenem, was er zu Hause hat, nach seinen Angehörigen, seinen Freunden, seinen Nachbarn und Mitbürgern, und seine beste Freude ist auch dann, Jenen seine Genüsse mitzutheilen, indem er ihnen berichtet und erzählt. »Komm' ich erst wieder zu

Euch, schreibt er dann, so sollt Ihr mehr hören und es wird mir dann noch viel wohler seyn, als mir jetzt ist.«

Ihr habt von einem alten Könige gehört, Ulysses genannt. Dieser war im Kriege gewesen jenseit des Meeres, und als der Krieg geendigt und die Stadt erobert war, und er wieder nach Hause zurückkehrte — sein Haus aber war eine unfruchtbare Felseninsel — wurde er von Stürmen hinausgeworfen in das weite Meer. Von Land zu Land getrieben, von einer Gefahr zur andern, kam er immer weiter von seiner Heimath weg. Endlich scheiterte sein Schiff, alle seine Gefährten ertranken; er allein von allen ward an ein Eiland geworfen und erhielt sein Leben. Das Eiland war schön und blühend; eine Göttin herrschte darin, und von Allem, was die Natur Köstliches beut, mangelte nichts. Freundlich nahm ihn die Göttin auf, theilte alle ihre Habe mit ihm, und, wenn er bei ihr verweilen wollte, verhieß sie ihm die Unsterblichkeit. Er aber saß Tage lang an dem Ufer des Meeres, und nach der Gegend gewendet, wo seine felsige Heimath lag, vergoß er heiße Thränen. »Könnt' ich nur,

dacht' er, könnt' ich nur einmal wieder den Rauch von Ithaka sehn!« und alle Gaben der Göttin und die Unsterblichkeit selbst verschmähend, zimmerte er sich ein neues Schiff, befuhr noch einmal das tückische Meer, und wagte jede Gefahr, um seinem Verlangen und seiner Sehnsucht Genüge zu thun.

So ist der Mensch. Mehr als Einer, der aus dem Vaterlande verwiesen war, den bei der Rückkehr der Tod erwartete oder hartes Gefängniß, folgte doch dem Verlangen, das ihn zurücktrieb, und setzte das Leben daran. Viele, die in der Fremde nichts vermißten, als den Ort ihrer Jugendspiele, kehrten in ein enger beschränktes Leben zurück. So hat Jeder sein Ithaka, und er freut sich inniger an dem Rauche seiner Hütte, als anderwärts an der Ueppigkeit vergoldeter Zimmer.

Vor wenigen Jahren hatte sich ein Ehepaar, ich weiß nicht wie, aus Grönland nach Wien verirrt. Sie sahen hier Dinge, von denen sie in ihren dumpfen finstern Hütten nichts geahnet hatten; lange und breite Straßen; Paläste darin wie Städte geräumig, mit hohen, hellen Fenstern

und weiten Höfen; reichgeschmückte Gärten mit Springbrunnen, Tempeln und Kiosken verziert; ein Getümmel geschäftiger Menschen überall, und glänzende Karossen darunter mit muthigen Pferden. Auch Früchte sahen und genossen sie hier, wie nie vorher; so wie auch andere Speisen und Getränke der mannichfaltigsten Art; denn da sie aus einem so fernen Lande kamen, und nie vorher ihres Gleichen in Wien gesehen worden waren, gab man sich viel mit ihnen ab, führte sie überall hin, wo etwas Merkwürdiges zu sehn war — Grönländern war Alles merkwürdig — und bewirthete sie reichlich. Das war ihnen nun einige Wochen, oder einen Monat lang recht ergötzlich, und sie dachten fast nicht nach Hause. Als aber die Herbstnebel kamen, und die Blätter von den Bäumen fielen, und gar einmal ein wüstes Schneegestöber eintrat, da kam es ihnen vor, als würden sie mit Gewalt nach der Heimath gezogen. Nichts gefiel ihnen mehr; nicht die hell erleuchteten Tanzsäle, nicht die schön geschmückten Kaffeehäuser, ja selbst die Oper nicht einmal; sie dachten an nichts als an ihre raucherigen Hütten, ihre Thranlampen und ihre Mahlzeiten von ge-

trockneten Fischen. »Ich bin ganz krank vor Verlangen« sagte die Frau. »Geht es mir etwa anders?« sagte der Mann. Und ehe man es sich versah, waren sie auf und davon, immer stracks auf Hamburg zu, wo sie mit brennender Ungeduld auf eine Gelegenheit harrten, die sie in ihr heistes Paradies zurückbrächte.

Ein Theil dieses Heimwehs ist der Gewohnheit zuzurechnen, und die Liebe zu dem Gewohnten kömmt wieder zum Theil auf Rechnung der Bequemlichkeit. Mancher ist mit seiner Wohnung unzufrieden, und klagt über ihre Mängel Tag für Tag. Er könnte es besser haben; aber die Veränderung ist unbequem. In einem Gasthofe zu wohnen, ist nicht immer ohne Unbequemlichkeit; doch habe ich in M. einen Gelehrten gekannt, der zwölf Jahre in dem Gasthofe blieb, in den er bei seiner Ankunft zufällig eingekehrt war. Die Gewohnheit hielt ihn fest. Vor nicht langer Zeit starb in England zu Kennington im Gasthofe zum goldnen Horn ein wohlhabender Mann, der an jenem Orte eine Wohnung suchte, und da er einen ganzen Tag vergebens umher gegangen war, im Horn einkehrte, und ein

Nachtlager forderte. Er war verdrießlich, und so klang auch seine Forderung verdrießlich. Der Wirth antwortete auf gleiche Weise: es sey kein Platz. Der Fremde erklärte, er werde nicht von dannen gehn, und, nach langem Wortwechsel, wollte der Wirth wohl oder übel, er mußte ihm den Willen thun. Nun blieb der Mann auch den folgenden Tag da, und dann wieder einen, und immer so fort. Jeden Abend machte er seine Rechnung und sagte: Morgen zieh' ich aus. Wenn aber der Morgen kam, blieb es beim Alten nach wie vor, und er starb im Horn, nachdem er dort fünfundzwanzig Jahre lang als Gast gelebt hatte. So wie ihn hier erst der Trotz, dann die Gewohnheit festgehalten hatte, so hielt er sich auch in allen andern Dingen immer an Eine Weise. Winter und Sommer stand er um dieselbe Stunde auf, und ging, bis andre Leute wach waren, ohne Licht im Hause hin und her. Nie veränderte er seine Geräthschaften, und wie er immer in demselben Zimmer wohnte und in demselben Bette schlief, so aß er immer mit demselben Messer, trank aus derselben Tasse und saß Abends im Gesellschaftszimmer jedesmal auf demselben Stuhle am Kamin. Außerdem hatte der

Mann noch eine andre Sonderbarkeit, die mancher wohl seinem reichen Vetter wünschen möchte. Er wurde bisweilen von unbegüterten Verwandten um Geld angesprochen. Dann erkundigte er sich immer, ob der Mann, der von ihm borgen wollte, thätig und ordentlich sey; und, wenn der Bericht günstig lautete, pflegte er zu sagen: „Geld wegzuleihen hab' ich verschworen; ich bin zu oft betrogen worden. Ich muß es Euch also schenken." Und das ließen sich die Leute meist auch gefallen. Dann setzte er aber hinzu: „Ihr sagt niemandem etwas von der Sache. Hör' ich, daß Ihr nicht reinen Mund gehalten habt, so bekommt Ihr von meinem Nachlasse keinen Heller." So machte er es auch mit dem Wirth, als dieser einmal eine Summe Geldes nöthig hatte. Er schenkte sie ihm. Dieser Mann — er hieß Joseph Capper, und wer in jener Zeit in Kennington im goldnen Horn eingekehrt ist, muß ihn am Kamine haben sitzen sehn — dieser Mann lebte bei guter Gesundheit siebenundsiebzig Jahr. Am letzten Tage seines Lebens wich er zum erstenmale von seiner Ordnung ab, und erschien nicht im Gesellschaftszimmer, ließ aber weder einen Arzt noch sonst Jemanden zu sich

rufen, sondern ging ohne Nachtessen zu Bette, schlief ein und erwachte auf Erden nicht wieder. Der Wirth aber ließ ihm einen Leichenstein auf sein Grab setzen, und die Worte darauf schreiben: „Ich war ein Gast auf Erden; nun bin ich von meiner Pilgerfahrt in die Heimath gegangen, und weiche nimmer von da.“

3.

Der Tartarchan.

Wie die alten Scythen, die ihr Haus und alle Habe auf Wagen mit sich führten, wohnen auch jetzt noch die Tartarn im asiatischen Rußland in Zelten von Filz, die sie Kibitken nennen. In diesen einfachen, auf Wagen gesetzten Wohnungen folgen sie den Heerden ihrer Rosse von einem Weideplatz zum andern, und ihre Lebensart ist ihren Wohnungen angemessen. Auch ihre Regierungsart ist die allereinfachste. Ein Vorstand, den sie Chan nennen, waltet über die einzelnen Stämme, wacht über die Ordnung des Ganzen und schlichtet die Händel der Einzelnen. Diese Chans sind der russischen Herrschaft unterworfen, die wenig von ihnen

fordert, außer von Zeit zu Zeit Mannschaft für den Krieg, aus der die leichte Reiterei gebildet wird. Einstmals wollte nun die Kaiserin Katharina einem solchen Chane des Volkes der Kirgisen eine Freude machen, und ließ in der Hauptstadt der Provinz, in Orenburg, ein schönes Haus für ihn bauen und nach europäischer Weise einrichten; als es fertig war, lud der Commandant von Orenburg den Chan zu sich ein, und führte ihn in dem Hause umher, und sagte: Die Kaiserin geb' es ihm zum Eigenthum. Da legte der Chan, nach der Weise seines Volkes, die Hände kreuzweis auf seine Brust, was so viel sagen wollte, als, er danke für das Geschenk und nehm' es als einen Beweis kaiserlicher Huld an; und befahl dann seinen Begleitern, die Kibitke, in der er gekommen, herbeizubringen, und sein Zelt in dem Hofe aufzustellen. Dieß geschah. Und nun richtete sich der Chan in dem Zelte nach gewohnter Weise ein, und brachte den Tag darin zu, und so oft er nach der Stadt kam, machte er es eben so, das heißt, er wohnte in seiner Kibitke, nicht aber in in dem geschenkten Hause, das doch so schön war.

Was mochte dabei die Meinung des Mannes seyn? Gab er blos der Gewohnheit nach? oder gefiel ihm sein Filzzelt besser, weil er es sich selbst erworben hatte? oder sah er in dem Geschenke der Monarchin ein Zeichen der Dienstbarkeit, und meinte sich zu erniedrigen, wenn er Gebrauch davon machte?

4.

Aennchen von Wasserburg.

Aennchen war die Tochter eines Tagelöhners in Wasserburg. Ihr Vater war ein starker und rüstiger Mann, der gern und tüchtig arbeitete, und nie klagte, wenn es ihm auch noch so sauer wurde; er war schon zufrieden, wenn es nur Arbeit gab und er Brod hatte für sich und die Seinigen. Bei einem Hausbau aber, als er eine Last nach dem dritten Stockwerke schaffte, brach die Leiter unter ihm, er stürzte herab, seine Last fiel ihm nach auf die Brust; er zerbrach das rechte Bein, und die linke Hüfte fiel er sich aus. Seine Frau saß eben vor der Hausthür mit einem Säugling an der Brust; und da sie den verunglückten Mann mehr todt als lebendig im Backtroge getragen brachten, wandelte ihr der Schrecken die Milch in

Gift um; das Kind ſtarb am folgenden Morgen unter heftigen Zuckungen, und die Mutter ſelbſt folgte ihm binnen wenigen Tagen nach. Da war nun niemand, der für den armen Kranken ſorgen konnte, als das vierzehnjährige Aennchen. Die that aber das Ihrige redlich Tag und Nacht, und ſo lieb ſo einem Kinde der Schlaf iſt, begnügte ſie ſich doch mit wenigen Stunden, um nur immer bei ihrem Vater zu ſeyn. Sie betete mit ihm, wenn er es verlangte, ſpann dann die halbe Nacht, und wenn der Morgen dämmerte, war ſie ſchon wieder bei der Hand. Nach fünf langen Monaten war der Kranke geneſen; das heißt, er konnte ſich mühſam auf zwei Krücken von einem Orte zum andern ſchleppen, und ſtatt im Bette zu liegen, an der Hausthür ſitzen; mit der Arbeit aber war es vorbei. Da war nun der arme Mann faſt ſchlimmer daran, als während er noch darnieder lag. Denn vorher ſchickten ihm mitleidige Menſchen Speiſe und Trank in's Haus; Mancher auch Geld; aber da Alles ſein Ziel hat und auch das Mitleiden, am immer weniger und weniger Hülfe an, weil man meinte, er ſey nun wieder hergeſtellt. Aber, wie geſagt, der arme Franz war ſo kraftlos

geworden, daß er zu keiner Arbeit mehr taugte, als höchstens Körbe zu flechten. Das that er denn auch. Es gab aber in Wasserburg und der Gegend umher der Korbmacher viele, und die meisten förderten mehr als er, wie emsig er auch dabei seyn mochte. Aennchen aber spann Tag und Nacht, und wenn sie etwas fertig hatte, suchte sie es zu verkaufen; gar manchmal aber brachte sie ihre und ihres Vaters Arbeit nach Hause zurück, ohne einen Käufer gefunden zu haben. Da ging denn das arme Kind hungrig zu Bette, zufrieden, wenn nur der Vater Etwas hatte und nichts von der Noth merkte, die sie selbst litt.

Als sie sich so eines Tages abgemüht hatte, um von den vorräthigen Körben zu verkaufen, sagte sie zu ihrem Vater: Unser Handel will nicht recht fort; alle Leute sind versorgt, und ich darf doch nicht zu oft in ein Haus kommen und zudringlich seyn; sie könnten uns böse werden. Da ist mir aber auf dem Wege ein Gedanke gekommen. Als ich über die Brücke ging, kamen zwei Männer gegangen, von jeder Seite einer. Da sagte der Eine: Gott grüß dich, Nepomuck; wo hast du so lange gesteckt? „Wo werd' ich gesteckt haben? sagte der

Andre; in München war ich auf der Dult; hab' Salz hingefahren. Da war'n Leben! mehr Käufer als Verkäufer; und war doch noch nicht 'nmal recht ang'angen." Wie ich nun die Männer so sprechen hörte, war' es eben, als sagte Jemand zu mir: „Geh nach München zur Dult!" Was meint Ihr Vater? wär' es nicht gut?

Du gutes Kind, sagte der Vater, und ein schmerzhaftes Lächeln fuhr ihm über das bleiche Gesicht; wie sollten wir mit unserer Waare nach München kommen? Vierzehn Stunden Wegs! Und wenn wir nun dort wären? wo sollten wir da hin? Es ist ein thörichter Gedanke.

Aennchen schwieg; aber bei sich sagte sie: Es läßt sich doch vielleicht machen. Dann fuhr sie laut fort: Wollt Ihr nicht mit mir in die Vesper gehn, Vater?

Ich thät' es gern, antwortete der Vater; aber ich muß mir erst eine neue Krücke schneiden. Geh' diesesmal allein hin, Kind, und bete ein Vaterunser für mich. Wollte Gott, du knietest an meinem Grabe und es wäre mit allem dem Elend aus.

Bekümmert und mit nassen Augen ging Aennchen in die Kirche, kniete nieder und betete. Si-

betete lange und andächtig für ihren Vater, und daß ihr doch Gott einen Weg zeigen möchte, ihm aus der Noth zu helfen. Die Kirche war leer, als sie aufstand, um fortzugehn. Beim Heraustreten, auf dem Rasenplatze vor der Kirche, stieß sie mit dem Fuße an etwas, und ein rothes Schnürchen mit Gold durchwirkt sah aus dem Grase hervor, und das Schnürchen gehörte zu einem grünen seidnen Beutelchen, das über und über mit goldnen Blümchen gestickt war. Ei, wie schön! sagte Aennchen, und wog das Beutelchen auf der Hand, und als sie es öffnete, war ein goldner, von einander gebrochener Ring darin, an dem Juwelen von mannichfaltigen Farben blitzten, und ein halbes Dutzend blanke Goldstücke. Sie betrachtete Alles mit Bewunderung und Lust; denn noch nie hatte sie etwas so Schönes und so vieles Geld gesehn; dann dachte sie: Damit wäre uns auf lange Zeit geholfen. Wenn ich es doch behalten dürfte! Aber ich darf nicht; es wäre Unrecht. Und dabei steckte sie den Ring wieder in das Beutelchen, und zählte die Goldstücke eines nach dem andern langsam wieder hinein, und als sie die Schnüre zuzog, sagte sie mit einem Seufzer: Was fang' ich nun damit an?

wo find' ich den Eigenthümer heraus? — Indem sie so dachte und keinen Entschluß fassen konnte, kam der Pfarrer vorüber und redete sie an: Warum stehst Du so tiefsinnig da, Kind? und was hast Du da in der Hand? — Ich habe das eben hier gefunden, ehrwürdiger Her, sagte Aennchen, und weiß nicht, wie ich es dem rechten Eigenthümer in die Hände bringen soll. — Es muß einem Fremden gehören, sagte der Pfarrer, der den Inhalt auch mit Bewunderung betrachtet hatte. Geh damit in den Adler; da kehren die meisten vornehmen Herrschaften ein; oder wenn da nicht, in den Hahn. Findest Du es auch da nicht aus, so mußt Du es auf dem Stadthause anzeigen. Laß Dich aber nicht gelüsten, setzte der alte Mann mit aufgehobenem Finger hinzu, etwas davon für Dich zu behalten; es wäre eine große Sünde.

Aennchen küßte dem Pfarrer die Hand, wie es in Baiern Sitte ist, und machte sich schnell auf den Weg. Sie frug im Adler nach; dann im Hahn; überall umsonst; nirgends waren Fremde eingekehrt, denen ein solches Kleinod gehören konnte. Also auf das Stadthaus; dachte sie. Auf dem Wege dahin kam sie

nun wieder bei der Kirche vorbei. Da war es jetzt lebendiger geworden. Mehrere Leute gingen auf dem Platze mit Laternen umher — denn die Nacht war angebrochen — und unter ihnen vornehmlich ein Mädchen, das nicht aus dem Orte war, sich aber am meisten geschäftig bewies. Sie suchen wohl etwas? sagte Aennchen, als sie nah genug gekommen war. Ja wohl, antwortete die Fremde, es ist hier ein seidenes Beutelchen verloren worden; hilf uns auch mit suchen; wer es findet, bekömmt etwas dafür. — Es ist schon gefunden, sagte Aennchen; und seit einer Stunde geh' ich umher, um Nachfrage zu halten; und bei diesen Worten zeigte sie den gefundenen Schatz auf der flachen Hand hin. Da war nun große Freude, und die fremde Jungfer faßte Aennchen sogleich bei der Hand und führte sie zu ihrer Herrschaft, die auf der Reise von dem Wildbad Gastein bei einer Freundin eingekehrt war. Hier, gnädige Frau, sagte das Mädchen beim Eintreten in das Zimmer, hier ist der verlorne Schatz, und noch ein andrer Schatz nebenbei, die ehrliche Finderin.

Aennchen war ein sehr hübsches Mädchen; schlank von Wuchs und größer als ihre funfzehn Jahre er-

warten ließen, so daß sie sich schon von fern auch in ihrer ärmlichen Kleidung doch sehr gut ausnahm. Wenn man ihr aber in das offne Gesicht sah, aus dem Einem die gutmüthigste Ehrlichkeit entgegenleuchtete, so wie sich in den klaren schwarzen Augen ein Herz spiegelte, worin kein Falsch war — da war es unmöglich, ihr nicht gut zu seyn. Es war also kein Wunder, daß sie der fremden Dame wohlgefiel, die sie über Alles ausfragte: wie sie das Beutelchen gefunden und wo sie es umhergetragen habe; auch nach ihren Eltern frug sie und ihrem ganzen Hausstande. Da sie nun hörte, wie groß das Elend von Aennchens Vater wäre, und daß sie gern mit ihrer Waare nach München zur Dult möchten, es aber nicht anzufangen wüßten; da kamen der Dame die Thränen in die Augen, und sie schenkte Aennchen ein Goldstück, das mehr als eilf Gulden werth war, und noch etwas Silbergeld obendrein. Ich möchte Dich wohl selbst mitnehmen, sagte sie, wenn Du auf dem Wecke fahren kannst; aber Deine Waare — Und mein Vater, fiel Aennchen ein, der die Freude über so viele Güte eine Röthe auf die Wangen trieb, die sie noch schöner machte; er braucht mich zu nothwendig, als

daß ich ihn nur auf eine Woche verlassen könnte. — Da hast Du Recht, mein gutes Kind, sagte die Dame; wenn Du aber nach München kömmst, so frage in der Prannerstraße nach mir. Und zugleich schrieb sie ihren Namen auf eine Karte, und die Nummer ihres Hauses. Aennchen, die über Alles das außer sich war, küßte der Dame die Hand, und dankte ihr mehr mit Thränen als mit Worten, und dann eilte sie nach Hause, um dem Vater Alles wiederzuerzählen. Dieser war über ihr langes Ausbleiben in große Sorge gerathen; als sie aber mit strahlendem Angesichte vor ihn trat, und kaum Worte finden konnte, um ihr Glück zu beschreiben, und das Geld vorzeigte, da war die Freude desto größer, und er zog die Mütze ab und betete still in sich hinein. Nun, Vater, sagte Aennchen, da uns Gott so weit geholfen hat, können wir auch wohl mit den Körben zur Dult fahren. Laßt mich nur gleich morgen Nachfrage halten, ob nicht ein Fuhrmann hinauffährt, der Euch und Eure Waare mitnehmen kann. Ich gehe die vierzehn Stunden schon zu Fuße nebenher.

Der Vater war jetzt Alles zufrieden. Aennchen, der die Freude keine Ruhe ließ, brachte gleich am

folgenden Morgen die Sache in Richtigkeit — glückliche Umstände kamen ihr auch hier zu Statten, und nach wenigen Tagen saß sie in München mit ihren Körben auf dem Markte, und ihr Vater neben ihr. Das Wetter war herrlich, und die Dult von nah und fern zahlreich besucht. Wenn nun die Vorübergehenden sie bei dem Handel emsig stricken sahen, und wie der arme krüppelhafte Vater eben so emsig Körbe flecht, blieb Mancher stehn und sah dem hübschen Mädchen mit Wohlgefallen in das offne Gesicht, und wenn sie ihn mit ihrer freundlichen Stimme zum Kaufe einlud, kaufte er, auch wohl ohne die Waare eben nöthig zu haben. Bald war überall von der hübschen Korbmacherin aus Wasserburg die Rede, und viele feine junge Männer traten zu ihr, und scherzten mit ihr, und sie gab auf Alles kluge und bescheidne Antworten, so daß sich der Kreis von Tag zu Tage um sie her erweiterte, und nun nicht mehr blos von der hübschen, sondern auch von der klugen Korbhändlerin die Rede war. Mehr als Einer kaufte dann aus Wohlgefallen an ihr, Mancher auch aus Mitleiden mit dem lahmen Vater, nur zum Scheine, zahlte das Geld, und ließ die Waare nicht abholen, so

daß sie binnen acht Tagen Alles verkauft und viel mehr eingenommen hatte, als sie hatte hoffen können.

Nachdem nun das Geschäft geendigt, die Rückkehr beschlossen und eine Fuhre für den Vater gefunden war, begab sich Aennchen nach dem Hause ihrer Wohlthäterin, um ihr noch einmal zu danken, und zu erzählen, wie glücklich sie durch ihr Geschenk geworden sey. Als sie aber mit ihren frohen Gedanken durch das Max-Thor in die Prannerstraße trat, sah sie vor dem Hause viele Menschen versammelt, und Priester und Chorknaben mit brennenden Kerzen, die sich zu einem Zuge ordneten, und dann einen Sarg, der aus dem Hause schwankte und unter großer Begleitung die Straße hinab getragen ward. Aennchen's Schrecken war groß; denn sie glaubte, es sey ihre Wohlthäterin selbst, die sie zu Grabe trügen; es war aber ihre Tochter, die an den Pocken gestorben war; und die jüngere Tochter lag an derselben Krankheit darnieder, und die Mutter war krank aus Gram. Da Aennchen dieß hörte, kehrte sie in tiefer Betrübniß um; denn unter solchen Umständen dünkte es ihr nicht schicklich, zu der

Dame zu gehn; dann aber besann sie sich eines Andern und folgte dem Leichenzuge in die Kirche. »Wenn ich ihr auch nicht danken kann, dachte sie, so kann ich doch für sie beten. Das ist auch Dank.« Beim Herausgehn aus der Kirche aber traf sie auf das Stubenmädchen, das sie zuerst zu der Dame gebracht hatte, und hörte Alles ausführlich von ihr, und sagte ihr auch ihren eignen Wunsch und ihre Bedenklichkeit. Laß das gut seyn, sagte das Mädchen. Meine gnädige Frau hat schon mehr als einmal nach Dir gefragt und sich gewundert, daß Du Deine Zusage nicht erfülltest. Du kannst mir glauben, es wird ihr eine Freude seyn, Dich zu sehn. — Und so war es auch. Als Aennchen aber zu ihr trat, und sie in der tiefen Trauer und leichenblaß sah, brach sie in Thränen aus, kniete an ihrem Bette nieder und faßte ihre Hand. Auch die Kranke weinte. Nachdem sie hierauf aus dem Munde des dankbaren Mädchens Alles vernommen hatte, und daß sie im Begriff sey, nach ihrer Heimath zurückzukehren, schenkte sie ihr so viel sie zur Reise brauchte und noch mehr, und mancherlei Kleidungsstücke obendrein; und setzte dann hinzu: Bitte Gott

für meine kranke Tochter, daß ich nicht auch diese verliere. Du bist ein so gutes Kind; Dein Gebet wird gewiß nicht unerhört bleiben.

Aennchen ging nun betrübt zugleich und vergnügt nach Hause; denn die Traurigkeit der kranken Dame ging ihr durch's Herz; aber die erhaltenen Geschenke machten sie froh, und sie dachte an die Freude, die ihr Vater haben würde. Ehe sie ihm aber ihr neues Glück erzählte, trat sie beim Vorübergehn noch einmal in die Kirche ein, um Gott für all' das Gute zu danken, das er ihr erzeigte, und betete auch recht andächtig für ihre Wohlthäterin, wie ihr diese befohlen hatte. So that sie auch am folgenden Tage früh und Abends; aber als sie nach Hause kam, und sich zur Abreise für den andern Morgen anschickte, überfiel sie eine grose Müdigkeit, so daß sie sich kaum noch aufrecht halten konnte; und doch konnte sie nicht schlafen, als sie sich niederlegte. Sie war krank. Ein heftiges Fieber brach aus, und nach einigen Tagen zeigten sich Blattern. Das war ein trauriger Zustand. Die Leute, bei denen sie im Hause war, wollten sie nicht bei sich dulden; denn sie hatten selbst Kinder und fürchte-

ten die Ansteckung. Sie selbst ängstigte sich deshalb, und ließ es gern geschehn, daß sie in ein anderes Haus in der Vorstadt gebracht wurde, wo sie aber eben auch nur ein Obdach hatte. Denn die Leute waren arm und ohne Theilnahme und ihr hülfloser Vater konnte nur wenig für sie thun. Vier Wochen lag sie so, zwischen Leben und Tod; und als sie vom Bette aufstand, war sie so hinfällig und schwach, daß sie noch lange an ihrem Wiedergenesen zweifelte. Endlich siegte die Natur. Die Kräfte kehrten zurück, aber ihre kleine Habe, die ihr ein großer Reichthum geschienen hatte, war während der Krankheit fast ganz aufgezehrt.

Sechs volle Wochen waren verstrichen, als sie an einem heitern und sonnigen Herbsttage zum erstenmale die Stube verließ, um mit ihrem Vater in die Kirche zu gehn. In dem erquickenden Gefühle der wiederkehrenden Kraft freute sie sich der langentbehrten frischen Luft und des warmen Sonnenscheins, so daß sie fast ihren Kummer vergaß; denn so oft sie an die Rückreise und an ihre Armuth dachte, und was es nun werden sollte, wenn sie so mit leeren Händen nach Hause

kämen, ſank ihr der Muth und ſie konnte ihres Jammers kaum Herr werden. Während ſie nun ſo nach dem Gottesdienſte langſam neben ihrem Vater die Straſſe hinabſchlich, und viele Leute, die auch in der Meſſe geweſen waren, achtlos an ihr vorübergingen, macht' es ſie recht bang zu denken, daß ſie in der groſſen Menge ſo gar niemanden kenne, und jemehr des Volkes war, deſto verlaſſener kam ſie ſich vor. Aber ſie war nicht ſo verlaſſen, wie ſie meinte. Denn unter den Leuten, die nach ihr kamen, war das Mädchen ihrer Wohlthäterin. Da nun dieſe den armen, lahmen Mann erblickte, der ſich auf ſeinen beiden Krücken ſo elend fortſchleppte, blieb ſie ſtehn, um ihm ein Almoſen zu geben; und während ſie ihr Beutelchen öffnete, erkannte Aennchen ihre Freundin, grüßte ſie und redete ſie an. Jene aber war faſt verwundert; denn nimmermehr hätte ſie an Aennchen gedacht, da ſie meinte, ſie müßte längſt wieder in Waſſerburg ſeyn; und überdieß war das Geſicht des armen Kindes noch etwas geſchwollen und hier und da mit rothen Flecken gezeichnet. Als ſie aber mit ihrer freundlichen Stimme ſagte: Grüß Sie Gott, Jungfer Marianne! erkannte ſie

augenblicklich ihren Schützling, schlug die Hände zusammen und sagte: um aller Heiligen willen, Nannerle! wo kömmst Du wieder hierher? oder Du bist wohl gar nicht weggewesen? Und die Blattern hast Du auch gehabt!

Nach dieser ersten Begrüßung ging nun von beiden Seiten das Erzählen an, und Aennchen hörte zu nicht geringer Freude, daß das kranke Fräulein genesen, und die Mutter durch die Freude darüber mehr als durch Arzneien geheilt worden sey. Wenn sie aber hört, sagte Marianne, daß Du so krank gewesen bist, wird sie gewiß auf Dich zürnen, daß Du ihr nichts davon hast wissen lassen; denn sie hat Dich lieb, wie ihr eigen Kind, und mehr als einmal hat sie von Dir mit rechter Liebe gesprochen. Und jetzt wird sie Dir gewiß noch einmal helfen; das darfst Du glauben.

Das war ein guter Trost in der Noth; es kam aber besser als sie gedacht hatte. Als Frau von Lassolai — so hieß die Dame — die Sache von Mariannen hörte, und bei sich bedachte, daß Aennchen die Krankheit hier in ihrem Hause geheilt habe, ging sie mit sich zu Rathe, wie sie am Besten für das Kind sorgen möchte. Mit

einem Geschenk ist ihr immer nur auf kurze Zeit geholfen, und die Sorge für den gebrechlichen Vater lastet zu hart auf ihr. Ich muß suchen den armen Mann unterzubringen; für das Mädchen ist dann leicht gesorgt. Sie ist ehrlich, klug und rüstig; in einer Wirthschaft kann sie gut gebraucht werden. Gut! der Vater soll einen Platz im Hospital bekommen, und Nennchen geb' ich auf das Vorwerk nach Schonfelden. Der Verwalter und seine Frau sind brave Leute. Da wird sie gut aufgehoben seyn.

So geschah es denn auch. In wenigen Tagen war Alles in Ordnung gebracht. Der arme Franz kam in das Hospital, wo er nach wie vor Körbe flocht, übrigens aber ein sorgenfreies Leben führte; Nennchen trat in Dienste auf dem Vorwerke. Schwerlich hat es damals in München irgend eine Seele gegeben, die vergnügter als Nennchen war. Ihr Vater war versorgt; sie selbst war an Arbeit gewöhnt; die Leute, bei denen sie diente, waren freundlich gegen sie; es war ihr eben, als gäb' es auf der Welt nichts mehr, was sie wünschen könnte. Wenn sie die Woche über gearbeitet hatte, bald im Hause und in der Küche,

bald im Garten und auf dem Felde, ging sie Sonntags in die Kirche; sprach im Hospital bei ihrem Vater ein, besuchte auch wohl im Vorbeigehn Jungfer Mariannen, ihre Freundin, die sie dann gemeiniglich zu ihrer Herrin brachte. So verging der Herbst; der Winter war auch verflossen, und die Erde wieder grün und die Kirschbäume weiß; da trug sich etwas zu, was niemand vorher hätte denken können, was aber das Glück des guten Aennchens auf seinen Gipfel brachte.

Wenige Tage vorher, ehe Aennchen auf das Vorwerk zog, war dem Verwalter, Meister Martin, seine einzige Tochter im Kindbette gestorben. Das Kind, das sie hinterließ, nahmen die Großeltern zu sich und zogen es auf, und da die Mutter von ihnen genommen war, war es ihr einziger Trost. Der Vater des Kindes aber wohnte in Haidhausen, was nah bei Schönfelden liegt, auf einem Gute, das er von einem reichen Vathen geerbt hatte; und wenn es immer die Zeit erlaubte, kam er herab zu den Schwiegereltern, um sein Kind zu sehn. Dann nahm er das kleine, blasse, blauäugige Mädchen auf den Arm, und herzte und küßte es, und bewegte ihm die

Wangen mit seinen Thränen; denn er hatte seine Frau sehr geliebt, und wenn das Kind ihn anlächelte, mußte er immer an die Mutter denken, wie sie ihm auf ihrem Todtenbette zum letztenmale die Hand gereicht, und ihn mit eben solchen Augen und ohne ein Wort zu sagen angesehn hatte. Gewöhnlich gab er dann das Kind mit abgewendetem Gesichte weg, und ging ohne Abschied fort, um sich draußen auf dem Heimwege recht auszuweinen. Denn sein Schmerz war tief und dem Troste unzugänglich, so daß es Alle dauern mußte, die den sonst so heitern und blühenden Mann sahen, wie blaß er war und wie in sich gekehrt, und wie gleichgültig gegen Alles, was andre Menschen freute, und vormals auch ihm Freude gemacht hatte. Wie er nun fast mit Niemandem sprach, so auch mit Aennchen nicht, ob er sie gleich fast bei jedem Besuche sah, und meist das Kind von ihren Armen nahm. Denn dieses hatte sich gleich von dem ersten Tage an an sie gewöhnt: sie trug es umher, wenn es wachte, schläferte es ein und sang ihm vor. Sie hätte es nicht mehr lieben und nicht besser pflegen können, wenn es ihr eignes Kind gewesen wäre. Der Vater sah

dieß mit Wohlgefallen, und hörte auch von den Schwiegereltern Annchens Lob; aber außer einem freundlichen Gruße hörte sie selten ein Wort von ihm. Daher meinte sie wohl manchmal, sie mißfalle ihm; aber ihre Sorge für sein Kind minderte sich darum nicht; denn sie liebte es nun einmal; und wenn es nur gesund war, und still, und gern bei ihr blieb, war es ihr genug, und sie verlangte kein anderes Lob und keinen andern Lohn.

Nun war es, wie gesagt, Frühling geworden; die Bäume blühten; Primeln und Tulpen schlossen der warmen Sonne ihre bunten Kelche auf, und die Lerchen sangen von dem klaren Himmel herab; da fand sich ein Freier ein, der um Annchen warb. Dieß war ein junger, wohlgestalteter Mann von munterm Wesen, der einzige Sohn wohlhabender Eltern und schon jetzt in guten Umständen; dabei heftig verliebt in Annchen, die seit ihrer Krankheit noch größer und schöner geworden war. Schon lange war er ihr nachgegangen, und hatte sie auf der Straße angeredet; aber sie wich ihm aus; denn seine Reden gefielen ihr nicht immer, und sein Scherzen war mehr ausgelassen als heiter. Jetzt ließ er nun durch

einen Freund förmlich anhalten. Der Antrag war auf alle Weise lockend: manches andre Mädchen hätte zugegriffen; Aennchen aber that Widerstand. Und nicht ohne Grund. Derselbe junge Mann war vor noch nicht langer Zeit mit einem andern Mädchen versprochen gewesen; von der Zeit an aber, wo er Aennchen auf der Dult bei ihrem Handel gesehn hatte, war ihm jene gleichgültig geworden, und er hatte mit ihr aus nichtigen Gründen gebrochen. Aennchen wußte dieß. Könnt' es mir nicht eben so gehn? dachte sie. Er liebt nur mit den Augen, nicht mit dem Herzen; und eh' ich mein Schicksal an einen so wankelmüthigen Mann knüpfe, will ich lieber bis an mein Ende arm seyn und dienen. Gott hat bis jetzt herrlich für mich gesorgt; er wird auch künftig seine Hand nicht von mir abziehn. Und wie könnt' ich nur das Kind verlassen, das so an mir hängt? Ich könnt' es nicht über das Herz bringen.

An demselben Tage nun, wo sie dem reichen Freier ihren Entschluß hatte kund geben lassen, ging sie mit dem Kinde auf dem Arme in den Garten, und ihr Herz war leichter, da sie

das entscheidende Wort ausgesprochen und den Lärm fern entfernt hatte. Indem sie nun mit dem Kinde spielte, und ihm Blumen in die kleinen Hände gab, und es oft mit noch größerer Innigkeit als sonst an sich drückte, weil sie sich freute immer mit ihm zusammen zu bleiben, sah sie, wie aus dem Nachbarhofe ein Trupp wilder Hühner mit ihren Jungen durch den Zaun in den Garten brach, und die jungen Kohlpflanzen niedertrat. Schnell setzte sie das Kind mit den Blumen in das Gras, band ihr Wertuch los und fing an die ungebetenen Gäste emsig zu treiben. Das ging aber nicht so leicht; denn die Hühner begannen auf einmal gar wunderlich zu fliegen und durch einander zu laufen, als ob sie von einem Unglücklichem gejagt würden. Die Ursache kam auch bald an den Tag. Denn indem sich Veronchen mit den Thieren plagte, hörte sie hinter sich ein gewaltiges Rauschen in der Luft, und als sie sich umsah, erblickte sie einen Adler, welcher mit der Schnelle eines Pfeils gerade auf das Kind herabschoß. In diesem Augenblicke verschwanden die Hühner nach allen Seiten hin; Veronchen aber, außer sich vor Schrecken,

sprang zurück, warf dem Raubthiere, das beide Flügel weit hin über das schreiende Kind ausbreitete, ihr Tuch über den Kopf, packte es mit beiden Händen am Hals und hielt es fest, wie gewaltig es auch mit den Flügeln und den Klauen arbeitete. Indem sie nun zugleich, so laut sie konnte, um Hülfe schrie, kam der alte Martin mit einem Knechte aus dem Hause herbei, und sah mit Erstaunen den wunderlichen Kampf, von dem er erst gar nicht wußte, was er denken sollte. Als sie nun aber sahen, daß Annchen ein großes Thier würgte, und es nur mit Mühe fest hielt, und das Blut ihr an den Armen herabtief — denn der Adler hatte sie mit den scharfen Klauen verwundet — lief der Knecht nach einem Beile, Meister Martin aber kam Annchen zu Hülfe, umwickelte das Raubthier noch fester mit dem Tuche, und band ihm die Flügel und Klauen so fest mit Stricken zusammen, daß es keinen Schaden mehr thun konnte. Indeß war die Obermutter auch herzugekommen, die fast in Ohnmacht fiel, als sie das schreiende Kind zwar auf Annchens Armen, aber über und über mit Blute bedeckt sah; als sie aber gewahr wurde,

daß dem Kinde kein Leid geschehen war, einen leichten Kuß am Aennchen aufgenommen, und als sie die ganze Geschichte aus Aennchens Munde vernahm, und diese selbst verwundert sah, hatte ihr Erstaunen kein Ende; und sie verband Aennchens Wunden, und fiel ihr einmal über das andere um den Hals. Meister Martin aber mußte erst mit dem Adler fertig werden, und nachdem er diesen in einen Käfich gesperrt hatte — denn sitten wollt' er ihn nicht lassen — ließ er sich auch Alles ausführlich erzählen, und konnte dann nicht aufhören, Aennchens Muth und Stärke zu loben. Diese aber hatte auf nichts Gedanken als auf das Kind, das sich gleich darauf an sie legte und einschlief. Aennchen aber war es, als müsse sie es jetzt noch lieber haben als vorher, weil sie ihm das Leben gerettet hatte.

Diese seltsame Geschichte ging schnell von Mund zu Mund, und eh' eine Stunde verging, war sie mit mancherlei Veränderungen auch in Hallhausen angekommen. Die Einen sagten, ein Kind sey von einem ungeheuren Thier, wie sie am Königssee auf den höchsten Alpen hausen, durch die Luft entführt worden; die Andern, ein Raubvogel habe

es auf eine jämmerliche Weise zerfleischt und halb aufgefressen; noch Andere, die sich am wenigsten von der Wahrheit entfernten, die Wärterin habe den Adler gefangen, aber erst nachdem er das Kind getödtet gehabt. In dieser Gestalt kam das Gerücht zu den Ohren des Vaters. Dieser zweifelte keinen Augenblick, daß von seinem Kinde die Rede sey, und eilte mit ungemessener Hast zu dem Hause der Schwiegereltern. Athemlos trat er in den Hof, und das erste was ihm in die Augen fiel, war Aennchen mit verbundenen Armen, noch blaß von dem gehabten Schrecken, aber mit hellen Blicken, wie vor Freude strahlend. Wo ist mein Kind? rief er ihr zu; was ist aus meinem Kinde geworden? Es schläft, antwortete Aennchen, über die Hast des Mannes bestürzt. — Es schläft? und wo? wo? Und so stürzte er in das Haus, nach der Wiege des Kindes hin. Das Kind lag ruhig in süßem Schlummer. Bei diesem Anblicke war seine Freude nicht minder groß als vorher sein Schrecken, und dieser Wechsel widersprechender Gefühle war zu gewaltsam für ihn. Die Sinne verzingen ihm; er wankte, und Aennchen, die hinter ihm stand, fing den Fallenden auf. Nur wenige

Augenblicke blieb er ohne Besinnung; als er aber zum Bewußtseyn zurückkehrte und die Augen aufschlug, war er nicht wenig erstaunt, in den Armen der Retterin seines Kindes zu seyn.

Höchst sonderbar war es nun, wie sich von dieser Stunde an das Wesen des Mannes umwandelte. Bisher hatte er in Aennchen nur die sorgsame Wärterin geachtet; jetzt, da er ihr die Rettung seines Kindes dankte, und den Vorfall nach allen Umständen vernahm, und das furchtbare Raubthier selbst in seinem Gefängnisse sah, da erschien ihm das unerschrockne Mädchen wie ein Engel, der vom Himmel gesandt worden, um das Schrecklichste von seinem Haupte abzuwenden. Er ergriff ihre Hand, und da er sah, daß das Blut von neuem durch den Verband drang, sagte er: Armes Kind! Du leidest wohl sehr und sagst es nicht? Meine Dankbarkeit, wenn ich es vermag, soll Deine Wunden heilen — und dabei rollten ihm Thränen über die Wangen. Er hielt Wort. In Kurzem hatte sich die Dankbarkeit in Liebe verwandelt. Er bat Aennchen, Mutter des Kindes zu werden, das ihr das Leben verdanken und, nachdem sie das größte, das

undenkbare Unglück von ihm abgewendet habe, auch künftig seine Tage zu erheitern. Werde mir was meine Margaretha war, ein gutes und rechtschaffnes Weib. — Aennchen schlug freudig ein; und jetzt küßte sie ihr Siegmund zum erstenmal, und sie bot ihm die errötende Wange. Dann faßte er sie bei der Hand und führte sie zu den bejahrten Eltern, und sie gaben ihnen ihren Segen; und im ganzen Hause war große Freude, als die Sache richtig war. Denn wenn Schwiegereltern sonst eine neue Schwiegertochter nicht eben immer mit den günstigsten Augen ansehn, so war es hier ganz anders. Denn Meister Martin und seine Frau liebten Aennchen wie eine eigne Tochter, und weil sie gar wohl wußten, wie der arme Wittwer seine verstorbne Frau geehrt und geliebt, und wie tief er sie betrauert hatte, und daß ja eben nur durch die Liebe zu ihrem Kinde die Verbindung mit Aennchen bewirkt worden war, freuten sie sich dieser Liebe und beförderten die Heirath aus allen Kräften. Da also das Trauerjahr um war, im Herbste, als die Trauben reiften und das Laub an den Bäumen gelb wurde, trat Aennchen mit ihrem

Siegmund vor den Altar, und mit dem Myrtenkranz in den braunen Locken sah sie jetzt wahrhaft einem Engel gleich. Frau von Lafferlai richtete die Hochzeit auf ihrem Vorwerke aus, und war selbst dabei gegenwärtig, und Aennchens Vater auch, wie sich von selbst versteht. Der war nun an dem Ehrentage seiner Tochter wie neu verjüngt, und man konnte ihm ansehen, wie selbstzufrieden er war; denn sprechen mocht' er nicht viel, aus Scheu vor der vornehmen Dame. Als aber die Tafel aufgehoben wurde, und die Gäste aufstanden, und die Krücken nicht gleich bei der Hand waren, und Aennchen ihn auf der einen, der Bräutigam auf der andern Seite unter den Armen fassen und wegführen, sagte er: »Nun geht mir der Traum aus, den ich vorgestern gehabt habe. Da träumte mir, ich könnte wieder gehn, wie in meinen guten Tagen, und hätte meine Krückenstöcke in Sankt-Peter aufgehängt, den einen der h. Anna, den andern dem heiligen Siegismund; und wie sie da hingen, schlugen sie aus, und wurden über und über grün, und waren schöne junge Bäume. Ist's nun etwa nicht so? und hab' ich da nicht ein Paar Krück-

kenstöcke, wie sie nicht schöner seyn können? Nun, Gott segne Euch, und lasse Euch immer froh gedeihen und blühen und grünen.« Und indem er so sagte, lachte und weinte er zu gleicher Zeit; und Aennchen küßte ihm die Thränen von den Wangen und sagte: Amen!

Wie sich nun die Sonne zum Untergange neigte, und an dem klaren Herbsthimmel die zarten Wölkchen sich mit Gold besäumten, und ihr Wiederschein die grüne Isar vergoldete, begab sich das Brautpaar nach Hause, und einige der Hochzeitgäste geleiteten sie. In Haidhausen stand nun Alles an den Thüren, und von allen Seiten rief es: Gott grüß' Euch! viel Glück und Segen! Manche kamen auch näher und schüttelten dem Brautpaare die Hände, und baten um gute Nachbarschaft; und die Meisten folgten ihnen bis an ihr Haus nach, sowohl aus Freude an dem schönen Paare, als weil sie wußten, daß dort etwas vorging. An der Thür nämlich standen Siegmunds Knechte und Mägde und erwarteten ihre Herrschaft, und wie sie herankam, stimmten sie ein bairisches Hochzeitlied an, und wetzten ihre Sensen dazu. Das Haus selbst aber

war mit Kränzen behangen, und mit grünen Laubschnuren verziert, was sich schön ausnahm; denn Herr Langer, der Mahler, der in Haidhausen wohnt, hatte es selbst angegeben; da mußte es wohl hübsch werden. Aennchen war nun ganz beschämt, und drückte sich hoch erröthend an Siegmund an, und beide dankten, und versprachen den guten Leuten für den Sonntag einen Tanz und ein Faß Bier zur Hochzeitfeier.

Aennchens Vater zog nach einigen Tagen auch auf das Gut zu seinen Kindern. Erst wollte er nicht, weil er meinte, er könnte ihnen zur Last fallen; da sie aber nicht abließen ihm zuzureden, und ihn sein eignes Herz dazu trieb — denn außerdem, daß er Aennchen so lieb hatte, war auch der Adam ganz ein Mann nach seinem Herzen — gab er nach, und wohnte bei seinen Kindern, und flocht auch hier noch Körbe, ob er es gleich nicht mehr nöthig hatte, zum Zeitvertreib. Wenn er dann zur Abendzeit im Garten auf der hölzernen Bank saß, und die weite Landschaft vor ihm lag, und seine Blicke bald auf den Fluß fielen, der sich in mannichfaltigen Krümmungen zwischen dem Ried der Ufer aus-

breitet, bald auf die Stadt im Hintergrunde, und das ferne Alpengebirge, und es in seinem Herzen so still war, wie in dem wolkenleeren Himmel, da sang er oft mit leiser Stimme ein Lied, das er im Hospital von einem thüringischen Wandergesellen gelernt hatte. Das Lied lautete so:

Mein Gott, Du hast von Kindheit an
Mir viele, viele Huld erwiesen,
Sey, da ich's nicht vergelten kann,
Mit Herz und Mund dafür gepriesen.
Der Rest von meiner Lebenszeit
Bezeuge meine Dankbarkeit.

Durch Dich entzückt der Erde Pracht,
Das Licht des Himmels mein Gemüthe.
Und was mich froh und glücklich macht,
Ist Alles Gabe Deiner Güte.
Beständig thust Du wohl an mir,
Beständig steigt mein Dank zu Dir.

5.

Zwei Geschichten von Leuten, die Schätze fanden.

Ein weiser Mann sagt: Es ist Gott leicht, einen Armen reich zu machen. Er gibt dem Frommen was er bedarf, und was er ihm beschweret, das gedeiht. Dem Bösen aber bringt der Reichthum keinen Segen.

Hoch oben in Rußland hinter Moskau liegt ein geringes Dorf, und in einer Strecke von dem Dorfe eine armselige Hütte. Diese Hütte stand einmal leer; denn der alte Mann, der sie sonst bewohnt hatte, war plötzlich gestorben, und hatte nichts hinterlassen, als eben die Hütte, die keine dreißig Rubel werth war, einiges hölzernes Hausgeräth und einen geschnitzten Heiligen, an dem hier und da noch etwas Farbe zu sehn war; denn

das Meiste war in der langen Zeit verblichen und abgerieben. Ein Testament war nicht da, und als die Gerichte nach den unbekannten Verwandten fragten, meldete sich lange kein Mensch; denn mit Bettlern will eben niemand verwandt seyn. Endlich aber kam doch Einer, ein junger Bursche, Iwan genannt; dem waren Vater und Mutter gestorben, und das Häuschen, das sie ihm hinterlassen hatten, war eben abgebrannt, und er hatte nichts als was er am Leibe trug und ein scharfes Beil zur Arbeit. Der trat nun vor die Obrigkeit und sagte, er habe oft von seiner Mutter gehört, daß der Verstorbne mit ihr verwandt sey. Beweisen könne er es freilich nicht; aber seine selige Mutter habe nie eine Unwahrheit gesagt, und habe dazu auch keine Ursache gehabt. Da nun der Iwan ein so ehrliches Gesicht hatte, daß man ihm Lug und Trug gar nicht zutrauen konnte, das Erbtheil auch einer Lüge nicht werth war, ließ sich der Amtmann die Hand von ihm auf seine Aussage geben, und überlieferte ihm die Hütte mit ihrem wenigen Zubehör. Da war nun Iwan seelenvergnügt, daß er wieder ein Obdach hatte, und dachte an seine Mutter, die eine

so fromme Frau gewesen, und oft zu ihm gesagt hatte: Iwan, was Du thust, habe Gott vor Augen und im Herzen. Sieh, ich bin jung gewesen und bin alt geworden, und nimmer hab' ich gesehn, daß er den Rechtschaffnen verlassen hat. Und wie er so dachte, rollten ihm die Thränen über die Wangen, und er schlug an seine Brust, und sagte: So helfe mir Gott, wie ich meiner Mutter Willen thue! — Dann wendete er sich zu dem Heiligen, der ganz traurig in der Ecke stand, und als er ihn nach Landesgebrauch begrüßt und verehrt hatte, richtete er sich in seiner neuen Wohnung ein, das heißt, er stellte den hölzernen Tisch an die Wand, und den Schemel daneben, und schob die leere Bettstelle in die Ecke; setzte sich dann nieder und beschaute die Wände rings umher, und war in Gott vergnügt. Hab' ich doch nun wieder ein Haus, dachte er; und wenn ich rechtschaffen arbeite, wird es mir auch nicht fehlen am Uebrigen.

So ging es auch. Iwan ging alle Morgen an die Arbeit, und alle Morgen verbeugte er sich vor dem alten Bilde, und so auch am Abend, wenn er nach Hause kam; und wenn er am

Samstag den Wochenlohn bekommen hatte, steckte er vor seinem stillen Hausgenossen ein Pfennigskerzchen auf, manchmal auch zwei, oder brachte ihm ein Kränzchen von Immergrün mit, und freute sich, wie hübsch es ihm stehe. Das war nun recht gut, so lange es Sommer war. Nun brach aber ein harter Winter ein; der Sturm pfiff von allen Seiten durch die Bretterwand, und, was das Schlimmste war, es fiel in Einer Nacht ein so gewaltiger Schnee, daß das Haus bis an das Dach damit zugedeckt wurde. Die Thür war versperrt und an Ausgehn nicht zu denken. Nun war das wenige Holz, das Iwan zusammengetragen hatte, aufgebrannt; sein einziger Schemel folgte nach; dann der Tisch; zuletzt auch die Bettstelle. Das Schneegestöber aber dauerte immer fort, und die Kälte ließ nicht nach. Was war zu thun? Traurig, mit untergeschlagenen Armen, saß Iwan auf der nackten Erde und sah sich nach allen Seiten um; aber da war nichts mehr was zur Feuerung taugte, außer — dem Heiligen. Auf diesen fielen nun seine Blicke immer von Neuem, und es war umsonst, daß er sie davon abzuziehen suchte. Die Versuchung war zu

groß, und er fror allzu sehr. Da stieß er tiefe Seufzer aus, und dachte: Soll ich? oder soll ich nicht? Dann stand er auf von der Erde, griff hastig nach dem Beile, und trat damit vor den Heiligen. Nachdem er sich nun dreimal vor ihm verbeugt und dreimal bekreuzt hatte — das Beil hielt er unter dem Rocke verborgen — sagte er mit gebrochner Stimme: Heiliger Nikolas, oder heiliger Sanct Georg, oder wie Du sonst heißen magst, denn ich weiß es nicht. Du siehst, wie es dem armen Iwan geht. Er ist abgeschnitten von der Welt; die Kälte ist grimmig und das letzte Holz aufgebrannt; auch sein wenig Brod geht zu Ende; und Hunger und Frost zugleich zu ertragen, vermag er nicht. Niemand kann ihm das Leben fristen als Du, wenigstens auf kurze Zeit. Glaube mir — Du weißt, daß ich immer die Wahrheit sage — glaube mir, es geht mir durch die Seele, daß ich Dich darum ansprechen muß. Wir haben, seit ich hier bei Dir eingezogen bin, in größter Einigkeit mit einander gelebt. Du hast es mir nicht an Arbeit und Brod fehlen lassen; und ich habe Dir meiner Seits so viel Dank und Ehre erwiesen, als in meinen Kräften

ſtand. Jetzt aber — ach ſieh mich nicht ſo traurig an, ſonſt ſchwindet mir aller Muth! Vergieb mir! Es kann nun einmal nicht anders ſeyn.

Mit dieſen Worten zog er das Beil ſchnell unter dem Rocke hervor, und ließ es mit abgewendetem Geſichte auf die Schulter des Bildes fallen, und das alte Holz ſprang mitten von einander, und fiel auf die Erde, und zugleich klang und klirrt' es gar wunderlich. Kaum wagte der arme Iwan ſeine Augen dahin zu richten; und als er endlich von der Seite hinblickte, was ſollte er ſehn? Unter dem geſpaltenen Heiligen war die Erde mit Gold und Silber bedeckt; Ducaten und Imperiale lagen über einander wie Nüſſe, und immer quoll es noch aus dem Innern heraus. Iwan ſtand wie verſteinert. Wer hätte das gedacht? ſagte er endlich. So vieles Geld! und das haſt Du Alles für mich geſpart! Nun, es ſoll Dein Schade nicht ſeyn. Jetzt zwar mußt Du mir einen Theil von Dir überlaſſen; denn das ſiehſt Du ſelbſt ein, daß, wenn ich erfriere, Dein Geſchenk mir nichts hilft. Ich will Dich aber ſchonen, ſo viel ich kann; und was ich jetzt aus Noth von Dir verwenden muß,

will ich künftig neuer und schöner wieder machen lassen; und einen stattlichen Pelz will ich Dir kaufen für Dein Geld, und eine Mütze von Sammt mit Zobel verbrämt, und an Kerzen soll es Dir niemals fehlen, wenn Du mich beim Leben erhältst. — Nach diesem Angelöbniß küßte er seinem Wohlthäter Hände und Füsse, hieb dann ein tüchtiges Stück davon ab, und wärmte sich daran. Hierauf suchte er seinen Schatz zusammen, betrachtete sich jedes Stück von beiden Seiten, und bei jedem dachte er: »Das ist der Segen meiner Mutter.« Darüber verging die Nacht. Gegen Morgen aber erhob sich ein Thauwind, und der Schnee sank schnell zusammen, und der Ausgang wurde wieder frei; und so konnte der arme Iwan, der nun ein reicher Mann war, sich nach einen wärmern Obdache umthun.

Wer in Rußland Geld hat, der kann sich dort, wenn er es anders recht anfängt, wie anderwärts auch, wohl sehen lassen. Iwan säumte nicht lange, sondern kaufte sich ein freies Landgütchen, nahm sich eine Frau, und wurde ein glücklicher Hausvater. Er selbst arbeitete emsig

fort, wie sonst, und was er begann, gerieth ihm wohl; auch seine Kinder hielt er zur Arbeit an, und wie ihm seine Mutter gelehrt hatte, Gott vor Augen zu haben und im Herzen, so lehrte er seine Kinder auch, und sie folgten ihm. Seinen Wohlthäter vergaß er auch nicht. Nachdem er den Rest, der nicht in den Flammen aufgegangen war, wieder zusammengeleimt, und was daran fehlte, wieder ergänzt hatte, ließ er ihn durch einen Mahler frisch anstreichen, und hielt ihm auch sonst Alles, wie er es versprochen hatte, und noch mehr. Das war nun gut und recht, und wir wollen nicht lachen, wenn der gute Iwan den schön geputzten Heiligen mit inniger Freude betrachtete, und den Seinigen erzählte, wie es ihm damit ergangen war. Besser aber noch war, daß er als ein reicher Mann so still fortlebte, wie sonst, und sich seines Reichthums nicht überhob, und gern allen Menschen diente, die seiner bedurften. Und nicht blos seinen Heiligen kleidete er aus Dankbarkeit, sondern auch die Armen, die zu seiner Schwelle kamen. Darum war er denn bei allen Nachbarn beliebt, und wo er einsprach, war er gern gesehn. Denn sie

meinten, er brächte ihnen Glück. Und so geschah denn, wie die Schrift sagt: Thuet die Thore auf, daß herein gehe der fromme und gerechte Mann; und: Wer den Gerechten bei sich aufnimmt, der wird einen guten Lohn empfangen.

Nun könnt Ihr schon hieraus abnehmen, daß man nicht meinen darf, es sei genug, einen Schatz zu finden, damit es Einem wohl gehe. Es kommt auf den Finder an. Der gute Wein schlägt um, wenn er in ein unreines Gefäß gegossen wird; und nur dem ist der Reichthum ein Gut, der selbst gut ist. Das werdet Ihr noch besser erkennen aus einer andern Geschichte, die sich vor nicht langer Zeit in England begeben hat.

Dort nämlich lebte vor mehrern hundert Jahren ein böser König, Richard genannt, seines Namens der Dritte, ein grausamer Mörder seiner königlichen Mündel, und der Räuber ihres Throns. Nicht lange genoß er das ungerechte Gut; denn ein Nebenbuhler seines Raubes erhob sich gegen ihn, und Richard fiel in einer Schlacht bei Bosworth, nahe bei der Stadt Leicester. Nun befand sich unter seinem Gepäck eine hölzerne Watt-

ſtelle, die er auf allen Reiſen mit ſich führte, indem er vorgab, daß er in keiner andern ſchlafen könne. In dieſem unbehülflichen Gebäude aber waren geheime Käſten angebracht, in denen er ſein Geld aufbewahrte, und niemand wußte darum. Als er nun getödtet war, plünderten die Sieger alles Uebrige; an dem Bette aber, das ein ſo ſchlechtes Anſehn hatte, vergriff ſich niemand, ſondern es blieb zum Andenken des böſen Königs in dem Hauſe ſtehn, wo er in der Nacht vor dem Treffen geſchlafen hatte; und da bisweilen Leute kamen, die es ſehn wollten, und ein Trinkgeld dafür bezahlten, ſo wurde es auf dem Boden unter dem Dache aufbewahrt bis vor Kurzem. Nun geſchah es, daß der Eigenthümer des Hauſes eine Reiſe machte, und als Aufſeher einen Mann darein ſetzte, der wohl ſelber einen Aufſeher brauchte. Denn er brachte den ganzen Tag im Wirthshauſe zu, und wenn er am Abend betrunken nach Hauſe kam, und ſeine Frau ihn ſchalt, blieb er ihr die Antwort auch nicht ſchuldig, und oft gab er ſie nicht mit dem Munde, ſondern mit der Fauſt. Als es nun Winter wurde, und es an Holz gebrach — denn der

Mann sorgte für nichts — wurde das alte Geräth des Hausherrn, das auf dem Boden umherstand, eines nach dem andern in's Feuer geworfen, und es war endlich nichts mehr übrig als König Richard's Bett. An das sollt' es nun auch kommen. Als aber der Mann mit dem Beile auf den Boden ging, um es in Stücken zu schlagen, lief die Frau ihm nach, und wollte ihn abhalten. „Wenn der Herr wiederkömmt, sagte sie, und findet das alte Bett nicht mehr! Oder, wenn Reisende kommen, und es sehn wollen? Das wird dann gleich in den Zeitungen bekannt, und wir kommen um Ehre und Reputation, und die Trinkgelder dafür geben uns auch ab." — Der Mann aber, schon halb berauscht, befahl der Frau zu schweigen, und da sie das nicht that, sondern immer heftiger keifte und die geballten Hände gegen ihn aufhob, holte er mit dem Beile aus und hieb nach ihr; der Hieb aber traf sie nicht, sondern das Bettgestell. Von dem gewaltigen Schlage sprangen die Seitenwände krachend aus einander; der geheime Kasten fuhr auf, und eine Fluth von Goldstücken ergoß sich daraus. Mit offnem Munde starrte

der Mann die unglaubliche Erscheinung an; sein Rausch verschwand im Augenblick, und er warf sich über das Gold her, um sich mit seinen Händen zu überzeugen, daß es kein Traum sey. Die Frau that dasselbe von der andern Seite, und so begegneten sich in dem unglückseligen Metalle die Hände, die sich einen Augenblick vorher so feindlich gegen einander erhoben hatten.

Der Friede, der auf diese Weise geschlossen worden, war nicht von langer Dauer. Das Bett wurde wieder zusammengeflickt und das Gold in eine Lade geschlossen; was aber vorher in dem Haushalte nicht gut gewesen war, wurde jetzt nicht besser, sondern verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Der Mann trank, die Frau zankte; und zwischen ihnen lag der Mammon, den sie mit Angst verheimlichen mußten. Es war eine Hölle auf Erden. Der Winter war vergangen; der Frühling wollte auch zu Ende gehn, und die Hölle wurde immer heißer. Da dachte die Frau: Soll ich um des Trunkenboldes willen ein so elendes Leben führen bis an mein Ende? Ich könnt' es ja besser haben. — Dann verabredete sie mit einem Mädchen, das ihr aufwartete, wie

sie den Mann aus der Welt schaffen und dann recht vergnügt mit einander leben wollten.' Und als der Mann in der Nacht trunken nach Hause kam, und die Treppe hinaufstaumelte, fing die Frau von der obersten Stiege her einen Zank mit ihm an, und als er den Stock gegen sie aufhob, fiel sie mit dem Dienstmädchen über ihn her, und beide zusammen stürzten ihn kämpfend die Treppe hinab. Der Fall war hoch; mit einem Fluche im Munde kam der Trunkene am Boden an, und nach kurzem Röcheln gab er den Geist auf.

Nachdem sich nun die Frau überzeugt hatte, daß er wirklich todt sey, erhob sie und ihre Gehülfin ein Jammergeschrei, und rief Leute herbei, und beschwor den Doctor und den Barbier, ihn wieder lebendig zu machen; und da sie sich dabei so natürlich anzustellen wußte, hegte niemand Verdacht. Diese Rolle spielte sie auch noch einige Tage fort; wenn sie aber vor den Leuten viele Thränen vergessen hatte, schloß sie sich in ihre Kammer ein, öffnete ihre Lade und lachte ihr schönes Gold an. Nach Verlauf einiger Wochen zog sie mit ihrer Magd nach London, um in dieser großen Stadt ihr Leben zu genießen, wie

sie meinte. Das ging denn auch in den ersten Wochen und während ihr Alles noch neu war, ganz erträglich; aber das böse Gewissen war mit gezogen, und wenn dieß auch am Tage in dem Geräusche der Straßen und dem Getümmel der Menschen schweigen mußte, so schrie es desto lauter bei Nacht, und das Weib konnte die Augen nicht schließen, ohne daß das drohende Bild ihres Mannes davor trat, und sein letztes Röcheln in ihren Ohren klang. Das war nun eine schlimme Gesellschaft; fast eben so schlimm aber war die Gesellschaft ihrer Magd, die gleichsam das lebendige Gewissen außer ihr war. Schon an sich war sie ihr als Mitwisserin des entsetzlichen Verbrechens ein beständiger Vorwurf; als sie aber noch überdieß anfing, die Herrin zu spielen, täglich neue und größere Forderungen machte, und diese mit den heftigsten Drohungen unterstützte, da hatte die unglückselige Frau zum zweitenmale die Hölle im Hause, und jetzt noch ärger als zuvor, so daß sie bald ganz tiefsinnig wurde. Das war denn nun das vergnügte Leben, das sie sich vor der That mit ihrer Gehülfin versprochen hatte. Dabei verminderte sich auch der Schatz in der

Lade von Tag zu Tag, und man konnte die Rechnung machen, wenn er zu Ende seyn würde. Da dachte die Magd: Eh' es so weit kömmt — und nahm Abrede mit einem schlechten Burschen, der sie heirathen wollte, und beide überfielen die Frau im Bette und erwürgten sie. Die Unthat kam aber gleich an den Tag. Die Mörder wurden eingezogen, und nachdem sie das ältere und das neuere Verbrechen gestanden hatten, wurden sie hingerichtet. Das Geld, was sich noch vorfand, kam in die Armenkasse.

So empfängt Jeder, was seine Thaten werth sind.

6.

Der Einſturz.

Ich gehe aus, ſagte Frau Lisbeth zu ihrem Töchterchen; räume unterdeſſen die Stube und Küche auf. Es ſteht ſo vielerlei herum. Mach' es aber hübſch mit Vorſicht; nimm nicht mehr als Ein Stück auf einmal in die Hand, und nimm Dich in Acht, daß Du nichts zerbrichſt.

Lieschen that, wie ihr die Mutter befohlen hatte; ſetzte zuſammen was zuſammen gehörte, wiſchte den Staub von Schüſſeln und Tellern, und ſtellte Alles der Reihe nach in den Bretern auf. Jetzt waren nur die Taſſen noch übrig. Auch dieſe legte Lieschen in einem Wämmchen zuſammen, um ſie in dem Wandſchranke einzuſchließen; ſetzte dann einen Schemel vor den geöffneten Schrank, und ſtieg hinauf. Aber kaum hatte ſie, das Wämmchen in beiden Händen haltend, einen Fuß

auf den Stuhl gesetzt, als der Fußboden bebte. Ein dumpfer Schlag folgte, und dann wieder einer, und bei der wiederholten Erschütterung und dem dumpfen Getöse, das sie begleitete, verdunkelte sich die Luft. Alles das war die Sache eines Augenblicks. Beim ersten Stoße sank das erschreckte Kind von dem Schemel zurück; das Wännchen entfiel seinen Händen, die Tassen rollten auf die Erde und bedeckten den Boden der Küche mit ihren bunten Scherben.

Bei diesem Anblicke vergaß Lieschen alles Andre und dachte nur an den Zorn der Mutter. Auf die Erde kauernd suchte sie die Scherben zusammen, und da sie sah, daß nichts mehr ganz war, setzte sie sich dazu und weinte bitterlich.

Indem sie noch so weinte, trat die Mutter herein. Sie war blaß wie der Tod, die Füße wankten unter ihr; zitternd und mit keuchender Brust sank sie auf einen Stuhl, ohne der Verwüstung zu achten, die zu ihren Füßen lag.

Lieschen aber meinte, der angerichtete Schade habe die Mutter so erschreckt, und lief zu ihr hin, und sagte noch weinend: Ach, Mütterchen, es war nicht meine Schuld. Ich habe mich ge-

wiß recht in Acht genommen. Aber ich weiß nicht, wie es kam und was mich so erschreckt hat, daß ich vom Stuhle fiel.

Da faßte die Mutter das geängstete Kind in beide Arme, drückte es fest an die Brust, und sah bald zum Himmel, bald auf das Kind. Zu sprechen war sie noch nicht fähig.

Die Sache war diese.

In der nächsten Straße, unmittelbar hinter Frau Lisbeth's Hause, wurde gebaut. Ein altes Gebäude sollte abgetragen werden, um ein neues aufzuführen; da es aber mürber war, als man geglaubt hatte, so geschah es, daß während der Arbeit ein großer Theil mit gewaltigem Getöse zusammenbrach. Der Boden umher bebte; dichte Wolken von Staub erfüllten die Luft; Alles umher war mit Bergen von Schutt bedeckt. Von den Arbeitern war niemand beschädigt.

Während aber diese bestürzt und staunend in den Ruin hineinsahen, drang eine junge Frau mit Angstgeschrei über die Schutthaufen und das Staubgewölk nach der offnen Straße vor, ohne sich darum zu kümmern, daß man ihr zurief,

auch die noch stehende Wand drohe den Einsturz, und sie werde von den überhängenden Balken erschlagen werden. Einer Wahnsinnigen ähnlich rief sie ohn' Unterlaß: „Mein Kind! mein Kind! Wo ist mein Karl? Erbarm' es Gott, er ist erschlagen!“ — Dann sich an die Nächststehenden wendend, schrie sie ihnen zu: „Werft den Schutt weg; um Gotteswillen; grabt, sucht! Er lebt vielleicht noch. Retter, retter mein Kind!“

Bei diesem mütterlichen Angstgeschrei lief Alles zusammen. Einige der Arbeiter erinnerten sich nun allerdings, daß sie einen Knaben hatten umherlaufen sehn; sie hatten aber nicht auf ihn geachtet. Und nun meinten sie, er könne wohl zu Schaden gekommen seyn; aber unter welchem Schutthaufen er stecke, könne Niemand sagen; auch sey nichts zu thun, da auch das, was noch stände, jeden Augenblick einzustürzen drohe.

Die Verzweiflung der Mutter kann niemand beschreiben.

Von allen diesem war Lieschens Mutter Zeuge gewesen. Eine unbeschreibliche Angst überfiel sie. Sie dachte an ihr zurückgelassenes Kind und eilte nach Hause.

Der vermißte Knabe aber war nicht umgekommen. Als die Staubwolke sich verzog und man wieder heller sehen konnte, erschien er in seinem bunten Röckchen, mit Staub überpudert, auf der Brüstung eines Fensters der noch stehenden Wand, und sah furchtlos und neugierig in die Verwüstung hinab. Und da er seine Mutter erblickte, rief er ihr zu: »Mutter, Mutter, siehe doch, wie groß ich bin und wo ich stehe, und hole mich; ich kann so allein nicht wieder hinunter.«

Da entstand ein Jubel ohne Gleichen. Alle Blicke richteten sich nach dem Knaben hin, und die Mutter hätte der freudige Schrecken fast zu Boden geworfen. Zitternd vor Angst und Freude lief sie nun zurück über die Schutthügel, klimmte die halbzertrümmerten Stiegen hinauf, und mit ausgebreiteten Armen fing sie den Knaben auf, der ohne Kenntniß der Gefahr sich ihr lachend entgegen warf.

Das Gerücht von diesem Ereignisse verbreitete sich durch die Stadt, und den ganzen Tag kamen Leute zu der Stelle, um das Fenster zu sehen, wo der Knabe so keck und wohlgemuth gestanden hatte. Was ihm den Tod gedroht hatte,

gereichte ihm zum Glück. Denn da man erfuhr, daß er eine vaterlose Waise, seine Mutter aber eine arme Frau sey, traten einige wohlthätige Familien zusammen, und nahmen sich der Mutter und des Kindes an. Und der Knabe wurde gut erzogen, und ward ein geschikter Maurer, der manches Haus baute, wobei er denn oft Gelegenheit hatte an das zu denken, was ihm als Knaben begegnet war.

7.

Der Erfrorene.

In meinen frühern Jahren, als ich noch die Arzneikunst trieb, ging ich zur Winterzeit in meinem Berufe auf das Land. Es war ein kalter Tag; die ganze Flur war mit tiefem Schnee bedeckt, und ein scharfer Ostwind fuhr über den Schnee. Als ich etwa bis zur Mitte des Wegs gekommen war, sah ich einen Mann an der Straße sitzen, in ärmlicher Kleidung, den Kopf auf beide Hände und diese auf einen Knotenstock gestützt. Ich rief ihn im Vorübergehen an, und da er nicht antwortete, glaubte ich, er schliefe, trat zu ihm hin und rüttelte an ihm. Es war umsonst; das Leben schien von ihm gewichen. Hier versuchte ich nun das Einzige, was in einem solchen Falle zu thun ist; das heißt, ich bedeckte den erstarrten Leib mit Schnee, und da mein Geschäft Eile

fernte, setzte ich meinen Weg fort, nur etwas schneller als vorher. In dem nächsten Dorfe zeigte ich den Vorfall an, bestellte Leute mit einer Tragbahre und was außerdem erforderlich war, besuchte den Kranken, zu dem man mich gerufen hatte, und holte die abgeschickten Männer wieder ein, ehe sie noch die bezeichnete Stelle erreicht hatten. An dieser Stelle fanden wir ein aufgewühltes Schneelager; der Erfrorne aber war nicht mehr darin. Ob ihn Andere aufgehoben hatten, oder ob er, zum Leben erwacht, seinen Weg fortgesetzt hatte, konnte niemand wissen.

Es war das Letztere. Ich schickte nun die Leute zurück, die hier nichts weiter zu thun hatten, und setzte meinen Weg nach der Stadt allein fort. Noch war ich keine halbe Stunde gegangen, als ich meinen Erfrornen langsam vor mir her wandern sah. Ich hatte ihn bald eingeholt. Gott grüß' Euch, Alter, sagte ich; wo gedenkt Ihr noch hin? — Nach der Stadt, antwortete er, wenn ich sie erreichen kann. Es wird mir heute gar zu schwer. — Verhin, fuhr ich fort, saßt Ihr hier am Wege und schient ganz erstarrt. Ich meinte Ihr wärt todt.

Ich bin früh vom Hause weggegangen, erwiederte der alte Mann, und da gestern der Schnee so stark gefallen war, mußt' ich mir bis zur Landstraße hin Bahn machen. Das war für meine alten Beine ein zu großes Stück Arbeit. Ich war so müde geworden, daß ich mich setzen mußte und einschlief. Ich weiß aber nicht, was mir wiederfahren seyn muß. Als ich erwachte, war ich in Schnee begraben, und doch hat es, so viel ich sehn kann, keinen neuen Schnee gelegt.

Ich erklärte ihm das Räthsel.

Nun so sey Gott und Euch für Eure Fürsorge gedankt, erwiederte der Alte, weniger um meinetwillen, denn ich war sanft eingeschlafen und hatte die Bitterkeit des Todes nicht geschmeckt; aber fünf armen Enkeln, die ich mit meiner Hände Arbeit ernähren muß, wäre mein Tod ein gar zu hartes Loos gewesen. Ihrem Vater, der mein Eidam war, begegnete dasselbe, was mir drohte. Er blieb an einem kalten Decembertage sitzen, und statt des Weihnachten, den er seinen Kindern in der Stadt gekauft hatte, brachten sie uns den todten Vater in's Haus. Ihre Mutter,

die eben in den Wochen lag, starb vor Schrecken, und ihr Säugling folgte ihr nach. Da ist nun die kleine Heerde meiner Obhut anheim gefallen, und sie wären gar zu arm und verlassen gewesen, wenn Euch Gott mir nicht zur Hülfe gesendet hätte.

Das Wesen des alten Mannes gefiel mir sehr. Sein ehrwürdiges Angesicht, seine sanften Mienen und der milde Ton seiner Stimme verkündigte ein stilles, Gott ergebnes Gemüth. Bei der Fortsetzung des Gespräches wurde ich mit seiner ganzen Lage bekannt. Er war einer der Menschen, wie sie jetzt immer seltener gefunden werden, die in dem festen Glauben an eine Vorsehung, die Alles zu unserm Heile wendet, auch unter der drückenden Bürde der Armuth und vielfältigen Unglücks, doch im Innern Freudigkeit bewahren, und aus ihr die Kraft nehmen, auch das Schwerste zu tragen.

Unter fortgesetztem Gespräche gelangten wir zur Stadt, und bei der Trennung bat ich mir den Namen meines Begleiters aus. Er nannte mir ihn: es war kein gewöhnlicher Name, aber er klang mir bekannt; und da ich ein Veilchen

gesonnen hatte, fand ich ihn in meinem Gedächtnisse wieder. Kommt mit mir in mein Haus, sagte ich, um Euch mit Speise und Trank zu stärken, denn das bedürft Ihr. Dann möget Ihr Eure Geschäfte besorgen. Nach Hause zurückkehren könnt Ihr nicht. Das Schicksal, dem Ihr so eben durch Gottes Hülfe entgangen seyd, könnte Euch zum zweitenmale treffen.

Der Alte nahm meine Einladung an, und als er gegessen und getrunken hatte, fragte ich ihn, ob er im Auslande Verwandte hätte. Nicht eben daß ich wüßte, antwortete er. Einen Bruder zwar hab' ich gehabt, aber der mag längst todt oder vom Meere verschlungen seyn. Ackern und Pflügen stand ihm nicht an, und auf dem Dorfe war's ihm zu eng, wie nun eben jeder Mensch seinen eignen Sinn hat. Der Vater that ihn in die Stadt auf ein Handwerk. Als er ausgelernt hatte, ging er auf die Wanderschaft, und von Hamburg aus schrieb er, er wolle sein Glück in der neuen Welt versuchen. Seitdem haben wir nichts weiter von ihm gehört.

Wie hieß denn dieser Bruder? frug ich weiter.

Gottfried Valentin.

Nun, so ist es ja recht, sagte ich, und holte ein amerikanisches Zeitungsblatt herbei, in welchem die Erben und Angehörigen eines deutschen Handelsmannes, Gottfried Valentin Gebser genannt, der im Neuen-Hafen in Connecticut ohne Erben gestorben sey, aufgefordert werden, sich zu melden, und nach gehöriger Beglaubigung seinen Nachlaß in Empfang zu nehmen.

Das ist wohl weit weg, sagte der Alte lächelnd, aber ohne besondere Freude zu zeigen. Meine Jahre passen sich zu einer weiten Reise nicht.

Ich sagte ihm, daß eine solche Reise nicht eben nöthig sey; daß das Geschäft durch fremde Vermittelung zu Stande gebracht werden könnte, und erbot mich, hülfreiche Hand dabei zu leisten. Vor allen Dingen, setzte ich hinzu, ist ein Taufschein und eine gerichtliche Beglaubigung nöthig. Ich habe einen Freund in Hamburg, der ein Rechtsgelehrter ist; an diesen wollen wir schreiben, und dann wird die Sache ohne große Mühe zu machen seyn.

Erst jetzt zeigte der alte Mann Zufriedenheit.

Die Hände faltend und mit einem dankenden Blicke zum Himmel sagte er: Das schickt Gott meinen armen Enkeln. Das ist der Segen, der auf ihrer Mutter geruht hat, die eine so gute Tochter war. In ihrer letzten Stunde faßte sie mich bei der Hand und sagte: Vater, sorgt für meine armen Kinder, die nun vater- und mutterlose Waisen werden; gebt ihnen eine fromme und christliche Erziehung. Dann wird Gott weiter für sie sorgen. Das geht nun in Erfüllung. Dieser Tag ist ein großer und gesegneter Tag für mich.

Nach diesen Worten, die er gleichsam betend vor sich hin sprach, dankte er mir mit großer Herzlichkeit. Ich hatte die Freude, das Ende der Sache herbeizuführen, deren Anfang mir ein glücklicher Zufall in die Hände gelegt hatte; denn nach Verlauf eines Jahres war mein Alter in dem Besitze einer Erbschaft von mehr als tausend Thalern. Dieses Geld legte er in Grundstücken an, erzog seine Enkel zu rechtschaffnen Bauern, und lebte noch funfzehn Jahre nach jenem für ihn so merkwürdigen Tage, den er auch jedes Jahr mit besonderer Andacht feierte. Als

er nun ſehr alt war, und ſein Haupt kaum noch aufrecht halten konnte, verſammelte er an ſeinem letzten Feſttage ſeine Kindeskinder um ſich, und ſagte zu ihnen: Meine Kinder, die letzte Stunde iſt nicht mehr fern. Meine Kraft iſt ſchwach geworden und mein Aug' iſt dunkel. Bald wird es das Licht nicht mehr ſehn. Dann wird mein Gebein verſammelt werden zu dem Gebeine meiner Väter; aber mein unſterbliches Theil wird bei Gott ſeyn. Bin ich dann auch fern von Euch, ſo wird doch mein Segen bei Euch ſeyn. Vergeſſet nie das Gute, was Gott der Herr an uns gethan hat, und danket ihm dafür durch ein frommes Leben. Wer fromm wandelt vor Gott, ſagt die Schrift, dem wird es wohl gehn; der Böſe aber blüht wohl eine Weile, wie ein Baum, der keine Wurzel hat; aber nach kurzer Friſt verdorrt er und ſtirbt. Bleibet treu in euerm Beruf. Wer ſeinen Acker fleißig baut, der wird immer des Brodes genug haben; Müſſiggang aber iſt des Laſters und der Armuth Vater. Seyd genügſam, mäßig, barmherzig, und trachtet nicht nach ungerechtem Gute. Ungerechter Gewinn iſt wie ein Unkraut, das üppig grünt,

aber den guten Saamen erſtickt. Seyd nicht hoffärtig. Ehret die Obrigkeit und folget dem Geſetz. Lebet in Einigkeit und Frieden mit Euern Nachbarn; vor allen Dingen aber liebet Euch unter einander, wie Ihr Euch immer geliebt habt. Dann wird Euch der Segen Eurer Mutter und der Meinige nimmer fehlen, und wir werden einſt wieder verſammelt werden in dem Schooße der ewigen Liebe.

Noch an demſelben Tage entſchlief der Greis, ſatt des Lebens und froh. Sein letztes Einſchlummern war ſo ſchmerzlos und ſüß wie an jenem Wintertage. Aber er erwachte nicht wieder.

8.

Peter Kinz.

Die Menschen trachten nach vielen Dingen, am meisten aber nach Geld; denn weil man für Geld so Vieles kaufen kann, so meinen sie, reich und glücklich seyn, wäre Eins. Aber dem ist nicht so. Wenn man auch Alles für Geld haben kann, Zufriedenheit ist nicht feil für Geld; und was ist alle Herrlichkeit der Welt ohne ein zufriedenes Herz? Auch manches andre ist auf keinem Markte zu haben. Das Sprichwort sagt: Kaufe Dir ein Senfkorn groß Verstand, so hast Du einen Berg von Gold. Das Sprichwort ist wahr; denn durch Verstand kann man reich werden, durch Reichthum aber ist noch keine Einfalt zu Verstand gekommen. Aber wo ist der Markt, auf den man ihn kauft? Darum wissen viele Reiche nicht, was sie mit ihrem Gelde machen

ſollen. Einer ſperrt es in den eiſernen Kaſten, beſchaut es in der Verborgenheit und darbt dabei. Ein Anderer ſagt: Ich will guter Dinge ſeyn; denn es iſt ein kurz und mühſelig Ding um unſer Leben, und wenn ein Menſch dahin iſt, ſo iſt's gar aus mit ihm. Unſere Zeit fährt dahin wie ein Schatten, und wenn wir weg ſind, iſt keine Wiederkehr; darum laſſet uns wohl ſeyn, weil es da iſt, und unſers Leibes brauchen, weil er jung iſt. Und ſo ladet er Gäſte in ſein Haus, und ſchwelgt Tag und Nacht; und das Geld ſchmilzt in ſeiner Hand wie Schnee, und ſo geſchieht es ihm wohl, daß er im Alter bei denen bettelt, die vormals ſeine Genoſſen waren, oder ſich beugt vor denen, die er in ſeinen guten Tagen verachtet hatte. — Wollte man alle Thorheiten aufzählen, zu denen das Geld verführt, und alles Böſe, wozu es Anlaß gibt, ein groſſes Buch faßte es nicht. Daher man wohl dem weiſen Mann recht geben muß, der geſagt hat: Was ſoll dem Narren Geld, ſo er doch ein Narr iſt? und dem, was ein Andrer ſagt: Der Reichſte iſt, wer den Reichthum entbehren kann.

Eine lächerlichere, und, wenn man es bei dem

rechten Namen nennen will, närrischere Art, seines Geldes froh zu seyn, ist mir nicht leicht vorgekommen, als die von Peter King, einem Engländer. Dieser Peter King war der Sohn armer Eltern, und wurde als Knabe zu einem kleinen Krämer in die Lehre gethan. Hier hielt er sich gut. Er war emsig bei der Arbeit, ordentlich bei jedem Geschäft, und die Ehrlichkeit selbst. Bald vertraute sein Herr ihm das ganze Geschäfte an, und als er starb, hinterließ er ihm den Kram zum Erbtheil im Testament. Peter heirathete nun, erweiterte seinen Handel, und wurde mit Hülfe seiner emsigen Frau ein wohlhabender Mann. So weit war nun Alles gut, und es war an dem Manne nichts zu tadeln, als etwa ein wenig Hochmuth von Zeit zu Zeit, der aber ziemlich unschuldig war, und niemanden weh that. Nachdem er aber zu Jahren gekommen war, und des Geldes genug zu haben glaubte, und ein anderer Krämer sich neben ihm einrichtete und seine Kundschaft schmälerte, dachte er: Sollt' es nicht endlich Zeit seyn, daß ich mich zur Ruhe setzte, und meines Lebens froh würde? Kinder hab' ich nicht; für wen plag' ich mich denn so?

So werd' ich auch den Aerger über den Nachbar los. — Er beschloß also, da seine Frau auch nichts dagegen hatte, seinen Kram zu verkaufen, und in eine andre Straße zu ziehn. Das war leicht ausgeführt. Nicht so leicht aber ist es, nichts zu thun, obschon mancher es denkt, der es noch nicht versucht hat; und ein Mann ist besser daran, der sich besinnen muß, mit welcher Arbeit er nur anfangen soll, als der, welcher nicht weiß, was er mit seiner müssigen Zeit machen soll. Dieß erfuhr Peter King nur allzu bald. In den ersten acht Tagen war es ihm schon ganz recht, daß er schlafen konnte, so lange er wollte; auch daß er nicht bis zum Abend am Schreibtische sitzen, Rechnungen ausziehn und Briefe schreiben durfte; aber diese Lust des Nichtsthuns wollte nicht wiederhalten. Er fing an Langeweile zu haben. Denn, wie wohl mancher that, die Zeit im Wirthshause zu versitzen oder am Spieltische, dazu war Peter King ein zu ordentlicher Mann, vielleicht auch zu stolz; und da er sechzig Jahre alt geworden war, ohne je aus dem Gleis der Ordnung zu treten, so konnte er jetzt damit nicht den Anfang machen. Er

wußte also nicht wo aus noch ein mit seiner müssigen Zeit, und fing Grillen. Wie er nun eines Tages im Lehnstuhl saß, und an die alten Zeiten dachte, wie arm er gewesen, und was für glückliche Leute er damals gesehen hatte, kam ihm auf einmal Etwas in den Sinn, das ihm aus der Noth half. Er sah sich nemlich ganz leibhaft vor Augen, gleich als ob es auf einem Bilde vor ihm stände, wie er als Ladenbursche Sonntags bei müssiger Zeit an der Thür gelehnt habe, in einem kurzen, grauen, abgetragnen Röckchen, in schwarzen wollenen Strümpfen, plumpen Schuhen und tombacknen Schnallen darin; und wie da oft ein Arzt vorüber gegangen sey, ein wohlgenährter, kurzer Mann, wie er jetzt selbst war, mit rundem, glattem Angesicht und einer hohen glänzenden Stirn, auf der eine ungetrübte Heiterkeit zu wohnen schien. Dabei war dieser Arzt, wie man denken kann, stattlich gekleidet, wie es damals die Mode mit sich brachte, und schritt so aufrecht und gravitätisch einher, daß man gar nicht anders glauben konnte, als des Mannes Wissen, Wohlstand und Zufriedenheit müsse ganz unerschütterlich fest stehn. Dieses

Bild trat ihm jetzt ganz frisch und lebendig vor die Seele, und dabei erinnerte er sich ganz deutlich, mit welchem Gefühle von Bewunderung er dem Manne immer nachgesehen, und wie er in seiner Haltung und Tracht einen ganzen Inbegriff irdischer Glückseligkeit erkannt habe. Dann dachte er weiter, wie er sich damals freilich gar nicht zu dem Gedanken habe erheben können, als ein solcher Mann vor der Welt aufzutreten; jetzt aber steh' es ja in seiner Macht. — Mit diesem Gedanken im Kopfe stand er nun von seinem Lehnstuhle auf, und es war ihm schon jetzt, als sey er ein ganz andrer Mensch, und er hatte keine Ruhe, bis er Alles zu Stande gebracht, und sich wie sein großes Muster- und Vor-Bild herausstaffirt hatte. Mühe kostete es allerdings, einen Schneider zu finden, der ihm Alles so anfertigte, wie er es im Kopfe hatte; und dann wich er ihm bei der Arbeit nicht von der Seite. Wie nun aber Alles fertig und auch die geringste Kleinigkeit nach seiner Angabe vollendet war, da hätte man ihn sehen sollen, wie er die einzelnen Stücke beschaute und anlegte; erst das feine Hemd mit der langen Spitzenkrause und

den prächtigen Manschetten, die mehr als die halbe Hand bedeckten; dann die weißen seidnen Strümpfe mit breiten Zwickeln; die hohen Schuh mit großen silbernen Schnallen verziert; die kurzen Beinkleider; die bis zu den Knieen herabsteigende Weste von Brokat; den caffeebraunen Tressenrock mit weiten Ermeln und breiten Schößen. — Ein unbeschreibliches Wohlbehagen strahlte von seinem Antlitz. Und als er sich nun gar in vollem Anzuge vor den Spiegel stellte, und seine Frau ihm noch dieses und jenes zurecht rückte; und er endlich den kleinen Hut unter den Arm und das lange spanische Rohr mit dem goldnen Knopfe in die Hand nahm, und so aus der Thür auf die Straße trat, auch in Gang und Haltung seinem Vorbilde ähnlich — da kam er sich wie verwandelt vor, und es war ihm, als müßte irgendwo der arme Ladenbursche — er selbst — in der Straße stehn und ihn bewundern. Aber es kam nicht so. Freilich fuhren Köpfe genug an die Fenster; auch an Begleitern fehlte es nicht; und alle verwunderten sich, was nur diese fremde Erscheinung aus der alten Welt sagen solle, die ihnen vorkam wie eine Fastnachts-

Mummerei. Endlich trieb ihn eine Schaar muthwilliger Buben mit Hohn und Spott nach Hause zurück. Das Ausgehn unterließ er nun; aber von seiner närrischen Eitelkeit war er darum nicht geheilt. Täglich warf er sich in die festlichen Kleider, und täglich ging er darin mit abgemessenen Schritten in der Stube auf und ab, wo zwei einander gegen über hängende Spiegel sein Bild sich zuwarfen und vervielfältigten. Bisweilen wechselte er auch seinen Anzug mehr als einmal des Tages. Was von Zeit ihm übrig blieb, widmete er seinen beiden Katzen, die er mit grosser Sorgfalt wartete, und bei der Mahlzeit neben sich sitzen ließ. Diese sollten nun aber auch das Vergnügen genießen, das er an sich selbst hatte, und wie des armen Gottfrieds Kater in Stiefeln ging, so mußten die Katzen Peter King's in Tressen besetzten Röckchen einhergehn. Die armen Thiere ließen sich Alles gefallen, und ihr Herr war nie zufriedner, als wenn er in vollem Staate zwischen seinen ebenfalls geschmückten Hausthieren seiner alten Frau gegen über saß, die seine Thorheiten ohne Einrede mit der größten Gutmüthigkeit ertrug. Diese gute Frau starb, und Peter

King grämte sich darüber so sehr, daß er acht Tage darauf auch in das Grab gelegt wurde. Beim Mangel anderer Verwandten hinterließ er sein Vermögen einer alten Magd, mit Ausnahme eines Legates für seine Katzen, die nach dem Tode ihres Herrn ihre lästige Livree wahrscheinlich nicht mehr angelegt haben.

9.

Niemand weiß, was ihm gut ist.

In meiner Nachbarschaft wohnte ein Tischler, Martin genannt, ein geschickter Mann, aber von leichter und eitler Gemüthsart. In seiner Jugend hielt er sich immer zu solchen Gesellen, die die besten Kleider trugen, und wenn er etwas Besonderes an Andern sah, ruhte er nicht, bis er es auch hatte; und so verschwendete er das Geld, das er hätte zurücklegen können, um Meister zu werden. Während er sich hierzu anschickte, verliebte er sich in ein Mädchen, das sehr hübsch, aber auch sehr arm war, und da seine Mutter ihm darüber Vorstellungen machte, antwortete er ihr: Seyd nur unbesorgt, Mutter. Ein Handwerk hat einen goldnen Boden. Ich will bald die Schuld, die Ihr jetzt machen müßt, wieder abtragen; und wenn ich Aennchen heira-

the, so hab' ich die schönste Frau in der ganzen Zunft; das ist auch etwas werth; und habe meine Freude an ihr, so oft ich sie ansehe. Sieht sie jetzt schon so hübsch aus in ihren schlechten Kleidern, wie wird sie erst aussehn, wenn ich ihr Kleider schaffe, wie sie einer Meisterin zukommen! Ihr sollt dann wohl selbst Eure Lust an uns haben; wenn wir zusammen in die Kirche gehn, und die Leute uns nachsehn. Denn ich bin doch auch kein übler Kerl.

Die Mutter lächelte und willigte ein; denn sie hatte den Sohn sehr lieb, und den Fehler, der ihn drückte, hatte er wohl von ihr geerbt. Die Sache ging auch über Erwarten gut; denn die junge Frau, so arm sie war, war fleißig und ordentlich; und Martin, der hinlänglich zu thun hatte, ließ sich aus Liebe zu seiner Frau die Arbeit angelegen seyn. Allmählig aber wuchs die kleine Familie an; die nothwendigen Ausgaben mehrten sich, und wenn auch für diese der Erwerb hinreichte, so blieb doch für den Genuß der Eitelkeit wenig oder nichts übrig. Das machte ihn denn bisweilen ganz unmuthig, und wenn er so noch spät in der Nacht hobelte und leimte,

während sich Andre im Wirthshause gütlich thaten, dachte er wohl manchmal, daß sein Leben ein erbärmliches Leben sey. Doch entschlug er sich dieses Gedankens so gut er konnte, und meist heiterte ihn die Arbeit selbst wieder auf; wie denn die Menschen durchaus auch selbst bei drückender Arbeit doch zufriedner sind als beim Müssiggang. Denn der Müssiggang lehrt nicht blos viel Böses, wie die Schrift sagt, sondern betrügt auch den Menschen, der sich ihm ergibt, um die Freude, die er ihm verheißt.

Nun ging es aber in Martin's Hause auch nicht immer ohne Anstoß fort. Die alte Mutter starb und mit ihr ging ihm eine große Hülfe ab. Während die Frau im Wochenbette lag, wurden einige der ältern Kinder krank, und oft mußte Martin, wenn er den Tag über gearbeitet hatte, in der Nacht den Mantel umnehmen, und das jammernde Kind herumtragen, oder in die Apotheke laufen, und in der Küche ein Tränkchen oder Brei zu einem Umschlage kochen. Doch hätte er dieß und ähnliches Ungemach aus Liebe zu seiner Frau und den Kindern ertragen, und hätte sich durch trübe und heitre Tage, wie sie im Leben

fallen, durchgeholfen; aber da mußte etwas geschehen, was ihm alle Freude verbitterte, und den Gedanken, daß sein Leben ein ganz erbärmliches Leben sey, immer von neuem wie einen scharfen Dorn in sein Herz trieb.

Es geschah nemlich, daß einer von Martin's Zunftgenossen, mit dem er in der Lehre gestanden und sonst mannichfaltigen Verkehr gehabt hatte, plötzlich durch eine Erbschaft seiner Frau zum Reichthum gelangte, sein Handwerk aufgab, und ein Haus bezog, das Martin's kleinem Häuschen gerade gegen über lag, so daß dieser in seiner Werkstatt die Augen nicht aufschlagen konnte, ohne in die großen Fensterscheiben seines reichen Nachbars zu sehn. Diesem ging es nun eben, wie es unverständigen Leuten zu gehen pflegt, die plötzlich reich werden; er wurde ein Narr, und lebte wie ein Narr. Wenn sich Martin von Tages Anbruch an und oft noch früher schon hungrig gearbeitet hatte, stand sein vormaliger Mitgesell erst auf, und trat in einen weiten bunten Schlafrock gehüllt, mit einer langen holländischen Pfeife im Munde an's Fenster, um den wohlriechenden Rauch des besten Knasters

umher zu blasen, und den Kaffee zu schlürfen, mit dem ihn seine Frau bediente. Nach anderthalb Stunden wurde ein Frühstück aufgetragen, das für den armen Martin und seine ganze Familie ein reichliches Mittagsessen gewesen wäre, dort aber nur der Vorläufer des Mittagsmahles war; und nachdem auch dieses eingenommen war, streckte sich der reiche Müssiggänger bequem auf den Sopha hin, um vom Nichtsthun auszuruhn. Der Rest des Tages wurde ohngefähr auf gleiche Weise hingebracht, nur daß gegen Abend der Mann sich in seine Kleider warf und auf ein öffentliches Haus ging, die Frau aber Besuch annahm oder gab. Das ging denn nun mit wenigen Veränderungen einen Tag wie den andern; und Martin sah Alles, und alle Tage trieb der Unmuth tiefre Wurzeln in sein Herz. Dann warf er bisweilen Hobel und Richtscheit auf die Erde, und sah mit finstern Mienen vor sich hin, und seine Frau mußte ihm gute Worte geben, um ihn wieder an die Arbeit zu bringen. — Die haben es gut da drüben, sagte er dann oft zu seiner Frau, wenn er sein magres Abendbrod aus ihrer Hand empfing; die leben wie die Fürsten

und können es auch. Es ist doch ein gutes Ding um eine reiche Frau. Wenn Du mir auch etwas mehr als Dein hübsches Gesicht mitgebracht hättest, so könnten wir uns auch etwas zu Gute thun, und brauchten nicht den ganzen Tag zu schanzen und zu karren wie Züchtlinge.

Solche unfreundliche und häßliche Reden entfielen bisweilen dem tief verstimmten Martin, und es kränkte seine Frau, sich ihre Armuth vorwerfen zu hören, die sie doch nicht verschuldet hatte. Unmuth und üble Laune sind schlechte Gehülfen bei jedem Geschäfte; sie sind die Pferde, die hinter dem Wagen gespannt ihn aufhalten, während Freudigkeit und heitrer Muth auch das Schwerste munter fördert. Daher stockte die Arbeit in Martin's Werkstatt; die Kunden minderten sich, und mit ihnen der Erwerb. Er mußte Schulden machen, und, wenn ihm nicht geborgt wurde, Zuflucht zum Leihhause nehmen. Dahin wanderte allmählig Alles, was im Hause entbehrlich war; das Unentbehrliche folgte nach. Die Frau weinte; aber Martin war dann hart gegen sie, stürmte und tobte; stieß auch wohl Drohungen mancherlei Art aus. Da schwieg die Frau und

verbarg ihren Gram. Bald war es so weit gekommen, daß sie und die Kinder nur zur Nothdurft bekleidet waren; und da dem eiteln Manne ihr ärmlicher Aufzug schimpflicher schien als Alles andre, verbot er ihnen bei Tage auszugehn, und sperrte sie ein.

Während an einem von diesen trüben Tagen Martin müssig am Fenster stand, kam ein bekannter Jude die Straße herauf, grüßte den Martin und bot ihm Loose zu einem Lotto an, das in einem benachbarten Lande im Gange war. Martin, dem es gänzlich an Geld gebrach, wieß ihn ab; der Jude aber wußte so viele Geschichten von großen Gewinnsten zu erzählen, die in seine Collecte gefallen waren, daß Martin endlich zwei Loose gegen ein Kopfkissen seines Bettes eintauschte, und noch einige Kreuzer darauf heraus bekam. Die Frau weinte bitterlich, da sie auch dieses Stück forttragen sah, und es half nichts, daß Martin ihr die papiernen Zettel und die goldnen Hoffnungen, die sie verkündeten, vor die Augen hielt. Sie sah nur das gegenwärtige Elend, und konnte kein Vertrauen zu einem Spiele gewinnen,

das ihr immer wie eine Erfindung der Hölle vorgekommen war.

Für's erste indeß behielt Martin und der Jude Recht. Das Lotto wurde gezogen: das eine Loos fiel durch; von dem andern aber kamen drei Nummern aus dem Glücksrade. Der Jude ließ mit der guten Botschaft nicht auf sich warten. Martin saß in der düstern Stube bei dem Scheine einer dürftigen Lampe und fing Grillen; da klopfte der Jude an das Fenster und meldete das glückliche Ereigniß. — Wie viel beträgt's? fragte Martin mit Hast. — Hundert; antwortete der Jude. — Was? hundert Gulden? — Na, antwortete der Jude, nit Gulden, Ducaten, und noch fünf und zwanzig drüber. Da gehen freilich ein Paar Procentchen für die Direction und für den Collecteur ab; aber Euch bleiben immer noch ein fünfhundert Gulden reines Geld übrig.

Martin war außer sich. Frau, rief er in den Hof hinaus, wir sind reiche Leute. Nun darfst Du nicht mehr greinen. Nun können wir es dem Nachbar Obenaus gleich thun. Warum freust Du Dich denn aber nicht?

Die arme bestürzte Frau hätte sich gern

gefreut, aber sie konnte nicht. Das Herz war ihr allzuschwer; denn es kam ihr vor, als ob Geld in einem solchen Spiele gewonnen, nur Unheil, keinen Segen bringen könnte. Um aber ihren Mann nicht zornig zu machen, sagte sie: Nun ja, ich freue mich, wenn uns aus der Noth geholfen wird. Mög' es uns Gott zum Besten gerathen lassen!

Als nun nach einigen Tagen das Geld selbst ankam, und Martin die blanken Kronenthaler auf dem Tische vor ihr aufzählte, sagte sie mit Thränen in den Augen: Jetzt laß uns nur die Sachen aus dem Versatze retten; die Kinder haben ihr Zeug gar zu nöthig. Ein Theil ist freilich schon verkauft. Es war manches feine Stückchen dabei. — Was feine Stückchen, rief Martin ärgerlich über den Kaltsinn seiner Frau; alte Lumpen waren es, die Euch in der Zeit doch vom Leibe gefallen wären. Jetzt können wir es besser haben. Noch heute gehst Du in den Kram und kaufst Cattun für Dich und für die Kinder; vom besten und was in die Augen fällt. Ich will mich auch neu herausstaffiren; einen blauen Rock mit blanken Knöpfen, seidne Westen darunter,

blanke Stiefeln und einen neuen Hut. Für's erste aber koche uns etwas Gutes; wir haben lange keine rechtliche Mahlzeit gehabt.

Auf diese Weise also fing der unbesonnene Mann den neuen Abschnitt seines Lebens an. Gott zu danken für die unverhoffte Rettung aus der Noth, fiel ihm in seinem thörigten Jubel nicht ein; eben so wenig fiel ihm ein, für die Anwendung seines Gewinnstes eine kluge Einrichtung zu machen. Neid und Misgunst gegen den reichen Nachbar hatte sein ganzes Gemüth verkehrt; und indem all sein Tichten und Trachten darauf ging, diesen zu ärgern, richtete er sich zu Grunde. Sein ganzes Wesen wurde eitel Thorheit. Nun sagt Sirach wohl mit Recht: »Geld und Silber hilft einem Mann; aber guter Rath ist besser.« Für guten Rath aber war in des bethörten Mannes Herzen keine Stelle.'

Das ging denn nun, wie zu erwarten war. An Arbeit wurde wenig gedacht. Nun nimmt aber auch ein goldner Berg ab, wenn Du nichts hinzuthust, und ein See trocknet aus, wenn kein Wasser zufließt. Zwar warnte die Frau mit freundlichen Worten; aber er gebot ihr zu schweigen,

oder ging in das Wirthshaus, und suchte die Gesellschaft lustiger Gesellen; spielte mit ihnen und verlohr öfterer als er gewann. So ging von dem Gewinn ein Kronthaler nach dem andern fort; den letzten nahm ihm ein Gauner ab, der mit falschen Würfeln spielte.

Wohlleben ist eine Pflanze, die ein Veilchen gar lustig blüht; aber die Blüthe verwelkt über Nacht und nichts bleibt übrig als der dürre Schaft und die bittre Wurzel. Auch bei Martin blieb bittre Reue nicht aus. Was sollte er anfangen? Nicht einmal durch Klagen konnte er sein belastetes Herz erleichtern. Niemand hatte Mitleiden mit ihm. Seine Frau hatte nur Thränen, aber keinen Trost. Die Freunde beim Wein und Spiel, die auf seine Kosten gezehrt hatten, kannten ihn nicht mehr; und wenn er von ihnen zu borgen kam, verhöhnten sie ihn. Das Lottospiel hatte er zu seinem Verderben fortgesetzt. Aber das Spiel ist einem tückischen Kobolt gleich, der Dich mit fröhlicher Musik in eine Grube lockt, und wenn Du darinne liegst, Dich mit Hohngelächter verläßt; oder wie ein Irrlicht, das

in den Sumpf führt und dann verlischt. Jeder Versuch schlug fehl. Er setzte immer höher und höher; aber keine Terne kam heraus, nicht einmal eine Ambe oder nur ein simpler Auszug.

So geschah es denn, daß Martin sein Haus zum zweitenmal ausleerte, und endlich selbst herausgeworfen wurde, da er den Miethzins nicht bezahlen konnte. Er verbarg sich nun mit den Seinigen in einer armseligen Hütte, arbeitete um Tagelohn, um den Hunger zu stillen; aber die Erinnerung an seine bessern Tage gönnte ihm keinen frohen Augenblick. Er that nun den letzten Schritt der Verzweiflung und ertränkte seinen Gram in Branntwein. Aber der Rausch machte ihn nicht froh, sondern wild. Die Frau starb vor Gram. Die Kinder bettelten in Lumpen gehüllt, und was sie zusammen bettelten, vertrank ihr Vater. Endlich, nachdem der letzte Rest von Schaam ihm gleichen war, bettelte er auch selbst. Eines Tages, da er mit leeren Händen nach Hause kam, und er keinen Kreuzer zu Branntwein hatte, und die Kinder auch nichts nach Hause brachten, schlug er sie, rannte dann

vor das Thor und stürzte sich in den Fluß. Die Kinder irrten eine Zeitlang hülflos umher, bis sich endlich die Freunde in der Noth ihrer annahmen, sie hier und da bei christlichgesinnten Leuten unterbrachten, und so dem Verderben entrissen.

10.

Der kleine Robinſon.

Moritz war ein dreiſter Knabe, der ſich Alles zutraute. Er liebte die Gefahr und ſuchte ſie auf, und da er ihren Umfang nicht kannte, unternahm er bisweilen Dinge, die über ſeine Kräfte waren. Es fehlte zwar nicht an Züchtigungen des ſtrengen Vaters; auch nicht an Warnungen und Bitten der ängſtlichen Mutter; aber weder das Eine noch das Andre fruchtete; ja, da der Vater oft nach Laune ſtrafte, und, wenn etwas tollkühnes gelungen war, bei allem Zorne doch eine gewiſſe Freude nicht verbarg; das Herz der Mutter aber gar leicht verſöhnt wurde, und ſie dem Vater dann aus Furcht vor ſeiner Heftigkeit Vieles verheimlichte, ſo wurde durch ſo ungleiche Erziehung von beiden Seiten mehr verderbt als gebeſſert. Die Luſt an der Gefahr blieb ungeſchwächt; nur

die Kunſt, den mächtigen Hang insgeheim zu befriedigen, wurde vervollkommnet; und während Moritz keiner Verſuchung dieſer Art widerſtand, wuchs die Gefahr durch die Heimlichkeit, mit der er dabei zu Werke ging.

Einſtmals hatten ihn ſeine Eltern in ein Wildbad mitgenommen, das an der Gränze von Baiern in der Nähe der Alpen liegt. Nah' dabei iſt ein weiter See mit kleinen Inſeln, und rund umher in vielen Reihen hinter einander ſteigen Gebirge auf, zu denen üppige Wieſen und ſanfte Hügel auf den anmuthigſten Wegen leiten. Nicht ſehr fern, wie es dem Auge ſcheint, ſtarren ſchroffe Felſen empor, auf denen Adler und Geier horſten; und die Einwohner der Gegend erzählen, daß man oft, wenn Alles ruhig iſt, das Geſchrei dieſer gewaltigen Räuber über den See her aus der Ferne vernimmt. Auch die Gemſe wohnt hier, und der Steinbock; und an Wild andrer Art war in den Wäldern umher auch kein Mangel.

Dieſes Bad ſelbſt wurde oft von Jägern beſucht, die meiſt in dem Wirthshauſe einſprachen, in welchem die meiſten Gäſte wohnten; ſo daß

Moritz oft Gelegenheit hatte, ihren Gesprächen zuzuhören, und sich an der Beschreibung der Gefahren zu weiden, die sie bei ihrem bedenklichen Geschäfte bestanden hatten. Nichts schien ihm jetzt wünschenswerther als ein so freudes Jägerleben; ein Verfolgen des Wildes auf ungebahnten Wegen; dieses Emporklimmen zu schwindelnden Höhen, oder das Schweben über dem Abgrund, oder das Wandeln auf schmalen Pfaden an der Felsenwand hin. Was hätte er nicht darum gegeben, diese Gefahren theilen zu dürfen? Da hieran aber nicht zu denken war, so hielt er sich an den, wie er meinte, höchst bescheidnen Wunsch, den Schauplatz der Thaten dieser Leute etwas mehr in der Nähe zu sehn, und einen der Felsen zu erklimmen, deren graue Zacken über den Wald emporragten. Diesem Verlangen gab er ohne Bedenken Gehör. Seine Blicke hingen jetzt bei jedem Spaziergange an jenen Felsenspitzen; sie kamen ihm in seinen Träumen vor, und in diesen genoß er den Vorgeschmack der Freude, von einer solchen gefahrvollen Höhe herab in das weite Land und auf die niedrigern Berge zu schaun. Er hatte keinen andern Gedanken, und

so ergriff er denn die erste Gelegenheit, die sich ihm darbot, sein kühnes Vorhaben, ohne daß Jemand darum wüßte, auszuführen.

Die Eigenthümlichkeit des Wassers fordert ein langes Verweilen in dem Bade, das immer eine große Anzahl gemeinschaftlich gebraucht. Manche der Badenden bringen den ganzen Morgen darinne zu, nehmen ihr Frühstück in dem Wasser, oder beschäftigen sich mit Lesen oder auf andre Weise. Moritz war während dieser Zeit der Aufsicht eines Dieners übergeben, der ihn auf seinen Gängen nicht verlassen durfte. Dieser Diener war nicht sehr gewissenhaft. Eines Morgens fand er für gut, während seine Herrschaft im Bade war, in einem eignen Geschäfte nach einem benachbarten Orte zu gehn. Moritz blieb allein. Zwar beschwor ihn der Diener, nicht weg zu gehn; da er ihn aber zu gleicher Zeit bat, den Eltern um Gotteswillen nichts von seiner eignen Entfernung zu verrathen, meinte er es mit seiner Zusage nicht so genau zu nehmen. Mit klopfendem Herzen sah er dem Diener nach, und dieser war ihm kaum aus dem Gesicht, als er zu seinem

Vorhaben schritt, das er in wenigen Stunden zu vollbringen glaubte.

Zwar fest stand der Gedanke nicht sogleich. Noch bang und unentschlossen trat er aus dem Hause in das Freie, und sah sich um. Da war der Himmel so rein und hell; der See lag so ruhig in seinen Ufern, und spiegelte die reizende Landschaft in seinen Tiefen so herrlich ab. Hier und da durchschnitt ein Nachen das crystallhelle Wasser, und zog lange Lichtstreifen hinter sich her, während unter den plätschernden Rudern feurige Tropfen aufsprühten. Kein Lüftchen regte sich, und die Stille umher störte nichts als die Hörner der Hirten und das Brüllen der Heerden von den benachbarten Wiesen. Solch' ein Morgen bewegt jedes Gemüth und weckt den Trieb zum Wandern. Moritz widerstand nicht länger. Die schroffen Felsenzacken glänzten im Sonnenschein; ihm war es, als riefen sie ihn. Er mußte fort. Raschen Schrittes war er über die Wiesen hinweg; ein schmaler Fußsteig führte ihn durch das Gebüsch, das die Wiesen bekränzt; und der anstoßende Wald war licht genug, um ihm das Ziel der Wanderung nicht zu verstecken. Als er

aber die ersten Höhen überstiegen hatte, und der Weg sich hinabsenkte, da sah er sich wie mit einem Meere von Wäldern umgeben. Jede Aussicht vorwärts und rückwärts war verschlossen, und die schmalen Waldpfade liefen in ungewissen Richtungen auf und ab, und endeten öfters auf einem mit gefälltem Holze bedeckten Schlag. Moritz verlohr den Muth nicht. Wenn ich die nächste Höhe erstiegen habe, dachte er, so kann ich nicht mehr weit von den Felsen seyn, und es kann mir dann nicht fehlen, zum Ziele zu gelangen.

Diese Hoffnung schlug fehl. Die Höhe war erstiegen, aber keine Aussicht zeigte sich, als auf eine neue Höhe. Moritz war ermüdet; er mußte ruhen, und während er ruhte, und seine Blicke über den unermeßlichen Wald hinstreiften, wandelte ihn Bangigkeit an. Doch besiegte er sie. Er raffte sich auf, und stieg weiter. Dieser Berg ist sicher der letzte, dachte er. Aber ach! ehe er den Gipfel erreichte, hemmte ein weiter Abgrund seinen Weg. Schroffe Felsenwände senkten sich in die Tiefe hinab; ein schäumender Waldstrom brauste zwischen zerrissnem Gestein, und vermehrte die Schauer der Einsamkeit durch sein dumpfes

Gebüs. Staunend sah Moritz hinab, und wieder hinauf nach den Berghöhn, die ihm das Ziel seiner Reise versteckten. Weiter vorzudringen war unmöglich. Das Unternehmen war mislungen.

Mit dem Verschwinden der letzten Hoffnung schwand auch die Kraft des Knaben. Voll Unmuths warf er sich auf den Boden; die Sonne brannte heiß; Wolken erhoben sich; in den Wipfeln der Bäume brauste der Wind, und sein Geräusch mischte sich mit dem Tosen des Waldstroms. Neue Bangigkeit überfiel den Knaben. Ich muß zurück, sagte er zu sich selbst; werde ich aber auch den Rückweg finden? und wenn ich mich verirre, wird sich in dieser Einsamkeit Jemand finden, der mich zurecht weißt?

Jetzt stellte sich auch der Hunger ein, und die Besorgniß zu spät nach Hause zu kommen. Es war keine Zeit zu verliehren. Er kehrte rasch um und beschleunigte seine Schritte. Aber der Wald wurde dichter und dichter; an mehr als einer Stelle mußte er sich durch verwachsenes Gebüsch drängen, wo Dornen ihn festhielten und bisweilen verwundeten. Endlich kam er an eine Stelle, die mit Brombeersträuchen bewachsen war.

Die Beeren waren reif, und das war gut für den Durst, und gegen den Hunger zur Nothdurft. Noch aber erschien kein Pfad, und keine Aussicht nach dem See öffnete sich. Alles war mit Bergen und Bäumen gesperrt.

Bisher hatte Moritz noch immer durch Zufall die Richtung nach dem Bade befolgt; doch war er ungewiß, und sah oft, aber immer vergebens, umher, ob er nicht irgendwo Menschen sähe. Endlich hörte er ein Geräusch, wie beim Schlagen gegen Holz. Hier müssen Holzhauer seyn, dachte er. Er ging dem Schalle nach; er rief; das Geräusch hörte auf; und da er eine Weile stille stand, fing es an einer andern Stelle wieder an. Es war kein Mensch, wie er geglaubt hatte, sondern ein Specht, der mit dem Schnabel gegen die Baumstämme hämmerte.

Moritz war hierdurch von seinem Wege abwärts gelenkt worden, und gerieth in eine Tiefe, die vom Wasser ausgehölt schien, und in der große Wacken in wilder Unordnung über einander gethürmt waren. Auf der entgegengesetzten Seite aber öffnete sich der Wald, und ein Weg mit tiefen Gleisen, Spuren von Fuhrwerk, schimmerte

durch. Das war ein erfreulicher Anblick; aber zu dem Wege zu gelangen, war nicht leicht. Er mußte von einem Felsenstück zu dem andern springen; dann kam eines, von dem er hinabrutschen mußte; und endlich eine ganze Felsenwand. Mühsam klimmte er hinauf; aber nun stand er hier auf dem höchsten Rande und sah rathlos hinab, und dann wieder nach dem Wege hin, der jetzt so nah war, und zu dem er doch nicht gelangen konnte. Auch zurück konnte er nicht. Eine unbeschreibliche Angst überfiel ihn, und er wäre in Thränen ausgebrochen, wenn er sich nicht vor sich selbst geschämt hätte. In seiner Angst sah er zum Himmel auf, und zwei Adler schwebten über ihm und drehten sich in weiten Kreisen umher, wie Raubvögel thun, wenn sie auf eine Beute stoßen wollen. Da fielen zwei Schüsse. Ein Hase fuhr aus einem Busch hervor; die Vögel stürzten nah bei dem Knaben herab zwischen die Felsen, und gleich darauf kamen mit Büchsen und Jagdtaschen zwei Scharfschützen zum Vorschein, sich ihrer Beute zu bemächtigen. Gott sey Dank! dachte Moritz, die kommen mir wie von Himmel. Er rief. Die

Jäger ſchauten verwundert auf. Sagt mir, Ihr guten Männer, rief er ihnen zu, wie ich da hinab komme. — Sag' uns erſt, wie Du hinaufgekommen biſt, antworteten die Jäger. — Das will ich Euch hernach ſagen, erwiederte Moritz, dem jetzt der Muth wieder wuchs; vorher aber helft mir herunter. — Das iſt leicht geſagt »helft mir herunter,« verſetzte der eine Jäger; aber wie? Haſt wohl gemeint, es ſollte Dir ein Engel vom Himmel kommen, wie zu dem großen Kaiſer Maximilian an der Martinswand? Das iſt jetzt aus der Mode gekommen. — Aengſtige den Knaben nicht, ſagte der andre Jäger; der kann halt einmal ein guter Jäger werden. Klettern hat er gelernt. — Bei dieſen Worten öffnete er ſeine Jagdtaſche, zog ein ſtarkes Seil heraus, und warf das Ende davon dem Knaben zu. Es gelang nach mehrern Verſuchen. Als nun Moritz den Strick in der Hand hatte, hieß ihm der Jäger das Ende um einen hervorragenden Stein zu wickeln und feſt zu binden. Auch dieß gelang. Nun, rief der Jäger, nimm Dir ein Herz, und faſſe den Strick mit beiden Händen; wir wollen Dich auffangen; wickle

aber das Fazolet *) um die Hände. So! — nun Gott befohlen!

Moritz that, wie ihm geheißen war, und hing sich mit beiden Händen an das Seil; die Beine schwebten frei in der Luft; er glitt hinab. Einige Knoten hemmten die Schnelligkeit. Die beiden Männer aber standen unten mit aufgehobenen Armen und fingen ihn auf.

Jetzt war Moritz unten, aber die Knie zitterten noch unter ihm, und er brauchte einige Minuten, ehe er zu Athem kam, und seinen Rettern danken konnte. Wie weit ist's nun bis zum Bade? fragte er. In einer kleinen Stunde sind wir dort, antwortete der Jäger; Du kannst mit uns gehn. — Moritz war sehr froh. Der Weg war jetzt bequem, und wurde durch das Gespräch der Begleiter und ihre Erzählungen verkürzt. Was hat Dich aber nur, fragte der Eine, für ein Satan geplagt, daß Du Dich so allein in diese Wildniß verlaufen hast? Du hättest zehnmal den Hals brechen können, und ohne uns hättest Du dort oben gesessen, bis die Posaunen zum jüngsten Gerichte geblasen hätten.

---

*) Das Taschentuch.

Es soll mich doch nicht gereuen, sagte Moritz, wenn ich auch gleich die Felsenzacken da hinten nicht erreicht habe.

Also dorthin wolltest Du? sagte der Jäger, und lachte laut auf. — Nun ja; warum denn nicht? Da mußt Du erst bei den Gemsen in die Schule gehn und ihre Beine borgen. Mit Beinen, wie die Deinigen, ist dort noch niemand angekommen. — Und nun beschrieb der Jäger die himmelhohen Klippen, die fernhin hinter dem Walde wie Spitzsäulen aufsteigen. — Wenn dem freilich so ist, sagte Moritz. Aber es soll mich doch nicht gereuen, den Versuch gemacht zu haben. Es ist schauerlich in einer solchen Waldeinsamkeit, aber schön. Und ich habe doch nun den Adler über mir fliegen sehn, und weiß, wie man es machen muß, um von einer steilen Höhe herabzukommen. Aber sagt mir, was gibt es noch sonst für Thiere in den Wäldern hier?

Diese Frage öffnete dem Gespräch einen neuen Weg. Bei den Erzählungen der Jäger vergaß Moritz Müdigkeit und Hunger, und eh' er es sich versah, waren sie an dem Ufer des See's, aber an einer ganz andern Stelle als von wo er

ausgegangen war. Athemlos kam ihm der Diener entgegen, den die Abwesenheit des Knaben in die größte Angst gestürzt hatte. Sind die Eltern aus dem Bade zurück? fragte Moritz. — Noch nicht, Gottlob! antwortete der Diener. — Daß Du mich nicht verräthst, sagte Moritz. Wenn Du schweigen kannst, will ich Dir erzählen, wo ich gewesen bin, und Du wirst Dich wundern. Jetzt aber geh, und schaffe mir etwas zu essen; denn ich bin sehr hungrig. Dann sollst Du Wunder hören.

Fortsetzung.

Die Badezeit ging zu Ende, und der Tag der Abreise war festgesetzt. Moritz war sehr betrübt. Es wollte ihm gar nicht in den Sinn, daß er diese schöne Gegend verlassen sollte, ohne Alles gesehn und Alles versucht zu haben, wozu sie einlud. Vorzüglich lag ihm ein Wunsch im Sinne, der ihm durchaus keine Ruhe ließ.

Ohngefähr in der Mitte des Sees erhob sich ein kleines Eiland, aus den Spitzen von Felsen gebildet, die in der Tiefe wurzelten. Schon bei

mäßigem Winde brachen sich die Wellen an den steinigen Ufern, beim Sturm aber sprützte der Schaum bis an die Wipfel der Bäume hinauf, die aus dem Gebüsche hervorragten, das die Insel bedeckte. Sie war die Freistatt der Wasservögel, die sie oft in großen Schaaren umkreißten, und wenn sie den Tag über den See nach allen Richtungen durchschwommen hatten, am Abend mit lautem Geschrei in ihre Wohnung und zu ihren Nestern zurückkehrten.

Moritz hatte während der ganzen Badezeit diese Insel in den Augen gehabt. Bei jeder Gelegenheit hatte er den Wunsch ausgesprochen, sie besuchen zu dürfen; dieser Wunsch fand bei seinen Eltern kein Gehör. Der Vater, der einstmals beim Baden in Todesgefahr gerathen war, hatte seitdem einen Abscheu gegen das Wasser behalten; und die Mutter, von Natur furchtsam und ängstlich, beschwor ihren Mann, weder sich selbst dem tückischen Element auf einem der gefährlichen Nachen anzuvertrauen, die auf jenem See das gewöhnliche Fahrzeug sind, noch viel weniger aber die Bitte des tollkühnen Knaben zu erfüllen. Dieses Verbot betrübte den Knaben

sehr; seine Sehnsucht wuchs, und es kam ihm vor, als ob von Allem, was die Umgegend reizendes bot, jenes Inselchen der eigentliche Mittelpunkt und gleichsam der Inbegriff seyn müsse. Wie heimlich, dachte er, mag es nicht in jenem Gebüsche seyn! Wie herrlich muß es seyn, in dem Schatten der Bäume zu liegen, wenn von allen Seiten die Wellen rauschen. Gewiß ist da auch eine Felsengrotte, mit Epheu und Farrenkräutern umwachsen, wie ich das in Beschreibungen gelesen habe! Und dann sind sicher alle Büsche voll Nester. Wie mögen die Nester aussehn? Was für ein Gewimmel mag da seyn! Ach, wenn ich nur eine Viertelstunde dort seyn könnte!

Wenn ein Mensch den Blick an eine verbotene Frucht hängt, so greift bald auch die Hand darnach. Moritz war durch das Abentheuer im Walde nur noch dreister geworden; und er sann jetzt auf nichts, als wie er das Verbot der Eltern umgehen möchte. Die Gelegenheit dazu fand sich erst am letzten Tage.

Der Wagen war zur Abreise gepackt. Der Vater war auf dem Landhause des Grafen von B. zur Tafel; die Mutter hielt sich still im

Zimmer, um ihre Kräfte für die bevorstehende Reise zu schonen; der Diener war mit seinem Herrn gegangen; Moritz sah sich allein. Jetzt, dacht' er, oder nie. Der Augenblick ist erwünscht. Man muß die Gelegenheit beim Schopfe fassen. — Und ohne sich weiter zu bedenken, flog er an den See. Ein Nachen lag am Ufer, und ein Knabe schaukelte sich müssig darin. — Kannst Du rudern? fragte Moritz den Knaben. — Dieser sah ihn lachend an. Ich werde wohl nicht rudern können? sagte er. — Nun so fahre mich nach der Insel hin; aber besinne Dich nicht lange; ich habe nur wenige Zeit. Hier hast Du Geld.

Der Fischerknabe, vergnügt über den unerwarteten Gewinn am Schlusse des Tages, ließ nicht auf sich warten. Der Kahn war schnell losgebunden; Moritz saß ein, und sah sich bald in der Mitte des See's. Zwar war das Wasser bewegt und der Himmel trübe; aber der Knabe zog seine zwei Ruder mit Kraft und Geschicklichkeit, und in weniger als einer Viertelstunde stieg Moritz an dem ersehnten Ithaka aus. Der Nachen wurde angebunden, und beide Knaben

durchliefen das Inſelchen nach allen Richtungen. Nichts Merkwürdiges zeigte ſich. Die geflügelten Bewohner des Eilands waren ſchon meiſt zu ihrer Herbſtreiſe abgezogen; nur hier und da flatterte ein Sandläufer auf, oder eine ſchüchterne Eidechſe rauſchte durch das Gebüſch; aber von dem Leben, das Moritz erwartet hatte, von dem Gewimmel kleiner Vögel umher war nichts zu ſehn. Endlich rief der Fiſcherjunge: Halt, dort oben iſt ein Elſternneſt. Die müſſen jetzt Junge haben. Könnte ich einen davon kriegen, der müßte mir ſprechen lernen.

Moritz ſah jetzt das Neſt auch. Er wollte es in der Nähe ſehn, und verſuchte den Baum zu erklettern. Aber noch an dem Stamme hängend, packte ihn ein heftiger Windſtoß, wie in Gebirgen oft plötzlich einer ganz unerwartet aus den Schluchten hervorbricht, ſo daß er mehr fallend als gleitend auf die Erde zurückkehren mußte. Dem Fiſcherknaben gelang es beſſer. Er erreichte die Zweige des ſchwankenden Baumes, das Elſternpaar purrte von dem Neſte auf, und flog dem See zu; der Knabe blickte ihm nach; plötzlich aber ſchrie er mit einem Tone des Entſetzens: Maria Joſeph! der Kahn!

Der Windstoß, durch den Moritz so eben von dem Baume herabgeworfen worden war, hatte das morsche Seil, womit der Kahn an dem Ufer nur locker befestigt worden war, zerrissen; das leichte Fahrzeug war gegen ein hervorragendes Felsenstück gestoßen und umgeschlagen, und die starke Bewegung des Wassers hatte ihn schon eine Strecke abwärts in den See getrieben. Blaß vor Schrecken und mit lautem Geschrei war der Knabe von dem Baume herabgesprungen, und nach dem Ufer gelaufen. Moritz folgte ihm. Der umgestürzte Kahn entfernte sich schaukelnd immer weiter; ihn durch Schwimmen zu erreichen war unmöglich; auch ging das Wasser zu hoch, und brach sich schäumend an den Klippen. Der Knabe schrie in größter Verzweiflung; riß die Mütze vom Kopf; griff mit beiden Händen in die Haare, und warf sich endlich zur Erde auf's Gesicht. Moritz stand stumm und blaß neben ihm. Mit Entsetzen sah er, daß sich der Kahn immer weiter hinaus trieb; kein andrer war zu sehn, und das Ufer war viel zu fern, um durch Rufen Hülfe herbeizuziehn. Der Abend näherte sich. Die Dämmerung brach ein, und

keine Hoffnung der Befreiung war da. Könntest Du Feuer machen, sagte Moritz, so könnten wir ein Zeichen geben. — Der Knabe hatte keines. — Oder wenn wir ein weißes Tuch an eine Stange bänden. — Es fehlte an Allem. — Weißt Du denn gar kein Mittel? — Der Knabe gab keine Antwort. Von Zeit zu Zeit aber hob er den Kopf in die Höhe, und sah seinem fluthenden Kahne nach, und jedesmal brach er dann von neuem in ein klägliches Wehklagen aus. Moritz lief auf und ab; er dachte an die Schreckniſſe der Nacht, die ihn erwarteten, und verwünschte seine Verwegenheit.

In dem Wirthshause war indeß Alles in Bewegung. Der Vater, der bei der Rückkehr nach Hause den Knaben nicht fand, schalt den Diener aus; der Diener entschuldigte sich mit den Geschäften der Abreise; und da man überall herumgeschickt hatte, und der Knabe nirgends zu finden war, fürchtete die Mutter ein unheilbares Unglück, und machte sich Vorwürfe, ihn nicht fest auf dem Zimmer gehalten zu haben. Der Vater wollte beruhigen; aber Alles, was er thun mochte, reichte nicht hin, auch nur den Schein einer

Beruhigung zu geben, von der er selbst weit entfernt war. Nach vielem Umfragen erfuhr man endlich, daß Moritz am Ufer gesehn worden, und daß auch ein Fischerknabe mit seinem Kahne vermißt werde, und das Zusammentreffen dieser Umstände machte nur allzu wahrscheinlich, daß sich Moritz in das Wasser gewagt habe. Dieß minderte die Angst der Eltern nicht. Alle Fischer wurden aufgeboten, den See zu durchsuchen. Der Vater wollte selbst mit hinaus; aber die Mutter gestattete es nicht. Einige fuhren mit Fackeln an dem Ufer hin; ein Kahn, auf dem sich der Diener befand, nahm die Richtung nach der Insel. Die Fahrt ging langsam; das Wasser ging hohl und der Wind trieb es den Ruderern entgegen. Plötzlich stieß etwas mit Gewalt gegen sie; der Nachen schwankte, und drohte umzuschlagen. Beim Scheine der Laterne sahen sie, daß sie an einen umgestürzten Nachen gestoßen waren. Die Fischer sahen sich bedenklich an. Franz, der Diener, deutete ihre Blicke. Erbarm' es Gott! rief er aus; wenn der Moritz hier ein Unglück gehabt hätte! Das wäre der Tod meiner Herrschaft, und ich stürzte mich selber nach.

Während dieser Klagen, und indem die Schiffer den umgeschlagnen Nachen umfuhren, war es ihnen, als ob sie aus weiter Ferne menschliche Stimmen hörten. Sie strengten sich von neuem an, und ruderten der Richtung nach, die der vernommene Ton anzudeuten schien. Sie hatten nicht geirrt. Moritz hatte den Schein der Laterne wahrgenommen. Er rief; der Fischerknabe begleitete den Ruf und pfiff auf dem Finger. Kurz darauf schallte ein antwortender Ruf von dem See her. Moritz jauchzte; sein Begleiter aber verstummte; denn ihm war bang vor der väterlichen Züchtigung.

Der Kahn landete jetzt, nicht ohne Schwierigkeit, und nahm die Knaben auf. Als sie einstiegen, leuchtete einer der Schiffer dem Fischerjungen in's Gesicht, und erkannte seinen jüngern Bruder, und schon hatte er das Ruder aufgehoben, um ihn zu züchtigen, als ihm Moritz in den Arm griff, und treuherzig alle Schuld auf sich nahm. — Beim Vater kömmst Du so gut nicht weg, sagte der Schiffer. Meinst Du, es sey ein Spaß, dem Kahn nachzufahren? Hat der Dummkopf noch nicht gelernt, einen Kahn anzubinden?

So froh nun Moritz bei der Ankunft seiner Retter gewesen war, und daß er nun die Nacht nicht unter freiem Himmel zubringen durfte, so stumm und niedergeschlagen saß er doch jetzt da, als ihm Franz eine Schilderung von der Angst seiner Eltern machte. Er erkannte sein Vergehn, und gelobte sich in der Stille für die Zukunft größere Folgsamkeit. Diese Vorsätze beruhigten ihn etwas. Als sich aber der Kahn dem Ufer näherte, und Moritz schon aus der Ferne die ängstliche Stimme des Vaters hörte, der den Kommenden entgegenrief: Bringt Ihr ihn mit? — da verließ ihn der Muth. Zitternd stieg er an's Land, warf sich nieder und umfaßte des Vaters Knie. Unbesonnener, wahnwitziger Bube, rief dieser ihm zu, wenn Du in Deiner Tollkühnheit das eigne Leben nicht schonst, so schone wenigstens das Leben Deiner kranken Mutter. Stehe auf, eile zu ihr und reiße sie aus ihrer Angst. Sie beweint Dich für todt.

Mit diesen Worten zog er den weinenden Knaben fort. Die Mutter hatte seine Rettung schon vernommen, und flog ihm entgegen. Das

mütterliche Herz siegte über den Zorn. Als sie aber den verlohren Geglaubten wieder in ihren Armen hatte, sank sie, von dem Wechsel der Gefühle überwältigt, ohnmächtig nieder. Moritz war außer sich. Er warf sich über seine Mutter jammernd her und badete ihr erblaßtes Gesicht mit seinen Thränen. Sie kam wieder zu sich. Die Abreise aber mußte einige Tage verschoben werden.

Nach der Rückkehr aus dem Bade theilte mir die Familie, mit der ich in Verbindung stand, die Abentheuer ihres Moritz mit — denn auch die Felsenreise hatte er bekannt — und frug mich um Rath, was zu thun sey. Ich rieth, den Knaben in eine Aufsicht zu thun, wo der wilde Strom in sichre Ufer gefaßt werde, und er lerne, über die ungebändigte Lust an Gefahr durch geregelte Uebungen Herr zu werden; und da Salzmann's Institut damals das einzige war, in welchem mit dem wissenschaftlichen Unterrichte wohlgeordnete Leibesübungen unter der Aufsicht eines einsichtsvollen Lehrers vereinigt waren, und überhaupt die möglichste Freiheit durch strenge

Ordnung und Regelmäßigkeit beherrscht wurde, so stimmte ich dafür, den Knaben dieser Anstalt anzuvertrauen. Mein Rath wurde angenommen und hatte guten Erfolg. Moritz blieb immer ein muthiger Knabe, von tollkühnen Unternehmungen aber entwöhnte er sich. Als er heranwuchs widmete er sich dem Handel, und machte große Reisen, anfänglich als Diener eines Handelshauses, dann auf eigne Hand aus Neigung zu den Naturwissenschaften. An Gefahren fehlte es dabei nicht; aber er suchte diese nicht mehr mit Vorliebe auf. So hatte er mehrere Jahre Länder und Meere durchreißt, als er zu Hause, indem er sich auf eine längere Reise vorbereitete, bei einer kurzen Landfahrt mit dem Wagen umgeworfen wurde, und an den Folgen dieses Unfalls starb. Dieß ist das menschliche Loos, und man wird bisweilen versucht den Alten Recht zu geben, wenn sie sagen, der Mensch sey ein Ball und Spielwerk des Glücks. Ulysses kehrt unverletzt aus dem Schiffbruch und der Unterwelt zu der ersehnten Heimath zurück, und der Stich eines giftigen Fisches tödtet ihn hier. Die Mücke besiegt den Löwen, und während sie triumphirend

von dannen fliegt, bleibt sie in dem Netze einer Spinne hängen. So bringt oft das, was ein Mensch am meisten fürchtet, ihm keine Gefahr, und er geht unter in dem, woran er nie gedacht hatte.

11.

Die Heumacher.

Wer dem Andern Schaden thun will, sagt Jesus Sirach, dem kommt es wohl selber über sein Haupt.

Nicht weit von Mainau wohnten zwei Pachter. Der eine, rechter Hand, war ein emsiger Mann, stand früh auf und ging spät zu Bette, und den Tag über legte er die Hände auch nicht in den Schooß; der Nachbar linker Hand aber ließ es an sich kommen und machte sich gern einen guten Tag; und da er beim Nichtsthun es nicht so weit brachte als der Andere mit seinem Fleiße, war er voll Neid gegen ihn, und fing bald diesen bald jenen unnützen Handel mit ihm an. Einstmals fiel nun zur Heuernte schlechtes Wetter ein. Es regnete Tag für Tag, und das Gras wuchs gewaltig in die Höh'; aber es

konnte nicht gehauen werden, und es war doch die höchste Zeit. Endlich änderte sich der Wind gegen Abend, und wer sich auf die Witterung verstand, konnte einen guten Tag erwarten. Der Pachter zur Rechten hatte es gleich weg, und bot auf der Stelle Schnitter auf, daß sie den andern Morgen auf seine Wiese kommen sollten, und versprach einen guten Lohn. Der Andere aber hatte von dem Wetter nichts gemerkt, denn er saß im Wirthshause und trank, und da er in der Nacht nach Hause ging, sah er auch nicht nach dem Himmel; und erst am Morgen erfuhr er, daß es nicht mehr regnete. Heute ging es nun mit dem Heumachen, dachte er bei sich; wenn ich nur gleich Leute hätte. Und indem er so dachte, kamen die Schnitter, die sein Nachbar gedungen hatte, mit den Sensen auf den Schultern vor dem Fenster vorüber, und sangen ihr Morgenlied. Da rief sie der Pachter an und fragte: Wohin? — Auf die Kloster-Wiese, antworteten sie, zum Herrn Andres. — Wie Jener das hörte, dacht' er gleich: Dem Andres will ich einen Possen spielen, daß er an mich denken soll; und dann sagte er laut: Ihr Leute,

bei mir gibt's auch Arbeit; was der Nachbar gibt, das geb' ich auch und noch sechs und dreißig Kreuzer drüber. Besinnt Euch nicht lange und kommt mit. — Da die Leute das hörten, dachten sie: Das klingt nicht schlecht. Die Arbeit ist Eins; das Geld aber ist besser. Und gingen den Handel ein, eine Wittwe ausgenommen, die sagte: Ich bin eine arme Frau und habe nichts zu verschenken, und sechs und dreißig Kreuzer auf und ab machen mir einen Unterschied. Ich habe aber in der Schule gelernt: Wahrhaftiger Mund besteht ewiglich, und der Gerechte hat's besser als der Ungerechte. Es ist aber nicht recht etwas versprechen und das Versprochne nicht thun. — Und so ging sie allein rechts, während die Andern sich links schlugen, und kam auf die Klosterwiese, wo der Pachter Andres mit seinen beiden Knechten an der Arbeit war. Da er sich nun wunderte, daß sie von den sechs Gedungenen allein kam, erzählte sie ihm Alles, wie es sich begeben hatte; und der Pachter sagte: Es soll Euer Schade nicht seyn. Da gingen sie nun rasch an's Werk, und die Frau brachte mehr vor sich als drei Andere; denn sie war stark von Körper und unermüdlich,

und dachte wie der Prediger Salomo sagt: »Wer arbeitet, dem ist der Schlaf süß, und er vergißt seine Sorgen unter der Arbeit.« Wie nun der Pachter ihren Fleiß sah, dachte er: Der armen Wittfrau will ich heute eine Freude machen, wie sie wohl lange nicht gehabt hat; und dem Nachbar, dem Tuckmeiser, soll's auch nicht wohl bekommen, was er mir heute anthut. So kann ich zwei Fliegen mit Einer Klappe schlagen. Und als der Abend kam, gab er ihr einen blanken Friedrichsdor, und sagte dazu: Das ist dafür, daß Du Dein Wort redlich gehalten hast. Geh nun und sag' es den Andern. — Das hätte nun die Frau auch ungeheißen gethan vor großer Freude; und so lief sie spornstreichs zu den Andern auf die Jacobswiese, und zeigte ihnen was sie bekommen hatte. Da sagten sie unter einander: Ist uns nicht versprochen worden soviel als Herr Andres der Nachbar gäbe und sechs und dreißig Kreuzer mehr? Und damit gingen sie insgesammt zu dem Pachter und verlangten die Erfüllung seines Versprechens. Der aber lachte sie aus und sagte: Ihr seyd wohl verrückt? Ihr bekommt den gewöhnlichen Taglohn und 36 Kreuzer darüber.

Ist das nicht genug? — Mit nichten, sagten die Heumacher; denn Ihr habt heut morgen anders gesagt. — Wie nun Jener von einem solchen Arbeitslohne nichts wissen wollte, und beim Wortwechsel noch obendrein arg schimpfte und drohte, kam die Sache vor's Gericht, und das Gericht sprach gegen den Pachter. So mußte dieser Jedem der Arbeiter einen Friedrichsdor geben, und noch 36 Kreuzer obendrein, und erkannte jetzt zu spät, daß, »wer dem Andern einen Schaden thun will, ihn auf sein eignes Haupt bekömmt.«

12.

Gaſtfreundſchaft.

Als ich eines Tages am Ufer des Inn durch das Engadin-Thal wanderte und von der Nacht überraſcht wurde, kehrte ich in dem Hauſe eines Bauern ein, das in kleiner Entfernung vom Ufer des Fluſſes im Schutze eines Felſen lag, von beiden Seiten durch uralte Nußbäume beſchattet, die rund um bis an die Zweige hinauf mit üppigem Epheu umſponnen waren. Vor dem Hauſe breitete ſich der reinliche Hofraum aus, in deſſen Hintergrunde eine dichte Laube von Weinreben beinah die ganze Vorderwand des einſtockigen Hauſes einnahm. Hier ſaß der Eigenthümer des Hauſes auf der hölzernen Bank, der Hofhund zu ſeinen Füſſen, ein ſpinnendes Mädchen an ſeiner Seite; in einiger Entfernung ein Knabe, der an einem Netze ſtrickte. Als ich zur

Hofthür eintrat, erhob ſich der Hund, ſah mit vorgeſtrecktem Kopfe nach mir aus, und bellte einigemal, aber ſo leiſe, daß man wohl ſah, er wolle nur das herkömmliche Zeichen geben, wie ſeine Pflicht war. Auch mir war das ein gutes Zeichen, und ich dachte augenblicklich an das Wort eines alten Dichters, daß man beim Eintritt in ein Haus gleich aus der Weiſe des Hundes die Aufnahme ſchätzen könne. Auch dieſesmal täuſchte das Anzeichen nicht. Ich wurde auf das freundlichſte begrüßt, in das Haus geführt, mit Speiſ' und Trank reichlich bewirthet, und endlich in ein Bett gebracht, hoch wie ein Berg, und geräumig genug, um noch drei Andere, wär' es nöthig geweſen, aufzunehmen. Da war es mir fürwahr, als wär' ich in die Zeit entrückt, wo die Hausväter an der Straſſe ſaßen, und wenn ein Wandrer vorüberzog, oft wetteifernd mit einander ihn unter ihr Dach einluden, und an ihrem Heerde bewirtheten, ohne auch nur zu fragen, wo er herkäme, was er für Geſchäfte treibe, und wie lange er zu weilen gedenke. Gerade ſo, wie ich, tritt ja Ulyſſes unerkannt in den Hof des Eumäus, ſeines alten Dieners. Dieſer ſitzt

auch im Vorhause »in dem umschatteten Platze,« weißt die Hunde zur Ruhe, und nachdem er dem Fremden einen hohen Sitz von weichen Fellen bereitet hat, heißt er ihn Platz nehmen, und setzt ihm Wein und Speise vor. Und da sich Ulysses der freundlichen Bewirthung erfreut, und dem Geber Segen dafür wünscht, sagt dieser: »Es ist mir nicht gestattet, auch wenn ein schlechterer Mann als Du hierher käme, einen Fremden zu verachten; denn alle Fremde und Arme stehen unter Obhut der Götter.« So dachte auch mein wackrer Wirth im Engadin-Thal. Und als ich mich bei Tages Anbruch zur Abreise anschickte, faßte er meine Hand mit den Worten: Warum wollt Ihr schon wieder von dannen ziehn? Weilet bei mir und seyd willkommen. Und als ich erwiederte: Ich sage Euch Dank für den guten Willen, den Ihr mir beweißt; aber ich würde Euch zur Last fallen. Da ergriff er meine Hand von neuem, führte mich in seine Speicher voll aufgeschütteten Korns und Waizens; in die Gewölbe, mit Vorräthen aller Art angefüllt; in die Keller voll alten und jungen Weines; in die Ställe endlich, wo zwei Reihen stattlicher Kühe

aus vollen Krippen fraßen; und da ich das Alles mit Bewundrung betrachtet hatte, sagte er: Jetzt hast Du Alles gesehn. Ist es nicht genug, um Dich zu bewirthen, und Viele andre Deines Gleichen, wenn sie mein Obdach begrüßen? Bleibe also, so lange Du kannst; und je länger Du verweilst, desto mehr werd' ich es Dir Dank wissen.

So freundlichen Worten zu widerstehn vermocht' ich nicht. Ich blieb eine ganze Woche hier; durchzog am Tage die Gegend umher, und ward jeden Abend bei der Rückkehr mit gleicher Herzlichkeit aufgenommen. Nach Verlauf dieser Zeit, als ich ernstlich Abschied nahm, drückte mir der Alte die Hand und sagte: Es wäre mir ganz recht, wenn Ihr es Euch länger bei mir gefallen lassen wolltet; denn Ihr seht, daß Ihr uns nicht lästig seyd. Aber so ist unsre Weise: Wir nehmen den Gast mit Liebe auf, und wenn er scheiden will, halten wir ihn nicht wider Willen zurück. — Das war nun wieder recht nach homerischer Weise, wo Menelaus zu dem scheidenden Telemachus sagt: Ich werde Dich nicht länger hier halten, da Dich nach der Rückkehr

verlangt; denn gleich unrecht ist es, den Fremden wegzutreiben, und ihn aufzuhalten, wenn er gehn will. — Damit nun aber auch das Ende homerisch wäre, tauschten wir Gastgeschenke aus; er verehrte mir das Abbild seines Hauses und der Gegend, die ein deutscher Mahler bei ihm aufgenommen und in Chur hatte in Kupfer stechen lassen; und ich ihm dagegen ein Gebetbuch in romanischer Sprache, von meinem Freund Conradi in Andéren verfaßt, das ich in Como gekauft, und woran mein frommer Wirth Wohlgefallen gezeigt hatte.

13.

Recepte gegen Unbesonnenheit.

Meine Schwester Caroline — sie starb in ihren besten Jahren — war ein höchst liebenswürdiges Mädchen; gutmüthig, hilfreich, arbeitsam, auch unterhaltend und witzig; niemand aber im Hause wurde so oft gescholten, denn niemand im Hause versah so viel als sie. Die Ursache war, daß sie die Gedanken nie beisammen hatte. Statt an das zu denken, was sie eben that, dachte sie immer an das, was sie nachher thun wollte; und da sie von einem höchst lebhaften Geiste war, so kam ihr das, was sie nicht that, immer viel erfreulicher und angenehmer vor, als das, was sie unter den Händen hatte. Indem sie also Dieses übereilte, um Jenes anzufangen, verdarb sie Vieles, und mußte oft von vorn anfangen, wenn sie hätte fertig seyn können. Wurde sie dann

gescholten, so glaubte sie im ersten Augenblicke wohl, es geschähe ihr Unrecht, und verging sich dann in Worten gegen die, welche sie schalten; und wenn sie ihr Unrecht einsah, was meist nach kurzem Besinnen erfolgte, so war ihre Reue noch heftiger als ihr Unmuth. Dann weinte sie, und klagte sich selbst an, und jammerte über sich, und faßte die besten Entschließungen; vergaß sie aber schnell und fiel immer wieder in denselben Fehler.

Mein Vater, der das herzensgute Mädchen mit der größten Zärtlichkeit liebte, und wohl sah, daß ihre Mängel tief in ihrer Natur gewurzelt waren, tröstete sie oft über sich selbst, und lehrte sie, was sie thun müßte, um über ihre Zerstreuung obzusiegen. Vor allen Dingen, mein Kind, sagte er unter andern, nimm Dir nie mehr als Eine Sache auf einmal vor. Hast Du mehreres zu besorgen, so wähle von diesen Geschäften dasjenige aus, was das Nothwendigste ist, oder, wenn dieß gleichviel gilt, das, was Du am liebsten thust, und dann nöthige Dich, Deine Gedanken auf das Eine zu richten, was Du Dir gewählt hast. Ehe Du es aber wirklich zur

Hand nimmſt, ſo denke an Alles, was dabei zu thun iſt, wenn es gelingen ſoll, und in welcher Ordnung es geſchehn muß. Haſt Du dieß bei Dir feſtgeſetzt, ſo thue Eins nach dem Andern, und frage Dich bei Jedem, ob Du auch bei der vorherbeſtimmten Ordnung geblieben biſt. Auf dieſe Weiſe wirſt Du Dich in den meiſten Fällen vor Uebereilungen ſichern, und iſt es Dir doch begegnet, wie es im Anfange wohl geſchehn kann, daß Du etwas verſiehſt, ſo wirſt Du genau wiſſen, was daran Schuld geweſen iſt, und wirſt ſo bei einer Wiederholung deſſelben Geſchäftes den begangenen Fehler ſichrer vermeiden können. Wirſt Du aber in einem ſolchen Falle getadelt, ſo wird Dich der Tadel weniger zum Zorne reizen, eben weil Du ſchon von Dir ſelbſt weißt, daß Du einen Fehler begangen haſt. Uebrigens, mein liebſtes Kind, gilt auch von den gewöhnlichen Geſchäften des Lebens, daß ſie mit Gottes Hülfe gethan werden müſſen. Glaube nicht, daß für ihn etwas gering iſt, was der Verſtand eines Menſchen beginnt. Du weißt, wie es in der Bibel heißt: »Ich ſitze oder ſtehe auf, Du weißt es, o Gott. Ich gehe oder

liege, so bist Du um mich, und siehst alle meine Wege.« Gott sieht aber nicht bloß die Wege der Menschen, sondern sein Aug' ruht mit Wohlgefallen auf denen, die vor ihm wandeln, das heißt, die recht thun und bei dem, was sie thun, seiner eingedenk sind. Denke also früh und spät an ihn, eh' Du an Dein Geschäfte gehst, und wenn Du es vollbracht hast. Du kennst das Gebot, das immer in dem Munde unsrer Väter war: Bete und arbeite! Du wirst es erfüllen, wenn Du auf die rechte Weise arbeitest, und Deine Arbeit wird selbst ein Gebet seyn. Dann wirst Du Gottes Hülfe in der größern Besonnenheit spüren, mit der Du, Deine Geschäfte vollbringen wirst. Thue das Deine, so wird Dir Gott entgegen kommen. Denn er hilft denen, die sich selbst helfen.

Diese Lehre schlug Wurzel. Mein Vater beobachtete sie noch genauer als vorher, kam ihr zu Hülfe, ohne daß sie es merkte, und wehrte oft dem Fehler ab, eh' er begangen war. Sie bekam jetzt wieder Zutrauen zu sich selbst; ihre Arbeiten gingen ihr leichter und sichrer von der Hand; sie wurde seltner gescholten und öftrer

gelobt. Allmählig war ſie von dem frühern Fehler ganz geheilt, und brachte dann mehr zu Stande, als irgend ein Andres. Wenn man ſich dann darüber wunderte, und es ihr zu erkennen gab, pflegte ſie zu ſagen: Gott hilft mir; ich gebe nichts dazu als den Willen, und auch der kömmt von ihm.

14.

Die Temperamente.

Ueberall werden wir in der Natur eine zwiefache Bestrebung gewahr; erstlich nach Gleichförmigkeit, dann nach Verschiedenheit. Sie hat für alle Gattungen von Dingen, die sie in ihrer großen Werkstatt schafft, gewisse feste Modelle, die sie immer und immer wiederholt, und zwar mit so großer Sorgfalt und Genauigkeit auch in dem Kleinsten, daß wer Eines recht angesehn hat, dieselben Zeichen auch bei dem Tausendsten wiederfindet. Ob sie nun aber gleich nie von der allgemeinen Vorschrift abweicht, die sie sich gegeben zu haben scheint, so sorgt sie doch auch wieder für Unterschiede, und wirft gar nicht Alles, was zu Einer Art gehört, auch in Eine unabänderliche Form. Das Blatt des Apfelbaumes ist nicht wie das Blatt des Pflaumenbaumes; aber Jeder-

mann weiß, was an den einen und was an den andern Baum gehört; und doch ist wiederum an demselben Baume kein Blatt dem andern in allen Theilen gleich. Bei dem Menschen ist es nicht anders. Oft herrscht bei einer zahlreichen Familie in allen ihren Gliedern eine gewisse Aehnlichkeit, die sich nicht blos in der ganzen Gestalt und den einzelnen Zügen, in dem Tone der Stimme und in der Bewegung, in Gang und Minen kund gibt, während sich doch Jedes durch eben so viele Eigenthümlichkeiten von dem Andern unterscheidet. Den größten Unterschied aber macht hier doch das Innere, die Fähigkeiten des Geistes, die Neigungen und was man das Temperament und den Character nennt. In der ersten Familie, von der wir wissen, gab es einen Abel und einen Kain; und in der zweiten, die das Geschlecht der Menschen erneute, verdiente sich der eine Sohn den Segen, der andre den Fluch des Vaters. Aus derselben Kinderstube und derselben Erziehung geht ein Weiser und ein Thor, ein Gelehrter und ein Pinsel hervor, und nichts ist gewöhnlicher, als daß neben einem Peter dem Großen ein blödsinniger Iwan aufwächst. Wo aber der Unterschied

auch nicht so schreiend ist, wie bei Weiß und Schwarz, findet man doch oft in demselben Hause und derselben Familie eine ganze Reihenfolge verschiedenartiger Schattirungen, die oft grell genug von einander abstechen, oft aber auch in einander übergehn und verfließen. Diese Verschiedenheit erschwert die Erziehung, und, wenn der Erzieher, im Widerstreite gegen die Natur, Alles nach Einer Form modeln will, können die größten Misgriffe geschehn; von der andern Seite aber vermehrt sie die Lust daran. Und eben das ist auch wohl Gottes Absicht dabei. Denn wie ich mir Gott gern menschlich denke, so meine ich, er muß Freude an der Verschiedenheit seiner Kinder haben, wie ein Gärtner an seiner Tulpen- und Nelkenflor, und will, daß auch die Menschen Freude daran haben, und Jedes nach seiner Weise hegen und pflegen, und sich unter einander, selbst um der Unähnlichkeit willen, desto mehr lieben sollen.

* * *

Einer meiner Nachbarn in M. hatte drei Knaben. Der älteste, Karl, war still, furchtsam und in sich gekehrt. Von Kindheit an zeichnete

er sich durch Liebe zur Ordnung und Reinlichkeit aus; er schonte seine Kleider besser als die Andern, und was er sonst hatte, bewahrte er sorgfältig. Der zweite, Wilhelm, war immer guten Muthes, that, was ihm einfiel, und kümmerte sich wenig um die Folgen davon; Adolph endlich, der jüngste, stand in seinem Wesen zwischen beiden. Alle drei aber waren von Herzen gutmüthig und folgsam, auch liebten sie sich unter einander recht sehr, ob sie sich gleich fast jeden Tag einmal oder das anderemal entzweiten.

Eines Morgens waren alle drei im Garten. Wilhelm lief den Schmetterlingen nach, fiel beim Verfolgen mehrmals auf die Nase, und wenn er einen fing, ließ er ihn fliegen. Karl suchte Käfer im Grase, und steckte sie an, um sie in seine Sammlung zu thun. Adolph holte Futter für seine Raupen, und freute sich, als er einige in der Verwandlung fand. Hierauf pflückte Wilhelm einen Strauß für seine Schwester; Adolph steckte Kerne in die Erde und begoß seine Pflanzen; Karl las Frühbirnen im Grase auf und trug sie in das Haus. An der Thür sprach ihn ein armer Mann um ein Almosen an; er schenkte

ihm einen Kreuzer, den er in der Tasche hatte, schob aber gleich den Riegel vor, damit der Bettler, der ja auch ein Dieb seyn könnte, nicht wieder mit seinem Hunde in das Haus käme. Dann ging er in seine Kammer, legte die gesammelten Birnen der Reihe nach in das Fenster und überzählte sie. Es waren ihrer dreizehn. Das ist eine ungeschickte Zahl, dachte er; es sollte wenigstens ein volles Mandel seyn; und hierauf lief er wieder in den Garten, um das Mandel voll zu machen. Unterwegs aber fand er ein leeres, ledernes Beutelchen, das der Bettler verloren hatte. Karl hob es auf, wusch es am Brunnen ab, rang es aus und steckte es bei.

Desselben Morgens bekamen die Knaben ihr Taschengeld, jeder dreißig Kreuzer in fünf Silberstücken. Karl steckte die seinigen in das Beutelchen, das er vorher gefunden hatte, und that auch sein Erspartes von den vergangenen fünf Wochen dazu. Dann setzte er sich vor die Thür auf einen Stein, schüttete sein Geld aus, zählte es hin und her, that es dann wieder in den Beutel und rasselte damit. So trieb er es eine ganze Weile.

Während er so saß und sich an seinem Schatze

erfreute, kam ein Pudel die Straße her, immer mit der Naſe auf der Erde, wie Hunde thun, die Verlohrnes ſuchen, und als er zu dem Knaben kam, blieb er vor ihm ſtehn, und ſah ihn mit unverwandten Augen an, indem er von Zeit zu Zeit leiſe bellte. Karl hatte ſeinen Beutel noch in der Hand, und ſchüttelte ihn ohne Arges dem Hunde entgegen, um ihn zu necken. Dieſer fuhr zu, riß den Beutel weg, und lief ſpornſtreichs auf den Weg zurück, den er gekommen war. Umſonſt verfolgte ihn der Knabe mit Geſchrei, je lauter dieſer ſchrie, deſto ſchneller lief der Hund, ſo daß er ihm bald aus dem Geſichte war. Und weder der Pudel, noch der Bettler, ſein Herr; weder der Beutel noch das Geld wurden je wieder geſehn.

Unterdeſſen war Wilhelm auf den Markt gegangen, noch ungewiß, wie er ſein Geld anlegen wollte. Da er aber an einen Beckerladen kam, aus dem ihm ein angenehmer Duft entgegen kam, ſprach er hier ein, und las von dem appetitlichen Backwerk ein Stück nach dem andern für zwei Sechskreuzer Stücke aus. Ein Mädchen, das an der Thür ſaß, und mit geflochtnen

Männchen handelte, der ihm eines davon zum Verkauf an. Das kam ihm eben recht; denn er wußte mit ſeinem Backwerke nicht wohin; er kaufte ein Männchen für ſechs Kreuzer, ob es gleich nur die Hälfte werth war, und füllte es mit der erhandelten Waare an, von der er aber kaum die Hälfte verzehrt hatte, als er ſchon überſatt war. Den Reſt wollte er mit ſich nach Hauſe nehmen. Da kam er vor dem Schulhauſe vorbei; die Schule war eben aus, und eine ganze Schaar ſtürzte ſich luſtig durch die enge Thür auf die Straße. Unter ihnen waren auch Bekannte von Wilhelm. Ei, ſagte der Eine, das ſind ja prächtige Sachen; da bekommt man Appetit. — Greif zu, ſagte Wilhelm. Mehrere kamen nun herbei; Wilhelm ließ Alle gewähren, und ſchnell war die Wanne geleert. Während es ſich nun die luſtige Bande ſchmecken ließ, erblickte Wilhelm einen Bauerjungen, der mit Käfichen umgeben auf den Stufen des Brunnen ſaß. In den Käfichen waren Vögel aller Art, Hänflinge und Zeiſige, Stieglitze und Grasmücken, und hüpften auf ihren Stängelchen umher, pipten und zwitſcherten, daß es eine Luſt war. So einen grünen

Zeisig, wie den da, sagte Wilhelm, hab' ich mir lange gewünscht; frug nach dem Preiße und gab dafür was gefordert wurde. Der Vogel schlüpfte nun aus dem Käfich in seine beiden Hände, und sah mit dem niedlichen Köpfchen und den hellen Augen gar munter aus der Hand hervor. Indem ihn Wilhelm aber liebkoßte, und seine Gedanken und Augen nur bei dem Vogel hatte, gerieth er unter einen Kram irdner Töpfe und Schüsseln, die auf der Straße feil standen, stolperte und fiel in die zerbrechliche Waare hinein, wobei der schöne grüne Zeisig der geöffneten Hand entflog, und, der unverhofften Freiheit froh, das Weite gewann. Beim Fall aber hatte Wilhelm einige Schüsseln zerbrochen. Die Weiber, denen sie gehörten, fielen mit Scheltworten über ihn her, und er war froh, sie durch das Opfer seines letzten Silberstücks zum Schweigen zu bringen. So kehrte er verdrüßlich und mit leeren Händen nach Hause zurück.

Adolph war nicht so eilig gewesen, sein Geld anzulegen. Ich brauche im Grunde nichts, dachte er bei sich, als etwas Zeichenpapier, Reißkohle und Kreide; das will ich mir morgen holen; vielleicht fällt mir bis dahin noch etwas Anderes

ein. — Dabei steckte er sein Geld in die Tasche und dachte nicht weiter daran.

Den folgenden Morgen machte er sich auf nach der Stadt — denn der Vater wohnte den Sommer über auf einem Vorwerke — um sich Zeichenmaterial zu kaufen; was Anderes war ihm nicht eingefallen. Der Weg ging über eine hölzerne Brücke. Auf dieser stand die Magd des Nachbars, sah in das Wasser hinein, und stieß von Zeit zu Zeit ein Jammergeschrei aus. Adolph stand still, und fragte das Mädchen, was ihm fehle. Ohne zu antworten schrie diese immer fort: Ach Gott, ach Gott! das Unglück! — Und da Adolph noch einmal fragte, was für ein Unglück ihr begegnet sey, rief sie in noch kläglichern Tönen: Ach, mein Herr schlägt mich todt; ich darf meinem Herrn nicht wieder vor die Augen kommen. — Wenn Du mir nur sagtest, was Du gethan hast! fiel Adolph ein. Wenn es nicht etwas gar zu Schlimmes ist, so will ich zu Deinem Herrn gehn, und eine Bitte für Dich einlegen. — Das wird nichts helfen, erwiederte das Mädchen. Er ist gar zu schlimm, wenn er böse ist. Ich hatte Waare aus der Stadt geholt für unsern

Kram, und trug sie so auf dem Kopfe. Da müssen gerade zwei Postillone geritten kommen, und ein lustiges Stückchen auf ihren Hörnern blasen; und wie ich auch gern lustig bin, kann ich's nicht lassen, und tanze darnach. Und wie ich eben den letzten Sprung thue, fällt mir das Bündel vom Kopfe, und rollt gleich in das Wasser hin, und im Wasser geht es auf, und der Pfeffer und der Anis und der Schnupftabak und Alles fließt heraus und über das Wehr. Ach du lieber Gott, was fang' ich nur an? Wenn ich mich nur gleich auch in das Wasser gestürzt hätte! Und nun fing sie wieder an noch jämmerlicher zu weinen als vorher. — Nun, sagte Adolph, laß doch das Lamentiren seyn; es wird sich ja wohl noch Rath finden. Wie viel war denn die Waare werth? — Das Mädchen nannte die Summe. — Das ist gerade so viel als ich habe, dachte Adolph. Ob ich es ihr wohl gebe? Warum nicht? Mit dem Papier hat es schon noch Zeit, und das Mädchen reiß' ich aus der Noth. Da, Lieschen, sagte er, und reichte ihr das Geld. Jetzt lauf' und kaufe wieder ein; vertanze aber die Waare nicht wieder.' — Und damit drückte er ihr das

Geld in die Hand und eilte nach Hause zurück, und das Mädchen sah ihm mit offnen Munde nach, und wußte nicht, wie ihm geschehn war.

Adolph sagte zu Hause nichts von dem Vorgange; sein Vater aber erfuhr es doch, so wie er auch von den andern Knaben erfuhr, wie sie ihr Geld angewendet hatten. Mit Adolph war er am meisten zufrieden. Dieser hatte zwar von seinem Gelde für sich eben so wenig gehabt als seine Brüder; aber er hatte sich ein dankbares Andenken in einem menschlichen Herzen gestiftet. Dazu gibt es nicht immer Gelegenheit. Lieschen aber ging nie über die Brücke, ohne an ihren Unfall und an ihren Wohlthäter zu denken, und begegnete diesem nie, ohne ihn mit einer Mine zu grüßen, auf der die dankbare Erinnerung an seine gutmüthige Hülfe zu lesen war.

Aus diesem und ähnlichen Vorfällen erkannte der Vater die Eigenthümlichkeit seiner Knaben, und gab ihnen darnach die Richtung zu ihrer Bestimmung. Karl wählte den Handel, und wurde ein rechtlicher Kaufmann; hielt das Seinige mit Bedacht zusammen, und vermehrte es langsam, aber mit Sicherheit. Wilhelm wurde Soldat,

lernte durch die Zucht des Dienstes Besonnenheit, und da er dadurch nichts von seiner Munterkeit verlohr, war er bei seinen Vorgesetzten geachtet, bei seinen Untergebenen beliebt, und mit seinem frohen und frischen Muthe der erheiternde Schutzgeist seiner Compagnie bei den Beschwerden des Marsches oder in den Stunden der Gefahr. Adolph widmete sich den Wissenschaften, und wurde Schulmann. Wie er als Knabe in seinem Garten gethan hatte, so that er auch in seinem Berufe; streute guten Saamen aus, und pflegte die jungen Keime mit gewissenhafter Sorgsamkeit. Seine Schüler liebte er wie seine Kinder, und wurde von ihnen wie ein Vater geehrt. Mit Freuden erfüllten sie seine Vorschriften; denn sie wußten, daß er nichts verlangte, was nicht zu ihrem Besten war, und aus der Freude, die er an ihrem Gedeihen hatte, erkannten sie, daß es ihm Ernst mit ihrer Wohlfarth war. Alle drei Brüder leben noch, und wenn einem von ihnen diese Blätter einmal in die Hände kommen sollten, so wird er sich der Geschichten erinnern, und auch an den denken, der sie niedergeschrieben hat.

15.

Die Glücksfälle.

Ihr habt mancherlei Geschichten von großen und mächtigen Feien gehört, wie sie auf der Erde umherziehn, und besonders die Kinder auf die Probe stellen; wie zum Beispiel die gute Fei Wohlgesinnt vor das Haus einer Wittwe kam, worin drei Töchter waren, und demüthig um Brod oder um ein Almosen bat, weil sie fast stürbe vor Hunger, und die beiden ältesten zum Fenster heraus auf sie schimpften, und sie ein unverschämtes altes Bettelweib nannten, und dann die Fenster zuschlugen; die jüngste aber ihr nachlief, und sie mit freundlichen Worten tröstete, und ihr ein Ei brachte, das ihr Huhn eben gelegt hatte — sie hatte weiter nichts als das Huhn und das Ei — und wie die Fei die kleine wohlgemeinte Gabe mit vielem Danke annahm, und den Tag

darauf nicht mehr als eine alte Bettlerin, sondern als eine schöne reichgekleidete Dame' in einem kostbaren Wagen wiederkam, und ein schöner Prinz ihr zur Seite saß, der sich gleich in die jüngste der drei Schwestern sterblich verliebte, und sie heirathete, worüber die beiden andern vor Neid so gelb wurden wie Quitten, und auch so blieben ihr Lebelang. — Das Geschlecht der Feien ist schon lange erloschen, und man hört nichts mehr von ihnen außer in Mährchen; aber auch ohne sie geschieht es noch bisweilen, daß eine gute Handlung, die ohne Absicht gethan worden ist, recht unerwarteter Weise belohnt wird. Etwas von der Art trug sich vor etwa fünf und zwanzig Jahren in London zu, wie mir ein Reisender erzählt hat, der von dort her kam; auch hab' ich es nachher in den Zeitungen, aber mit einiger Veränderung gelesen.

Ein armer Officier, der durch mancherlei Unfälle in Schulden gerathen, sonst aber ein wackrer und ehrenfester Mann war, ging eines Tages in London durch eine abgelegene Straße, als dort gerade die Schule aus war. Da war nun mitten auf der Straße eine ganze Schaar

von Schulbuben versammelt, die jubelnd und tobend einen alten Mann umringten, der auf dem Pflaster mehr lag als saß, und sich vergebens gegen das Raufen und Werfen der unbändigen Rotte zu schützen suchte. Daß er kein Sohn des Glücks war, sah man ihm an seiner Kleidung an; deste mehr ergrimmte der Officier, der denn auch unverzüglich unter das wilde Gesindel fuhr, den einen dahin, den andern dorthin warf, und wo die Hände nicht ausreichten, mit dem Stocke darein schlug, und dazwischen hinein rief: Fürchtet ihr euch keiner Sünde, ihr ruchlosen Buben, einen so armen und unglücklichen Mann zu mishandeln? — Die andern liefen nun davon, einige lachend, andre schimpfend; einer aber blieb in der Ferne stehn und rief: »Weder arm ist er, noch unglücklich, sondern ein Geizhals. Das wissen wir eben; darum reiben wir uns an ihm.« — Der Officier achtete aber wenig darauf, weil er meinte, es sey das nur eben auch wieder eine schlechte Lüge, um die andre Schelmerei damit zu bemänteln; hob dann den alten Mann von der Erde auf, und da er von seinem Falle hinkte, unterstützte er ihn, und wollte ihn

nöthigen, Geld für einen Lohnwagen anzunehmen, um ſicher nach Hauſe zu kommen. Der Alte wehrte aber das Anerbieten aus allen Kräften ab: »Ich komme nun ſchon ſo nach Hauſe, ſagte er; die Entfernung iſt gering, und der Schmerz an meinem Fuße gibt ſich ſchon. Ihre gute Abſicht aber werde ich nie vergeſſen, ſo wenig als die geleiſtete Hülfe. Nie werde ich wieder nach der Stadt kommen; aber Sie beſchwöre ich, Ihre Wohlthat dadurch zu krönen, daß Sie mich in meinem Hauſe in Fulham *) beſuchen. Es iſt das einzige grün bemahlte Haus an der Ecke der Paternoſter-Straße, und nicht zu fehlen. Laſſen Sie dieſe Bitte nicht unerfüllt. Es wird Sie nicht gereuen.«

Der Offizier achtete zuerſt wenig auf dieſe Worte, ſondern wünſchte dem Alten glücklich nach Hauſe zu kommen und entfernte ſich. Als er aber nachher wieder daran dachte, kam es ihm ſonderbar vor, daß ein Mann von ſo geringem Anſehn ihn ſo dringend um einen Beſuch bat;

*) Fulham, ehemals ein Dorf in der Nähe von London, jetzt mit der Stadt vereinigt.

und je mehr er seine Worte erweg, deste gröſser wurde die Neugierde in ihm. Endlich dachte er: Ich muß doch Wunders halber sehn, was der Alte damit meint! und so ging er am achten Tage nach dem Vorfalle nach Fulham, und nahm seinen Weg durch die Paternosterstraße, und ehe er noch an das Ende davon kam, sah er schon das grüne Haus und auf der Bank vor dem Hause den alten Mann, nicht anders als ob er ihn erwartete. Und so war es auch. Denn sobald der Alte den Offizier erblickte, ging er ihm entgegen, und dankte ihm mit groſser Herzlichkeit, daß er seine Bitte erfüllt hätte. Ich fürchtete schon, setzte er hinzu, Sie möchten das Wort eines armen Mannes allzu gering geachtet haben. Dann führte er ihn in das Haus, und drei Treppen hoch in ein Stübchen, das eben nur mit dem nothwendigsten Geräthe versehen war, und bat ihn Platz zu nehmen. Hier entdeckte er ihm nun, daß er vormals auf einem bessern Fuß von seinen Renten gelebt habe: sein Unstern aber habe gewollt, daß er ohn' Unterlaß bestohlen und beraubt worden sey, nicht anders als ob es alle Diebe in Alt-England auf sein Geld abgesehen

hätten. Und nicht blos auf sein Geld, auch auf sein Leben wären sie aus gewesen, und immer hab' er es nur irgend einem außerordentlichen Zufalle zu verdanken gehabt, daß man ihn nicht erwürgt oder die Kehle abgeschnitten habe. »Dieser Zustand immerwährender Angst, fuhr er fort, wurde mir zuletzt unerträglich. Ich bin von Natur furchtsam; die häufigen Schreckniſſe, die ich eben durch meinen Unstern erfahren habe, sind nicht geeignet gewesen, diesen Naturfehler zu mindern, der in einer körperlichen Hülflosigkeit und Schwäche begründet ist. So bin ich also auf keine Weise geeignet, mich gegen Angriffe mit Erfolg zu vertheidigen, und nicht immer ist ein so großmüthiger Retter zur Hand, als Sie sich mir vor acht Tagen bewiesen haben, als jene Buben es, wie ich überzeugt bin, auch auf mein Leben abgesehen hatten. Ich hatte einmal einen Diener zu mir genommen; aber auch dieser bestahl mich, und ich glaubte an sichern Zeichen zu erkennen, daß er mit verdächtigen Leuten zusammenhielt. Ich schickte ihn fort, und da ein neuer Versuch vielleicht noch übler ausgefallen wäre, beschloß ich nach vieler und reifer Ueberlegung, hierher zu

ziehn, wo mich niemand kennt, und meine Sicherheit unter dem Scheine der Armuth zu ſuchen. Dieß iſt mir bisher ziemlich gut gelungen. Seit mehrern Jahren hab' ich dieſen Ort nicht verlaſſen; in London glaubte ich vergeſſen zu ſeyn, und ſo wagte ich es, nach langer Zeit zu Beſorgung eines nothwendigen Geſchäftes dahin zu gehn. Sie wiſſen mit welchem Erfolge. Aber ich ſegne mein Mißgeſchick, das mir die Bekanntſchaft eines wackern Mannes und meines künftigen Erben verſchafft hat. Ja, meines künftigen Erben! Denn in jenem Augenblicke, wo Sie ſich meiner ſo thätig annahmen, und mir das Leben retteten, beſchloß ich, nicht anders als ob eine höhere Stimme mir zuriefe, mich Ihnen dankbar zu erweiſen; und da ich anfing zu fürchten, Sie möchten meine Bitte verachten, hab' ich nicht aufgehört mir Vorwürfe zu machen, mir nicht wenigſtens den Namen meines Wohlthäters erbeten zu haben. Mein Teſtament iſt niedergeſchrieben; nichts als ein Name fehlt darinne; ſo bald Sie die Güte haben, mich mit dieſem bekannt zu machen, wird ihm nichts zur vollkommnen Giltigkeit mangeln.«

Man wird leicht glauben, daß diese Erklärung dem Offizier höchst unerwartet kam; denn ob es gleich in England mehr sonderbare Leute gibt als irgendwo sonst, so war ihm doch eine Sonderbarkeit dieser Art noch nicht vorgekommen. Die Aussicht auf eine Erbschaft, mochte sie auch nicht von großem Belange seyn, kam ihm bei seinen Umständen ganz und gar nicht unerwünscht; dennoch fragte er den Alten, wie es einem rechtschaffnen Manne zukam, ob er denn keine Verwandten hätte, denen er seine Person anvertrauen und sein Vermögen hinterlassen könnte. — Niemanden auf der Welt, antwortete er mit großer Lebhaftigkeit, dem ich verpflichtet wäre; wohl aber Manche, die, wenn sie der Erbschaft gewiß wären, nichts unterlassen würden, um recht schnell in ihren Besitz zu gelangen. — Es war jetzt offenbar, daß eine so traurige Stimmung des Gemüthes zu bekämpfen, vergebliche Mühe gewesen wäre; auch der wiederholte Versuch, ihn zu einer andern Lebensweise zu bewegen, blieb ohne Erfolg. Der Gedanke, die gewünschte Sicherheit nur unter dem Schilde der Armuth und Dürftigkeit genießen zu können, hatte allzu tiefe

Wurzel bei ihm geschlagen. Er war nicht davon abzubringen.

Wenige Monate vergingen, während denen der Offizier den alten Mann noch einigemal besuchte, als er plötzlich starb. Er hinterließ ein Vermögen von zwanzigtausend Pfund, mehr als Jemand bei dem alten, abgetragenen und melancholischen Manne zu finden erwartet hatte. Sein Erbe war nun mit einemmal ein reicher Mann, bezahlte seine Schulden, und heirathete ein armes Mädchen, das er seit langer Zeit geliebt hatte. Am Tage seiner Hochzeit besuchte er mit seiner Braut den Platz, wo er sich durch eine in seinen Augen ganz werthlose Handlung einen wunderlichen Mann verpflichtet hatte, und die Gedanken, die das junge Ehepaar da hatte, kann Einer leicht errathen, wenn er weiß, daß der Offizier nicht nur ein braver, sondern auch ein frommer Mann war. Wenigstens ging er nie nachher an jener Stelle vorbei, ohne Gott im Stillen zu danken, der Alles auf eine so wunderbare Weise zu seinem Glücke gefügt hatte.

* * *

Hier ist noch eine andre Geschichte von einem Manne desselben Standes.

In dem Gasthofe zum heiligen Patrick in Dublin wurde eines Abends Pharo gespielt. Ein Offizier auf halben Sold trat in das Zimmer, um nach einem Bekannten zu fragen, und da dieser nicht gegenwärtig war, stellte er sich an den Spieltisch und sah zu; denn selbst mit zu spielen fehlte es ihm an Geld. Unter den Spielenden war auch ein reicher Engländer, der am höchsten setzte, und während die andern verlohren, fast allein gewann. Dieser strich eben unter Scherz und Lachen einen Haufen blanker Goldstücke in seinen Beutel, als er hinter seinem Stuhle eine Stimme hörte, die ganz leise und kaum vernehmlich sagte: Wie glücklich wär' ich mit der Hälfte dieses Geldes! — Der Engländer warf einen flüchtigen Blick hinter sich, und da er eine rothe, ziemlich abgetragne Uniform sah, und daraus auf das Uebrige schloß, sagte er: »Nehmen Sie es ganz!« und reichte dabei den Beutel hinter sich. »Nehmen Sie es auf mein Wort, sagte er ohne sich weiter umzusehn, und Gottes reichen Segen dazu!« und dabei ging er zur Thür

hinaus und ließ den schweren Beutel in der Hand des Andern. Dieser sah nun dem Weggehenden mit offnem Munde nach, und hätte er nicht den Beutel mit dem Golde in den Händen gehabt, er hätte Alles für einen neckenden Traum gehalten. Auch die übrige Gesellschaft war erstaunt, und einer sah den andern verwundert an, alle aber wünschten dem Beschenkten Glück, ob er gleich mit ihrem Gelde beschenkt worden war; denn Alle kannten ihn als einen wohlwollenden und rechtschaffnen Mann, der sich mit seinem halben Solde, einer Mutter und zwei armen Schwestern kümmerlich behalf.

Eine lange Zeit war verstrichen, Jahre auf Jahre waren vergangen, und wer von der Spielgesellschaft zum Wirthshaus des heiligen Patrick noch lebte, dachte wohl kaum noch an den verschenkten Beutel, am wenigsten der, welcher ihn verschenkt hatte. Dieser war seitdem noch reicher geworden, hatte aber mit der Jugend den jugendlichen Leichtsinn abgelegt, und saß als ein vornehmer Lord und Landbesitzer im Oberhause. Eines Tages, da er auf eine Rede studirte, die er im Parlament halten wollte, klopft es an

seine Thür, und ein unbekannter Mann mit einem unbekannten Namen tritt bei ihm ein. »Ich komme, sagte der Unbekannte, eine alte Schuld abzutragen, und mich eines alten Dankes zu entledigen, der mir fast zu schwer werden will.« Ihr werdet nun wohl schon merken, wer der Fremde war; der Lord aber merkte noch nichts, sondern sagte mit Verwunderung: er erinnere sich nicht, daß er je die Ehre gehabt habe, ihn zu sehn, noch viel weniger aber ihn zu seinem Schuldner zu machen. — In Dublin war es, erwiederte der Fremde, im Gasthof zum h. Patrick am Pharotisch. Sie hatten Glück im Spiel gehabt, und machten damals einen höchst bedrängten Mann glücklich, den Sie nicht kannten, ja, den Sie kaum angesehn hatten. Hierauf verschwanden Sie so schnell, daß ich Ihnen Ihr Geschenk nicht einmal hätte zurückgeben können — und in Wahrheit, meine Noth war damals unbeschreiblich. Der fromme Wunsch, mit dem Sie Ihr Geschenk begleiteten, hat Früchte getragen. Gottes Segen hat jede meiner Unternehmungen begünstigt, und Alles, was mir gelang, wurde mir werther durch die Erinnerung an

meinen Wohlthäter und an seinen Wunsch. Ihr Geschenk habe ich von dem Augenblicke des Empfanges an, immer nur als ein Darlehn betrachtet. Haben Sie die Güte, Mylord, es jetzt mit den Zinsen meines Dankes zurück zu nehmen. Ich bedarf es nicht mehr, und aus Ihrer gesegneten Hand kann es noch Vielen eine Quelle des Glückes werden.

Jetzt kehrte nun dem Lord die Erinnerung an jenen Vorfall wie aus einer dunkeln Ferne zurück. Mit zögernder Hand nahm er das dargebotene Geld, und sagte: Es ist viel mehr meine Pflicht Ihnen zu danken, daß Sie sich einer Handlung erinnern, die von meiner Seite nicht das geringste Verdienst hatte, wobei ich mich jetzt aber als ein willenloses Werkzeug der Vorsehung betrachten darf, die mir das Glück gegönnt hatte, einem braven Manne nützlich zu werden.

Bei diesen Worten umarmte er den Mann, fragte ihn nach seinen Schicksalen, seinen Beschäftigungen und seinen Verhältnissen, und da er von ihm erfuhr, daß er in Kürze seine Tochter verheirathe, bat er um die Erlaubniß bei der Hochzeit zu seyn. Ihr werdet leicht glauben, daß ihm diese nicht versagt wurde. Der Lord

kam auch wirklich, begleitete das Brautpaar in die Kirche, und saß bei der Mahlzeit an der Seite der Braut. Diese fand unter ihrem Teller einen kostbaren Schmuck von großem Werthe, von dem Niemand wußte, woher er kam. Es war aber nicht schwer zu rathen, und alle Augen wendeten sich nach dem Lord, der aber that als merkte er nichts. Nach Tische aber küßte er die schöne Braut auf beide Wangen, wie es in England Sitte ist, und da konnte man es ihm an den Augen ansehn, daß dieser Dank, den er sich selbst nahm, ihm lieber war als Alles, was man ihm mit Worten über seine Großmuth hätte sagen können.

16.

Der Staar.

Wer in Baiern gewesen ist, als Max. Joseph das Land regierte, oder wer noch jetzt dahin kömmt, der wird von diesem Könige Vieles vernehmen, woran er sich freuen kann. Er war aber auch recht die Freude und der Hort seiner Unterthanen, und sie liebten ihn wie Kinder ihren Vater lieben. Auch war er Jedem zugänglich, und wer mit Thränen des Kummers bei ihm eintrat, der kam mit Thränen der Dankbarkeit von ihm heraus; denn auch wo er mit Thaten nicht helfen konnte, half er mit tröstenden Worten, die von dem Munde eines Königes noch besser zu Herzen gehn als von andern. Früh schon und eh' er hoffen konnte irgend etwas zu regieren, außer dem Regimente, das ihm der König von Frankreich anvertraut hatte, galt er für den besten

Mann im Lande, und gewann die Herzen Aller, die ihm nah kamen. Was aber gar oft geſchieht, daß, wenn Stand, Macht und Reichthum wächſt, das Herz ſich zuſammenzieht, und wenn der äußere Menſch ſich erhebt, der innere niederſinkt; das wiederfuhr dem guten Max. Joſeph nicht; ſein Herz blieb wie es geweſen war ehe die Krone ſein Haupt ſchmückte, und der Strom menſchlicher Gefühle ergoß ſich bei ihm noch reicher als zuvor unter dem königlichen Purpurmantel. Darum iſt er nie in ein Haus getreten und nie in eine Stadt, ohne die Liebe der Bewohner mit ſich zu nehmen, und es war die Luſt und der Stolz ſeines Volkes, ihm Zeichen der Liebe zu geben. Ich habe geſehn, wenn er von einer Reiſe oder ſonſt in die Hauptſtadt zurückkam, und der offne Wagen langſam durch das Gedräng fuhr, daß Männer und Weiber geringen Standes durch die jubelnde Menge brachen, um dem Könige die Hand zu reichen, und er keine zurückwieß, wie hart ſie auch war. Gern miſchte er ſich unerkannt und unbegleitet unter das Landvolk, und hörte auf die Reden der Leute und fragte ſie aus; denn er wußte, daß er ſo die Wahrheit beſſer erführe,

als aus feilen Zeitungen, die Lob und Tadel nach den Launen ihrer Abnehmer ausstreuen. Oft, wenn er einsam ging, und ein bekanntes Gesicht von weitem sah, rief er ihm ein freundliches Wort zu, oder grüßte mit der Hand; und der Begrüßte fühlte sich geehrt, und erzählte es den Seinigen wieder. Auch das erfreute alle Herzen, daß er ein so guter und liebevoller Hausvater war, seine Kinder immer gern um sich hatte, und so häufig an der Seite seiner Gemahlin auf einsamen Spaziergängen in vertraulichem Gespräche gesehn wurde. Sein Ausgang aus dem Leben war wie er ihn selbst gewünscht hatte. Nur eine leise Ahndung von Unwohlsein ging vor ihm her; aber niemand war besorgt, so wenig als er selbst; kein Arzt ward gerufen; kein Diener wachte bei ihm. Am Morgen, da er nicht zur gewöhnlichen Frühzeit aufstand, und der Diener ungerufen in das Schlafzimmer trat, fand er ihn todt, in derselben Lage, die er beim Niederlegen genommen hatte, ohne ein Zeichen des Schmerzes auf seinem Angesichte. Schlummernd war er durch die dunkle Pforte des Todes gegangen. Die Bestürzung des Volkes war groß; die Trauer allgemein.

Es war die Wehklage verwaißter Kinder um einen geliebten Vater — ein aufrichtiger Schmerz tiefer Liebe; und jede der zahllosen Thränen, die aus vollen Herzen um ihn floſſen, war ein Opfer der Dankbarkeit, und ein ſtummes Lob des unvergeßlichen Königs.

Einige Zeit nach ſeinem Tode wurde, nebſt vielen andern Dingen, auch die Menagerie verkauft, die er in Nymphenburg gehalten hatte; viele ſeltne Thiere mannichfaltiger Art, auch überſeeiſche Lori's, Papageien und deutſche Staare. Von den Letztern waren ſchon alle verkauft; nur einer war noch übrig, der letzte, und von unſcheinbarem Aeußern. Still und mit ſtruppigem Gefieder ſaß er auf der Stange, als ob er ſich noch über den Tod ſeines Herrn betrübte; wie etwa ein alter Diener, wenn nach dem Tode ſeiner Herrſchaft das Hausgeräthe fortgeſchafft wird, unter dem er alt und grau worden war, ſtumm umhergeht, und ſich grämt, daß er das Alles überlebt. Als nun der alte unſcheinbare Vogel unter den Hammer kam, bot Niemand darauf, und nachdem ihn der Ausrufer

drei oder viermal angeboten hatte, und Alles schwieg, wurde der Käfich mit dem Staare in eine Ecke bei Seite geſetzt, und andre Dinge ausgerufen. Auf einmal ſchallt es aus der Ecke: Max Joſeph! Vater Max! — Alle Köpfe wendeten ſich nun nach der Seite hin, woher der Ruf kam. Wer iſt's? Wer ruft? fragten Viele; und da Einer, der dem Käfich zunächſt ſtand, ſagte: Es iſt der Staar, der weggeſetzt worden iſt; da riefen Alle, wie aus Einem Munde: Den Staar, den Staar her! So kam der unſcheinbare Vogel mit einemmale zu Ehren; weil es eben Jedem vorkam, als habe die treue Liebe, die er ſelbſt im Herzen hegte, durch den Vogel eine Stimme bekommen. Der Staar ſelbſt aber, da Alles um ihn her ſo lebendig wurde, und alle Anweſenden ihn liebkoßten und lobten, wurde nun auch ganz munter, und rief an einem fort: Max Joſeph! Vater Max! nicht, wie man zu ſagen pflegt, als ob er dafür bezahlt würde, ſondern ſo recht aus vollem Herzen. Da wollte nun Jeder den beredt-gewordenen Vogel haben, und die Gebote jagten und überſtiegen ſich, ſo daß wohl nie ein Staar ſo theuer bezahlt worden

ist. Und der, welcher ihn endlich erhielt, meinte einen Sieg gewonnen zu haben, und trug ihn im Triumphe nach Hause, und die Andern beneideten ihn.

Das war denn auch eine Leichenfeier von eigenthümlicher Art, und gewiß keine der schlechtesten.

17.

Ottmar.

Wie aus einem kleinen Saamenkorne hohe Bäume wachsen, so wachsen böse Thaten auf aus geringen Anfängen. Der Weg von dem ersten Fehltritt bis zu dem Verbrechen, das auf das Blutgerüst führet, scheint weit, aber der Raum wird ausgefüllt durch wachsende Dreistigkeit, steigende Begierden, und das Bedürfniß der Befriedigung eines Hanges, der bei seinem ersten Beginnen nicht so gefährlich schien. Der Stammbaum der meisten Verbrechen geht wie der Stammbaum der edelsten Geschlechter von einem unscheinbaren Anfange aus. Das Gute, wie das Böse, erzeugt sich nicht auf einmal; Beides verlangt seine Zeit; Jenes zu fördern, Dieses zu vermeiden, und Beides in seinem Keime zu erkennen, fordert Aufmerksamkeit und Vorsicht. Welcher

Mensch aber ist zu jeder Zeit vorsichtig genug, um nie den Fuß auf ungeprüftem Boden nieder zu setzen? Oder wer achtet so streng auf sich selbst, um jede Regung zu verhüten, die zur Leidenschaft aufwachsen könnte? Gewiß Niemand. Niemand könnte es, wenn es auch ersprießlich wäre; so wie auch kein Auge scharf genug ist, so tief in das Verborgene oder so weit in die Ferne zu sehn. Nur das Auge Gottes vermag es; und nur seine Obhut kann unsre Schritte leiten, daß sie nicht einen schlüpfrigen Abhang betreten. Darum, meine Kinder, unterlaßt nie jeden Morgen mit Andacht zu beten: Führe uns nicht in Versuchung! und wenn ihr am Abend, in Euern Gedanken, den Weg zurückmeßt, den ihr zurückgelegt habt, ihm zu danken, daß er Euch vor Verirrungen und Fehltritten behütet hat, die Ihr bereuen müßtet. Dieses wird ein Vertrauen in Euerm Gemüthe wurzeln lassen, das von einer bessern Art und fester ist, als das Vertrauen auf Eure eigne Kraft, die Euch wohl allzu oft verlassen möchte, wenn Ihr sie am meisten nöthig habt. Ohne diese religiöse Grundlage gleicht das Leben einer Pflanze ohne Wurzel, die sich nur in stiller

Luft aufrecht hält; aber auch dann nur auf eine kurze Zeit; frisches Leben und frohes Gedeihn ist nie in ihr. So hat mich die Erfahrung meines Lebens gelehrt. Fast immer wenn ich Leute von Erziehung und guten Anlagen in Verbrechen und bösen Thaten enden sah, und der Kette ihrer Vergehungen nachspüren konnte, hab' ich gefunden, daß ihr erster Ring irgend eine Neigung war, die sie, eben aus Mangel einer religiösen Grundlage, zur Herrscherin in sich hatten aufwachsen lassen. Sie hatten sich verzärtelt, und der Stimme der Warnung ihr Ohr verschlossen. »Wer sich nicht warnen läßt, sagt die Schrift, der ist schon auf der Bahn der Gottlosen; wer aber Gott fürchtet, der nimmt die Warnung zu Herzen. Wer aber noch überdieß trotzet, den sieht Gott von fern, und ein kluger Mensch merkt, daß er untergehn will.« Da geschieht dann, daß, wie man zu sagen pflegt, ein Solcher gleichsam muthwillig in sein Verderben rennt. Der Hang, der ihn beherrscht, reißt ihn fort, daß er den Abgrund vor seinen Füßen nicht sieht; und wenn seine Augen sich öffnen, ist es zu spät. Er muß hinab, und weil er seinem Fuße nicht Stillstand gebot,

als es Zeit war, muß er nun dem gleitenden Fuße zum Untergange folgen.

Es steht mir hierbei das Schicksal eines unglücklichen Jünglinges vor Augen, dessen Vater ich gekannt habe. Dieser Mann hatte in seiner Jugend durch Unvorsichtigkeit den Tod eines Freundes verschuldet, und dieses Unglück hatte über sein Leben eine Düsterheit verbreitet, die seinen starken und reichbegabten Geist in allen seinen Bestrebungen hemmte. Vielleicht war hiervon etwas auf seinen Sohn übergangen; gewiß aber lag in seinem Gemüthe nicht wenig von dem Character seiner Mutter, einer Frau von stolzen Ansprüchen, und darum mit der Beschränkung ihrer äußern Lage unzufrieden. Ihren Sohn, der ihr einziges Kind war, liebte sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit; und da er lebhaften Geistes war, träumte sie Großes von ihm. Das war der mütterlichen Eitelkeit leicht zu verzeihen; aber daran that sie übel, daß sie den Knaben mit den Träumen ihrer Einbildungen unterhielt und seine Zukunft mit dem Schimmer äußrer Ehre ausmahlte, der einst, wenn er das Seinige thäte,

unfehlbar auf ihn fallen würde. Ottmar, so hieß der Knabe, glaubte diesen Verheißungen leicht. Die Stellung seines Vaters in der Nähe des Hofes einer kleinen Residenz brachte ihn frühzeitig mit den Kindern adelicher Häuser in Verbindung. Diese Verbindungen nährten seine Eitelkeit; er fing an sich ihnen gleich zu stellen, und ahmte ihnen nach. Nun war damals in dieser Classe ein trauriger Hang zum Spiele eingerissen. Die Söhne thaten, was sie ihre Väter thun sahn; Spiel war der Zweck und der Mittelpunkt ihrer Gesellschaften, und diese Art der Unterhaltung, dem jugendlichen Alter und seiner Entwicklung so unangemessen, weckte Leidenschaften der niedrigsten Art. Ottmar nahm Anfangs keinen Theil daran. Er kannte die Regeln des Spiels nicht, und hatte kein Geld. Aber jene lernte er bald, und zum Gelde mußte die Mutter helfen. Es ist kränkend für mich, sagte er zu ihr, so allein den untheilnehmenden Zuschauer zu machen, und wenn sie mich zur Theilnahme auffordern, und ich mich weigern muß, was kann ich antworten? Sie sehn mich dann nicht für voll an, und ich muß erwarten, daß sie mich nicht mehr einladen. Das

würde mir aus einem solchen Grunde sehr empfindlich seyn.

Diese Klagen verfehlten ihre Wirkung nicht. Die Mutter gab das wenige Geld, das sie hatte, her, und Ottmars erster Versuch war vom Glücke begünstigt. Er kam um die Hälfte reicher nach Hause. Die bethörte Mutter theilte seine Freude, und ließ ihm Alles; der Vater aber, jedes Spieles Feind, erfuhr nichts davon. Auch das zweite- und dritte-mal war der Erfolg nicht weniger günstig; und so schlug was ein Glück schien, zu seinem Verderben aus. Einige Knaben jener Gesellschaft, älter als er, und über ihr Alter erfahren und verderbt, schlossen sich enger an ihn an. Man kam öftrer zusammen, und spielte bei verschlossnen Thüren in engerm Kreis. Aus dem Vergnügen war ein Bedürfniß geworden.

Das Glück im Spiele ist wie ein leichtsinniges Weib; wankelmüthig und falsch. Zuerst begünstigend, nährt es die Leidenschaft; hält dann mit wechselnder Gunst die Hoffnung wach; ergreift zuletzt plötzlich die Flucht, und spottet der Verzweiflung, die umsonst die letzte Kraft erschöpft, um es zur Rückkehr zu nöthigen. Ottmar erfuhr

dieß nur allzufrüh. Der frühere Gewinn ging fort; er blieb seinen Mitspielern schuldig; seine Ehre stand auf dem Spiel; er mußte sich seiner Mutter entdecken; und diese kannte die strenge Verpflichtung der Ehrenschulden zu gut, um nicht die Verlegenheit ihres Sohnes zu theilen. Sie half ihr durch schmerzliche Opfer ab, ließ sich aber zugleich ein feierliches Versprechen geben, das Glückspiel zu meiden, ohne doch deshalb, was ihr ausführbar schien, mit seinen Freunden zu brechen.

Acht Tage lang hielt Ottmar Wort; die Verführer aber rasteten nicht. Lockungen aller Art, Bitten und Schmeicheln, Hohn und Spott ward versucht. Die alte Leidenschaft half von innen heraus auch mit, und erhob ihre Stimme, erst leiser, dann lauter und immer lauter. Nun, sagte er endlich, noch Einmal will ich mit Euch spielen; aber dann laßt mich in Ruhe.

Die falschen Freunde fielen ihm jubelnd um den Hals. »Also heut Abend! Und Du gibst uns Dein Ehrenwort, daß Du nicht ausbleibst.« — Früher als gewöhnlich kamen sie zusammen. Ottmar war der letzte. Das Herz war ihm schwer. Hätte ich doch, dachte er, der Mutter das Ver-

sprechen nicht gegeben! oder hätte ich mich nicht bereden lassen! Soll ich nun hingehn, und sagen: Ich darf nicht spielen; Mutter hat's verboten? Unmöglich. Ich müßte vor Schaam vergehn.

Er wußte, daß er Unrecht that; aber er meinte, er könne nicht anders. Die freudige Begrüßung der Versammelten heiterte ihn nicht auf. Er erwartete Unglück. Es ging aber anders als er gedacht hatte; denn nie war ihm das Glück günstiger gewesen. Die guten Karten fielen ihm nur so zu, und er strich einen ansehnlichen Gewinnst ein. Die Mitspieler jammerten. Wann kommen wir wieder zusammen? hieß es beim Aufbruch. — Wann Ihr wollt, antwortete Ottmar; aber nicht zum Spiel. Ihr wißt, was ich Euch gesagt habe. — Nicht zum Spiel? riefen Jene, wie aus Einem Munde. Das wäre uns eine feine Manier. Andern das Geld abnehmen ohne Revanche zu geben! Ein so malhonnettes Spiel sind wir nicht gewohnt. Wir sind Leute von Ehre.

Durch diese Worte fühlte sich Ottmar tief verletzt; der Vorwurf seiner geringern Abkunft entging ihm nicht; und da er dem Spielerge-

brauche und seinen Anforderungen nichts entgegensetzen konnte, ward eine neue Zusammenkunft bestimmt. Der zweite Bruch des gegebnen Wortes kostete weniger Kampf als der erste; die beschönigenden Gründe hatten sich vermehrt, und bald war das Versprechen ganz vergessen. Alles ging wieder den vorigen Gang. Abwechselnd schwankte das Glück; eines Tages aber fielen die Karten so unglücklich gegen ihn, daß er mit einem ansehnlichen Rest in Schuld blieb. Die nächste Sitzung fiel nicht glücklicher aus. Er ahndete Betrug. Ich spiele nicht mehr mit Euch, sagte er in dem Aufwallen bittern Verdrusses gegen seine Mitspieler und sich selbst; ich spiele nicht mehr mit Euch. Ihr plündert mich wie Straßenräuber. — Wie Du willst, antworteten die Gauner. So Einen wie Dich finden wir überall wieder. Wenn Dich aber Dein lumpiger Verlust so grimmig macht, daß Du Dich von uns lossagst, nachdem Du doch so oft von uns gewonnen hast, so wisse, daß Du binnen zweimal vier und zwanzig Stunden bezahlen mußt. Wo nicht, so erklären wir Dich bei allen unsern Bekannten für einen ehrlosen Schuft. Das Plündern

und die Straßenräuber behältst Du gut für einandermal.

Ohne Abschied und voll Ingrimms ging Ottmar fort. Er lief einige Straßen auf und ab; aber so wie er kühler wurde, drängte sich auch seine Verlegenheit gewaltiger vor. Wie sollte er zahlen? Sollte er von neuem Hülfe bei seiner Mutter suchen? Er wußte, daß sie nicht so viel hatte, als er bedurfte: hätte er das aber auch nicht gewußt, ihr den Bruch des gegebnen Wortes zu bekennen, das kränkte seinen Stolz zu sehr. Er fand keinen Rath. Die zugestandene Frist war kurz; aber auch bei einer längern wäre er nicht besser berathen gewesen.

Tiefsinnig, verzagt, mit sich und seinem Schicksal entzweit, ging er im Hause umher, die Nacht brachte ihm keinen Schlaf; auch der folgende Tag ging zu Ende, und noch einer; und mit ihm floß die gesetzte Frist ab. Seine Angst stieg von Stunde zu Stunde. Um sich zu zerstreuen, ging er auf das Zimmer seines Vaters, um ein Buch zu holen. Das Zimmer war leer, aber der Schreibtisch stand offen, und auf diesem lag Geld. Soll ich davon nehmen? dachte

Ottmar. Da war' ich ja gleich aus der Noth. Er streckte die Hand aus — zog sie wieder zurück; fuhr noch einmal zu, und mit einem scheuen Blicke nach der Thür, erfaßte er ein Dutzend aufgesetzter Thaler, und floh hinaus. Niemand war ihn gewahr worden.

Die Verfassung des Gemüthes zu schildern, mit der Ottmar dem Hause zueilte, wo er seine Mitspieler versammelt wußte, möchte schwer, wenn nicht unmöglich seyn. Der augenblicklichen Noth abzuhelfen, war das Mittel gefunden. Aber welch ein Mittel! Um seine Ehre bei den Spielern zu retten, hatte er sich mit Schande bedeckt, und um eine Schuld zu lösen, hatte er sich in ein Verbrechen gestürzt, vor dessen Folgen er bebte. Sein Herz zitterte vor Angst. Indem er nun so, in Gedanken versunken, ohne zu sehn und zu hören, seinen Weg fortsetzte, klopfte ihn einer seiner ältern Bekannten auf die Schultern, daß er zusammenfuhr und sich mit erblaßtem Angesicht umwendete. Lachend sagte Jener: »Was hast Du denn vor, Ottmar? Ich gehe schon, ich weiß nicht wie lange, hinter Dir her, und Du wirst es nicht

gewahr. Du gehst ja wie Einer, der seinen letzten Kreuzer verspielt hat, und vor seinen Gläubigern läuft.«

Bei diesen zufälligen Worten erschrak Ottmar noch mehr, als ob ihm seine That vorgeworfen würde, faßte sich aber und sagte: O ich spiele gar nicht mehr. Du kannst mir glauben. Ich habe mich von der Cameradschaft losgesagt. — »Da hast Du wohl daran gethan, sagte der Andre. Sie sind Schelme von Haus aus, und mit allen Wassern gewaschen. Sie haben es gar kein Hehl, daß sie Dich betrügen; aber Du wärst ein Schaaf, sagen sie, und gingst so dämisch Deines Weges fort, als ob es gar keine Wölfe gäbe.« — Haben sie so geprahlt? sagte Ottmar zitternd vor Wuth. — »Du kannst mir glauben, versetzte der Andre; ich hab' es von guter Hand, und nahm mir gleich vor, Dich zu warnen. Nun, scheint es, ist es nicht mehr nöthig, da Du selbst zur Einsicht gekommen bist.«

Unter diesem Gespräche war Ottmar an die Thür des Hauses gekommen, wo sich die Spieler zu versammeln pflegten. Eilig stürzte er die Stiegen hinauf, und riß das Zimmer auf, wo

die Spiel-Sitzungen gehalten wurden. Die Verschworenen, in leisem Gespräch unter einander begriffen, fuhren aus einander, als Ottmar so rasch eintrat. Daß er kommen würde, seine Schuld zu entrichten, hatte keiner geglaubt. Da trat er, wie gesagt, herein, warf das Geld auf den Tisch, daß die Karten umherflogen, und rief ihnen mit zitternden Lippen zu: Da habt Ihr Eure Beute! aber verflucht sey, wer diese Räuberhöhle wieder betritt.

Diese Worte in grimmigem Zorne gesprochen, betäubten die Bande. Sie waren wie verstummt; Keiner wagte dem Wüthenden in die Augen zu sehn. Als er ihnen aber den Rücken wendete, und die Thür in der Hand hatte, kehrte ihr Muth zurück. »Unverschämter! schrien sie ihm nach. Meinst Du, es wäre uns soviel an Deinem elenden Gelde gelegen, daß wir uns ungestraft von Dir beleidigen ließen? Haben wir Dich Elenden nicht schon allzu lange unter uns geduldet? Geh, packe Dich zu Deines Gleichen; und wenn Du wagst, uns gegen irgend einen Menschen Räuber zu nennen, wie Du jetzt in Deiner Dummheit thust, oder zu sagen, wir hätten Dich

betrogen, so wisse, daß Du ein verlohrner Mensch bist.«

Während dieser drohenden Anrede hatte sich Ottmar wieder zu ihnen gewendet. Wie? sagte er mit funkelnden Blicken und einem Tone schneidenden Hohnes; Wie? ich soll nicht sagen, daß Ihr Betrüger seyd? Habt Ihr es doch selbst gesagt, und mit Eurer Schlechtigkeit geprahlt. Wagt es zu leugnen, wenn Ihr könnt!

Du bist ein unverschämter Lügner! rief ihm einer aus der Bande zu, und Alle stürzten mit geballten Fäusten auf ihn ein. Er that Widerstand. Ein wüthender, aber ungleicher Kampf entzündete sich. Ottmar unterlag, und wurde die Stiegen hinabgeworfen. Schäumend vor Wuth kehrte er nach Hause zurück.

* * *

Während dieser Zeit war in dem väterlichen Hause ein Sturm schlimmerer Art ausgebrochen. Wenige Augenblicke nach dem begangenen Diebstahl, als Ottmar kaum mit seinem Raube auf die Straße getreten war, kehrte der Vater in sein Zimmer zurück, und vermißte beim Einpacken des Geldes die fehlende Summe. Er war

überzeugt, daß kein Irrthum von seiner Seite obwaltete: sie mußte entwendet seyn. Der Diener war beim Aufzählen des Geldes gegenwärtig gewesen; er konnte in das Zimmer zurückgekehrt seyn und den Diebstahl verübt haben. Niemand war sonst, auf den der Verdacht hätte fallen können. Der Diener wurde gerufen, und da er nicht zu finden war, wuchs der Verdacht. Denn was lag näher als die Vermuthung, daß er ausgegangen sey, um seinen Raub in Sicherheit zu bringen? Als er zurückkam, und sein Herr ihn mit Heftigkeit fragte: Wo er gewesen? und was er auswärts gethan habe? und der verschüchterte Mensch in der Bestürzung, oder aus einem andern Grunde, nicht gleich zu antworten wußte, stieg der Verdacht in den Augen seines Herrn zur Gewißheit. Der unschuldige Diener wurde mit Ungestüm fortgejagt, und da er bestürzt und scheu um ein Zeugniß bat, erhielt er die Antwort: er möchte Gott danken, daß ihm das Zeugniß nicht von der Polizei geschrieben würde.

Dieser Act der Justiz — ein Act der ungerechtesten Leidenschaft — war eben vollbracht, als Ottmar zurückkam. Er fand Alles verstört;

Vater und Mutter in der heftigsten Aufregung; den Vater düstrer als je. Mit klopfendem Herzen hörte er den Vorfall aus dem Munde der Mutter. Sich selbst sah er freilich dadurch vom Verdachte befreit; aber eine andre Last, nicht weniger schwer und drückend, fiel auf sein Herz. Er wußte, und niemand als er, daß dem Diener Unrecht geschah; und es war nur allzu wahrscheinlich, daß dieser arme Mensch, von Natur scheu und blöde, bei dem Mangel eines Zeugnisses ohne Dienst und hülflos umher irren müßte. Der Gedanke an die Mishandlungen, die er so eben erlitten hatte, trat in den Hintergrund; und die Stimme des Zorns, die kaum noch so laut in ihm gewesen war, verlohr sich in dem lautern Schrei des bösen Gewissens. Seine innere Verstörung war unbeschreiblich. Als er nun am Abend mit den Eltern bei Tisch saß, und Niemand ein Wort sprach, schöpfte er sich ein Herz und sagte: Es könnte ja aber doch vielleicht seyn, daß Heinrich unschuldig wäre. In dem halben Jahre, daß er bei uns dient, ist ja nie ein Verdacht gegen seine Ehrlichkeit aufgestiegen. Und wenn er so ohne Zeugniß umherirren muß — — Schweig, sagte

der Vater, der nur allzuwohl fühlte, daß er nicht den gesetzmäßigen Weg gegangen war, und nun um desto weniger an die Ehrlichkeit des fortgejagten Dieners glauben wollte: Schweig, mit Deiner unzeitigen Rechtfertigung, wenn ich nicht glauben soll, daß Du selbst der Dieb bist.

Dieses Wort schlug den Schuldbewußten wie ein Blitzstrahl zu Boden. Eine glühende Röthe überzog sein Gesicht. Die Mutter bemerkte es, und betroffen von der Härte des Vaters, hielt sie das Erröthen der Schuld für die Farbe des Unmuthes über den schmählichen Vorwurf. Ottmar meinte es doch gut, sagte sie zu ihrem Manne. Einem edeln Gemüthe, wie das seinige ist, muß es freilich unmöglich scheinen, etwas so Schändliches zu thun.

Ottmars Gesicht erglühte jetzt noch heftiger. Er ergriff die Hand seiner Mutter mit Ungestüm, und bedeckte sie mit Küssen und Thränen. Die Mutter zog ihn an ihre Brust. Gott gebe, sagte sie mit weicher Stimme, daß Du Dir immer gleich bleibst!

Durch diesen Glauben an seine Güte war Ottmar wie vernichtet. Das Geständniß der

Schuld hatte sich schon zu seinen Lippen gedrängt; aber es jetzt auszusprechen war ihm unmöglich. Hätt' er sich auch selbst nicht geschont, aber wie sollte er das vertrauende Herz seiner Mutter durch ein solches Bekenntniß brechen?

Die Nacht, die auf diesen Abend folgte, war noch qualvoller als die vorigen. Sein Lager war wie mit Dornen bedeckt; und die Dornen des Gewissens sind glühenden Pfeilen gleich. Umsonst suchte er die Vergessenheit im Schlaf. Der Schlaf floh ihn; und wenn er die Augen schloß, traten verworrene Bilder vor seine Seele, Bilder erlittener Mishandlungen und künftiger Strafen; höhnende Gespenster und ein endloses Gewirr von Schmach und Schande. Auch den unglücklichen Heinrich sah er, wie er unter der Last eines Verbrechens, an dem er keinen Theil hatte, dienstlos umherirrte; von der Gesellschaft der Menschen als ein Dieb der schlechtesten Art ausgestoßen, und vielleicht durch die Noth zu dem Verbrechen gezwungen, für das er jetzt unschuldig litt! Was sollte er thun? Es gab nur einen Weg aus diesem Irrsal, und sein bessrer Geist rief es ihm zu: Geh! wirf Dich Deinem Vater

zu Füßen! Bekenne Deine Schuld, und rette den Unschuldigen! — Dieses Mittel verwarf sein Stolz. Halb wahnsinnig in Angst und Verzweiflung rief er sich zu: Ich kann mein Leben zu seiner Rettung opfern; aber meine Ehre nicht. Ich kann die Schrecknisse des Todes besiegen; aber Erniedrigung und Schande zu ertragen — wer vermöchte das?

Ich will, fuhr er, sich selbst betrügend, in seinem Selbstgespräch fort: Ich will kein Mittel unversucht lassen, dem Menschen zu helfen. Ich will arbeiten — ich will hungern, wenn es sein muß — ich will jedem Vergnügen, jedem Genuß entsagen, um ihm Beistand zu leisten.

So rief ihm sein böser Geist zu, und diese nichtigen Worte prahlender Selbstopferung sollten ihm Beruhigung geben, und die Last seiner bösen That aufwiegen! Eitle Täuschung! Die Lügenworte des Stolzes gleichen einem betäubenden Tranke bei unheilbaren Uebeln. Weit entfernt das Uebel zu heben, vermehrt er es. Ottmar verschloß sein Ohr der innern Stimme, die ihn zur Rückkehr aufrief, und indem er die Büßung von sich stieß, die allein Rettung gewähren konnte,

verfiel er immer mehr dem Betrug eines durch Eitelkeit und Stolz verwirrten Gemüthes.

Nach einer qualvollen Nacht bringt schon das Licht des Morgens Troſt; und ſo wie ein Tag nach dem andern verſchwand, und jeder ſtill und ohne neue Aufregung verfloß, verzogen ſich auch die trüben Gedanken vor Ottmars Seele wie trübes Gewölk, ſo daß er nach wenigen Tagen meinte, er habe die Sache zu ſchlimm genommen, und ſich ohne Urſache ſo arg gequält. Die Noth, glaubte er, entſchuldige ſeine That; und da er von dem Heinrich nichts weiter höre und ſehe, ſo ſey es wahrſcheinlich, daß er an einem andern Orte ein Unterkommen gefunden habe.

* * *

Wenige Wochen nach dieſen Vorfällen trat in Ottmars Leben eine neue Periode ein, die ſeinen Untergang beſchleunigte. Seit der Zeit, wo er ſich dem Spiele ergeben hatte, hatte ſein Vater einen Stillſtand in ſeinen wiſſenſchaftlichen Fortſchritten bemerkt. Unbekannt mit dem eigentlichen Grunde dieſer Erſcheinung, ſchloß er auf Erſchlaffung oder auf Abneigung gegen Wiſſenſchaft, oder Mangel an Fähigkeiten, und hatte, um allen

dem entgegen zu arbeiten, in einer benachbarten militärischen Erziehungsanstalt, die wegen der darin herrschenden Zucht in gutem Rufe stand, eine Stelle für ihn ausgemacht. Ottmars Neigung sagte der Bestimmung seines Vaters zu. Er kannte den Soldatenstand nur nach der äussern Erscheinung. Er sah die Achtung, die dieser Stand vor andern genießt, die feste und sichere Stellung, die er in der bürgerlichen Gesellschaft behauptet; den Sieg, möchte man sagen, den seine Ansprüche fast in allen Verhältnissen davontragen; Alles das hatte ihm die Neigung des eiteln Knaben gewonnen, welcher sich nicht einfallen ließ, daß der Weg zu diesem glänzenden Ziele anders als leicht und ergötzlich seyn könnte. Gern und mit lachenden Hofnungen ging er zu seiner neuen Bestimmung ab; kaum aber war er mit den Einrichtungen des Hauses bekannt geworden, als er sich durch die strenge Regelmäßigkeit, die in Allem herrschte, vor Allem aber durch den gebietrischen Ton, mit dem das Gesetz hier gehandhabt wurde, verletzt fühlte. Wachen und Schlafen, Lernen und Müssiggehn, selbst das Vergnügen und die Erholung war an die Uhr

gebunden; die geringste Verletzung der festgesetzten Ordnung war mit Strafen bedroht, und jeder Ausspruch eines Vorgesetzten galt für Gesetz. So ein Befehlen und einen solchen Gehorsam hatte er noch nicht gekannt. Er meinte in einem Gefängniß zu seyn; und der Gedanke an Kerkermeister und Mitgefangne wurde noch lebendiger in ihm, wenn die ganze Anstalt zur gesetzten Stunde, in Begleitung ihrer Aufseher, Paar und Paar, in streng geordnetem Zuge auf die vorgeschriebnen Spaziergänge ausgetrieben wurde. Von diesem Gedanken lag der Wunsch zu fliehn nicht fern. Aber die Thüren waren wohlverschlossen bei Tag und bei Nacht, und wären sie es auch nicht gewesen, wohin hätte er fliehn, zu wem hätte er sich wenden können?

Einige Monate waren ihm so trüb' und düster genug vergangen, als auf einem der regelmäßigen Umzüge der Schule sein Nebenmann zu ihm sagte: Wie kömmt es, daß Sie immer so stumm und trübsinnig sind? Gefällt es Ihnen nicht bei uns, oder ist Ihnen etwas unangenehm hier? — Ottmar seufzte ohne zu antworten. — Ich verstehe Sie, sagte der Andre. Als ich hierher kam,

ging es mir, wie es Ihnen zu gehn scheint. Im väterlichen Hause war ich der Freiheit gewohnt; hier kam ich in die Sclaverei. In den ersten Wochen hatte ich täglich einigemal die größte Lust mich in das Wasser zu stürzen. Dann besserten sich die Zeiten, und ich suchte mir auf eine weniger halsbrechende Weise zu helfen. Jetzt tanze ich zu der Musik meiner klirrenden Ketten. — Ich glaube gern, antwortete Ottmar, daß Zeit und Gewöhnung viel vermag; aber so wie ich jetzt fühle, habe ich wenige Hofnung, daß es mir je so wohl werden wird. — Warum nicht? sagte der Andre. Zeit und Gewöhnung thut etwas; die Hauptsache aber ist immer was Jeder selbst dabei thut. Wenn man einmal Ketten tragen muß, wie wir, so muß man sie sich leicht und bequem machen. — Aber wie ist das möglich? sagte Ottmar. Wie das möglich ist? versetzte der Nebenmann. Das läßt sich nicht so gleich sagen; am wenigsten hier. Haben Sie aber nicht gehört, was uns neulich Professor Endrös von einem Fuchs erzählte, der auf einem Edelhofe an der Kette lag? Jede Nacht zog er den Kopf aus dem

Halsbande, mit dem er angeschlossen war; revierte keck und wohlgemuth in der Gegend umher; machte freundschaftliche Besuche in den Hühnerställen, und war jeden Morgen wieder an seiner Kette.

Wovon sprechen Sie denn so eifrig? fragte einer der begleitenden Aufseher. — Wir repetiren die Naturgeschichte, Herr Lieutnant, antwortete Ottmars Nebenmann mit unbefangner Keckheit. — Schön, schön! sagte der Lieutnant; wer es gut bei uns haben will, muß die Zeit benutzen. — Gewiß, erwiederte Jener. Ich habe's mir zum Gesetz gemacht, keinen Augenblick zu verlieren; und wenn ich dann meine Zeit recht angewendet habe, so fühle ich mich so frei, so wohl! Auch darüber sprach ich mit meinem jungen Cameraden hier, der noch nicht die rechte Idee davon hat. Es wird aber schon werden, wenn er mir folgt und gute Lehre annimmt.

Der Lieutnant entfernte sich unter großen Lobsprüchen. Ottmar staunte. Solche Dreistigkeit, eine so gewandte Schelmerei war ihm noch nicht vorgekommen.

* * *

Ottmar dachte jetzt Tag und Nacht an die

Worte seines Cameraden; er brannte vor Begierde nach Erklärung ihres verborgnen Sinns; und da an den nächsten Tagen die Witterung den gewohnten Spaziergang verbot, suchte er auf andern Wegen Gelegenheit ihn allein zu sprechen. Jener aber kam ihm dabei nicht entgegen, ja, er schien einer Erklärung aus dem Wege zu gehn. So vergingen mehrere Tage, während denen Ottmar nirgends Ruhe fand. Seine Knechtschaft, wie er es nannte, kam ihm jetzt noch weit unerträglicher vor, da ihm von fern ein Schimmer von Hoffnung erschienen war. Es war ihm zu Muthe wie dem Schiffbrüchigen, der auf dem nackten Felsen sitzend, seine Blicke auf das öde Meer aussendet, und nach langem Harren am fernen Horizont die Seegel eines Schiffes sieht. Er hofft Rettung davon. Er ruft so laut seine Kräfte vermögen; er bewegt sich auf alle Weise; aber während er ruft, während er Zeichen gibt, gleitet das Schiff unaufhaltsam fort auf seiner Bahn, und verschwindet am fernen Horizont.

Ottmars Zustand war den scharfen Augen seines Cameraden — er hieß Hugo — nicht entgangen. Absichtlich hatte er ihn durch Räthsel

gereizt, und schob nun eben so absichtlich ihre Erklärung hinaus, um des Gelingens seiner Plane gewisser zu seyn. Endlich erschien der günstige Augenblick. Einige Unregelmäßigkeiten von geringer Bedeutung, die man bisher unbeachtet gelassen hatte, waren zur Sprache gekommen; weitläufige Untersuchungen waren angestellt worden; die Aufsicht wurde geschärft, und ein neues Strafedikt bekannt gemacht. Nun, was dünkt Ihnen, sagte Hugo, als er sich während der Erholungsstunde in Ottmars Nähe fand, was dünkt Ihnen von dem, was wir heute erlebt haben? — Daß wir noch ärgere Sclaven geworden sind, antwortete Ottmar, und unsre Ketten noch kürzer und schwerer. Ich halte es bei Gott nicht lange mehr aus. Denn Ihre Kunst, die Fesseln bequem und leicht zu machen, entdecke ich doch nie.

Haben Sie denn Hofnung, fragte Hugo, von dieser Galeere los zu kommen? In dem ersten Jahre, wo ich hier war, und eh' ich klüger wurde, bestürmte ich meinen Vater mit Klagen und Bitten. Ich fand kein Gehör; ja, ich wurde hart gescholten und zur Ruhe verwiesen. Wird Ihr Vater nachgiebiger seyn?

Dazu hab' ich nicht die geringste Hofnung, antwortete Ottmar. Schon die leisen Anklänge von Klagen, die ich mir in Briefen erlaubt habe, sind mit harten Verweisen erwiedert worden. Meine Mutter wäre wohl nachgiebiger, aber sie darf es sich nicht merken lassen. Mit Einem Worte, es gibt keine Erlösung für mich, als durch die Flucht, und hierzu —

Und hierzu fehlt Ihnen der Muth? sagte Hugo.

Nicht das gerade, fuhr Ottmar fort. Aber wo soll ich hin? Meinem Vater dürfte ich nicht unter die Augen treten.

Hugo schwieg hierauf, und sah vor sich hin. Auch Ottmar schwieg. Er hatte auf Mittheilung gehofft, und diese schien auch jetzt auszubleiben. Endlich brach Hugo das bängliche Schweigen. Sie haben mir, sagte er, ich weiß selbst nicht wie, sogleich beim Eintritt in diesen Kerker eine Neigung eingeflößt, die durch die Gleichheit unsrer Gefühle noch verstärkt worden ist, und mich fast zwingt, mich Ihrer anzunehmen. Können Sie schweigen?

Ich bin stumm, wie das Grab, antwortete

Ottmar, wenn es die Sache eines Freundes gilt, oder wenn ich mein Wort gegeben habe.

Gut, sagte Hugo; Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie nie, und unter keinerlei Umständen etwas von dem verrathen wollen, was ich Ihnen mittheilen werde. — Ottmar versprach Alles. — Wohlan denn, sagte Hugo. Geben Sie morgen Krankheit vor; ich will dasselbe thun. So kommen wir auf die Krankenstube. Das Weitere wird sich dann zeigen.

Ottmar spielte seine Rolle besser, als er sich selbst zugetraut hatte. Die Bangigkeit, mit der er der Aufklärung des Geheimnisses entgegen sah, das unwillkührliche Zittern, das ihn bei der Anzeige von seinem erdichteten Uebelbefinden überfiel, der Wechsel der Farbe dabei — Alles das gab seinem Vorgeben einen Anstrich von Wahrheit. Auch hegte Niemand Verdacht. Denn da Hugo für den musterhaftesten Schüler der ganzen Anstalt gehalten wurde, so wirkte die Freundschaft, die er gegen Ottmar zu hegen schien, auch für diesen ein günstiges Vorurtheil.

Alles ging nach Wunsch. Die Krankenstube lag am Ende eines langen Ganges in einem

Flügel des weitläuftigen Gebäudes, wo nur wenige Lehrer wohnten, die gewöhnlich, wenn die Abendglocke in den Schlafsaal rief, einige Stunden in der Stadt zubrachten. Hugo wußte das, so wie er jede Einrichtung des Hauses und seine Gelegenheiten auf das Genaueste kannte. Sobald also das Zeichen zum Schlaf gegeben und Alles im Hause ruhig war, zog Hugo eine Blendlaterne hervor, faßte seinen Freund bei der zitternden Hand, und zog ihn nach sich. Der lange Weg führte zu dem Fenster des Thürstehers. Dieses öffnete Hugo mit einem leisen Drucke, langte den Schlüssel heraus, und öffnete die Hauptthüre, die nach der Straße führte. »Sieh, flüsterte er seinem Begleiter zu, indem er ihn hinaus auf die Straße schob; so zieht der Fuchs den Kopf aus dem Halsbande.« Und zugleich verschloß er die Thür von Außen und steckte den Schlüssel bei.

Jetzt, sagte Hugo, sind wir für drei Stunden frei, und diese Zeit soll nicht unbenutzt bleiben. — Wo führen Sie mich hin? fragte Ottmar, den das Ungewöhnliche der Sache und das Gefühl ihrer Strafbarkeit in banger Besorgniß hielt. — Seyn Sie getrost, antwortete Hugo, indem er

seine Schritte beschleunigte; wir sind gleich am Ziele. Aber wir müssen uns Du nennen; schon von jetzt an sind wir Brüder, und werden es bald noch mehr seyn.

Nach wenigen Schritten standen sie vor der niedrigen Thür eines schmalen Hauses. Hugo zog die Schelle; die Thür sprang auf, und öffnete ihnen einen langen engen Gang, der durch Geräthe mancherlei Art zu beiden Seiten noch mehr eingeengt wurde, und sich dann nach einer andern Richtung hin wendete. Der Boden war feucht und ungleich; das matte Licht der Laterne täuschte oft; und Ottmar mußte sich öfters an der Wand fest halten, um nicht zu fallen. Endlich standen sie an der Thür eines Hinterhauses. Drei leise Schläge daran öffneten sie. Jetzt gib mir die Hand, sagte Hugo; sechs Stufen gehen hinab; dann sind wir an Ort und Stelle. Trotz der Warnung glitt Ottmar aus, und riß seinen Begleiter im Fall mit sich nieder. Die Laterne erlosch. Aber bei dem Geräusche, das der Fall verursachte, sprang eine Thür auf; mehrere Stimmen fragten zugleich nach der Ursache, und einige unverständliche Worte, die sie zwischen den

Lippen murmelten, wurden von Hugo beantwortet. Im nächsten Augenblicke waren alle verschwunden, und Ottmar blieb allein in der Dunkelheit. In dieser Lage vergingen ihm fast die Sinne vor Furcht. Er warf sich die Unbesonnenheit vor, einem ungeprüften Freunde gefolgt zu seyn, ohne zu wissen, wohin und wozu; und in diesem Augenblicke wäre ihm die Knechtschaft, die er kaum erst verwünscht hatte, lieber gewesen. Nur ein Rest von Stolz und Schaam hielt ihn ab in Thränen auszubrechen. Endlich öffnete sich die geheimnisvolle Thür von neuem. Zwei dunkele Gestalten traten hinter einem schwarzen Tuche hervor, womit die Oeffnung verhängt war, verbanden dem Zitternden die Augen, und zogen ihn bei den Armen hinein. Tiefe Stille herrschte um ihn her. Nach einigen Minuten aber wurde ein Klirren vernommen, wie von zusammengeschlagenen Waffen, und dieses wurde dreimal in abgemessenen Zwischenräumen wiederholt, worauf eine düstere Grabesstimme eine unverständliche Formel aussprach, die von sechs oder acht Stimmen in gleichem Tone dreimal wiederholt wurde. Dieser Vorbereitung folgte eine Anrede

voll mystischen Unsinns, in welcher nichts verständlich war, als der Ruhm der erhabnen Zwecke des geheimen Vereins, dessen Mitglieder versammelt wären, ein neues Bundesglied unter sich aufzunehmen, wenn es sich durch einen feierlichen Eid zum ewigen und unverbrüchlichen Geheimniß verpflichten wollte. »Jetzt, hieß es am Schlusse der Rede, jetzt stehst Du auf dem Scheidewege. Die Rückkehr ist Dir gestattet. Aber wisse, daß, wenn Du diese heiligen Hallen verläßt, ohne ihr belebendes und erquickendes Licht mit Augen gesehen zu haben, Dein ganzes übriges Leben, wie das eines Feiglings, mit düsterm Gewölk belastet, jeder Deiner Schritte unsicher, und die Freude fern von Dir seyn wird. Verbindest Du Dich uns, so hast Du Freunde auf Leben und Tod; Dein Weg wird eben, und sein Ziel mit Kronen der Ehre bedeckt seyn. Dem Verrath aber folgt augenblicklicher Tod.«

Bei diesen Worten klirrten die Waffen noch einmal zusammen. Ottmar leistete den Eid. Die Binde wurde jetzt von seinen Augen weggenommen. Er sah, daß er vor einer Tafel stand, die mit einem schwarzen Tuche, weißen Kreuzen und

Todtenköpfen bedeckt war; um sie her acht Bundesglieder, das Gesicht mit schwarzem Krepp verhüllt, funkelnde Dolche in den Händen schwingend. Alle erhoben sich jetzt, begrüßten und umarmten den neu aufgenommenen Bruder, und führten ihn zu dem Platze, den er künftig unter ihnen einnehmen sollte. Einige kurze Reden endigten den ersten Akt des schauerlichen Possenspiels.

Der zweite Akt war fröhlicher. Die Todtenköpfe verschwanden; das schwarze Tuch wurde zusammengerollt, und mit anderem Geräthe, das bei der Feierlichkeit gedient hatte, in einen verborgnen Schrank eingeschlossen, und aus diesem Weinflaschen, und was sonst zu einem fröhlichen Bacchanale gehört, hervorgeholt. Der feierliche Ernst verschwand, die Gläser wurden angestoßen, der neue Bruder mit Jubel begrüßt, und vorzüglich auf den glücklichen Erfolg des heiligen Vereins fleißig angestoßen.

Ottmar war noch weit entfernt, diese Fröhlichkeit zu theilen. Das Dunkel des Geheimnisses, das fremde Ansehn des Ortes, wo er sich befand, der mehr einem Stall als einem Versammlungssaale glich; die Unbekanntschaft mit den Menschen,

denen er sich so rasch durch die engsten Banden verknüpft hatte — Alles das lastete auf seiner Seele, und weder der Wein, noch die Trinklieder der neuen Brüderschaft konnten das Gewölk zerstreuen, das über ihr hing. Doch gab er sich Mühe, herzhafter zu scheinen als er war; und die Gewalt, die er sich anthat, blieb nicht ohne Erfolg. Er gewann Muth genug, seinen Nachbar zu fragen, was mit kurzen Worten der Zweck des Vereines sey, dessen Glied er geworden? — Der Zweck des Vereins? antwortete der Befragte, ein Jüngling von siebzehn oder achtzehn Jahren. Was anders als der Genuß des Lebens; Rettung von Tyrannenketten, wie der göttliche Schiller sagt; Umsturz aller Kerker, in denen die Freiheit schmachtet; gerechtere Vertheilung der Güter des Lebens; Gleichheit überall, und darum Untergang der Schergen der Willkühr und vermeßner Gewalt. Wer den Muth hat, dem folgt der Sieg; darum muß die Jugend voran; denn sie hat Kraft und Vertrauen zu sich selbst. Die Völker seufzen nach Freiheit; aber feig und scheu müssen sie unter dem Drucke finstrer Zwingherrschaft den Wunsch des Herzens verbergen. Wir wollen ihm

eine Stimme geben; und wenn die Stunde schlägt, rufen wir die Losung des Glücks durch die Welt, und werden von ihr als ihre Retter gepriesen.

Der Redende sprach diese Worte mit lauter Stimme und im feierlichsten Ton. Seine Augen funkelten, und sahen sich in dem ganzen Kreise nach Beifall um. Alle jauchzten. Das Räuberlied wurde angestimmt und zweimal wiederholt. Dann fiel einer dem andern in die Arme; die Stunde der Trennung schlug; die Sitzung ward aufgehoben, und indem sie sich das Losungswort des Tages zuriefen, gingen sie durch verschiedene Auswege in tiefer Stille von einander.

Diese Nacht entschied über das Schicksal des unglücklichen Jünglings. Er hatte Dinge gehört, von denen er sich nie hatte träumen lassen; und so wenig er auch noch die wahre oder erheuchelte Begeisterung der neuen Brüderschaft theilte, so lag in der Sache doch Etwas, das seinem Hange zur Ungebundenheit schmeichelte, und in die traurige Einförmigkeit seines Schullebens Wechsel brachte. Das Gelingen des ersten Versuchs lud zur Wiederholung ein; und außerdem, daß es Hugo nicht an Aufregungen fehlen ließ, boten

die Räthsel des Vereins, von dem er noch so wenig begriff, und die Freude an der Ueberlistung seiner ahndungslosen Zuchtmeister, wie er sie nannte, mannichfaltige Reizungen dar.

Die nächtlichen Ausflüge wurden noch einigemal wiederholt. Hugo war unerschöpflich an Mitteln des Betrugs; der Thürsteher war bestochen und hörte und sah nicht; bald wurde auch Ottmar dreist. Der Verein wuchs; neue Brüder wurden aufgenommen; Schüler, Studenten und junge Practicanten, die eben erst in ihre Laufbahn eingetreten waren, und vorwärts strebten. Die Mittel des Vereins traten immer deutlicher hervor; an sich nichtig, waren sie auf Hofnung gebaut. Man hoffte, in den benachbarten Städten ähnliche Verbindungen zu bewerkstelligen, und wenn sich diese, wie man gar nicht zweifelte, mit der Schnelligkeit des Feuers verbreiteten, so mußte nothwendigerweise das veraltete Sparrwerk aller Ohnmacht und Herrschaft von der Flamme vernichtet werden. Da der Zweck des Bundes, hieß es, das Höchste der Menschheit sey, so würden auch gewaltsame Mittel gerechtfertigt, ja geheiligt, wenn sie gegen Tyrannenknechte und bekannte Feinde

der Freiheit gewendet würden. Engherzige Vorurtheile gestatte er nicht; und was der heilige Zweck gebiete, müsse ohne Bedenken vollbracht werden. Noth kenne kein Gesetz. Die höchste Noth aber sey das Joch der Knechtschaft, und dieses Joch zu brechen wären Mittel nöthig. Auf jedem Wege dürften diese gesucht werden, selbst auf dem, durch welchen Sparta seine Jugend zu den Gefahren des Krieges vorbereitete.

Mit so räthselhaften Worten hatte Hugo bisher das Geheimniß des Bundes angedeutet; es offen auszusprechen hatte er immer noch Bedenken getragen. Da geschah es nun, daß an einem Tage, an welchem eine außerordentliche Zusammenkunft des schwarzen Bundes verabredet war, bei dem gewöhnlichen Spaziergange der Schule ein Bettler, welcher harrend am Wege gestanden hatte, zu Ottmar trat, und ihn um ein Almosen ansprach. Sie werden mich wohl nicht mehr kennen? sagte der Mann, der das Bild des Elendes war. — Heinrich! rief Ottmar aus, indem er ihn scharf in die Augen faßte. Heinrich! um Gottes willen! — Und bei diesem Ausrufe fiel

er blaß, sprachlos und einer Ohnmacht nah in Hugo's Arme.

Durch diesen Vorfall wurde der begleitende Offizier herbeigerufen. Er redete den Bettler hart an, schalt seine Unverschämtheit und hieß ihn gehn. Da ermannte sich Ottmar. Erlauben Sie, sagte er mit zitternden Lippen, daß ich diesem Manne ein Almosen gebe. Er ist in dem Hause meines Vaters Diener gewesen. — Und wie ist er, fragte der Offizier, in dieses Elend gekommen? Warum bettelt er? — Ottmar verstummte. Er wollte antworten — stockte — fing von neuem an, und brach endlich in Thränen aus.

Kopfschüttelnd sah der Offizier ihn an. Er wußte dieses Benehmen nicht zu erklären, das ihm etwas anders als bloße Wirkung des Mitleidens zu seyn schien. Nun machen Sie fort, sagte er zu Ottmar, und geben was Sie ihm geben wollen. Ihr aber, setzte er hinzu, sich an den Bettler wendend, kommt morgen früh zu mir; ich muß weiter mit Euch sprechen.

Zitternd gab Ottmar dem Unglücklichen was er bei sich hatte. Es war nicht viel; die Beiträge für den geheimen Bund hatten seine kleine

Casse fast erschöpft. Du sollst, sagte er mit leiser Stimme, mehr bekommen, wenn ich in bessern Umständen bin.

Hugo war über das Benehmen seines Freundes nicht weniger verwundert, als der Offizier, und suchte Gelegenheit ihn allein zu sprechen; denn auf dem übrigen Wege war ihm kein Wort abzugewinnen. Unter vier Augen entdeckte er ihm Alles. Seine Verwirrung dabei, seine Schaam, seine Verzweiflung war unbeschreiblich. Wie hätte ich denken können, sagte er, daß meine Unbesonnenheit, daß ein Schritt, zu dem ich mich in der äußersten Noth entschloß, diesen unschuldigen Menschen in solches Unglück stürzen würde! Und nun bin ich arm, so arm! Wenn ich ein Mittel wüßte ihn zu retten, nichts in der Welt sollte mir zu theuer seyn.

Das Mittel ist bereit, sagte Hugo, dem die Bewegung seines Freundes höchst erwünscht kam; fasse Muth; Dein Wunsch wird erfüllt werden. — Und nun entdeckte er ihm das dunkle Geheimniß des Bundes, der jetzt durch die Thätigkeit einiger seiner Glieder so weit gediehen sey, daß er zur Ausführung seiner hohen Zwecke kräftige Mittel anwenden könne. Nicht ohne Bestürzung hörte

jetzt Ottmar, daß der Bund sich mit Schleichhändlern und Gaunern in Verbindung gesetzt hatte, durch die er Nachricht bekam, wo Geld und Kostbarkeiten zu finden waren. Alles war geordnet. Das erbeutete Geld sollte in die gemeinschaftliche Casse kommen; einige Procente davon sollten unter die Mitglieder vertheilt werden, einige andre den Hehlern zufallen, die für den auswärtigen Verkauf der geraubten Gegenstände sorgen sollten. Das ganze verruchte Geschäft war bis in das Kleinste voraus bedacht; es war für Alles gesorgt, und wenn die entworfenen Plane mit Besonnenheit und Muth ausgeführt wurden, so war, wie Hugo versicherte, der Erfolg ganz unfehlbar. Einige kleinere Versuche waren schon gemacht worden, und ihr glücklicher Erfolg schien das Gelingen der übrigen zu verbürgen, die der Bund beschlossen hatte.

Das erste große Unternehmen dieser Art sollte in der kommenden Nacht ausgeführt werden. In einem Garten nahe bei der Stadt wohnte ein Hof-Juwelier, ein reicher Mann, mit einer alten halbtauben Magd und zwei Gesellen, von denen der eine bei dem Bunde war. Durch ihn

hatten die Verbündeten Kunde von Allem; Alles war durch ihn vorbereitet, und während er sich mit seinem Meister auf der Messe befand, sollte der Raub ausgeführt werden. Der zweite Gesell, welcher das Haus bewachen sollte, pflegte immer einen Theil der Nacht bei seiner Braut zuzubringen; die Magd schlief; eine Leiter war im Garten zu finden, und von einem bezeichneten Fenster war der Riegel inwendig weggezogen. Die Vorbereitungen waren sicher und bestimmt. Man brauchte nur zuzugreifen.

Alles das vernahm Ottmar aus Hugo's Munde, der sich von diesem Unternehmen goldne Berge versprach, und kaum die Stunde der Ausführung erwarten konnte. Jede Einwendung wurde mit siegreicher Beredsamkeit widerlegt, vor allen Dingen aber das Elend des unglücklichen Heinrichs geltend gemacht, das nur durch dieses Mittel erleichtert oder gehoben werden könnte. Vielleicht, sagte Hugo, wirst Du gar nicht an der Gefahr, sondern nur an dem Gewinne Theil nehmen. Nur vier sind nöthig. Werner, der in dem Hause Bescheid weiß, wird einsteigen; Rupert wacht an der Leiter; zwei andre werden als

Wächter auf den Weg gestellt. Diese werden durch das Loos gewählt. Vielleicht trifft Dich das Loos nicht, und trifft es Dich — so läufst Du nicht die geringste Gefahr.

So wie die Sache stand, mußte Ottmar wohl nachgeben. Das Bild des unglücklichen Heinrich, den er durch sein erstes Verbrechen in den Abgrund gerissen hatte, stand ihm flehend vor Augen. Er verabscheute sich selbst; und dieses entsetzliche Gefühl los zu werden, gab es nur Einen Weg — Rettung des Unglücklichen aus seiner jetzigen Noth. Das Mittel hierzu ward ihm geboten; dieses Mittel war ein neues Verbrechen. Er entsetzte sich davor; aber die That, die er begehen sollte, lag noch in ungewissem Dunkel; und das verschuldete Unglück lastete unmittelbar auf ihm. Eine andre Rettung aus dieser Pein gab es nicht. Vor und hinter sich sah er den Abgrund offen; seine Schuld drängte ihn vorwärts, und sich aufzuhalten, hatte er weder Muth noch Kraft. Da flüchtete er wieder zu dem eiteln Beruhigungsmittel der Vorsätze jenseits der That. Gelingt das Unternehmen, dachte er, und kann ich den Heinrich retten, so trete ich dann sogleich aus

dem Bunde, was auch daraus kommen mag. Was können sie mir denn anhaben? Bin ich nicht im Schutze der Anstalt? und wird mir dieser fehlen, wenn ich mich, wie gewiß geschehn soll, ihren Gesetzen streng unterwerfe?

Die verhängnisvolle Stunde schlug. Die Verbündeten waren versammelt; das Loos wurde gezogen; Ottmar's Name kam heraus, und ihm war der Wachtposten am Hause zugefallen.

Anfänglich ging Alles nach Wunsch. Die Nacht war umwölkt und dunkel; nichts regte sich in dem Hause, das in der Mitte des Gartens lag. Die Leiter wurde angelegt; das Fenster öffnete sich wie von selbst. Alles wurde in der tiefsten Stille vollbracht. Kaum aber war das Fenster erstiegen, als Ottmar von der Stadt her ein Gehen vernahm. Er lauschte. Das Geräusch kam näher. Er gab das verabredete Zeichen und floh. Hastige Schritte und ein lautes Rufen und Drohen verfolgte ihn.

Der Nahende war kein andrer, als eben der Gesell, der zur Bewachung des Hauses von dem Meister zurückgelassen war, sich aber, wie gewöhnlich zu seiner Braut begeben hatte. Hier

hatte ihn mit einemmal eine heftige Angst überfallen. Er dachte an die Gefahr des Hauses; an das Versprechen, das er seinem Herrn gegeben hatte; an seine Verantwortung — Alles das kam ihm mit einemmal in den Sinn, und trieb ihn fort. Mit Entsetzen sah er seine Ahndung bestätigt, als er sich dem Hause näherte. Den Wächter der Thür verfolgte er nur eine kleine Strecke; denn er zweifelte nicht, daß die Diebe im Hause wären. Während er aber das Haus öffnete, entkamen Jene von der andern Seite, warfen die Leiter um, und ergriffen die Flucht. Auf einem Umwege und mit leeren Händen kehrten sie in ihre Herberge zurück, wo Ottmar schon angekommen war, blaß von Schrekken und tief beschämt. Die Zurückgebliebnen standen um ihn her, fragten und drangen in ihn ein; aber er gab keine Antwort. Erst als die übrigen kamen, erfuhren sie den Verlauf der Sache. Noch eine Viertelstunde Zeit und Alles wäre gelungen gewesen! Da zwangen sich die Einen zum Lachen; die Andern wünschten sich Glück unerkannt entkommen zu seyn; Alle aber verfluchten den Gesellen und die unzeitige Störung.

und beschlossen neue Unternehmungen. Nur den Muth nicht verlieren! rief Hugo, der von Allen der Kühnste war. Was heute nicht gelingt, muß morgen gelingen!

Im Rathe des Himmels war es anders beschlossen.

Ottmar kehrte stumm und in sich gekehrt zurück. Zum erstenmal seit langer Zeit dachte er an Gott, und ahndete in dem Fehlschlagen seiner einzigen Hofnung ein Walten des göttlichen Gerichts. Kein Schlaf kam in seine Augen. Voll Angst warf er sich hin und her, und als die Nacht dem Tage gewichen war, wichen doch die bösen Geister seines belasteten Gewissens nicht von ihm. Er war krank von Reue und bösen Ahndungen.

Nicht ohne Ursache. Der nächtliche Vorfall kam bei den Gerichten zur Anzeige. Eine Brieftasche war auf dem Wege gefunden worden, und diese Brieftasche war Ottmars. Befriedigende Auskunft konnte er nicht davon geben. Seine Bestürzung und sein ganzes Benehmen verstärkte den Verdacht. Anderes kam hinzu. Auch die Erzählung, die Heinrich dem Offiziere von dem

Verfall in Ottmars väterlichem Hause gemacht hatte, erregte Vermuthungen, die ihm ungünstig waren. Nach wiederholtem geheimen Verhör wurde er den Gerichten ausgeliefert. Alles kam an den Tag. Der Bund wurde zerstört, und Ottmar auf ein Jahr in eine Besserungsanstalt eingesperrt.

Der Brief, durch den Ottmar's Vater von dem Vergehn seines Sohnes unterrichtet wurde, traf ihn nicht zu Hause, und fiel seiner Frau in die Hände. So erfuhr sie das schreckliche Ereigniß ohne schonende Milderung, und dieser Schlag war für das Herz einer kränkelnden Mutter zu hart. Sie fiel aus einer Ohnmacht in die andre, und als ihr Mann nach wenigen Tagen von der Reise zurückkam, fand er sie in den letzten Zügen.

Alle Bemühungen des unglücklichen Vaters, seinen Sohn der Strafe zu entziehn, waren umsonst. Die tiefgekränkte Ehre der Anstalt, zu der er gehört hatte, forderte Genugthuung. Ihn selbst zu sehn, konnte er sich nicht entschließen. Er schrieb ihm einen harten Brief, der mit den Worten schloß: »Ich habe die Liebe zu Dir aus meinem Herzen gerissen, und will Dich nicht

wiedersehn. Einen Jahrgehalt, so viel zur Fristung Deines entehrten Lebens erforderlich ist, wirst Du von mir, aber durch fremde Hände empfangen.

Die heftigen Erschütterungen des Gemüths, die der unglückliche Mann binnen so kurzer Zeit erfuhr, zerrütteten seine Gesundheit, die schon früher gewankt hatte, bis in die tiefsten Wurzeln. Er verfiel in eine unheilbare Melancholie, die mit einem schleichenden Fieber verbunden war. Als er den Tod vor Augen sah, schrieb er noch einmal mit zitternder Hand an seinen Sohn, meldete ihm die nahe Aussicht auf einen gewünschten Tod, und wiederholte die Zusage eines Jahrgeldes. Wenige Tage darauf wurde er neben seiner Frau begraben.

Ottmar erhielt den Brief seines Vaters an dem Tage, an welchem er aus seinem Gefängnisse entlassen wurde. Ohne Rast, in halbem Wahnsinne eilte er nach seiner Vaterstadt. Hier kehrte er vor dem Thore in einem Wirthshause ein, wo ihn niemand kannte, und das Erste, was er hier hörte, ehe er selbst noch eine Frage thun konnte, war seine eigne verunstaltete Geschichte, und die Betrachtungen der Wirthsleute über den

Tod des unglücklichen Mannes, den der Gram über den ungerathenen Sohn unter die Erde gebracht habe. Schweigend verließ Ottmar das Haus, und ging nach dem Gottesacker, wo ihm sogleich das Grab seiner Mutter mit ihrem Namen darauf, und daneben der frische Hügel seines Vaters in die Augen fiel. Die Nacht brach ein; blasser Mondschein beleuchtete das Feld des Todes; Ottmar wich nicht davon. Er kniete nieder und wollte beten; aber er konnte nicht. Die Sterne des Himmels, die dem schuldlosen Menschen wie Kinder- und Engels-Augen leuchten, kamen ihm wie drohende Blitze vor, die nach seinem Herzen zielten. Er wagte nicht mehr hinaufzusehn, sondern saß mit gesenktem Haupte, die Hände über dem Knie gefaltet, einem Erstarrten gleich; und man würde ihn für ein Bild gehalten haben, wären nicht Thränen ihm unbewußt über seine Wangen geströmt. Auf einmal, wie er so auf den Grabeshügeln saß, kam es ihm vor, als bewegten sie sich unter ihm. Erschrocken sprang er auf, und glaubte zwei düstere Gestalten zu sehn, welche abwärts von ihm zu schweben schienen, und aus dem Bereiche seiner Augen verschwindend in

Nebel zerflossen. Da fiel er nieder auf den Boden, sein Gesicht gegen die Erde gedrückt, die Arme ausgebreitet nach der Gegend hin, wo die Schatten verschwunden waren. Bis an den Morgen lag er so, da fand ihn der Todtengräber fast erstarrt. Er hob ihn auf, führte ihn in sein Haus, erwärmte ihn, und sprach ihm freundlich zu. Wo seine Heimath sey, wollte er nicht sagen. »Ich habe keine Heimath mehr, antwortete er. Niemand lebt auf Erden, den ich mein nennen dürfte; und die unter der Erde liegen, wachen auf, um vor mir zu fliehn. Ich habe die Geister von Vater und Mutter gesehn; sie wendeten sich ab von mir; der Zorn gegen ihren Mörder ist mit ihnen in das Grab gestiegen, und lebt in ihrem zerfallenden Herzen fort.« Weiter sagte er nichts. Als aber der Todtengräber das Haus verlassen hatte, um bei der Obrigkeit wegen des verirrten, und, wie es schien, wahnsinnigen Menschen Rath zu suchen, und auch sonst Niemand in der Stube war, ergriff Ottmar ein Messer, das auf dem Tische lag, und stieß es sich in das Herz. Der Rückkehrende fand ihn in seinem Blute und mit dem Tode kämpfend. Seine

Geſchichte wurde jetzt kund. Wenige beklagten ihn. Die Meiſten blickten auf ihn mit Grauſen als auf ein Schreckbild des göttlichen Strafgerichtes. Und noch jetzt zeigen die Eltern ihren Kindern das Grab des Unglücklichen, das fern von andern Todten an der Mauer des Kirchhofs ragt.

18.

Die glückliche Rückkehr.

Auf einem Dorfe am Fuße des Fichtelberges war Heinrich Richter gebohren, von dem ich Euch jetzt erzählen will. Er war das fünfte Kind armer Eltern, und da er funfzehn Jahre alt war, und es zu Hause bei ihm weder Arbeit noch Brod gab, schickten sie ihn fort, sein Brod auswärts zu suchen. Beim Abschiede reichte ihm seine Mutter einen bairischen Thaler, den er von einem Pathen geschenkt bekommen, und sie ihm aufgehoben hatte, mit den Worten hin: Hier, Heinrich, hast Du all Dein Hab und Gut. Viel ist's nicht; Mancher aber hat nicht einmal das, und ist doch durch die Welt gekommen. Du hast einen gesunden Leib und starke Arme; dumm bist Du gerad' auch nicht, und Deinen Catechismus hast Du rechtschaffen inne. Da drinne steht

geschrieben: »Dem Frommen gibt Gott Güter, die bleiben, und was er bescheeret, gedeiht ihm immerdar. Denn es ist dem Herrn gar leicht, einen Armen reich zu machen.« Auch das steht in der Schrift: »Vergiß des Armen nicht, wenn Du einen fröhlichen Tag hast; so wirst Du auch Freude haben.« Nachdem sie dieß und Anderes gesagt und noch viele gute Lehre beigefügt hatte, gab sie ihm ihren Segen; und als er mit nassen Augen von dannen ging, blieb sie in der Hausthüre stehn, und sah ihm nach bis er um die Ecke war; setzte sich dann auf die Bank, und weinte und betete; und auch bei der Arbeit war ihr Herz immer bei ihrem Heinrich, und stündlich dachte sie: wo mag er jetzt seyn? Denn das mütterliche Herz folgt den Kindern, wenn sie von dannen ziehn, und der Segen der Mutter waltet über ihnen vom Morgen bis zum Abend; sie träumt von ihnen, und in schlaflosen Nächten betet sie für sie.

Heinrich wanderte immer fürbas von einem Orte zum andern, und fragte überall, ob sie wo einen Knecht brauchten; aber es war nirgend ein Platz für ihn, und schon waren drei Tage herum-

und das Brod, das ihm seine Mutter mitgegeben hatte, war aufgezehrt, und er fing an zu hungern; denn den Thaler, den ihm seine Mutter so lange Jahre in ihrer Lade aufgehoben hatte, auszuwechseln, scheute er sich. Als nun der vierte Tag dämmerte, und er von seinem Lager aufgestanden war, und das Heu, das an ihm hing, abgeschüttelt hatte — denn ein mitleidiger Wirth hatte ihm gestattet auf dem Heuboden zu schlafen — setzte er seine Wanderung weiter nach dem Thüringer-Walde fort, und als die Sonne durch den Morgennebel brach, lag das blaue Gebirg in voller Pracht vor ihm ausgebreitet. Er freute sich des Anblicks und dachte: Vielleicht find' ich hier was ich suche; und dann sang er sein Morgenlied still in sich hinein, und sagte, wie ihn seine Mutter gelehrt hatte: Das walt Gott! — Bald darauf kam er auf eine große und weite Wiese, die überall von hellen Wasserfäden durchschnitten war, und dazwischen waren große Stücke grauer Leinwand ausgebreitet, was sich auf dem grünen Rasen hübsch ausnahm; und es war recht lebendig auf der Wiese von geschäftigen Leuten, Weibern und Mädchen, welche die Lein-

wand begossen. Da war es schön zu sehn, wie geschickt sie das Wasser in weiten Bogen zu schleudern wußten, so daß es sich wie ein Fächer ausbreitete, und die hellen Wassertropfen wie Silberfunken im Sonnenscheine blitzten, und helle Regenbogen um sich her verbreiteten. Heinrich blieb stehn, und wie er so zusah und seine Freude an der Arbeit hatte, da fingen die schwarzäugigen Mädchen an ihn zu necken, und Wasser nach ihm hinzuspritzen, und eine der schlanksten und hübschesten Dirnen redete ihn an und sagte: Ist das auch fein, Du fauler Geselle, daß Du so da stehst und die Hände in die Tasche steckst? Aber Du kannst halt nichts. — Ei, antwortete Heinrich, das was Ihr da kennt, wird auch keine Hexerei seyn. Gebt mir nur ein Ding her! Lachend reichte ihm nun das Mädchen den langbestielten Schöpfstuy, und da er sich mit Fleiß ungeschickt anstellte, lachten sie Alle und hatten ein großes Fest. Das dauerte aber nicht lange. Denn nachdem er sich ein Weilchen hatte verhöhnen lassen, schöpfte er ganz tief, und schleuderte einen so hohen und weiten Bogen von sich weg, daß die Mädchen allesammt vor Erstaunen die Hände emporhoben und ausriefen:

Der kann's noch beſſer als wir. Und Heinrich, dem der Müſſiggang ſchon längſt zur Laſt war, arbeitete nun trotz einem mit, und erhielt großes Lob. Als nun die Zeit zum Frühſtück kam, wollte Jede ihr Morgenbrod mit ihm theilen, und ſie ſtritten ſich unter einander, weil Alle dem wackern Gehülfen lohnen wollten. Das war denn wieder ein neuer Kurzweil. Denn die Bleicheröder Mädchen ſind nicht nur emſig bei der Arbeit, ſondern auch gewandt mit der Zunge und muntern Sinnes, wie die meiſten Bewohnerinnen des Thüringer Gebirgs.

Als nun während des Frühſtücks eine ſagte: Der ſollte hier bei uns bleiben, da hätten wir einen guten Beiſtand auf der Bleiche, und auf dem Tanzboden einen flinken Geſellen. Du kannſt doch tanzen? fragte eine. — Verſucht hab' ich's halt noch nicht, antwortete Heinrich; ich denk' aber es wird ſchon gehn, wie mit dem Waſſerſchöpfen. — Da lachten Alle, und fragten wieder: Möchteſt Du nicht hier bleiben? — An mir ſoll's nicht liegen, erwiederte Heinrich, wenn ich nicht bei Euch bleibe. Zieh ich nicht ſchon lang genug in der weiten Welt umher und ſuche ein Unter-

kommen? Find' ich's hier, so iſt's mir lieber als nirgends. — Da ſteckten die Mädchen die Köpfe zuſammen, und hielten Rath, und es dauerte nicht lange, ſo klopften ſie in die Hände und riefen zuſammen aus: Ja, ja, ſo geht's! ſo wird's gehn! — Und deſſelben Tages wurde Heinrich zu einem alten Bleicheröder Bürger gebracht, der ihn auf die Probe nahm; auf acht Tage, ſagte die Frau; es iſt ein gar zu junges Blut. Als aber die acht Tage vorüber waren, und Heinrich ſich in allen Dingen anſtellig zeigte, in Feld und Garten, im Stall und auf der Bleiche, ſtill und ordentlich war, und ungeheißen Alles that, was er den guten Leuten an den Augen abſehn konnte, nahmen ſie ihn ordentlich und auf längere Zeit in Dienſt. Nun hatten dieſe Leute vor einigen Jahren durch ein Unglück auf der Jagd ihren einzigen Sohn verlohren, und die Mutter hatte immer noch die Trauer im Herzen, und jedesmal an dem Tage, wo das Unglück geſchehn war, und ſie ihr den Sohn todt in's Haus gebracht hatten, ſetzte ſie ſich an die Lade, in der ſeine Kleider aufbewahrt lagen, ſchlug ein Stück um das andre von einander, und vergoß heiße Thrä-

nen bei jedem. Da nun dieser Trauertag jetzt wieder einfiel, und sie sich nach ihrer Weise gehärmt hatte, und die Lade wieder zuschließen wollte, da war es eben als ob Jemand zu ihr sagte: Ist's auch recht, so mit Gott und seinen Fügungen zu hadern? Was ist der Mensch, daß er den Willen Gottes meistern und sich ihm widersetzen will? Und das so nah am Grabe, und so nah dem Tage, wo Jeder Rechenschaft geben muß von allem seinen Thun und von jedem seiner Worte! Heißt es nicht in der Schrift: »Demüthigt euch unter die gewaltige Hand Gottes, daß er euch erhöhe und aufrichte zu seiner Zeit.« — Und damit stand sie auf, und trocknete ihre Thränen, und noch selbigen Abends sagte sie ihre Gedanken ihrem Manne, und daß sie sich des eiteln Jammers mit Gottes Hülfe entschlagen wolle. Darüber lobte sie ihr Mann, und setzte hinzu: »Nicht umsonst heißt es im Psalm: Wer fromm ist, der bekommt Trost vom Herrn. Und ein andermal: Wenn wir auch Trübsal haben, es kömmt Alles von Gott, und es geschieht zu unserm Frommen.« Und so sprachen sie noch lange über die Sache; denn es waren fromme

Leute; und beſchloſſen mit einander, was ſie thun wollten.

Am folgenden Morgen — es war ein Sonntag — rief die alte Mutter den Heinrich in die Stube und ſagte zu ihm: Geh' in Deine Kammer, mein Sohn, und lege die Kleider an und die Wäſche, die Du darinne finden wirſt. Sie ſollen Dein ſeyn. Säubre Dich alſo, wie es ſich ziemt am Tage des Herrn, und danke in der Kirche Gott, daß er Dir Gutes durch uns beſcheert; und ſey ferner treu und emſig in Deinem Dienſte, ſo wird es Dir immer wohl gehn. — Sie hatte aber einen ganzen guten Anzug ihres verunglückten Sohnes in Heinrich's Kammer gelegt, und die Kleider paßten ihm trefflich, und er wußte ſich kaum zu laſſen vor Dankbarkeit und Freude.

Von dieſem Tage an war Heinrich wie Sohn im Hauſe, und die Liebe der alten Leute wuchs immerfort. Arbeit gab es nun zwar genug; aber daran war er gewöhnt; mehr Mühe machte es ihm den Zwang zu ertragen, den ihm die ängſtliche Sorge ſeiner Wohlthäter auflegte. Dieſe ließen ihn auch an Sonn- und Feier-Tagen

nicht gern aus den Augen, und wenn andre junge Burſche zum Tanze gingen, mußte ihnen Heinrich aus einer Poſtille oder aus Scrivers Seelenſchatze vorleſen, oder zur Abwechſelung aus alten Reiſebeſchreibungen vom Cap der guten Hofnung oder von Weſtindien und von wilden Völkern. Dann kamen auch wohl die Erzählungen des alten Vaters an die Reihe, und dieſe waren nicht kurz und kehrten oft und viel zurück. Wenn ihm nun dabei manchmal die Geduld ausgehn wollte, dachte er: Sie thun ſo vieles Gute an mir, und ich kann es ihnen mit nichts vergelten als ſo. Und wenn auch das nicht helfen wollte, ſo fuhr er mit der Hand in die Taſche, und drückte das Geldſtück, das er immer bei ſich trug, feſt in die Hand, und dachte dabei an ſeine Mutter und ihre Lehren. Das half denn jedesmal. Und ſo lebte er mehrere Jahre in ſtiller Eintracht mit ſeinem Dienſtherrn, und als ſie beide in einer Woche ſtarben, und er ihnen die Augen zugedrückt hatte, fand ſich in dem Teſtamente, daß ihm das Haus, eine Wieſe und ein Stück Feld darinne vermacht war.

Heinrich war jetzt ein geborgner Mann.

Nachdem er sich in seinem Eigenthume fest gesetzt hatte, heirathete er, und das Mädchen, das erwählte, war dasselbe, das bei seiner Ankunft auf der Wiese seine Geschicklichkeit zuerst auf die Probe gestellt hatte. Er legte nun selbst eine Bleiche an, fing an mit Leinwand zu handeln, bezog Märkte und Messen, und machte gute Geschäfte. Bald ward er auch Vater eines hübschen runden Mädchens, das er mit dem Namen seiner Mutter Katharine nannte. Seine Mutter, die unterdessen Wittwe geworden war, nahm er zu sich, und während seine Frau vornemlich die Bleiche besorgte, wachte seine Mutter über Haus und Hof. Es war eine gar wohl eingerichtete Wirthschaft; und wie Mann und Frau ein Herz und eine Seele waren, so lebte auch die Mutter mit den Kindern in schöner Eintracht und ungestörtem Frieden. Wie sie aber in dem Hause unter einander lebten, so waren sie auch gegen ihre Nachbarn, freundlich, verträglich und hülfreich auf alle Weise. Mit den Trauernden trauerten sie, und freuten sich mit den Fröhlichen, und dem Armen halfen sie mit Rath und That. So war denn auch Segen über ihnen, und Gottes Friede wohnte unter ihnen, und wer frohe

Gesichter sehen wollte, und zufriedne Leute, der mußte nach Bleicherode und zu Heinrich Richter gehn.

Wie aber in dem Leben der Menschen das Gute ohn' Unterlaß mit dem Bösen wechselt, und ein Ungewitter oft in Einer Stunde niederwirft, was Jahrelanger Fleiß aufgebaut hat, so sollte auch dieses Haus vom Unglück heimgesucht werden. Der Krieg mit den französischen Jacobinern war am Rheine ausgebrochen, und wurde mit abwechselndem Glücke geführt. Da nun einsmals die deutschen Heere die dortigen Festungen räumen mußten, schickten sie ihre Kriegsgefangenen von da in das Innere, und verbreiteten durch sie, was freilich die Absicht nicht war, pestartige Fieber überall wo sie auf ihrem Wege hinkamen. Ein Zug solcher Unglücklichen kam auch in Beicherode an und brachte die Nacht daselbst zu. Neugierde und Mitleiden trieb Viele zu den fremden Gästen; wenige aber nahten ihnen ungestraft; die Meisten nahmen die Krankheit, Viele den Tod mit hinweg. Auch Heinrich blieb nicht verschont. Er hatte den armen, zum Theil entblößten Menschen Nahrung und Kleider gegeben; aber als sie von hinnen zogen, lag die Hälfte

der Menschen darnieder, und Heinrich unter ihnen. Mehrere Wochen schwebte er zwischen Leben und Tod, meist bewußtlos und mit furchtbaren Phantasien im Kampf. Endlich siegte die Natur. Wie aus einem tiefen Traume erwachend, erkannte er zum erstenmale die Mutter wieder, die betend an seinem Bette saß. Er ergriff sie bei der Hand und sagte: Mutter, ist meine Frau nicht hier? — Sie schläft, antwortete die Mutter. — Gott segne ihre Ruhe, sagte Heinrich, und schlief vor großer Schwäche wieder ein. Als er am folgenden Tage die Augen wieder aufschlug, that er dieselbe Frage, und erhielt dieselbe Antwort. Es war auch wirklich so, nur nicht wie es Heinrich damals verstand. Heinrich's Frau schlief den langen Schlaf im Schooße der Erde. Sie war während der ersten Tage seiner Krankheit nicht von seinem Bette gewichen; da ergriff sie dasselbe Fieber und mit solcher Gewalt, daß sie ihm schon am neunten Tage unterlag. Heinrichs Täuschung währte nicht lange, und da er vernahm, daß er das freundliche Angesicht seiner Marie nicht wieder sehn sollte, warf ihn der Schmerz von neuem auf das Krankenlager, und

er war dem Tode nicht weniger nah als das erstemal. Dennoch genas er. Aber kaum hatte er wieder so viele Kraft gewonnen, um das Grab seiner Frau zu besuchen, so öffnete sich ein neues Grab neben diesem. Die alte, gute und fromme Mutter unterlag den Anstrengungen, die sie sich viele Wochen lang Tag und Nacht an dem doppelten Krankenlager zugemuthet hatte. Von einem schleichenden Fieber verzehrt, schlief sie entkräftet, aber mit hellem Bewußtseyn in den Armen ihres Sohnes ein. Ihre letzten Worte waren Worte des Segens.

Jetzt stand nun der arme Heinrich allein mit seinem Kinde, das nun auch seine einzige und letzte Freude war. Käthchen war jetzt drei Jahre alt, und die Bildung ihres Gesichts, die Farbe ihrer Augen und ihres Haars ließ an ihre Mutter denken. Eine Nachbarin, die ihren Mann vor wenigen Jahren nach einer kurzen und freudenlosen Ehe verlohren hatte, und nun mit ihren zwei unerzognen Töchtern allein und in beschränkten Umständen lebte, hatte für das Kind, während die Krankheit in Heinrichs Hause herrschte, Sorge getragen, und es zu sich herüber genommen,

und auch nach dem Tode der Großmutter hatte sie desgleichen gethan; so daß es schien, sie könne nicht leben ohne das Kind. Auch machte sie sich überhaupt in Heinrichs Hause viel zu schaffen, und sorgte für Alles, was der Frauen Geschäft ist, und ließ den armen Wittwer von äußerer Pflege nichts vermissen. Es war nun wohl nicht schwer zu errathen, worauf sie es abgesehn hatte, und es war auch niemand in dem Orte, der nicht meinte, sie würde mit der Zeit als zweite Frau in das Haus einziehn, worin sie schon jetzt als Gehülfin waltete. Und so geschah es auch. Heinrichs Geschäfte forderten ein geordnetes Hauswesen; sein Kind konnte mütterliche Pflege nicht entbehren; für Beides schien Frau Susanna, die Nachbarin, zu genügen; und das, was sie bisher für ihn und sein Kind gethan hatte, heischte seinen Dank. Seiner Marie glich sie freilich nicht; wenn ihn aber das Gefühl des Unterschiedes zwischen beiden übermannen wollte, oder sich Unmuth und Unwille in seinem Herzen erhob, bezwang er sich, und schalt sich ungerecht und undankbar. Die Frau aber erkannte sein gutes Herz nicht, sondern nachdem sie ihren Zweck erreicht hatte,

und mit vollem Anſpruche in dem Hauſe befeſtigt war, änderte ſich ihr Weſen, und die bis dahin zurückgehaltne Herrſchſucht und Hoffarth trat mit jedem Tage mehr hervor. Auch dem Kinde war ſie nicht mehr was ſie geweſen war. Denn als Käthchen heranwuchs, und viel hübſcher wurde als Frau Suſannens eigne Tochter, und alle Leute das ſchöne und artige Kind lobten, aus den übrigen aber wenig machten, wendete ſich ihr Herz ganz von dem armen Käthchen ab; ſo daß, wenn der Vater in ſeinem Geſchäfte abweſend war, ſein Kind bei der Stiefmutter und den Schweſtern keine gute Stunde hatte, als die es in der Schule zubrachte. Kam nun Heinrich wieder nach Hauſe von der Reiſe, und meinte ſich ſeines Kindes zu erfreuen, und nahm es auf den Schoos und liebkoßte es, wurde ihm auch dieſes verbittert, und es hieß dann gemeiniglich: Wenn mancher Vater wüßte, wie ſein Goldtöchterchen ſich aufführt, er würde ihm nicht ſo ſchmeicheln. Und dann kamen Klagen über Klagen; und wenn die Mutter ſchwieg, brachen die Stiefſchweſtern hervor und läſterten um die Wette; und Käthchen durfte ſich nicht verantworten, wie Unrecht ihr auch geſchah, um

das Uebel nicht noch ärger zu machen. Ihre Vertheidigung bestand in Thränen, und ihr Trost in dem Gedanken an ihren Vater. Denn mußt' er auch streng gegen sie seyn, so hörte sie doch durch die strafenden Worte die Töne der verhüllten väterlichen Liebe, und fühlte das Herz ihres Vaters in dem ihrigen.

Auf diese Weise verging ein Jahr nach dem andern. Käthchen wurde immer mehr das Ebenbild ihrer Mutter, und bei wenig Freude im Hause, war sie doch im Herzen froh, weil sie sich keiner Schuld bewußt war. Auch die Stiefschwestern wuchsen heran, und, neben der Trägheit und dem Hochmuth, wuchs der Neid mit ihnen auf und der unverschuldete Haß gegen die jüngere Schwester. Die Mutter nährte beides, und mit gleicher Gesinnung erfüllt, hörte sie nicht auf, das angefeindete Stiefkind mit Arbeit zu belasten, und dann seinem stillen Fleiße noch überdieß durch harte Worte und unverdientes Schelten zu lohnen.

Das Loos des armen Kindes sollte aber noch härter werden.

Heinrich hatte in Frankfurt auf der Messe,

die er regelmäßig mit seiner Leinwand besuchte, mit einem deutschen, in England einheimischen Kaufmann eine Verbindung geschlossen, und seit mehrern Jahren viele und einträgliche Geschäfte mit ihm gemacht. Der Mann schien solid, zahlte ordentlich und zur gesetzten Zeit, und flößte auf alle Weise Vertrauen ein. Eines Tages nun, als er sein Conto abgeschlossen hatte, sagte er zu Heinrich: Bei uns in England ist es doch eine andre Sache mit dem Gelde als hier bei Euch. Wenn Ihr Euch das ganze Jahr mit Arbeit geplagt und viele saure und vergebliche Wege gemacht habt, und sich dann am Schlusse des Jahres ein Paar hundert Thälerchen Ueberschuß finden, so müßt' Ihr glauben, Wunder wie glücklich Ihr gewesen wärt; und eh' Ihr es zu einem Paar tausend Thalern Capital bringt, geht ein ganzes Leben hin. Bei uns geht es rascher. Da fängt Mancher mit zwanzig Guineen an, die er noch überdieß geborgt hat, und nach einigen Jahren hat er über Tausende zu gebieten. Und das kann Jedem gelingen, der es versteht und sein Geld recht anzulegen weiß.

Heinrich achtete anfänglich wenig auf diese

Reden; da aber der Freund öftrer darauf zurückkam, und viele Beispiele von Leuten anführte, die in kurzer Zeit durch gelungene Speculationen reich geworden, wurde er aufmerksamer, und bedachte die Sache, und da es wohl nicht leicht einen Menschen gibt, der nicht gern schnell und mühlos reich werden möchte — ließ er sich bereden, einen Theil seiner Einnahme an das gefährliche Börsenspiel zu wagen. Der Erfolg war erwünscht. Ansehnliche Procente gingen ein, und wurden von neuem angelegt, und, wenn einmal Ebbe eintrat, wußte der Handelsfreund die Erwartung höhern Gewinns so wahrscheinlich zu machen, daß nach kurzer Zeit ein nicht unbedeutendes Capital in die Hände des speculativen Freundes übergegangen war.

Dieser Mann hatte sich seit einiger Zeit mit aller Leidenschaft, welche Glückspiele einzuflößen pflegen, in den unseligen Papierhandel geworfen. Der andere Handel wurde zur Nebensache; er kam auch nicht mehr auf die Messe, bezog aber immerfort Waaren aus Heinrich's Magazin, und ertheilte regelmäßige Nachrichten über den Stand der Geschäfte. Bald blieben auch diese

aus. Heinrich schrieb Briefe über Briefe; keine Antwort erfolgte. Noch wollte er sich dem Mistrauen nicht überlassen; da aber die Sache doch immer bedenklicher wurde, entschloß er sich selbst nach London zu reisen und nach seinem Gelde zu sehn. Von Frankfurt aus schrieb er dem verstummten Freunde seinen Entschluß, und bestimmte die Zeit, in der er anzukommen hoffe, um mit ihm abzurechnen. Denn daß Jener noch lebe, hatte er von Andern gehört. Nachdem er also von dem eingenommenen Gelde das, was er nicht zu brauchen glaubte, nach Hause geschickt, und auf kurze Zeit von den Seinen Abschied genommen hatte, machte er sich auf den Weg, und wurde nach einer kurzen und glücklichen Fahrt in Harwich ausgeschifft, wo er in dem Wirthshause zur Seejungfer einkehrte. Hier wollte er eine Nacht von der Reise ausruhn. Kaum aber hatte er von seinem Zimmer Besitz genommen und es sich bequem gemacht, als ein wohlgekleideter Mensch bei ihm eintrat, und sich als einen Diener von Herrn Meyer, dem Handelsfreunde, ankündigte. Herr Meyer, berichtete er, sey, auf die erhaltene briefliche Nachricht, sogleich hierher gereißt,

und sey im Gasthofe zum Anker eingekehrt; beim Aussteigen aus dem Wagen aber habe er sich durch einen falschen Tritt den rechten Fuß ausgerenkt und leide große Schmerzen; er lasse also seinen Freund ersuchen, zu ihm zu kommen, um die sehr angenehmen Nachrichten zu vernehmen, die er ihm mitzutheilen habe. Heinrich beklagte den Unfall seines Freundes, zog die abgelegten Kleider wieder an, und folgte, ohne Arges zu denken, dem Diener nach. Der Weg führte zuerst durch einige enge winkliche Gassen, dann, um ihn abzukürzen, wie der Diener sagte, eine Strecke am Ufer hin. Wir sind sogleich an Ort und Stelle, sagte Heinrichs Begleiter, verschwand aber in demselben Augenblick, nachdem er ein Zeichen auf einer Pfeife gegeben hatte. Heinrich stand jetzt allein in der finstern nebligen Nacht; kein Stern war am Himmel zu sehn; kein Licht in der Nähe; Alles war einsam und öde; Todtenstille überall. Nur vom Meere her rauschte es wie Ruderschlag, und nach wenigen Augenblicken fühlte sich Heinrich von Menschenhänden ergriffen und festgehalten. Er rief nach Hülfe; niemand hörte; er wollte Widerstand thun, und ward

überwältigt; Stricke umschlangen ihm Arme und Füsse, und in größerer Schnelligkeit als hier erzählt wird, war er auf ein Schiff getragen, das hinter einem vorspringenden Felsen versteckt lag. Hier wurde er, gebunden wie er war, in den finstern Raum auf ein Lager von Stroh geworfen und hier allein gelassen. Die schreckliche Nacht ging langsam zu Ende. Gegen Morgen hörte er Bewegung über sich; die Anker wurden gelichtet, die Seegel losgebunden; Alles in tiefer Stille; das Schiff setzte sich in Bewegung. Nach Verlauf einiger Stunden wurde Heinrich von seinen Banden befreit. Er fragte jetzt, was dieß Alles zu bedeuten habe; was man mit ihm beabsichtige, warum er entführt werde, und wohin? Niemand antwortete. Was war hier zu thun? Er mußte sich in sein Schicksal ergeben, und obgleich tief betrübt und von Besorgnissen niedergedrückt, dachte er doch: »Wenn es Gottes Wille ist, kann ich auch aus dieser Noth gerettet werden. Er wird doch Alles gut machen.« Als nun das Schiff auf dem offnen Meere war, und man nichts sah als Himmel und Wasser, wurde ihm gestattet, auf das Verdeck zu steigen und sich

um zu sehn; und er fing nun an mit der Bemannung Bekanntschaft zu machen, so viel Einer eben machen kann, wenn er von der Sprache der Leute wenig oder nichts versteht. So viel wurde er indeß bald inne, daß er mit Schmugglern und Banditen zu thun hatte; auch das brachte er bei fortgesetzter Fahrt heraus, daß ein Theil der Mannschaft — meist Leute von wüstem Ansehn, denen Einer nicht gern allein im Walde begegnet wäre — in einem Zustande der Abhängigkeit von den Eigenthümern des Fahrzeuges war, und nicht viel besser als Sclaven oder Gefangne behandelt wurde. Denn so oft sich das Schiff einem Lande näherte, wurden sie sammt und sonders in den Raum hinabgetrieben, wo sie verweilen mußten, so lange das Schiff am Ufer lag. In dieser Rücksicht wurde Heinrich behandelt wie die Andern, ob ihm gleich übrigens nichts wiederfuhr, worüber er hätte klagen mögen. Nach einer Fahrt von mehrern Wochen, die durch keinen widrigen Unfall gestört wurde, kamen sie an eine große Insel; es war Jamaica, wie Heinrich später erfuhr; das Schiff legte in einer Bucht an einer öden Stelle an; Einige der Bemannung

gingen an's Land und kehrten nach mehrern Stunden mit Begleitung zurück. Die im Raume Eingesperrten wurden jetzt einer nach dem andern auf's Verdeck geführt; auch Heinrich kam an die Reihe. Er wurde verkauft und mit mehrern seiner Gefährten an's Land gesetzt, wo sie nach verschiednen Gegenden hin abgeführt wurden. Heinrich folgte schweigend seinem Führer, und wurde auf eine Pflanzung gebracht, die sich am Fuße des Gebirges ausbreitete, das, mit Wäldern bedeckt, in der Mitte der Insel emporsteigt.

Heinrich erfuhr jetzt Etwas von dem Räthsel, das ihn seit dem unglücklichen Augenblicke seiner Gefangennehmung ohn' Unterlaß beschäftigt und wunderbar verwirrt hatte. Die Besitzer des Schiffes, das ihn entführt hatte, trieben Handel mit jeder Art von verbotnem Gute, Waaren und Menschen, was sich ihnen bot. Verbrecher, die in ihrem Vaterlande geächtet, die strafende Hand der Gerechtigkeit fürchteten; Unglückliche, die von ihren Gläubigern verfolgt, nirgend mehr Hülfe fanden; Schwindler und Abenteurer, die auf bekanntem Boden niemanden mehr betrügen konnten; diese und ähnliche Menschen verkauften sich,

oft um ein geringes Handgeld, an Schmuggler solcher Art, um nach Westindien oder wohin es sonst sey, geführt, sich auf einige Zeit als Knechte verhandeln zu lassen. Diese Leute werden dann zu Arbeiten gebraucht, die von schwarzen Sclaven nicht verrichtet werden können; und wenn sich ihre Brauchbarkeit bewährt, vertraut man ihnen bisweilen die Aufsicht über die Sclaven oder andere bessere Geschäfte an; daher es denn Manchem gelingt, wenn er seinen Kaufpreis abverdient hat, sich ein Eigenthum zu erwerben, auf dem er dann als ein freier Mann leben kann. Heinrich konnte jetzt nicht mehr zweifeln, daß er durch einen schändlichen Verrath in die Hände dieser Räuber geliefert worden sey; es half ihm aber nichts dieses zu betheuern, und seine Befreiung als ein Recht zu fordern. Man zuckte die Achseln, lächelte, gab sorgfältiger auf ihn Acht, und wieß ihm seine Beschäftigung in den innersten Districten der weitläuftigen Pflanzung an, wo an eine Flucht nach dem Meere hin nicht zu denken war.

Der Eigenthümer der Besitzung war auf einer Reise nach dem festen Lande von Amerika abwesend, und hatte die Verwaltung derselben einem

klugen, ihm ganz ergebnen Manne anvertraut. Dieſer Oberaufſeher wurde bald inne, wie ſehr ſich Heinrich vor Andern ſeiner Art auszeichnete; wie unverdroſſen und ſtill, wie anſtellig und mäßig er war; er entledigte ihn alſo ſchon in den erſten Tagen von harten Arbeiten, und vertraute ihm die Aufſicht über den Park an, der mit einem der Wohnhäuſer verbunden war. Dieß war für den armen Verbannten kein kleiner Troſt. Des Gartenbaus war er kundig; in ſeiner Heimath war dieſe Beſchäftigung ſeine angenehmſte Erholung geweſen, und jetzt ſah er ſich zu ſeiner Freude auf einen Raum von weiter Ausdehnung und der mannichfaltigſten Brauchbarkeit angewieſen. Er widmete ſich alſo dieſem Geſchäfte mit allen dem Eifer, den er auf ein Eigenthum hätte wenden können. In Kurzem hatte er mit Hülfe der ihm zugegebnen Sclaven in die vernachläßigte und verwilderte Anlage Ordnung gebracht, ſie mit Grünſtücken und Blumenbeeten ausgeſchmückt, klare Bäche von den Bergen hineingeleitet, die er zum Theil über Felſen führte, wo ſie durch ſchäumenden Abſturz an den einſamſten Stellen ein friſches Leben erzeugten, erquickend in den Glu-

then des Tages und für den Anblick erfreulich. Mit jedem Monate verschönerte sich der Platz; jeder Fortschritt in der Verbesserung brachte neue Plane in Gang; Heinrichs Ideen erweiterten und vervollkommneten sich während der Arbeit; er durfte mit Sicherheit auf den Beifall des Eigenthümers rechnen, wenn dieser zurückkehrte. Diese Rückkehr aber verzögerte sich, und als man sie schon mit Gewisheit erwartete, traf die Nachricht ein, daß Geschäfte von vortheilhafter Aussicht den Erwarteten veranlaßt hätten, von Rio-Janeiro aus eine Reise nach Portugall, vielleicht auch nach England zu machen.

Mehr als drei Jahre waren jetzt verflossen, seit sich Heinrich in dieser Dienstbarkeit befand. Sie war keineswegs drückend zu nennen. Für seine Bedürfnisse war gesorgt; der Aufseher wollte ihm wohl und behandelte ihn nicht als einen Untergebnen, sondern als seinen Beistand; aber die Sehnsucht nach der Heimath, nach dem verlassnen Kinde und nach der Freiheit trieb seine Gedanken ohn' Unterlaß über das Meer, und was er auch beginnen mochte, die rechte Freude wollte nie in seinem Herzen aufgehn. Wenn er etwas

von seinem Kummer spüren ließ, sagte der Aufseher: Habt Geduld bis Mr. (Mister) Anton zurückkommt; dann findet sich vielleicht die Sache von selbst. Die nützlichen Dienste, die Ihr uns geleistet habt, seit Ihr hier seyd, werden nicht unbelohnt bleiben; darauf könnt Ihr rechnen; denn Herr Anton ist ein gerechter und gütiger Herr. Entbehren wird er Euch freilich auch nicht gern wollen. Denn wer wüßte besser als Ihr mit den Schwarzen umzugehn? sie thun ja für Euch Alles auf den Wink; und den Park, wer sollte den in der schönen Ordnung erhalten, wenn Ihr uns fehltet?

Diese Reden waren fast mehr niederschlagend als aufrichtend. Heinrich aber vertraute auf Gott und dachte: »Immer wird er das Unrecht nicht dulden, das mir wiederfahren ist. Ich will also thun, was mir zukömmt; dann wird auch wohl Hülfe von oben kommen.« — Und so geschah es auch. Heinrich ließ sich jedes Geschäfte noch angelegner seyn als zuvor; unterwieß vornemlich Einige der brauchbarsten Neger in Allem, was der Gartenbau fordert, und brachte sie durch Güte und Geduld dahin, daß er ihnen jedes Geschäfte

anvertrauen konnte. Kömmt nur der Herr zurück, dachte er, so kann ich ihm meine Stellvertreter vorführen, und er wird mich dann wohl nicht mit Gewalt zurückhalten.

Noch ein ganzes Jahr verfloß unter fruchtlosem Harren. Herr Anton war in O-Porto krank geworden; auch seine Geschäfte hatten mehr Anstand gefunden und sich länger verzogen als er geglaubt hatte. Endlich erschien der lang ersehnte Tag doch. Auf die Nachricht, daß der Delphin, Capitain Anderson, eingelaufen sey, und den Herrn am Bord habe, gerieth die ganze Pflanzung in freudige Bewegung. Denn er war von Allen geliebt und geehrt, nicht von den freien Leuten allein, sondern auch von den Sclaven, weil er gegen alle Menschen mild, und auch gegen die Schwarzen nicht strenger war als die äußerste Noth forderte.

Wie er nun selbst ankam und nach einem festlichen Empfange treuen Bericht von dem Aufseher vernommen hatte, und daraus sah, daß während seiner Abwesenheit Alles einen erwünschten Fortgang gewonnen hatte, wurde er sehr froh; denn, da er auch die Absicht seiner Reise in den

meiſten Dingen über Erwarten erreicht hatte, hatte er kaum gehofft, auch hier Alles ſo nach Wunſch zu finden. Selbigen Tages noch führte ihn der Intendant in den Park, wo er nicht wenig erſtaunte, die ganze Anlage ſo verändert und verſchönert zu ſehn; und in dieſer Freude ſtellte er ihm den Urheber aller dieſer Veränderungen unter großen Lobſprüchen vor. »Dieſer Mann, ſagte er unter Andern, iſt durch ein höchſt ſonderbares Schickſal hierher geführt worden. Ich habe keine Urſache an der Wahrheit ſeiner Erzählungen zu zweifeln; er iſt der rechtlichſte Mann und der fleißigſte Arbeiter, der mir je vorgekommen iſt; und er hat ein ſo ehrliches deutſches Geſicht und ſo aufrichtiges deutſches Blut, daß wohl nie eine Unwahrheit über ſeine Lippen gegangen iſt.« — Iſt er ein Deutſcher? ſagte Anton. — Allerdings, antwortete der Intendant, und wie er nach der Weiſe ſeiner Landsleute gar ſehr an der Heimath hängt, ſo hat er auch hier gleich in der Nähe zur Zierde für den Park ein Häuschen bauen laſſen, mit Stroh bedeckt, wie die Bauerhäuſer bei ihm ſind, und es mit Eſchen und Birken umpflanzt, wie es eben

dort auch seyn mag.« Während dieser Reden waren sie zusammen weiter gegangen, und standen jetzt vor dem Hause. Es war gar ein freundliches und stilles Plätzchen. Jetzt faßte der Herr den Heinrich schärfer in's Aug', und redete ihn in deutscher Sprache an — denn bis dahin war Alles Englisch verhandelt worden, wie auf der ganzen Insel geschieht — und da Heinrich nach so langer Zeit die liebe Muttersprache wieder hörte, und so recht in der Mundart seines Geburtsortes, legten sich die Töne in dem fremden Lande wie alte Bekannte an sein Herz, und die hellen Thränen rollten ihm über die von der Sonne gebräunten Backen, und es dauerte einige Zeit bis er sich gebieten und sprechen konnte. Da fragte ihn nun sein Herr, dem es auch ganz weich um's Herz geworden war, über Alles aus, und hörte, daß sie aus demselben Orte am Fichtelberge, und mit einander aufgewachsen wären, und so nach einigen wenigen Fragen kam an den Tag, daß das Haus, vor dem sie standen, eben das ächte Abbild des Hauses sey, in welchem sie beide gebohren, und daß sie Brüder waren. Da war nun das Erstaunen nicht gering, und sie fielen

ſich voll Freude und Rührung an die verſchwiſterten Herzen, und Jeder behauptete, er habe gleich beim erſten Anblick etwas von der Blutsverwandtſchaft in ſich gefühlt, und ſie wollten ſich gar nicht wieder los laſſen. War nun ſchon vorher die Freude in der Pflanzung groß geweſen über die Rückkehr des Herrn, ſo wurde ſie jetzt ganz ausgelaſſen, als die Sache bekannt wurde. Die beiden Brüder konnten nun nicht wieder von einander kommen, ſo viel hatten ſie einander zu erzählen von der Zeit an, wo Anton in die Welt gegangen war, um ſein Glück zu verſuchen, und wie er durch mannichfaltige Schickſale erſt nach Holland, dann nach England, und von da endlich nach Weſtindien gekommen war; wie er hierauf durch ganz beſondere Gunſt des Himmels die Aufſicht über die Plantage, und dann, nach dem Tode des Beſitzers, die Hand ſeiner jungen Frau, dem Wunſche des Mannes gemäß, und mit der Hand ihre ganze Habe bekommen hatte. »Hätteſt Du ſie gekannt, Heinrich, fuhr der Erzählende fort, ſo hätteſt Du einen Engel gekannt, wie die Welt wohl wenige beſitzt. Aber ſie wurde mir im achten Jahre unſrer Ehe entriſſen, die ein

Himmelreich war, ob wir ſchon keine Kinder hatten. Nur dieſes Eine ſchien noch zu fehlen, damit wir gar nichts mehr zu wünſchen hätten. Endlich ſchien auch dieſer Wunſch in Erfüllung zu gehn, und wir ſahen dem Zuwachſe unſerer Glückſeligkeit mit den froheſten Erwartungen entgegen. Aber nie ſollten Menſchen etwas mit ſolcher Heftigkeit wünſchen oder ihr Herz an das Zufällige hängen. Es war nicht Gottes Wille, uns auf unſre Weiſe zu beglücken. Meine Sophie ſtarb am Frieſel in ihrem Wochenbette, und das Kind, das ſie gebohren hatte, folgte ihr nach wenigen Tagen in die Gruft. Ich haderte lange mit der Verſehung und es währte eine geraume Zeit, eh' ich mit Ergebung ſagen konnte: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn ſey gelobet! Endlich unterwarf ich mich doch dem unabwendbaren Willen des Himmels, und kämpfte gegen meinen bittern Schmerz; und mit Gottes Beiſtand iſt mir dieß ſo weit gelungen, daß ich jetzt ruhiger, wenn gleich nicht ohne tiefe Wehmuth an mein Unglück denken kann. Auch die

Reise, von der ich eben zurückkomme, hat zu meiner Beruhigung beigetragen.

Hast Du nie daran gedacht wieder zu heirathen? sagte Heinrich.

Nie, antwortete Anton. Ich müßte fürchten, eine zweite Frau unglücklich zu machen. Denn wie vortreflich sie auch immer seyn möchte, ich würde doch immer an meine Sophie denken; ich würde Vergleichungen anstellen, und diese würden mich vielleicht ungerecht machen. So war meine Gesinnung schon vorher; nun ich aber Dich habe, und Du mir zur Seite stehst, und ich nicht mehr einsam und verlassen bin, kann mir der Gedanke nach einer Veränderung noch weniger in die Seele kommen. Bei diesen Worten fiel er dem Bruder von neuem um den Hals und drückte ihn an seine Brust; dann führte er ihn in das nächste Wohnhaus, und gab Befehl einige der besten Zimmer für ihn einzurichten, und sorgte auch sonst für Alles; und Heinrich war noch an demselben Tage so ausgestattet und eingerichtet, daß, wenn ihn der Bürgermeister von Bleicherode hier gesehn und besucht hätte, er geglaubt haben würde, in dem Zimmer seines Herzogs zu seyn.

Nachdem so einige Wochen in stiller, oft wehmüthiger Freude verflossen waren, erwachte in Heinrichs Brust die Sehnsucht nach der Heimath mit neuer Gewalt; lange aber wagte er nicht den lang gehegten Wunsch gegen den Bruder auszusprechen. Er wußte, daß er ihn damit betrüben würde; wurde ihm doch selbst bei dem Gedanken an die Trennung das Herz allzu weich. Da es nun einmal Gelegenheit gab, das Gespräch von weitem darauf hinzulenken, sagte Anton mit Thränen in den Augen: »Ich habe schon seit lange geahndet, was Dein stiller Wunsch war, und Dir im Herzen gedankt, daß Du ihn gegen mich zurückgehalten hast. Nun Du aber doch darauf hindeutest, so gewähre mir wenigstens die Bitte, daß Du bis zur Ernte wartest.« Als nun aber die Ernte vorüber war, sagte er: »Warte nun mir und Dir selbst zu Liebe das Ende der Regenzeit ab; dann will ich Dich nicht länger zurückhalten.« Heinrich gab nach. Als aber die Regenzeit kam, wurde Anton immer trüber und tiefsinniger; er schien gegen Alles gleichgültig zu werden, auch was ihm sonst die größte Freude gemacht hatte. Eines Tages sagte er: Wenn

Du mich verläßt, Bruder, wie es nun einmal seyn muß, was wird dann aus unserm schönen Garten werden? — Da holte Heinrich die sechs Neger herbei, die er sich für das Gartenwesen zur Hand gezogen hatte, und sagte: Diese wackern Burſche hier wissen Alles; sie werden dafür sorgen, daß der Garten nicht wieder zur Wildniß wird, und nichts dabei vermissen lassen. — Nichts als meinen Bruder, sagte Anton, und da er weiter sprechen wollte, erlosch ihm die Stimme. Dem armen Heinrich wurde das Herz auch immer schwerer, und es war ein solcher Zwiespalt in ihm, daß er nicht begriff, wie sich das lösen könnte. Die Lösung kam, freilich aber anders als er gedacht und gewünscht hatte. Der Regen fiel in Strömen und überschwemmte die Erde, und die beiden Brüder saßen oft lange zusammen, ohne daß einer ein Wort sprach; denn Jeder war in seine Gedanken und Gefühle vertieft. Plötzlich kamen Briefe von Kingston mit der Nachricht, das gelbe Fieber sey dort ausgebrochen, und habe sogleich mehrere Menschen ergriffen; auch aus andern Gegenden wurden Krankheitsanfälle gemeldet. Noch war nichts davon zu Heinrichs

Ohren gekommen, als sein Bruder hereintrat, ihn bei der Hand nahm, und mit größerer Lebhaftigkeit, als man seit langer Zeit an ihm gesehn hatte, sagte: »Heinrich, Du reisest in diesen Tagen ab. Das gelbe Fieber ist auf der Insel; es könnte Dich befallen; dann wäre Dein Leben in Gefahr; denn Ausländer genesen selten davon. Es wäre Sünde Dich länger aufzuhalten, und ein schlechter Dank von meiner Seite für die überschwängliche Freude, die mir Gott durch Dich bereitet hat.«

Heinrich war bei dieser Rede froh und betrübt zugleich. Der Gedanke an die Heimreise weckte nichts als frohe Gefühle in ihm; an die Abreise aber konnte er nur mit Traurigkeit denken. Anton sorgte nun für Alles mit einem Eifer, als ob ihm die Abreise seines Bruders eben so am Herzen läge, als früher sein Verweilen bei ihm. Und schon war das Meiste in Stand gesetzt; das Schiff lag bereit und segelfertig; der Tag der Abfahrt war bestimmt; plötzlich aber nahte die Krankheit dem Innern, und der erste, der auf Anton's Pflanzung davon befallen wurde, war Anton selbst. Sobald sich nun die deutlichen

Symptome des Fiebers an ihm zeigten, sagte er zu Heinrich: »Ich fühle mich sehr krank; kaum kann ich hoffen wieder aufzukommen; rette Du Dich nur, und reise von dannen so schnell Du kannst. Hier hast Du den Schlüssel zu meiner Baarschaft. Nimm davon soviel Du willst; es ist Alles Dein. Mein Testament ist gemacht, und in Kingston beim Stadtgericht aufbewahrt. Sterb' ich, wie ich glaube, so bist Du der Haupterbe meiner Habe. Gott segn' es Dir. Nur eile, daß Du wegkömmst von hier.«

Heinrich war bei diesen Worten wie vernichtet. Die Krankheit schreckte ihn, und jetzt, wo ihm die Erfüllung seines liebsten Wunsches so nah lag, war ihm das Leben zwiefach lieb; aber seinen Bruder zu verlassen in dieser großen Gefahr war ihm unmöglich. Er dachte: »Vielleicht hilft ihm Gott — Verzagtheit ist, wie ich höre, eine der ersten Folgen dieser schlimmen Krankheit und ihr erstes sichres Anzeichen; ich hoffe also, daß sein Gefühl ihn täuscht. Kömmt er dann wieder auf, so wird es ihm lieb seyn, wenn ich seinen Willen nicht gethan habe. Mein Leben steht in Gottes Hand; gebietet er über mich — nun sein

Wille geschehe; ich aber will thun was mir mein Herz eingibt.« Er blieb also, und sorgte für Alles Tag und Nacht, hielt sich aber verborgen vor seinem Bruder, damit sich dieser nicht ängstigen möchte. Die Krankheit rückte schnell vor; die Fieberhitze stieg von Stunde zu Stunde; ein furchtbares Erbrechen kündigte die Katastrophe an. Am siebenten Tage entfloh ihm das Leben. Das letzte Wort, das von seinen Lippen kam, war der Name seines Bruders.

Heinrichs Trauer über den Tod dieses guten Bruders war groß und tief; alle seine Hausgenossen, Freie und Sclaven, theilten sie mit ihm. Mehrere waren nun auch von der Krankheit befallen worden; einige starben; die meisten aber wurden gerettet. Heinrich blieb zu aller Verwundrung gesund, und sorgte mit unermüdlichem Eifer für Jeden, wer er auch seyn mochte. Die Pflanzung war jetzt sein Eigenthum; aber ihr sein Leben zu widmen, fühlte er keinen Beruf. Er verkaufte sie also, nachdem er diejenigen seiner Sclaven, die sich am treusten erwiesen hatten, frei gegeben und mit Geschenken entlassen hatte; dann verließ er die Insel unter den Segnungen

Aller, die mit ihm auf irgend eine Weise verbunden oder in seinem Dienste gewesen waren.

Nach einer Fahrt von wenigen Wochen landete Heinrich zum zweitenmale auf den Küsten von England. Hier fand er in dem Wirthshaus zur Seejungfer seinen Coffer wieder, unberührt und wie er ihn vor sieben Jahren hier verlassen hatte; denn der Wirth war ein ehrlicher Mann, und dachte, wie der deutsche Reisende plötzlich abhanden gekommen sey, als habe ihn die Erde verschlungen, so könnte er auch plötzlich wieder wie vom Himmel herabfallen. Heinrich's erster Gang aber war nach der Stelle am Ufer, wo er geraubt worden war, und hier stürmte die Erinnerung an das, was ihm in dieser Zeit wiederfahren war, Böses und Gutes — und des Guten so viel mehr! — gewaltsam auf ihn ein. Er warf sich nieder auf seine Knie; heiße Thränen benetzten den Sand; und sein Herz zerfloß in Dank und unendlicher Rührung. Dann ging er nach London, und suchte dort vor allen den Pfarrer der lutherischen Gemeinde auf, um über den vormaligen treulosen Handelsfreund Nachrichten einzuziehn. Hier hörte er die Bestätigung dessen,

was er früher vermuthet hatte. Jener unglückliche Mann hatte in den letzten Jahren seines Lebens rechtlichem Handel ganz entsagt, und sich, als ihn in dem heillosen Papierspiele das Glück ohne Rückkehr verließ, den unsinnigsten Schwindeleien hingegeben. Das Geld, das Heinrich ihm anvertraut hatte, war mit dem seinigen verlohren gegangen, und da er darüber weder Rechnung ablegen, noch viel weniger aber das, was er ihm wirklich schuldete, erstatten konnte, war ihm die Ankündigung von Heinrich's Reise nach England wie ein Donnerschlag gekommen, der ihn zu Boden warf. Ihm, dem redlichen Manne, mit seinem schuldbewußten Herzen unter die Augen zu treten, schien ihm unmöglich; die Verzweiflung trieb ihn wie einen Verdammten umher, und da er durchaus keinen Rath bei sich fand, kam ihm der verruchte Gedanke in den Sinn, die strafbaren Verbindungen, in denen er mit Schmugglern stand, zur Entfernung des furchtbaren Gläubigers anzuwenden. Er veranstaltete also jene Entführung, indem er Kundschafter aufstellte, die Heinrich's Ankunft belauern mußten; bezahlte die Ueberfahrt nach Westindien, und meinte genug

gethan zu haben, wenn er jenen Räubern glimpfliche Behandlung ihres Gefangenen empfahl. Nach diesem Verbrechen sank er immer tiefer. Seine Verbindung mit Schmugglern setzte er fort, fertigte Banknoten auf eigne Hand, und betrog viele Leute. Endlich kam Alles an den Tag, und er wurde zum Strange verurtheilt. Vor seiner Hinrichtung bekannte er seinem Beichtvater Alles, auch was er vor Gericht nicht eingestanden hatte; wobei er oft betheuerte, daß von allen seinen Verbrechen keines sein Gewissen so quälte, als der Verrath, durch den er das Unglück des redlichsten Mannes verschuldet habe.

Heinrich verweilte in London nicht länger als nöthig war, um sein mitgebrachtes Capital in der Bank nieder zu legen; schiffte sich dann nach Rotterdam ein, und eilte von da ohne weitern Verzug der geliebten Heimath zu. Wie klopfte sein Herz, als er das liebe blaue Gebirg wieder sah, und als er nun gar die Höhen unterscheiden konnte, hinter denen sich das kleine Städtchen mit seinen rührigen Bewohnern verbarg. Eh' er ankam hatte sich die Sonne hinter den Rand der Berge versenkt; der ganze, von Tannenwäldern umgebene Ort lag von Dunkel bedeckt, und

Heinrich, der sein Fuhrwerk im nächsten Dorfe gelassen hatte, trat unbemerkt durch das unbewachte Thor in die enge Straße.

* * *

Desselben Abends sagte Jacob Helm, der älteste Rathsherr von Bleicherode, zu seiner Frau: Jetzt werden sie wohl bald den alten Bürgermeister zu seiner Ruhestätte bringen. Ich hätte ihm gern die letzte Ehre erwiesen, wie es auch meine Pflicht gewesen wäre, da muß mich aber gerade das Podagra heimsuchen. Der Mann hatte seine Fehler wie jeder Mensch, besonders war er zu sehr auf seiner Meinung ersessen, und hörte nicht genug auf uns andre; im Ganzen aber war er ein braver Mann, der redlich für das Beste der Stadt sorgte, niemanden drückte und doch auf Ordnung hielt. Ich hatte sonst immer gemeint, Heinrich Richter sollte sein Nachfolger im Amte werden; aber Gott weiß was aus dem geworden seyn mag. So etwas ist wohl in der Welt noch nie erhört worden, daß ein Mensch abhanden kömmt, und niemand weiter von ihm hört; und noch dazu ein solcher Ehrenmann. Ich habe immer gehofft, er soll sich einmal wieder einfinden. Aber jetzt —

nach so vielen Jahren! Nun bei Gott ist indeß kein Ding unmöglich.

In der ersten Zeit, fuhr die Frau fort, murmelten die Leute, er möchte sich wohl ein Leid gethan haben, und wär' er nicht ein so frommer Mann gewesen, ich hätt' es selbst geglaubt. Seine Frau — die zweite mein' ich — nun sie ist todt, und von Todten soll man das Beste reden — aber sie war ein wahrer Drache und durch und durch von Hochmuth besessen, so daß sie niemanden neben sich für etwas gelten lassen wollte. Sie mag mit ihren gottlosen Töchtern dem ehrlichen Heinrich das Leben sauer genug gemacht haben. Nach seiner Entfernung kam das immer mehr an den Tag. Nun da freilich —

Freilich, fiel der Rathsherr ein, Sirach sagt wohl mit Recht: Lieber bei Löwen und Drachen will ich wohnen, denn bei einem bösen Weibe.

Wenn er aber, fuhr die Frau fort, wie es den Anschein hat, in die Welt gegangen ist, um das harte Joch los zu werden, so war es doch nicht recht von ihm, daß er sein Kind in den Händen der Stiefmutter ließ, die es schlechter behandelte, als ein Christ sein Vieh behandelt.

und ihm noch obendrein das schöne Vermögen entzog und es ihren gottlosen Rangen zuwendete. Nun es hat denen auch keinen Segen gebracht. Aber der Vormund, der es mit ihr hielt, und ihr die Anschläge dazu gegeben hat, und der Richter, der bei dem Handel durch die Finger sah, die müssen, wenn nicht in dieser Welt, doch in der künftigen dafür büßen.

Es war ein schändlicher Handel, fuhr der Rathsherr fort, und es sind dabei mehr falsche Eide geschworen worden, als seitdem Bleicherode steht. Von dem Heinrich aber war es auch nicht recht gethan, eben wie Du sagst, daß, wenn er einmal fort wollte, er nicht vorher bessere Anstalten traf und für sein Kind sorgte. Es käme das unserm Ulrich auch zu Statten.

Hierin, versetzte der Alte, kann ich Dir nicht Unrecht geben; aber Gott weiß Alles zum Besten zu wenden. Wäre Käthchen nicht so unter der harten Hand der Stiefmutter aufgewachsen, wäre sie nicht so gut und fromm geworden; und wäre sie reich gewesen, so wäre sie wohl unserm Ulrich nicht zugefallen.

Wenn ich freilich bedenke, erwiederte der

Rathsherr, wie ſchwer wir es dem armen Ulrich gemacht haben, und wie ungern wir zu der Heirath ſtimmten, ſo muß ich auch ſagen wie Du: Gott weiß Alles zum Beſten zu lenken. Ganz Unrecht hatten wir aber auch nicht. Wir wollten mit dem Ulrich, weil er ein ſo hübſcher und wackrer Menſch war, etwas höher hinaus; und da das Mädchen ſo ganz um das Seinige gebracht worden war, und unſre Umſtände auch noch nicht ſo waren, wie ſie jetzt mit Gottes Hülfe geworden ſind, ſo dachten wir, es könnte nicht gut gehn. Auch meinten wir damals: jetzt iſt das Mädchen unter dem Drucke; kömmt ſie aber zur Freiheit, wer weiß, ob ſie es dann nicht auch macht, wie ihre hoffärtigen und liederlichen Stiefſchweſtern. Böſe Beiſpiele, heißt es in der Schrift, verderben gute Sitten. Darum waren wir nicht ganz ohne Grund gegen die Heirath. Recht geſcheit waren wir aber doch nicht, und jetzt ſind wir ja ärger vernarrt in unſre Schnur als es damals der Ulrich war.

Bei dieſen Worten lachte der alte Mann recht herzlich in ſich hinein, und ſeine Frau ſtimmte bei. Freilich waren wir nicht recht

gescheit, wie Du sagst. Wir meinten, das Geld allein macht' es aus; und bedachten nicht, daß wir ja auch gar klein angefangen hatten. Nun, wenn sind denn die Rathsherrn am klügsten?

Nu, nu, sagte der Alte und drohte mit dem Finger, nichts gegen die Rathsherrn —

Es ist ja nicht auf Dich gemeint, erwiederte die alte Mutter; daß es aber auf das Geld nicht ankömmt, kann man alle Tage sehn. Wir wollten damals, Ulrich sollte sich eine Frau auf dem Pachthofe suchen. Jetzt ist nun der reiche Pachter ein armer Mann, und sein Sohn lebt mit seiner Frau, die ihm das unrecht erworbene Gut zubrachte, auf eine Weise, daß der ganze Ort davon zu reden hat. Sie hat weniger gute Worte von ihm als gute Schläge, und es ist auch kein Wunder. Ihr Geld ist verthan; die Mittel sind fort, und der Hochmuth ist da geblieben; es soll noch immer so gehn, wie sonst, im Saus und Braus; und wenn der Mann Einwendungen macht, und auf den leeren Beutel weißt, ist der Vorwürfe und des Zankes kein Ende. Sie möchte ihrem Manne auch so mitspielen, wie sie sonst Käthchen mitgespielt hat; der ist aber so geduldig nicht.

Neulich hört' ich den Stadtschreiber sagen: es müßte mit dem Hause bald zum Verkaufe kommen. Wenn nun der Heinrich Richter wieder käme, und fände sein Haus in fremden Händen!

Besser, sagte der Rathsherr, als wenn er die gottlose Stieftochter noch im Hause hätte. — Aber Gott weiß, wo jetzt seine Gebeine ruhn! — Wirst Du aber wohl glauben, Mutter, fuhr er nach einer kurzen nachdenklichen Pause fort, wirst Du wohl glauben, daß es mir oft, wenn ich nicht schlafen kann, gar schwer auf das Herz fällt, daß ich damals so hart gegen den Ulrich gewesen bin? Den Abend insbesondere kann ich nicht vergessen, wo ich vom Felde kam, und ihn von fern schon mit Käthchen am Brunnen stehn sah. Ich ging vorbei als säh' ich sie nicht; gar wohl aber war ich gewahr geworden, daß sie beide über und über roth geworden waren. Da er nun nach Hause kam, und sich draußen Allerlei zu schaffen machte, nur um mir nicht unter die Augen zu kommen, rief ich ihn herein, und ließ ihn mit solchen Worten an, als ob er ein Bubenstück verübt hätte. Es war nicht recht von mir.

Freilich war es nicht recht, fiel die alte Mut-

ter ein, und das Allerschlimmste war, daß ich auch mit half und Oel in's Feuer goß. Ich sagte unter Andern — ich weiß es noch wohl, und hab' es tausendmal bereut; wie kannst Du nur, sagt' ich, ein Wohlgefallen an der blassen Käthe haben? Sie sieht ja nach Nichts aus und hat auch Nichts.

Ich sagte noch viel härtere Dinge, fuhr der Alte fort, ganz unverantwortliche Dinge, so daß dem armen Jungen die hellen Thränen über die Backen liefen und er endlich sagte: »Vater, wenn Ihr es durchaus nicht wollt, daß ich glücklich seyn soll, so muß ich freilich Euern Willen thun. Wie ich es aber anfangen soll Käthchen zu sehn und ihr zu begegnen und mit ihr zusammen zu kommen, und zu thun als kennt' ich sie nicht, davon seh' ich die Möglichkeit nicht ein. Ein Unkraut reißt man leicht aus, weil es nur oben auf an der Erde hängt; meine Liebe aber ist mir tief im Herzen gewurzelt, und wollt' ich sie ausreißen, so ginge das Herz mit. Soll's also durchaus dabei bleiben, wie Ihr sagt, so laßt mich von Euch. Es gibt jetzt überall Krieg — da

wird mir Käthchen wohl aus dem Sinne kommen auf die eine oder die andre Weise.«

Wir dachten nun damals, fuhr der alte Rathsherr fort, das sind eben nur Drohungen; man wird nicht gleich Soldat. Wir müssen uns nur hart stellen, so gibt er schon nach. Und so sagt' ich denn: Es bleibt dabei wie ich gesagt habe. Aus der Sache wird nichts. — Acht Tage gingen so hin. Ulrich ging herum wie ein Schatten; sprach nicht und aß nicht. Mir ging es auch gewaltig im Kopfe herum; und es wollte auch bei Dir mit dem Essen und Sprechen nicht recht fort. —

Wie konnt' es denn anders seyn? sagte die Mutter. Wenn ich den armen Schelm ansah, erstickten mich die Thränen fast, und ich durfte sie doch nicht ausbrechen lassen, sondern mußte mich herzhaft stellen; sonst hättest Du mich ausgescholten. Es war eine rechte Jammerzeit. Ich will daran denken, so lang' ich lebe.

Mit meiner Herzhaftigkeit war es auch nicht weit her, sagte der Rathsherr; und ich glaube, es war mir in den acht Jammertagen nicht viel besser zu Muthe als dem Ulrich selbst. Ich konnte

aber nicht mit mir fertig werden. Am achten Tage endlich — es war ein Sonnabend — als ich hinaus auf's Feld ging, kam mir der Cantor nach; und nach einigen gleichgültigen Gesprächen fing er an: »Was geht nur mit Euch vor, Herr Gevatter? Ihr seyd gar nicht mehr der Mann wie sonst. Ihr geht so nachdenklich vor Euch hin, und seht weder rechts noch links, und wenn Euch jemand anredet, antwortet Ihr ihm kaum. Man sollte meinen, es wär' Euch ein großes Unglück zugestoßen, und doch weiß ich von nichts. Und mit Euerm Ulrich steht's auch nicht viel besser, wenn nicht noch schlimmer. Man kennt ihn kaum, so elend sieht er aus, und so tiefsinnig geht er umher. Nun wir sind alte Freunde und Gevatterleute — laßt mich also offenherzig mit Euch sprechen. Es liegt mir wie eine Last auf dem Herzen; ich hätte aber doch noch geschwiegen, damit Ihr mich nicht für vorlaut hieltet. Gestern Abend aber saß ich im Garten unter dem Apfelbaume auf der Bank. Da kam Euer Ulrich am Zaun her, wo Richters Käthchen Gras für ihre Ziegen abschnitt. Euer Sohn blieb bei ihr stehn und sagte: Käthchen, lebe wohl zum letztenmal.

Du siehst mich nun wohl nicht wieder. Die Eltern wollen's so. Uebermorgen geh' ich in die Stadt und ziehe die Montur an. — Dabei brachen ihm die Thränen aus, und er hielt das Tuch vor's Gesicht und schluchzte. Käthchen aber, wie sie so bei der Arbeit kniete, sah zu ihm auf, sagte aber nichts, sondern gab ihm stillschweigend die Hand; aber da er um die Ecke herum war, ließ sie die Sichel zur Erde fallen, bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, und weinte laut. Ich kann Euch sagen, Gevatter, ich war auch nicht weit vom Weinen. Was sagt Ihr aber dazu? Wißt Ihr denn um sein Vorhaben? und geschieht's mit Euerm Willen? — »Der Junge ist toll, sagte ich. Gedroht hat er schon damit; aber ich hielt es nicht für Ernst.« Und nun erzählte ich dem Cantor die ganze Sache, wie sie stand, und warum ich nicht nachgeben wollte. — Der Cantor hörte Alles stillschweigend an; und als ich fertig war, schüttelte er den Kopf und sagte: »Gevatter, bedenkt was Ihr thut. Ihr seyd ja immer ein kluger und guter Mann gewesen; und der Ulrich ist Euer einziger Sohn, und ein Mensch, der Euch keine Schande macht. Denkt, daß er

im Felde bliebe, oder daß er in dem wüsten Soldatenleben umschlüge, was vielleicht noch schlimmer wäre, würdet Ihr Euch je zufrieden geben? Treibt ihn nicht auf's Aeußerste. Ihr seyd nicht reich, aber Ihr seyd auch kein armer Mann, und wenn schon ein Heirathsgut nicht zu verachten ist, so ist doch Fried' und Liebe im Hause mit Gottes Segen mehr werth als Zwietracht bei allem Mammon. Wäre Alles gegangen, wie es von Gott und Rechtswegen hätte gehen sollen, und wäre der brave Heinrich Richter nicht so wunderbarer Weise abhanden gekommen, so wäre Käthchen jetzt in Bleicherode die beste Partie. Aber auch so, glaubt mir, der Mann, der Käthchen nach Hause führt, der hat einen Schatz an ihr. Ihr werdet es mir wieder sagen.«

Da hat der Cantor als ein wahrhafter Prophet gesprochen, sagte die Mutter. Wir haben's wohl erkannt. Möge's ihm Gott vergelten!

Seine Worte schlugen auch stark an mein Herz, fuhr der Rathsherr fort; ich dachte den ganzen Tag und die ganze Nacht darüber nach, wie ich wieder einlenken sollte, konnte aber zu keinem Entschlusse kommen. Der Sonntag brach

an, und ich war noch eben so unschlüssig als zuvor. In der Kirche aber predigte der Pfarrer über das Evangelium vom ungerechten Haushalter, und machte eine schöne Beschreibung von einem christlichen und guten, und von einem bösen und heidnischen Hauswesen, und sagte dabei mit den Worten der Schrift: »Ein tugendsam Weib ist eine edle Gabe, und wird dem gegeben, der Gott fürchtet. Er sey reich oder arm, so ist's ihm ein Trost. Wenn aber das Weib den Mann reich machet, so ist da eitel Hader, Verachtung und große Schmach.« — Bei diesen Worten war mir nicht anders zu Muthe, als ob sie an mich gerichtet wären. Ich dachte an unser eignes Hauswesen, Gretchen, und schlug an meine Brust. In diesem Augenblick war mein Entschluß gefaßt.

Gleich nach der Kirche, und nicht lange nach mir trat Ulrich in die Stube. — Du willst morgen in die Stadt, Ulrich? sagte ich. — Er wurde über und über roth. — Du willst Soldat werden? fuhr ich fort. Vater, sagte er in großer Bestürzung, woher wißt Ihr das? Ich hab' es keinem Menschen gesagt. — Einem doch,

erwiederte ich, und faßte ihn scharf in die Augen. Deiner Braut hast Du es gesagt, und meiner Schnur.

Als ich dieses Wort aussprach, sah er mich mit großen Augen an; dann, wie Einer, der nicht recht gehört hat, trat er mir zwei Schritte näher, und sagte: »Vater! hab' ich Euch recht verstanden? Meint Ihr's im Ernste so, oder treibt Ihr Spott mit mir? Soll Käthchen Eure Schnur seyn?« — Muß ich nicht Deinem harten Kopfe nachgeben? sagte ich halb im Scherz, halb im Ernst. — Sagt nicht so, Vater, antwortete er; nicht meinem Kopfe, sondern meinem Herzen und Gottes Fügung. Sagt mir's noch einmal, Vater; soll ich Käthchen zur Frau haben? Ich nickte mit dem Kopfe. Da stürzten ihm die Thränen aus den Augen; er fiel mir um den Hals, und lief mit der frohen Botschaft, als ob er Flügel an den Füssen hätte, zu Dir hinaus in die Küche. Nun, warum erzähl' ich das Alles? Du weißt es ja.

Ach, sagte die alte Mutter, wenn Du mir es auch tausendmal erzähltest, es geht mir jedesmal an's Herz, und ich danke Gott jedesmal,

daß er uns nach wenigen Regentagen der Trübsal einen so schönen Sonnenschein gegeben hat. Wäre aber unser Ulrich nicht so treu und fest in seiner Liebe gewesen, oder hätte ihn das schnöde Geld auch so bethört, wie manchen andern, hätten wir jetzt wohl einen solchen Himmel auf Erden? Es ist doch gewiß eine rechte Gnade Gottes, daß wir unsere letzten Lebensjahre in solcher Zufriedenheit genießen können? So ein Sohn, so eine Schwiegertochter! und nun noch das englische Kind dazu! —

Gott erhalt' es so, sagte der Rathsherr. Aber war mir nicht, als pochte Jemand an die Hausthüre? Sieh doch zu Alte. Es wird doch kein Unglück passirt seyn.

* * *

Heinrich war also unbemerkt durch das Thor hereingekommen. In der engen Straße war Alles still; der Ort war wie ausgestorben; auf dem Markte aber und um das Rathhaus her war viel Bewegung. Laternen und einige Fackeln gingen hin und wieder, und als er näher kam, zeigte sich ihm ein Zug schwarzgekleideter Männer, der sich vom Rathhause aus nach der nächsten Straße bewegte. Er frug, was es gäbe, und

erfuhr, daß man eben den ersten Bürgermeister zu Grabe trage. Hierauf ging er weiter, und in der nächsten Straße kam ihm Gesang entgegen, und die wohlbekannte Weise des Liedes: Nun danket alle Gott. — Er stand still, entblößte sein Haupt und sang leise mit. Nach geendigtem Liede fragte er den Wächter, der es gesungen hatte, was sich denn hier Gutes zugetragen habe. »Ei, antwortete der Dorfwächter, die Frau ist so eben eines Kindes genesen, und da ist es hier der Gebrauch so, daß ein Lied vor dem Hause gesungen wird. Es ist auch große Freude drinnen; denn die Leute haben seit sieben Jahren auf den Ehesegen geharrt, und meinten schon, er würde ganz ausbleiben. Nun ist denn doch ein Knäblein zur Welt gekommen.« — Sieben Jahre, dachte Heinrich; das ist gerade so lange als ich von hier weg gewesen bin; und sie werden wohl auch geglaubt haben, ich würde ganz ausbleiben. Und nun bin ich doch durch Gottes Fügung wieder hierher gekommen. Gott sey gedankt dafür. Hierauf ging er weiter, und kam an sein eignes Haus. Mit klopfendem Herzen schlug er an die Thür. Niemand öffnete. Während er nun wartend vor

dem Hause stand, besah er es, so gut man ein Haus in der Nacht bei blassem Sternenscheine besehn kann. Der Anblick war nicht erfreulich. An mehr als einer Stelle waren von der Bekleidung große Stücken abgefallen; die Fensterscheiben waren zum Theil zerbrochen, zum Theil mit Papier verkleistert; vor dem Hause waren ganze Berge von Unrath aufgehäuft. Nach einiger Zeit ließ sich etwas inwendig hören. Eine Weiberstimme erscholl mit scharfen gellenden Tönen vom Hofe her, und zwischen durch schallte, wie mit einzelnen Donnerschlägen ein männlicher Baß. Offenbar war ein häuslicher Zank im Gange. Heinrich klopfte stärker an. Das Fenster wurde aufgerissen. Was lärmt hier noch so spät? rief die Weiberstimme. Ein Reisender, antwortete Heinrich, der hier ein Obdach sucht. Hier ist kein Wirthshaus, rief die Mannsstimme aus der Stube heraus, und das Fenster wurde mit Gewalt zugeschlagen. Heinrich klopfte noch einmal. — Nun ist's noch immer nicht alle? schrie das Weib. Pack' er sich fort wo er hin gehört. — Ich habe etwas an Heinrich Richters Frau zu sagen, versetzte der Reisende. — Da scher' er

ſich 'naus auf den Kirchhof, war die Antwort; da iſt ſie zu Hauſe. — Dem erſchreckten Heinrich ſchauderte. Sie hatte eine Tochter, fuhr er mit zaghafter Stimme fort; ſie ſoll Käthchen heißen; iſt die auch auf dem Kirchhofe, oder wo wohnt ſie? — Mit der haben wir nichts zu ſchaffen, rief das Weib; hier wohnt ſie nicht. Packt Euch.

So von ſeinem eignen Hauſe weggewieſen ging Heinrich weiter, um im Wirthshauſe Nachfrage nach den Seinigen zu halten. Auf dem Wege dahin aber kam er bei einem Hauſe vorbei, das mit Weinranken und Epheu wie überſponnen war, und zwiſchen dem dunkeln Geflechte ſahen die blanken Fenſterſcheiben, in denen ſich das Licht der Sterne ſpiegelte, wie freundliche Augen heraus. Heinrich trat näher, und hörte leiſen Geſang und die Melodie eines alten Wiegenliedes. Als der Schluß geſungen war:

Schlummre, liebes Kind,
In der finſtern Nacht
Gottes Auge wacht.
Schlaf in ſüßer Ruh!
Engel decken Dich
Mit den Flügeln zu —

da klopfte Heinrich leise an das Fenster und rief Hola! Das Fenster wurde sogleich geöffnet; ein junger Mann sah heraus, zog die Mütze ab und fragte, was zu Diensten stände? — Ich bin fremd hier, antwortete Heinrich, und bringe Nachrichten von dem Handelsmanne Heinrich Richter an seine Verwandten, und diese kann ich hier nicht erfragen. Hättet Ihr vielleicht Kenntniß von Ihnen? — »Ihr kommt hier ganz recht, antwortete der Mann; tretet nur herein!« und dann hinter sich rufend: Käthchen, Käthchen! hier kömmt Jemand, der Nachricht von unserm Vater bringt. — Käthchen war schon aufgesprungen als sie den Namen vor dem Fenster nennen hörte, und hatte ein Licht angezündet, und nun eilte sie mit ihrem Manne nach der Thür und ließ den Fremden herein. Von dem Handelsmanne Heinrich Richter? fragte sie hastig. Wo ist er? wo lebt er? wie geht es ihm? warum ist er nicht selbst hier? — Er ist hier, antwortete Heinrich, der sogleich Käthchens liebes Gesicht und ihre Stimme erkannte, und wollte ihr in freudiger Ueberraschung um den Hals fallen; aber er bezwang sich und sagte: Er ist gar nicht weit, und

läßt Euch, wenn Ihr zu seiner Verwandtschaft gehört, seine Ankunft melden durch mich. — Nun so tretet nur herein, sagte Käthchen indem sie die Stubenthür weit öffnete; kommt und setzt Euch nieder, und erzählt uns, wann er kommen wird, und wo Ihr ihn gelassen habt. — Während dieser Fragen kindlicher Sehnsucht hatte Heinrich Zeit die junge Frau zu betrachten. Es war ihm eben als säh er seine Marie in verjüngter Schönheit wieder; ihren feinen Wuchs, die dunkelblauen Augen, die anmuthige Haltung und die anständige Lebendigkeit ihrer Bewegungen. — Laßt mich jetzt ein wenig zu Athem kommen, sagte er. Ich habe den letzten Theil des Weges zu Fuß gemacht, und bin etwas ermüdet vom Gehn. Hab' ich erst einige Augenblicke ausgeruht, so will ich Euch auf jede Frage Bescheid thun. — Käthchen ging nun und trug zu essen und zu trinken auf, was das Haus vermochte, und Heinrich griff zu, aß aber nur wenig. Von Zeit zu Zeit that er vorbereitende Fragen. Ihr seyd also Herrn Richters leibliche Tochter? — Ja, wohl. — Wie lange ist er von Euch weg? — Ach, sieben lange Jahre. — Erinnert Ihr Euch

seiner noch? — Wie sollt' ich nicht? — Würdet Ihr ihn wohl wieder kennen? — Ich denke, ja. Sieben Jahre sind freilich eine lange Zeit; ich war aber damals doch schon zwölf Jahre alt, und ich erinnere mich an Vieles noch gar wohl. Er hatte eine große Narbe über dem linken Augenbraun, die er von einem schlimmen Falle bekommen hatte.

Heinrich strich jetzt, als ob er es ohne Absicht thäte, die Locken von der Stirn zurück. Die Narbe kam zum Vorschein. Mit einem lauten Schrei fiel Käthchen dem Vater in die geöffneten Arme.

Die Freude war jetzt in diesen drei Menschen zu groß, um sich in Reden zu ergießen. Nur einzelne Worte und Töne wurden vernommen: Vater! lieber, ersehnter Vater! — Theure Kinder! — Nach so langer, langer Zeit! — Und so unverhofft! — Und dabei hielten sie sich bei den Händen fest, und sahen sich immer von neuem an, als zweifelten sie noch an der Wahrheit eines so großen Glücks. Hierauf führte Käthchen den Vater zu der Wiege ihres zweijährigen Knäbchens, der auch Heinrich hieß, und wie er so da lag, den kleinen runden Arm über den blonden

Lockenkopf gekrümmt, und die vollen Wangen vom tiefen Schlafe höher geröthet, war er das lebendige Bild des harmlosen Kindergemüthes und froher Genüge in glücklicher Beschränktheit. Und als ob er auch Antheil nehmen wollte an der Freude umher, lächelte er im Schlafe, und sah nun noch holdseliger aus. — Ulrich, sagte Käthchen jetzt, wenn es doch gleich die Eltern wüßten. Es ist mir als ob ich die Freude gar nicht in meinem Herzen beherbergen könnte, und als müßten noch mehrere daran Theil nehmen. Drüben ist noch Alles wach; ich denke, wir gehn hinüber. Lieschen soll sich zum Kinde setzen und Acht haben.

Der Vorschlag wurde angenommen. Ulrich ging voraus, und während Heinrich und Käthchen auf der Straße blieben, klopfte er bei den Eltern an der Hausthür an. Die Mutter sah heraus. Nehmt's nicht übel, Mutterchen, sagte Ulrich, daß wir Euch noch so spät heimsuchen. Es ist aber eben ein Fremder gekommen, der allerhand Botschaft aus weiter Ferne bringt; und die solltet Ihr auch recht bald erfahren. Hier steht er mit meiner Frau, der er ein alter Bekannter ist. —

Die Mutter trippelte nun im Dunkeln hinaus und öfnete die Hausthür, während der Rathsherr sich wunderte, wer der Fremde seyn möchte, der auch ein alter Bekannter wäre; und indem er noch darüber sann, traten alle in die Stube. — Mutter, sagte der Alte, störe das Docht in der Lampe auf, damit es heller wird, und wir einander erkennen. Heinrich aber trat zu dem Lehnstuhl hin, auf dem der Rathsherr saß, streckte die Hand nach ihm aus und sagte: »Heißt Ihr mich nicht willkommen, Herr Rathsherr, der ich doch ein so naher Verwandter von Euch bin? oder seit Ihr noch ungehalten, daß ich mich nicht zum Verlöbniß eingestellt habe? Ich sollte ja fast meiner Seits auf Euch zürnen, daß Ihr meine Tochter verheirathet, ohne meine Einwilligung abzuwarten.« — Da rief der alte Rathsherr und seine Frau zu gleicher Zeit: Herr Heinrich Richter! Ist's möglich? Ja, ja er ist es! — Und dabei wollte der alte Mann vom Lehnstuhle aufstehn. Da ihn aber der Schmerz der kranken Füsse zurückhielt, faßte er die Hand des neuen Verwandten, schüttelte sie und sagte: Tausend, tausendmal willkommen, Herr Richter,

und abertausendmal. Woher nur des Landes nach so langer Zeit? — Margarethe, Mutter, soll man nicht an Ahndungen glauben? Von wem haben wir denn eben gesprochen? Was sagt' ich denn eben vorhin?

Jetzt war nun die Freude aus Ulrichs Hause in das Haus seines Vaters übergegangen, und da bisher noch nichts besprochen worden war, als eben die unverhoffte Ankunft des Mannes und seine Gegenwart, so kam es nun auch zu Berichten von Heinrich's Schicksalen, wie er abhanden gekommen, wie er seinen Bruder gefunden, wie er diesem die Augen zugedrückt, seine Habe geerbt, und nun von so weiter Ferne glücklich zurückgekehrt sey. Alles wurde jetzt freilich nur in allgemeinen Umrissen gegeben, und die weitere Ausführung für eine bequemere Zeit zugesagt. Mitternacht war herangekommen. Man wünschte sich eine gute Nacht; aber Keines der fünf Verwandten schlief in dieser Nacht im Zusammenhange. Die aufregende Freude war noch zu lebendig in ihnen. Auf dem Wege nach Hause stießen sie auf die zurückkehrende Leichenbegleitung. Ulrich theilte Einigen im Vorübergehn die frohe Nachricht mit, die nun schnell

von Munde zu Munde ging, so daß als am Morgen die Sonne über Bleicherode aufging, niemand im ganzen Orte war, der nicht von Heinrich Richter und seiner Rückkehr sprach. Manche wußten nun auch schon von großen Reichthümern zu erzählen, die er aus der neuen Welt mitgebracht hätte, und da zufällig um dieselbe Zeit einige schwer bepackte Lastwagen im Wirthshause angekommen waren, so war kein Zweifel, daß dieß die mitgebrachten Schätze, und seine Verwandten also glückliche und beneidenswerthe Leute wären. Heinrich's Stieftochter und ihr Mann, die ihn bei seiner Ankunft so schnöde von der Thür gewiesen hatten, bereuten es jetzt zu spät, und warfen sich gegenseitig Dummheit und Unverstand vor. Auch war ihnen nicht wenig bange, daß es nun zu einer Untersuchung über den Stand des Vermögens kommen, der Stiefvater Alles herausfordern, und sich so auf die empfindlichste Weise an ihnen rächen möchte. Diese Besorgniß ging nicht in Erfüllung. Zufrieden mit dem, was er besaß, that Heinrich, um das Andenken seiner zweiten Frau zu schonen, Verzicht auf sein Recht, und begnügte sich mit

strenger Rüge und scharfen Ermahnungen. Die Ermahnungen fruchteten nicht viel; auch die Unterstützungen, mit denen er ihnen in dringenden Fällen von Zeit zu Zeit half, besserten wenig in den verwilderten Haushaltungen, deren Gebrechen tiefer lagen, als daß ihnen durch äußere Mittel hätte können abgeholfen werden. Uebrigens empfing Heinrich jetzt von allen Seiten Beweise von Liebe und Achtung, wie man denken kann, da er ein wahrhaft ehrenwerther, und nun auch durch seine Schicksale in Bleicherode ein merkwürdiger Mann geworden war. Gleich am ersten Tage fand sich der glückliche Vater bei ihm ein, dessen Frau am Abend seiner Ankunft geboren hatte, und ersuchte ihn bei dem Kinde Pathe zu werden; und nach Verlauf von acht Tagen wurde ihm durch Abgeordnete der Bürgerschaft angekündigt, daß er, wie der Rathsherr Jacob Helm in prophetischem Geiste vorausgesehn hatte, von der ganzen Gemeinde einstimmig zum Bürgermeister der Stadt erwählt worden sey.

Inhalt.

		Seite
	Vorwort	1
1.	Der Mittag auf dem Königssee . . .	1
2.	Die Heimath	27
3.	Der Tartarchan	36
4.	Aennchen von Wasserburg	39
5.	Zwei Geschichten von Leuten, die Schätze fanden	70
6.	Der Einsturz	85
7.	Der Erfrorne	91
8.	Peter King	100
9.	Niemand weiß was ihm gut ist . .	109
10.	Der kleine Robinson	122
11.	Die Heumacher	147
12.	Gastfreundschaft	152
13.	Recepte gegen Unbesonnenheit . . .	157
14.	Die Temperamente	162
15.	Die Glücksfälle	174
16.	Der Staar	188
17.	Ottmar	194
18.	Die glückliche Rückkehr	244

Verbesserungen.

S. 3, 6 von unt. l. furchtbaren st. furchbaren.
S. 4, 12 war st. waren.
S. 24, 7 Augenblick st. Anblick.
S. 31, 9 worden war. st. worden waren.
S. 40, 3 v. unt. kam immer st. am immer.
S. 133, 6 nicht? — Da mußt st. nicht? Da muß.
S. 247, 14 da könnt st. da krank.
S. 254, 17 Bleicherode st. Weicherode.

Hellas

von

Friedrich Jacobs.

Hellas.

Vorträge

über

Heimath, Geschichte, Literatur und Kunst der Hellenen

von

Friedrich Jacobs.

Aus dem handschriftlichen Nachlaß des Verfassers herausgegeben

von

E. F. Wüstemann.

ATHENÄUM

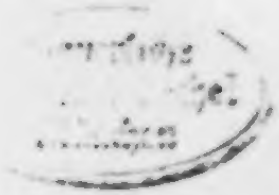
Berlin.
A. Friedländer und Sohn.
1852.

Bayr.
Staatsbi.
München

Herrn

Professor und Oberbibliothekar an der
Universität Bonn

Dr. Friedrich Gottlieb Welcker.



Ihr Vertrauen zu mir, von welchem Sie mir seit 35 Jahren unausgesetzt die ehrendsten Beweise gegeben haben, verehrter Lehrer und theurer Freund! bestimmte den Verleger, die Herausgabe dieser Reliquie aus dem Nachlasse von Friedrich Jacobs mir zu übertragen. In Friedrich Jacobs verehrte ich für meine Jugend einen Lehrer dem ich Vieles, dem ich vor Allen die Liebe zum Alterthum verdanke, für mein gereifteres Leben einen väterlichen Freund der mir fort und fort eine wohlwollende Gesinnung bewahrte und unabläßig geneigt und bemüht war den Kreis meines Wissens zu erweitern und zu berichtigen. Desselben Verhältnisses darf ich mich zu Ihnen als eines noch bestehenden rühmen und mir dazu Glück wünschen. Wie hätte ich mich der Wahl, der Aufforderung des geliebten Lebenden zu Herausgabe dieser Schrift des theuern Vorangegangenen entziehen können? Und was ist natürlicher als daß das Buch an Ihrer Freundeshand in den jetzigen Leserkreis zu treten wünscht?

So nehmen Sie denn die Widmung desselben in gewohnter Güte auf; erinnert Sie doch jedes Blatt an einen Mann, mit welchem Sie eine lange Reihe von Jahren in der innigsten Verbindung gestanden haben, an dessen Seite — der Raum trennt die Geister nicht —

und zu dessen lebhaftester Freude — oft bin ich der Zeuge davon gewesen — Sie durch Ihre Theilnahme an der Bearbeitung der Philostrate um die Studien des Alterthums und die Geschichte der Kunst sich unvergängliche Verdienste erworben haben.

Ueber Entstehung und Zweck der Schrift werde ich Ihnen nicht viel Neues sagen können. Was ich darüber ermitteln konnte, ist Folgendes.

Im Jahre 1808 empfing Jacobs von dem König Ludwig von Bayern, dem damaligen Kronprinzen, den ehrenvollen Auftrag, ihm über griechische Geschichte und Literatur Vorlesungen zu halten. Diese Vorträge wurden bis zum April 1809 fortgesetzt, wo sie durch den eben ausgebrochenen Krieg gegen Oesterreich unterbrochen wurden, der den Kronprinzen zum Heere abrief. Nach beendigtem Kriege bekam der Kronprinz eine andre Bestimmung und kehrte vorerst nicht wieder nach München zurück. Später wurden die begonnenen Studien, da Jacobs inzwischen auf das sehnsuchtsvolle Verlangen seines angestammten Landesherrn, des geistreichen Herzogs August von Sachsen Gotha-Altenburg in seine Heimath zurückberufen war, unter dem Oberbibliothekar von Lichtenthaler weiter fortgesetzt. Alles dieses ist Ihnen schon aus Jacobs' Personalien (dem 7. Bande seiner verm. Schriften S. 89) bekannt.

Fr. Jacobs übte, wie Sie wissen, in jedem seiner Vorträge einen unbeschreiblichen Zauber auf die Gemüther seiner Zuhörer aus. Der geistreiche Gedanke fand den geeigneten Ausdruck; zu dem richtigsten Ausdruck gesellte sich der liebliche Ton der Stimme, und beides

wurde noch durch das Feuer des Redenden, welches unwiderstehlich hinriß, gehoben. Ohne Zweifel werden noch Viele, denen das Glück zu Theil wurde, Schüler von Jacobs zu sein, des bleibenden Eindrucks sich erinnern, welchen jedes Wort des geliebten Lehrers in ihrem Gemüth zurückließ. Ein Andrer hätte das Gleiche sagen können, und doch hätte es nicht so getönt und wäre nicht so eingedrungen. Nicht mit Unrecht konnten wir ihn hierin dem Demosthenes vergleichen, über dessen Vortrag sein Gegner Aeschines das offene Bekenntniß den Rhodiern ablegte, als er des großen Mannes Rede für die Krone vorgelesen hatte und alle Zuhörer der Bewunderung voll waren: „aus seinem Munde hättet ihr die Rede hören sollen; wie ganz anders lautete sie da!"

Mit welchem empfänglichen Sinn der Königssohn die Vorträge von Jacobs über das Hellenenthum in sich aufgenommen, wie er durch sie zu der größten Verehrung dieser schönen Zeiten menschlicher Entwickelung hingeleitet, ja wie er zu der lebendigsten Achtung für alles Große und Schöne begeistert wurde, — dies Alles bedarf kaum einer Andeutung. König Ludwig hat durch Wort und That bewiesen, wie auch von dem Fürstenthron reiche Kenntnisse nicht entfernt sind, wie Liebe zur Kunst und Wissenschaft denselben zieren. Auch hat er selbst, wie viele Briefe bezeugen, die den Empfänger nicht minder ehren als den Verfasser, die dankbarste Gesinnung für seinen Lehrer so lange dieser unter den Lebenden war, stets bewahrt, und noch nach dessen Tode in einem eigenhändigen Schreiben, in welchem er der Familie seine innige Theilnahme an dem erlittenen Ver-

luste bezeigte, auf die rührendste Art ausgesprochen. Man dürfte wohl nicht einer leeren Vermuthung Raum geben, wenn man in jener Darstellung der verklungenen Herrlichkeit einer hochbegabten Nation und einer wundervollen Natur ein nicht erfolglos gebliebenes Moment für die großartigen Bestrebungen König Ludwigs zu Wiedererweckung des Hellenenthums und zu Gründung des neuen griechischen Königreichs unter dem Scepter eines geliebten Prinzen, somit einen sehr tiefgreifenden Einfluß auf Mit- und Nachwelt erblicken wollte: einen Einfluß auf Hellas' Restauration, der in Ihrem und Jacobs' gemeinschaftlichem Freunde, Friedrich Thiersch, zu einer so bedeutenden Geltung gelangte.

Hat nun auch das durch Schrift oder Druck gefesselte Wort den eigenen Zauber verloren, den es auf den Lippen des Sprechenden belebend, erweckend, erfreuend übte, so wird es doch für einen größern Kreis, der nicht der gleichen Begünstigung sich erfreut, noch von dem lebhaftesten Interesse sein, in eine geistige Gemeinschaft zu treten mit den erhebenden Vorträgen die aus dem Munde eines der geistreichsten und gelehrtesten Kenners des hellenischen Alterthums flossen und die Brust des hochherzigen Fürsten mit freudiger Bewunderung und nachhaltiger Begeisterung erfüllten. Und insofern findet die gegenwärtige Herausgabe und Ihre Beförderung derselben gewiß ihre volle Berechtigung.

Jacobs hat, was er damals sprach, nicht bloß genau durchdacht, sondern auch vorher meist wörtlich aufgezeichnet. Wohl bedurfte der Meister, dem die Gabe der Rede wie nicht leicht einem Andern zu Gebote stand,

einer solchen Sorgfalt nicht; aber der gewissenhafte Mann ersparte sich dieselbe nicht, um auch für den einzelnen Ausdruck, wo dessen Wahl nicht gleichgültig war, nicht in Zweifel zu sein.

Die Lösung der hohen Aufgabe den Erben eines Königreichs in die Geschichte eines Volkes einzuführen dem die ganze Folgezeit einen großen Theil seiner Bildung verdankt, glaubte er auf folgende Weise zu bewirken.

Zuerst sprach er in einer Einleitung von der Wichtigkeit der Geschichte des griechischen Volkes und seiner Kultur an sich und im Allgemeinen; er zeigte, auf welche Höhe die hellenische Bildung gestiegen war und welchen Einfluß dieselbe auf jedes andre Volk geübt und auch auf die jetzige Zeit habe: kurz er wies die universalhistorische Geltung des Hellenenthums nach.

Hierauf machte er näher eingehend mit dem Schauplatze bekannt, auf welchem das hellenische Volk seine ruhmwürdigen Thaten ausführte, seine unsterblichen Lieder sang, seine unübertroffenen Kunstwerke aufstellte. Der Reihe nach wurden durchwandert Nordgriechenland, Mittelgriechenland, die Peloponnes, die Inseln, und selbst die wichtigsten Kolonieen wurden besucht. Aber nicht ein trockenes Namensverzeichniß von Ländern und Städten, von Bergen und Flüssen, nicht eine Anhäufung statistischen Zahlenwerkes wird dem Wandrer geboten: mit den Städten werden die Männer genannt, die ausgezeichnet in Wissenschaft und Kunst oder berühmt durch große Thaten in ihnen geboren sind oder gewirkt haben; an die Berge und Flüsse werden die Sagen geknüpft, mit denen die lebhafte Einbildungskraft der Be-

wohner das Land geschmückt; der Kämpfe für Freiheit und Vaterland, aber auch der brudermörderischen Kriege und demüthigender Besiegung wird gedacht, die eine Gegend für die Nachwelt bemerkenswerth gemacht haben; ein vielleicht größerer, aber sonst unbedeutender Ort wird unerwähnt gelassen, um das Licht auf einen kleinern fallen zu lassen, der ein besondres Denkmal der Kunst oder eine andre Merkwürdigkeit aufzuweisen hat: kurz die Beschreibung des Landes wird in die engste Verbindung gesetzt mit der Geschichte des Volkes, mit seiner Literatur, mit seiner Kunst. Die ganze Darstellung ist ohne Anführung literarischer Quellen; aber sie ruht auf den ernstesten Studien früherer und mitlebender Forscher, wie am wenigsten Ihnen entgehen wird.

Die politische Geschichte, welche hierauf folgt, hat gleicher Weise nicht den Zweck in das Einzelne einzugehen, Jahreszahlen und Thatsachen zu häufen; sie gibt in großen Umrissen ein Rundgemälde der Erlebnisse des griechischen Volkes; von den ältesten Sagen ausgehend erzählt sie, wie die Hellenen durch Natur und glückliche Verhältnisse begünstigt, in unabhängigen Staaten lebend, aber durch Sprache und gemeinsamen Gottesdienst verbunden, von glühender Liebe für Freiheit und Vaterland ergriffen, aber auch von Leidenschaften erregt, ihre staatlichen Verhältnisse ausbildeten, wie sie — mit fremden Völkern in Berührung kommend — in edelster Hingebung zuerst für Erhaltung der Selbständigkeit fochten, dann aber selbst die persische Monarchie sich unterwarfen und eine Zeitlang die Weltherrschaft erlangten; wie sie auf dem höchsten Gipfel des Ruhmes angelangt,

zugleich Künste und Wissenschaften zu der höchsten Blüthe und vollsten Entwickelung brachten; wie sie dann aber wieder von dieser Höhe herabsanken und durch innere Spaltungen zerrissen sich von der Grundlage alles Großen: „weiser Maasshaltung" lossagend, der Ueppigkeit, Verschwendung, Ungewissenhaftigkeit im Erwerb, der Räuflichkeit verfallend, eine Beute der einfachen, kräftigen und darum mächtigen Römer wurden. Es wird die Einfachheit des Lebens in der frühern Zeit gerühmt, welche Sparsamkeit im Hause gebot, um deste größere Opfer auf dem Altar des Vaterlandes niederzulegen; die Eintracht der vielverzweigten Volksstämme wird als die einzige Grundlage des wahren Wohles der Gesammtheit der Nation empfohlen; der tiefen Weisheit wird gedacht, mit welcher in den Gesetzgebungen eines Solon und Lykurgos, eines Zaleukos und Charondas für die Bedürfnisse des Volks je nach Zeit und Ort gesorgt war. Aber es wird auch getadelt der Familienverderb der spätern Zeit, der Familienglück und Staatenwohl untergrub, die Zerwürfniß der Griechenstämme, die dem Sonderinteresse huldigend selbst dem Feinde des griechischen Namens sich in die Arme warfen, die Wohl- und dann Hohlrednerei und Leichtfertigkeit welche Viele und damit die ganze Nation den thatkräftigen Römern verächtlich machte. Kurz die ethische Seite der Geschichte wird hervorgehoben, welche der ernstesten und wirksamsten Mahnungen so viele ergeben läßt: — wie an jeden Menschen und für alle Zustände, so an Den welchem zunächst Jacobs' Rede galt, mochten auch die Zustände der Zeiten und Völker wenig Vergleichungspunkte darzubieten scheinen.

Aehnliche Zwecke werden in der Geschichte der Wissenschaften, welche der politischen Geschichte sich anschließt, verfolgt. Vergebens würde der Leser eine ausgearbeitete Literärgeschichte im gewöhnlichen Sinn des Wortes suchen; diese bleibt mit ihrem gelehrten Apparat, wie billig, den Hand- und Lehrbüchern überlassen: eine Geschichte der hellenischen Wissenschaft mit wenigen, aber kräftigen Zügen in einem Spiegelbild aufgefaßt, stellt sich eine andre Aufgabe. Vor Allem will sie zeigen, welch' eine freie und stetige Entwickelung in der Kulturgeschichte der Hellenen zur Anschauung kömmt. Die Poesie durchdrang das ganze hellenische Leben; nur um ihrer selbst willen wurde sie gepflegt; von ihr ging jede Ausbildung der Sprache und der Sitte aus, wie hinwiederum That und Leben in ihr eine Verklärung fand, welche der ewigen Bewunderung gewiß ist. Eine sagenreiche Vorzeit, glückliche Kämpfe bei denen viele Volksstämme vereint um den Ruhm der Tapferkeit wetteiferten, boten dem Epos einen unerschöpflichen Stoff, mit ihm aber auch ein dauerndes Interesse an den lieblichen Gesängen ionischer Volksdichter. Homeros' Poesie steht einzig in ihrer Art da; der schon im Alterthum begonnene Streit um die Person des Dichters, das für den Kritiker lobenswerthe Streben, den Antheil nachzuweisen welchen einzelne Rhapsoden haben, soll nicht den großartigen Eindruck der homerischen Poesie beirren und abschwächen. — Aus dem Epos bildete sich naturgemäß die Lyrik aus, die der Tiefe des Gemüths des dorischen Stammes entquellen durch den Pindaros und seine Zeitgenossen am herrlichsten ausgebildet wurde. Epos und Lyrik ver-

einigen ihre Blüthenzweige, die sich gesondert entfaltet hatten, zu dem lieblichsten Kranze in dem Drama, welches die Darstellung der Begebenheit begleitet mit dem Ausdruck der innigsten Gefühle der Handelnden. Athen ist der Ort, wo, wie jede Entfaltung des Geistes, so auch die dramatische Poesie ihre Entwickelung fand. Der einzige Sophokles würde der griechischen Sprache und Literatur die verdienteste Anerkennung aller Zeiten sichern. Die Freiheit im politischen Leben, die natürliche Ungebundenheit durch das Klima befördert, ließen aber zu Athen neben der ernsten Tragödie auch dem schrankenlosen Muthwillen der Komödie einen freien Spielraum, für welchen dem kältern Nordländer in seiner Gesetzlichkeit und übereinkömmlichen Geselligkeitsformen der Maaßstab fehlt. Aber selbst die derbsten Scherze des Aristophanes streifen nicht in das Gebiet der Gemeinheit hinüber; sie erscheinen bei dem wundervollen Rhythmus der Sprache dem feingebildeten Athener, dessen Ohr an dem Ausdruck bakchischer Ungebundenheit keinen Anstoß fand und der den tiefen Kern des Dichters von der mitunter stachelichen Schale wohl zu trennen und herauszuholen wußte, als das Gebilde der Charitinnen, welches jeden unsittlichen Gedanken fern hielt.

Nachdem das reiche Feld der Poesie schon nach allen Richtungen hin angebaut war, wurde die Sprache für die prosaische Darstellung weiter fortgebildet. Doch selbst die Geschichte war in ihren Anfängen von dem Geiste, der Auffassung und Darstellung des Dichters durchdrungen; und die liebliche Anmuth, welche das Geschichtswerk des Herodotos durchwebt, so sehr es der Wahrhaf-

tigkeit sich befleißigt, hat sie nicht hauptsächlich ihren Grund in dem fast epischen Charakter der Erzählung, der selbst in der Wahl der Mundart sich nicht verläugnet? Wie das Epos zu dem Drama sich verhält, und wie dieses in Athen auf seinen Höhepunkt gelangte, so verhält sich die einfache Erzählungsweise der frühern Geschichtschreiber zu dem tiefen Ernst der kritischen Geschichtforschung, und so hat auch diese in Athen ihren würdigsten Vertreter an dem Thukydides gefunden der sein Werk nicht für die Ergötzung des Augenblicks bestimmte, sondern für die Belehrung aller kommenden Jahrhunderte. Wenn auch kein andrer Grieche sich zu der Höhe, historischen Kunst und Weisheit des Thukydides erheben hat, so darf doch neben ihm der auch der Zeit nach ihm nahe stehende Xenophon wegen der Anmuth in der Darstellung genannt werden. Einen wunderbaren Eindruck macht die seltene Einfalt und Anspruchslosigkeit, mit welcher er seinen Antheil an dem Feldzug gegen den Artaxerxes und seine Wahl zum Heerführer erzählt: Xenophons eigene Worte werden von unserm Jacobs in treuer Uebersetzung mitgetheilt. — Zu Gefolge und an der Seite der Geschichte bildete sich in Athen die Beredsamkeit aus. Neben andern großen Rednern steht Demosthenes als noch unerreichtes Muster da, dessen Feuer nur der Gluth vergleichbar ist, mit welcher er für Athens Ruhm und Unabhängigkeit entzündet ist. Während so die dramatische Kunst, die Geschichtsforschung und das Rednertalent zu gleicher Zeit in Athen bis zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet wurden, blieb auch die Philosophie nicht hinter den Leistungen in jenen Fächern

zurück. Die Anfänge der Philosophie sind ebenfalls bei den Joniern zu suchen. Die ältesten Philosophen beschäftigten sich, wie alles Griechenthum sich naturgemäß entwickelte und ausbildete, vorzugsweise mit Betrachtung der sie umgebenden Natur und mit der Erklärung ihrer Erscheinungen. Thales gab zuerst der Philosophie eine wissenschaftliche Gestalt. Auf diesem Grunde baute weiter fort Pythagoras; aber seine Forschungen gingen tiefer, er suchte die strenge Harmonie in der Ordnung und Bewegung der Welttörper zu ergründen. Eingeweiht in die Geheimnisse der ägyptischen Priesterschaft verband er mit seiner Lehre politische Zwecke und stiftete einen Bund, der eine bessere Gesetzgebung und ein veredeltes Staatsleben für die Griechen in Unteritalien herbeiführen sollte. In Athen schien die Philosophie durch das Blendwerk sophistischer Künste eine falsche Richtung zu nehmen; aber Sokrates, einer der edelsten Sterblichen, den die Erde getragen, deckte rücksichtslos, freilich mit Aufopferung seines Lebens, die Nichtigkeit der Sophistik auf. Er lehrte die Unsterblichkeit und, auch hierin dem Stifter unsrer Religion vorangehend, das Werthvolle des Sinnes, welcher unsern Handlungen zum Motiv dient; er rief die Himmelstochter, die wahre Weisheit, auf die Erde und verbreitete ihre Segnungen auf das ganze Menschengeschlecht, indem er, fern von dem Gezänk und den Streitigkeiten der Schulen, nur den praktischen Nutzen der Philosophie vor Augen hatte. Platon, dem das Alterthum den Beinamen des Göttlichen gab, baute mit sinnigem Geiste den Tempel seines Meisters zu einem Himmelsdom aus, in welchem Allen, die der geistigen

Nahrung bedurften, reichliche Spenden wurden, und Aristoteles gründete mit seltenem Scharfsinn ein System der Wissenschaft, welches zu verlassen selbst die Gelehrtesten länger als ein Jahrtausend sich scheueten.

Wie nichts, was wir Sterbliche schaffen und bauen, ewigen Bestand hat, sondern die Nationen, dem Willen der Ur- und Allmacht folgend, steigen, einige Zeit im Verharrungszustand ihres Höhepunktes verweilen und dann herabsteigen, um andern Völkern Platz zu machen, denen dieselbe Bestimmung zu Theil ward — gleich dem einzelnen Menschen, der das Welttheater betritt, darauf seine Rolle agirt und es dann verläßt —, so verfiel auch, was im blüthigen Jünglingsalter der Menschheit Schönes und Großes in Griechenland und Klein-Asiens Gestaden — einem Stück Himmels auf Erden gefallen! — ein glücklicher Genius erzeugt hatte, dem Gesetze der Wandelbarkeit, und statt geistiger Productivität trat, als die Nation selbst Großes zu leisten aufgehört, ein Zeitalter ein, in welchem man das Alte nur zu erhalten, zu sondern und zu erklären bemüht war, Neues hervorzubringen nicht die Kraft hatte: es ist das Zeitalter der Gelehrsamkeit (vielmehr Gelahrtheit), welche ihren Hauptsitz hatte in dem mit reicher Bücherſammlung und Museen ausgestatteten Alexandreia. Gelehrter Sammler und fleißiger Dichter werden nicht wenige genannt; nur Einer tritt in jener Zeit als schaffender Geist auf und gründete eine neue Gattung der Poesie, Theokritos, der Syrakuser. Seit Griechenland unterjocht und als Provinz dem römischen Reiche einverleibt war, ist auch die Blüthe der Wissenschaft gebrochen; wie die Nation

ihre Selbständigkeit verloren hatte, so entbehrt auch sie der freien Entwickelung. Nur in Einem Fache wird noch etwas geleistet: es ist die Geschichtschreibung, die jetzt einen pragmatischen Charakter annimmt: den Trost der Nation für eigene Schwäche in der Vergegenwärtigung ihrer Vorzeit suchend und deren Helden als Vorbilder der Jetztzeit aufstellend. Polybios ist der alten Zeit noch würdig, auch Dionysios von Halikarnassos und Plutarchos von Chäroneia verdienen eine ehrenvolle Erwähnung. Minder bedeutende Männer sind nicht besonders namhaft zu machen. Wunderbar ist es und ein Beweis Dafür wie tiefe Wurzeln Wissenschaft und Kunst in Hellas geschlagen hatten, daß trotz dem auf der Nation schwer lastenden politischen und geistigen Drucke Beide nicht ausstarben, sondern noch Jahrhunderte lang den Völkern geistige Nahrung zuführten und die wenigen Strahlen, welche eine untergehende Sonne zurückgelassen, noch Kraft genug hatten, die Finsterniß des Abendlandes nicht ganz vernachten zu lassen und ihm den Zündstoff zur selbsteigenen Erleuchtung zu bewahren, als die düstern Schatten des Mittelalters dem Wiederaufleben der Wissenschaft wichen. Und noch jetzt ist die hellenische Kunst und Wissenschaft für uns der Urborn unsrer Heran- und Fortbildung.

Nach solchem Plan wohl trug Jacobs die Geschichte der Literatur vor; nur die Hauptumrisse wollte er geben, nicht durch Specielles zerstreuen oder verwirren. — Er hat über denselben Gegenstand zu andern Zeiten und für verschiedene Zwecke geschrieben, wie Sie wissen. Aber auch Sie werden es namentlich für Jüngere belehrend

finden, eine Vergleichung anzustellen, wie der geistreiche Mann je nach Zweck und Umständen denselben Stoff anders behandelte. Einige Winke, für die ich Ihre Uebereinstimmung erwarten darf, mögen für unsre Epigonen genügen. Die Geschichte der Poesie hatte Ihr Freund früher vollständiger vorgetragen in einer Abhandlung im 1. Stück des 1. Bandes der Nachträge zu Sulzer's Theorie der schönen Künste S. 255—340. Dann wieder als Excurs zu der in der Münchner Akademie der Wissenschaften gehaltenen Rede „über die Erziehung der Hellenen zur Sittlichkeit" im 2. Theile der vermischten Schriften S. 38—41; in demselben Buche hat er über die Tragödie gesprochen S. 305—315, besonders über die des Euripides S. 319, über die Komödie und Aristophanes S. 322—333 und Aehnliches. Wenn er es dabei nicht verschmäht hat, bei einer sonst verschiedenen Behandlungsweise zuweilen dasselbe Bild oder dieselben Worte zu gebrauchen, so wird Niemand, am wenigsten Sie, dies der Geistesarmuth des Verfassers zuschreiben, sondern des Vorgangs der großen Alten sich erinnern, die, wie schon der unerreichte Homeros, in Nebendingen eine, selbst dem Ungeübten nicht schwere Veränderung anzubringen unter ihrer Würde fanden.

Ich erwähnte vorhin der Abhandlungen, welche Jacobs in den Nachträgen zu Sulzer's Theorie der schönen Künste geliefert hat. Erlauben Sie mir, verehrter Freund, hier einige Bemerkungen über dieselben einzuschalten und eine Rechtfertigung unsres Jacobs' daran zu knüpfen, die in einer frühern, von mir in lateinischer Sprache abgefaßten, auch Ihnen nicht unbekannt gebliebenen Schrift

über das Leben und Wirken unsres dahin geschiedenen Freundes keinen Platz finden konnte, da der Angriff erst später erfolgt ist. Die Aufsätze, welche Jacobs über Poesie, Literatur, besonders über die Charakteristik einzelner Schriftsteller geschrieben und den oben erwähnten Nachträgen einverleibt hat, werden gewiß auch von Ihnen noch wegen der geistreichen und anmuthigen Darstellung geschätzt, wenngleich Einzelnes im Gegenstand jetzt veraltet ist oder mit den Resultaten der Forschungen der Neuzeit nicht übereinstimmt. Jacobs fühlte dies selbst sehr wohl. Denn da er im spätern Alter mehrfach aufgefordert wurde, eine Sammlung derselben in verbesserter Gestalt zu besorgen, so unterließ er es, weil er die frühere Arbeit nicht mehr stofflich interessant genug oder in allen Einzelheiten den neuen Ergebnissen entsprechend fand und die Mühe scheuete Dem überall nach- und abzuhelfen. Er begnügte sich damit (in den Personalien oder im 7. Theile der Verm. Schrift. S. 350 und wiederholt im 8. Theile der Verm. Schrift. S. X) die Aufsätze von sich namhaft zu machen, welche ohne seinen Namen in jenen Nachträgen erschienen waren. Aber nie hat Er, der in seinem langen Leben sich in keine literärische Streitigkeit eingelassen hat, ihretwegen den ihm zugeworfenen Fehdehandschuh aufgehoben. In einem Blatte, welches unsrer Tagesliteratur angehört, wurde neulich berichtet, daß die Xenien gleich nach ihrem Erscheinen eine große Aufgeregtheit in Gotha verbreitet und Jacobs, der sich nebst den befreundeten Manso und Schatz in den „Fischlein" wieder erkannt, „die sich in Sulzers Cisterne regten", veranlaßt hätten,

mit einem Blatte von Distichen, welches hier erschienen wäre, zu antworten. Es wird Ihnen vielleicht nicht unangenehm sein, zu vernehmen daß ich einer solchen Behauptung wohl mit Grund widersprechen kann. Jacobs hat mir oft von dem unangenehmen Eindruck erzählt, den die Art und Weise hier gemacht habe, wie Schlichtegroll, Manso und Becker in den Xenien angegriffen waren, aber nie, was er schwerlich unterlassen hätte, seiner Theilnahme an einer gegen die Xenien gerichteten Schrift erwähnt. Deshalb irrt auch Ed. Boas, wenn er in seiner trefflichen Schrift (Schiller und Göthe im Xenienkampf Th. II. S. 7) Fr. Jacobs für den Verfasser der von Gotha ausgegangenen Distichen und an einer Stelle (Th. II. S. 229) für den Autor der bekannten Recension in den Goth. Gel. Anzeigen hält. Wir wollen dem sonst so gründlichen und wohl unterrichteten Boas den begangenen Irrthum um so mehr zu Gute halten, als er selbst später die schönste Rechtfertigung von unserm Jacobs gibt. Erlauben Sie mir, die Worte selbst anzuführen, die er braucht. „Fr. Jacobs (heißt es Th. II. S. 281) war es, der, die empfangene Wunde vergebend und vergessend, Schillers Urne in herzlicher Rührung mit einem frischen Blumenkranz schmückte. Als zu Stuttgart des Dichters Bildsäule errichtet werden sollte, als die Männer der deutschen Kunst und Wissenschaft ihre Opferblätter in den Grundstein legen ließen, da brachte auch Jacobs, der drei und siebenzigjährige Greis seine Gabe dar (Schiller-Album. 1837. S. 113). Und in den sinnigen Zeilen bekannte er sich, mit philologischer Anmuth, zu dem Xenion 69. das

die neuern Commentatoren gar nicht mehr auf ihn gedeutet hatten."

Da einmal des durch die Xenien hervorgerufenen Verhältnisses von Jacobs zu den Weimarischen Heroen gedacht worden ist, so gestatten Sie mir wohl, noch hinzuzufügen, daß er mit Göthe nie in nähere Beziehung getreten ist. Der Grund dieser, Manchen vielleicht befremdenden Entfernthaltung lag theils in der verschiedenen Richtung und in dem verschiedenen Charakter beider Männer, mehr aber noch in der engen Verbindung, die Jacobs mit Wieland unterhielt. In der Briefsammlung von Jacobs finden sich zwar mehrere eigenhändige Briefe von Göthe; sie betreffen aber meistentheils Geschäftssachen, wegen deren im Auftrag des Herzogs Anfrage vorausgegangen war. Ueberhaupt war die Verbindung zwischen Göthe und dem hiesigen Hofe keine allgemeine und nachhaltig enge. Nur mit dem Bruder des damals regierenden Herzogs, Ernst's II., dem Prinzen August finden wir ihn in tiefern und engern Beziehungen. Bei der strengen Sittlichkeit, der maaßvollen Haltung und den ernsten wissenschaftlichen Bestrebungen des Herzogs Ernst und der Art, wie Göthe in frühern Jahren auftrat und sich gab, war keine dauernde Harmonie denkbar. Vielleicht selbst der Herzog (nachmalige Großherzog) Karl August von Weimar (s. dessen eigenes Bekenntniß bei Riemer über Göthe Th. II. S. 20), gewiß aber und mehr noch trug Göthe durch sein rücksichtsloses Benehmen gegen Herzog Ernst (s. Ed. Boas in der erwähnten Schrift Th. I. S. 96, S. 256) und gegen dessen Sohn, den Erbprinzen, nachmaligen Herzog August (wovon

ein auffallender Beweis aus Göthe's Munde von Eckermann in seinen Gesprächen Th. III. S. 188 erzählt wird) die Schuld, wenn zwar seine hohen Leistungen in der Literatur am hiesigen Hofe die unbedingteste Anerkennung fanden, seine persönliche Erscheinung aber nicht immer den günstigsten Eindruck zurückließ. Möge in dieser Darlegung zugleich eine Berichtigung des etwas harten Urtheils gegeben sein, welches Boas (Th. I. S. 96) über einen Fürsten ausspricht, der eine reiche Quelle von Segnungen über sein Land hat ausströmen lassen, deren sich noch die Jetztlebenden in vollem Maaße erfreuen. —

Verzeihen Sie mir, verehrter Freund! diese Abschweifung, die ihre Entschuldigung finden möge in meiner Liebe zu Fr. Jacobs, wie in meiner Verehrung des edeln Fürsten.

In gleicher Weise, wie die Geschichte der Wissenschaften, trug Jacobs in den Vorlesungen, die ich Ihnen hiermit gedruckt vorlege, die Geschichte der Künste bei den Hellenen vor. Nur die Hauptmomente wurden berücksichtigt. Zuerst werden die wichtigsten Epochen der Kunst erwähnt, wobei das Perikleische Zeitalter mit seinen Schöpfungen (den Propyläen, dem Parthenon, der Akropolis, dem Odeion) hervorgehoben wird. Sodann wird die Aufmerksamkeit auf die Skulpturen gerichtet und zuerst von den stehenden Normen, wie die Hauptkünstler sie für die einzelnen Gottheiten geschaffen, gesprochen, hierauf werden die berühmtesten Künstler mit ihren wichtigsten Arbeiten aufgeführt. Ein Pheidias, Alkamenes, Agorakritos, Polykleitos, Myron, Prazi-

teles, Skopas, Euphranor, Lysippos finden ihre gerechte Würdigung. Der Malerei, die überhaupt im Alterthum nicht zu einem hohen Grad der Vollkommenheit gediehen, wird nicht gleiche Ausführlichkeit gewidmet; doch werden die geachtetsten Künstler erwähnt. Bei einer geringen Bekanntschaft mit ihren für uns verlorenen Kunstbildungen werden die Meisterwerke eines Polygnotos, Zeuxis, Parrhasios, Timanthes, Apelles, Protogenes nach den Beschreibungen der Alten gerühmt. Den Beschluß machen allgemeine Bemerkungen über die Malerei der Alten und über den Verfall der Kunst in einer spätern Zeit.

Auch über die Kunstleistungen hat Jacobs zu verschiedenen Malen seine Ansichten ausgesprochen, besonders in seiner Rede „über den Reichthum der Griechen an plastischen Kunstwerken" (wieder abgedruckt im 3. Theil der Verm. Schrift. S. 415 ff.) und in den dazu gehörigen Anmerkungen (s. das. von S. 463—550). Eine Vergleichung mit den gegenwärtigen Vorträgen wird dem angehenden Forscher nicht ohne Interesse sein.

Es lag in der Absicht von Jacobs diesen vier Abschnitten über Geographie, Geschichte, Literatur und Kunst noch zwei folgen zu lassen und damit den Cyclus seiner Vorträge über Hellas abzuschließen. Er gedachte noch besonders von der Religion der Griechen, von deren Sitten und staatlichen Einrichtungen zu sprechen. Leider ist der Vorsatz nicht zur Ausführung gebracht, weil die Vorträge selbst, wie ich Ihnen schon oben berichtet habe, nicht weiter gediehen.

Es ist aller Grund vorhanden, anzunehmen, daß

Jacobs selbst die Vorträge, welche jetzt veröffentlicht werden, für den Druck bestimmt hatte. Dies ergibt sich unter Anderm daraus, daß er die 25 ersten Seiten des Manuscripts, welche bis zur Beschreibung von Megaris in dem Abschnitte über Geographie reichen, mit der ihm eigenen Zierlichkeit der Handschrift noch einmal, und zwar fast unverändert, rein geschrieben hat. Allerdings würde er, wenn er den Druck selbst veranstaltet hätte, die fehlenden Abschnitte ergänzt, wohl auch in den vorhandenen Manches weiter ausgeführt haben. Indessen lag hierin weder für Sie, noch für mich ein durchgreifender Grund gegen die Veröffentlichung durch den Druck, und auch das Publicum wird für die Mittheilung der Vorträge in ihrer jetzigen Gestalt nicht unempfänglich und nur dankbar sein. Vielmehr wird es Ihnen, wie dem Publicum erwünscht sein zu vernehmen, daß der Abdruck die gewichtige Zustimmung auch andrer Freunde von Jacobs, namentlich von Friedrich Thiersch, dem geliebten Studiengenossen und vieljährig-vertrauten Freunde, erhielt.

Noch haben Sie eine kurze Andeutung von Dem zu erwarten, was ich bei Veröffentlichung des Manuscripts gethan.

Zunächst war meine Sorge auf die Herstellung einer gleichmäßigen, angemessenen Schreibweise gerichtet. In dem Manuscript finden sich die griechischen Namen meist latinisirt, wie Cimon, Aeaciden, Jupiter, Juno u. s. w., eine Schreibart, welche jetzt das Auge unangenehm berührt. Das Sicherste war für mich überall nach den Grundsätzen mich zu richten, welche Jacobs selbst in

seinen spätern Werken, z. B. in den Vermischten Schriften befolgt hat.

Wesentliche Aenderungen habe ich mir nirgends erlaubt. Nur habe ich hie und da eine kleine, unzweifelhafte Unrichtigkeit im Thatsächlichen, die mit untergelaufen, entfernt, in der Darstellung einen harten Uebergang gemildert, eine sichtbare Nachlässigkeit im Ausdruck verbessert; ich bin aber dabei stets der eigentlichen Bestimmung dieser Blätter eingedenk gewesen, die zunächst zur Grundlage des mündlichen Vortrags berechnet waren, und demnach auch für manche eigenthümliche Wendung im Styl Entschuldigung finden werden. Oft sind Epigramme der Anthologie in der deutschen Uebersetzung angeführt; in dem Manuscripte ist diese nach dem früher erschienenen Tempe gegeben. Gewiß wird es Billigung finden, daß jetzt die Uebersetzung nach der bessernden Hand von Jacobs selbst in der griechischen Blumenlese (s. Leben und Kunst der Alten 1. u. 2. Band) mitgetheilt ist. — Das beigefügte Inhaltsverzeichniß wird eine bequeme Uebersicht gewähren und das Nachschlagen erleichtern. Auch eine synchronistische Tabelle ist dieser Ausgabe zugegeben worden und wird manchem Leser eine nicht unangenehme Vergleichung gewähren.

Sonach glaube ich gethan zu haben, was Pietät gegen den unvergeßlichen Friedrich Jacobs gebot, mit dessen Ansichten ein mehr als dreißigjähriger Umgang mich genugsam vertraut gemacht hat, und ich darf wohl hoffen, daß auch der Leser mit dem Dargebotenen einverstanden sein und das Publicum die Gabe aus dem Nachlaß des edlen Mannes freundlich begrüßen werde.

Vor Allem aber wünsche und hoffe ich, daß Sie, der treue Freund und bewährte Mitarbeiter an seinem Philostratos, mein Verfahren nicht mißbilligen und somit das Vertrauen, mit dem Sie mich von Neuem beehrt haben, nicht ungerechtfertigt finden werden.

So nehmen Sie denn die Schrift gütig auf, geben Sie ihr ein freundliches Geleite und erhalten Sie mir auch ferner ein liebevolles Andenken und eine wohlwollende Gesinnung.

Gotha, den 17. Juli 1852.

E. F. Wüstemann.

Inhaltsanzeige

nach der fortlaufenden Seitenzahl.

Seite

Einleitung. Absolute Wichtigkeit der griech. Kulturgeschichte 1
die Griechen haben alle andern Völker der alten Welt an Bildung übertroffen 3
Die Höhe ihrer Kultur zeigt sich in der politischen Verfassung und Gesetzgebung, ... 5
in ihrer Denkungsart und in ihren Sitten, ... 6
in der Religion, ... 7
in ihren geistigen Produktionen, ... 8
in ihren Kunstwerken 9
Einfluß der Griechen auf die Bildung der übrigen Völker . 10
Geographie von Griechenland. 19
Vorbemerkungen . . . . . —
Gränzen 20
Nordgriechenland 21
Gränzen . . . . . —
Thessalien (Xynoskephalä, Pydna, Pharsalos) . . . 22
Epeiros (Molosser, Dodona) 24
Mittelgriechenland 25
Akarnanien . . . . . —
Aetolien (Thermos, Kalydon) 26
Doris 27
Phokis (Delphi) 28
Böotien (Theben, Lebadeia, Chäroneia, Platää) . . . 30
Megaris 32
Attika (Athen mit Akropolis, Peiräos, Eleusis, Salamis) 33

	Seite
Peloponnesos	39
Arkadien	40
Korinth mit den Häfen Lechäon und Kenchreä	—
Sikyon (Phlius)	41
Achaia (Helike, Bura, Aegeira)	42
Arkadien (Mantineia, Megalopolis, Lykosura, Tegea)	43
Elis (Olympia)	45
Argolis (Lerna, Troizen, Hydauros)	47
Messenien	49
Lakonien (Sparta)	51
Schlußbemerkungen	54
Inseln und Kolonien	55
Inseln. Korkyra, Kephallenia, Ithaka, Zakynthos	56
Strophadische Inseln, Anthere	—
Salamis	—
Aegina	57
Keos (Julis)	—
Euboea (Karystos)	58
Kykladen (Delos)	—
Naxos	60
Paros und Thasos	—
Sporaden (Lesbos, Samos, Kos)	61
Rhodos	63
Kreta und Kypros	64
Kolonien. Jonische Kolonien (Miletos, Phokäa, Ephesos)	65
Dorische Kolonien (Halikarnassos)	69
Kolonien an der Propontis, dem schwarzen Meer und Palus Mäotis	—
auf der thrakischen Chersones	—
Großgriechenland (Tarent, Kroton, Sybaris)	70
Sikelien (Syrakus, Agrigent, Messana, Katana)	71
Politische Geschichte von Griechenland.	74
Aelteste Geschichte. Sagenzeit	—
Sparta. Lykurgische Gesetzgebung	80
Athen. Solonische Gesetzgebung	89

Seite
Peisistratos 95
Kleisthenes 98
Kriege mit den Persern. Aristagoras 99
Eroberung von Sardes 104
Datis und Artaphernes . . . . . —
Mardonios 105
Schlacht bei Marathon 107
Miltiades . . . . . —
Themistokles . . . . . —
Aristeides . . . . . —
Schlacht bei Salamis 111
bei Platää 114
Rückblick auf die Vertheidigung von Thermopylä . . . 117
Zeit nach den Perserkriegen 119
Die Hegemonie geht auf Athen über 121
Kimon 125
Peloponnesischer Krieg 132
Perikles . . . . . —
Pest 138
Kleon 139
Nikias 143
Alkibiades 144
Unternehmung auf Sikelien 147
Lysander 156
Schlacht bei den Arginusen 157
bei Aegospotamoi . . . . . —
Athen's Unterdrückung, seine Befreiung 158
Thrasybulos 162
Sparta erhält die Hegemonie wieder 163
Agesilaos 164
Antalkidischer Friede 167
Besetzung von Theben durch Phöbidas 168
Pelopidas . . . . . —
Epaminondas . . . . . —
Theben erringt die Hegemonie 173

Seite
Gabrias 174
Timotheus . . . . . —
Schlacht bei Leuktra, ... —
bei Mantinea 178
Thebens Macht 179
Wie Persien erhebt sich 180
Artaxerxes 181
Politiques 183
Thebischer Krieg . . . . . —
Demosthenes 186
Zerstörung von Olynthos 187
Philippus 192
Zerstörung von Theben 193
Uebergang nach Asien 194
Schlacht am Granikos, ... 195
bei Issos . . . . . —
Alexander zieht in Babylon 196
Reich der Diadochen 197
Antipater . . . . . —
Perdikkas 200
Demosthenes Tod . . . . . —
Kassander . . . . . —
Thebens 202
Antigonos stirbt 203
Seleukos . . . . . —
Demetrios Poliorketes 208
Demetrios Belagerung . . . . . —
Schlacht bei Ipsos 209
Einfall der Gallier unter Brennus . . . . . —
Aetolier. Achäischer Bund 210
Agathokles 221
Philippos von Makedonien 224
Philopömen 225
C. Flaminius verkündigt den Griechen die Freiheit . . 227
Nabis, Tyrann von Sparta 229

Seite
Zerstörung von Korinth 234
Mummius . . . . . —
Griechenland eine römische Provinz 235
Athen durch Sulla erobert . . . . . —
Spätere Schicksale Griechenlands 237
Geschichte der Wissenschaften bei den Hellenen. . . . 239
Einleitung. Freie und reiche Entwickelung der Hellenen . —
Die Poesie durchdringt das ganze hellenische Leben; sie 240
wird aber auch nur um ihrer selbst willen geübt . . —
Epische Sagen und Sänger 244
Homerische Poesie. Homeros Persönlichkeit 248
Charakter seiner Gedichte . . . . . —
Seine Sprache 260
Hymnen 261
Kyklische Dichter . . . . . —
Hesiodos. Sage und Werke 263
Theogonie 266
Lyrisches Zeitalter 267
Archilochos 269
Mimnermos . . . . . —
Iambos 270
Asios . . . . . —
Alkäos . . . . . —
Sappho . . . . . —
Anakreon . . . . . —
Simonides . . . . . —
Pindaros 271
Kabel. Reliefs 277
Attischer Zeitraum. Drama 283
Thespis 285
Phrynichos . . . . . —
Aischylos 288
Sophokles 292
Euripides 300
Komödie. Aristophanes 309

Seite
Ausbildung der Prosa 315
Geschichte. Hekataeos 318
Herodotos 318
Thukydides 325
Xenophon 330
Beredsamkeit 335
Lysias 341
Antiphon . . . . . —
Andokides . . . . . —
Demosthenes . . . . . —
Philosophie. Jonische Philosophen 343
Thales . . . . . —
Pythagoras . . . . . —
Attische Philosophie 349
Sokrates . . . . . —
Platon . . . . . —
Aristoteles . . . . . —
Sophisten . . . . . —
Gorgias . . . . . —
Protagoras . . . . . —
Hippias . . . . . —
Zeitalter der Gelehrsamkeit. Alexandreia 356
Lykophron 360
Apollonios von Rhodos 361
Kallimachos . . . . . —
Aratos . . . . . —
Nikander . . . . . —
Theokritos 367
Verbindung Griechenlands mit Rom 365
Pragmatische Geschichtschreibung 366
Polybios . . . . . —
Dionysios von Halikarnassos 367
Plutarchos . . . . . —
Byzantiner Kaisergeit 368

Seite
Geschichte der Künste bei den Hellenen. 369
Aelteste Kunst. Palladien . . . . . —
Fortschritte der Kunst. Dädalos 373
Byzales und Athenis auf Chios 375
Rhoikos und Theodoros auf Samos . . . . . —
Aeginetische Schule . . . . . —
Perikleisches Zeitalter 378
Propyläen . . . . . —
Parthenon . . . . . —
Akropolis . . . . . —
Odeion . . . . . —
Statuarien 382
Stehende Hermen und Ideale geschaffen 383
Erzo . . . . . —
Bakchos 384
Apollon . . . . . —
Hermes 385
Dioskuren . . . . . —
Zeus 386
Hera . . . . . —
Pallas 387
Artemis 388
Musen . . . . . —
Aphrodite 389
Demeter 390
Bakchos 391
Künstler 392
Pheidias . . . . . —
Alkamenes 393
Agoraritos . . . . . —
Polykleitos 394
Myron 396
Praxiteles 398
Skopas 400
Euphranor 401

Seite
Lysippos 405
Demetrios 407
Chares . . . . . —
Schluß mit Hadrians Zeitalter 412
Malerei. Dipylon 414
Apollodoros . . . . . —
Pamphilos 415
Polygnotos . . . . . —
Apollodoros, der Skiagraph 416
Zeuxis 417
Parrhasios . . . . . —
Timanthes . . . . . —
Apelles 418
Aristeides . . . . . —
Protogenes 419
Nikomachos 421
Pyreikos . . . . . —
Römerzeit . . . . . —
Rückblick über diese Kunst im Alterthum überhaupt . . 422
Schlußwort . . . . . —

ATHENÆUM.

Einleitung.

Ueber die Höhe der helleniſchen Bildung und den Einfluß, den ſie auf den Gang der Bildung aller übrigen Völker geübt.

Die Kenntniß der Geſchichte des alten Griechenlands, im weiteſten Umfange des Wortes, in welchem ſie nicht bloß die Kenntniß der politiſchen Veränderungen, ſondern auch der Kultur in ihren mannichfaltigen Zweigen, der Sitten und des ganzen Lebens, ſo weit wir es erforſchen können, in ſich begreift, verſchlingt ſich auf die innigſte Weiſe mit allen Wiſſenſchaften und der ganzen Kultur der neuern Welt. Einzelne Notizen aus dieſer Maſſe werden ſelbſt die Dilettanten der Modelectüre nicht entbehren können; aber dieſe einzelnen Notizen gewähren nur eine unvollſtändige, oft eine ſchiefe und irrige Kenntniß. Erſt aus dem Zuſammenhange des Ganzen geht die volle Schätzung der helleniſchen Nation hervor; erſt aus der Betrachtung des organiſchen Zuſammenhanges aller Theile ihrer Bildung kann ſich die volle und reine Bewunderung entwickeln, die ihr das Alterthum und die neue Welt mit ſo vollem Rechte zollen.

Die Geſchichte von Griechenland und ſeinen Einwohnern hat einmal eine abſolute hiſtoriſche

Wichtigkeit. Obgleich ursprünglich nur auf den engen Raum von etwa achtzehn hundert deutschen Meilen beschränkt, hat sich dieses thätige Volk früh über seine engen Gränzen ausgebreitet, und eine große, oft eine wohlthätige Rolle in der Geschichte gespielt. Griechische Schiffe befuhren alle Küsten des mittelländischen und schwarzen Meeres; griechische Pflanzvölker waren über alle Länder in Osten und Westen verbreitet; griechische Heere drangen siegreich durch weite Länderstrecken vor und waren überall gefürchtet; aus der Mitte der Griechen erhoben sich Geister, die als Eroberer auf dem Gebiete der Länder und Wissenschaften auf Jahrhunderte hin die Gestalt der irdischen und geistigen Welt verändert haben. Kein anderes Volk hat in dieser doppelten Eigenschaft eine gleiche Würde behauptet. Zwar die Art der Wichtigkeit, welche nach der Größe der Leiden berechnet wird, die ein Volk auf die Menschheit bringt, theilt die griechische Nation mit vielen andern Völkern, die durch eine noch größere Verbreitung über Länder und Meere, durch gewaltsamere Bedrückung Anderer, durch kühnere Eroberungen, eine furchtbare Würde in der Weltgeschichte errungen haben. Aber schon die Beschaffenheit der Geschichte jener Völker, an die wir bei einer solchen Vergleichung denken können, der Aegyptier (unter Sesostris), der Assyrer, der Babylonier, der Perser, und in späteren Zeiten der Hunnen, der Araber, der Tartaren und Saracenen, zeigt diese in einer weiten Entfernung hinter den Griechen, indem die Wirkung ihrer Anstrengungen meist nur wie furchtbare Meteore an dem dunkeln Himmel der Weltgeschichte vorüberrauschen, und,

wenn auch in ihrer Erscheinung mächtig, doch in ihrer Wirkung nur beschränkt und dürftig erscheinen. Auch ist ihre Geschichte meist lückenhaft und arm. Nur einzelne Begebenheiten ragen wie Trümmer eines mächtigen Baues über die Fluthen hervor, die ihn bedeckt haben; oder es sind einzelne Oasen, die in den unermeßlichen todten Sandwüsten grünen. Mit dem Gefühl der Unbehaglichkeit, das aus einer unbesieglichen Ungewißheit entspringt, durchwandert der Geschichtsforscher diese öden Steppen, und freut sich, an Hellas' lichten Ufern anzukommen, wo ihn eine blühende und rege Welt von Staaten, Völkern, glorreichen Thaten und rühmlichen Bestrebungen aller Art umfängt.

Daß sich nun die Geschichte der hellenischen Nation so ganz anders, als die Geschichte anderer berühmter Nationen vor unsern Augen ausbreitet, ist nicht bloß eine Wirkung des Zufalls, sondern ihrer Ueberlegenheit.

Diese bestand zunächst darin, daß die Griechen alle andern Völker der alten Welt an Bildung übertroffen haben. Schon von Natur ein regsames Volk waren sie in ein Land gesetzt, welches in dem Schooße seiner Gebirge fruchtbare Thäler hegte, die aber dem Fleiße seiner Bewohner noch hinreichende Beschäftigung gaben, um die Trägheit zu verbannen; in ein Land, das von zahlreichen Flüssen durchschnitten, die sich zum Theil in tiefe Meerbusen ergossen, zu einem regen Verkehr mit den Menschen einlud; in ein Land, in welchem die verschiedenen Völker und Stämme durch natürliche Gränzen getrennt und doch nicht von einander abgeschlossen waren; in ein Land endlich, wo ein reiner

und heiterer Himmel, eine warme, aber elastische und nicht erschlaffende Luft die Erde umfing, und in welchem die Einwohner jene Spannung und Lebendigkeit erhielten, die ein charakteristisches Abzeichen der Hellenen war. Welche Umstände nun zusammengewirkt haben, um den Keim zu pflegen, der aus diesem Samen hervorbrach, ist hier noch nicht der Ort zu entwickeln; es ist genug, an die Thatsachen selbst zu erinnern. Mögen sich die Aegyptier ihrer unter dem Geheimniß räthselhafter Hieroglyphen versteckten Weisheit rühmen; diese Weisheit ist doch immer nur das Eigenthum einer beschränkten Priesterkaste gewesen und hat nie dem fleißigen, gedrückten Volke gefrommt oder andere Völker erleuchtet. Die astronomischen Kenntnisse der Chaldäer, wie tief wir sie uns immer denken mögen, waren ebenfalls nur auf Wenige beschränkt, und konnten, ihrer Natur nach, wohl die Ungereimtheiten der Astrologie, aber keine Bildung des Geistes hervorbringen; und die andern Kunstfertigkeiten der Babylonier haben nur ihre Kaufleute bereichert und den Staat endlich in die Ueppigkeit versenkt, in welcher er zum Raub eines fremden Eroberers ward. Fast gleiche Bewandniß hat es mit den Wissenschaften der Phönizier gehabt, die sich wohl größtentheils auf Gegenstände des Handels beschränkten und daher mit kaufmännischer Eifersucht Andern verhehlt wurden; die Kenntniß der Buchstabenschrift ausgenommen, durch deren Erfindung oder Verbreitung sie sich um die Menschheit hoch verdient gemacht haben. Mögen aber auch andere ihrer Geheimnisse, so wie dieses, ohne ihr Mitwirken und vielleicht gegen ihren Willen, zur Kenntniß anderer Menschen

gelangt sein: wie unbedeutend sind diese Bruchstücke gegen die Masse der Wissenschaft, die in Griechenland als ein Gemeingut der Menschheit aufgehäuft war, von wo es durch tausend Kanäle zu andern Völkern nach Osten und Westen geleitet wurde?

Es zeigt sich aber die höhere Kultur der Griechen, die ihnen jene Ueberlegenheit gab, fast in allen Gegenständen ihrer Wirksamkeit: so zunächst in ihrer politischen Verfassung und Gesetzgebung. Die Verfassung der meisten Völker ist ein Werk des Zufalls oder der Willkühr und der Gewalt. Selten gestaltet sie sich frei nach dem Charakter des Landes und seiner Bewohner; meistentheils wird sie durch fremde Einmischung aufgedrungen oder doch modifizirt. Die Verfassung der hellenischen Staaten aber scheint sich frei gebildet zu haben, und ihre Fortschritte und Veränderungen waren dem Maaße ihrer Einsichten und ihrer Bildung angemessen. Verschiedene Stämme liebten verschiedene Arten der Verfassung; Griechenlands Grenzen hegten die Monarchie, den Aristokratismus und die Demokratie; und in verschiedenen Epochen der Bildung gingen die Hellenen von der patriarchalisch-hausväterlichen zu der monarchischen, und von dieser zur republikanischen über. Die letztere war, bei vielen unverkennbaren Nachtheilen, den kleinen, abgesonderten, unendlich regsamen Völkerschaften der Hellenen die heilsamste und angemessenste und ganz gewiß eine der Hauptquellen, aus denen ihre Kultur geflossen ist. Denn hier bildete fast jede Stadt einen eigenen Staat mit eigenthümlichen Einrichtungen; und die größern Verbindungen — in welche sich einige

Eidgenossenschaften vereinigten — waren meist ohne Zwang und Einfluß auf die innere Verfassung. Der regste Wetteifer entstand in dieser Inselwelt republikanischer Städte; wer Kraft in sich fühlte, und Einsicht und starken Willen, der trat in die Laufbahn; und wenn auch nicht immer die Besten obsiegten, so stärkte doch schon der Kampf die Kraft eines Jeden. Daher ist auch in dieser Republikenwelt die Kunst der Gesetzgebung auf den höchsten Gipfel gebracht worden. Hier fand Lykurgos das Geheimniß, die höchste Weisheit mit dem schmerzlichsten Gehorsam zu vereinen; hier gab Solon seinem Volke in den mildesten Gesetzen ein treffliches Mittel sich weiter zu bilden, nicht ohne Gefahr, aber mit Liberalität; hier bildete Pythagoras in seiner Schule weise Lenker der Staaten; hier stellte Plato die Idee des vollkommensten Staates zur Bewunderung der Welt und Nachwelt auf.

Nicht minder aber zeigte sich jene hohe Ueberlegenheit griechischen Geistes in der Denkungsart und in den Sitten der Hellenen. In den Freistaaten Griechenlands galt nur der Bürger, aber er behauptete als Herr des Landes, als Gesetzgeber, als Richter, als freier Vertheidiger seines Eigenthums den Rang eines Souverains. Ihn beschäftigten die wichtigsten Angelegenheiten des Staates, und sein Antheil daran war um so lebendiger, je näher sie ihm bei der engen Umgränzung seines Gebietes lagen. Auch die Uebel des alten Lebens trugen zur Erhebung der Staatsbürger bei. Alle drückenden Geschäfte des Broderwerbs lagen auf dem Rücken des Sklaven; der Bürger selbst genoß der

vollkommensten Muße, um nur den liberalen Beschäftigungen, die Körper und Geist bilden, obzuliegen; und da seine Bedürfnisse gering waren, so war auch der größte Theil seines Lebens frei von irdischen Bestrebungen. Nun war es aber unmöglich, daß ein Leben, welches der Lenkung des Staates, der Handhabung der Gerechtigkeit, der Vertheidigung der Freiheit und der Rechte des Vaterlandes, und, wenn diese Geschäfte rasteten, der väterlichen Verwaltung des Hauswesens gewidmet war, gänzlich unedel sei; und die größere Anzahl erhob sich gewiß in würdiger Denkungsart weit über die Masse der Völker neuerer Zeit, die zu gleicher Entwickelung ihrer edelsten Kräfte weder Muße noch Gelegenheit haben. Nun ging aber mit der Würde die Mäßigung, und, bei einigen Stämmen, wie bei den Athenern, mit beiden die Anmuth Hand in Hand. In einem solchen Leben war die Allgemeinheit des Enthusiasmus für Ideen möglich, aus welchem die großen Thaten entsprangen, die noch jetzt die Welt mit einem freudigen Erstaunen erfüllen; jene schöne Liebe zum Leben mit Verachtung des Lebens gepaart, wenn es ein höheres Gut galt; und der zarte Schönheitssinn, dem alles Schöne auch göttlich und heilig schien und der daher seine Götter durch Spiele ehrte, und seine höchsten Feste mit den Gaben der Musen schmückte.

Ferner zeigt sich auch in der Religion die Eigenthümlichkeit der hellenischen Bildung. Wenn auch die griechische Religion ein sonderbares Chaos war, so hat sie doch vor allen andern Religionen des Alterthums den poetischen Charakter voraus. Sie ist oft kindisch einfältig,

aber auch kindisch fröhlich, und in ihren muthwilligsten Dichtungen anmuthig, zart und schalkhaft. Was nur immer eine Religion leisten kann, die sich auf Ceremonien beschränkt und die Gottheit in den Bezirk der sichtbaren Natur herabzieht, Das hat sie geleistet; und sie hat sich schon Dadurch über andere ihrer Art emporgeschwungen, daß ihre Bekenner die Fetische, die ersten rohen Gegenstände ihrer Anbetung, zu menschlichen Gestalten veredelten, und indem sie die Götter zu Menschen machten, sich selbst zu Göttern erhoben. Weit waren sie also auch schon hierdurch vor dem Aegyptier, dem Phönizier, dem Inder voraus, welche nie aufhörten, die Thiergestalt, oder irgend ein gemischtes Ungeheuer auf ihren Altären zu ehren und ihren Anhängern keinen Weg ließen, als entweder dem alten Unsinn zu huldigen, oder in höhnenden Unglauben überzugehen, während die hellenische Religion einer fortschreitenden Veredlung fähig war; und die Sitten des Olympos besserten, die Götter veredelten sich, so wie die ihnen verwandten Menschen größer und edler wurden.

Es übertreffen weiter die Griechen alle andern Völker der alten Welt auch durch ihre geistigen Productionen. Es ist genug an diesen Punkt hier mit einem Wort zu erinnern. Kein Volk der alten und neuen Zeit hat eine so lange Reihe von Jahrhunderten hindurch die Gärten der Musen mit einem so glücklichen Erfolge angebaut und in allen Gattungen, aus eigner Kraft und ohne alle fremde Einwirkung, eine so große Menge musterhafter Werke erzeugt. Wäre auch nur ein einziger Dichter, wie Sophokles, ein Geschichtschreiber, wie Thu-

kydides, ein Philosoph, wie Platon auf uns gekommen: welche Vorstellung müßten wir uns auch dann schon von der Bildung der Hellenen machen! Aber nun zieht sich ein langer Kranz solcher Heroen vom Homer (ungefähr 950 Jahre vor Chr.) bis zum Longinos (starb im Jahre nach Chr. 273) herab; und obgleich in der spätern Zeit die Flamme der griechischen Genialität ermattet, so erlischt sie doch nie ganz, und der feine Kunstsinn dieser Nation erhält sich fast bis zu ihrem Erlöschen.

Endlich erkennen wir den hohen Standpunkt der hellenischen Bildung auch in den Kunstwerken dieser Nation. Ganz Hellas und alle hellenischen Städte waren mit Kunstwerken angefüllt, welche theils die Religion, theils das gemeine Wesen, theils die Pietät der Familien forderte. Da das Leben der meisten Menschen mehr öffentlich als häuslich war, und die Bedürfnisse der Privatpersonen sich auf das Nothwendigste beschränkten, daher auch ihre Wohnungen weder prächtig erbaut, noch üppig ausgeschmückt waren, so erhielten fast alle Werke der Kunst eine öffentliche Bestimmung, die ihnen selbst einen höheren Charakter, und dem Volke das lebendigste Interesse an der Kunst gab. Noch sind die Trümmer ihrer Tempel und öffentlichen Gebäude das Wunder der Welt, und selbst die Bruchstücke ihrer Statuen das Studium sinniger Künstler. Kein anderes Volk ist fruchtbarer gewesen an Werken der Kunst, an hohen und großen Gestalten jedes Charakters. Um einen Steinhaufen zu ägyptischen Pyramiden aufzuthürmen, oder die Hieroglyphen eines Obeliskenkegels auszuschleifen, oder die kolossale Gestalt einer Sphinx aufzumau-

ern, ist der geistlose Handwerksfleiß eines emsigen Sklavenvolks vollkommen genug. Aber damit die leichte und würdige Gestalt eines Apollo in Marmor aufstrebe; damit der homerische Kronide, der mit dem Bewegen seines Hauptes den Olymp erschüttert, menschlichen Augen erscheine; damit sich die Blüthe der Schönheit und süßer Anmuth in einer Aphrodite entfalte, mußte die Kunst zum Himmel emporsteigen und ihm Gestalten entwenden, wie sie auf der Erde nicht erwachsen.

Wenn wir so nachgewiesen haben daß das hellenische Volk alle andern Völker der alten Welt an Bildung übertroffen hat, so müssen wir ihm auch das hohe Verdienst einräumen daß es seine Bildung allgemein mitgetheilt hat, und dadurch ist der Einfluß von Griechenland auf die Bildung des Menschengeschlechtes von universalhistorischer Wichtigkeit geworden.

Wie die Blicke des gläubigen Muselmanns bei seiner Andacht nach dem Grabe des Propheten, so sind die Blicke aller Freunde der Kunst und Humanität nach dem heiligen Lande der hellenischen Kultur gewendet. Noch als dieses Volk auf Erden wanderte, war es von einem poetischen Lichte umflossen, das der Nicht-Grieche mit Staunen, oft auch mit Liebe sah; und nun die Nation untergegangen ist, und nur ihre Spuren noch dämmern, erscheint sie oft ganz und gar wie eine poetische Dichtung, die zur Freude der Welt erfunden worden. Ein großer Theil ihrer Geschichte gleicht einem homerischen Epos, und die Werke, die sie hinterlassen hat, erscheinen wie Wunder der Götter, dergleichen die Welt nicht mehr erzeugt.

In einem weit andern und höhern Sinne als Perſer, Tartaren und Araber ſind die Hellenen ein weltbeherrſchendes Volk geweſen; nicht auf der Oberfläche der Erde, ſondern in dem Gebiete der Geiſterwelt. Kein anderes Volk hat hier ſo weit um ſich gegriffen oder ſeine Eroberungen ſo lange behauptet. Die Bewunderung ſeiner Thaten entzündete auch die Barbaren zur Nacheiferung; ſeine Sprache ging über die ganze bekannte Erde; ſeine Werke wurden geleſen, wo man ſich nur einigermaßen um Bildung bewarb. Und als die politiſchen Kräfte des Volks erſchöpft waren und es einem mächtigeren erlag, unterjochte es auch ſeinen Sieger durch die Ueberlegenheit ſeiner Kultur, befreundete ihn mit ſeiner Sprache und nöthigte ihm eine Bewunderung ſeiner Kunſtwerke ab, die endlich in eifrige Nachahmung ausſchlug; ſo zeigt ſich wahr, was der Römiſche Dichter (Horat. Epiſt. 2, 1, 156) ſingt daß

> Hellas, bezwungen, bezwang den verwilderten Krieger, die Künſte
> Ueberſiedelnd in Latiums Gauen.

Viele Völker ſind mächtiger geweſen, aber wenn ihre politiſche Macht ſcheiterte, lebten ſie nur noch in den Denkmälern der Geſchichte fort, ohne Einfluß, und meiſt ohne Achtung. Nur die Griechen und die Zöglinge der Griechen, die Römer, machen eine Ausnahme hievon. Nie iſt die geiſtige Macht von Hellas erloſchen; es giebt eine Graecia, wie eine Roma aeterna. Aus den Trümmern und der Aſche der Staaten ſteigt es immer in neuer Glorie empor; und wie die Tugend auf Ajas Grab, ſo ſitzt

der Genius der hellenischen Nation in unvergänglicher Schönheit und Jugend auf den Ruinen des verödeten Landes.

Schon die Betrachtung einer solchen Menschheit, wie diese hellenische, ist, gleich jeder Betrachtung eines vortrefflichen Werkes der Natur oder Kunst, erfreulich, bildend und tröstlich. Die feurige Vaterlandsliebe, die stolze Verachtung der Gefahr, die heilige Verehrung auch der strengsten Gesetze, die in den Seelen spartanischer Bürger herrschte; die Aufklärung und sittliche Bildung, deren Wohnplatz Athen war; die innige Verschlingung des feinsten Kunstsinnes mit der kräftigsten Sinnlichkeit, der Würde mit der Anmuth, der Strenge mit der Milde, der Tiefe mit der Leichtigkeit — dieser durchaus einzige Verein der schönsten Eigenthümlichkeiten der Menschheit, wird nie aufhören, die Blicke zu fesseln, so lange noch ein Rest ihrer Geschichte in dem Meere der Zeiten schwimmt. Immer wird Sparta, immer wird Athen, jedes als ein Pol der Sittenkultur, die Gemüther an sich ziehn. Denn wenn man auch mit Recht behaupten könnte daß aller Patriotismus von Sparta und alle Staatsklugheit von Athen wohl eben so viel Schädliches als Heilsames erzeugt habe, so wird doch die Größe und Vortrefflichkeit der Prinzipien selbst nicht dadurch vernichtet daß die Schwäche der Menschen oder die Gegenwirkungen der Zeit und der Umstände die Vollendung ihrer Blüthe nicht haben verstatten wollen. Es ist vollkommen genug für die Menschheit daß diese Prinzipien irgend einmal in solcher Ausdehnung gegolten haben, und daß sie sich bei einzelnen Erscheinungen in ihrer vollen Herrlichkeit kund

thun. Denn kein Gesetz, selbst das göttliche nicht, hat alle Individuen so durchdringen können daß sich seine Vortrefflichkeit in jedem Einzelnen bewährt hätte; und es ist kein Vorwurf für Bildungsanstalten, wozu die Staaten auch gerechnet werden müssen, daß nicht Alle in ihnen zur Virtuosität gelangen. Bei den Namen eines Lykurgos und Solon, eines Miltiades und Leonidas, eines Themistokles und Aristeides, eines Epaminondas und Pelopidas, eines Phokion, eines Timoleon, eines Demosthenes und Kleomenes, erhebt sich jedes edle Gemüth und sieht staunend zu den Zeiten hinauf, in denen diese Kolosse patriotischer Tugenden auftreten konnten. In dem Glanze den sie verbreiten, schwinden die Flecken, welche jeder irdischen Erscheinung anhängen, und die Uebel der alten Staaten werden vergessen, wenn wir uns der köstlichen Erzeugnisse jenes Bodens erfreuen.

Noch glänzender und zuverlässiger aber erscheint der Einfluß der hellenischen Kultur in der literarischen Welt. So gewaltig wirkte hier der Genius der hellenischen Bildung, daß überall, wo er seine Schritte hinlenkte, eine kräftigere Regsamkeit gespürt, ein neues Licht verbreitet, und eine schönere Thätigkeit in edeln Gemüthern erregt wurde. Denn Das ist eben das Wundervolle der geistigen Kultur und der Genialität, daß sie sich durch Berührung erneuert und fortpflanzt, und überall Wurzeln treibt, wo sich nur ein offner Sinn und reine Liebe bietet. Daher ist Griechenland noch nicht untergegangen; es lebt in jedem empfänglichen Gemüthe, und die Werke seiner genialen Kinder senden, wie die ewigen Lichter des Himmels, reine Strahlen aus, die in empfänglichen

Seelen ein schimmernd Licht hervorrufen und den Samen des Schönen und Edeln entwickeln.

So geschah es in Rom. Als die römische Gewalt das mürbe Gebäude der hellenischen Staaten darniederschlug, war dem rohen Sieger die Kunst und Wissenschaft der Griechen fremd, oder der Gedanke daran war mit der allgemeinen Verachtung verwebt, mit der er die entarteten Sitten des besiegten Volkes betrachtete. Doch erschien Einigen der Genius des alten Landes in seiner göttlichen Herrlichkeit über den rauchenden Trümmern schwebend, und ergriff die Gemüther der Besten mit einer vorher unbekannten Sehnsucht und Lust. Die Scipionen, die Laelier, die Aemilier, die Catonen huldigten ihm. Ein geistreicheres Leben begann in der Krieg-gewohnten Stadt, und wo bisher nur Waffen geklirrt und die trocknen Formeln des Rechtes auf dem Forum ertönt hatten, klangen jetzt die melodischen Weisen der griechischen Musen. Was in der fremden Sprache eine bewundernde Freude erregt hatte, wurde in der Muttersprache nachgeahmt, und die rauhen Töne von Latium milderten sich in dem Wettstreit mit der ältern Schwester. So erstrebte auch Rom auf den Flügeln der griechischen Muse einen dauernderen Ruhm, als der war, den ihm seine Welteroberung zusicherte. Denn vielleicht würde auch die Geschichte von Rom, wie die von Persien, nur in den Compendien der Weltgeschichte leben, wenn nicht der starke Geist der römischen Poesie und Beredsamkeit, ihre Gesetzgebung, und die praktische Weisheit, die das römische Volk beiden Künsten zu vermählen wußte, die Sprache der Weltbeherrscherin durch eine Reihe dü-

sterer Jahrhunderte bis auf unsere Zeiten empfohlen hätten.

Als sich im Mittelalter Europa von Neuem gestaltete, und die rohe Kraft des kriegerischen Nordens, die den wankenden Thron der römischen Herrschaft niedergeworfen, in mannichfaltigem Conflict neue, wechselnde Reiche schuf, die alten Idole der Religion und Wissenschaft mit Schutt bedeckte, und die kindisch gewordene Weisheit der ältern Zeiten mit derbem Soldatensinn verhöhnte: in diesem Zeitalter, wo sich Alles neu gestaltete, schien der Geist des Alterthums gänzlich entschlummert zu sein. Nur noch an dem Hofe der byzantinischen Kaiser lebte die hellenische Sprache; und die Achtung des klassischen Alterthums und seiner Werke hatte sich hier, wie ein unveräußerliches Erbtheil, erhalten, obschon die Kraft, ihm nachzustreben, verschwunden war. Nur in matter Dämmerung ließ sich in Konstantinopel das Licht der Kultur noch ahnen; es sandte keine lebendigen Strahlen mehr aus, um den nebelvollen Dunstkreis zu durchbrechen, welcher das alte Land, wie eine versunkene Königsstadt, deckte. Griechenlands blühende Gegenden waren verarmt; der Druck des Despotismus und des Mönchthums hatte die Geister gelähmt, und der Andrang der Barbaren von allen Seiten machte die politische Schwäche des Reichs immer mehr und mehr kund. In diesem ausgesogenen Boden konnte die Pflanze der Kultur keine neuen Wurzeln schlagen; sie mußte verpflanzt werden. Und da geschah es denn, daß gerade Das, was den Rest der Kultur in Byzanz zu ersticken drohte, sie unter einem andern Himmel von Neuem belebte. Das orientalische

Reich erlag dem Andrang der morgenländischen Eroberer. Die Inseln des Archipelagos wurden ihr Raub, und der Sitz des Reiches selbst fiel endlich in die Hände Derer, denen das Reich schon längst angehörte. In jener für Griechenland so unseligen Zeit verließen viele der Gebildetsten ihre Heimath und suchten eine Freistatt in Italien auf, das ihnen, durch alte Bande verschwistert, die Arme zu öffnen schien. In diesem schönen Lande hatte damals die Kultur einen neuen Lauf begonnen. Freiheit, Handel und Kunstliebe blühten in den kleinen Staaten, die sich hier in den Zeiten der Anarchie gebildet hatten; und die edle Eifersucht, mit welcher alle nach Auszeichnung strebten, gab jeder bessern Kraft einen mächtigern Schwung. So war auch schon der Durst nach Wissenschaft erwacht. Mit Begierde und Sehnsucht hatte man die Reste des römischen Alterthums aufgesucht; Cicero und Virgil wurden vergöttert und nachgeahmt. Aber von den Römern selbst wurde man ohn' Unterlaß an die Griechen verwiesen; und je besser man die Classicität der Ersteren kennen lernte, desto mehr entbrannte der Durst nach der Urquelle; und so ward die zufällige Gelegenheit, sich mit der griechischen Sprache und Litteratur zu befreunden, mit Begierde ergriffen. Die Schnelligkeit, mit welcher die Kenntniß derselben sich ausbreitete, zeigte das Bedürfniß zur Genüge an. Man hat daher nicht Unrecht gehabt zu sagen, daß wenn die griechischen Wissenschaften nicht über das Meer herübergekommen wären, man sie selbst von jenseit desselben geholt haben würde.

Von jener Zeit an ist die Einwirkung der griechischen

Bildung auf die Kultur der Neuern faſt ununterbrochen geweſen. Faſt zu allen unſern Wiſſenſchaften hat ſie den Grund gelegt, und die wiſſenſchaftliche Methode, die ſie bei einigen Zweigen derſelben, wie bei der Philoſophie und Mathematik, beobachtet hat, iſt noch nicht übertroffen worden. Vor Allem aber haben die Werke der redenden und bildenden Kunſt nie aufgehört, den Kunſtſinn zu wecken und den Geſchmack auszubilden. An dem Ruhme der alten Klaſſiker iſt der Ruhm der Neuern emporgeſtiegen. Das Zeitalter Auguſt's würde ein modriges Grab der Römertugenden geweſen ſein, wäre es nicht mit den Blüthen der helleniſch-römiſchen Kunſt beſtreut worden, und hätten nicht ſeine Dichter und Geſchichtſchreiber einen Glanz der Größe darüber verbreitet, die in dem Staate ſelbſt untergegangen war. Ebenſo haben ſich das Jahrhundert der Medici und Ludwig des XIV. unverächtliche Zeit mit den Kränzen des klaſſiſchen Alterthums geſchmückt. Und wenn unſer Zeitalter und unſere Nation durch geiſtreiche und künſtleriſche Aneignung ſo vieler Formen des Schönen, durch eine genialere Behandlung der Philoſophie, durch ein tieferes Eindringen in die Geheimniſſe der Natur, durch ſorgfältigeres Erforſchen jeglicher Kunſt und Wiſſenſchaft, und durch eine gründlichere Kritik der Beſtrebungen anderer Völker und früherer Zeiten hinter ſich läßt: ſollen wir es nicht ebenfalls dem Ernſt und Eifer zuſchreiben können, mit welchem die Deutſchen das Studium der klaſſiſchen Literatur in dem vorigen Jahrhundert wieder aufgenommen und belebt haben?

Aus diesen allgemeinen Bemerkungen werden sich die Gegenstände dieser Vorlesungen von selbst ergeben. Es wird in ihnen gehandelt werden:

von der Geographie des Landes;

von den merkwürdigsten Ereignissen der Hellenen, die auf ihre Erhebung und Erniedrigung gewirkt haben;

von ihren Vor- und Rückschritten in der literarischen Kultur;

von ihrer Kunst.

Geographie von Griechenland.

Griechenland ist eine der großen Landspitzen, die sich auf der ganzen Erde nach Mittag zu erstrecken, um jenes gewaltsame Fluthen der Meere von Süden nach Norden zu beurkunden, wodurch die großen Meerbusen gebildet und die lockern Thäler zwischen den Gebirgsarmen, welche das feste Land zusammenhalten, ausgewaschen wurden.

Hierdurch wurde von aussen her eine Theilung des Landes bewirkt, welche im Innern durch die Gebirgsketten, die sich nach allen Seiten hin ausstrecken und durch eine Menge von Flüssen vollendet wird. Diese Beschaffenheit des Landes, daß es so viel Küsten, wirthliche Häfen und sichere Meerbusen darbot, während sich von dem Pflanzgarten der Menschheit, von Asien herüber, eine so große Menge Inseln herüberzogen, die die wandernden Völker, wie Schrittsteine, in das weit vorspringende Hellas führten, hat vorzüglich dazu beigetragen, ihm Bewohner und Kultur von Osten und Süden her zuzuführen. Die Theilung im Innern aber beförderte die Mannichfaltigkeit der Kultur, indem sie eine Abwechselung des Bodens erzeugte und eine Vertheilung der verschiedenen Stämme erlaubte, wie kein anderes Land

von ähnlichem Umfang. Dieser Umstand, und daß doch überall eine leichte und freie Cirkulation statt fand, ist für die Eigenthümlichkeit der Kultur des alten Hellas von der größten Wichtigkeit gewesen.

Griechenland, im Norden begränzt durch die kambunischen Gebirge, welche es von Makedonien trennen, das nebst dem östlicher gelegenen Thrakien das ganze Hellas beherrscht, ist von dem tiefen Meerbusen des ägäischen Meeres (des Archipelagus) und des ionischen (adriatischen) im Osten und Westen umgeben. Es füllt, ohne seine Inseln, etwa einen Distrikt von achtzehnhundert Quadrat-Meilen, also ungefähr so viel als die jetzigen Königreiche Baiern und Würtemberg, und hat in seiner größten Länge von Süden nach Norden fünf und funfzig deutsche Meilen, in seiner größten Breite von Osten nach Westen fünf und dreißig deutsche Meilen.

In der Mitte ist Hellas durch den tiefen Korinthischen und Saronischen Meerbusen getheilt, zwischen denen sich der Isthmus, gleich einem schmalen Nacken, hinzieht, eine sichere Anfurth von zwei Weltgegenden her. Unterhalb desselben breitet sich die Peloponnes wie ein Feigenblatt aus, tief eingeschnitten von dem Messenischen Meerbusen zwischen den Vorgebirgen Akritas und Tänarion, und an diesem hinauf, zwischen Tänarion und dem durch Schiffbruch berüchtigten Malea, der Lakonische. Oestlich hinauf tritt die Landspitze Argolis weit zwischen dem Argolischen und Saronischen Meerbusen vor. Inseln mit Ruhm gekrönt, Aegina, der Sitz reger Kaufleute, und Salamis,

das Grab des Perſiſchen Uebermuthes, leiten uns nach Attika, das, mit Euböa an ſeiner öſtlichen Küſte, mehrere Engen und Buchten bildet. Hier bildete ſich der Euripos, eine Meerſtrömung, die den Alten ein unauflösliches Räthſel ſchien. Weiter hinauf öffnet ſich an Theſſaliens Küſten der Thermaiſche Buſen, den nördlich die Chalkidiſche Halbinſel ſchließt, ein in Athens Geſchichte merkwürdiges Land, mit drei weit hervorragenden Spitzen, von denen die nördlichſte und größte in den Athos endigt, deſſen Iſthmus Xerxes durchſtach; die ſüdlichſte, Pallene, aber in den Sagen der Dichter der furchtbare Schauplatz von Gigantenkriegen geweſen war.

Hellas wird eingetheilt in Nordgriechenland, Mittelgriechenland und die Peloponnes.

Nordgriechenland.

Nordgriechenland (jetzt Janiah und Jeniſcheher) umfaßt die Landſtriche von Epeiros und Theſſalien. Von den kambuniſchen Gebirgen, die es nördlich begränzen, zieht ſich ein ſüdlicher Arm nach dem Meere hin, deſſen höchſte Spitze, der Olympos, über die Wolken erhaben, die alte Welt der Götter herbergte. An dieſen ſchloß ſich eine andere Kette, der Oeta, an, welche Theſſalien ſüdlich von dem eigentlichen Hellas abſchnitt und nur durch einen engen Bergpaß das durch ſpartaniſche Heldengröße verherrlichte Thermopylä

öffnete. Auf der westlichen Gränze Thessaliens erhob sich der Pindos, ein anderes vielästiges Gebirg, und nicht minder als der Olympos in den Gesängen der Dichter hoch gefeiert. Viele Ströme stürzten von diesen Höhen in die weiten Thäler von Thessalien herab, vorzüglich der poetische Peneios, welcher das ganze weite Land von Westen nach Osten durchströmt und, mit vielen andern Strömen vermählt, seine spiegelnden Wasser durch das reizende Tempe ergießt. Dieses Thal, durch ein Erdbeben zwischen dem Olympos und Ossa geöffnet, um einen Zugang nach Makedonien zu bahnen, hat seinen Namen, als eine allgemeine Bezeichnung schöner Natur, auch auf die neue Welt fortgepflanzt. Schlanke Pappeln und schattenreiche Platanen strebten auf beiden Seiten an den Bergen hinauf, von krystallhellen Bächen gewässert, die überall aus den Felsen quollen, und dem Flusse zueilten, der majestätisch, einem Spiegel ähnlich, unter dem Schatten der Bäume dahinschwebte und eine Menge grünender Inseln umfing. An seinen Ufern hin zogen sich Laubgänge von Lorbeern, die an Daphne's Verwandlung und ihre Flucht an denselben Ufern erinnerten. Alle Felsen waren mit Epheu bekleidet; aus allen Gebüschen sangen Chöre von Vögeln; und die Altäre umher dampften von dem Weihrauch der Feiernden, deren Prozessionen und Opfer dieses anmuthige, von Göttern bewohnte, Thal belebten.

Schön und fruchtbar bis zur Ueppigkeit war die ganze Landschaft Thessalien in dem Schooße seiner weiten Thäler. Große Heerden trefflicher Rosse weideten hier, welche der Thessalischen Reiterei einen so großen Ruhm

verſchafften, und den Heeren des makedoniſchen Philippos einen ſo ſiegreichen Zuwachs gaben. Hier entſtand die Fabel von den Kentauren, einem berittenen Bergvolke; hier war die Wiege der helleniſchen Stämme, die von ihren Gebirgen nach Süden zogen und überall die alten Bewohner des Landes verdrängten; hier der Schauplatz der Deukalioniſchen Fluth. Kein Land iſt reicher an alten Mythen, als dieſes. Hier zogen, von Jaſon geführt, die Minyer aus, um die furchtbaren Pforten des Pontos Euxeinos zu öffnen, und die öſtliche und weſtliche Gränze der Erde in abenteuerlichen Irren aufzuſuchen; von hier folgten die Myrmidonen dem Sohne der Thetis, deſſen Name allein ſchon eine ganze Epopöe von Sagen umſchließt. Hier ſtreute die kolchiſche Medeia ihre giftigen Kräuter aus, und vererbte auf die Weiber Theſſaliens die Künſte der Zauberei; hier bildete Cheiron, der untadliche Kentaur, die Söhne der Helden durch ritterliche Uebungen; hier ſang Thamyris, der blinde Sänger, und Andere, ehe die Künſte der Muſen über die Berge in den Süden von Hellas hinabſtiegen.

Wie früher ein Schauplatz der Sagen, ſo ward Theſſalien, ſeiner Ebenen halber, in ſpäteren Zeiten oft ein Schauplatz blutiger Kriege. Hier lag in der Mitte des Landes Kynoskephalä, berühmt durch Philippos Niederlage, ein Vorſpiel der Schlacht bei Pydna, an der nördlichen Gränze, durch die Makedonien ein Raub der Römer ward. Unfern von Kynoskephalä dehnten ſich hier die Ebenen von Pharſalos aus, wo Cäſar's Glück zugleich den Ruhm des Pompejus und die römiſche Republik zu Boden warf.

Die Einwohner dieser Provinz zeichneten sich durch einen unruhigen Freiheitssinn aus, der nicht aus edeln Quellen, sondern aus der Gesetzlosigkeit entsprang; daher ihr Land ohn' Unterlaß von Zwietracht zerrissen war. Sie galten bei andern Hellenen für ungebildet, ungehorsam und frevelnd gegen ihr eigenes Wort, dem sinnlichen Genuß ergeben, Freunde geräuschvoller Gastmähler, üppiger Tafeln, roher Unzucht und jener wilden Lustigkeit, die von der geistvollen Fröhlichkeit gebildeter Menschen am Weitesten abliegt.

Westlich hin von dem Gebirge des Pindos zieht sich Epeiros, längs dem ionischen Meere hin, wo die Vorgebirge der keraunischen Felsen die Landung erschwerten. Diese Provinz, in alten Zeiten von Graecis bewohnt, die in Italien einen Namen gemein machten, den die Hellenen selbst nicht anerkannten, war größtentheils in dem Besitz von Nichtgriechen, die sich in kleine Reiche zusammenfügten. Das älteste und berühmteste derselben war das Reich der Molosser, welches in dem Laufe von fast neunhundert Jahren, von Aeakiden, Neoptolemos Enkeln, beherrscht ward; das einzige dauernde Königreich in dem Umfange der östlichen Welt, in welchem griechische Humanität den Scepter führte, wo die Könige ihrer unbegränzten Gewalt freiwillig Schranken gesetzt und sich einen Senat zugesellt hatten, welcher das Gesetz vertrat, dessen strenge Handhabung der König beim Antritt seiner Regierung beschwor.

In diesem Lande, am Fuße des Tomaros, in Thesprotiens Eichenhainen, ruhte das alte Dodona, das älteste Orakel des Zeus, dem die Priester einen ägypti-

schen Ursprung liehen. Hier verkündigte das lautere Rauschen der Eichen, das stärkere Murmeln der Bäche oder der hellere Klang aufgehangener Becken den Willen der Götter und die Begebenheiten der Zukunft. Auch den Eichen selbst legte die alte Dichtung eine Sprache bei, und als die Minyer die Argo erbauten, fügte Athene dem Schiffe ein Stück dieses redenden Holzes ein, das in dringender Noth den Beängsteten den Weg der Rettung verkündete.

Mittelgriechenland.

Wir kommen nach Mittelgriechenland (Livadia) oder dem eigentlichen Hellas. Aus Molossis steigt man am Ambrakischen Meerbusen herab nach Akarnanien, der westlichen Provinz, reich an Städten und Dörfern, aber fast immer im Kampf mit dem benachbarten Aetolien begriffen, und dadurch in dem Fortschritte der Kultur gehemmt. Von hier zog sich die Halbinsel Leukadia in das ionische Meer, ausgehend in einen schroffen Fels, von wo unheilbar Liebende in die Fluthen sprangen, um in denselben das Ende ihrer Leidenschaft oder des Lebens zu suchen. Im Angesichte dieses Felsens, den ein alter Tempel Apolls krönte, wurde bei Aktion (Actium) der Kampf über die Herrschaft der Erde entschieden, die von nun an (723 nach Roms Erbauung oder 31 vor Chr.) in die Hände August's fiel.

Akarnanien wird durch den Acheloos von Aetolien getrennt. So berühmt war dieser Fluß in dem

Alterthum, daß ihn Homeros den königlichen nennt und sein Name für Waſſer überhaupt gebraucht wurde. Mit der Gabe, jede Geſtalt zu wählen, gerüſtet, freite der Flußgott um Deianera, des Oeneus Tochter, und verlor durch den Mitbewerber Herakles im Kampf um die Braut eines ſeiner Hörner, das, von den Nymphen aufgenommen, in ein Horn des Ueberfluſſes verwandelt ward.

Aetolien, das in ſeinen Gränzen einige fruchtbare Diſtrikte hegt, war von mehreren Völkerſchaften bewohnt, deren einige keine Hellenen waren; alle aber waren kriegeriſch, trotzig und raubgierig. Unter ihren verſchiedenen Städten beſtand ein Verein, wie in mehreren Provinzen, zu gemeinſamer, aber freier Berathung, deſſen Abgeordnete ſich jährlich unter vielen Feſtlichkeiten und feierlichen Spielen zu Thermos verſammelten. Im Süden von Aetolien lag Kalydon, berühmt durch die Jagd des Eber, die eine Schaar von Helden verſammelte; das Vaterland Meleager's, den Althea durch den verhängnißvollen Feuerbrand tödtete; und des Tydeus, der vor Theben, wie Diomedes, ſein edlerer Sohn, vor Troja glänzte.

Die Aetoler haben in der Geſchichte der römiſchen Kriege in Hellas eine bedeutende, wenn ſchon nicht immer ehrenvolle Rolle geſpielt. Eiferſüchtig auf den achäiſchen Bund, dem die Vereinigung mit Makedonien eine neue Stärke gegeben hatte, verbanden ſie ſich mit den Römern gegen die makedoniſche Macht. Rom benutzte die tapferen Bundesgenoſſen zum eigenen Vortheil, bezwang Makedonien, und ſchonte Achaia, auf deſſen Ver-

nichtung die Aetoler gehofft hatten. Diese Täuschung ihres Stolzes — denn auch ihre Verdienste erkannte Rom, wie sie meinten, nicht an, — erzeugte bittere Feindschaft und eine durch den ätolischen Bund vermittelte neue Coalition, an deren Spitze der König von Syrien, Antiochos, stand. Antiochos ward bei Thermopylä und Magnesia auf das Haupt geschlagen; die Aetoler verloren eine Schlacht bei Naupaktos; und nachdem sie einen Waffenstillstand gebrochen hatten, blieben sie unter den härtesten Bedingungen sich selbst und ihrer Verzweiflung überlassen.

Die fortgesetzten Bergketten des Pindos, denen die Gebirge des Oeta begegnen, trennen Aetolien von Doris und den Ozolischen Lokrern. Doris, eine der kleinsten Provinzen von Hellas, war die Wiege tapferer Männer. Von dem Fuße des Oeta zogen Diejenigen aus, die, von den Herakliden geführt, in die Peloponnes hinabstiegen, die alten Bewohner der südlichen Halbinsel verdrängten und die Beherrscher von Lakonien, Messene und Argolis wurden. Von hier ging jenes Heer aus, das Athen bedrängte und das Selbstopfer des Kodros veranlaßte; von hier die Pflanzvölker, die ein neues Dorien auf den Küsten von Asien gründeten. In frühern Zeiten standen sie fast immer auf der Seite der Spartaner, ihrer Stammesgenossen; späterhin aber fielen sie der Uebermacht der Aetoler anheim.

Die Lokrer werden in der Geschichte von Hellas nur selten genannt. Oestlich gränzte Phokis an Lokrien, das sich von dem nördlichen Oeta bis an den korinthischen Meerbusen herabzieht. In seiner ganzen

Breite wird es durch den Kephissos durchströmt, berühmt durch den Schutz der Charitinnen, deren alter Tempel sich an seinen Ufern erhob. Seine Thäler waren fruchtbar an Oel und Wein; und die Gebirge, die es von drei Seiten umgaben, hegten ein fleissiges Volk, das sich durch Freiheitsliebe und Tapferkeit auszeichnete.

In der westlichsten Gegend dieser Provinz erhebt sich der doppelte Gipfel des Parnassos, an dessen Fuße und von dessen steilen Klippen geschützt, Delphi mit seinen Tempeln ruhte: das gemeinsame und reichste Orakel aller Griechen. Hier hatte der fromme Glaube naher und ferner Gegenden die mannichfaltigsten Werke der Kunst vereinigt, in denen oft der Reichthum des Stoffs mit der Schönheit der Form wetteiferte, so daß ganz Delphi einer Schatzkammer der Kunst glich, dergleichen die neue Welt nirgend zusammengekauft oder geraubt hat. Der Tempel selbst wird als ein Muster der Architektur gerühmt. In seinem innern Heiligthum war der Schlund, über welchem der heilige Dreifuß stand, den die Pythia bestieg, wenn sie die begeisternden Dämpfe der Erde in sich aufnahm. Nur zu gewissen Zeiten sprach der Gott. Dann kamen aus allen Gegenden von Hellas und Asien Gesandtschaften der Städte, die in feierlichen Zügen zu dem Tempel wallfahrteten und mit Gesängen, Opfern und Tänzen die Gunst des Gottes erflehten. Hier wurden die pythischen Spiele gefeiert, die mit den olympischen im Range wetteiferten, und die Leibesübungen mit poetischen Wettstreiten paarten. Unfern von dem Tempel sprudelte aus dem Felsen die Quelle Kastalia, ein heilig geachteter Bach, an welchem die Musen ihre Tänze

feierten. Das ganze Gebirg schien von Göttern bewohnt. In der weiten korykischen Grotte erhoben sich Altäre des Pan und des Bakchos, und in den Hainen umher wurden die Nymphen und die Götter der Wälder verehrt. Mit dem milderen Dienste der Musen wechselte die ungestümere Feier der Mänaden ab, die hier, auf einem der Gipfel des Parnassos, den Tempel des Bakchos umschwärmten.

Welch' ein Geist der Freiheit und Unabhängigkeit in den Bewohnern von Phokis geherrscht habe, erhellt aus folgender Geschichte (Pausan. X. 1.). Phokis war den Angriffen der übermächtigen Thessaler ausgesetzt; öfters war es besiegt worden, und der Augenblick einer gänzlichen Unterjochung schien nicht fern. Da faßten die Männer den Entschluß zu einer kühnen That. Sie brachten Weiber und Kinder, die Bildsäulen der Götter, ihr Gold und Silber und jegliche Kostbarkeit an einen Ort zusammen, erbauten einen Scheiterhaufen, stellten 300 Männer als Wächter dazu, und befahlen ihnen, bei der Nachricht einer neuen Niederlage, Weiber und Kinder umzubringen, den Holzstoß anzuzünden und alle Güter zu verbrennen. Dann sollten sie sich selbst tödten oder in die thessalischen Reiter stürmen. Nach diesen Anstalten rückte das Heer aus mit Roß und Mann, angeführt von Roios aus Ambryssos und Daïphanes, dem Hyampoliten. Und als die Heere handgemein wurden, da stellte sich den Phokiern ihr Beschluß vor Augen, und in welcher Gefahr ihre Weiber und Kinder schwebten, und da war kein Wagstück so groß, das sie nicht unternahmen, so daß sie, mit Hülfe der Götter, den schönsten Sieg er-

fochten. Zum Andenken deſſelben ſandten ſie die Bilder ihrer Anführer nach Delphi, und ſtifteten Feſte, bei denen ſich die Nachkommen noch des gefahrvollen Tages erinnern möchten.

Weſtlich von Phokis lag Böotien, gegen Norden und Weſten und einem Theil des Süden vom Meere, zum größten Theil aber im Süden von Megaris und Attika begränzt: die größte Landſchaft des eigentlichen Hellas, nördlich rauh von Gebirgen, im Süden fruchtbar, obgleich von einer ſchweren Nebelluft belaſtet, von Flüſſen und Seen unterbrochen, und von der Natur mit mannichfaltigen, irdiſchen Gütern, mehr als mit geiſtigen, geſegnet. Daher es auch — bei den feinſinnigen Athenern vornehmlich — keine Empfehlung war, unter Böotiens ſchwerem Himmel geboren zu ſein. Vielleicht aber war es weniger das Klima, als die den Böotern faſt ausſchließende Beſchäftigung mit Ackerbau und Viehzucht, was ſie hinter andern Griechen zurückſetzte. Von den Künſten liebten ſie faſt nur die Muſik, und nach Pindaros hat ſich unter ihnen kein großer Dichter erhoben.

Theben forderte den Rang vor den andern böotiſchen Städten, die in einem freien Bunde vereinigt waren und keine Herrſchaft über ſich erkennen wollten. Mancherlei Streitigkeiten und Bedrückungen waren die Folgen dieſer Anſprüche. Reich an alten Sagen war auch dieſes Land, wo in uralter Zeit die Muſen auf den aoniſchen Bergen gewohnt und am Fuße des Helikon den Heſiodos zum Dichter geweiht hatten. Hier hatte Amphions Leier die Steine zu Thebens Mauern herbeigerufen, und jeder Berg und jede Quelle des benach-

barten Landes erinnerte an die Geschichte des Laïos, des Oedipus, der streitenden Brüder, des Krieges der sieben Helden gegen die Stadt, in welcher die Kadmea durch ihren Namen schon an Kadmos, ihren Erbauer, erinnerte, dessen Hochzeitfest mit der Tochter des Ares und der Aphrodite die Götter selbst mit ihrer Gegenwart beehrt hatten.

Auch in der historischen Zeit hat Theben eine wichtige Rolle gespielt. Als die Perser zur Unterwürfigkeit aufforderten, begünstigte Theben allein den fremden König und ward dadurch andern Hellenen verhaßt. In den Zeiten des peloponnesischen Krieges stand es, eine ewige Nebenbuhlerin Athens, auf Spartas Seite, bis endlich der spartanische Uebermuth die Freundschaft in Haß verwandelte. Treuloser Weise nahm einstmals ein spartanisches Heer die Burg von Theben in Besitz, führte eine aristokratische Tyrannei ein, verjagte viele Bürger, entriß vielen Vermögen und Leben, und ängstete sie mit mancherlei Schrecken. Da erzeugte die Größe des Uebels auch seine Heilung. Zwei Männer traten auf, die größten, welche Theben jemals erzeugt hat, Pelopidas und Epaminondas, stifteten eine Verschwörung an, ermordeten die im Glück trunkenen Tyrannen und stellten die demokratische Verfassung wieder her. Erhoben durch Epaminondas Geist schlug hier auch Theben den Stolz von Sparta in der Schlacht bei Leuktra zu Boden, errang den ersten Platz unter den Staaten Griechenlands, drang mehrmals in die Peloponnes ein, und erschreckte die Lakedämonier in ihrem Eigenthum, wo sie nie den Rauch eines feindlichen Lagers gesehen hatten.

Zu den merkwürdigen Städten Böotiens gehört Lebadeia, berühmt durch das Orakel des Trophonios, zu dem die Wißbegierigen in eine tiefe dunkle Grotte hinabstiegen, aus der sie mit einem düstern Ernste zurückkehrten; Chäroneia, das Grab der griechischen Freiheit nach den letzten ruhmvollen Anstrengungen des Gemeingeistes; Platää, die Nebenbuhlerin von Theben, die treue Freundin von Athen und seine Gehülfin in der Schlacht bei Marathon. Diesen der Freiheit geleisteten Dienst belohnte das Schicksal, indem im zweiten persischen Kriege das Heer des Mardonios vor den Mauern von Platää besiegt wurde, das hierdurch eine unvergängliche Dauer erhielt, auch nachdem es durch der Thebaner wüthende Eifersucht bis auf die letzte Spur vernichtet war.

Südlich von Böotien zieht sich das schmale Megaris zwischen dem korinthischen und saronischen Meerbusen und Attika hin, zum Theil von den skironischen Felsen eingefaßt, auf denen in alter Zeit mordlustige Räuber die vorbeiziehenden Wanderer quälten und verstümmelten. In diesem gebirgigen Lande, vordem zu Attika gehörig oder ihm unterthan, ließen sich zur Zeit der herakleidischen Wanderung Dorer nieder, die auch immer ihren Stammesgenossen ergeben blieben; daher wir sie im peloponnesischen Krieg stets auf der Seite der Spartaner, und von dem benachbarten Athen mit bitterem Hasse verfolgt sehen. So groß war diese Erbitterung, daß eine Zeit lang jedem Megarer der Tod drohte, welcher die Gränzen von Attika betrat. Dennoch schreckte dieses Gebot den Euklides nicht. In Weiberkleider ge-

hüllt, kam er täglich nach Athen, um aus dem Munde des Sokrates Lehren der Weisheit zu hören, und des Abends kehrte er ebenso verlarvt nach Hause zurück. In älteren Zeiten schickte Megara viele Pflanzvölker aus, nach Sikelien und an die Küsten der nördlichen Meere; aber nach dem peloponnesischen Kriege sank sein Ansehn, und nur ein leerer Stolz auf den alten Ruhm blieb ihm noch. Als die Megaräer da einst das Orakel fragten, welcher Staat von Griechenland der erste sei, lautete die Antwort:

Aller Länder vortrefflichstes ist das pelasgische Argos.
Trefflich auch sind die Rosse der Thraker, die Weiber von Sparta.
Aber trefflicher sind noch die Männer, welche die Mitte
Zwischen Lyrins bewohnen und Arkas' weidenden Fluren,
Argos' linnengepanzerte Schaar, die rüstigen Kämpfer.
Aber, o Megarer, ihr seid weder die Dritten noch Vierten,
Noch die Zwölften — in keinem Kredit, noch geltendem Ansehn.

Oestlich von Megaris, durch das Gebirg Kerate (*Kiqaera*) getrennt, zieht sich das Dreieck von Attika in das ägäische Meer weit hinab, an seiner äußersten Spitze von dem Vorgebirge Sunion begränzt, wo der Tempel der Minerva Sunias den Ankommenden entgegenstrahlte. Ein gebirgiges Land, im Norden von Böotien durch den Parnaß abgeschnitten, von dem herab sich mehrere Zweige bis an das Vorgebirge Sunion hinziehn; sein Boden mager, aber durch den Fleiß seiner Einwohner sorgfältig angebaut: doch nicht genug, um fremder Zufuhr der nothwendigen Bedürfnisse entbehren zu können. Die ganze Länge dieses Landes zieht sich

funfzehn deutsche Meilen hin, seine größte Breite 6, so daß, da es ziemlich ein Dreieck ist, der ganze Inhalt seiner Oberfläche nicht mehr als fünf und vierzig Meilen beträgt. Und auf dieser schmalen Basis ward durch den Geist, die Industrie und den Muth der Einwohner ein Reich der Macht aufgeführt, das eine Zeit lang auf dem ägäischen Meere unumschränkt gebot, alle Küsten desselben, bis in die innersten Winkel des Pontos Euxeinos, berührte, und zugleich ein Reich des Geistes gründete, das mit dem milden Scepter der Humanität noch nach Jahrtausenden den Gang der Kultur bestimmt, und in den besten und edelsten Menschen immer befruchtend und beglückend fortwirkt. Keine andere Provinz hat sich so hoch erhoben; gleichsam als ob alle Bäche der Humanität und Wissenschaft aus dem übrigen Hellas sich in diese schmale Landzunge ergossen und sich hier in einem See vereinigt hätten, dessen Oberfläche den reinsten und stillsten Spiegel und dessen Tiefe die reichste und mannichfaltigste Fülle zeigt.

Die Einwohner Attikas, unbekannt mit den Anfängen ihrer Geschichte, nannten sich Autochthonen, und leiteten daher ihre Liebe zu dem vaterländischen Boden ab. Daß sie Eines Stammes mit den Joniern waren ist gewiß, und daher waren sie, wie diese, der demokratischen Verfassung zugethan, wie die Dorier der aristokratischen. Früh hatten die Götter dieses Land lieb gewonnen; Athene und Poseidon stritten um seinen Besitz, und jene verlieh dem ihr zugesprochenen Lande das herrliche Geschenk des Oelbaums. Hier kehrte Demeter auf ihren Irren ein, fand eine gastfreundliche Aufnahme,

und sandte den Triptolemos aus, den Menschen die unschätzbare Gabe der Früchte zu bringen, durch die sie zuerst unauflöslich an den vaterländischen Boden gefesselt, mit dem Eigenthum und dem Rechte bekannt wurden. Großer Männer ruhmvolle Thätigkeit führte die jugendliche Humanität weiter; vor allen Theseus, der das Land von Räubern reinigte, und den zerstreuten Bewohnern einen Sammelplatz in Athen gründete. Da geschah, was der Dichter [Schiller's Spaziergang, Th. II, S. 167] singt:

Näher gerückt wird der Mensch dem Menschen; enger wird um ihn,
Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
Sieh da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte,
Größres wirket ihr Streit, größres wirket ihr Bund. — —
Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter und nehmen
In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein;
Herrliche Gaben bescheerend erscheinen sie; Ceres vor allen
Bringet den Pflug geschenkt, Hermes den Anker herbei,
Pallas die Traube, Minerva den Oelbaums grünende Reiser,
Auch das kriegrische Roß führet Poseidon heran,
Mutter Kybele spannt an den Wagens Deichsel die Löwen,
In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein.
Heilige Scheue! aus euch ergießen sich Pflanzer der Menschheit,
Fern in Inseln des Meers sendet ihr Sitten und Kunst;
Weise sprachen das Recht an hohen geselligen Thoren,
Helden stürzten zum Kampf für die Penaten hinaus, u. s. w.

So ward Athen von Alters her die Pflanzschule der Heldenjugend, der Vaterlandsliebe, und durch eine ununterbrochene Reihe großer Männer, die sich bis in die letzten Punkte seiner Geschichte hinaufzieht, die Pflanzschule der Gesetzgebung, der Philosophie, der höch-

sten Dichtkunst, der Beredsamkeit, der bildenden Künste: mit Einem Wort alles Dessen, was die Gränzen der Humanität erfüllt. Hier opferte sich in sehr alten Zeiten Athens letzter König freiwillig dem Vaterlande auf; hier zerschellten die Wellen der persischen Macht an den Ufern von Marathon; hier entzündete sich der Brand, der anderthalbhundert Jahre später das kolossale Gebäude dieser Monarchie zerstörte. Hier kämpfte die Freiheit am Längsten gegen den Andrang der makedonischen Uebermacht, und kämpfte glorreich, wenngleich nicht glücklich. Aus diesen Mauern gingen die größten Feldherrn und Staatsmänner aus; hier sprach ein Perikles, ein Phokion, ein Demosthenes zu dem Volke; hier führten Aeschylos, Sophokles, Euripides ihre unübertroffenen Tragödien, Aristophanes seine Lustspiele auf; hier lehrte Sokrates, Platon und Aristoteles; hier bildete Pheidias die Gestalten der Götter zur Bewunderung der Welt und Nachwelt und wölbte Tempel und Hallen, deren Trümmer noch jezt das Erstaunen der Beschauenden sind.

Athen ist für den Freund des Alterthums ein heiliges Palästina, dessen Name in seiner Seele die erheiterndsten Gefühle der Humanität erweckt und in ihr die Idee des Schönsten, Größten und Edelsten entzündet, was je die stille und tiefe Einfalt der alten Heroenwelt erzeugt hat. Mit Andacht sucht er die Spuren auf, welche seine großen Bewohner hier eingedrückt haben. Er findet den Hügel des Areopagos, des würdigsten Tribunals wo selbst Götter gerichtet hatten, und von wo er die Ueberbleibsel des alten Athen, mit den Hütten seiner

jetzigen Bewohner gemischt, überschaut, und das auch noch jetzt anmuthige Gefilde umher mit Oelbäumen, Weinbergen und Fruchtgärten bedeckt sieht. Er steigt zwischen schroffen Felsen zur Akropolis hinauf, wo vor nicht langer Zeit das Parthenon mit seinen 44 Säulen, Erstaunen und Ehrfurcht erregte, bis es der barbarische Muthwille eines Kriegers zerstörte. Er betritt die langen Hallen der Pökile, in denen die Weisen Athen's mit ihren Jüngern zu wandeln pflegten, und die Trümmer des Theaters, das ehemals von den Meisterwerken der Kunst und den Stimmen der Herolde und Redner wiederhallte. — Zwischen zerstreuten Steinen, den Ueberbleibseln der langen Mauern, steigt er zum Peiräos hinab, der noch immer eine weite, herrliche Einfahrt öffnet und noch Trümmer des soliden, mit keinem Cement verbundenen Mauerwerks zeigt, das ihn vor Alters schützte; während der Hafen Phaleréus zur Hälfte verschüttet, der von Munychia aber so gut als verschwunden ist.

Wenn jetzt der Reisende auf diesem Punkte der alten Welt, den die Geschichte mit einem Strome unvergänglichen Lichtes beleuchtet, das rege Gedräng und die Wirkungen geistreichen Bestrebens trauernd vermißt, und in einer Stadt, die zur Zeit ihrer Blüthe Hunderttausende von Einwohnern zählte, deren jetzt etwa ein Zehntheil findet, wenn er bei diesen, statt der Tugenden ihrer Vorfahren, nur noch List und einige Urbanität wahrnimmt, so tröstet er sich mit dem allgemeinen Loose der Menschheit, das nicht Einem Punkte der Erde eine dauernde und ewige Blüthe verhieß, sondern das erleuchtende Gestirn

der Kultur allmählich um die ganze Erde herumführt; noch mehr aber durch den Gedanken daß die Wirkungen jener Kräfte nicht verloren sind, daß Athen noch immer in der Geschichte und noch mehr in seinen Werken steht und hier einer Blüthe genießt, die, von den edelsten Menschen gepflegt, keiner Vergänglichkeit ausgesetzt ist.

Nordwestlich hin von Athen führte die heilige Straße nach Eleusis, hin an dem Ufer des Meers, bei Salamis vorüber, und über Eleusis das thriasische Feld, berühmt durch die Früchte, welche die Hand der Demeter hier zuerst ausgestreut hat. Keinen Ort der alten Welt umgibt ein so dichter Schleier anziehender, heiliger Geheimnisse, als dieses Eleusis, das mit einem Tempel der Demeter prangte, der gegen 30,000 Menschen faßte und unter Perikles' Verwaltung erbaut worden war. Was auch in diesen Mysterien, den großen und kleinen, von Hierophanten, Daduchen und Hierokeryken gelehrt worden, — wie sich auch immer im Fortgang der Zeit, die fromme Fabel zur Allegorie und zur gereinigten Weisheit erhoben haben mag, so viel ist gewiß daß diese religiösen Weihen zur Erziehung der Hellenen beigetragen haben. Aber thöricht ist es zu glauben daß aus ihnen eine höhere Weisheit habe fließen können als die aus der Vernunft auch der profanen Weisen floß — deren Sokrates einer war — oder die Schätze der Erkenntniß zu betrauern, die mit ihnen möchten verloren gegangen sein. Sie waren nützlich und heilsam zu ihrer Zeit; aber sie arteten aus mit der Zeit, und da sie den Einsichtsvollen und Gebildeten nichts Neues mehr darbieten konnten, hüllten sie das Gemeine in

abentheuerliche, vielversprechende Formen, bis endlich das ganze große Institut in leeren Formen erstarrte.

Unter allen Provinzen von Hellas war Attika allein mit Bergwerken gesegnet. Der Laurion, an der südlichsten Spitze, enthielt einen Reichthum von Silber, der als ein Gemeingut angesehen und von Jedem benutzt werden konnte, der sich den Kosten des Baus unterziehen wollte. Seine Schätze sind noch nicht erschöpft; aber die Gänge sind verschüttet; und die Bewohner jener Gegend hüteten sich sie zu öffnen, um nicht ihren Herrn einen Vorwand zu neuen Bedrückungen zu geben. — In der Nähe von Athen bot der Pentelikos einen schönen weißen Marmor dar; aber auch diese Marmorbrüche sind verschüttet. — Der vormals so berühmte Hymettos, das erste Glied der Bergkette welche die ganze Länge von Attika durchschneidet, liegt ungebaut; aber noch immer mit Thymian und aromatischen Kräutern bedeckt, ist er ein Lieblingsaufenthalt der Bienen, und der Honig, den sie hier bauen, macht einen Handelsartikel von Athen aus.

Doch ein heiteres Bild tritt an die Stelle jener trüben, seit ein deutscher Fürst in diesem Lande zu herrschen begonnen.

Peloponnes.

Durch Megaris über den Isthmos gelangt man zu der Peloponnes, der Insel des Pelops, die in uralten Zeiten durch die Mythen des Pelops und seiner Nachkommen, der Atreiden, des Danaos, der Io, des

Inachos Tochter, der Herakleiden ꝛc. späterhin durch die Originalität der spartanischen Verfassung und Sitten merkwürdig ist.

Die ganze Peloponnes gleicht einem Kegel-Durchschnitt, dessen Spitze Arkadien ist. Von diesem hohen Gebirgsland gehn mehrere Ketten aus, deren zwei in den Vorgebirgen Taenarium und Malea auslaufen und in ihrem Schooße Lakonien umfassen; eine dritte geht östlich bis zum skylleischen Vorgebirge und bildet das weit hervorspringende Argolis. Um Arkadien herum lagern sich nördlich Achaia, westlich Elis, südlich Messenien und Lakonien.

Korinthos auf dem Isthmos, ein eigenes kleines Reich, unbedeutend in Rücksicht auf Landeigenthum und Producte, höchst bedeutend durch seine günstige Lage an Meeren, als Stapelplatz des Handels zweier Welttheile. Der Hafen Lechäon war den westlichen, Kenchreä den östlichen Schiffen geöffnet. So war Korinth der vornehmste Zwischenplatz des asiatischen Handels, der zu allen Zeiten die Quelle des Reichthums und der Gegenstand der Begierden der Kaufleute gewesen ist. Aber die Korinther vermehrten die Quellen ihres Reichthums auch durch eignen Fleiß. Ihre Schiffe bedeckten die Meere und ihre Galeeren waren ein Haupttheil der hellenischen Seemacht. Keine Stadt war reicher an Kunstwerken aller Art, an herrlichen Tempeln, Bildsäulen, Wasserleitungen, Gymnasien und öffentlichen mit den schönsten Gebäuden geschmückten Plätzen. Im Süden erhob sich die Akropolis, Akrokorinthos, ein unersteiglicher Berg, der für den Schlüssel der Peloponnes gehalten ward und von dessen Höhe im Norden und Osten der Parnaß und He-

liken, die Burg Athen's und das sunische Vorgebirg sich dem Blicke zeigten. Nachdem diese Stadt, durch Reichthum und Ueppigkeit geschwächt, ihren alten Einfluß und ihren Ruhm verloren hatte, ward sie abwechselnd eine Dienerin der argivischen und lakedämonischen Uebermacht und endlich in dem Kriege mit dem achäischen Bunde ein Opfer ihrer Lage und der römischen Barbarei. Mummius gewann eine Schlacht unter den Mauern von Korinthos, nahm dann die Stadt mit Gewalt ein, und gab sie den Flammen Preis. Von den Kunstwerken wurde Vieles nach Italien geschafft, Vieles auch weggeschenkt, Vieles verwüstet. Mit schmerzlichem Gefühl erzählt Polybios (XL. 8.), wie er die größten Meisterstücke der Malerei auf der Erde liegen und den römischen Soldaten beim Würfelspiel zur Tafel habe dienen sehn. Wie unkundig aber Mummius selbst der Künste gewesen, ist bekannt genug.

Westlich an Korinthos, durch den Fluß Nemea getrennt, lag das kleine Sikyon, das älteste Reich in Hellas, ein fruchtbares Land, mit Oel, Wein und Getraide überflüssig begabt. Durch seinen geringen Umfang und seine Schwäche ward es gehindert, eine selbstständige Rolle zu spielen, und folgte abwechselnd dem Interesse Athen's und Sparta's. Zur Zeit des achäischen Bundes erlangte es einen vorübergehenden Glanz durch einen seiner trefflichsten Bürger, Aratos, der sein Vaterland von der Tyrannei befreite, selbst die oberste Macht verschmähte, Korinthos und andere wichtige Städte den Makedoniern entriß, dann die Obermacht Sparta's zum Theil mit Hülfe Makedoniens bekämpfte, und dem

achäischen Bunde zu einem Ansehn verhalf das er nie vorher genossen hatte.

Dieses Land rühmt sich einer durch ausdauernden Muth glorreichen Stadt, Phlius, wo auch die Komödie oder das Satyrspiel seinen Anfang genommen haben soll. Phlius war mit Sparta auf das Innigste vereint, als der Flor von Sparta am Größten war; ja, als selbst die Kraft dieses Staates durch die Schlacht bei Leuktra gebrochen und alle andern Verbündeten dem Glück folgend abtrünnig geworden waren, da blieb Phlius getreu und trotzte den Drohungen der feindlichen Arkader und Argiver, die es von Sparta ab zu sich herüberziehn wollten. Das Land ward verheert; die Mauern der Stadt erstiegen; aber immer schlug sie die überlegene Macht des Feindes siegreich zurück. Auch über den Hunger siegte sie ob durch Ausdauer und List. Ausführlich und mit verdienter Bewunderung erzählt Xenophon (Hellen. Gesch. VII, 2) die herrlichen Thaten dieser kleinen Gemeinheit, mit Recht bemerkend daß, da alle Geschichtschreiber die schönen Thaten großer Städte rühmten, ihm es billig scheine, auch Das was von kleinen Städten glorreich vollbracht worden, nicht mit Stillschweigen zu übergehn sondern zu verherrlichen. Und mit Recht. Denn nicht nur die Thaten welche der Schauplatz erleuchtet, auf dem sie geschehn, sondern auch die, welche einem unbedeutenden Orte Glanz verleihen, soll die Geschichte zur Freude und Erhebung des menschlichen Geschlechts aufbewahren.

Westlich hin erstreckt sich Achaia, wozu auch Sikyon und Korinth bisweilen gerechnet werden, bis an das ioni-

sche Meer, an seiner ganzen nördlichen Küste von dem korinthischen Meerbusen bespült, dessen Eingang die Vorgebirge Rhion und Antirrhion bilden. Diesen ganzen Landstrich bewohnten vormals Joner, seit der Einwanderung der Herakliden aber Achäer, die vorher den südlichen Theil der Peloponnes inne gehabt hatten. Das ganze Volk war in 12 Städte vertheilt die, in einen freien Bund vereinigt, bis auf die Zeiten der ersten Nachfolger Alexanders (etwa funfzig Jahre nach Alexanders Tode) in friedlicher Unabhängigkeit bestanden. Denn damals bildete sich zuerst jener berühmte Bund, dem, außer Sparta, die ganze Peloponnes beitrat, und auch einige Staaten von Hellas: ein Bund, dessen Geschichte im nächsten Abschnitte berührt werden soll.

Die ganze Küste dieser Provinz ist mit steilen Gebirgen besäet; auch das Innere des Landes ist mager und bringt nur in einigen Gegenden Wein hervor. Die Städte des Landes sind klein und unbedeutend. Mehrere von ihnen, die der Küste nahe lagen, wurden durch Erderschütterungen zerstört, wie Helike kurz vor der Schlacht bei Leuktra, auch Bura und Ageira. Das Meer ergoß sich über die Trümmer von Helike und stieg bis zu den Hügeln empor, welche der Tempel und Hain Poseidons krönte. Alle Einwohner kamen um, und die Schiffer zeigten noch in späten Zeiten einzelne Spuren der untergegangenen Stadt.

Aus Achaia steigt man hinauf zu den Gebirgen von Arkadien, einem sagenreichen, poetischen Lande, wie alle Gebirgsländer. Hier auf dem Mänalos wandelte Pan, Schützer der Heerden und der Jagd, und unzäh-

lige Tempel, Grotten und Haine ehrten des Landes alten Beschützer. Auf dem Kyllene, an den Gränzen Achaias, war die Wiege des Hermes, ursprünglich auch eines ländlichen Gottes, und hier des Erfinders der Leier, was nicht ohne Bedeutung ist, denn die Arkadier waren ein musikalisches Volk. Nachdem sie lange sich von Eichelkost genährt, in Höhlen wohnend und mit Fellen bekleidet, das roheste Volk der Peloponnes geschienen hatten, fand Musik und Dichtkunst Eingang bei ihnen und milderte ihre Sitten, so daß die Spätern ihre Humanität, Gastfreiheit, Standhaftigkeit und Liebe zur Freiheit lobpreisen. In dem achäischen Bunde werden sie immer unter den Tapfersten genannt.

Die Hauptstädte dieses, trotz seiner Gebirge, nicht unfruchtbaren Landes, sind Mantineia, berühmt durch die Niederlage der Spartaner und den Tod des Epameinondas, der für sein Vaterland eine Niederlage war. Auf seinen Rath hatten, um sich gegen die Ueberfälle Lakedämons besser zu sichern, die Arkader ihre kleinen unbewehrten Städte in Eine größere, Megalopolis zusammengezogen, die stark befestigt und ein undurchdringlicher Wall gegen die Feinde war. Aber ungewohnt des Lebens der größeren Städte, verließen viele der Einwohner diese neue Stadt nach weniger als 6 Jahren, und nur durch Zwang konnte deren Bevölkerung einigermaßen erhalten werden. Zur Zeit des achäischen Bundes ward sie ein Opfer der spartanischen Eifersucht. Kleomenes zerstörte sie; und Strabo fand an ihrer Stelle eine unwirthliche Wüste. — Lykosura, am Fuße des Lykeus, jenseit des Alpheus (Arethusa), berühmt

durch die muthwilligen Feste, die hier dem Pan gefeiert wurden und das Vorbild der Lupercalien waren, an denen der Gott Pan selbst Schläge empfing. — Tegea, dessen Bürger in der Schlacht bei Platää den Athenern das Kommando eines Flügels des Heeres streitig machten und durch Thaten großer Tapferkeit zeigten daß sie einer solchen Ehre würdig gewesen wären. Auch in uralten Zeiten hatten sie ihre Tapferkeit bewährt. Als nach Lykurgos' Tod, wie Herodotos (I, 66) erzählt, die Spartaner Arkadien befeindeten und in Delphi nach dem Ausgange eines Kriegs gegen dieses Land forschten, antwortete das Orakel täuschend:

Groß ist was Du begehrest, Arkadien muß ich versagen;
Viel ja sind in Arkadiens Land von Eicheln Genährte,
Welche den Sieg Dir versperren; doch, wiss', ich gönne Dir Gutes.
Tegea gab' ich Dir Preis zum Tanz mit stampfenden Füßen,
Und das schöne Gefild mit messender Kette zu theilen.

Durch dieses Orakel getäuscht, zogen sie, Ketten mit sich nehmend, gegen die Tegeaten, in der Hoffnung sie alle zu Sklaven zu machen. Aber diese stritten rühmlich, und selbst die Weiber nahmen Theil an dem Kampf, so wacker, daß der Name einer von ihnen, Marpessa, und ihre Rüstung sich auf späte Zeiten erhalten hat. (Pausan. VIII, 47). Die Spartaner wurden gefangen, die Ketten ihnen angelegt, und so arbeiteten sie das Land, für Andere es messend und im unbehaglichen Tanze darauf einherschreitend. So spotteten die Götter der alten Welt und straften den Uebermuth.

Westlich von Arkadien begränzt Elis die Pelo-

ponnes, ein wasserreiches, fruchtbares Land, voll fleißiger Einwohner, die dem Ackerbau so ergeben waren, daß manche Familien seit zwei und drei Menschenaltern keine Stadt besucht hatten. Lange Zeit sollen sie einer tiefen Ruhe genossen haben. Als Schützlinge des ersten der Götter verehrt, der sie mit seinen Spielen begnadigt hatte, wurden sie von fremden Völkern geschont, und wenn diese zum Krieg durch ihr Land zogen, legten sie an der Gränze die Waffen nieder. In spätern Zeiten aber konnten auch sie dem allgemeinen Schicksal der Hellenen nicht entgehn. Sie führten oft mit den Arkadern Krieg, und auch in den peloponnesischen Krieg waren sie verwickelt.

Elis, die Hauptstadt, im nördlichsten Theil der Provinz, war aus der Vereinigung mehrerer Dörfer entstanden, nicht früher als nach dem zweiten persischen Krieg. Sie hatte keine Mauern, denn sie ward für heilig geachtet. — In der Mitte, Olympia am Alpheus, in der Nähe des alten Pisa, das aber seit so langer Zeit verschwunden war daß Viele zweifelten, ob es je gestanden habe. Einen großen Theil von Olympia füllten die Gebäude aus, die bei den Spielen benutzt wurden, unter denen der Tempel des Zeus Olympios das herrlichste war. Hier hatte die Baukunst ihren höchsten Gipfel erreicht, und die Alten sagen daß wenn Zeus vom Himmel herabsteige, er hier einen zweiten Himmel finde. Des Tempels würdig war die kolossale Bildsäule des Zeus, das Meisterwerk des Phidias, nach homerischem Ideale aus Elfenbein und Gold gearbeitet: der Gott saß auf einem Thron, sein Haupt war mit

einem Oelzweig geschmückt, in der rechten Hand hielt er die Siegesgöttin, in der linken das künstliche Scepter. Der Thron war mit vielem Bildwerk geziert. Einige Alten erzählen, die Bildsäule sei 60 Fuß hoch gewesen; und man tadelte, daß man den Gott ohne den Einsturz des Dachs nicht aufrecht denken könne. In der Nähe dieses Tempels, wo der Gott selbst als Kampfrichter saß, waren jene berühmten Spiele, die den Sieger auf den höchsten Gipfel des Glückes erhoben, und eine der größten Vereinigungen der Hellenen waren. Von ihnen soll in dem Abschnitte von den Sitten der Griechen gesprochen werden.

Oestlich von Arkadien liegt Argolis, eine große Landzunge zwischen dem saronischen und argolischen Meerbusen, von Bergen und Hügeln anmuthig durchschnitten und voll fruchtbarer Thäler, in denen Heerden trefflicher Rosse weideten. In der alten Sagenzeit prangten hier die Namen eines Inachos, eines Danaos; hier war Perseus und Herakles geboren; hier herrschte Agamemnon über Argos und das benachbarte, goldreiche Mykenä, Städte, deren kyklopische Mauern ihren alten Ursprung verkündeten. Die Einwohner des Landes galten für tapfer. Sie nahmen Theil an allen Streitigkeiten der Peloponnes und der andern Hellenen, und erhielten ihre Unabhängigkeit gegen die Bedrückungen des benachbarten Sparta, das die demokratische Verfassung von Argos anfeindete. Die Wissenschaften und Künste blühten nicht bei ihnen. Doch haben sie die Bildhauer Ageladas und Polykletos hervorgebracht; und die Dichterin Telissilla, die noch berühmter geworden ist durch ihre

Tapferkeit. Denn als Argos in einer großen Schlacht gegen die Spartaner die Blüthe seiner Jugend verloren hatte, und die Feinde gegen die Stadt rückten, welche ohne Vertheidigung war, versammelt sie durch muthvolle Worte die Weiber; nimmt aus den Tempeln die Waffen, eilt mit ihnen auf die Mauern, und scheucht den Feind zurück, der einen Sieg oder eine Niederlage für schimpflich hielt. Diese That wurde durch ein Fest verewigt, an welchem die Weiber in männlicher Kleidung erschienen, der Telesilla aber wurde eine Bildsäule errichtet, mit einem Helm in der Hand, den sie aufmerksam zu betrachten scheint. Nicht minder berühmt waren jene Söhne der argivischen Priesterin, Kleobis und Biton, deren kindlich fromme Gesinnung noch späte Jahrhunderte rühmten.

Auf der südlichen Gränze von Argolis lag Thyren, der Gegenstand des Streites mit den Spartanern, in welchem nach dem Berichte des Vaters der Geschichtschreibung (Herodot I, 82) jene Heldenthat des Othryades glänzt, der sich nach der Errichtung der Tropäen selbst tödtet, um nicht den Tod seiner 300 Gefährten zu überleben. — Auf der östlichen Küste finden wir Trözen, den Wohnplatz des alten und weisen Pittheus, Pelops Sohn, welcher des Theseus und Hippolytos Erzieher ward. — Weiter hinauf Epidauros, mit einem Tempel des Asklepios, von Asklepiaden besorgt, wohin aus allen Gegenden von Griechenland Kranke zogen und Heilung fanden. An den Säulen des Tempels waren Votivtafeln aufgehängt, mit dem Namen der Kranken, ihren Uebeln, den Heilmitteln. Eine gleiche

Sammlung benutzte Hippokrates in dem Asklepiostempel zu Kos. Incubationen, während deren die Kranken die Stimme des Gottes vernehmen, der ihnen Heilmittel vorschrieb, waren das häufigste Heilmittel in jenem Tempel, in dem zehn Schlangen als Repräsentanten des Gottes gehalten wurden, wie eine solche die Römer mit sich auf die Tiberinsel hinüberführten. — Ganz nördlich, nahe den Gränzen von Korinth, liegt Nemea, durch seine Spiele berühmt, die entweder dem Archemoros zu Ehren als Leichenspiele angeordnet, oder von Herakles nach Erlegung des Löwen zu Ehren des Zeus gestiftet waren.

Den Süden der Peloponnes nimmt Lakonien und Messenien ein. Messenien, von Lakonien durch das Gebirg des Taygetos getrennt, umfaßt den weiten messenischen Meerbusen, ein treffliches Land voll von Viehweiden und Fruchtäckern. Diese Fruchtbarkeit reizte früh die Habsucht von Sparta, das sich eine Art von Herrschaft über Messenien anmaßte, weil es ihm seine ersten dorischen Könige gegeben hatte. Hieraus und überdies aus gegenseitigen Beleidigungen und Reizungen entsprangen die messenischen Kriege, deren erster das Land den Spartanern so weit unterwarf, daß die Messenier genöthigt wurden, den halben Ertrag ihres Feldbaus den Siegern zu überlassen. Als sie sich nun nach Verlauf von acht und dreißig Jahren gegen den Druck empörten, mißlang doch der Versuch nach unglaublichen Anstrengungen und wundervollen Thaten, vorzüglich ihres Feldherrn, Aristomenes, der, ein Abkömmling der alten Könige, selbst aber zu groß, die angebotene

Königswürde anzunehmen, das Vertrauen seines Volkes nur zum Besten desselben verwandte. Ehe die Empörung ausbrach, ging er, um unter den Spartanern Schrecken zu verbreiten, heimlich nach Sparta und hing an dem Tempel der Athene einen Schild auf mit der Inschrift: „Aristomenes weiht diesen Schild von der spartanischen Beute.“ Immer waren seine Heere siegreich; Sparta wurde gedemüthigt und nur der Beistand des Tyrtaeos belebte seinen gesunkenen Muth. Als aber die Messenier, aus ihren übrigen Besitzungen vertrieben, sich in Ira eingeschlossen hatten, unterließ Aristomenes auch hier nicht, die Feinde zu beunruhigen und ihnen Beute abzunehmen. Bei einem solchen Ausfall ward er mit Wunden bedeckt gefangen genommen. Unedelmüthig warfen ihn die Feinde mit vielen Todten in eine tiefe Höhle, aus welcher kein Entkommen schien; aber ein Fuchs — so berichtet die Sage — rettete ihn, und er trat bald zum Erstaunen von Sparta wieder in die Schranken. Noch einmal gefangen, rettete er sich von Neuem durch Entschlossenheit, indem er eine weit überlegene Anzahl von Feinden tödtete. Nachdem aber dennoch Ira durch die List der Spartaner erobert war, schlug er sich mit den Seinigen nach Arkadien durch und zog durch die Schaaren der erstaunten Spartaner gleichsam triumphirend ab. Ja er würde vielleicht Sparta selbst genommen haben, wäre er nicht von dem arkadischen Könige Aristokrates verrathen worden. Ein Theil der übrig gebliebenen Messenier begab sich nach Sikelien, wo er Messene gründete; Aristomenes aber blieb in Hellas, hoch geehrt, und von dem Orakel selbst für den würdig-

sten Mann erklärt. — Als aber eilf Jahre nach der Schlacht bei Thermopylae ein Erdbeben Sparta verwüstete, benutzten die Heloten und die unterdrückten Bewohner Messeniens den Augenblick und erneuerten den Krieg — nach zweihundertjähriger Knechtschaft —, verschanzten den Berg Ithome und vertheidigten ihn zehn Jahre lang, wo endlich die Messenier, da keine längere Vertheidigung möglich, freien Abzug erhielten und sich unter dem Schutze Athens in Naupaktos niederließen. Im peloponnesischen Kriege wurden sie auch von hier durch die Spartaner vertrieben und zerstreuten sich in Italien und Sikelien; aus welchem Exil Epaminondas sie zurückrief und zur Schmach des gedemüthigten Sparta in ihr altes Vaterland einsetzte.

Lakonien, von zwei Gebirgsarmen umfaßt und von dem übrigen Lande abgeschnitten, wird vom Eurotas der Länge nach durchströmt. Sein Boden ist an den Bergen steinig und dürr; aber weiter in die Ebene herab nicht unfruchtbar. Das Klima ist rauh und eben so drückend heiß im Sommer, als kalt im Winter. Manche Reisende haben geglaubt daß diese Beschaffenheit des Himmels den kriegerischen Charakter der Lakedämonier befördert habe und berufen sich auf die noch jetzt dort wohnenden Mainotten und deren verwandten Sinn. Doch war der kriegerische Geist schon an sich dem dorischen Stamme eigen, der aber hier, durch Lykurgos Gesetzgebung befestigt, eine Strenge und Härte erhielt, wie sonst nirgends. Diese Gesetzgebung wird uns zu einer andern Zeit beschäftigen; hier ist es genug an die auffallenden, fremden Sitten zu erinnern, die dem Rei-

senden in diesem Lande begegneten. Ein kriegerisches, stolzes, rauhes Volk, das Nichts über sich erkennt als das Gesetz, aber diesem mit abergläubischer Ehrfurcht huldigt; das keine Künste treibt und die Künste überhaupt als ein Verderbniß der Sitten und schädlichen Luxus verschmäht; und das doch mit seiner Rauhheit den humansten Griechen so sehr imponirte daß mehrere der Edelsten, ein Xenophon und Platon, ihren Staat als das Muster, ihre Sitten als die besten priesen. So war auch die Weise der Weiber ganz verschieden von der in andern Staaten. Während hier Matronen von Stand und Jungfrauen im klösterlichen Zwang selten ihre Gynäkeen verließen und, auf die innere Verwaltung des Hauses beschränkt, an keinem öffentlichen Geschäfte Antheil nahmen, übten sich die spartanischen Jungfrauen in der Palaestra und theilten, verheirathet, mehrere Rechte der Männer so wie den Charakter derselben. Auch ihnen galt Liebe des Vaterlandes und Heldenmuth für die ersten Tugenden und sie glaubten diese ihren Kindern bei der Geburt schon mitzutheilen. Als Jemand zu der Gemahlin des Königs Leonidas sagte: „Ihr spartanischen Weiber seid die einzigen, welche die Männer beherrschen", antwortete sie: „Allerdings, denn wir sind die einzigen, welche Männer gebären". Ein ruhmvoller Tod ihrer Söhne gereichte ihnen zur Freude, nicht zum Schmerz. Eine solche Mutter hatte fünf Söhne in den Krieg gesandt und erwartete in der Vorstadt Nachricht von dem Erfolge der Schlacht. Da nun ein Bote kam und ihr auf ihre Nachfrage zuerst antwortete, „ihre Söhne wären alle umgekommen", rief sie aus: „Nicht dies, o Sklav, bab ich

dich gefragt, sondern wie es dem Vaterland ergehe"? Und als jener weiter sagte, „ihm sei der Sieg geblieben", fuhr sie fort: „So nehme ich denn die Nachricht von dem Tode meiner Söhne gern und willig an". — Mit diesen Gesinnungen verschmähten sie Ueppigkeit und äußern Glanz: nur auf das Vaterland bedacht. Als einst ein ionisches Weib mit einem kostbaren Gewande prahlte, zeigte eine Spartanerin ihre vier wackern Söhne und sprach: „Dieß ist der Schmuck edler Weiber und eines solchen dürfen sie sich rühmen".

Dieses bewundernswürdige Volk, dessen ganzes Leben eine fortgesetzte Uebung des Krieges war und welches einen Zustand, der bei einem andern Volk und in einem andern Staate nur als ein außerordentlicher eintreten kann, zum Hauptziel aller seiner Thätigkeit gemacht hatte, ist dennoch mehr durch einzelne Thaten, als durch große kriegerische Unternehmungen ausgezeichnet. Verbunden mit allen Staaten der Peloponnes und mehreren außer demselben, kämpften die Lakedämonier doch sieben und zwanzig Jahre gegen Athen und lange Zeit ohne entschiedenen Erfolg, bis sie, dem Rath des Alkibiades folgend, durch persisches Gold unterstützt, und von einem Feldherrn geleitet, der die Verfassung seines Vaterlandes untergrub, den Sieg errangen und auf eine kurze Zeit in den Besitz der Hegemonie zurückkehrten. Aber auch diese verloren sie bald, und das Genie eines einzigen Mannes war hinreichend, den Uebermuth und Trotz zu demüthigen, mit dem sie die Besiegten und Bundesgenossen drückten. Dieses Beispiel lehrt uns, was auch aus der neuern Geschichte hinlänglich hervorgeht, daß

nicht Muth und Uebung allein einem Volke Ueberlegenheit im Kriege gibt, sondern daß auch die Kriegskunst andere und vielumfassende Bildung fordert.

In diesem Lande wohnt noch jetzt ein freiheitliebendes und in der Waffenführung sehr geübtes Volk, von dem die Eitelkeit der heutigen Griechen behauptet daß es von den alten Spartanern abstamme. Vergebens aber würde man hier Spartaner erwarten; das Reich dieses Volkes ist vorbei: es ist genug daß einmal die Welt das Beispiel eines Staates gesehen hat der die kriegerischen Zwecke mit solcher Konsequenz verfolgte. Was daraus entstehen konnte, hat seine Geschichte hinlänglich gezeigt; und nie möge der Wunsch in uns erwachen daß die beschränkte, egoistische Tugend der Spartaner irgendwo wieder einheimisch gemacht werde. Auch ist diese Gefahr in unserer Zeit nicht sehr groß.

Wenn wir unsere Blicke noch einmal auf diese Menge von Staaten, Städten und Völkerschaften werfen, so sehen wir daß es Athen ist, wonach sich diese ganze Masse, wie nach einem gemeinsamen Mittelpunkte, neigt. Athen, in der Mitte der hellenischen Welt gelegen, vereinigte alle Strahlen der Kultur in sich, die irgend einmal im Norden und Süden, im Westen und Osten aufgegangen waren, veredelte und vervollkommnete Alles und ließ aus dem Alten Neues hervorgehn. Auch in politischer Hinsicht bietet es einen solchen Verein dar. Nicht nur hat es geraume Zeit die Hegemonie behauptet, sondern, da es der vornehmste aller demokratischen Staaten war, so hielt es die andern Demokratieen in seinem Schutz und

unter seiner Vormundschaft. Darum streckten auch die Feinde dieser Verfassung ihre Arme nach Athen aus, weil sie wußten daß mit Athen die Demokratie fallen müsse. Es ist daher gar nicht bloß ein Zufall daß wir die Geschichte von Athen besser kennen, als die eines andern hellenischen Staates. Sein Zusammenhang mit der ganzen hellenischen Welt und die Höhe seiner Kultur zugleich — die ihm erlaubte die besten Geschichtschreiber zu haben — machte dieses nothwendig.

Nicht unmerkwürdig ist die Betrachtung der Gegensätze in der sittlichen und politischen Beschaffenheit der griechischen Staaten. Wenn wir Attika mit Recht als den Mittelpunkt der hellenischen Kultur betrachten müssen, so sehen wir demgemäß die Strahlen derselben immer schwächer und schwächer werden, je weiter sie sich von ihrem Brennpunkt entfernen. In dem südlichsten Punkte kehrt sie sich in eine gesetzmäßige, große und wunderbare Inhumanität um, die mit Speer und Schwert gewaffnet die Künste der Musen und Charitinnen verscheucht. Im Norden aber erscheint in Thessalien eine gesetzlose Inhumanität, die einen fröhlicheren Charakter hat, als die lakonische, aber, aus Leichtsinn, Wildheit und Heftigkeit entsprungen, dem lakonischen Ernste am Weitesten entgegensteht. Aehnliche Erscheinungen finden wir im Osten und Westen, wenn wir Phrygien und Aetolien, als die äußersten Punkte der hellenischen Welt vergleichen.

Inseln zu Griechenland gehörig.

Noch einige Worte fügen wir hinzu über die griechischen Inseln und Kolonieen.

Auf der westlichen Seite liegt Kerkyra, der Römer Corcyra, das heutige Corfu, wohin Homeros das Reich des Alkinoos und jener fröhlichen Phäaken versetzt,

Deren Jugend nur mit der Pflege des Leibes bemüht ist,
Und sich des Schlafes erfreut bis zum hellen Lichte des Mittags,
Auch beim Cithergesang die lästigen Sorgen verscheuchet,

wie der römische Sänger (Horat. Epist. 1, 2, 28) erzählt. Aus der geschichtlichen Zeit ist zu erwähnen daß es nach dem zweiten Perserkrieg sich eine bedeutende Seemacht erwarb. — Südlicher liegt Kephallenia (Zefalenia) dem korinthischen Meerbusen gegenüber, die größte von allen diesen griechischen Inseln, und das benachbarte Ithaka, das Reich des Odysseus; weiter herab Zakynthos (Zante) und die Strophadischen Inseln (jetzt Strivali), der Aufenthalt der durch Zetes und Kalais gebannten Harpyien. — Gegenüber dem lakonischen Meerbusen Kythere (Cerigo), ein berühmter Stapelplatz der ägyptischen und libyschen Kaufleute, noch berühmter durch den alten Dienst der Aphrodite Urania, die hier ihren angesehensten Tempel besaß. Die Einbildungskraft der Neuern hat dieses ziemlich dürre Eiland in ein Paradies, in Gärten der Armida umgeschaffen. Die Spuren des Tempels der Aphrodite sind gänzlich verschwunden.

In dem saronischen Meerbusen ist am berühmtesten Salamis, das Vaterland der Telamon, Ajas und Teukros und ein ewiges Denkmal des griechischen Ruhms. Als in früherer Zeit über diese Inseln zwischen den Athenern und Megarern lange und blutige Händel

entstanden waren, ward zu Athen ein Gesetz gegeben, nach welchem jeder Vorschlag zur Wiedereroberung verboten war. Solon wußte dieses zu vereiteln. Die begeisterten Bürger hoben das Gesetz auf und ernannten den Solon zu ihrem Anführer, der die Megareer durch eine neue List auf die Küste lockte, mit einem Hinterhalt umgab und so überwältigte. Dies war der erste Schritt den Solon zum Ruhme that.

Näher nach der Küste von Argolis hin liegt Aegina, Epidauros gegenüber, in ältern Zeiten ein blühender Handelsstaat, wo das erste Gold gemünzt und die Kunst in Erz zu gießen geübt wurde. Zur Schlacht bei Salamis schickten die Aegineten dreißig Schiffe und errangen den Preis der Tapferkeit. Im peloponnesischen Kriege unterlag diese Insel den Athenern, ihre Einwohner wurden vertrieben und obgleich sie nachher unter Sparta's Schutz in die Heimath zurückkehrten, so war doch ihr Wohlstand dahin.

Wir gelangen östlich nach Keos, Sunion gegenüber, eine reich bevölkerte, wohlhabende Insel, berühmt als das Vaterland des Simonides und Bakchylides. Als sie noch unabhängig war, belagerten einst die Athener die Hauptstadt Julis und da sich diese aus Mangel an Lebensmitteln nicht mehr halten konnte, umringte die waffenfähige Mannschaft die ältesten Bürger und drohte sie zu tödten, wenn die Feinde nicht abließen. Da hoben die Athener die Belagerung auf. Späterhin kam die Insel doch in ihre Hände, und von dieser Zeit an ward sie ein Sitz des Wohlstandes. Die Stadt Julis war mit den prächtigsten Gebäuden geschmückt; die Mauern

bestanden aus Marmorblöcken, die Straßen waren die schönsten. Man sagt daß hier in uralten Zeiten ein Gesetz gewesen, welches Greise, die über 60 Jahre alt waren, veranlaßte sich das Leben zu nehmen: es sei eine Schande sich selbst zu überleben und dem Vaterlande nicht mehr dienen zu können; der Tag des Todes war ein Festtag. Bekränzt trank der Greis den Schierlingssaft und starb in der Gesellschaft seiner Verwandten und Freunde.

Nördlich zieht sich Euboea (Negroponte) längs Attika, Böotien und Lokris bis nach Thessalien hinauf; durch den Euripos wird es von Hellas getrennt. Gebirgig, aber in den Thälern höchst fruchtbar, auch reich an Eisen und Kupfer, hat es mehrere merkwürdige Punkte: so das kapbareïsche Vorgebirge, in dessen Nähe Karystos mit trefflichen Marmorbrüchen lag; auch Amiant fand man da, den Stoff unverbrennlicher Leinwand. Berühmt ist die Stadt Eretria, durch das Unglück im zweiten persischen Krieg; die ganze Stadt wurde geschleift und alle Bewohner wurden in das persische Reich versetzt. Die Insel hat meist Athen angehört, welches hier einen Tribut erhob; oft aber wurde dieser verweigert. Zuweilen waren einzelne Städte Tyrannen unterwürfig.

Der Archipelagos ist mit Inseln besäet, die mehr oder weniger vulcanischen Ursprungs scheinen; wie denn die Vorgebirge von Euboea öfters rauchen und sich in Massen von Lava aufthürmen. Die Hauptgruppe desselben bilden die Kykladen, die sich südlich von Euboea in einem Kreise herumziehen; von den Dichtern

werden ſie wegen der weithin leuchtenden Marmorfelſen die glänzenden (nitentes bei Horat. Od. 1, 14, 19 oder fulgentes daſ. 3, 28, 14) benannt. Den Mittelpunkt derſelben bildet die zwar kleine, aber vor Alters hoch berühmte Inſel Delos. Auf derſelben erhob ſich der reichſte Tempel Apollons, nachdem ſie gewürdigt worden die Freiſtatt der Latona zu werden und — vorher ſchwimmend und unſtet — in dem Meere zu wurzeln. Das deliſche Orakel galt für das ſicherſte; und da ein beſtändiges Zuſtrömen von Geſandtſchaften, Dankenden und Fragenden hier war, ſo entſtand ein lebhafter Handel — wie ſich denn faſt überall in Griechenland der Handel mit der Religion paarte. In dem mithridatiſchen Krieg ward dieſes Heiligthum zuerſt verletzt und von Menophanes, Mithridates' Feldherrn, geplündert. Seitdem war der Wohlſtand der Inſel vernichtet. Man ſchrieb dieß Schickſal dem Zorne der Here zu. So ſpricht die Inſel ſelbſt bei Antipatros (Griech. Blumenl. II. S. 45):

Trieb ich doch lieber umher vor den wechſelnden Stürmen, bevor mich
Leto's Irren bewegt, Wurzeln zu ſchlagen im Meer;
Minder betrauert ich dann die Verlaſſenheit. Wehe mir Armen,
Wieviel ſegeln nicht jetzt Schiffe vor Delos vorbei!
Göttlich verehrt ſonſt, jetzt verwaiſ't. Solch' herbes Geſchick hat
Here's rächender Zorn über mich Arme gebracht.

Doch tröſtet ein andrer Dichter Alpheos (daſ.) die Inſel alſo:

Nimmer beklag' ich dein Loos, o Königin; ....
Selig vielmehr, daß du Phöbos empfingst, und nach dem Olympos
Als ihr heimisches Land Artemis dich nun verehrt.

— Noch vor Kurzem war Delos ein öder Felsen, der Weideplatz einiger Hirten, die von den benachbarten Inseln herüberkommen.

Naxos' schroffe Felsen umringten ein fruchtbares Land, das, reich an dem besten Wein, Baumfrüchten, Oliven und Mandelbäumen den Schauplatz abgab für die Leiden der Ariadne, der von Bakchos verlassenen Braut. Noch jetzt ist Naxos die schönste Insel des Archipelagos, obgleich entvölkert, wie alle. Mit Entzücken spricht von Riedesel, übrigens kein Lobredner dieser Inselwelt, von der Aussicht auf einem der Berge von Naxos, von wo die große, schöne Insel, voll der anmuthigsten Landschaften, und ein großer Theil des Archipelagos in die Augen fällt. Geisblatt und Oleander bekränzen hier alle Berge und die Luft ist mit den Düften des Thymian und anderer aromatischen Kräuter angefüllt. Naxos ist das Land der griechischen Improvisatoren und seine Hirten sind die besten Schlenderer. Auf einem Felsen, der ehemals durch einen Wald mit der Insel verbunden war, sieht man noch Bruchstücke eines Bakchostempels und sein Portal wird noch jetzt gewöhnlich das Thor des Dionysos genannt.

Paros, durch eine schmale Meerenge von Naxos geschieden, ist ein fruchtbares Eiland, mit herrlichen Marmorbrüchen, die aber fast ganz verfallen sind. Noch findet man in denselben ausgearbeitete Kapitale von Säu-

ten, die gleich in den Brüchen verarbeitet wurden. — Berühmt ist Paros als das Vaterland des Archilochos; ihn nennt der Dichter (Theokritos in der griechischen Blumenlese Th. II. S. 135.)

Paros alten Sprößling,
Des Jambus Sänger; endlos ist sein hoher Ruhm
Vom Morgen bis zum Niedergang gedrungen.

— In den Perserkriegen traten die Parier dem Xerxes bei; daher das Unternehmen des Miltiades, das diesem den Untergang brachte. — Paros gegenüber liegt die kleine Felseninsel Oliaros, jetzt Antiparos, wegen einer Höhle mit Tuffsteinkrystallisation, unverdienter Weise durch übertreibende Franzosen gerühmt.

Von den sporadischen Inseln, an Asiens Küsten, ist besonders hervorzuheben Lesbos (Meletin oder Metaline, das verstümmelte Mitylene), berühmt durch trefflichen Wein, mit den Städten Mitylene und Methymna, wohin durch des Meeres Fluthen Orpheus Haupt und seine Leier getragen wurden, die in Apollon's Tempel aufbewahrt wurden.

Seitdem wohnt auf der Insel Gesang und die Freude der Cither
Waltet in ihr; nie war Liederbegabter ein Land,

wie der Elegiker Phanokles (Blumenl. II. S. 123) rühmt. Denn Lesbos ist hoch gefeiert durch seinen Sänger, den Freiheitbegeisterten Alkäos und durch seine Sängerin, die männlich ernste Sappho. Auch ist Lesbos das Geburtsland des Pittakos, eines der sieben Weisen Griechenlands, und des Theophrastos, des geistreichen, lieblich redenden Schülers des Aristoteles.

Chios (Scio), Jonien gegenüber, ist eine der schönsten Inseln jener Gegend und wird noch jetzt der Garten der Levante genannt, von wo aus fast alle Gartenfrüchte nach Konstantinopel gebracht werden. Vielleicht ist es das Vaterland Homeros' wenigstens war eine Schule der Homeriden lange Zeit hier. Noch zeigt man einen in Stein gehauenen Sitz am Meere, wo Homeros gedichtet und seine Gedichte gelehrt haben soll.

Samos, Ephesos gegenüber, war die Hauptanfurth aller Kaufleute, die von Aegypten und Syrien nach dem Pontos Euxeinos gingen. Das Land selbst war fruchtbar und führte seine Erzeugnisse aus, und die Hauptstadt kündigte durch prächtige Gebäude und einen Ueberfluß von Kunstwerken ihren Reichthum an. Aber von allen Dem blieben nur wenige Trümmer, und von dem berühmten Tempel der Juno — einem der größten, die es in Griechenland gab — stehen nur noch zwei weiße Säulen und einige liegen umher. Doch unvergänglich ist der Ruhm, den Pythagoras dieser Insel verliehen, einer der größten und weisesten Menschen der Vorzeit, wiewohl auch das System seiner Weisheit gleich dem Here-Tempel bis auf wenige Säulen zertrümmert vor uns liegt.

Endlich nennen wir von diesen Inseln noch Kos, Halikarnassos gegenüber, ein kleines fruchtbares Eiland, welches, berühmt durch seinen Tempel und eine Schule der Asklepiaden, einen nicht minderen Ruhm als Vaterland des Hippokrates genoß.

Südlich davon lag Rhodos, wo Menschen wohnten

Werth dem Zeus, der Götter und sterbliche Menschen beherrschet;
Segnend herab goß ihnen des Reichthums Schätze Kronion,

wie Homeros (in der Ilias II. 670) singt. Ja, als hier Pallas aus dem Haupte ihres Vaters hervorging, da führte Zeus eine schimmernde Wolke über das Land und schauerte goldenen Regen und Schneegestöber herab, und alle Künste (nach Pindaros Od. VII. 63) verbreiteten sich unter den Bewohnern, die, durch ihre Lage zur Vermittelung des Handels zwischen zwei Welttheilen außerordentlich begünstigt, auch im Laufe der Jahrhunderte eine immer mehr emporblühende Industrie bei sich entwickelt sahen; daher man ein solches Räthsel nur durch Annahme alter Mythen, wie der von den Telchinen einem alten Künstlerstamm erklären zu können vermeinte, den man auch der Zauberei beschuldigte. Rhodische Schiffe bedeckten die Meere, und die Rhodier galten in der alten Welt für die gewandtesten Baumeister und Regierer der Schiffe. In den Seeschlachten der hellenischen Welt spielten sie eine bedeutende Rolle. — Ihre Städte waren prächtig gebaut; alle Tempel und öffentlichen Gebäude hatten den Charakter der Größe und des Reichthums. Eines ihrer letzten großen Werke war der Koloß der Sonne, den sie zu erbauen beschlossen, nachdem Demetrios Poliorketes ihre Stadt belagert, und nach veränderten Gesinnungen ihnen alle seine Belagerungswerkzeuge geschenkt hatte, aus deren Verkauf sie dreihundert Talente lös'ten. Jener Koloß war sieben-

zig Ellen hoch, und Ein Finger einer großen Bildsäule gleich. Ein Erdbeben stürzte ihn, nachdem er kaum fünf und sechzig Jahre gestanden hatte. Außerdem hatte Rhodos noch hundert Kolosse, deren jeder einen Ort hätte berühmt machen können.

Wir schließen diese Aufzählung mit den zwei größten Inseln der östlichen Seite des mittelländischen Meeres, Kreta und Kypros. Kreta hat gegen hundert Stunden in der Länge, fünfzehn in seiner größten Breite, es ist mit weißen Gebirgen umgeben, unter denen der Ida sich am höchsten erhebt, in den Thälern herrscht Fruchtbarkeit. Schon in grauer Vorzeit, unter der Regierung des Minos, blühte das Reich durch weise Gesetze und durch die Herrschaft über die See. Den ältern Minos rühmte die Sage der Vorzeit als den Vertrauten des Zeus, dem nach seinem Tode das Richteramt der Todten anvertraut ward; der jüngere reinigte das Meer von Räubern und machte sich mehrere Staaten von Griechenland, unter ihnen Athen, zinsbar. — Die Kretische Gesetzgebung wird als das Muster der spartanischen angesehen, und war, wie diese, eine Erziehung der Bürger zur Sittlichkeit. — Um so mehr wundert man sich daher mit Recht über die spätere Entartung der Kreter, die zum Sprüchwort geworden ist. Bekannt ist ja des Kallimachos (Hymne auf Zeus Vs. 8) harte Nachrede: „Kreter sind immer Lügner", welche auch in unsre heilige Schrift (Briefe des Apostels Paulus an den Titus 1, 12) übergegangen ist. Der Tarentiner Leonidas (Blumenl. Th. II. S. 141) sagt:

Immer Piraten und Räubergezücht und nimmer des Rechtes
Pflegend iſt Kretas Volk. Kennet ein Kreter das Recht? —

— Noch erwähnen wir der Sage daß Zeus in Kreta eine Grotte und ein Heiligthum hatte, und daß ſelbſt ſein Grabmal daſelbſt gezeigt wurde.

In dem Winkel, den Kilikien und Syrien bilden, liegt Kypros. Dieſe Inſel, vormals berühmt wegen ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit, iſt jetzt ein wüſtes, moraſtiges und ungeſundes Land. Hier blühte in Paphos und Amathus der Dienſt der Aphrodite, die am dortigen Ufer landete, als ſie aus dem Schaume des Meeres geboren war. Von einem alten König Pygmalion geht die Sage, er habe ſich in ein von ihm ſelbſt verfertigtes Bild einer Jungfrau verliebt; auf ſeine Bitte habe Aphrodite das Bild belebt und er habe die ins Leben Gerufene zur Gemahlin genommen. — Die Stadt Salamis ſoll Teukros, der Sohn des Telamon, gegründet haben. Als er aus dem trojaniſchen Krieg ohne ſeinen Bruder Aias zurückkehrte, wurde er vom Vater nicht an das Land gelaſſen. Aus der Heimath vertrieben gründete er ſich in Kypros ein neues Vaterland. — Die Inſel ſtand bis auf Alexander den Großen faſt immer unter perſiſcher Hoheit, doch von eignen Königen regiert, von denen Evagoras durch die Lobſchrift des Iſokrates berühmt geworden iſt.

Kolonieen der Griechen.

Kein Volk hat mehrere Kolonieen ausgeſandt, als das leicht bewegliche, rührige Volk der Hellenen. Nach

Osten und Westen zu breiteten sie sich aus, theils als Vertriebene oder Unzufriedene, theils um des Handels willen. Viele dieser Kolonieen wurden mächtig, und der griechische Geist kehrte gebildeter aus ihnen in das Mutterland zurück. Die meisten blieben den mütterlichen Gesetzen treu; die alten Einrichtungen wurden in dem neuen Lande geltend gemacht, und so der griechische Geist auch in der Ferne gesichert. Die meisten Pflanzstädte blieben frei, und wenn ihnen auch ein persischer Eroberer einen Statthalter gab, blieb doch der hellenische Sinn, und der Zusammenhang durch Sprache und Sitten wurde nicht aufgehoben. Diese Wanderungen lagen nothwendig in der geographischen Lage von Griechenland, und sie waren eine Wohlthat für das Volk; sie beförderten den freien Umlauf und die Mannichfaltigkeit seiner Kultur.

Alle Kolonieen der Hellenen beschränkten sich auf das Mittelmeer und den Pontos Euxeinos; die Küsten des atlantischen Meeres blieben den Phönikern. Die ältesten Auswanderungen, die uns mit Sicherheit bekannt sind, waren die nach Vorder-Asien, von Aetoliern, Joniern und Doriern, und zwar die erstern auf Veranlassung der heraklidischen Einwanderung. Die Aeoler besetzten Mysien und die Inseln Lesbos, Tenedos und Hekatonnesos und bauten 12 Städte, unter denen Kumae, wo nach einer unverbürgten Sage Hesiodos geboren sein soll, und Smyrna, das nachher an Jonien kam, die vornehmsten waren. Der Name von Smyrna hat sich erhalten; aber die jetzt sogenannte Stadt ist ein häßlicher, unreinlicher Ort, mit versengten Feldern umgeben, in einer schlecht angebauten Gegend; während

das alte Smyrna, vornehmlich unter den römischen Kaisern, der Sitz des asiatischen Luxus war. Hier floß aus einer kleinen Grotte, in welcher Homeros gedichtet haben soll, der Meles. An Smyrna knüpft sich überhaupt manche Sage, die die Persönlichkeit des Homeros betrifft. Die Smyrnäer hatten diesem Dichter auch einen Tempel erbaut und göttliche Ehre erwiesen.

Jonische Kolonieen, von Neleus, des Kodros Sohne geführt, sechzig Jahre nach der heraklidischen Wanderung, besetzten die Küste von Lydien, Samos und Chios. Auch sie erbauten zwölf Städte; alle unabhängig, aber in einen Bund geeinigt, der ein gemeinsames Heiligthum, das dem Poseidon errichtete Panionion, auf dem Vorgebirge Mykale besaß. Die Krone von allen war Miletos, die erste und reichste Handelsstadt nach Tyros und Karthago. Sie hatte gegen 300 Kolonieen an allen Ufern des Propontis und Pontos; auch ihr Landhandel ging tief in das innerste Asien. Sie besaß oft achtzig bis hundert Kriegsschiffe. Aristagoras' Empörung gegen die Perser, woran die Jonier und Miletos den lebhaftesten Antheil nahmen, gereichte der Stadt zum Verderben. Sie wurde angezündet und zerstört, und gelangte, obgleich wieder aufgebaut, nie wieder zu ihrem vorigen Glanz. — Thales und Anaximander, also die Wiege der ionischen Schule und aller hellenischen Philosophie, sind aus Milet hervorgegangen. — Phokäa führte einen großen Seehandel, als Rivalin von Tyros, in das westliche Europa bis an die Säulen des Herakles. Als Kyros Lydien erobert hatte, belagerte Harpagos Phokäa und verlangte ihre Unterwerfung

auf die mildeste Bedingung, wenn die Phokäer nur eine Zinne der Mauer einstürzen und ein Haus weihen wollten. Da begehrten sie einen Tag Bedenkzeit, während dessen Harpagos das Heer entfernen sollte; sie aber zogen ihre Schiffe ins Meer und schifften sich mit allem dem Ihrigen, und den Bildern und Heiligthümern ein, nachdem sie sich gegenseitig einen Eid geleistet hatten, nie zurückzukehren;

nur dann, wann aus der Tiefe der Fluthen
Gehoben schwimm ein Fels, sei Rückkehr je vergönnt,

(wie es bei Horat. Epod. 16, 25 heißt). So fanden die Perser die leere Stadt. Aber nach einiger Zeit ergriff etwa die Hälfte eine Sehnsucht und Erbarmen der verlassenen Stadt und der gewohnten Gegenden, und sie kehrte eidbrüchig zurück. Die Uebrigen siedelten sich in Korsika an, gingen aber, von Karthagern und Tyrrhenern gedrängt, nach Rhegion, und endlich nach Gallien, wo sie mitten unter Barbaren Massilia, eine nachmals reiche und blühende Handelsstadt, gründeten. — Mit ähnlichem Sinne handelten die Einwohner von Teos, Anakreon's Vaterland; die, von Harpagos bis zur Uebergabe gedrängt, nach Thrakien überschifften und Abdera gründeten. — An derselben Küste, etwas nördlicher, lag Ephesos, der Mittelpunkt des asiatischen Handels, nachdem Milet und Phokäa aufgehört hatten: berühmt durch seinen Dianen-Tempel, der, von Herostratos zerstört, nachher noch prächtiger aufgebaut wurde. Der neue Bau, zu dem die Frauen von Ephesos ihren Schmuck hergaben und alle Griechen in Kleinasien wetteifernd beisteuerten, wurde von Dinokrates geleitet, dem-

ſelben Baumeiſter, welcher den Plan von Alexandria entworfen hat und welcher den Berg Athos in eine Bildſäule Alexanders verwandeln wollte. Jetzt ſind des Tempels dürftige Trümmer, größtentheils unterirdiſche Gänge, Schlupfwinkel der Räuber geworden. Aus Epheſos war Herakleitos, mit dem Beinamen der Dunkele, ein tiefer Denker, Parrhaſios und Apelles, die Heroen der Malerei.

Die Doriſchen Kolonieen in Karien, Kos und Rhodos wurden ſpäter durch allmälige Einwanderungen angelegt. Eine der berühmteſten iſt Halikarnaſſos, das Vaterland des Herodotos, des Vaters der Geſchichte, und des Dionyſios, von dem wir eine römiſche Archäologie haben. Hier war das Mauſoleum, durch welches Artemiſia ſich und ihren Gemahl, Mauſoles, verewigt hat. — Außer Halikarnaſſos iſt Knidos zu nennen, wo der Dienſt der Aphrodite blühte und die berühmte Bildſäule des Praxiteles ſich befand, die viele Fremde veranlaßte die Stadt zu beſuchen.

Auch die Küſten der Propontis, des ſchwarzen Meeres und des Palus Maeotis waren mit Kolonieen bedeckt, die, Lampſakos ausgenommen, von Milet ſtammten. Alle dieſe Städte — wie Perinthos, Byzanz, Chalkedon, Sinope, Kyzikos ꝛc. gelangten zum Flor, und dehnten ihren Handel tief in das ſüdliche Rußland hin und über das Kaſpiſche Meer aus.

Die Küſte von Thrakien und Makedonien war vorzüglich mit korinthiſchen und atheniſchen Kolonieen beſetzt. Auf der Thrakiſchen Cherſones deckte Seſtos und Kardia die Schiffahrt auf dem Hellespont.

Auf der chalkidischen Halbinsel hatten die Korinthier Potidaea, die Euböer Chalkis erbaut; aber die Athener machten sich diese Städte und Olynthos zinsbar, um den nördlichen Handel mit Thrakien zu sichern. Alle diese Städte, so wie auch die athenische Kolonie Amphipolis am strymonischen Meerbusen, spielen in der Geschichte der hellenischen Kriege, vornämlich mit Philippos von Makedonien, eine wichtige Rolle.

Ein anderes schönes Hellenen-Land eröffnet sich im Westen, wo Italien seine lachenden Fluren zeigte, um die von Osten kommenden Griechen zu sich einzuladen: Magna Graecia, gleichsam ein gestirnter Himmel leuchtender Punkte, die in der Geschichte ohne Zusammenhang mehr eine schnelle Freude, als eine dauernde Beschäftigung gewähren. Die Gründung der meisten dieser Kolonieen fällt zwischen 750—650 v. Chr. Geb., also in eine Zeit, wo alle griechischen Staaten mehr oder minder schon demokratische Einrichtungen hatten. Mannichfaltig im Ursprung, in der Verfassung und Kultur waren diese Staaten, wie im eigentlichen Hellas, nur hier weniger politisch verbunden, so daß die lückenhafte Geschichte hier noch mehr, als dort, Stadtgeschichte ist. Was wir von ihrem Flor, ihrer Gesetzgebung wissen, erregt oft Bewunderung und läßt den Mangel vollständiger Nachrichten recht schmerzlich bedauern. — Hier blühte Tarent, das Vaterland des weisen und tapfern Archytas, während der Messenischen Kriege von den Partheniern gestiftet, durch viele glückliche Kriege mit den benachbarten Barbaren befestigt, und in großem

Reichthum blühend, aber endlich durch Ueppigkeit verweichlicht. Kroton, eine mächtige Stadt, wurde in einer großen Schlacht am Sagra von den Lokrern besiegt und zerstört. Hier blühte der geheime Bund des Pythagoras, aus welchem die weisesten Gesetzgeber und Verbesserer der Staaten hervorgingen. Die Krotoniaten waren eifrig in Leibesübungen. Ein Sprüchwort sagte: Der schlechteste Krotoniat sei unter den übrigen Griechen der beste. Kroton hat eine große Menge Sieger in den olympischen Spielen hervorgebracht. Milon, welcher einstmals einen einstürzenden Hörsaal der Pythagoräer mit seinen Händen stützte, und von dessen Körperstärke viel Wunderbares erzählt wird, war ein Krotoniat. — Sybaris, der Sitz der Ueppigkeit, in früheren Zeiten tapfer und thätig im Handel, besaß 25 zinsbare Städte. Die Stadt wurde von den Krotoniaten erobert, die einen Fluß hineinleiteten, und gänzlich verwüstet. Auf ihren Trümmern erhob sich Thurion, zum Theil von Attika aus bevölkert. Den Thuriern hier gab Charondas, aus Katana, eine weise Verfassung, und den epizephyrischen Lokriern Zaleukos, dessen Einrichtungen länger als 200 Jahre in ungeschwächter Kraft bestanden.

Auch Sikelien war mit griechischen Kolonieen besäet, unter denen Syrakus, ein mächtiger Staat, so hervorragt daß er eine geraume Zeit Sikelien beherrschte und daß sich an seine Geschichte fast die ganze Geschichte der Insel knüpft. Gelon gründete seinen Flor; er schlägt die mit den Persern verbündeten Karthager, und als ihn Sparta und Athen gegen die Perser um Hülfe er-

sucht, macht er Anspruch auf das Oberkommando. Seine bürgerliche, wohlthätige Regierung verschaffte ihm die Liebe seiner Unterthanen, und nach seinem Tode die Verehrung eines Heros. Ihm folgte sein Bruder Hieron I., unter dessen glänzender Regierung die Macht des Staates vergrößert wurde, der Hof großen Glanz entfaltete und die Wissenschaften in Blüthe standen; Pindaros, Simonides, Aeschylos, die an seinem Hofe weilten, legen Zeugniß davon ab. Sein Bruder Thrasybulos, der ihm folgte, ward seiner Grausamkeit wegen vom Volke vertrieben, und die demokratische Verfassung wurde wieder hergestellt. Von dieser Zeit an übte Syrakus eine Art von Oberherrschaft unter den verbündeten griechischen Städten Sikeliens aus. Wie groß seine Macht in dieser Periode gewesen, erhellt aus dem vereitelten Unternehmen Athen's. Vieles Merkwürdige erfuhr nachher dieser Staat in den Kriegen mit Karthago, unter den Dionysiern, von deren letzterem Timoleon sie befreite, unter Agathokles. Endlich unter Hieron II., einem Abkömmling der alten Könige, genießt die Stadt, von den Römern geschützt, einer langen Ruhe; büßt aber, nach dem Tode desselben, den Abfall von Rom, indem sie, nach einer 3jährigen Belagerung, von Marcellus erobert und geplündert wird. Zahllose Kunstwerke kamen aus der reichen Stadt nach Rom, die noch in ihrer letzten Zeit einen Archimedes hervorgebracht hatte. Erst Augustus rief die Stadt wieder aus ihrer Asche hervor.

Ich erwähne nur noch das reiche und prächtige Agrigent, nach Syrakus die erste Stadt, deren alten Glanz

noch jetzt die ungeheuern Trümmern seiner Tempel kund thun. Hier sind die Ruinen des Tempels des olympischen Jupiter. Die Säulen sind so dick daß in den cannelirten Riesen derselben eine Person bequem Platz hat. Jede Säule hat 20 Fuß im Umfang, eine Triglyphe ist 6 Fuß hoch, 4 Fuß breit. Ihr Reichthum und ihre Ueppigkeit sind gleich berühmt.

Die Geschichte der andern Städte, Messana, Katana, welches das edle Brüderpaar Anapis und Amphinomos erzeugte, die mit eigner Lebensgefahr ihre Eltern durch die Feuersäulen des Aetna trugen, Himera, Selinos, schließt sich mehr oder weniger an die Geschichte von Syrakus und Agrigent an.

Geschichte von Griechenland.

Nachdem wir die Länder und Städte durchwandert haben, welche den Schauplatz der großen Thaten der Hellenen bilden, gehen wir zu der Geschichte dieses Volkes über.

Die älteste Geschichte Griechenlands verliert sich, wie jede, in Sagen. Die mannichfaltigen Stämme, oft ihre Sitze wechselnd, und oft ohne Heimath und Eigenthum, bewahrten doch das Heiligthum ihrer Stammsagen, und pflanzten die Geschichte ihrer Väter und ihrer Stammesgötter, die sie mit jener verflochten, von Munde zu Munde fort. Früh bemächtigten sich ihre Dichter derselben, und indem sie den kindlichen Stoff der treuherzigen Einfalt in edlere Formen kleideten, entstand ein poetisches Gewebe von religiösen und historischen Mythen, aus denen man sich umsonst bemühen würde den reinen Faden der historischen Wahrheit abzusondern. Mehrere der Alten haben dieses ohne Erfolg versucht. Denn wenn man beim Diodoros die alten Mythen als Geschichte auftreten sieht, so ist der Wahn eines Gewinns für die Geschichte ganz eitel, da dieser Gewinn auf dem unhaltbaren Grunde einer willkührlichen Erklärung gemacht worden. Wo sollen wir dann stille stehn

die Geſchichte auf eben dem Wege aus der Poeſie zu bereichern?

Die erſten Einwohner des Landes waren Pelasger und Hellenen, durch Sitten und Sprache geſchiedene Stämme. Jene waren urſprünglich die mächtigſten. Ihre erſte Heimath ſcheint die Peloponnes geweſen zu ſein, von wo ſie ſich in den Norden von Griechenland verbreiteten, bis nach Theſſalien hinauf, wo dies rohe Volk erſt Ackerbau trieb und 150 Jahre verweilte. Am längſten aber haben ſie ſich in Arkadien erhalten, wo ihr Mutterland war, und wo wir in alten, oft wiederholten Sagen die Geſchichte der allmähligen Kultur verfolgen können. Urſprünglich Eicheleſſer erhoben ſie ſich zur Viehzucht, daher Hermes bei ihnen geboren war, der Erfinder aller Künſte eines Hirtenvolkes. Ihr Gottesdienſt war in den älteſten Zeiten durch Menſchenopfer befleckt, wie denn ihr König Lykaon dem ihn beſuchenden Zeus einen Knaben vorſetzte. Mit Abſcheu ſtieß der Gott den Tiſch um, und Lykaon ward beſtraft. Dieſe Sage deutet auf die Abſchaffung der alten Menſchenopfer.

Der Stamm der Hellenen wohnte zuerſt, unter einem andern Namen, in Phokis von Deukalion beherrſcht, der hier durch eine Fluth verdrängt, nach Theſſalien wandert, und die Pelasger von dannen vertreibt. Hierauf in vier Stämme getheilt, verbreiten ſie ſich unter dem Namen der Hellenen über ganz Griechenland; verdrängen an vielen Orten die Pelasger ganz, unterjochen ſie an andern und werden in ganz Hellas das herrſchende Volk. Die Beſiegten erhalten ſich nur

noch in den Gebirgen von Arkadien und um Dodona, und wandern zum Theil nach Kreta, auf andre Inſeln und nach Italien aus, wohin ſie den Namen *Γραικοί*, Graeci, bringen.

Alte, durch mannichfaltige Spuren beſtätigte Sagen erwähnen Einwanderungen fremder Pflanzvölker, die den Saamen einer beſſern Kultur in Hellas ausgeſtreut; alle zwiſchen 1600 bis 1400 v. Chr. Geb. So kommt aus Aegypten Kekrops in Attika an und ihm werden faſt alle Einrichtungen beigelegt, die den rohen Wilden zum Bürger bilden: Einführung der Ehe, eine mildere Religion, Beerdigung der Todten, Gründung von Städten, Errichtung des Areopagos. Der Name bezeichnete einen Wohlthäter der Menſchheit, auf den ſein dankbares Volk alle Urſachen ſeiner Civiliſirung übertrug. — Danaos aus Aegypten, kehrt in das mütterliche Land Argos zurück. — Kadmos aus Phönizien lehrte zuerſt in Böotien die Buchſtabenſchrift. — Wie viel dieſe Fremden zur Kultur beigetragen, bleibt unausgemacht; gewiß iſt, daß ſich die Griechen das ihnen von Fremden Gebotene anzueignen wußten.

Nur einzelne helle Punkte erheben ſich aus dem dichten Nebel der alten helleniſchen Geſchichte, ſo lange ſie nur als unverbundene Sage erſcheint. Das Land war in viele Staaten getheilt, die unter Königen ſtanden, an deren Seite die reichen Landbeſitzer und Hausväter ſaßen. Kein Band umſchlang die ganze Nation; aber bei aller Trennung hielten ſie ſich doch für Ein Volk und waren ſtolz Hellenen zu ſein. Als Hellenen vereinigten ſich die Minyer zum Argonautenzug, welcher

die Schiffahrt des ſchwarzen Meeres eröffnete und zuerſt den Hang des jugendlichen Volks zu Abentheuern und Irren kund that. Als poetiſch übergehen wir den Krieg der ſieben argiviſchen Könige gegen Theben, und die Thaten der Epigonen; nur der trojaniſche Krieg verdient eine beſondere Betrachtung, als der erſte Nationalverein, wo ſich zuerſt die Hellenen als Nation den Barbaren gegenüberſtellen und den Grund zu einem idealen Verein legen, der nie ganz verſchwunden iſt. Denn an dieſe Geſchichte knüpften ſich die meiſten Familienſagen. Hier ſchlang ſich ein Knoten um die zerſtreuten Stämme, deren jeder bei dem gemeinſamen Kampf ſeine alten Könige, Familienväter und ſeinen Ruhm mit dem Ruhme der andern verknüpft fand.

Bis dahin reicht Griechenlands poetiſche Geſchichte. In welchem Glanze ſich jene poetiſche Welt regt, in welcher Fülle von Kraft ſie Götter und Menſchen, Titanen und Giganten, Söhne der Götter und Söhne der Sterblichen miſcht, iſt zu erwähnen genug. Und während Herakles die Welt von Ungeheuern reinigt und die Räuber züchtigt, und Theſeus wetteifernd mit dem Halbgott noch überdies die Fundamente der Freiheit in Attika legt, bildet ſich in dem Norden von Hellas der Dienſt der Muſen, und die Namen eines Orpheus, Muſäos und Linos miſchen ſich mit den Namen der Helden, ſo wie ſich ihre Geſänge mit den Thaten der Heroen miſchen.

Indem wir aber aus dieſem glanzvollen Zeitalter treten, verläßt uns die Spur der Poeſie, und die Geſchichte iſt noch nicht zur Hand, um uns aus dem langen

Raum von der Rückkehr der griechiſchen Helden bis zu den perſiſchen Kriegen zu leiten. Ohne Zuſammenhang und inſelmäßig ſchwimmen einzelne Nachrichten auf dem Meere einer Periode von 700 Jahren, während welcher ſich ganz Griechenland neu geſtaltete. Die rückkehrenden Könige erwartet faſt überall Nachſtellung und Mord. Viele werden aus ihrer Heimath vertrieben und ſuchen neue Sitze. Ganz umgeſtaltet wird die Peloponnes etwa 80 Jahr nach Trojas Eroberung durch die Doriſche Wanderung, die viele Stämme aus ihren alten Sitzen vertreibt und mehrere endlich die Küſten Aſiens zu ſuchen nöthigt.

Das wüſte Drängen und Umherziehn, ſowie alles das Unglück, was damals Griechenland befiel, war doch Vorbereitung ſeiner künftigen Entwickelung. Nur in einem feſtwohnenden, an ſeinen Wohnſitzen hängendem Volke, kann der Despotismus Wurzel ſchlagen; ein umherziehendes, unruhiges neigt ſich nothwendig zur Republik. So ſehn wir auch während dieſer Periode, ohne daß uns der hiſtoriſche Grund näher bekannt wäre, faſt alle griechiſche Staaten republikaniſirt. Wie nothwendig dies den Griechen geweſen, zeigt die ganze Entwickelung ihrer Kultur. Unter einem Despoten vereinigt, der Willkühr unterworfen, hätte Hellas nie ſeine Kräfte brauchen gelernt; ſeine politiſche Weisheit, ſeine bürgerlichen Tugenden, ſeine Tapferkeit wären unentwickelt geblieben; zu beſchränkt und zu ſchwach, wäre es leicht ein Raub eines mächtigen Nachbars und eine unbedeutende Provinz geworden. Nur die Theilung in ſo viele Freiſtaaten — denn faſt jede Stadt war ein ſolcher —

konnte die bürgerliche Kultur auf dieſe glänzende Weiſe entwickeln.

Während aber Griechenland in ſo viele freie Städte getheilt war, die ſich wohl hier und da in einen freien Bund zuſammenfügten, ſo daß bisweilen ganze Provinzen, als eidesgenoſſene Kantons angeſehen werden können, erhielt ſich bei der ganzen helleniſchen Welt das urſprüngliche Band durch gewiſſe National-Einrichtungen, die ſie an den gemeinſamen Urſprung und die gemeinſame Religion erinnerten. Ein Orakel war ihnen allen gleich verehrt; Delphi war ihnen der Mittelpunkt der Welt; und dieſes Orakel ſprach immer von Neuem die Grundſätze des allgemeinen Völker- und Menſchenrechts aus, durch welches Hellenen ſich vor Barbaren auszeichneten. Hier ſtrömten die verſchiedenen Stämme und Staaten, wie auch ihre Geſinnungen gegen einander ſein mochten, zuſammen und beſtärkten ſich in helleniſchen Maximen des Rechts und der Tugend, die ſie aus eines Gottes Munde mit gläubigem Herzen vernahmen. — Zu gemeinſamer Verehrung eines andern Nationalgottes vereinigten ſie ſich in den Spielen zu Olympia, die, recht eigentlich ein Nationalfeſt, unter dem allgemeinen Frieden alle Hellenen in dem ſchönſten Wetteifer, bei einem freien Spiele, wo Gewandtheit, Muth und Stärke des Körpers ſiegten, und in froher gemüthlicher Heiterkeit vereinigten. Und ſolcher Spiele ſtellte Griechenland mehrere auf, die alle Nationalfeſte waren und durch den Einfluß religiöſer Ideen veredelt wurden. — Auch der Amphiktyonenbund, deſſen Entſtehung, wie die faſt aller griechiſchen Ein-

richtungen, in die ältesten Zeiten zurückgeschoben wird, vereinigte mehrere Staaten als Theile Einer Nation. Auch dieser Bund war anfangs ganz religiös; denn die Vertheidigung von Delphi und des Orakels war sein erster Zweck; erst der zweite war, sich unter einander zu schützen. Daß aber hier die Streitigkeiten der Staaten geschlichtet und die Freiheit den Aussprüchen der Abgeordneten unterworfen gewesen, ist minder erweislich. Ganz irrig ist es, die hellenische Nation wegen dieses Bundes als einen ganzen Staat, als eine Conföderation zu denken.

In diesem dunkeln Zeitraum dämmert dann doch die Geschichte der Staaten auf, die als die Pole der ganzen griechischen Geschichte zu betrachten sind. Sparta und Athen sondern sich jetzt schon von der allgemeinen Masse ab und legen den Grund zu ihrer künftigen Größe; jenes als kriegerischer Staat, dieses als Mittelpunkt der Kultur und Humanität.

Gehen wir jetzt die Geschichte beider Staaten nach ihren Grundzügen durch!

Sparta.

Das rauhe kriegerische Bergvolk der Dorer war von dem Fuße des Oeta herabgezogen, unter der Anführung der Söhne des Aristomachos, Kresphontes, Temenos und Aristodemos, welche Abkömmlinge des Herakles waren. Aristodemos starb, von den Pfeilen des Apollo getroffen (Pausan. III. 1. 5) oder vom Blitz erschlagen (Apollodor. II. 8. 2) während des Feldzuges, und als

der Süden der Peloponnes erobert war, theilt das Loos ſeinen Zwillingsſöhnen, Eurysthenes und Prokles, Lakonien zu, den fruchtbarſten Theil der ganzen Eroberung. Daher blieben immerfort zwei Könige neben einander aus dieſem doppelten Zweig. Mit ſchonender Milde behandelten ſie anfänglich den Reſt der alten Bewohner, der in Lakonia geblieben war; aber kaum hatten ſie einen feſten Boden gewonnen, als die Städte des Landes zinsbar gemacht und das der Knechtſchaft widerſtrebende Helos zerſtört ward. Wie hart die Regierung war, zeigt das Schickſal der Heloten hinlänglich. Bald waren alle Städte unterjocht, und die Dorier waren des Landes herrſchender Adel. Die größere Zahl war die der alten Landesbewohner, Lakedämonier (*Περίοικοι*), die, dem Sieger zinsbar, ohne Anſprüche auf Bürgerrechte und Würden, die Laſten des Kriegsdienſtes trugen. Mit dieſen in gleichem Verhältniſſe ſtanden die Fremden, die ſich in den menſchenleeren Städten angeſiedelt hatten.

Aber lange Zeit hindurch herrſchte Zwieſpalt und Unheil nicht blos in dem eroberten Lande, ſondern auch in Sparta ſelbſt unter den Doppelkönigen. Was Pauſanias von dem erſten Paare derſelben, den Zwillingsbrüdern, ſagt: ſie wären ihr ganzes Leben hindurch nur in Einer Sache Eines Sinnes, in allem übrigen entzweit geweſen, galt mehr oder weniger auch von ihren Nachfolgern; daher Herodot ſagt: der Staat der Lakedämonier ſei vor Lykurg am allerſchlechteſten eingerichtet geweſen, und Plutarch (im Leben des Lyk. 2, 3): es habe die größte Geſetzloſigkeit geherrſcht, weil unter den

entzweiten Königen das Volk immer anmaßender, die Könige selbst aber bald durch Strenge verhaßt bald durch Schwäche verächtlich geworden.

Da nun die Größe des Uebels eine Heilung gebieterisch forderte, fand sich im Staate ein Mann, den seine Abkunft, die Energie seines Charakters, seine umfassenden Kenntnisse und seine anerkannten Tugenden als Reformator des Staates auszeichneten. Aber Der welcher durch Ansehn und Weisheit eine Reihe von Jahrhunderten hindurch Sparta zu beherrschen bestimmt war, begann seine Laufbahn mit Verzichtleistung auf die irdische Macht. Denn als sein Bruder, der König, ohne Erben gestorben war, folgte er ihm in der Regierung, bevor er wußte, daß die Wittwe schwanger sei; als er dies erfuhr, erklärte er, daß, wenn sie einen Sohn gebäre, diesem das Königthum gebühre. Sie ließ ihm insgeheim den Antrag thun, das Kind in ihrem Schoose zu tödten, wenn er sie zur Gemahlin nähme. Er aber antwortete, Genehmigung heuchelnd: sie solle sich durch so gefährliche Unternehmungen nicht einer Gefahr aussetzen, er werde sorgen, daß das Kind nach der Geburt bei Seite geschafft werde. Als sie der Entbindung nahe war, sandte er Männer in ihr Haus, sie zu beobachten, um, wenn sie eine Tochter gebäre, sie den Weibern zu übergeben; wenn ein Knabe, ihn sogleich zu ihm zu bringen. Lykurgos saß eben mit den Magistratspersonen bei Tische, als ihm ein Knabe der Königin gebracht wurde. Da nahm er den Knaben auf die Arme, wie man erzählt, zeigte ihn den Anwesenden, und sagte: „Spartaner, uns ist ein König geboren worden". Dann

setzte er ihn auf den Thron und nannte ihn Charilaos (Volksfreund). Solche Gesinnungen fanden gerechte Bewunderung. Lykurgos' Ansehn wuchs, und man gehorchte ihm gern, aus Achtung, nicht aus Zwang. Aber die Mutter des jungen Königs, der Lykurgos' Mündel war, und ihre Verwandten griffen ihn mit neidischen Verläumdungen an und gaben zu verstehn: er werde den jungen König aus dem Weg räumen und sich des Thrones bemächtigen. Da ging er, gekränkt und ungewissen Zufall fürchtend, freiwillig ins Exil, um bis sein Neffe das männliche Alter erreicht und einen Nachfolger erzeugt habe, in fremden Ländern zu verweilen.

Auf diesen Reisen kehrte er in Kreta ein und lernte die dortige Verfassung kennen, die, der Weisheit des Minos zugeschrieben, sich durch Sicherung der Gleichheit und Erhaltung der Sitteneinfachheit auszeichnete: ein so glücklicher Zustand wurde besonders durch die Sorgfalt, die auf die Erziehung der Jugend verwendet wurde, erlangt. Hier bewog er einen Dichter, Thales, sich nach Sparta zu begeben. Dieser Mann trieb die Poesie, aber durch sie wirkte er wie ein weiser Gesetzgeber. Denn seine Lieder waren nichts anders als Reden, die vermittelst eines sanften und beruhigenden Rhythmos zur Eintracht und Folgsamkeit ermunterten. Die Spartaner hörten sie an; ihre Sitten wurden gemildert; der Eifer zum Guten erwachte, und ihre feindseligen Gesinnungen wurden allmählig umgestimmt. So bahnte Thales dem Lykurgos gewissermaßen den Weg und machte die Spartaner für die Wohlthat empfänglich, die sie dereinst von dem Edelgesinnten erhalten sollten.

Von Kreta ging Lykurgos nach Jonien, wo er bei den Homeriden, den Nachkommen des Kreophylos, die Lieder Homeros' empfangen haben soll; und es gilt für ausgemacht daß er sie zuerst in Griechenland verbreitet habe.

Da nun Lykurgos während seiner Abwesenheit sehr in Sparta vermißt wurde, indem die Könige, wenn er die Gemüther lenkte, den Uebermuth des Volks weniger fürchteten, das Volk aber am liebsten durch seine Weisheit gelenkt werden wollte, kehrte er, oft verlangt und gebeten, in sein Vaterland zurück, ging aber erst nach Delphi, wo ihn beim Eintritt in den Tempel die Pythia anredete „als einen Liebling des Zeus und der olympischen Götter, ungewiß, ob sie ihn einen Gott nennen solle oder einen Sterblichen; jedoch dünke er ihr mehr ein Gott zu sein." Hier, behaupten Einige, habe er die Verfassung kennen gelernt, die er nach Sparta brachte; denn als er den Gott um Gesetze gebeten, habe dieser geantwortet, er bewillige ihm die trefflichste unter allen Verfassungen. Auf diese Versicherung gestützt und mit einigen seiner vertrautesten Freunde vereinigt, wahrscheinlich auch im Einverständnisse mit dem Könige Archelaos, gründete er eine Verfassung, die in Rücksicht auf Strenge, Konsequenz und Kühnheit, so wie auf die Länge ihrer Dauer als das Wunder einer Gesetzgebung zu betrachten ist. Die Härte und Konsequenz derselben erfüllte die übrigen Griechen mit Ehrfurcht. Was anderwärts der Reichthum bewirkte, that hier die Armuth; und die durch die strengste Zucht genährte Kraft gab den Spartanern den unbestrittenen Besitz der Hegemonie,

in welchem wir ſie in den Zeiten der perſiſchen Kriege finden.

Eine lykurgiſche Geſetzgebung konnte nur unter einem Doriſchen Stamme Wurzel ſchlagen, der kriegeriſch, unverweichlicht, an Strenge gewöhnt war. Nicht Alles, was lykurgiſch heißt, war es auch; denn da die Geſetze nicht aufgeſchrieben waren, ſo wurde Alles, deſſen Urſprung man nicht kannte, dem großen Geſetzgeber beigelegt. Vieles aber war unſtreitig älter als er, war alte Doriſche Sitte, die er ergriff und für alle Zeiten fixirte. In der Verfaſſung mag er wenig geändert haben. Die Doppelherrſchaft blieb; das Verhältniß der Spartaner zu den Lakedämoniern blieb; die Einführung des Epherats aber iſt vielleicht ſpäter, wenigſtens iſt die Begründung ſeiner großen Macht ein Werk ſpäterer Zeit. Aber eigenthümlich war ihm der Gedanke, durch ein ſtreng erzogenes und unverdorbenes Volk die Selbſtſtändigkeit des Staats und die Macht des ſpartaniſchen Adels über die Unterthanen zu ſichern. Eine ſolche Macht iſt aber nur alsdann ſicher und unwiderſprechlich, wenn der Herrſchende den Beherrſchten an Tugenden übertrifft und in jedem Moment ſeines Lebens durch Verachtung irdiſcher Luſt ſein Herrſcherrecht bewährt. Spartaniſche Geſetzgebung war es, nicht lakedämoniſche, ob es gleich wahrſcheinlich iſt daß die Lakedämonier die Sitten ihrer Herrſcher einigermaßen nachgeahmt haben. Als oberſte Grundſätze gelten: Die Idee des Staats muß die herrſchende ſein. Seinen Zwecken ſind die Zwecke aller Bürger untergeordnet. Uebrigens ſind alle Bürger gleich. Dieſe Gleichheit ſollte nicht bloß in den Rechten ſon-

dern auch in den Beſitzungen gegründet ſein; daher die gleiche Vertheilung der Ländereien die nie verkauft, nur vererbt werden konnten. Sich unter das Joch des geſetzlichen Gehorſams zu beugen, wurde der Spartaner von Kindheit auf gewöhnt; durch den Zwang ward ſeine Kraft zuſammengehalten, und er gewöhnte ſich an Entſagungen; daher gingen Jahrhunderte hin, ehe die Ueppigkeit fremder Völker in Sparta eindringen konnte. Denn außer der Erziehung hielt ſie auch der Stolz auf den Adel ihres Stammes zurück, und ſie pflogen keinen Verkehr mit Fremden, die ſie unter ſich hielten; gebrauchten kein Geld, und verachteten den Handel als ein niedriges Gewerbe. Und ſo mächtig war die Idee der Würde, mit der Lykurgos ſein Volk erfüllt hatte daß dieſe militäriſche Disciplin gegen 500 Jahre ohne Ausartung dauerte, und nur allmählig durch den Einfluß fremder Kriege zu Grunde ging.

Unſtreitig war durch dieſe Disciplin eines der Ziele der Menſchheit erreicht worden, und es iſt bekannt, mit welcher Größe und mit welchem Adel die Spartaner unter den Griechen auftraten. Alle Andern erkannten die Größe der Opfer an, die ſie Dem, was geſetzmäßig und gut war, brachten; und ſelbſt in feindlich geſinnten Staaten fand die Energie der Denkungsart, die ſich auch in der Trockenheit ihrer Sprache ausdrückte, häufige Bewunderer. Indeß hat doch dieſe Tugend das Schickſal aller Einſeitigkeiten gehabt. Die Würde, von keiner Grazie ſchöner ſittlicher Bildung gemildert, artete in Stolz, dieſer in Härte aus; und die Zeit kam bald, wo die Spartaner in der Rolle von Unterdrückern auftraten,

und die Form ihrer Verfaſſung mit tyranniſcher Härte Jedem aufzudringen ſuchten. In ihrem ſelbſtſüchtigen Stolze ging die Größe der Idee unter, die ſie in beſſeren Zeiten erhoben hatte. Krieg zu führen, wurde eine Gewohnheit, nicht eine Pflicht; und die Gewohnheit führte in eine tiefe Barbarei, da kein ſittliches Gegengewicht, keine geiſtige Kultur die nothwendigen Uebel des Kriegsſtandes aufwog oder milderte. War es Lykurgos' Schuld, die ſeine Mitbürger auf dem Pfade der Kultur hemmte? oder war es die ſtarre Geiſtloſigkeit ſeiner Nachfolger, welche man dieſes Vergehens an der Menſchheit anklagen muß?

Als dieſe Geſetzgebung vollbracht war, wollte ihr Lykurgos eine unſterbliche Dauer verſchaffen. Demnach ließ er alle Bürger verſammeln, erklärte ihnen die Vollendung ſeines Geſchäfts; aber eins ſei noch übrig, was er ihnen nicht entdecken könne, bis er den Apoll darüber befragt habe. Sie möchten bei den Geſetzen verharren, bis er zurückkäme; dann wolle er ausführen, was der Gott ihm rathen würde. Da nun alle dieſes verſprachen und ihm anlagen, die Reiſe zu beſchleunigen, ließ er ſie ſchwören daß ſie bei der Verfaſſung bis zu ſeiner Rückkehr bleiben wollten, und reiſte ab. Zu Delphi befragte er den Apollo: ob durch ſeine Geſetze die Wohlfarth des Staates und die Tugend der Bürger hinlänglich befeſtigt ſei; worauf ihm der Gott antwortete: der ſpartaniſche Staat werde ſo lange der ruhmvollſte ſein, als er dieſe Verfaſſung behielte. Dieſen Ausſpruch ſandte er nach Sparta; er ſelbſt aber nahm Abſchied von ſeinem Sohne und andern Freunden und beſchloß, ſein ruhm-

volles Leben zu enden, damit die Bürger nie ihres Eides entlaſſen würden. Er ſtarb alſo durch Enthaltſamkeit aller Speiſen überzeugt: daß auch der Tod eines Staatsmannes verdienſtvoll für ſein Vaterland ſein müſſe. Ihm ſchien der Tod nach Vollbringung der edelſten Werke eine Vollendung ſeiner Glückſeligkeit, den Bürgern aber für ewige Zeiten nützlich. Auch täuſchte er hierin ſich nicht. Beinahe 500 Jahre behauptete Sparta den erſten Platz in Griechenland, und erſt nach dem Ende des peloponneſiſchen Krieges, als Lyſander ſein Vaterland mit der Luſt am Reichthum erfüllte, ward die Verfaſſung Lykurgos' allmählig geſchwächt. „So lange dieſe blühte, ſagt Plutarch, war Sparta nicht wie eine Republik, ſondern wie das Haus eines weiſen Mannes anzuſehen; und ſo wie Herakles, bloß mit einer Löwenhaut und Keule bewaffnet, Räuber und Tyrannen züchtigte, ſo herrſchte auch Sparta vermittels einer Skytale und lenkte die Staaten, oft ohne ein Schild zu bewegen, durch die Abſendung eines Geſandten, auf deſſen Verlangen ſich Alles ſogleich in Ordnung fügte."

Nach Lykurgos' Tod ward ihm zu Sparta ein Tempel erbaut und man brachte ihm Opfer, wie einem Gotte; dennoch ſagte Ariſtoteles: er genöſſe in Lakedämonien weniger Ehre als ihm gebühre. Auch ſtifteten ſeine Freunde und Verwandten, um ſein Andenken zu erhalten, eine feierliche Zuſammenkunft, die eine geraume Zeit alle Jahre gehalten wurde und nannte dieſe Tage Lykurgides.

Ich übergehe die beiden Meſſeniſchen Kriege und die Heldenthaten des Ariſtomenes. Die Erobe-

rung des fruchtbaren Messene begründete in der Peloponnes die Macht von Sparta, das sich allmählig zu dem Range des ersten unter den Dorischen Staaten erhob.

Athen.

Wir übergehn die dunkle Geschichte des Landes; die Verdienste seines Theseus, des vermeintlichen Gründers der Freiheit, und des letzten seiner Könige Kodros, der zugleich auch der edelste war. Ihm folgt eine Reihe lebenslänglicher und erblicher Archonten aus seinem Geschlechte, deren Ansehn sich nur durch ihre Verantwortlichkeit (ὧν ὑπεύθυνον ἦσαν) von dem königlichen unterschied. Ihnen folgten zehnjährige Archonten, immer noch aus Kodros' Stamm bis endlich der herrschbegierige Adel neun Archonten zu wählen veranlaßte, die alljährlich wechselten. Die eigentliche Veranlassung und Art dieser Veränderungen ist unbekannt; aber es ist hinlänglich sichtbar daß auf den letzten Wechsel eine drückende Aristokratie folgte. Archonten und Areopagiten wurden nur aus den Eupatriden gewählt.

Viele Unruhen und heftiger Streit der Partheien unter dem Adel, wo jede Familie nach dem ersten Range trachtete, erfüllten jene Zeiten. Von großem Einfluß auf lange Zeit hinaus waren die Unruhen des Kylon, (Thukyd. I, 126). Dieser, ein Olympionices, von altem Adel und großem Reichthum war vermählt mit der Tochter des Theagenes, eines Tyrannen von Megara,

und da ihm ein täuſchendes Orakel rieth ſich der Burg zu bemächtigen, drang er mit einigen Truppen des Theagenes während der olympiſchen Spiele in die Akropolis ein. Lange belagerten ihn die Athener umſonſt; da aber die Lebensmittel aufgezehrt waren, floh Kylon und ſein Bruder; die Andern aber flüchteten ſich als Flehende zu den Altären der Götter. Da verſprachen ihnen die Belagerer ſicheres Geleit, tödteten ſie aber beim Hinwegführen; ja einige ſchlachteten ſie an dem Altar der Eumeniden. Dieſe Blutſchuld hatten die Alkmäoniden auf ſich geladen, und eine lange Reihe von Unruhen und Verfolgungen der Tempelſchänder zog ſich bis in die Zeiten des peloponneſiſchen Krieges hin, wo noch Perikles als ein Abkömmling des verruchten Stammes angegriffen ward.

Ob nun gleich die durch ſolche Blutſchuld und mancherlei Anzeichen der Götter beängſtigte Stadt durch feierliche Weihen und Reinigungen entſühnt und die Gemüther einigermaßen beruhigt wurden, ſo brachen doch bald zwiſchen dem Adel und den andern Ständen wegen Ungleichheit der Güter und Vermehrung des Schuldenweſens furchtbare Händel aus. Denn viele Freie waren durch das Uebermaaß der Schulden zu Fröhnern, andere, welche ihren Leib verpfändet hatten, zu Sklaven herabgewürdigt und mußten entweder zu Hauſe dienen oder ſich wohl gar auswärts verkaufen laſſen. Viele ſahn ſich genöthigt ihre Kinder zu verkaufen oder ihr Vaterland zu verlaſſen, um der Härte ihrer Gläubiger zu entgehn. Da verbanden ſich viele in ihrer Verzweiflung und ermahnten ſich, dieſes Joch nicht länger zu dulden ſondern

unter Leitung eines redlichen Mannes die verhafteten Schuldner zu befreien, die Besitzungen einer neuen Theilung zu unterwerfen und sich durch eine veränderte Verfassung künftig gegen ähnliche Uebel zu sichern.

In diesem Zustande der Dinge zog Solon die Augen beider Partheien auf sich. Denn da er wohlhabend und von der edlen Abkunft des Kodros war, gehörte er den Eupatriden an; die Aermeren aber wollten ihm wohl, weil er sie nie gedrückt sondern sich immer als einen rechtschaffenen Mann bewiesen hatte. Daher wurde er mit Beistimmung beider Theile zum Archon, Friedensstifter und Gesetzgeber gewählt; ja, die Häupter lagen ihm an, die Alleinherrschaft zu übernehmen und versprachen ihm Beistand. Doch blieb er standhaft der Freiheit ergeben und verschmähte die glänzende Gabe: zufrieden, der Wohlthäter eines freien und edlen Volks zu sein. Recht gemacht war er zum Gesetzgeber für ein ionisches, lebhaftes, zartsinniges Volk, welches das eiserne Joch lykurgischer Gesetze nicht ertragen hätte, wie es denn die Strenge der drakonischen Gesetzgebung sogleich mit Unmuth verwarf; unpartheiisch, weder den Eigennutz der Eupatriden schonend, noch aus strafbarer Popularität die billigen Forderungen der Reichen verwerfend; mit mildem Sinne nicht mehr verändernd als Noth war; aber auch nichts unversucht lassend was durch gütliche Ueberredung oder sanfte Zwangsmilde zu bewirken war. Als ihn daher in der Folge Jemand fragte: ob er den Athenern die besten Gesetze gegeben? antwortete er: „ja, die besten, die ihnen angemessen waren".

So war Solon der weiseste und zugleich der mensch-

lichſte Geſetzgeber, welcher tiefen Ernſt mit ſchonender Milde und die Trockenheit der Einſicht mit dem genialen Schwunge eines poetiſchen Gemüthes vereinigte. Die ſchlimmſten Uebel wurden getilgt. Die Schuldenlaſt ward von dem Volke abgewälzt, indem die Mine von 73 Drachmen auf 100 geſetzt und alſo von jeder Schuld beinahe 30 Procent abgezogen wurden: ein Verfahren, durch welches den Schuldnern großer Nutzen, den Gläubigern aber keine Einbuße erwuchs. Seinen Leib aber zu verpfänden oder Einen Schulden halber gefangen zu halten, ward gänzlich verboten. Viele Schuldner wurden befreit und in ihr Vaterland zurückgebracht, nachdem ſie, wie Solon ſelbſt ſagt (Plutarch. im Leb. des Sol. 15), ſchon die attiſche Mundart verlernt hatten. Dieſe Einrichtung gewann ihm viele Gemüther; und ungeachtet der Mißgunſt, die er im Anfange zu erdulden hatte, ward man doch bald die Heilſamkeit dieſer Verordnungen inne und vertraute ihrem Urheber Alles ohne Ausnahme an.

Nicht gewaltſam, nur allmählig ſchritten Solons Verbeſſerungen vor. Da es hier nicht wie in Sparta, darauf ankam, einer kleinen Anzahl die Herrſchaft über eine größere zu ſichern, ſondern den Beſitzern eines Landes eine Verfaſſung zu geben, ſo war die Demokratie dadurch gegeben. Um jedoch die Gefahren der republikaniſchen Gleichheit zu mildern, theilte er die Bürger nach ihrem Vermögen in Klaſſen, von denen nur die drei erſten, welche die Begüterten enthielten, an den Staatsämtern Theil nehmen konnten; alle andern aber an den Verſammlungen. Das ganze Volk entſchied über Krieg

und Frieden, Gesetze, Staatsverbindungen, Auflagen. Das Urtheil der Versammlung zu leiten, ward ein Senat von vierhundert Männern aus den vier Stämmen der Bürger gewählt, bei welchem alle Staatsangelegenheiten vorläufig debattirt wurden. Seine Mitglieder beriefen die Versammlungen und präsidirten, und nie konnte dem Volke Etwas vorgetragen werden ohne ein vorläufiges Dekret des Senats (*προβούλευμα.*)

Die neun Archonten blieben als die ersten Obrigkeiten, und die Vorsitzer der Tribunale, der jährlichen Wahl unterworfen. Sie waren verpflichtet, den Senat in Staatsangelegenheiten zu Rathe zu ziehen. Die abgegangenen Archonten, nachdem sie von ihrer Amtsverwaltung eine strenge Rechenschaft abgelegt hatten, traten in den Areiopagos, das höchste Tribunal, das als eine Hauptstütze der solonischen Verfassung zu betrachten ist. Dieses Tribunal, durch die alten Sagen von seiner ersten Einsetzung und durch die Würde und Sittlichkeit seiner Mitglieder geheiligt, entschied über die größten Verbrechen, beobachtete die Sitten und prüfte von Zeit zu Zeit die Tauglichkeit der bestehenden Gesetze. Sein Ansehn war als der Ballast zu betrachten, den man der leichten Barke der Demokratie zugegeben hatte; denn als Perikles, um seinen eignen Willen leichter auszuführen, das Ansehn des Areiopagos herabsetzte, ward das Schiff des Staates ein Spiel der Wellen, in denen es endlich ganz unterging. So groß war der Glaube an die Gerechtigkeit und Weisheit dieses Tribunals daß auch fremde Völker ihm ihre Streitigkeiten unterwarfen; und man sagte daß wenn auch ein Mann von tadelhaften

Sitten in daſſelbe aufgenommen würde, er ſogleich ſie ablegen und eben ſo wohl ein Theilnehmer der Sitten als des Ranges ſeiner Kollegen werden würde.

Auf dieſe Weiſe war die ſoloniſche Verfaſſung auf das Vollkommenſte aus der Ariſtokratie und Demokratie gemiſcht; indem der Areiopagos als ein Oberhaus der ſtehende Depoſitär der Geſetze und Verfaſſung war, an den als Repräſentanten der vermöglichen Klaſſe, ſich die Obrigkeiten anſchloſſen, wodurch das Dauernde mit dem Wechſelnden vereint und die Beweglichkeit der Demokratie, die ſich nur in den Volksverſammlungen ganz frei regen konnte, aufgehalten ward.

Auch die Privatgeſetzgebung Solon's war voll Weisheit und Humanität. Wer den Todten Böſes nachſagte, auch wer von einem Lebenden in Tempeln, vor Gericht, vor der Obrigkeit und bei öffentlichen Spielen Böſes redete, wurde einer Geldſtrafe unterworfen. Die Heftigkeit der Schmerzensäußerungen bei der Trauer, wie das Zerfleiſchen des Geſichts und das Heulen der fremden Leichenbegleiter verbot er. Dem Müßiggang arbeitete er entgegen, indem er ein Geſetz gab daß der Sohn nicht gehalten ſein ſolle, ſeinem Vater zu ernähren, wenn er ihn nicht eine Kunſt hätte lernen laſſen. Eines ſeiner merkwürdigſten und viel beſprochenen Geſetze aber war, daß bei einem Aufſtande Der für ehrlos erklärt werden ſolle, der ſich zu keiner Parthei ſchlage. Aber mit Recht wird in einer Demokratie Derjenige für ehrlos erklärt, der ſich gegen das Wohl des Staates gleichgültig zeigt und nicht Das, was er für Recht erkennt, aus allen Kräften, auch mit Gefahr geltend zu machen ſucht.

Dieſe und alle ſeine andern Geſetze ſollten nach ſeiner Verordnung auf hundert, nach andern Nachrichten nur auf zehn Jahre gültig ſein. Der Senat beſchwur ſie, und ſie wurden auf hölzernen Tafeln, die ſich um eine Achſe drehten, in der Akropolis und ſpäterhin in dem Prytaneion aufgeſtellt. Plutarchos ſah hier noch einige Ueberbleibſel derſelben.

Als nun die Geſetze eingeführt waren, kamen täglich Leute zum Solon, die ihm bald dieſes bald jenes einzurücken riethen, oder auch Belehrung verlangten. Da er ihnen nun weder willfahren, noch ſie abweiſen konnte, entfernte er ſich von Athen auf zehn Jahre, während welcher Zeit man ſich an ſeine Geſetze gewöhnen könnte; und ging nach Aegypten, Kypern und an den Hof des Kroiſos, wo jenes den griechiſchen Geiſt ſo ſchön charakteriſirende Geſpräch vorfiel.

Während dieſer Reiſe erhoben die alten Partheien von Neuem ihr Haupt. Die Alkmäoniden verſuchten die Rückkehr in ihre alte Uſurpation; aber das Volk widerſtrebte mit größerer Standhaftigkeit als je, unterſtützt von Peiſiſtratos, welcher endlich zum Beſitz der höchſten Gewalt gelangte. Wie dieſes geſchehn, erzählt Herodotos ausführlich in einer ergötzlichen Geſchichte. Peiſiſtratos war mit allen Talenten eines Demagogen ausgerüſtet. Er verband Entſchloſſenheit auch das Kühnſte zu unternehmen mit einem gefälligen und milden Weſen, eine ſchöne Geſtalt mit anmuthigen Sitten. Hülfreich gegen die Armen, ohne Stolz gegen den gemeinſten Bürger, billig und mäßig auch ſelbſt gegen Fremde gewann er das Volk, deſſen Rechte und Gleichheit er zu lieben

ſchien, bis es ſich ihm ganz überließ. Aber nie hat ein Tyrann ſeine Macht minder gemißbraucht; ja, es kann behauptet werden, daß bei dem noch nicht erloſchenen Partheikampf die Soloniſche Verfaſſung gänzlich zu Grunde gegangen wäre, hätte nicht Peiſiſtratos ſie in Schutz genommen. Denn er beobachtete nicht nur ſelbſt Solon's Geſetze, ſondern hielt auch ſeine Freunde dazu an. Ja, als er einſtmals des Mordes beſchuldigt wurde, erſchien er mit aller Beſcheidenheit vor dem Areiopagos um ſich zu rechtfertigen; aber der Kläger erſchien nicht, ſondern ließ den Handel im Stich.

So ſah der weiſe Greis ſein Werk im gefährlichſten Sturme bewährt. Er hatte das Seinige gethan, um die Tyrannei abzuwehren; und als das Volk in ſeiner Bethörung dem Peiſiſtratos Alles zugeſtanden hatte, eilte er, obſchon ſehr alt, auf den Markt, ſchalt ſeine Mitbürger mit nachdrücklichen Worten und forderte ſie zur Behauptung der Freiheit auf. Als ihn aber aus Feigheit Niemand hörte, ging er nach Hauſe und hielt ſich ruhig. Zu fliehen, wie ſeine Feinde ihm riethen, hielt er ſeines Anſehns und Alters unwerth. Es iſt zweifelhaft, ob dieſer Muth oder Peiſiſtratos' edler Sinn mehr Bewunderung verdient. Denn ob er gleich wußte daß Solon Gedichte ſchrieb voll bittrer Vorwürfe gegen das Volk, behandelte er ihn doch mit großer Achtung und zog ihn häufig zu Rathe, wodurch er die Gegner ſeiner Tyrannei gewann. Einige ſagen daß er noch geraume Zeit unter dieſer Herrſchaft gelebt habe.

Drei und dreißig Jahre verfloſſen ſeit dieſer Umwälzung, aber nur 17 Jahre ſtand Peiſiſtratos an der

Spitze des Staates. Zweimal ward er durch die Rückkehr der Alkmäoniden und ihre Einwirkungen vertrieben; aber nachdem er zum dritten Mal nach Athen mit gewaffneter Hand zurückgekehrt war, entwichen die Alkmäoniden nach Makedonien, wo ſie die Mißvergnügten an ſich zogen. Peiſiſtratos ſtarb ruhig im Beſitz ſeiner Macht und hinterließ ſie ſeinen Söhnen Hipparchos und Hippias. Auch Dieſer Herrſchaft ward mild und der väterlichen ähnlich; bis Harmodios und Ariſtogeiton, durch Liebe verbunden und vom Hipparchos beſchimpft (Thucyd. IV. 54), die Tyrannei auszurotten beſchloſſen und an den Panathenäen den Hipparchos ermordeten. Beide wurden ein Opfer ihres Unternehmens. Die Tyrannei aber wurde geſchärft; und Hippias, von Furcht gequält, tödtete viele Bürger, die er für verdächtig hielt.

Dieſen Zeitpunkt benutzten die Alkmäoniden, die nebſt andern Vertriebenen in der Gegend von Delphi verweilten und durch mannichfaltigen Dienſt das Orakel gewonnen hatten, ſo daß es den Spartanern, ſie mochten einzeln kommen oder vom Staate, jedesmal die Befreiung Athen's empfahl (Herodot. V. 63). Alſo ſandte Sparta ein Heer nach Attika, die Peiſiſtratiden anzugreifen, die, durch Hülfstruppen der Theſſaler unterſtützt, den Angriff zurückſchlugen und die Spartaner vertrieben. Ein zweites Heer, von Kleomenes geführt, war glücklicher, ſchlug die Theſſaliſchen Truppen, zog in Athen ein und belagerte den Tyrann in der Feſtung. Da deſſen Kinder zufälliger Weiſe außerhalb derſelben gefangen wurden, ſchlug er Bedingungen vor und zog binnen fünf Tagen aus Athen mit den Seinigen nach Sigeion. Dieſe

Begebenheit wurde in der Folge eine Veranlaſſung des perſiſchen Krieges, welcher Griechenland zuerſt an den Rand des Verderbens führte, dann aber auf den Gipfel der Macht und des Ruhms erhob. Hippias verließ Athen drei Jahre nach dem Tode ſeines Bruders.

Auf mannichfaltige Weiſe äußerte ſich jetzt das neue Gefühl über die Erlangung der Freiheit in Athen. Dem Harmodios und Ariſtogeiton wurden Bildſäulen errichtet; ihre Namen ſollten jährlich an den Panathenäen gefeiert werden, und nie ſollte ein Sklave ſie führen können. Ihren Nachkommen wurden ausgedehnte Freiheiten und Vorrechte zugeſichert, und feſtliche Lieder feierten ihre That beim Wein und Mahl. — Kleiſthenes aber, der an der Spitze der Alkmäoniden ſtand, vermehrte die Zahl der Stämme von vier auf zehn und verſchaffte dem Volke einen größern Einfluß. Aber die neu erlangte Freiheit mußte ſich in Kämpfen beſtätigen. Mit Kleiſthenes buhlte Iſagoras um die Gunſt des Volks, und da er jenen mächtiger ſah, rief er den König der Spartaner, Kleomenes, ſeinen Gaſtfreund, zu Hülfe, der eine Verbannung des Kleiſthenes und vieler andern Alkmäoniden, unter dem Vorwand der kyloniſchen Blutſchuld, erzwang, dann noch überdies 700 atheniſche Familien verbannte, den Rath auflöſte und 300 Anhängern des Iſagoras die Gewalt übergab. Da kam es zum Kampf. Die Spartaner werden zum Abzug gezwungen; Kleiſthenes und die Verbannten kehren zurück. So ward die Freiheit der Demokratie zum zweiten Mal errungen.

Kriege mit den Persern.

In der Masse der einzelnen griechischen Staaten, die sich in dem vorigen Zeitraume republikanisch gebildet hatten, behauptete jeder seinen eigenthümlichen Rang, keiner ragte wesentlich über den andern hervor; nur wurde der dorische Stamm für den am meisten kriegerischen gehalten, und in diesem Sparta für den ersten und würdigsten. Eine engere Verbindung unter den einzelnen Staaten fand nicht Statt, und damit etwas Großes von Athen ausgehe, bedurfte es einer äußern Veranlassung zur Vereinigung.

Diese ward durch die persischen Kriege herbeigeführt. Diese Kriege, in denen das größte Volk dem kleinsten, das mächtigste dem schwächsten im ungleichsten Kampfe unterlag, machen nicht nur in der Geschichte von Griechenland und Persien, sondern in der Weltgeschichte überhaupt Epoche. Sie lehren, wie unendlich weit die moralischen Kräfte eines Volks dem physischen und numerischen Uebergewicht eines andern überlegen sind; und wie thöricht es sei, nur Zahlen gegen Zahlen zu setzen, nur zu messen und nicht zu wägen. Sie lehren daß die Armuth über den Reichthum obsiegt und daß die Vermehrung der Reichthümer ein gefährliches Geschenk sei, das nur zu oft den Verlust der Freiheit nach sich zieht. Kurz vor dem Anfang dieser Periode hatten die Perser, ein armes Bergvolk, unter der Führung eines klugen und kühnen Eroberers, die Herrschaft der reichen Meder niedergeworfen; mit einem Schwertstreich die Lyder, die Herren von Kleinasien, unterworfen;

Babylon und Assyrien hatten dasselbe Schicksal; und an den südlichen Küsten des Mittelmeeres ergab sich ihnen das reichste Handelsvolk der alten Welt, die Phönizier. Selbst reich geworden, verließ sie der Sieg. Ein armes und beschränktes Volk stieß ihre zahllosen Heere mit Schmach zurück und erniedrigte in Kurzem den persischen Stolz so sehr daß er Gesetze von ihnen annehmen, das Mittelmeer auf ihren Befehl gänzlich verlassen mußte und selbst nicht mehr die Küsten Klein-Asiens mit seinen Heeren betreten durfte.

Aber das nemliche Schicksal erwartete auch Griechenland. Nachdem es reich, mächtig und gebieterisch geworden war, wurde es die Beute eines ärmern Bergvolks, der Makedonier; die auch ihrer Seits dem nemlichen Schicksal unterlagen.

Dies ist der Gang des Schicksals der meisten Völker. Wenn ihnen ein großes Unternehmen gelungen ist und die im Stillen geübte Tapferkeit sich im Siege bewährt hat, so verlockt sie die Begierde nach Glanz und Größe. Einmal nach Außen hin gereizt, vergessen sie die Vortheile der innern Kraft und suchen ihr Glück in der Unterdrückung Anderer, in der Vergrößerung ihres Gebietes, in der Ausdehnung ihres Handels, in der Vermehrung ihres Reichthums auf jeglichem Weg. Der Genuß des Reichthums verführt. Der Luxus steigt und überbietet sich, und das Ueppigste wird ein Bedürfniß, so daß diese erkünstelten Bedürfnisse nur durch Gewalt errungen werden können. So erzeugt sich die Tyrannei oft auch bei edeln Völkern; so sammeln sie Reichthümer und Haß, bis sie endlich, immer weiter sich ausdehnend,

eine Beute des frischen Muthes und der heftigern Begierde eines noch unverzärtelten Volkes werden. Dieß ist die Epitome der Weltgeschichte. Dieselben Thorheiten und Irrthümer erneuern sich stets. Die eigenmächtige Beschränkung, welche der Gipfel der Weisheit bei dem Individuum ist, kann bei ganzen Völkern nur patriotisch gewünscht aber nie menschlicher Weise erwartet werden.

Das persische Reich durch einen raschen Völkersturm gegründet, wie späterhin das mongolische, stand in seiner höchsten Blüthe unter Dareios Hystaspis, einem glücklichen Sieger, der fast eben so viele Völker überwältigt hatte, als Kyros selbst (Plut. T. II. p. 172). Von Abend bis Morgen breitete sich sein Reich über 400 deutsche Meilen aus, von Norden nach Süden über 150; es umfaßte die schönsten und blühendsten Länder unter dem glücklichsten Himmel, von großen Strömen bewässert, mit reichen und herrlichen Städten geschmückt. Dieses Reich, das, unter Einem Monarchen verbunden, alle seine Kräfte auf einen Punkt vereinigen konnte, schien ein Volk erdrücken zu können, das kaum den 115. Theil so viel Oberfläche bewohnte, in viele Stämme und Städte vertheilt war, ohne Mittelpunkt stand und ohne andern Schutz und Bundesgenossen, als seine Tugenden, seinen Muth und seine Götter.

Nach der Besiegung der Lyder waren auch die griechischen Kolonieen auf der Küste von Asien in die Hände der Perser gefallen. Einige hatten den angestammten Freiheitssinn behauptet und ihr Vaterland verlassen, die

meiſten aber ſich unter das Joch gebeugt. So machten die Perſer mit den Griechen die erſte Bekanntſchaft.

Dareios zog nach vielen glücklichen Feldzügen gegen die Skythen. Das Unternehmen mißlang; aber er unterwarf ſich auf der Rückkehr Thrakien, nöthigte dem König von Makedonien zum Zeichen ſeiner Unterwürfigkeit Geſchenke ab und nahm die Inſeln Imbros und Lemnos weg. Auch Naxos ward von einer perſiſchen Flotte bedroht und alle Kykladen, ja Euböa ſelbſt (Herod. V, 31) ſollten der Eroberung dieſer Inſel folgen. So weit hatte ſich ſchon das immer nach Weſten hin wachſende Reich der Perſer den Hellenen genähert.

Da das Unternehmen gegen Naxos mißlang, welches Ariſtagoras, ein Grieche und Statthalter von Miletos, geleitet und dem Könige zu vollenden verſprochen hatte, erregte er, um der Verantwortlichkeit zu entgehen, einen Aufſtand in Miletos und führte die Gleichheit in dieſer ihm unterworfenen Stadt ein. Die andern joniſchen Städte folgten dem Beiſpiel, verjagten ihre Tyrannen und tödteten einige. Ariſtagoras eilte nach Hellas, zur Theilnahme aufzufordern, und kam zuerſt nach Sparta, wo er dem König Kleomenes eine eherne Tafel zeigte, auf welcher die ganze Erde mit ihren Flüſſen und Meeren verzeichnet war. Indem er ihm nun die verſchiedenen Völker zeigte und ihre Länder ſchilderte, ermahnte er ihn der joniſchen Freiheit zu Hülfe zu kommen, und verwies ihn an die Schätze der reichen Länder, die dort dem Könige von Perſien zollten. „Wenn ihr Spartaner Suſa erobert," ſo ſetzte er hinzu, „ſo mögt ihr dreiſt mit dem Zeus an Reichthum

wetteifern. Aber da ihr jetzt um ein kleines und minder gutes Land mit den Meſſeniern, den Arkadern und Argivern ſtreitet, ſo müßt ihr dieſe Kriege aufſchieben. Denn dieſe Völkerſchaften haben weder Gold noch Silber: Güter, die wohl Manchen reizen, ſein Leben im Kampfe Preis zu geben. Nun iſt es in eurer Gewalt, ganz Aſien mit leichter Mühe zu beherrſchen. Warum wollt ihr nach Anderm trachten?“ So ſprach Ariſtagoras. Da ihn aber Kleomenes fragte: „wie weit es von den Jonern bis zu der Reſidenz des Königs hinauf wäre?“ und er ſagte: „einen Weg von drei Monaten,“ befahl ihm jener, Sparta vor Sonnenuntergang zu verlaſſen; denn „unerträglich werde den Lakedämoniern ein Vorſchlag ſcheinen, der ſie drei Monate Wegs von dem Meere entfernen wolle.“ Dann ging er in ſein Haus zurück. Ariſtagoras aber folgte ihm, mit dem Oelzweig der Flehenden in der Hand und beſchwor ihn zu hören. Da befahl ihm Kleomenes in Gegenwart ſeiner achtjährigen Tochter, der Gorgo, zu reden; und Ariſtagoras bot ihm zehn Talente, und als er ſich weigerte, ſtieg er bis auf funfzig. Da rief das Mädchen: „Mein Vater, der Fremdling will dich beſtechen, wenn du dich nicht entfernſt.“ Ueber dieſe Ermahnung erfreut, ging Kleomenes in ein anderes Zimmer und Ariſtagoras begab ſich unverrichteter Sache von Sparta nach Athen.

Nachdem ſich Hippias, mancher Verſuche, die er in andern Gegenden zur Wiedererlangung der Herrſchaft gemacht hatte, müde, nach Sigeion in Aſien begeben hatte, unterließ er nichts, die Athener bei den perſiſchen Statthaltern verhaßt zu machen und ſie dem Dareios zu

unterwerfen. Da seine Bestrebungen den Athenern bekannt wurden, schickten diese Gesandte nach Sardes um den König vor den Einflüsterungen der Verbannten zu warnen. Aber Artaphernes, des Königs Bruder und Statthalter der Meeresküste, befahl ihnen den Hippias zurückzurufen, wenn ihnen ihre eigene Erhaltung lieb wäre. Sie waren aber so weit entfernt, diesem Vorschlag zu folgen, daß sie vielmehr beschlossen sich öffentlich gegen Persien zu erklären.

Während man mit diesen Gesinnungen erfüllt war, kam Aristagoras nach Athen, verhieß Vieles und stellte das Unternehmen, seiner Absicht gemäß, sehr leicht vor; wie es denn auch edel wäre, den Milesiern, Athens Stammgenossen, zur Freiheit zu helfen. Und er gewann leichter mit diesen Gründen ein ganzes Volk als den einzigen Kleomenes, und die Athener beschlossen den Jonern 20 Schiffe zu Hülfe zu senden. Diese Flotte, sagt Herodotos, wurde die Ursache großer Uebel für Griechenland und für die Barbaren. Jedoch nicht erregt wurde durch sie das Uebel, sondern nur vielleicht beschleunigt; und es konnte sogar klug scheinen den Augenblick zu benutzen, wo das neue Regen der Freiheit den Perser vielleicht von den Küsten Asiens und sonach von der Nähe Griechenland's entfernte. Aber das ganze Unternehmen beschränkte sich auf die Einnahme von Sardes, welches unvertheidigt war und durch einen Zufall in Brand gesteckt wurde. Die Athener kehrten zwar nach der Eroberung der Stadt zurück, aber der Aufstand der Joner verbreitete sich auf der ganzen Küste. Damals hörte Dareios den Namen der Athener zum ersten Mal;

ihre Kühnheit entflammte seinen Zorn und er schwur ihnen Rache. Vorher aber ließ er die Joner mit Nachdruck angreifen. Der erste Erfolg, den seine Truppen hatten, entwaffnete Aristagoras' Muth. Er verließ Miletos, um ein Asyl in Thrakien aufzusuchen, und kam bei der Belagerung eines Ortes um, den er für sich gewinnen wollte.

Die Joner wurden in einer großen Seeschlacht geschlagen, in der nur die Chier ihre Pflicht thaten. Miletos ward eingenommen, die Einwohner wurden zu Sklaven gemacht, viele getödtet, Weiber und Kinder aber in das Innere des Reichs geführt. Dieser Unfall bestürzte die Athener. Auf mannichfaltige Weise legten sie ihren Schmerz an Tag, und da Phrynichos die Einnahme von Miletos auf die Bühne brachte, ward der Schauplatz mit Thränen und Wehklagen der Zuschauer erfüllt. Diese Thränen waren nur das Vorspiel der Uebel, die noch folgen sollten. Aber weit entfernt, sich einem weichlichen Schmerz hinzugeben, straften sie den Dichter daß er sie über ihre eigenen Uebel weinen lasse und verboten die Aufführung dieses Stücks. Dieses geschah sechs Jahre nach dem Aufstande des Aristagoras. — Ganz Jonien wurde bald wiederum eine Beute der Perser. Viele Städte wurden angezündet, die Knaben verstümmelt und die Jungfrauen in den Harem des Königs geschickt.

Mardonios, Schwiegersohn des Dareios, wird der Führer einer großen Land- und Seemacht und rückt damit an den Hellespont vor, zunächst gegen Eretria — die Eretrier hatten mit der athenischen Flotte auch drei Schiffe geschickt — und Athen; aber eigentlich war es

auf alle griechischen Städte abgesehn. Der noch freie Theil Makedoniens wird unterworfen. Die Flotte leidet am Athos Schiffbruch; mehr als 300 Schiffe gehn zu Grunde und gegen 20,000 Menschen. Viele wurden an den Felsen geworfen, andre ertranken, andre wurden ein Raub der Seethiere. Auch die Landmacht litt von dem Feinde großen Schaden, ob sie schon am Ende siegreich war. So kehrte Mardonios mit den Trümmern seines Heeres nach Persien zurück.

Das Unternehmen war nur aufgeschoben. Dareios schickte Gesandte nach Griechenland um Erde und Wasser zu fordern; und fast alle Staaten und Inseln, selbst Aegina, die Nachbarin Athens, unterwarfen sich. Sparta und Athen allein thaten Widerstand und mißhandelten die Gesandten. Dareios gab dem Datis, einem kundigen Manne, und dem Arthayhernes, seinem eigenen Enkel, das Kommando über eine neue Heeresmacht mit dem Befehl Athen und Eretria einzunehmen, alle Einwohner zu Sklaven zu machen und nach Persien zu führen. Die Flotte vermied den gefährlichen Athos, und opferte in Delos, wo nach ihrer Abfahrt ein Erdbeben die Uebel zu verkünden schien, die über Hellas hereinbrachen. Wo die Perser landeten, nahmen sie Kinder der Einwohner als Geiseln mit, verwüsteten einige Inseln, welche Widerstand thaten, und nahmen Eretria nach einer muthvollen Vertheidigung durch Verrath einiger der vornehmsten Bürger ein. Die Tempel wurden geplündert und verbrannt und alle Einwohner zu Sklaven gemacht.

Hippias war bei dem persischen Heere und leitete

dessen Unternehmungen mit Kenntniß des Lokals. Ein verstellter Angriff ward auf Marathon gemacht. Die Athener eilten dahin, und schlugen die Perser, unter Anführung des Miltiades, Kimon's Sohn, dessen Familie in der Chersones herrschte. Kein Volk kam ihnen zu Hülfe, außer den Platäern mit ihrer ganzen Macht; denn den Spartanern verbot das Gesetz vor dem Vollmond auszurücken. Das feindliche Heer bestand aus 100,000 Mann und 10,000 Reiterei; das hellenische aus 11,000 alle zusammen. Viele scheuten einen entschiedenen Schritt und verlangten die Ankunft der Spartaner zu erwarten. Aber Miltiades sah daß jeder Aufschub den Muth der Seinigen schwächen und die Stimmung für den Feind befördern würde und sein Einfluß bei dem Polemarchen entschied für die Schlacht. Die Athener griffen im Lauf an und erschienen dem Feinde als Rasende, die einem gewissen Tode entgegen gingen. Der Kampf war lang und hartnäckig. Das Mitteltreffen des griechischen Heeres wurde geworfen; aber die Flügel siegten, eilten den Bedrängten zu Hülfe; brachten die Masse des Feindes in Unordnung und zwangen ihn die Schiffe zu besteigen, deren sie selbst einige eroberten. Kynägiros, des Aeschylos Bruder, und Aeschylos selbst thaten Wunder der Tapferkeit. Der Barbaren blieben 6400, der Griechen nicht ganz 200. Die Spartaner kamen nach der Schlacht, indem sie nur drei Tage auf dem Marsch zugebracht hatten. Die persische Flotte aber eilte um Sunium herum nach Athen, um die verlassene Stadt zu überfallen. Aber auch dieses gelang nicht. Das athenische Heer kehrte in Eile zurück und kam den Feinden zuvor. Die persische

Flotte legte sich oberhalb des Phalereus vor Anker, verweilte kurze Zeit und kehrte dann nach Asien zurück.

Dieser Sieg erweckte zuerst das stolze Selbstgefühl der Athener. Leicht bewog sie jetzt Miltiades zu einem Heereszug gegen Paros, um dessen Theilnahme an dem Krieg zu Gunsten der Perser zu bestrafen, und obgleich das Unternehmen schlimm für ihn selbst und fruchtlos für Athen ablief, so wurde doch dadurch zuerst die Idee einer künftigen Thalassokratie geweckt, welche Themistokles mit so großem Glück benutzte und Kimon, Miltiades' Sohn, auf ihren höchsten Gipfel brachte.

Die Geschichte Athens, das schon jetzt der leuchtende Mittelpunkt von Hellas zu werden begann, knüpfte sich jetzt immer mehr an den Geist und die Schicksale einzelner Männer, die, selbst Kinder ihrer Zeit, mit überlegener Kraft den Geist ihres Volks ergriffen und lenkten. Hell und deutlich spiegelt sich der politische Charakter Athens in seinem Themistokles und Aristeides, die als die beiden Pole der Sitten-Kultur eines Volkes erscheinen, das so eben aus der Rohheit zu treten beginnt; später in Kimon, in dem das schönste Gleichgewicht rühmlicher Eigenschaften die Vollendung der Kultur beurkundet; dann im Perikles, wo die Würde und Strenge der Anmuth weicht; im Alkibiades, bei dem die Anmuth ganz allein verderblich herrscht, doch nicht von Kraft entblößt, die nur gemißbraucht wird: worauf, wie sich erwarten ließ, ein Zeitalter der Verworrenheit folgt, in welchem, wie im Theramenes und Kritias, mittelmäßige Talente mit noch geringerer Energie verbunden auftauchen; bis endlich das Leben eines Demosthenes und

Phokion den Zwiespalt der Gesinnungen und Handlungen, der Einsichten und der Zeit deutlich offenbart.

Der Ehrgeiz Athens war angeregt und der wundervolle Sieg nicht bloß der Sage, sondern dauernden Denkmälern anvertraut. Trophäen wurden auf dem Schlachtfelde errichtet und kleine Säulen mit den Namen der Gebliebenen. In der Pökile wurde die Schlacht selbst dargestellt, und an der Spitze der Feldherrn Miltiades, wie er das Heer zum Kampfe mahnt.

Der Ruhm des Miltiades — welchen sein Unstern nicht verdunkelte — entzündete das brennbare Gemüth des Themistokles, der als Knabe schon einen entschiedenen Hang zu großen Dingen und Staatsgeschäften gezeigt hatte. Was zur angenehmen Bildung diente, verschmähte er nur auf rühmliche Dinge bedacht. Als ihm bei einem Gastmahle die Leier geboten ward, wies er sie zurück und auf den Tadel Einiger antwortete er: „Ich verstehe zwar nicht eine Leier zu stimmen, wohl aber einen kleinen und unbedeutenden Staat groß und berühmt zu machen.“ Was Einige sagen er habe sich der Unbändigkeit einer rohen Natur so sehr überlassen daß ihn sein Vater enterbt, seine Mutter aber sich aus Verzweiflung entleibt habe, wird von Andern mit Nachdruck bestritten. Vielmehr habe ihm sein Vater, um ihn von Staatsgeschäften abzuwenden, am Strande die zertrümmerten und vernachlässigten Triremen gezeigt und ihn erinnert daß sie das Bild verdienter und vernachlässigter Staatsmänner wären.

Groß und mächtig war die Wirkung des Sieges bei Marathon und der Tropäen des Miltiades auf das Gemüth des Jünglings, der hier nicht wie die Andern das Ende eines Krieges, sondern den Anfang größerer Kämpfe voraus sah. Durch diese Divination und daß er ihr gemäß handelte, wird er Retter seines Vaterlandes und gründet die Größe Athens.

Sein Verdienst ist es, daß Athen allmählig an den Seedienst gewöhnt wurde. Die Aegineten beherrschten damals das Meer. Gegen sie entzündet er den Unwillen und die Eifersucht der Athener immer mehr, läßt von den Einkünften der Silberminen, die bisher vertheilt wurden, eine Flotte bauen, die sich in dem Kriege mit den Aegineten auszeichnet. Der Sieg verschaffte dem Themistokles ein so großes Ansehn daß sein Anhang den Aristeides, den Gegner des Themistokles, verbannte. Zwischen beiden war der Kampf einer genialen Kraft und eines kräftigen Verstandes ohne Genialität. Themistokles' Sinn führte zur Erhebung auf dem kühnsten Wege; nichts schien zu schwer, nichts unmöglich; und seine Klugheit war seiner Entschlossenheit gleich. Aristeides wollte nur Sicherheit auf dem Wege des Rechts und der Billigkeit. Dieser war der trefflichste Bürger, jener der größte Staatsmann. Als der Krieg mit den Persern von Neuem begann, gelang ihm eine der schwierigsten Aufgaben für einen Athener, das Volk zu bereden, die Stadt zu verlassen und seine Rettung auf der Flotte zu suchen. Wie er auch die Leidenschaften mit großem Geschicke der Klugheit unterordnete, bewies der Volksbeschluß, den er veranlaßte und durch welchen Aristeides und

alle auf eine bestimmte Zeit Verwiesene die Freiheit erhielten wieder zurück zu kehren, um durch Reden und Handlungen das Beste von Hellas zu befördern. Noch mehr beurkundete er dies durch sein Benehmen gegen den Eurybiades, den Feldherrn der Lakedämonier, dem er nicht nur freiwillig, um den ausbrechenden Zwist im Keime zu ersticken, das Kommando der Flotte überließ, sondern dessen schmähliche Drohungen er auch mit einer Kaltblütigkeit anhörte, die den Gegner entwaffnete.

Nach dem glorreichen Siege bei Salamis baute er die Stadt wieder auf, die ein Raub der Flammen und der Kriegswuth geworden war, umgab sie gegen den Willen von Sparta, das er durch List täuschte, mit Mauern; richtete den Piräeus ein, dessen treffliche Lage Niemand vorher benutzt hatte; verband die Stadt mit dem Hafen und befestigte durch diese und viele andere Mittel die Thalassokratie. Hierdurch erhielt nach der Meinung der Alten auch die Demokratie eine neue Stütze. Denn das Volk, welches die Schiffe bemannte und auf dem Meere mit derber Kraft herrschte, gewann hierdurch eine große Ueberlegenheit über den Adel, und der Piräeus konnte als der Mittelpunkt der attischen Demokratie gelten, von wo sie auch nach dem peloponnesischen Kriege wieder Fuß faßte und der Herrschaft der von den Spartanern eingesetzten Zehner ein Ende machte. Eine seiner rühmlichsten Handlungen, durch die er sich als Staatsmann um ganz Hellas verdient machte, war folgende: Die Spartaner schlugen im Rathe der Amphiktyonen vor, alle Staaten, die nicht mit gegen die Perser gefochten hätten, von diesem Bunde auszuschließen. Da nun

dieses, nebst vielen kleinen Staaten, auch Thessalien und Theben getroffen haben würde, wodurch Sparta ein entscheidendes Uebergewicht erhielt, widersetzte sich Themistokles auf das Nachdrücklichste, vereitelte den Vorschlag und lud den ganzen Haß Lakedämon's auf sich.

Das größte Verdienst des Themistokles ist aber die Wahrung der politischen Selbstständigkeit des gesammten Griechenlands. Er hielt den schwachen, durch Eifersucht und Furcht immer in der Trennung begriffenen Bund durch eine glückliche Mischung von Kraft, Geschmeidigkeit, List und Klugheit zusammen. Denn nachdem bei dem Vorgebirge Artemisium mit zweifelhaftem Erfolg gefochten worden, waren die meisten der verbündeten Griechen der Meinung, man müsse den Isthmus durch eine Mauer sperren und die Flotte in der Nähe des Isthmus aufstellen. Themistokles sah ein daß die Griechen sich auf den ersten Angriff trennen, Jeder in sein Vaterland eilen und dann Griechenland im Einzelnen besiegt werden würde. Er überlistete den Perserkönig und veranlaßte ihn, in den unbequemen Engen bei Salamis zu schlagen. Den Augenblick der Schlacht wählte Themistokles auf das Glücklichste. Denn er stellte die griechische Flotte der persischen nicht eher entgegen, als zu der Stunde, wo sich der Wind zu erheben und die Wellen nach der Meerenge hinzutreiben pflegt. Dieser Wind brachte den flachen und niedrigen Schiffen der Griechen keinen Schaden, die persischen hingegen, die sehr hohe Vorder- und Hintertheile hatten und schwer zu regieren waren, wendete er, und gab ihre Seiten dem Angriffe der hellenischen Preis. So siegte

eine Flotte von etwa 380 (Aeſchylos ſagt nur 310) Schiffen über eine von 1200. Die atheniſchen Schiffe, etwa 200 an der Zahl, waren mit den eignen Bürgern bemannt.

Dieſer glorreiche Sieg wurde erſt durch Xerxes' gänzliche Verzagtheit entſcheidend, die Themiſtokles im beſten Momente benutzte. Als nämlich Xerxes Anſtalten zu machen ſchien, einen Theil ſeiner Landmacht nach Salamis überzuſetzen, um den Griechen den Weg durch den Kanal zu verſperren, ſendete er ins Geheim einen der perſiſchen Gefangenen an ihn mit der Botſchaft, die griechiſche Flotte ſegle nach dem Hellespont um die Brücke abzuwerfen; wenn aber der König eilen wolle den jetzt noch offenen Weg zu benutzen, ſo wolle er die Verbündeten durch mancherlei Zögerung aufzuhalten ſuchen. Durch dieſe Liſt des Themiſtokles ward Griechenland plötzlich von der Laſt der feindlichen Heere befreit und Mardonios blieb nur zurück um die Flucht der den König begleitenden Truppen zu decken. Doch war auch das zurückbleibende Heer, gegen 300,000 Mann ſtark, und von vielen abtrünnigen Griechen unterſtützt, immer noch im Stande Hellas auf lange Zeit zu beunruhigen. Aber ſo wie bei dieſem Kriege die Perſer überhaupt völlig außer ihrem Mittelpunkte waren, ſo waren ſie noch überdies durch die ganz unerwartete Wendung der Dinge beſtürzt gemacht. Mardonios ſchwankt, gleichſam an ſeinem Glück verzweifelnd, und unterhandelt, ſtatt zu ſchlagen; während Pauſanias, immer wachſam, thätig und unerſchrocken an der Spitze ſeines Heeres, ſelbſt den Angriff nicht ſcheut. Er nöthigt endlich den

Feind bei Platää an einer für dieſen ungünſtigen Stelle ſich zu ſchlagen. Mardonios bleibt, und nur 40,000 Perſer entkommen und ziehn, von Artabazos geführt, nach Aſien ab.

An demſelben Tage, dem glücklichſten und glorreichſten der helleniſchen Geſchichte, ward auch die perſiſche Flotte bei Mykale, einem Vorgebirge Joniens, beſiegt, wo ſie Tigranes in dem Gefühl ſeiner Unfähigkeit, an das Land gezogen und mit einem tiefen Graben verſchanzt hatte. Das Heer, welches ſie vertheidigen ſollte, wurde von den Athenern und Lakedämoniern geſchlagen, die Verſchanzungen geſtürmt und die ganze Flotte verbrannt. Xerxes vernahm ſein neues Mißgeſchick noch in Sardes, wo er den Winter über geblieben war, und kehrte in das Innere ſeines Reichs zurück, alle Eroberungspläne vergeſſend, und ohne Willen, ſein Mißgeſchick durch eine weiſe und kraftvolle Regierung vergeſſen zu machen. Perſiens Stolz war gebrochen, und es begann von jetzt an in der Wagſchale der Völker zu ſinken während deſſen Griechenland mit der Kraft eines Jünglings, dem ſeine erſten edlen Beſtrebungen gelungen ſind, mit unglaublicher Raſchheit dem höchſten Ziele zuflog.

Es heißt den Griechen ihren verdienten Ruhm entziehn, wenn man die unter dem Dareios und Xerxes Kämpfenden als ganz untauglich und mehr als Weiber denn als Männer darſtellen will. Es waren noch nicht 50 Jahre verſtrichen, ſeitdem Kyros ganz Aſien mit ſeinen ſiegreichen Heeren überſchwemmt hatte, und dieſe Heere, die damals in Felle gekleidet waren, ſich mit

Wasser begnügten und mit der einfachsten Kost nährten, konnten noch nicht so ganz ihrer ehemaligen Kraft sich entäußert haben. Unter Kambyses, wie wenig er auch von der Vernunft sich leiten ließ, siegte dennoch das Volk, und Dareios führte es öfters zu glorreichen Siegen fast an allen Grenzen seines Reichs. Was war es also, was dem getheilten, in sich uneinigen und auch in seiner Eintracht unbedeutenden Volke der Hellenen ein so entscheidendes Uebergewicht verschaffte? Es war die Ueberlegenheit der sittlichen Kraft. Es war das Gefühl daß man für Weib und Kind, für den vaterländischen Boden, die Gräber der Vorfahren und die Götter kämpfte; daß man gegen Barbaren kämpfte, die an den gefangenen Eretriern gezeigt hatten, welches Schicksal die Besiegten erwarte; es war endlich die Unfähigkeit der feindlichen Heerführer und der trotzige Uebermuth der persischen Großen, der eine eigene Niederlage als unmöglich, einen Sieg über die Griechen als ein leichtes Spiel vorstellte, wodurch die Maßregeln der Hellenen wirksam, und die Bestürzung über die unerwartete Niederlage bei den Persern so unglaublich verheerend wurde.

Wo Uebermuth und Leichtsinn auf der einen, Besonnenheit, muthiger Entschluß und Vertrauen in die gute Sache auf der andern Seite stehn, da kann der Sieg nicht lange zweifelhaft sein.

Während die Perser, einem reißenden Strome gleich, Griechenland überflutheten, die Meere mit Brücken fesselten, das Land zum Meere machten, die Tempel verbrannten, die Völker schaarenweise zusammentrieben und

nach Persien schickten, beschlossen die Athener um der Freiheit willen ihre Stadt zu verlassen und lieber auf dem Meere zu sterben, als in die Knechtschaft zu gehn. Nie ist ein kühnerer und edlerer Entschluß gefaßt worden. Man überließ die Stadt dem Schutz der Athene, alle Waffenfähigen mußten die Schiffe besteigen; jeder Hausvater übernahm die Sorge für seine Kinder, sein Weib und seine Sklaven. Das unbewehrte Volk ward nach Trözen und Salamis geschickt und die Bewunderung der eignen Kühnheit schlug das Mitleiden nieder, das die Klagen und Thränen der scheidenden Weiber und Kinder erregen konnte. Denn das begeisterte und über sich selbst erhobene Volk sah ein daß nur durch solche Opfer ein Sieg könne gewonnen werden, und wenn Einer bestürzt war, so machten ihm die Edlern Muth. Damals sah man den jungen Kimon mit seinen Freunden durch die Stadt eilen, um auf der Akropolis den Zaum eines Pferdes der Athene zu weihen, indem er zu erkennen gab daß die Stadt in ihrer jetzigen Lage nicht der Rosse, sondern tapferer Seemänner bedürfe. Nachdem er den Zügel geweiht, nahm er eines der im Tempel aufgehängten Schilde und stieg betend zum Meere herab, wodurch er Vielen den Muth und das Vertrauen stärkte. Denn die Augen der Bürger richteten sich auf den Sohn des Miltiades, den Retter der Stadt in ähnlicher Noth, der seine edle Abkunft durch eine edle Gestalt bewährte.

Nicht ohne Verwunderung fand das persische Heer Athen verlassen. Nur Wenige waren auf der Akropolis zurückgeblieben, sie mit Pallisaden schirmend: denn so meinten sie das Orakel richtig gedeutet zu haben, das

ihnen ſichern Schutz hinter hölzernen Mauern verſprach. Muthig kämpfend wurden ſie hart von dem Feinde bedrängt, aber ſie thaten ſo tapfern Widerſtand daß eine Eroberung mit Gewalt unmöglich ſchien. Doch auf einem ſteilen Pfade erſtiegen einige Perſer die Burg, und da mehrere folgten und eine längere Vertheidigung unmöglich ſchien, ſtürzte ſich ein Theil der Beſatzung über die Mauer herab in die Tiefe; die übrigen wurden von den Perſern in Tempeln und auf Altären gemordet. Das Heiligthum wurde geplündert und die ganze Akropolis angezündet. So bedeckten ſich die Sieger mit Schande, die Beſiegten mit Ruhm.

Gleichen Muth hatten die Hellenen, gleiche Verzagtheit die Barbaren bewieſen bei dem Vordringen durch die Engpäſſe der Thermopylen. Hier ſtanden, um den Eingang in Hellas zu wehren, 300 ſpartaniſche Hopliten, von einigen tauſend Bewaffneten aus der Zahl der Hülfsvölker unterſtützt, die eine ſolche Gegend auch gegen ein überlegenes Heer zu vertheidigen hoffen durften. Denn ſo ſchmal war der Eingang daß nur für Einen Wagen Raum war; die hohen Gebirge des Oeta und die Moräſte an der Meeresküſte ſchützten den Engpaß von Natur, eine Mauer noch überdies durch Kunſt. Die Kundſchafter des Königs ſahen die ſpartaniſchen Wachten, wie einige von ihnen Leibesübungen trieben, andere in ruhiger Gemüthlichkeit das Haar ordneten. Als dieſes Xerxes vernahm, begriff er nicht daß die Griechen ſich mit Ruhe zu einem Kampfe auf Tod und Leben bereiteten; er ſchickte nach dem Damaratos, welcher vormals König in Sparta geweſen, dann nach

Perſien geflohen war und jetzt dem Zuge der Feinde von Griechenland ſich angeſchloſſen hatte, erzählte ihm das Berichtete und befragte ihn darum. Da antwortete der Spartaner: „O König, du haſt ſchon vormals, da wir nach Griechenland zogen, von dieſen Männern aus meinem Munde gehört, daß ſie dir Widerſtand leiſten würden, wenn auch alle andern Hellenen ſich zu dir wendeten, und daß, wenn auch nur tauſend auszögen, ſie doch mit dir ſtreiten würden, ohne nach der Zahl deiner Söldner zu fragen (Herodot VII, 102). Aber damals verlachteſt du mich. Höre denn jetzt. Dieſe Männer ſind gekommen an dem Eingange mit dir zu ſtreiten, und dazu rüſten ſie ſich. Denn es iſt ihr Gebrauch, wenn ſie dem Tode entgegen gehen, ihre Häupter zu ſchmücken. Wiſſe aber, o König, daß wenn du dieſe und die in Sparta zurückgebliebenen beſiegſt, ſo iſt kein andres Volk, das die Hände gegen dich aufheben wird."

Xerxes zögerte noch vier Tage mit dem Angriff, hoffend daß die Wenigen die Flucht ergreifen würden. Da er ſie aber in ihrem Wahnſinn verharren ſah, ſendete er unwillig Meder und Kiſſier aus, mit dem Gebot, ſie lebendig zu fangen und ihm vorzuführen. Die Hellenen ſiegten bei jedem Angriff; die Perſer fielen in gedrängten Reihen; der Paß blieb unerobert. Da zeigte ihnen Ephialtes, ein Melier, einen Weg über das Gebirg, und ein perſiſches Heer kam über dem Haupte der Vertheidiger des Paſſes zu ſtehn. Jetzt war der Tod unvermeidlich oder die Flucht. Die Geſinnungen waren getheilt. Da beſchloß Leonidas mit den Seinigen und Allen die freiwillig blieben, den Poſten zu vertheidigen; den An-

dern wurde der Abzug geſtattet. Am Morgen der Schlacht ſagte Leonidas zu ſeinen Waffenbrüdern: „Nehmt gutes Muthes euer Mahl ein; dieſen Abend werden wir in dem Hades eſſen“. Xerxes drang vor, gedeckt durch das Heer auf der Höhe; lang und blutig war der Kampf; Leonidas fiel und ſeine 300 um ihn, aber unbeſiegt. Auf ihre Grabſtätte wurden die einfachen und großen Worte des Simonides geſchrieben:

Wanderer, bringe von uns Lakedämon's Bürgern die Botſchaft:
Folgſam ihrem Geſetz liegen im Grabe wir hier.
(griech. Blumenl. Th. II, S. 186.)

Herodot erzählt von zwei Spartanern, die von der Schlacht abweſend waren, Krankheit halber. Der eine, als er erfuhr daß die Seinigen von dem Feinde umgangen wären, verlangte die Waffen, legte ſie an, und ließ ſich von einem Heloten in die Schlacht führen, wo der Helot entlief, er ſelbſt aber umkam. Der andere aber kehrte nach Sparta zurück, wo er verachtet lebte; denn kein Spartaner ſprach mit ihm oder zündete ihm das Feuer an. Ein dritter, der als Bote nach Theſſalien geſchickt worden war, machte ſeinem Leben, da er ſich zu Hauſe mit Schmach bedeckt ſah, freiwillig ein Ende. So dachten die Spartaner über Ehre und Leben.

Die Vertreibung der Perſer änderte die Verhältniſſe Griechenlands gänzlich. Aus dem angegriffenen werden ſie der angreifende Theil. Nicht zufrieden für ſich ſelbſt die Freiheit errungen zu haben, trachten ſie auch nach der Befreiung ihrer aſiatiſchen Stammgenoſſen,

und verfolgen ſo einen Krieg, der einen glänzenden Vorwand hat und die reichlichſten Belohnungen verſpricht. Jetzt begann das ſchönſte Zeitalter für Griechenland, vornehmlich für Athen, unter der Leitung des Kimon, des vollkommenſten aller atheniſchen Staatsmänner. Es war die Zeit männlicher Reife und edler Würde, die ſich zu Athen in der Staatsklugheit und in allen Künſten auf das Schönſte entfaltete; während das rohere Sparta einen verderblichen Uebermuth nährte, der ihm bald ſelbſt zum Unglück wurde. Sparta verlangte, die abtrünnigen Hellenen, die auf die Seite der Perſer getreten waren, um den zehnten Theil ihrer Güter zu ſtrafen und ſie aus dem Rathe der Amphiktyonen auszuſtoßen. Athen widerſtand der Ausführung eines Plans, welcher unvermeidlich innere Kriege entzündet haben würde; und ſie beſtraften nicht die Völker, ſondern die Obrigkeiten. Als aber Pauſanias die vormalige Mäßigung gänzlich vergaß und alle Verbündeten mit empörendem Uebermuthe behandelte, ſo daß ſie in allen Stücken den Spartanern nachgeſetzt und ſelbſt ſeinen Mitfeldherrn nur ſelten der Zutritt zu ihm verſtattet wurde, ſo wandten ſich alle Herzen von Sparta weg, den Athenern zu, die ihnen durch Ariſteides' Gerechtigkeit und Kimon's Edelmuth werth wurden. Die Bundesgenoſſen — nur die der Peloponnes ausgenommen — fielen ab und unterwarfen ſich den atheniſchen Feldherrn. Von dieſer Zeit an behauptet Athen den erſten Rang unter den helleniſchen Staaten.

Die Vertauſchung der Hegemonie — eine Begebenheit von den größten Folgen — hätte, auch ohne dieſe

Umſtände, nur etwas ſpäter eintreten müſſen. Da man einmal den Gedanken gefaßt hatte die Kolonieen zu befreien und ſie gegen Perſien zu einer Vormauer von Griechenland zu machen, ſo war eine Seemacht erforderlich, durch die auch allein die Menge kleiner Völker zuſammen gehalten wurde. Sparta hatte keine Flotten, und der Geiſt der Dorer war dem Dienſt zur See nicht ſo ſehr geneigt. So ſank ſichtbar Sparta's Einfluß, und Athen übte ſchon faktiſch die Hegemonie als Sparta ſie noch zu beſitzen ſchien. Früh erwachte daher zwiſchen beiden Staaten die Eiferſucht. Die Befeſtigung Athen's wider Sparta's Willen erregte Unmuth, noch mehr der Einfluß, den Ariſteides und Kimon gewannen, als ſie an der Spitze der Flotte ſtanden, die jeden Augenblick in der Peloponnes landen konnte. Doch herrſchte noch die alte Achtung gegen das Haupt der Dorer, und Kimon vornehmlich — der mit attiſcher Humanität ſpartaniſche Mäßigkeit vereinigte, — that Alles zur Erſtickung des giftigen Keimes. Da ſich bei einem Erdbeben die Meſſenier und Heloten empörten, bewirkte er den Beſchluß, den Spartanern zu Hülfe zu eilen, während andre Redner das Feuer der Eiferſucht anbliesen und ſie dem Verderben zu überlaſſen riethen. So war in der alten guten Zeit das Betragen des einen Staates gegen einen andern, mit dem er in Würde und Macht rivaliſirte.

Athen benutzte ſeinen jetzigen Rang unter den helleniſchen Staaten mit größter Gewandtheit und Umſicht. Ein Bündniß ward entworfen zu Fortſetzung des Kriegs; die Beiträge der einzelnen Staaten wurden regulirt; und Alle legten ihr Intereſſe in Ariſteides' Hände. So aner-

kannt war seine Einsicht und Billigkeit, daß alle ihn als einen Wohlthäter betrachteten. Delos war die gemeinsame Schatzkammer und Aristeides stand an der Spitze der Verwaltung. Und bei diesem Geschäft, wodurch Athen den ausgedehntesten Einfluß bekam und täglich seine Macht zur See wachsen sah, blieb er stets der Armuth getreu, und seine Verwaltung war weniger glänzend als tugendhaft. Er starb in einem hohen Alter und so arm, daß ihn der Staat mußte beerdigen lassen. Seine Töchter wurden auf Kosten des Prytaneion's ausgestattet, und sein Sohn Lysimachos erhielt vom Staate ein Geschenk an Geld und Länderei.

Minder glücklich endete Themistokles welcher das erste Opfer von Sparta's Eifersucht wurde. Seine List, Athen's Macht zu vergrößern, war den Spartanern unvergessen, mancher geheime Plan zu Sparta's Demüthigung war dort nicht unbekannt geblieben, und die Anhänger Sparta's beförderten in Athen die Mißgunst der Bürger, die nicht nur durch ihr Glück übermüthig sondern auch durch manche neue Einrichtung — vornehmlich durch die Abschaffung des Gesetzes, welches die ärmern Bürger von Staatsämtern ausschloß — demokratischer geworden. Sie waren es überdrüssig von demselben Manne öfters Wohlthaten zu empfangen und seine Vertheidigung und die Erwähnung alles des Guten zu hören, was er ihnen gethan habe. Er ward endlich ostracisirt. Und Das war Sparta's erster Triumph.

Da er sich nun während seiner Verbannung zu Argos aufhielt, fiel zu Sparta die Verurtheilung des Pausanias vor, und man fand oder gab vor Schriften des

Themistokles gefunden zu haben, die eine Mitwissenschaft der Verrätherei anzeigten. Er wurde hierauf in Athen angeklagt, und Männer wurden abgeschickt um ihn nach Athen zu führen, damit seine Sache durch einen Ausspruch von Richtern aus den verbündeten Stämmen entschieden werde. Bei Zeiten unterrichtet, floh er zuerst nach Korkyra, welchem Staate er einige Dienste geleistet hatte, und da ihn die Athener und Spartaner auch hier unabläßig verfolgten, warf er sich dem Admetos, Könige der Molosser, in die Arme, den er zur Zeit seines größten Ansehns schwer beleidigt hatte, setzte sich auf den Rath seiner Gemahlin mit des Admetos Knaben auf den Heerd und sprach die Großmuth des Königs an, der es nicht gezieme, einen aus der Heimath Vertriebenen zu strafen oder eine kleinere Beleidigung durch den Tod zu rächen. Da gebot ihm Admet aufzustehn und nahm ihn in seinen Schutz; den Gesandten schlug er die Auslieferung ab, ihn selbst aber schickte er nach Pydna. Von hier beabsichtigte der hart Bedrängte nach Jonien zu gehn; aber ein Sturm trieb ihn gegen Naxos, das gerade damals von den Athenern belagert wurde. In dieser Gefahr gab er sich dem Herrn des Schiffes, welches ihn an Bord hatte, zu erkennen, bedrohte ihn, wenn er ihn verrieth, und zwang ihn bis zu Ende des Sturms See zu halten. So kam er nach Ephesos und reiste dann weiter hinauf, indem er an Artaxerxes schrieb, ihn an das Gute erinnernd, was er seinem Vater erzeigt habe; „jetzt, setzte er hinzu, sei er wegen seiner Freundschaft zu den Persern vertrieben; er bitte um Aufnahme und bedinge sich ein Jahr Frist aus um die Landes-

ſprache zu lernen, nach deſſen Ablauf er dem König ſeine Plane mittheilen wolle". Artaxerxes bewunderte ſeine Entſchloſſenheit und befahl ihm alſo zu thun. Binnen der angegebenen Zeit eignete ſich Ariſteides perſiſche Sprache und Sitten an und kam zu dem Könige, der ihn wegen ſeiner Verheißungen und als einen klugen Mann in Ehren hielt. Nach Verlauf mehrer Jahre, die er zu Magneſia im größten Ueberfluſſe zubrachte, endete er ſein Leben, indem er ſeine Vaterlandsliebe durch einen freiwilligen Tod bekräftigte. Denn da jetzt Aegypten durch Unterſtützung der Hellenen von Perſien abfiel, die atheniſchen Triremen bis an die Küſten von Syrien ſtreiften und da Kimon die Meeresherrſchaft Athen's immer mehr befeſtigte, beſchloß der König dieſe Unternehmungen zu hemmen und erinnerte den Themiſtokles an ſeine Verſprechungen. Aber dieſer fühlte jetzt keine Erbitterung mehr gegen ſeine Landsleute und es ſchien ihm unwürdig, ſeine Tropäen mit einem Angriff auf ſein Vaterland zu beſchimpfen. So beſchloß er ſein Leben auf eine würdige Weiſe zu enden. Er brachte den Göttern ein Opfer, nahm Abſchied von den eingeladenen Freunden und trank Gift. Auf dieſe Weiſe ſtarb er zu Magneſia in einem Alter von 65 Jahren. Der König ſoll, als er die Urſache und die Art ſeines Todes erfuhr, ihn noch mehr bewundert und ſich gegen ſeine Verwandte und Freunde immer liebreich bewieſen haben. Auf dem Markte zu Magneſia ward ihm ein prächtiges Grabmal errichtet, welches noch zu Plutarchos' Zeiten den Fremden gezeigt wurde.

Themiſtokles' Verluſt ward durch Kimon erſetzt. Dieſer, Sohn des Miltiades und einer thrakiſchen Königstochter, gehörte ſeiner Abkunft zufolge der ariſtokratiſchen, ſeiner milden Mäßigung nach der demokratiſchen Partei an, und vereinigte in ſeinem Weſen lakedämoniſche Strenge mit attiſcher Urbanität. So lange er an der Spitze ſtand, erhob ſich Athen zu einer beneidenswerthen Größe ohne Neid, und die Eintracht zwiſchen Athen und Sparta wurde durch dieſen Mittler erhalten, der nicht ſo bald entfernt ward, als beide Staaten ihre Mäßigung vergaßen um ihre Anſprüche geltend zu machen. Kimon vereinigte eine ſchöne Geſtalt mit anmuthigen Sitten, einen einfachen und großen Sinn mit Geſchmeidigkeit und klugem Weſen, edle Offenheit mit anziehender Beredtſamkeit. Tapfer wie ſein Vater Miltiades, klug wie Themiſtokles, voll Mäßigung im Glück, frugal im Reichthum, freigebig ohne Prunk, war er das Muſter eines Hellenen ſeiner Zeit und gleichſam der Repräſentant des größten und blühendſten Zeitalters der atheniſchen Republik.

Nachdem die Laſt des Unglücks, die ſeine frühere Jugend drückte, von ihm genommen war, erlangte er durch ſeine Offenheit und Sanftmuth die Gunſt des Volks und Ariſteides, dem ſeine großen Anlagen nicht unbemerkt blieben, erhob ihn aus allen Kräften um ihn dem Themiſtokles entgegen zu ſetzen. Nach der Flucht der Meder befehligte er die atheniſche Flotte unter Pauſanias und gewann, damals mit Ariſteides verbunden, den Spartanern die Hegemonie ab. Denn alle Die, welche Pauſanias' Stolz beleidigte, nahm Kimon mild und

liebreich auf und entzog ſo den Spartanern durch die ſanften Mittel, was ihnen mit gewaffneter Hand noch nicht konnte entriſſen werden. Von dieſer Zeit an, immer an der Spitze der Flotte, erweiterte er die Macht Athen's, indem er die Perſer aus allen vortheilhaften Plätzen am Meere vertrieb, die thrakiſche Cherſones eroberte und dadurch die Schiffahrt auf dem Hellespontos ſicherte, die Bundesgenoſſen auf den Inſeln aber — wenn ſie ihre Verträge zu brechen ſich erkühnten — wie Naxos und Karyſtos in Euböa, durch kräftige Maßregeln in Gehorſam erhielt. Eion am Strymon ward durch ihn den Perſern entriſſen und Athen zugewendet, welches kurze Zeit darauf, ganz in der Nähe, die Stadt Amphipolis und durch ſie einen lebhaften Verkehr mit den Nordländern gründete. In einem Tage ſchlug er an der Mündung des Eurymedon in Pamphylien die perſiſche Flotte und das Heer auf dem Lande und, kaum war dieſer Sieg nicht ohne hartnäckigen Widerſtand gewonnen, als er die Flotte von Neuem beſtieg, um einige 80 phöniziſche Schiffe anzugreifen, die dem Treffen nicht beigewohnt hatten und überraſcht und beſtürzt ſämmtlich verloren gingen. Durch dieſe und ähnliche Thaten ward der perſiſche Stolz am Meiſten gedemüthigt und der Grund zu dem ſchmählichen Frieden gelegt, der, wenn man den Berichten unzuverläſſiger Rhetoren Glauben ſchenken darf, die Heere des Königs von den Ufern Aſiens und ſeine Flotten von dem mittelländiſchen Meere entfernte.

Indem nun Kimon die Macht Athens auswärts erweitert hatte, befeſtigte er die Hegemonie in Hellas ſelbſt durch den Glanz ſeiner Thaten und durch Klugheit.

Denn wenn die Bundesgenoſſen, überdrüſſig der Theilnahme an einem Krieg, der ihnen jetzt überflüſſig ſchien, in Ruhe leben, ihr Feld bauen wollten und die beſtimmte Mannſchaft und Schiffe zu ſtellen weigerten, benutzte er ihre Schlaffheit; und, ſtatt wie Andere gerichtliche Unterſuchungen zu verhängen und Strafen aufzulegen, welche die Herrſchaft Athen's verhaßt machten, ließ er ſich von ihnen unbemannte Schiffe und Geldbeiträge geben und verſtattete ihnen der Ruhe zu pflegen, ihren häuslichen Geſchäften obzuliegen und aus tapfern Kriegern feige Ackerleute und Krämer zu werden. Dagegen übte er ſeine Mitbürger ohn' Unterlaß im See- und Landdienſt und machte ſie immer mehr zu Herrn Derer, die ihnen Geld gaben. Denn da die Athener immer die Waffen in den Händen hatten, ſo gewöhnten ſich die Bundesgenoſſen nach und nach, ſie zu fürchten und ihnen zu ſchmeicheln und wurden ſo, ehe ſie es wähnten, aus Bundesgenoſſen zinsbare Sklaven.

So geſchahes daß in Athen zugleich die Tapferkeit gepflegt, der Handelsgeiſt und die Induſtrie genährt, und die Politik ausgebildet wurde; und ſo vereinigte Athen in ſich Vortheile einer militäriſchen Republik und eines Handelsſtaates. So ward das Volk gegen die Gefahr geſchützt, ein bloßes Soldaten-Volk zu werden oder in merkantiliſcher Habſucht zu erſchlaffen. Die Bildung war und blieb mannichfaltig; der Ackerbau wurde geehrt und die Künſte blühten in dem vielſeitig geübten Volke glänzend auf.

Neben Kimon erhob ſich wetteifernd Perikles, der, durch die Fehler und das Mißgeſchick ſeiner Vorgänger

belehrt, einen sichern Weg zur Behauptung der Volksgunst einschlug. Nie hat ein Mann größere Gaben des Redners, des Staatsmannes und des Feldherrn mit einer größern Konsequenz vereinigt. Er hatte nur Ein Ziel: der Abgott des Volkes zu sein; und er weihte sein ganzes Leben der Erreichung dieses Zieles. Er huldigte der Gunst der Athener ausschließend, wenn schon nicht auf eine unedle Art. Wenn Kimon durch die liberalste Anwendung seines Vermögens dem Volke seine Abkunft vergessen machte, so schmeichelte Perikles demselben durch den Aufwand aus dem Staatsvermögen. Die Kasse der Bundesgenossen wurde von Delos nach Athen gebracht und hier als ein Tribut betrachtet, über den man keine Rechnung abzulegen schuldig sei, so lange man die Hellenen gegen die Perser schützte, und diese Gelder wurden auf Perikles' Vorschlag zur Verschönerung der Stadt und zur Unterstützung der Bürger angewandt. Selbst im höchsten Grad mäßig und uneigennützig, arbeitsam, immer auf das Beste des Staats bedacht, wachsam, gleichgültig gegen eigne Gefahr, schien er nur den Ruhm und die Vergrößerung des Volkes vor Augen zu haben. Diesem müßige Tage zu verschaffen, wurde die Vertheilung der Theatergelder und die Bezahlung der Richter eingeführt, und um ihm mit dem sinnlichen Anblick seiner Herrlichkeit zu schmeicheln, alle öffentliche Plätze mit Hallen und Tempeln geschmückt. Das Volk sah nur die Hand, welche gab; die Quelle, aus welcher sie schöpfte, beachtete es nicht. Und so gelang es diesem Demagogen — dem Nacheiferer des Peisistratos, dem er auch an Gestalt und Beredtsamkeit glich — beinahe vierzig Jahre

lang an der Spitze der Volkspartei den Staat zu lenken. Unter seiner Verwaltung lösten sich die letzten Fesseln, die den unbändigen Geist der Demokratie hemmten. Der aristokratische Areiopag, welcher die Sitten der Bürger beobachtete, wurde herabgewürdigt, indem ihm ein großer Theil seiner Gerichtsbarkeit entzogen wurde; und da Kimon — es war in seiner Abwesenheit geschehn — nach seiner Zurückkunft diese Maßregeln rückgängig machen und die alte Demokratie des Kleisthenes wieder herstellen wollte, erregten seine Gegner ein so heftiges Geschrei gegen ihn und reizten das Volk so sehr daß er endlich dem Ostrakismos unterlag. So siegte die Partei des Volks gegen die Aristokraten, an deren Spitze Kimon — von Sparta begünstigt — stand, und der Einfluß der Eifersucht beider Staaten fing an sich stärker zu regen; und als endlich die Demokratie allein obsiegte und Niemand mehr zur Eintracht und Mäßigung rieth: da stürzte der Damm ein, der jeglichen Uebergriff bisher zurückgehalten hatte, und die Flammen des innern Kriegs schlugen zu wiederholten Malen auf.

Ehe dieser Ausbruch wirklich erfolgte, war es sehr gewöhnlich in Hellas geworden, Sparta und Athen als Rivalinnen anzusehn. Als sich die Thasier wegen einiger Handelsstreitigkeiten von Athen lossagten und nach ausgebrochenen Feindseligkeiten öfter geschlagen wurden, forderten sie die Lakedämonier auf, ihnen durch einen Einfall in Attika zu Hülfe zu kommen. Und dieses wurde in der That versprochen und würde ausgeführt worden sein, wenn nicht ein heftiges, Sparta zerstörendes Erdbeben einen Krieg mit den Messeniern und Heloten ver-

anlaßt hätte. Während dieſes zehnjährigen Krieges ſuchten die Lakedämonier Athens Hülfe; es wurden Truppen geſendet unter Kimons Anführung, aber ohne einen Grund wieder zurückgeſchickt. Dieſe Beleidigung erbitterte die Athener auf das Heftigſte, und die demokratiſchen Redner benutzten dieſe Stimmung, um ein Bündniß mit den Argivern zu veranlaſſen welche die alten Feinde von Sparta waren. Und als endlich der Krieg mit den Meſſeniern geendigt, und die Beſatzung von Ithome aus der Peloponnes verbannt worden war, nahmen die Athener aus Haß gegen Sparta die Ausgewieſenen auf und überließen ihnen Naupaktos, das ſie kurz vorher den ozoliſchen Lokrern abgenommen hatten.

Zum erſten Ausbruch aber kamen die Feindſeligkeiten während Kimons Verbannung, als die Lakedämonier den Dorern zu Hülfe zogen, die im Kriege mit den Phokiern begriffen waren. Als die Lakedämonier ſiegreich zurückkehrten, verlegten ihnen die Athener den Weg und es kam in Böotien bei Tanagra zu einer Schlacht. Als die Heere einander gegenüber ſtanden, fand ſich Kimon bei ſeinem Stamme ein, entſchloſſen an der Seite ſeiner Mitbürger gegen die Lakedämonier zu fechten. Aber ſeine Gegner raſteten auch hier nicht. Sie beſchuldigten ihn verrätheriſcher Abſichten, meldeten nach Athen: er wolle die Feinde nach der Stadt führen, und nöthigten der Bule den Befehl ab, dieſen Mann durchaus nicht bei dem Heere zu dulden. Kimon entfernte ſich alſo; doch bat er ſeine Freunde, die am Meiſten des Lakonismus beſchuldigt wurden, tapfer gegen die Feinde zu ſtreiten und ſich durch Thaten gegen den ihm und ſeiner

Partei gemachten Vorwurf zu rechtfertigen. Darauf ließen ſich dieſe Männer ſeine Rüſtung geben und ſtellten ſie mitten in die Schaar und fielen alle, hundert an der Zahl, nach dem muthvollſten Kampfe, ſo daß ſie den Athenern eine große Reue wegen jener ungerechten Beſchuldigungen hinterließen.

Da nun überdieß die Athener die Schlacht verloren, und der Bruch mit Sparta die ariſtokratiſche Partei gänzlich niedergeſchlagen zu haben ſchien, trug Perikles kein Bedenken den Kimon zurückzurufen, der mit dem Siege einen unauflöslichen Bund geſchloſſen zu haben ſchien. Seine Rückkehr bewirkte bald einen Frieden. Damit aber der unruhige Geiſt ſeiner Mitbürger von innern Befehdungen abgelenkt würde, richtete er ihre Gedanken auf's Neue auf den perſiſchen Krieg und veranſtaltete eine Unternehmung gegen Aegypten, welches im Aufſtand gegen den Perſerkönig begriffen und ſchon früher von den Athenern unterſtützt worden war. Der Anfang des Unternehmens war glücklich. Kimon ſchlug die königliche Flotte, eroberte die meiſten Städte der Kypern und war im Begriff nach Aegypten überzugehn, als ihn der Tod übereilte. Sein Leichnam wurde nach Attika gebracht.

Plutarchos beſchließt die Biographie dieſes Mannes mit der Bemerkung: nach ſeinem Tode habe kein andrer Feldherr der Griechen etwas Vorzügliches gegen die Barbaren ausgeführt. Die Hellenen ließen ſich nur durch Demagogen gegen einander reizen und geriethen, da Niemand ſich ins Mittel legte, in einen langwierigen Krieg, wodurch ſie dem Perſerkönige Ruhe und Erholung

verſchafften, der griechiſchen Macht aber unſäglichen Schaden zufügten. Lange nachher zog zwar Ageſilaos mit einem Heere nach Aſien und führte auf eine kurze Zeit gegen die königlichen Statthalter an der Küſte Krieg, aber ehe er noch etwas Großes und Glänzendes ausführen konnte, wurde er durch die Händel, die ſich auf's Neue unter den Griechen entſpannen, zurückgerufen und mußte bei ſeinem Abzuge die Gewaltthaten mit anſehen, die zur Beitreibung der perſiſchen Tribute in den Städten verübt wurden, die zu befreien und zu beſchützen er gekommen war.

Nach Kimons Tode war Perikles ohne Widerrede der erſte Mann im Staate; damit ſich aber nicht Alles ſeinem Willen beuge, ſtellte ihm die Partei der Ariſtokraten den Thukydides, des Mileſios' Sohn, entgegen, einen nahen Verwandten des Kimon und einen verſtändigen Mann, der ohn' Unterlaß mit Perikles auf der Rednerbühne kämpfte, die Würde des Adels aufrecht erhielt und das Gleichgewicht für einige Zeit herſtellte. Dieſen Zuſtand duldete Perikles' Ehrgeiz nicht. Seine Beſtrebungen dem Volke zu gefallen, vermehrten ſich; er dehnte die Schranken der Willkühr noch mehr aus; ergötzte die Schauluſtigen noch mehr durch feſtliche Aufzüge und verſchönerte die Stadt mit prachtvollen Gebäuden; dabei vermehrte er die Flotte und ſendete Kolonieen nach allen Gegenden, welche die Stadt von einer Menge Unzufriedener befreite und die Bundesgenoſſen zu zügeln dienten. So gelang es ihm, die Bemühungen

ſeiner Gegner zu vereiteln, und da dieſe ihre Beſtrebungen dennoch fortſetzten, wurde der Kampf zuletzt durch ein gewaltſames Mittel, durch die Verbannung des Thukydides, geendigt.

Von dieſer Zeit an konnte Perikles Athen und Alles, was von Athen abhing, als ein Eigenthum betrachten, über welches er verfügen durfte: die Einkünfte, die Heere, die Kriegsſchiffe, die Inſeln, das Meer, die ganze weit verbreitete Macht über Barbaren und Griechen. Aber ſeine Gefälligkeit gegen das Volk verminderte ſich mit dem Beſitze der unbeſtrittenen Gewalt und er ſtimmte die allzu nachgiebige und ſchlaffe Harmonie in eine ſtrengere um. Sein Anſehn ſchien feſt zu ſtehn, denn er verdankte daſſelbe vornemlich ſeiner perſönlichen Würde, ſeiner anerkannten Uneigennützigkeit und der Klugheit ſeiner Verwaltung. Auch wenn er dem Volke ſich fügte, behauptete er ſeine Würde, und wenn er ihm widerſprach und ſeinen Uebermuth züchtigte, verlor er ſeine Popularität nicht. Denn Niemand kannte die Mittel der Beredtſamkeit beſſer, Niemand beſſer die Kunſt den Stolz zu beugen und die Niedergeſchlagenheit aufzurichten. Immer ruhten die Zügel feſt in ſeiner Hand; nie ward er von dem Volke zu einer Handlungsweiſe beſtimmt. Dieſes aber bewirkte nicht blos die Stärke ſeiner Beredtſamkeit, ſondern ſein unbeſcholtener Lebenswandel und ſeine Redlichkeit. Denn ob er gleich eine große und reiche Stadt zu der größten und reichſten erhob, ſo hat er doch ſein väterliches Erbe nicht um eine Drachme vergrößert.

Während ſeine Staatsverwaltung im Innern dahin

gung dem Volke die unbeſchränkte Freiheit zu ſichern, und vermittelſt des Reichthums des Staates alle Annehmlichkeiten eines genußreichen Lebens zuzuführen, ſtrebte ſeine äußere Verwaltung nach Vermehrung der Zuflüſſe und Sicherſtellung des Errungenen. Ein Haupteinkommen des Staates waren die Beiträge der Bundesgenoſſen. Dieſe wurden um ein Viertheil erhöht, ohne deshalb eine Rechenſchaft abzulegen. Um die Bundesgenoſſen in der Unterwürfigkeit zu erhalten, mußte die der Thalaſſokratie behauptet werden. Daher wurde jeder Ungehorſam der Verbündeten mit bewaffneter Hand beſtraft und ihnen geradezu das Recht beſtritten, nach Verwendung ihrer Gelder zu fragen, ſo lange ſie gegen die Perſer beſchützt würden. Euböa und Megara wurden bezwungen und Samos, welches neben Athen auf dem Meere zu herrſchen begehrte, nach einem langen Widerſtande erobert und gezwungen, die Oligarchie mit der Demokratie zu vertauſchen: denn jetzt fing man zuerſt an die Verfaſſung der Staaten willkührlich zu beſtimmen, um den eignen Anhang zu befördern, oder den Einfluß der Gegenpartei zu ſchwächen. Und dieſe Politik iſt der erſte und entſcheidendſte Schritt zur Anarchie in Griechenland und der darauf folgenden Unterdrückung geworden.

Die gewaltthätigen und größtentheils glücklichen Schritte, welche Athen zu ſeiner Vergrößerung und zur Errichtung der Alleinherrſchaft that, konnten nicht immer ohne Widerſtand vorwärts gehen. Es lag in der Natur der Sache, daß die Angegriffenen und Gekränkten eine Umänderung ihres Zuſtandes erwarteten und wünſchten,

die noch Verſchonten ähnlichen Unfällen vorzubeugen ſuchten, die rivaliſirenden Staaten aber ſich geradezu bei der erſten Gelegenheit den weitern Fortſchritten zu widerſetzen ſuchen mußten. Es bereitete ſich alſo in Griechenland ein Kampf, welcher entweder die Hegemonie Athens durch eine gänzliche Beſiegung ihrer mächtigen Gegner befeſtigen, oder ſie in andere Hände bringen mußte. Alle Unzufriedenen richteten ſchon längſt ihre Blicke auf Sparta, als den einzigen Staat, welcher gegen eine Handelsdespotie ſchützen könnte, und wenn man nur dieſer enthoben wäre, dachte man nicht weiter an die Uebel andrer Art, die von einem militäriſchen Despotismus zu fürchten waren. Sparta zögerte noch; wie viele behaupteten, weil Perikles mit großen Summen eine Partei erkaufte, die immer den ſich regenden Unmuth zurückhalten mußte, vielleicht aber auch, weil es geſchwächt durch den zehnjährigen Krieg, ſeine kaum unterdrückten Nachbarn fürchtete, und den Kampf mit Athens zahlreichen Hülfsquellen nicht beſtehen zu können glaubte.

Endlich brach die lang zurückgehaltene Flamme aus, indem ſich Athen in die Streitigkeiten Korinths und Kerkyra's miſchte, in der Hoffnung, durch die Unterſtützung des zur See nicht ohnmächtigen Kerkyra den Einfluß Korinths und ſeinen blühenden Handel zu ſchwächen. Die Korinthier reizten Sparta; um ihre Macht zu vermehren, verbanden ſie ſich mit den Megarern und Aegineten. Da man ſo Athens nächſte Nachbarn zum Angriff bereit ſah, und Athen ſelbſt den Beſchwerden auf keine Weiſe abhelfen wollte, — denn, wie

es scheint, hielt sich Perikles jetzt für mächtig genug einen offnen Kampf zu bestehen — kam endlich der Krieg zum Ausbruch, ohne daß man die unmittelbare Veranlassung desselben bestimmt anzugeben weiß. Man braucht aber nicht erst, wie es wohl geschieht, geheime Gründe in der persönlichen Lage des Perikles aufzusuchen, es ist gewiß, daß Athen nicht in den Vorschlag willigen konnte, das Joch der Bundesgenossen zu erleichtern, ohne dieselben sich allmählig ganz entfremdet und dadurch sich selbst in Kurzem der Meereshoherrschaft beraubt zu sehn. Denn es ist eins der schlimmsten Uebel einer ungerechten Macht, daß sie kein Zurücktreten gestattet, sondern daß sie immer neue Ungerechtigkeiten begehen muß um sich zu erhalten; und darin liegt der Keim ihres Untergangs.

Beim Ausbruch des Kriegs standen auf der Seite der Angreifenden Sparta und die ganze Peloponnes, Argos ausgenommen, welches die Neutralität behauptete, Böotien, Phokis, Lokris, Megara und mehrere Städte des westlichen Griechenlands; auf der andern Athen, nur von den Akarnanen und Platää auf dem festen Lande unterstützt, außerdem verbündet mit den Küstenbewohnern von Asien und allen Inseln, wenige ausgenommen, so wie den Seestädten von Thrakien und dem Hellespont. Die Lage Athens war, obgleich seine Feinde es umringten, nicht ungünstig. Die Vereinigung so vieler zum Theil sich abgeneigter, oder doch sich fern stehender Völkerschaften versprach keinen Bestand, die augenblickliche Entrüstung gegen Athen kein dauerndes Bindemittel; zudem war das Interesse der Verbündeten allzu verschieden. Aber die Coalition stritt aus freiem Willen;

Athens Bundesgenossen mit Unmuth und gezwungen. Perikles erwog dies alles und faßte daher gleich beim ersten Ausbruch der Feindseligkeiten den Vorsatz, die Gegner zu ermüden. „Sie werden in Attika einfallen, sprach er zu den Athenern; aber unsre Flotten werden ihre Küsten verheeren; sie werden ihren Verlust nicht ersetzen können, aber uns werden unsre Besitzungen auf den Inseln entschädigen. Die Herrschaft des Meeres gibt ein solches Uebergewicht, daß, wenn Athen auf einer Insel läge, keine Macht es wagen würde Euch anzugreifen. Betrachtet Athen von jetzt an als einen Waffenplatz; laßt ihn durch Soldaten vertheidigen; aber die Schiffe und das Meer mögen Euer Vaterland sein. Unbekümmert überlaßt das Gebiet der Stadt dem Feinde zur Beute. Lasset Euch nicht von der Streitlust hinreißen mit einer überlegenen Anzahl Euch zu schlagen. Ein Sieg würde nur noch größere Heere herbeiführen; eine Niederlage aber den Aufruhr unter Euren Bundesgenossen entzünden, die wir bloß durch Gewalt zusammenhalten. Nicht den Verlust Eurer Güter müßt Ihr achten, sondern den Eurer Mitsoldaten, die Ihr in einer Schlacht aufopfern würdet. Ja ich möchte Euch bewegen sogleich selbst Eure Felder zu verheeren und die Häuser zu verbrennen, die sie bedecken. Dann würden die Lakedämonier aufhören, diese Dinge als Unterpfänder Eurer Knechtschaft anzusehn."

Diesem Plan gemäß verhielten sich die Athener bei den ersten Einfällen der Peloponnesier größtentheils leidend. Das Land ward verwüstet: das Heer lagerte sich in der Nähe der Stadt; aber alle Erbitterung der Ein-

wohner, das Geschrei und Murren der Bürger, selbst die heftigen Drohungen und Spöttereien bewogen den Perikles nicht von seinem Verhaben abzustehen. Er ertrug alle Vorwürfe in stiller Gelassenheit. Er schickte eine Flotte nach der Peloponnes, welche die Küsten verheerte; blieb aber selbst zu Hause und hielt die Stadt im Zaum, bis die Peloponnesier abgezogen waren. Dann wurden noch einige Unternehmungen in der Nachbarschaft ausgeführt, Megara verheeret, Aegina genommen und das ganze Gebiet der Insel an athenische Bürger vertheilt. Derselbe Plan ward in den folgenden Jahren beobachtet. Der Aufenthalt des feindlichen Heeres in Attika war immer nur kurz, da die Lebensmittel bald aufgezehrt waren, die Zufuhr aber durch die Thätigkeit der athenischen Flotte abgeschnitten wurde; und es ist wahrscheinlich daß Perikles seine Absicht durch dieses Zögern erreicht haben würde, hätte nicht das Zusammendrängen vieler Menschen in Athen schon im zweiten Jahre eine Pest erregt, die einen großen Theil der Einwohner, und endlich auch den Perikles selbst — der in diesen letzten Zeiten viele, auch häusliche Leiden erlitten hatte, — hinwegraffte.

Als er seinem Ende nahe war, saßen die angesehensten Bürger und einige der ihm treu gebliebenen Freunde um sein Bett herum, sprachen von der Größe seiner Tugenden und Macht, und zählten alle seine Thaten und die Menge der Trophäen auf, die er als siegreicher Feldherr dem Staate zu Ehren errichtet hatte. Sie glaubten, daß er von dieser Unterredung nichts mehr verstände. Allein er hörte mit großer Aufmerksamkeit zu, fiel ihnen

auf Einmal in die Rede und sagte, er wundre sich, daß sie nur solche Dinge von ihm erwähnten und priesen, an denen das Glück den meisten Antheil hätte und deren sich auch andre Feldherrn rühmen könnten, hingegen das Wichtigste und Rühmlichste hätten sie ganz übergangen. Denn, setzte er hinzu, um meinetwillen hat kein atheniſcher Bürger jemals Trauerkleider angelegt."

Mit dem Perikles endete die Reihe der atheniſchen Staatsmänner in großem Stil, und der eines großen Führers beraubte Staat wurde selbſt ein Raub heftiger Demagogen, welche die zügelloſe Demokratie noch zügelloſer machten, und ihr Ansehn nur durch Dreiſtigkeit und unverſchämte Schmeicheleien des Volkes erhielten. Die Dauer der Peſt und die Größe des Uebels führte eine ungeheure Verderbniß der Sitten herbei. Die Selbſtſucht nahm überhand; die heiligſten Bande wurden nicht geachtet; die Sterbenden ſahen ſich von ihren nächſten Verwandten verlaſſen; die Todten blieben unbeerdigt und die Verletzung vieler bis dahin heilig geachteter Geſetze zog die Verachtung von andern nach ſich und entfernte die heilſame Scheu vor dem Urtheile Anderer. Die Ungewißheit der Lebensdauer erzeugte eine Begierde nach dem eiligſten Genuß; und dieſe unregelmäßige Begierde wurde noch durch den ſchnellen Wechſel der Glücksgüter vermehrt, die aus einer Hand in die andre gingen. Die Kraft der Geſetze ſchien erloſchen und die Rache der Götter vergeſſen.

Die Umſtände machen es begreiflich, daß ſich jetzt ein Kleon an die Spitze des Volks drängen konnte, der aus der Hefe des Volks hervorgegangen, mit keinem

Talent, als seiner Unverschämtheit gerüstet, die Menge lenkte, der er mit Vorstellungen von ihrer Größe und Macht schmeichelte, während er Sparta auf alle Weise herabwürdigte. Sein Glück flößte andern niedrigen Seelen Muth ein, und die Verleumdung, die Lüge und die niedrigste Schmeichelei wurden das gewöhnliche Mittel, die Volksgunst zu erlangen und das gebräuchlichste Motiv, dessen sich die Beredtsamkeit bediente.

Der Geist der wilden und leichtsinnigen Demokratie, die sich in der ersten Periode des Krieges, welche eilf Jahre dauerte, entwickelt hat, läßt sich aus folgenden Ereignissen am Besten erkennen. Im siebenten Jahre des Krieges hatte der Feldherr Demosthenes im Vorbeigehn Pylos in Messenien besetzt und, da er dessen vortheilhafte Lage bemerkte, mit Befestigungswerken versehn, so daß er von hier aus den Spartanern vielen Abbruch that. Diese bemühten sich vergebens den Platz wegzunehmen, ja einhundert derselben wurden auf der Insel Sphakteria eingeschlossen, ohne Hoffnung eines Sieges. Die Spartaner schickten nach Athen, um einen Frieden zu vermitteln und die Übrigen zu retten. Obgleich dieser Friede den meisten Bürgern erwünscht gewesen wäre, so ward er doch durch Kleon's Unverschämtheit vereitelt und die Gesandten wurden unverrichteter Sache nach Hause geschickt. Die Eroberung der Insel, die man für ein Leichtes angesehn hatte, verzögerte sich; die athenische Besatzung selbst kam in eine bedenkliche Lage; die Athener bereuten ihre Raschheit im Zurückweisen des Friedens und sie zürnten auf Kleon, als den Urheber derselben. Dieser klagte dagegen die Feigheit und Unthätigkeit der

andern Feldherrn an und prahlte mit Dem, was er an ihrer Stelle leisten würde. Da ihn nun die anwesenden Feldherrn beim Wort nahmen, und die Athener ihn höhnend aufforderten, sogleich seine Versprechungen wahr zu machen, und immer mehr in ihn drangen, je betroffener sie ihn über diese Zumuthung sahen, entschloß er sich endlich, mit dem dreisten Versprechen, die spartanische Besatzung innerhalb 20 Tagen entweder zu tödten oder gefangen nach Athen zu bringen. Das Volk konnte nicht umhin, seine Dreistigkeit zu belachen; denn man war schon gewohnt mit seinem Leichtsinn Scherz zu treiben. Indeß begünstigte ihn das Glück; die ganze spartanische Besatzung fiel in seine Hände und wurde gefangen nach Athen gebracht.

Ein andres Zeichen der wilden und leichtsinnigen Demokratie war die Behandlung von Mitylene, welches von den Athenern zu den Peloponnesiern abgefallen war und im fünften Jahre des Kriegs durch Paches wieder erobert wurde. Sogleich beschloß das Volk, alle waffentragende Mitylenäer zum Tode zu verurtheilen und die Kinder und Weiber in die Knechtschaft zu schicken. Eine Galeere ward abgesendet und dem Paches geboten, diesen Volksbeschluß unverzüglich zur Ausführung zu bringen. Aber schon den folgenden Tag gereute ihm diese Grausamkeit. Einige Wohlgesinnte nahmen sich der unglücklichen Mitylenäer an, brachten die Sache noch einmal vor das Volk, und, ohnerachtet sich Kleon nachdrücklich für die Aufrechthaltung des Dekrets erklärte und die heftigsten Verhandlungen geführt wurden, behielt doch die bessere Partei, aber nur mit einer klei-

nen Stimmenmehrheit die Oberhand. Eine zweite Triereme ward abgeschickt und segelte mit solcher Eile daß sie eben ankam, als Paches den ersten Beschluß in Ausführung bringen wollte. Wenige Augenblicke entschieden also über das Leben so vieler Griechen.

So verstrichen die ersten 10 Jahre des Krieges ohne bedeutenden Erfolg. Einzelne Unternehmungen, welche Einsicht und Geschicklichkeit zeigten, machten den Mangel eines allgemeinen, durchgreifenden Planes nicht gut. Keiner von beiden Staaten unternahm einen entscheidenden Schritt; jeder erwartete die Plane des andern um mit den seinigen sich darnach zu richten. Der Schauplatz des Krieges wechselte oft, und die Kräfte wurden geschwächt, indem man allzu viele Fäden auf einmal anspann. Die Erfolge auf der einen Seite werden durch Niederlagen auf der andern aufgewogen, und der Haß wuchs nur in den ohnmächtigen Anstrengungen auf beiden Seiten.

Endlich im zehnten Jahre fielen zwei Männer, die bei sehr verschiedenen Gesinnungen beide dem Frieden zuwider gewesen waren, Brasidas, der spartanische Feldherr, ein junger Held von dem edelsten Geist, und Kleon, die niedrige Kreatur des Volks zu Athen. Beide hatten ein Interesse an dem Kriege: Dieser, weil er ihm behülflich war seine Bosheit zu verbergen, Jener, seine Tapferkeit glänzen zu lassen. Dem Einen hatte der Krieg Gelegenheit zu großen Verbrechen, dem Andern zu großen Thaten gegeben. Als aber Beide an Einem Tage in dem Treffen bei Amphipolis gefallen waren, benutzte Nikias, des Nikeratos Sohn, der bisher dem Kleon

gegenüber auf der Seite der Aristokraten gestanden hatte, diesen Moment um einen Frieden zu bewirken, nach welchem beide Parteien sich sehnten. Denn die Lage beider Theile war ungünstig. Athen hatte einen Theil seiner Bundesgenossen verloren, andre drohten mit Empörung; die Niederlage bei Amphipolis hatte alle Hoffnung geschwächt. Aber auch Sparta befand sich nicht in einer bessern Lage. Seine Sklaven, aus denen ein großer Theil des Heeres bestand, flüchteten; sein Ansehn bei den Bundesgenossen war gesunken; in dem Brasidas hatte es seinen kühnsten Feldherrn verloren. In Athen fing man an den rechtschaffenen und uneigennützigen Sinn des Nikias zu würdigen; bald flößte er allen Landbesitzern und Begüterten Vertrauen ein; auch die Spartaner wollten ihm wohl, weil er sich der Gefangenen von Sphakteria auf eine liebreiche Weise angenommen hatte. Der Friede kam in der That zu Stande. Er wurde auf 50 Jahre geschlossen, und jede Partei gab die gemachten Eroberungen und Gefangenen zurück. Aber der Friede war gleich in seinem ersten Entstehn unsicher; denn mehren der Verbündeten, wie den Korinthern und Böotern war er mißfällig, und sie boten Alles auf das Feuer des Krieges von Neuem zu entzünden. Selbst ein Vertheidigungsbündniß, das die Athener und Lakedämonier mit einander schlossen, hinderte nicht, daß der gährende Stoff von Neuem überhand nahm.

Drei Jahre nach dem Friedensschluß brach der Krieg von Neuem aus. Unter Denen, die seine Flamme in Athen anzuschüren bemüht waren, stand Alkibiades oben

an, der seine glänzenden Eigenschaften in dieser Zeit zuerst entfaltete.

Alkibiades aus dem edeln Geschlecht der Alkmäoniden, ein Sohn des Alkinias, war der schönste Mann seiner Zeit, und zwar blühte ihm die Schönheit in jeder Periode seines Lebens; mit ihr waren die schönsten Anlagen des Geistes und die höchste Anmuth vereint. Er hatte den Geist eines großen Mannes, eine unbesiegliche Beredtsamkeit, treffliche Einsichten, Energie im Handeln; er besaß alle Tugenden, wenn er wollte; aber auch alle Laster in einem eminenten Grad. Seine Sinnlichkeit war zügellos, noch heftiger war seine Eitelkeit. Seine Seele war nicht groß. Kein würdiges Prinzip der Tugend regierte seine Kraft; sondern sie verflatterte in den Bestrebungen, die ihm seine Eitelkeit vorschrieb. Nur in einzelnen Momenten erhob sich seine Seele zum Großen, und er führte große Thaten aus, ohne selbst groß zu sein. Die Anmuth verschaffte seinem Laster Eingang. Sein Beispiel verführte die Jugend und die Leichtfertigkeit, mit welcher er das Leben und die Verwaltung des Staates nahm, theilte sich den andern Bürgern mit, ohne daß sie gleiche Befähigung mit ihm hatten. Das Volk fing an immer mehr nach Laune zu handeln, den eiteln Schein der Größe zu verfolgen, die Gerechtigkeit gering zu achten und sich in verderblichen Bestrebungen aufzureiben.

Nicht leicht hat ein Mann so lange und so verderblich auf sein Zeitalter gewirkt als Alkibiades. Seine Persönlichkeit, seine Abkunft, die Verwandtschaft mit dem Perikles verbreiteten frühzeitig einen großen Glanz um ihn, den er durch seinen Muth in Schlachten und durch

das Hinreißende ſeines Vortrages auf der Rednerbühne vermehrte. Nie verließ ihn das Gefühl ſeiner Ueberlegenheit. Mit immer gleicher Dreiſtigkeit verachtete er die Unfälle, die ihn betrafen und zog ſich aus allen mit der eigenthümlichen Geſchmeidigkeit, mit der er den verſchiedenſten Menſchen zu gefallen wußte. In Sparta war er der mäßigſte Mann; in Thrakien berauſchte er ſich; in Böotien übertraf er Alle in den Leibesübungen; in Jonien war er der weichlichſte Menſch. So veränderte er ſein Weſen, einem Proteus gleich, ſo oft er wollte und in welche Geſtalt er wollte: aber immer mit dem Beſtreben alle Anderen zu übertreffen und ihre Gemüther mit Erſtaunen zu erfüllen. Wo es daher Ernſt galt, vereinigte er Klugheit mit Thätigkeit: die gewohnten Vergnügungen ſchienen vergeſſen; nur der Staat, der Krieg und der Ruhm beſchäftigten die Seele des ehrgeizigen Jünglings.

Während er nun durch ſolche Mittel das Volk bezauberte und Niemand ihm öffentlich entgegenſtrebte, als Nikias, — ein rechtlicher, aber ängſtlicher Mann und ſchon darum dem Kampfe mit dem Keckſten nicht gewachſen — beklagten die Rechtſchaffenen fruchtlos die Bethörung ihrer Mitbürger, die der äußere Schein, die prächtigen Streitroſſe, die glänzende Tafel und das ganze Leben des Alkibiades in das Verderben riß. Eines Tages als er in der Verſammlung mit großem Beifall geſprochen hatte und ihn eine große Menge der Zuhörer nach Hauſe begleitete, kam ihm Timon der Miſanthrop entgegen, und ob dieſer ſonſt gleich Allen auszuweichen pflegte, ging er auf ihn zu und ſprach zu ihm: „Glück zu, mein Sohn;

strebe nur immer höher, denn du wirst diesen Allen zum Verderben wachsen". Diese Worte wurden von Einigen mit Unwillen gehört, auf Viele aber machten sie den tiefen Eindruck einer unglücklichen Vorbedeutung.

Während des Friedens nun blies er ohn' Unterlaß den Zunder des Krieges an und nährte durch mannichfaltige Ränke den Haß Athen's und Sparta's. Aber ehe die Umstände einen neuen Ausbruch verstatteten, während nur kleine abgebrochne Händel diese Staaten beschäftigten, ward, auf sein Betreiben vornämlich, eine der kühnsten Unternehmungen, die Eroberung von Sikelien, begonnen.

Der Gedanke, die Thalassokratie durch die Eroberung Sikeliens auch in den westlichen Meeren auszubreiten, war schon zu Perikles' Zeiten aufgefaßt worden. Mit verständigem Sinn hatte aber dieser Staatsmann immer von dem gefährlichen Plane abgelenkt; erst nach seinem Tode benutzten die Athener jede Gelegenheit den sikelischen von Syrakus bedrückten Städten Beistand zu senden. Alkibiades träumte hier einen, seiner Talente würdigen Schauplatz, und als die Egestaner, alte Verbündete Athens, gegen die Bedrückungen von Syrakus und Selinus um Hülfe baten, entwarf er seinen Mitbürgern das glänzendste Bild von den Vortheilen, die sie von einem solchen Unternehmen erwarten könnten. Er stellte ihnen vor, daß sie den Stolz der Peloponnesier demüthigen würden, wenn diese sähen daß sie, den nahen Feind verachtend, einen entfernten aufsuchten; dabei wies er nach, daß es ihnen leicht werden würde mit den dort erworbenen Kräften die Hegemonie in Griechen-

land sichrer zu behaupten. Endlich machte er sie glauben daß, wenn sie nicht bald der Macht von Syrakus Schranken setzten, dieser Staat sich mit Sparta vereinigen würde. Die besonnenen Gegenvorstellungen des Nikias blieben ohne Kraft. So wurden Gesandte nach Sikelien geschickt, die, zum Theil selbst getäuscht, durch täuschende Nachrichten das Volk in seinem Vorhaben bekräftigten. Die Vorstellung von Größe, wenn sie ferne Bundesgenossen beschützten, und die Träume von Eroberungen in Italien und auf den Küsten von Afrika, mit denen Alkibiades seine nächsten Umgebungen erfüllte, riß Alle zur Begeisterung hin; überall sah man in den Gymnasien Männer und Jünglinge, die Sikelien, Afrika und Karthago in den Sand zeichneten und das Unternehmen besprachen.

Der Eigendünkel schmückte sich hierbei mit dem Scheine der Größe, welche auch die Unwissenheit bedeckte und über die unweisesten Maßregeln verblendete. Man kannte die Kräfte von Syrakus und seinen Verbündeten nicht genau; man meinte, ein einziger Feldzug müsse die ganze Sache endigen, und man war des guten Ausgangs so gewiß, daß man vor dem Abgang der Flotte ein Dekret bekannt machte, dem zu Folge nach Besiegung von Syrakus und Selinus die Einwohner verkauft und allen Städten ein Tribut abgefordert werden sollte. So machte man auch die bisher ergebenen Griechen zum Voraus der Sache Athens abgeneigt. Ueberdies war die Wahl der Feldherrn unweise. Außer Lamachos wurden Alkibiades und Nikias mit der Leitung des Ganzen betraut; die Kühnheit des Einen sollte die

Bedachtsamkeit des Andern mildern. Aber es war an sich unklug einen Feldherrn an die Spitze des Heeres zu stellen, welcher der ganzen Sache abgeneigt war, und da vollends Alkibiades gleich nach der Landung in Sikelien, durch eine Kabale seiner Gegner, das Heer zu verlassen genöthigt ward, verlor das Unternehmen seine Seele, und man konnte es schon in diesem Augenblick als verloren betrachten.

Die Anstalten waren die herrlichsten. Die ganze Flotte bestand aus mehr als 300 Segeln und trug über 5000 Hopliten und eine verhältnißmäßige Anzahl leichter Truppen. Es war mitten im Sommer. Fast alle Einwohner Athens, Bürger und Fremde, kamen nach den Piräeus herab und begleiteten ihre Eltern, ihre Freunde und Kinder. Alle waren zwischen Furcht und Hoffnung getheilt, und in dem Augenblicke der Trennung stand ihnen die Gefahr bei dem Unternehmen lebendiger vor Augen, als da sie es beschlossen hatten. Aber der Anblick des herrlichen Schauspiels richtete die zagenden Gemüther auf. Nie hat eine einzige griechische Stadt eine solche Menge von Schiffen und Streitern über das Meer gesendet; nie waren Schiffe besser gerüstet und schöner geschmückt gewesen: denn die Trierarchen hatten mit einander gewetteifert ihre Schiffe leicht zu machen und zu schmücken; die Streiter hatten gewetteifert die schönsten Waffen zu haben; nicht anders, als ob man den Augen von Griechenland habe zeigen wollen, was die Macht und der Reichthum Athen's vermöchten. Nachdem Alle die Schiffe bestiegen hatten, ward ein Zeichen zum Stillschweigen gegeben, und auf jedem Schiffe und

von der ganzen Flotte wurden Gebete verrichtet. Man miſchte Wein in den Kratern, und Alle goſſen aus goldnen und ſilbernen Schaalen Trankopfer aus, und die Menge, welche die Ufer bedeckte, vereinigte ihr Gebet mit den Gebeten der in den Kampf Ziehenden. Nach vollendetem Päan wurden die Anker gelichtet, die ganze Flotte ſegelte in Einer Reihe, und bis nach Aegina hin ſuchten die Ruderer einander es an Schnelligkeit zuvor zu thun.

Dieſes bewundernswürdige Heer und dieſe Flotte ſah ihr Vaterland nicht wieder, und die unglücklichen Vorbedeutungen, unter denen ſie ausgeſegelt war, gingen in Erfüllung.

Das Heer fand ſich bei ſeiner Ankunft in vielen Erwartungen getäuſcht, welche von ſeinen Bundesgenoſſen ihm gemacht worden waren; der Sommer und Winter gingen unter Zögern hin. Nikias war krank; Lamachos kam in einem Gefecht mit den Syrakuſern um; indeß wurde doch die Belagerung von Syrakus im zweiten Sommer mit Eifer betrieben. Jetzt verſprach Alles einen glücklichen Erfolg. Nikias ſelbſt war voll von Hoffnungen. Denn viele Städte — der Tyrannei von Syrakus müde — traten zu ihm über; von allen Seiten her wurden ſeinem Lager Lebensmittel zugeführt. Die Syrakuſer verzweifelten an der Rettung ihrer Stadt und dachten an Uebergabe, und überall herrſchte der Glaube, die Athener würden obſiegen, ſie hätten einen Mann zum Feldherrn, der wegen ſeines Glücks ſowohl, als wegen ſeiner Einſichten unüberwindlich wäre. Aber Syrakus wurde gerettet und das atheniſche Heer fand ſeinen Un-

tergang: beides erfolgte plötzlich und von einer Seite her, von wo man es am Wenigsten vermuthet hätte.

Als nämlich Alkibiades während seiner Abwesenheit wegen der Verstümmelung der Hermen und Entweihung der Mysterien zum Tode verurtheilt, mit dem öffentlichen Fluche belegt und aller seiner Güter beraubt worden war, suchte er eine Freistatt in Sparta. Nachdem er hier durch seine Reden und sein Privatleben das ganze Volk bezaubert und die Achtung Aller gewonnen hatte und Allen als ein leibhafter Sohn des Lykurgos erschien, beredete er die Spartaner den Syrakusern beizustehn. Gylippos wurde als Befehlshaber der Hülfstruppen nach Sikelien geschickt; er landete, ohne daß die Athener ihn bemerkten — denn Nikias hatte sich im Vertrauen auf den hülflosen Zustand der Stadt der Sicherheit überlassen —, zog schnell ein größeres Heer zusammen, schlug die Athener und brachte bald eine solche Veränderung der Dinge hervor, daß ohnerachtet einer von Athen geschickten ansehnlichen Verstärkung das Heer von der Belagerung von Syrakus abstand und die ganze Flotte in dem Hafen dieser Stadt nach einem unglücklichen Seetreffen verloren ging. Das abziehende Heer war durch Mangel und Krankheiten in den traurigsten Zustand versetzt. Mit Seufzen und Wehklagen verließ es das Lager, wo es seine Todten unbeerdigt zurückließ, nebst vielen Kranken und Verwundeten, die mit Jammergeschrei ihre Waffengefährten anflehten, sie mitzunehmen, sich an ihre Kleider hingen und ihnen so weit folgten, als ihre Kräfte es erlaubten. Das Heer zerfloß in Thränen und sah die jetzigen Uebel als Vor-

boten noch größerer Leiden an, und sein Zustand war fast unerträglich, wenn es an die Größe der Hoffnungen dachte die es gehegt und an den Prunk und Glanz, mit welchem es ausgezogen war. Nikias selbst, obgleich von Krankheit geschwächt, that und duldete doch Alles, was selbst Gesunde nicht auszuhalten vermochten; er suchte das Heer zu ermuntern und gab sich durch den Ton seiner Stimme und durch seine Freundlichkeit gegen Jedermann das Ansehn, als ob er über alle Noth hinweg wäre. Wirklich erhielt er auch während eines Marsches von acht Tagen unter beständigen Kämpfen mit dem Feinde seine Schaar unbesiegt. Doch jetzt wurde Demosthenes an der Spitze seiner Heeresabtheilung überwältigt; mitten unter den Feinden entleibte er sich; seine Soldaten, gegen 6000 Mann, wurden gefangen genommen. Da zog Nikias noch einen Tag weiter bis zu dem Flusse Asinaros, in den sich die durstigen Soldaten stürzten. Die Feinde holten die Athener ein und richteten unter ihnen, die mit den Waffen in der Hand ihren Durst zu löschen bemüht waren, ein schreckliches Blutbad an. Das Heer erlitt eine vollständige Niederlage. Die Todten waren in dem Flusse aufgehäuft; die Flüchtigen wurden von den sikelischen Reitern verfolgt. Nikias ergab sich an Gylippos. Eine unzählige Menge einzelner Gefangenen wurde in ganz Sikelien zerstreut; diejenigen, welche nach Syrakus als Eigenthum des Staats kamen, wurden in die Steinbrüche gebracht, wo die meisten Opfer ihrer Wunden, ansteckender Krankheiten oder des Hungers wurden. Mehr als 7000 Mann kamen auf diese Weise um; Nikias und seine Unterfeld-

herrn wurden hingerichtet. Ja, als Hermokrates, aus einer der edelſten Familien von Syrakus entſproſſen, ſeinen Mitbürgern Gegenvorſtellungen machte und ihnen ſagte: „Siegen ſei minder rühmlich, als den Sieg edel zu brauchen", erregten ſie einen heftigen Lärm gegen ihn und überhäuften ſogar den Gylippos mit Schelt-worten, da er ſich ihnen zu widerſetzen wagte.

Von den Gefangenen, welche als Sklaven das Eigenthum von Privatperſonen wurden, erlangten Einzelne Freiheit als eine Frucht ihres rechtlichen und ſittlichen Betragens; die Meiſten aber blieben in der Sklaverei, wurden jedoch von ihren Herrn mit Achtung behandelt. Einige verdankten ihre Rettung dem Anſehn, in welchem die Trauerſpiele des Euripides in Sikelien ſtanden. Es wird berichtet daß Diejenigen von den Gefangenen, welche einige Verſe aus ſeinen Dramen auswendig wußten und abſingen konnten, einer beſſern Behandlung genoſſen. Mehrere, die ihre Heimath wiederſahen, kamen zum Dichter und erzählten ihm dankbar, wie ſie ihm und der Bekanntſchaft mit ſeinen Werken Nahrung und Pflege verdankten, da ſie nach der Schlacht hungrig und hülflos umher geirrt.

So ſah ſich Athen mit einem mal von der Höhe ſeiner Hoffnungen herabgeſtürzt. Es hatte die kräftigſte Mannſchaft, ſeine Flotte, ſeine Anführer verloren; die Werfte war von Schiffen, der Schatz von Gelde entblößt; rathlos und verlaſſen lebte es in der ängſtlichen Erwartung eines erneuerten Angriffs der Feinde. Eine beiſpielloſe Thätigkeit zeigte ſich jetzt in allen Staaten Griechenlands. Die meiſten Bundesgenoſſen Athens waren zum Auf-

stand bereit; selbst die bisher neutralen Staaten waren geneigt für Sparta die Waffen zu ergreifen, weil alle überzeugt waren, daß bei einem glücklichen Erfolg Athen sie überfallen und entwaffnet haben würde. Alles dieses flößte den Spartanern neuen Muth ein; am Meisten — und dieses war die schlimmste Folge des mißlungenen Unternehmens — das Anerbieten der sikelischen Bundesgenossen sie mit einer Flotte zu unterstützen, wodurch sie also jetzt auch als Seemacht sich mit Athen messen konnten. Alkibiades trieb ohn' Unterlaß zum Krieg, und auf seinen Rath ward Dekelea an der Grenze von Attika und Böotien durch die Spartaner besetzt und befestigt und dadurch ein fester Punkt gewonnen, von wo aus sie beständige Einfälle in Attika thun konnten.

Zu gleicher Zeit sendete Alkibiades Unterhändler nach Jonien und brachte nicht nur beinahe die ganze Bevölkerung dieses Küstenstrichs zum Abfall, sondern that auch sonst, da er sich immer bei den lakedämonischen Feldherren befand, den Athenern großen Schaden. Bald aber erregten seine Erfolge in Sparta Eifersucht. Man beschloß ihn ins Verderben zu stürzen; aber da er von den geheimen Planen unterrichtet war, suchte und gewann er die Gunst des Satrapen Tissaphernes, so daß dieser bald alle seine Rathschläge befolgte. Und jetzt, entweder um den undankbaren Spartanern seine Rache fühlen zu lassen, oder weil ihm die Wunden seines Vaterlands schmerzten, suchte er diesen — welcher bis jetzt Sparta unterstützt hatte — auf die Seite Athen's herüber zu ziehn. Denn so weit hatten die innern Händel und der Groll gegen den nächsten Feind Griechenland

gebracht, daß die Staaten abwechselnd um die Gunst des Königs buhlten, der sie nach Laune unterstützte und ihr gegenseitiges Aufreiben mit Wohlgefallen sah.

Die Lage der Sachen war jetzt so, daß obgleich Athen mit seiner Seemacht noch ziemlich den Feinden Widerstand that, dennoch eine einzige unglückliche Schlacht hinreichen konnte um es zu Grunde zu richten; und die Spartaner sahen einer großen Verstärkung ihrer Flotte entgegen, wenn Tissaphernes sein Versprechen gehalten hätte. Dieser aber täuschte ihre Erwartung plötzlich. Das bei Samos versammelte Heer der Athener berief den Alkibiades, ernannte ihn eigenmächtig zum Feldherrn; dem Heere folgte das Volk, auch in Athen ward seine Zurückberufung beschlossen und die Wahl bestätigt. Ehe er aber die Heimath wieder betrat, wollte er etwas Großes thun, schlug die spartanische Flotte bei Abydos, zerstörte einen großen Theil derselben und nahm ihr die eroberten Schiffe ab, lieferte dann eine zweite glückliche Schlacht bei Kyzikos, vertrieb die Spartaner aus dem Hellespont und fast von dem ganzen Archipelagos, eroberte mehrere bedeutende Städte, zwang die treulosen persischen Satrapen einen für Athen vortheilhaften Vergleich zu beschwören und bedrängte die Spartaner so daß sie Friedensvorschläge in Athen thaten, die aber verworfen wurden.

Jetzt endlich kehrte Alkibiades mit Lobeeren bedeckt nach Athen zurück. Alle seine Schiffe waren ringsum mit Schilden und anderer Beute geschmückt; ihnen folgten viele eroberte Schiffe und die Zierrathen und Wimpel (aplustra) vieler zerstörten, die sich auf 200 beliefen.

Als er an das Land stieg, schien die herbeiströmende Menge die andern Feldherrn gar nicht zu achten, sondern bewillkommte nur ihn mit lautem Jubel und Freudengeschrei, warf ihm Kränze und Bänder zu, bestieg die Dächer der Häuser, um ihn nur von fern zu sehn und hob ihre Kinder in die Höhe um ihnen den Retter der Stadt zu zeigen. Man sprach von nichts als von seinen Thaten und gedachte mit Thränen der vorigen Unfälle, die man nur der Entfernung dieses Helden zuzuschreiben habe: denn seit er wieder bei ihnen sei, habe er in kurzer Zeit die Herrschaft über Land und Meer ihnen wieder verschafft und ihre Macht aus den elenden Trümmern wieder empor gehoben. Das Volk beschenkte ihn mit goldnen Kronen, gab ihm sein eingezogenes Vermögen zurück und ernannte ihn zum obersten Befehlshaber der Land- und Seemacht. Ehe er wieder zum Heere abging, trat die Feier der Mysterien ein. Seitdem die Feinde Dekelea befestigt hatten und alle nach Eleusis führenden Wege in ihrer Gewalt waren, hatten die feierlichen Processionen, welche den mystischen Jacchos führten, ohne alle Feierlichkeit zu Schiffe nach dem heiligen Orte gebracht werden müssen. Alkibiades gab dem Feste seinen alten Glanz wieder; er besetzte die Straße, nahm dann die Priester, die Mystagogen und die Geweihten in seinen Schutz und geleitete sie in aller Stille nach Eleusis und wieder zurück, ohne daß die Feinde eine Störung der Feier versuchten. Ein solches Verhalten der Feinde flößte seinen Mitbürgern ein neues Vertrauen auf seine Unüberwindlichkeit ein. Viele wünschten ihm eine unbeschränkte Macht anzuvertrauen. Diese bis dahin un-

erhörte Begünstigung war der Vorbote neuer Stürme, welche die Mißgunst und die Laune erregte. Denn innerhalb weniger Monate ward Alkibiades durch seinen eignen Ruhm gestürzt. Da ihm nicht Alles in der Ausdehnung gelang, wie die sanguinischen Hoffnungen der Athener erwartet hatten, und Einiges während seiner Abwesenheit beim Heere durch Unvorsichtigkeit verloren ging, benutzten seine Gegner den Moment und ließen andre Feldherrn wählen, worauf er in eine freiwillige Verbannung nach Thrakien ging.

Von jetzt an gestaltete sich Alles zum Nachtheil Athen's, dessen Thorheiten, Leichtsinn und Wankelmuth eine schwere Strafe wartete. An die Spitze des spartanischen Heeres war Lysander gekommen, ein Mann von großen Talenten und unbegränzter Ehrbegierde, die sich mit einer bei Spartanern seltnen Geschmeidigkeit paarte und ihm Alles zu thun und zu leiden gebot. Gegen Recht und Unrecht war er gleichgültig und es war sein Grundsatz, Kinder mit Würfeln, Männer mit Eiden zu täuschen. Dennoch wird auch an ihm die Uneigennützigkeit gerühmt und ob er gleich sein Vaterland mit Reichthümern anfüllte und dadurch bei seinen Bürgern die alte Frugalität vernichtete, hat er doch nie eine einzige Drachme für sich behalten, sondern ist immer der Armuth getreu geblieben, so daß nach seinem Tode die Freier seiner Töchter diese, ihrer kundgewordenen Armuth wegen, verließen. — Lysander, den die Spartaner der Flotte vorgesetzt hatten, um den Fortschritten des Alkibiades Einhalt zu thun, gewann zuerst die Gunst des Kyros, des Dareios Ochos Sohn, des Artaxerxes Mnemon

jüngern Bruders, welcher Statthalter in Sardes geworden war, ein Feind des treulosen Tissaphernes und ein edler Mann. Von ihm empfing er reichlich Geld, welches er gebrauchte um den Sold der Matrosen zu erhöhen, wodurch er der Feinde Macht schwächte und ihre Mannschaft unmuthig machte. In den Städten knüpfte er eine Menge Verbindungen an und ließ es nicht an glänzenden Versprechungen bei seinen Freunden fehlen; selbst durch mancherlei andre Ungerechtigkeiten gewann er sich Anhänger. Nachdem Kallikratidas, der ihm als Nachfolger im Amte zugeschickt war, die Schlacht bei den Arginusen und das Leben verloren hatte, stieg sein Ansehn so hoch, daß er bei abermaliger Uebernahme des Oberbefehls ohne eine Beschränkung von Sparta aus handeln durfte. Er schlug mit überlegener Macht die athenische Flotte bei Argospotamoi nahe bei Sestos, wo Alkibiades noch mit seinem Rath beistehn wollte aber verschmäht wurde. Die ganze Flotte fiel in die Hände der Sieger, acht Triremen ausgenommen, mit denen Konon entkam. Dreitausend gefangene Athener wurden zum Tode verurtheilt. Als Lysander den Philokles, den feindlichen Feldherrn, fragte: welche Strafe er verdient habe? antwortete er mit ungebeugtem Muthe: „Klage mich nicht wegen Thaten an, die keinen Richter haben; sondern thue als Sieger, was du besiegt würdest gelitten haben". Dann badete und schmückte er sich und ging vor seinem Heere zuerst zum Tode.

Diese Niederlage endigte den langwierigen und verwickelten Krieg, indem durch die Klugheit und Thätigkeit eines einzigen Mannes den Spartanern die Hege-

monie zu Wasser und zu Lande erworben wurde. Lysander schiffte nun an den Ufern des Meeres hin, schickte alle Athener, die er irgendwo fand, unter harter Bedrohung nach Athen, hob in allen Städten die Demokratie und jede andre eigene Verfassung auf und setzte einen lakedämonischen Harmosten mit einem Ausschuß von zehn ihm untergeordneten Männern ein, die aus den oligarchischen Verbindungen (ἑταιρίαις) genommen wurden. Die Häupter der demokratischen Partei wurden hingerichtet oder vertrieben und der Anfang der neuen spartanischen Oberherrschaft zeichnete sich gleich anfangs durch die größten Gewaltthätigkeiten aus. Dieses geschah in Griechenland, Asien und auf den Inseln.

Während dieser Zeit war Athen eingeschlossen, die Einwohner litten an Hunger, der sie endlich — nachdem sie lange Widerstand gethan und die schmählichsten Bedingungen des Friedens zurückgewiesen hatten — nöthigte sich der Forderung zu unterwerfen, die Schiffe auszuliefern, die langen Mauern und den Piräeus zu schleifen, alle ihnen bisher unterworfenen Städte zu verlassen und sich auf ihr Land einzuschränken. Ja einige der Verbündeten, die Böoter vorzüglich, verlangten, alle Athener sollten zu Sklaven gemacht und die Stadt dem Erdboden gleich gemacht werden. Als aber hierauf, so erzählt man, bei einem Gastmahle, wo die Feldherrn zusammen waren, ein gewisser Phokier den Chorgesang aus Euripides' Elektra anstimmte, welcher so beginnt: „Agamemnon's Tochter, Elektra, Ich komme zu deiner ländlichen Hütte," und den Glanz des herrlichen Königshauses und die Dürftigkeit seiner Kinder lebendig dar-

ſtellt, da wurden alle von Mitleiden ergriffen und es ſchien ihnen eine grauſame Handlung, eine ſo herrliche Stadt, die Mutter ſo großer Männer, zu Grunde zu richten. Die Mauern wurden indeß — am Tage des Sieges bei Salamis — unter dem Schall der Flöten niedergeriſſen, die Schiffe verbrannt, die Demokratie aufgehoben und dreißig Oligarchen in Athen, zehn im Piräeus eingeſetzt. Ihre Gewalt wurde durch eine ſpartaniſche Beſatzung unterſtützt.

Die Beſtimmung der Dreißiger war urſprünglich eine neue, oligarchiſche Verfaſſung einzuführen und neue Geſetze zu gründen. Sie entwaffneten das Volk, entfernten und verurtheilten anfänglich nur die allgemein Verhaßten und anerkannt Schlechten, dann aber alle Wohlhabenden oder der Demokratie Verdächtigen. Viele Bürger flohen. Die alten Redner ſind unerſchöpflich in den Schilderungen dieſer traurigen Zeit. Iſokrates ſagt: „in wenigen Monaten haben die Dreißiger mehr Bürger unverhörter Sache getödtet, als der Staat während ſeiner ganzen Herrſchaft gerichtet hat. Die Verbannungen, die Verwirrung der Geſetze, die Mißhandlung von Knaben und Weibern kann Niemand erzählen". Und an einer andern Stelle: „Die Geſetzloſeſten waren der neuen Obrigkeit die Treueſten, die Verräther ehrte ſie als Wohlthäter, am Meiſten aber die Mörder ihrer Mitbürger. Sie bewirkte in ganz Athen eine ſolche Verhärtung der Gemüther, daß, da vorher zur Zeit des Wohlſtandes des Staats auch die kleinen Unfälle der Einzelnen viel Mitleiden erregten, jetzt bei dem allgemeinen Elende alles Mitleiden aufhörte".

Unter den zahlreichen Opfern dieſer gewaltthätigen Regierung müſſen Alkibiades und Theramenes genannt werden. Der Erſte hatte ſich nach Phrygien begeben, in die Provinz des Pharnabazos, wo er mit einer Freundin, der Timandra, lebte. Da Lyſander und die atheniſchen Oligarchen fürchteten, er möchte auf Mittel der Befreiung Athens ſinnen, und da die Spartaner ſelbſt in ihrem jetzigen Glück einen Umſchwung der Dinge von ſeinem unternehmenden Geiſte beſorgten, dachten ſie darauf ihn aus dem Wege zu räumen. Es wurden Leute abgeordnet ihn zu tödten und Pharnabazos — der aus mehreren Gründen Alkibiades' Nähe fürchtete — bot zu dem Unternehmen die Hand. Die Abgeordneten umringten ſein Haus und ſteckten es in Brand: denn zu ihm einzudringen wagten ſie nicht. Als Alkibiades dieſes inne wurde, raffte er Kleider und Teppiche zuſammen und warf ſie auf die Flammen, um ſie zu erſticken; da er dies vergeblich verſuchte, wickelte er ſeinen Mantel um die linke Hand, nahm das Schwert in die rechte und ſtürzte ſich durch die Flammen hinaus. Seine Erſcheinung zerſtreute die Barbaren; Keiner wagte ihn aufzuhalten oder anzugreifen, ſondern in der Ferne ſammelten ſie ſich erſt und ſchoſſen mit Pfeilen und Wurfſpießen nach ihm. So fiel er. Als ſich die Feinde entfernt hatten, hob Timandra ſeinen Leichnam auf, verhüllte und bedeckte ihn mit ihren eignen Kleidern und beſtattete ihn zur Erde ſo gut es die Umſtände erlaubten. So kam dieſer merkwürdige Mann im vierzigſten Jahre ſeines Lebens um, nachdem er die wunderbarſten Dinge vollbracht, aber durch ſeinen unbegränz-

ten Ehrgeiz dem Staate mehr Böſes als Gutes zugefügt hatte.

Der Tod des Theramenes verdient als ein Beiſpiel der Tyrannei, wie Staatsumwälzungen ſie mit ſich bringen, angeführt zu werden. Dieſer Mann, dem es nicht an Talent, aber an Charakter gebrach, hatte bei mehrern Veränderungen des Staats eine bedeutende Rolle geſpielt, ſtets aber Vorliebe für die Oligarchie gezeigt, deren Einführung er durch ſeine Unterhandlungen mit Lyſander nach der Schlacht bei Aegospotamoi aus Kräften befördert hatte. Er ſelbſt war einer der Dreißig. So lange dieſe mit Mäßigkeit handelten, nahm er Theil an ihren Maßregeln; da ſie aber mit tyranniſcher Wildheit zu wüthen begannen, tadelte er ihr Verfahren mit großer Bitterkeit, entweder aus natürlichem Wankelmuth oder weil ihm das Schickſal ſeines Vaterlands zu Herzen ging. Da nun ſeine Amtsgenoſſen ſahen daß er ihnen im Wege ſtand, klagte ihn Kritias, der Heftigſte von allen, bei dem Rathe an, welcher den Oligarchen ganz ergeben war und über bewaffnete Mannſchaft zu gebieten hatte. Dennoch zeigte ſich, als Theramenes mit Nachdruck geſprochen hatte, eine günſtige Stimmung für ihn in dem Rathe. Da traten aber die Krieger näher und zeigten die Dolche, die ſie bisher unter den Armen verborgen hatten, und Kritias erklärte nun geradezu, „man werde einen der Oligarchie ſo feindſelig geſinnten Mann nicht entſchlüpfen laſſen, und da Keiner aus ihrer Mitte dem Geſetze nach gerichtet werden dürfe, ſo ſtreiche er hiermit den Theramenes von der Liſte aus.“ Auf dieſe Rede ſprang Theramenes auf den Altar, welcher

an dem Versammlungsort stand und sprach: „Ich bitte euch, stellt es nicht in Kritias' Macht, Einen nach seinem Gutdünken aus der Zahl der Amtsgenossen zu entfernen, sondern folgt dem Gesetze, das ihr selbst gegeben habt. Ich weiß gar wohl," setzte er hinzu, „daß mir diese Bitten und dieser Altar nichts helfen werden, aber ich will doch an den Tag bringen daß diese Menschen nicht nur ungerecht gegen Sterbliche sondern auch ruchlos gegen die Götter sind. Doch wundre ich mich," schloß er, „wenn ihr andern nicht einsehet, daß euer Name eben so leicht ausgestrichen werden kann, als der meinige." — Hierauf trat der Harmost mit den ihm beigegebenen Zehnern ein. Ihnen übergab Kritias den Theramenes, welcher von dem Altar herabgezogen wurde, während er Götter und Menschen zu Zeugen des Frevels anrief. Der Rath aber verhielt sich still aus Furcht vor der Menge, die sich bis an die Schranken herandrängte und die Spitzen ihrer Dolche zeigte. Dann führten die Schergen den Theramenes über den Markt, indem er mit lauter Stimme über die ihm angethane Gewaltthätigkeit klagte. Noch denselben Tag trank er den Giftbecher, mit ruhiger Fassung, ja selbst unter Scherzen. Denn er goß die Neige desselben (die Latage) zum Kottabos aus und sprach: „Dieß sei dem holden Kritias geweiht!" — Von dieser Zeit an wurde die Tyrannei immer zügelloser und alle benachbarten Städte waren mit Flüchtigen und Verbannten angefüllt, obgleich von Sparta aus befohlen wurde daß keine Stadt sie aufnehmen sollte.

Der Ruhm, sein Vaterland aus dieser peinlichen Lage zu retten, war dem Thrasybulos aufbehalten, der

sich schon ehedem als einen trefflichen Feldherrn gezeigt hatte. Auch er war vertrieben worden. Er bemächtigt sich mit siebenzig andern Verbannten von Theben aus der Grenzfestung Phylä, schlägt ein ihm entgegen geschicktes Heer zurück und nimmt mit der immer mehr wachsenden Anzahl der Vertriebenen den Piräeus ein. Die dreißig Tyrannen schickten nach Sparta um Hülfe; Lysander kommt und hätte wahrscheinlich Athen zum zweiten Mal eingenommen, wenn Pausanias, König von Sparta, ihn mit Nachdruck unterstützt hätte. Dieser betrieb den Krieg gegen die Ausgewanderten mit so geringem Ernst daß er, nachdem sie einige Vortheile gewonnen, einen Vergleich mit ihnen schloß, demzufolge sie ihren Einzug in Athen hielten. Ihre Rückkehr ward durch Mäßigung bezeichnet. Sie verkündigten eine allgemeine Amnestie, von der Niemand als die Dreißig — Einige von ihnen waren schon in dem Treffen geblieben — ausgenommen wurden. Die Demokratie ward wieder hergestellt, aber die Wunden bluteten noch lange. Der alte Haß ward nicht vergessen und das Volk war in seinen Forderungen um so ungestümer und in seinen Bewegungen um so heftiger und konvulsivischer, je mehr es vorher unter dem Druck seiner Peiniger gelitten hatte.

Was während der Herrschaft der Spartaner in Athen geschah, ist wahrscheinlich in den meisten von ihnen verwalteten Städten geschehn. Ueberall erregten sie den Zunder innerer Kriege und machten ihre Herrschaft durch Gewaltthätigkeit und Härte verhaßt. Und sicherlich würde die Auflösung der spartanischen Hegemonie noch früher erfolgt sein, wenn sie nicht in den großen Talenten des

Ageſilaos eine Stütze gefunden hätte, der den Glanz der ſpartaniſchen Waffen in Griechenland und Aſien eine Reihe von Jahren hindurch aufrecht erhielt.

Eines der vornehmſten Ereigniſſe jener Zeit war die Erneuerung der perſiſchen Kriege auf dem Boden der perſiſchen Monarchie. Nach dem Tode des Agis hatte ſich Ageſilaos, nach Ausſchließung des vielleicht unächten Sohnes von Agis, Leotychides — den man für einen Sohn des Alkibiades hielt — den Thron beſtiegen. Dieſes war kaum geſchehn, als die Nachricht kam daß der König der Perſer eine Flotte ausrüſte um den Lakedämoniern die Herrſchaft zur See zu entreißen. Lyſander hörte mit Unwillen daß ſeine Freunde, die er in den Städten Aſiens als die oberſten Leiter zurückgelaſſen hatte, ihres gewaltſamen Benehmens halber theils vertrieben theils getödtet worden waren und beredete den ihm befreundeten Ageſilaos, nach Aſien zu eilen und den Barbaren zuvor zu kommen. Er ſelbſt begleitete ihn. Aber bald war das Band der Einigkeit zwiſchen ihnen gelöſt. Die außerordentliche Achtung, welche das Volk dem Lyſander erwies, indem es ſich nur immer an ſeiner Thür einfand und Alle ihm nachfolgten, als ob er allein zu gebieten habe, Ageſilaos aber nur zum Schein und um des Geſetzes willen da ſei, reizte die Eiferſucht des Letztern, ſo daß er anfing, allen Rath Lyſander's zu verwerfen, die von Jenem Empfohlenen zurück zu weiſen und in Allem ihm entgegen zu ſein, wodurch er ihn ſo demüthigte daß er das Heer verließ.

Die Fortſchritte der Spartaner waren raſch und dreiſt, und eine natürliche Folge von dem Gefühl der eignen

Ueberlegenheit und von der Kenntniß der Schwäche des Feindes. Die Ohnmacht der persischen Monarchie war nicht erst jetzt an den Tag gekommen, sondern schon früher bei dem Unternehmen des jüngern Kyros, der, von griechischen Miethsoldaten und einem spartanischen Feldherrn unterstützt, bis in das Innerste von Persien eingedrungen war, und der, wenn ihn nicht eigne Unvorsichtigkeit zu früh hinweggerafft hätte, den Thron erobert haben würde, so wie durch den ewig denkwürdigen Rückzug der 10,000 Griechen, der, wie Isokrates sagt, den Lobrednern und Bewundrern der persischen Macht auf immer den Mund verschloß. Dieses Heer, das gar nicht aus den besten Kriegern sondern aus gewöhnlichen Miethlingen bestand, der Gegenden unbekannt und von seinen eignen Bundesgenossen verrathen war, schien doch dem König von Persien bedeutend genug, um es durch eine schändliche List seiner Anführer zu berauben, die unter sicherm Geleit zu ihm gekommen waren und nicht lebend zu den Ihrigen zurückkehrten. Trotz dieses Verlustes fand doch das verlassene Heer seinen Rückweg aus dem Innern des Reichs. Indem es ohne Führer, und ohne Unterlaß von persischen Feinden verfolgt, durch wilde und feindselige Völkerschaften und unwirthbare Gegenden sich hindurch schlug, legte es einen Weg von 400 deutschen Meilen ohne außerordentliche Verluste zurück.

Vor Agesilaos' Heeren zog der Schrecken her. Er schlägt die Perser am Paktolos; Pharnabazos wird aus seiner Provinz vertrieben, und da sich die ganze Küste von Asien gegen Persien empört, macht Agesilaos den

Plan in das Innere des Reiches einzudringen und den erſchütterten Thron des perſiſchen Monarchen umzuſtoßen. Nur die ränkevolle Politik der Perſer rettete für diesmal das Reich. Perſiſches Gold reizt Argos, Korinth und Theben — welche der ſpartaniſche Uebermuth empörte — zum Krieg, zu dem ein Ueberfall Sparta's in das heilige Land von Elis den Vorwand gab. Er kam zum Ausbruch. Lyſander drang in Böotien ein, eroberte einige Städte, ward aber bei Haliartos überfallen, geſchlagen und getödtet. Jetzt ſtand Alles gegen Sparta auf; auch Athen und Theſſalien traten dem Bunde bei. Ageſilaos wird eiligſt von der Laufbahn ſeines Ruhms abgerufen. Er eilt nach Böotien und ſchlägt die Verbündeten bei Koronea: ein Sieg, welcher der Landmacht von Sparta eine neue Stütze verlieh. Aber zu derſelben Zeit litten die Spartaner einen empfindlichen Verluſt auf dem Meere, der ihnen die Thalaſſokratie wieder entriß, nachdem ſie dieſelbe kaum zehn Jahre behauptet hatten, eine zwar kurze Zeit, aber dennoch lange genug, um Sparta in ganz Hellas verhaßt zu machen. Konon war nach der Schlacht bei Aegospotamoi geflohen und hatte, nach mannichfaltigen Verſuchen ſeinem Vaterlande nützlich zu werden, das Kommando einer perſiſchen Flotte erhalten. An deren Spitze ſchlug er die der Spartaner bei Knidos in einer entſcheidenden Schlacht und löſte durch dieſen Sieg mit Einem Male die unnatürliche Spannung, in welcher die Lakedämonier auch auf dem Meere zu herrſchen ſtrebten. Konon eilte nun nach Athen baute mit perſiſchem Gelde die zerſtörten Mauern wieder auf und bemühte ſich unter der Hand Athen ſeine alten Beſitzun-

gen wieder zu verſchaffen. Wirklich gelingt es dem Thraſybulos den Hellespont und Lesbos zu erobern; auch bei Korinth erlitten die Spartaner einen empfindlichen Verluſt durch den Iphikrates; zu gleicher Zeit hörte die perſiſche Flotte und Konon nicht auf die Peloponnes und Lakonien zu plündern und zu verheeren.

Alle dieſe Ereigniſſe ſchreckten die Spartaner ſo ſehr daß ſie mit einem Male die bisher befolgte Politik gänzlich aufgaben und, mit Verzichtleiſtung auf weitere Eroberungen in Aſien, vielmehr den König zu gewinnen ſuchten: ſich wohl erinnernd, wie nützlich ihnen ſein Beiſtand früher zur Erlangung der Hegemonie geweſen war. Aber hierbei trieb ſie Rachſucht und Herrſchbegierde weit über die Schranken des Anſtandes hinaus. Sie ſchickten den Antalkidas, einen ausgearteten Spartaner, nach Perſien, um auf jede Bedingung Frieden zu ſchließen. Konon, der als atheniſcher Geſandter folgte, ward gefangen genommen und getödtet. Alle griechiſchen Städte in Aſien, für deren Befreiung Ageſilaos ſo muthig gekämpft hatte, nebſt Kypros ſollten den Perſern unterworfen ſein: nur Lemnos, Imbros und Skyros ſollte Athen behalten, alle andern helleniſchen Städte aber ſollten autonom oder unabhängig ſein. Wer dieſen Frieden nicht annähme, den wolle Sparta und der perſiſche König mit gewaffneter Hand dazu zwingen. Bei dieſem ſchimpflichen Frieden war es vornemlich darauf abgeſehn, Theben zu ſchwächen, wenn es den böotiſchen Städten die Autonomie zurückgeben müßte. Klug war dieſer Friede allerdings. Die Spartaner gaben nichts darin auf als was ſie doch nicht behaupten konnten. In Grie-

chenland ward ihre Uebermacht ſchon dadurch geſichert daß ſie die Ausführung des Friedens hatten; und die ausbedungene Freiheit aller griechiſchen Städte war für ſie nicht Verluſt, ſondern Gewinn; der größte Vortheil erwuchs ihnen aber dadurch daß, ſeit der Abtretung der aſiatiſchen Kolonieen an Perſien, das Uebergewicht in Griechenland ſelbſt nicht mehr durch die Seemacht ſondern die Landmacht entſchieden wurde.

Der Spartaner Uebermuth hatte durch dieſe neue Wendung der Dinge einen neuen Schwung bekommen, und ſie bereiteten ſich durch wiederholte Akte der Gewaltthätigkeit den furchtbaren Sturz zu, der ſie erwartete. Mit dem Vorſatz, alle Diejenigen zu züchtigen, welche vorher gegen ſie, oder doch nicht für ſie geſtritten hatten, überfielen ſie mehrere Städte, zerſtörten Mantinea und zwangen andern die ariſtokratiſche Verfaſſung auf. Und da ſich auch in Theben die beiden Parteien hart befeindeten, überraſchte Phöbidas auf einem Zuge nach Olynthos dieſe Stadt, beſetzte die Kadmea, verjagte oder tödtete die Häupter der Demokratie und übergab die Herrſchaft einem oligarchiſchen Ausſchuſſe. Dieſer Frevel, von Sparta zwar nicht geboten, aber doch gebilligt, hatte größere Folgen als man geglaubt hatte, indem er das bisher unberühmte Theben an die Spitze der griechiſchen Staaten brachte und dem ſtolzen Sparta eine große Demüthigung zuzog.

Gerade in dieſer Zeit waren in Theben zwei Männer von den größten Gaben und dem edelſten Sinn, Pelo-

pidas und Epaminondas. Der Erſte war aus einem angeſehenen und reichen Hauſe und lebte in einem anſtändigen Glanze, ein freigebiger Unterſtützer der Armen; Epaminondas hingegen war arm. Beide waren durch Freundſchaft vereint. Beide hatten zu allen Tugenden gleiche Anlagen; doch fand Pelopidas mehr Vergnügen an Leibesübungen, Epaminondas mehr an den Wiſſenſchaften. Aber unter allen den ſchön[illegible]n Eigenſchaften, die ihnen Ehre machten, war keine größer und herrlicher, als daß ihre innige Freundſchaft mitten unter den größten Kämpfen und in den bedenklichſten Staatsangelegenheiten unverbrüchlich beſtand und fortdauerte. Der Grund hiervon lag in der Tugend der beiden Männer, die bei allen ihren Handlungen nicht nach Ehre und Reichthum geizten, womit ein ſchädlicher Neid verbunden zu ſein pflegt, ſondern die gleich anfangs von einem göttlichen Eifer entbrannt waren, ihr Vaterland zur Macht und Größe zu erheben, daher Jeder die Fortſchritte des Andern als ſeine eignen betrachtete. So ward durch dieſe Geſinnungen zweier Männer Theben gerettet und an die Spitze der griechiſchen Staaten geſtellt.

Während der oligarchiſchen Tyrannei, als Theben von Archias und Leonidas gänzlich unterjocht war, wurde Pelopidas als ein Freund des Volkes verbannt, Epaminondas aber wurde als ein armer und unbedeutender Mann überſehn, der wegen ſeines Studiums keiner großen Unternehmung fähig wäre. Die meiſten Verbannten hatten ſich nach Athen geflüchtet und wurden hier geſchützt und gepflegt, ohnerachtet die Lakedämonier ihre Vertreibung anbefahlen. Unter ihnen war Pelopidas,

obgleich der Jüngſte, dennoch der Thätigſte. Ohn' Unterlaß ſtellte er den Genoſſen ſeines Unglücks vor, wie ſchimpflich es ſei das Vaterland unterdrückt zu ſehn, während ſie ſelbſt, zufrieden ihr Leben zu friſten, von den Launen und dem Wankelmuth der Athener abhingen und ihren Rednern und Demagogen ſchmeicheln müßten. Ihre Pflicht ſei, für die ſchönſte und größte Sache etwas zu wagen und ſich die Kühnheit des Thraſybulos zum Muſter zu nehmen. Dieſe Vorſtellungen fanden bei den Gleichgeſinnten bald den erwünſchten Eingang.

Unterdeſſen hatte Epaminondas ſeiner Seits die jungen Thebaner mit Muth zu erfüllen geſucht. Er veranlaßte ſie in den Gymnaſien mit den Lakedämoniern zu ringen, und wenn ſie dann auf ihre Ueberlegenheit ſtolz waren, tadelte er ihre Feigheit, daß ſie ſolchen Leuten dienten, denen ſie doch an Stärke weit überlegen wären. So wurde endlich ein Unternehmen verabredet. Alle Verbannten ſollten ſich an der böotiſchen Grenze verſammeln, aber nur Einige ſollten ſich in die Stadt ſchleichen um Alles zu erkundſchaften. Zwölf verſtanden ſich hierzu, von denen Pelopidas der Erſte war: lauter Männer aus den vornehmſten Häuſern, die durch die treueſte Freundſchaft verbunden waren und an Ruhm und Tapferkeit mit einander wetteiferten. Dieſe machten ſich, als Jäger und Landleute gekleidet, auf den Weg, ſchlichen ſich noch bei Tage von verſchiedenen Seiten in die Stadt und kamen unvermerkt in das Haus eines ihrer Mitverſchwornen, des Charon. Als ſie hier verſammelt waren, — ihre Zahl war bis auf achtundvierzig

angewachſen — ward an die Thüre geklopft; ein Bote trat ein und brachte von den Tyrannen den Befehl, daß Charon zu ihnen kommen ſolle. Da erſchraken Alle und glaubten ihr Unternehmen ſei verrathen; ſie fanden aber doch für gut daß Charon ginge. Dieſen erfüllte Beſorgniß, man möchte ihn für den Verräther halten, wenn ſo viele treffliche Männer umkämen; er führte deshalb ſeinen Sohn, einen Knaben von ausgezeichneter Schönheit, den Mitverſchwornen vor und übergab ihn dem Pelopidas mit der Erklärung, wenn man irgend eine Schuld an ihm finden würde, möchten ſie den Knaben ohne Schonung als einen Feind behandeln. Aber Alle drängten ſich um den Charon herum und erklärten, keiner von ihnen ſei ſo niedrig geſinnt einen ſo edeln Mann in Verdacht zu haben. Zugleich aber baten ſie ihn, ſeinen Sohn aus ihrer Geſellſchaft zu entfernen, damit er, wenn ſie als Opfer ihrer Vaterlandsliebe fielen, zu einem Rächer ſeines Vaters und ſeiner Freunde heranwachſen möchte. Charon aber erklärte, er werde den Knaben nicht entfernen; denn er könne nirgends ein Leben finden, das für ihn ruhmvoller wäre als der Tod in Geſellſchaft ſeines Vaters und ſo vieler Freunde. Darauf betete er zu den Göttern, nahm Abſchied von Allen und ging zu den Tyrannen, die bei einem Feſte ihrer Ueppigkeit waren. Sie ſagten ihm, ſie hätten vernommen daß Einige der Verbannten in der Stadt wären und von Bürgern unterſtützt würden. Hierüber war er zwar anfänglich betroffen; da er aber ſah, daß ſie nichts Beſtimmtes wußten, verſprach er ihnen nachzuforſchen, obſchon er die Sache für ein leeres Gerücht halte. Aber kaum war dieſe

Gefahr vorüber, als eine zweite drohte. So brachte nemlich ein Bote von Athen von einem dortigen Gaſtfreunde einen Brief an den Archias, in welchem, wie ſich nachher auswies, die beſtimmteſten Nachrichten über das ganze Unternehmen enthalten waren; dabei richtete er dem ſchon trunkenen Tyrannen noch den mündlichen Auftrag aus, der Schreiber deſſelben bäte den Brief unverzüglich zu leſen, weil er die wichtigſten Dinge enthalte. Archias aber verſetzte lächelnd: „von wichtigen Dingen morgen!“ Ungeöffnet legte er den Brief bei Seite.

Jetzt galt es Eile; jeder Augenblick konnte den Verſchwornen Untergang und Verderben bringen. Sie verließen deshalb unverweilt in zwei verſchiedenen Abtheilungen das Haus des Charon. Ein Theil hatte über die Panzer Weiberkleider geworfen und dichte Kränze von Fichten aufgeſetzt, welche das Geſicht beſchatteten. Als die ſo Vermummten an das Speiſezimmer des Archias kamen, wurden ſie mit Freuden eingelaſſen, weil Archias den ganzen Abend Weiber erwartet hatte. Kaum waren ſie aber eingetreten, als ſie ſich auch die ihnen vorher bezeichneten Perſonen auserſahen; ſie drangen mit den Waffen auf ſie ein und ermordeten die Tyrannen nebſt allen Gäſten, welche Widerſtand leiſteten.

Der andere Haufe, bei welchem Pelopidas war, begab ſich nach dem Hauſe des Leontidas, warf die an der Thüre wachenden Sklaven nieder und überwältigte ihn ſelbſt nach einem harten Kampf. Dann vereinigten ſich beide Schaaren, riefen die Bürger zur Freiheit auf und verſahen Diejenigen, welche ſich zu ihnen geſellten, mit den Waffen, die ſie aus den Tempeln nahmen. Auch

Epaminondas ſtieß jetzt zu ihnen, der eine Menge junger rüſtiger Leute zuſammen gebracht hatte. Man berennte hierauf die Kadmea. Nun eilten zwar die Athener mit einer Heeresabtheilung zu Hülfe, aber alle Nachbarn ſtanden auf, und ſo war die Beſatzung genöthigt abzuziehn, ehe andre von Sparta geſendete Truppen die Grenzen Böotiens hatten betreten können.

Dieſe That des Pelopidas ward mit Recht die Schweſterthat von der des Thraſybulos genannt. Nicht leicht iſt es geſchehen, daß ſo wenige Männer durch perſönlichen Muth einen ſo ſtarken Feind beſiegt und ihrem Vaterlande ſo wichtige Vortheile verſchafft haben. Einen noch größern Glanz erhielt, nach Plutarchos' Bemerkung, dieſes Unternehmen, welches in ſeinem Beginnen ſo klein ſchien, durch die große Veränderung, welche es in ſeinem Fortgang in dem Zuſtande Griechenlands bewirkte. Denn der Krieg, der den Stolz der Spartaner demüthigte und ihrer Herrſchaft zu Waſſer und zu Lande ein Ende machte, nahm ſeinen Urſprung aus jener Nacht, in welcher Pelopidas die Feſſeln der ſpartaniſchen Herrſchaft in ſeiner Vaterſtadt zerſchlug.

Für Theben begann jetzt die Periode des höchſten Glanzes; aber nur allmählig erhob es ſich zu jener Größe. Denn Lakedämon's Macht war noch nicht gebrochen und Pelopidas hatte einen Vertheidigungskrieg zu führen, um die Herrſchaft von Theben in Böotien zu befeſtigen, der bewundernswürdiger war, als eine gewonnene Schlacht. Es gelingt ihm durch Liſt die Athener für einige Zeit auf das Engſte mit Theben zu verbinden und Sparta unternimmt mehrere Feldzüge in Böotien ohne

Erfolg. Chabrias schlägt die lakedämonische Flotte bei Naxos und befestigt von Neuem die Herrschaft Athen's zur See, für die auch Timotheos, Konons siegreicher Sohn, glücklich kämpft. Aber schon war Athen's Eifer gegen Sparta durch die Ränke der Perser erkaltet und die Verbindung mit Theben durch die allzu sichtbare Erhebung dieses Staates locker geworden, als ein spartanisches Heer unter Kleombrotos in Böotien einrückt und bei Leuktra dem kleinen Heere der Thebaner unterliegt, welches den glänzenden Sieg der neugeschaffenen Taktik des Epaminondas verdankt. Kleombrotos bleibt. Die Peloponnesier, vornehmlich die Arkader, stehen bewaffnet gegen Sparta auf, und im folgenden Jahre dringen Pelopidas und Epaminondas in die Peloponnes ein, verwüsten das Land bis an die nächste Umgebung von Sparta, wo man noch nie den Rauch eines feindlichen Lagers gesehn hatte, bauen Messene wieder auf und besetzen es mit den Ueberbleibseln der vormals vertriebenen Messenier. Kurz darauf veranlaßte Pelopidas die Arkader, sich in Eine Stadt, Megalopolis, zusammen zu ziehn, die er als Bollwerk gegen Lakonien gebrauchen will.

Auch bei diesen Unfällen waren die Spartaner ihrem alten Sinne nicht untreu geworden. In der Schlacht bei Leuktra fielen 1000 spartanische Bürger um ihren König, unter ihnen der schöne Kleonymos, welcher drei Mal entkräftet zu den Füßen des Königs niedersank, drei Mal wieder aufstand und den Kampf so lange fortsetzte, bis er starb. In Sparta ward eben ein Fest gefeiert, als die unglückliche Nachricht von der erlittenen

Niederlage anlangte. Obgleich nun die Ephoren die mißliche Lage des Staates einsahen, ließen sie dennoch das Fest fortsetzen und störten die Feierlichkeit nicht, sondern schickten blos die Namen der Gebliebenen ihren Verwandten ins Haus. Am folgenden Morgen, da Alle genau wußten, wer geblieben, wer gerettet war, begaben sich die Väter und Freunde der erstern auf den Markt und grüßten sich mit heiterer Miene voll von Stolz und Freude. Dagegen blieben die Verwandten Derer, die sich gerettet hatten, wie bei einer Trauer mit den Weibern zu Hause, und wenn ja Einer von ihnen ausgehen mußte, so verrieth er durch seine Geberden, wie sehr er gebeugt war. Noch weit mehr konnte man die gleiche Gesinnung an den Weibern bemerken, da jede, die ihren Sohn lebendig zurück erwartete, still und traurig war, die andern aber sogleich in den Tempeln erschienen und einander mit heiterer Miene begrüßten.

Die großen Fortschritte, welche jetzt Thebens Macht zu machen schien, wurden durch die Eifersucht von Athen aufgehalten, welches sich mit Sparta verband, unter der Bedingung, mit ihm abwechselnd die Leitung der griechischen Angelegenheiten zu übernehmen. Selbst der jüngere Dionysius sendete den Spartanern aus Sikelien einige Hülfe, so daß sich die Thebaner genöthigt sahen, was anfangs wohl schwerlich in ihrem Plane lag, wegen einer Verbindung mit Persien in Unterhandlung zu treten. Pelopidas wußte es dahin zu bringen daß Artaxerxes von den Griechen verlangte, Messenien sollte unabhängig sein, Athen der Thalassokratie entsagen, alle griechischen Städte sollten die Autonomie besitzen

und über die Erhaltung dieses Friedens wollte Persien, Theben und ihre Verbündeten wachen. Athen und Sparta nahmen diesen Frieden nicht an; und die Folgen, die man sich in Theben davon versprochen hatte, wurden durch den frühen Tod seiner beiden Häupter vernichtet.

In dem kurzen Moment seiner Größe hatte Theben auch im Norden eine Rolle zu spielen gefunden. So kam den Thessalern gegen ihren Tyrann, Alexander von Pherä, zu Hülfe und spielte bei den Streitigkeiten über die makedonische Thronfolge auch in diesem Reiche den Schiedsrichter; bei dieser Gelegenheit wurde der junge Philippos als Geisel nach Theben gebracht um in Epaminondas' Hause erzogen zu werden. Als nun Alexander der Pheräer die Thessaler von Neuem um ihre Freiheit bringen wollte, riefen diese den Pelopidas zu Hülfe. Obgleich schlimme Vorbedeutungen ihn aufzuhalten schienen, eilte er doch einen Tyrannen zu züchtigen, der ihn auf mannichfaltige Weise getäuscht hatte. Bei Kynos-Kephalä, wo später Flamininus den letzten Philipp schlug, trafen die beiden Heere zusammen, und als die Feinde schon in Unordnung waren, wurde Pelopidas des Tyrann ansichtig, sprengte auf ihn zu und forderte ihn mit lauter Stimme zum Zweikampf heraus. Dieser aber hielt sich hinter seinen Satelliten versteckt. Pelopidas stürzte sich nun in die Reihen dieser, streckte viele zu Boden, ward aber endlich von ihnen getödtet. Auf seinen Tod folgte eine allgemeine Niederlage der Pheräer: nie ist der Tod eines Mannes so gerächt worden. Die Thebaner beweinten ihn als ihren Vater und Lehrer, der sie zu den schönsten Thaten hingeleitet; auch die Bundes-

genossen legten durch vielfache Aeußerungen des Schmerzes ihre Dankbarkeit an den Tag. Alle die dem Gefechte beigewohnt hatten, nahmen sich, wie man erzählt, nicht die Zeit die Panzer abzulegen, die Pferde abzusatteln oder ihre Wunden verbinden zu lassen, sondern eilten zu dem Leichnam hin, stellten die erbeuteten Waffen um ihn herum und schnitten sich und ihren Pferden die Haare ab. Viele gingen in ihre Zelte ohne Feuer anzuzünden oder Speise zu sich zu nehmen, und in dem ganzen Lager herrschte eine solche Stille und Niedergeschlagenheit, als ob sie nicht gesiegt sondern von den Tyrannen unterjocht worden. Auch aus den Städten kamen auf diese Nachricht die obrigkeitlichen Personen nebst Jünglingen, Knaben und Priestern zum Empfang des Leichnams herbei, wobei sie Kränze, Siegeszeichen und goldne Rüstungen trugen.

So rühmlich nun die Todtenfeier war, welche das schönste und glücklichste Leben krönte, so herrlich und folgenreich war auch dieser Tod. Denn die Thebaner schritten sogleich zur Rache, schickten ein ansehnliches Heer und zwangen den schon sehr geschwächten Alexander den Thessalern die ihnen abgenommenen Städte herauszugeben, alle Besatzungen aus ihrem Lande zu ziehn und sich den Befehlen der Thebaner zu unterwerfen. Kurze Zeit darauf wurde Alexander auf Anstiften seiner Gemahlin Thebe, die von Pelopidas gelernt hatte den Prunk und Glanz der Tyrannei nicht zu fürchten, von seinen Schwägern ermordet, und sein Leichnam von den Thessalern auf das Schrecklichste gemißhandelt.

In dem Süden von Griechenland war indeß der

Landkrieg ziemlich matt geführt worden bis auf eine von den Arkadern gegebene Veranlaſſung, die in der Peloponnes die Herren ſpielen wollen, Epaminondas einen neuen Feldzug dahin unternimmt, bei dem ihm ſein gewohntes Glück nicht begleitete. Er lagert ſich bei Nemea um die Vereinigung der Spartaner und Athener zu hindern; aber jene kamen zu Schiffe in Lakonien an. Hierauf führte er ſein Heer gerade auf Sparta los, das er beinahe überraſcht hätte; aber noch früh genug ward Ageſilaos benachrichtigt, welcher mit einer Tapferkeit, die ſeine Jahre überſtieg, die Stadt dem Epaminondas entriß. Bei dieſem Kampfe in den Straßen der Stadt gewährte Iſadas den Feinden ein wunderbares Schauſpiel. Er war wohl gebildet, von ſchönem Wuchs und in der Blüthe ſeiner Jugend. Als er ſich eben mit Oel geſalbt hatte, ſprang er bei der Nachricht von dem Eindringen der Feinde, nackt wie er war und ohne Schild, in der einen Hand die Lanze, in der andern das Schwerdt, mitten unter die Feinde, ſo daß er alle, die ihm in den Weg kamen, niederſtieß. Die Feinde ſahen ihn als ein höheres Weſen an, und er entkam ohne Wunde. Deshalb beſchenkten ihn die Ephoren mit einem Kranze, ſtraften ihn aber zugleich um tauſend Drachmen, weil er ſich ohne Schutzwaffe der Gefahr ausgeſetzt habe.

Epaminondas rückte nun gegen Mantinea, um es wegzunehmen; aber die Athener waren ihm zuvorgekommen. Es kam zu einem Treffen. Das lakedämoniſche Heer beſtand aus mehr als 20,000 Fußgängern und 2,000 Reitern; die Thebaner mit ihren Verbündeten waren gegen 30,000 Fußgänger und 3,000 Reiter ſtark.

Epaminondas bot alle seine Kräfte auf und wankte die Grundsätze an, die ihm den Sieg bei Leuktra verschafft hatten. Er selbst stürzt auf die spartanische Phalanx ein, wirft sie, wird aber beim Verfolgen von den Feinden umringt und mit Geschossen überschüttet. Ein Wurfspieß dringt in seine Brust. Nach einem langen und blutigen Kampfe wird er von den Seinigen gerettet und in sein Zelt getragen. Er athmete noch, aber der Tod mußte erfolgen, wenn man das Geschoß aus seiner Wunde ziehen würde. Er ertrug die Schmerzen der Wunde, bis man ihm seinen Schild brachte, welchen er küßte, und bis die Nachricht kam, daß die Thebaner gesiegt hätten. Dann sagte er mit Muth und Fassung: „Ich habe genug gelebt, denn ich sterbe unbesiegt". Noch schickte er nach zwei Feldherrn, die er für würdig hielt, an seine Stelle zu treten; und da er hörte, daß auch sie geblieben, sprach er: „So redet denn den Thebanern zu, daß sie Frieden machen". Hierauf befahl er den Pfeil aus der Brust zu ziehen. Da, während dies geschah, einer seiner Freunde klagte, daß er keine Kinder hinterlasse; versetzte er, er hinterlasse zwei unsterbliche Töchter, die Siege bei Leuktra und bei Mantinea.

Kaum zwölf Jahre hatte der Glanz gedauert, welcher Theben umstrahlte. Der Verlust, welchen es innerhalb zwei Jahren an seinen trefflichsten Anführern machte, endigte auch seine Größe, die es nur jenen Männern zu danken hatte und die es bei dem mangelnden Ansehen in Griechenland nicht behaupten konnte. Die Perser suchten jetzt einen neuen Frieden unter den größern Staaten zu Stande zu bringen, doch Sparta nimmt

ihn nicht an, da die Verzichtleiſtung auf Meſſenien die erſte Bedingung iſt. Aber die Kräfte der drei Hauptſtaaten waren ſo erſchöpft daß keiner die Hegemonie behaupten konnte. Sie trieben ſich alle in eiteln und geringfügigen Beſtrebungen herum, bei denen die alte Würde immer mehr und mehr ſank. Inſofern alſo erſchien die Lage Griechenlands weſentlich verändert, daß kein Staat an der Spitze ſtand. Der Mangel an bedeutenden Ereigniſſen hat auch auf die Geſchichte jener Zeit einen Einfluß gehabt. Nur in Bruchſtücken iſt ſie uns erhalten und ſie erſcheint wie Griechenland ſelbſt ohne innern Zuſammenhang.

Gerade um dieſe Zeit einer gänzlichen Auflöſung des griechiſchen Staatenvereins, erhob ſich Makedonien, beſtimmt dieſe Kräfte noch einmal zu einem großen Unternehmen zu ſammeln, aus ſeiner Unbedeutſamkeit raſch empor.

Makedonien war ein von einer argiviſchen Kolonie, an deren Spitze ein Heraklide, Karanos, ſtand, geſtiftetes Reich. Bald wurden die barbariſchen Bewohner des Landes von den eingewanderten Griechen beſiegt. Die Könige wollten daher für Hellenen gelten: ein Anſpruch, der in dem Zeitraum, in welchen wir jetzt getreten ſind, nicht ohne Einfluß geblieben iſt. Doch bemerken wir daß noch damals die Makedonier größtentheils für Barbaren galten.

In häufigen Kriegen mit barbariſchen Nachbarn geübt, dehnte jene Kolonie ihre Gränzen allmählig aus. Die doriſche Regierungsform blieb die vorherrſchende: ein erbliches Königthum, in welchem aber nicht immer der

älteſte erbt; ein Rath, der ihm zu Seite ſteht; ein freies Volk, das bei wichtigen Gelegenheiten ſeine Stimme geltend macht. Die Lebensart war höchſt einfach; Tapferkeit galt als die höchſte Tugend; Krieg und Jagd war die vornehmſte Beſchäftigung.

Kaum hatte das makedoniſche Reich einigen Umfang gewonnen, als die Stürme des perſiſchen Krieges hereinbrachen. Dareios Hyſtaspis nöthigte Makedonien einen Tribut ab, von dem es die Siege der Hellenen befreiten. Gleichwohl konnte es ſich nicht zu beſonderm Anſehn erheben. Denn es wurde durch die Ausbreitung der atheniſchen Kolonieen in ſeiner Nachbarſchaft, durch die Vergrößerung des olynthiſchen Bundes auf der chalkidiſchen Halbinſel und durch die Nähe einiger mächtigen thrakiſchen Königreiche ſehr beſchränkt. Der erſte König, welcher den Grund zur Kultur des Landes und zur Civiliſation des Volkes legte, war Archelaos, welcher, außerdem daß er die Wiſſenſchaften beachtete und die gebildetſten Männer Griechenlands um ſich verſammelte, Heerſtraßen führte und feſte Plätze anlegte. Aber auf ihn folgte eine verworrene Zeit, in welcher mehrere Kronbewerber auftraten, die ſich, von den benachbarten Völkern unterſtützt, gegenſeitig bekriegten. Und als Amyntas II. geſtorben war, waren die Unruhen ſo groß, die Ueberlegenheit der umwohnenden Barbaren ſo entſchieden, daß die Fortdauer des makedoniſchen Reichs zweifelhaft wurde. — Während dieſer Zeit befand ſich Philippos, Amyntas' jüngſter Sohn, als Geißel zu Theben in dem Hauſe des Epaminondas und war ſo Zeuge der Tugenden dieſes trefflichen Mannes. Perdikkas, ſein älterer Bruder

kam in einer Schlacht gegen die Illyrier um, mit Hinterlaſſung eines unmündigen Sohnes; neue Kriege entſtanden; die Nachbarn drangen immer tiefer ein, als Philipp aus ſeiner Haft in Theben entwich und in Makedonien auftrat um die Regierung zu übernehmen.

Die Lage des Reichs war verzweifelt. Alle Nachbarn waren im Aufſtand. Ein Kind ſaß auf dem Throne, von zwei mächtigen Nebenbuhlern befeindet, dem Pauſanias, von den Thrakern, und dem Argäos, von den Athenern und Illyriern unterſtützt. Ein großer Theil des Landes war in fremdem Beſitz; die Hülfsquellen ſchienen erſchöpft; das Heer war äußerſt geſchwächt und muthlos. Philippos übernimmt die Regentſchaft und in kurzer Zeit iſt die Geſtalt des Reichs umgeſchaffen. Einige der Feinde werden mit Geld abgekauft, andre mit Hoffnungen hingehalten, noch andre beſiegt. Ein beſſerer Geiſt wird dem Heere eingepflanzt und die thebaniſche Taktik wird nach Makedonien übergetragen.

Während nun dieſer junge, kühne, geiſtreiche und gebildete Fürſt, der gleichſam aus dem Privatſtande auf den Thron ſtieg, — denn bald ward aus dem Regenten ein König — mit raſtloſem Eifer und kluger Berechnung eines jeden Schrittes ſeine Macht nach allen Seiten erweitert, ſich in den Beſitz der thrakiſchen Goldküſte ſetzt, in Verbindung mit dem Meere kömmt, die griechiſchen Kolonieen angreift — während ſich alſo im Norden von Hellas eine Macht bildet, die ſchon ihrer geographiſchen Lage nach ein großes Uebergewicht beſaß, erſchöpften ſich die Staaten Griechenlands immer fort in wüthenden Händeln. Niemand ahnete daß es den Ma-

ledoniern beſchieden ſei, ſich der Hegemonie zu bemächtigen und eine der größten Rollen in der Geſchichte der Völker zu ſpielen.

Philippos hatte früh dieſen Gedanken gefaßt; vielleicht ſchon in Epaminondas' Hauſe. Aber langſam nähert er ſich ſeinem Ziele. Immer beherrſcht die Klugheit ſeine Ruhmbegierde; er übereilt nichts und vergißt kein Mittel, ſeine Kräfte zu vermehren, jene der griechiſchen Staaten zu ſchwächen und ſich Eingang zu verſchaffen. Unter dem Vorwande erſchöpfter Geldmittel des Landes und wichtiger Verſchönerungen in ſeinen Städten und Palläſten, borgt er in den meiſten Städten große Summen auf hohe Zinſen um das Vermögen der angeſehenſten Bürger in ſeine Gewalt zu bekommen; ſchmeichelt dem Stolz der Republiken; gewinnt viele durch Ausſichten auf glänzende Vortheile, andre durch wirkliche Wohlthaten. Die Theſſaler ſchützt er gegen ihre Tyrannen, und indem er in den Städten, die er beſitzen will, den Zunder der Zwietracht nährt, veranlaßt er die eine oder die andre Partei ihn um Hülfe anzuflehn. Nie hat ein Fürſt die Kunſt beſſer verſtanden ſein Betragen zu verändern, ohne ſeine Grundſätze aufzugeben, und ſich mit dem Schleier räthſelhafter Undurchdringlichkeit zu umhüllen. Alles ſtand ihm zu Gebote. Ein angenehmes Aeußere, Beredtſamkeit, die Gabe zu ſchmeicheln und zu drohn, Geſchmeidigkeit, tiefe Kenntniß der Menſchen und Umſtände; dabei ein feſter Sinn, welcher das Ziel immer unverrückt in den Augen behielt.

Bei ſeinen Planen gegen Griechenland kam ihm nichts mehr zu Statten als der heilige Krieg. Die-

ſer war durch den Ehrgeiz der Thebaner, ihren Haß gegen ihre nächſten Nachbarn, die Phokier, und das Verlangen dieſer, neue Händel mit Sparta anzufangen, erregt worden. Auf ihre Veranlaſſung hatten die Amphiktyonen beide Völker zu einer Geldbuße verdammt: jene, weil ſie einige Ländereien des delphiſchen Tempels benutzt hatten, dieſe wegen der Einnahme der Kadmea. Keines von beiden Völkern unterwirft ſich. Die Thebaner rüſten ſich, den Beſchluß mit gewaffneter Hand durchzuſetzen, aber die Athener, Spartaner und einige Städte der Peloponnes treten aus Haß gegen Theben auf die Seite der Phokier, die ſich vielleicht mit der Hoffnung ſchmeichelten, ſelbſt die erſte Stelle unter den Hellenen einzunehmen. Philomelos, ein kühner Mann, ſtellt ſich an die Spitze, nimmt in der Noth einen Theil der Schätze von Delphi, wodurch er in den Stand geſetzt wird Miethſoldaten zu werben; gewinnt mehrere Vortheile; wird aber in einer gebirgigen Gegend von den Böotern überfallen und mit Wunden bedeckt auf einen Felſen getrieben, wo er nicht mehr entkommen kann. Er ſtürzt ſich hinab und findet ſeinen Tod.

Die Phokier ſetzen den Krieg unter der Anführung der Brüder des Philomelos noch geraume Zeit mit ſo gutem Erfolge fort daß ſie ſogar dem Theſſaliſchen Tyrann gegen Philippos — der bis dahin eine kluge Neutralität behauptet hatte — beiſtehen konnten. Philippos ſchlug ſie und beſchloß dieſe Gelegenheit zu benutzen um in Griechenland einzufallen. Noch war es zu früh. Die Athener von ſeinem Vorhaben unterrichtet beſetzten Thermopylä und nöthigten ihn ſein Vorhaben

aufzugeben. Aber von dieſem Augenblick an war ſein Ehrgeiz heftiger auf Hellas gerichtet, und hier bereitete ſich Alles ſchnell zu ſeinen künftigen Siegen vor. Alle Diejenigen, welche die Phokier als Tempelräuber verabſcheuten, alle Anhänger von Theben, erhoben den König zum Himmel. Auch in den mit den Phokiern verbündeten Städten waren die Meinungen getheilt. Viele Stimmen waren für Philippos, und in Athen ſelbſt bedurfte es erſt der entſcheidendſten Schritte dieſes Königs, ehe man die von ihm Erkauften oder Gewonnenen zum Schweigen brachte.

Schon früher war Athen gegen Philippos gereizt, welcher ihm Amphipolis auf die liſtigſte Weiſe entriſſen und ſeine Macht im Norden zum Nachtheil des atheniſchen Handels ausgedehnt hatte. Dennoch hatte er den größten Theil des Volkes eingeſchläfert. Diejenigen, welche weiter ſahen, wurden verhöhnt oder überſtimmt. Man glaubte den Verſprechungen des Königs, die er niemals hielt, und gab gern den Hoffnungen Raum, welche Vortheile ohne Anſtrengung erwarten ließen. Nicht eher als bis das Vorrücken gegen Thermopylä ſeine Abſichten deutlicher zeigte, wurden die Maßregeln, die man gegen ihn zu ergreifen hätte, ein Gegenſtand allgemeiner Berathſchlagungen. Doch waren auch jetzt noch Viele, die ſich gern der bequemen Täuſchung hingaben und um dem Gedanken der Gefahr und Anſtrengung zu entfliehen, lieber dem König eine Mäßigung zutrauen wollten, die nie ein Eroberer beſeſſen hat. An dieſe Parthei der Gemächlichen ſchloſſen die Erkauften ſich an, welche abſichtlich den Schleier verdichteten, welchen Leichtſinn

oder Trägheit gewebt hatte. Eine kleine Parthei rieth zur Wachſamkeit und zu angeſtrengten Maßregeln, ſo lange es noch Zeit ſei.

An der Spitze dieſer Parthei ſtand Demoſthenes, Athen's größter Redner, der mit ſeinem großen unerſchrockenen Sinn in dieſem Zeitalter des geſunkenen Muths und der Gemächlichkeit wie ein Heros der Vorwelt erſcheint. Durch die angeſtrengteſten Uebungen geſtärkt und mit der Denkungsart des Alterthums genährt, ſtand vor ſeiner Seele unabläſſig das Bild des alten Staates, deſſen Heldenmuth alle Länder und Menſchen durchdrungen und überall ewige Denkmäler des Ruhms errichtet hatte. Nicht bloß augenblickliche Gefahren wünſchte er zu entfernen, ſondern die glorreichen Tage Athen's ſollten zurückkehren. Von dieſem Wunſche beſeelt und mit einem feſten Vertrauen auf angeſtammte Tugend erfüllt, muthete er ſeinen Mitbürgern das Schwerſte zu, und während andre Redner um ihre Gunſt buhlten und ihnen nur Das empfahlen, was ihrer Bequemlichkeit ſchmeichelte, ſtritt er gegen ihre liebſten Neigungen und trieb ſie zu Dem, was groß und vortrefflich war. Dieſes Streben verfolgte er ſein ganzes Leben hindurch. So wie ihn als Knaben eine edle Ruhmbegierde auf die gefährliche Bahn geführt hatte, wo er den Tod fand, ſo war auch in dem ganzen Laufe ſeines Lebens der Ruhm ſein erſtes und höchſtes Ziel, nach welchem er durch reine Vaterlandsliebe, Aufopferungen und Anſtrengungen aller Art unabläſſig ſtrebte. Dieſe Geſinnungen legt ihm das ganze Alterthum bei und ſeine Handlungen bewähren dieſes Zeugniß, gegen welches die unerwieſenen

Beſchuldigungen einiger Feinde und Neider nicht in Betracht kommen. Denn Diejenigen, welche durch Philippo's Geld erkauft oder durch ſeine Freundſchaft gewonnen oder durch den Glanz des makedoniſchen Reiches geblendet waren, entſagten nicht nur ſelbſt der Freiheit und legten ſich eine ſelbſtgewählte Knechtſchaft auf, ſondern verfolgten auch mit dem niedrigen Sinn Abtrünniger die treuen Anhänger des alten Syſtems. Dieſes war auch der Fall bei Denen, welche zwar redlich geſinnt waren, aber doch entweder das Glück des Landes nur in Erhaltung des Friedens ſuchten oder aus Abneigung gegen die Uebel der ausgearteten Demokratie, die Hegemonie eines Königs nicht ungern geſehn hätten.

Da nun Philippos ſeine heimlichen Vergrößerungsplane immer fortſetzt und endlich auch die Stadt Olynthos, die mächtigſte unter den helleniſchen Nachbarn, angreift, gelingt es dieſem patriotiſchen Redner eine Abſendung von Hülfstruppen zu veranlaſſen, die aber zu ſchwach ſind um das Unternehmen zu hindern, das durch die Verräther in Olynthos ſelbſt begünſtigt wurde. Die Thore wurden ihm geöffnet, Olynthos zerſtört und die Waffentragenden zu Sklaven verkauft. Dieſe Begebenheit kann als eigentlicher Anfang des großen Trauerſpiels angeſehn werden, das mit dem Untergange der helleniſchen Freiheit endete.

Denn jetzt greift Philippos, gereizt und zum Aufbruch berechtigt, Athen zur See an, ſchlägt deſſen Flotte und nimmt Euböa ein, deſſen feſte Plätze er Tyrannen ſeiner Parthei einräumt. Zugleich erklärt er immer ſein lebhaftes Verlangen mit Athen in Frieden zu leben und

bringt es endlich dahin daß eine Geſandtſchaft an ihn abgeht, um über den Frieden zu unterhandeln. Die Unterhandlungen werden in die Länge gezogen und Philippos nimmt unterdeß eine Stadt nach der andern weg. Dennoch weiß er die Athener durch Verſtellung und Verſprechungen ſo künſtlich zu täuſchen, daß ſie trotz aller Gegenvorſtellungen des Demoſthenes dennoch mit ihm Frieden ſchließen.

Zehn Jahre hatte der heilige Krieg mit abwechſelndem Erfolge gewüthet, und die Thebaner ſahen ſich ſo geſchwächt, daß ſie nicht nur auf die Befriedigung ihrer Rachſucht Verzicht thaten, ſondern ſich ſelbſt durch die kühnen Eingriffe der phokiſchen Horden bedrängt ſahen. Gewohnt ihrer Begierde jede Rückſicht aufzuopfern, riefen ſie Philippos' Beiſtand an und dieſer ſagte ihnen ſeine Hülfe zu, während er den atheniſchen Geſandten Züchtigung der Thebaner verſprach. So rückte er durch Thermopylä in Hellas ein, ſchließt die Phokier von dem Rathe der Amphiktyonen aus, tritt an ihre Stelle ein und läßt ſich zum Rächer der Tempelräuber erklären; worauf er die alten Städte des Landes mit unerbittlicher Strenge zerſtört. Athen war beſtürzt und rathlos. Die Waffen wurden ergriffen und wieder niedergelegt, und Alles was dem getäuſchten Volke zu thun übrig blieb, war, die Phokier, die ſich durch die Flucht gerettet hatten, gaſtfreundlich aufzunehmen.

Von dieſer Zeit an betrachtete ſich Philippos als eine helleniſche Macht, und indem er den Rath der Amphiktyonen lenkt, führt er aus, was ihm gut dünkt. Er dringt, um die Spartaner zu züchtigen, in die Pe-

loponnes ein, zieht dann im Triumph durch ganz Griechenland, ſucht ſeine Eroberungen im Norden auszubreiten, und als hier einige ſeiner Unternehmungen — wie die Belagerung bei Byzanz — durch die Thätigkeit der Athener vereitelt wurden und mehrere griechiſche Staaten ſich mit dieſen verbinden, facht er den Zunder des heiligen Krieges von Neuem an, dringt plötzlich in Hellas vor, nimmt Elatea auf der Gränze von Böotien ein und ſetzt Athen, das er von hier aus in zwei Tagemärſchen erreichen konnte, in größtem Schrecken. Die Nachricht kam mitten in der Nacht nach Athen. Die Archonten laſſen ſie ſogleich öffentlich bekannt machen; Alles geräth in Bewegung und ohne Zuſammenberufung verſammeln ſich die Bürger auf dem Markt, wo anfänglich ein dumpfes Schweigen herrſcht. Kein Redner wagt zu ſprechen; nur Demoſthenes beſteigt die Rednerbühne, belebt in ſeinen Mitbürgern den Funken der Hoffnung und thut den kühnen Vorſchlag, eine Geſandtſchaft nach Theben zu ſchicken. Dieſer wird gebilligt, und Demoſthenes eilt ſelbſt als Geſandter nach Theben. Obgleich nun die Thebaner die Wunden des phokiſchen Kriegs noch keineswegs verſchmerzt hatten, wurde dennoch ihr Muth durch ſeine kraftvolle Beredtſamkeit ſo angefacht, daß ſie in ihrer edlen Begeiſterung alle Furcht, ihre alte Abneigung gegen Athen vergaßen und allen Anordnungen des Demoſthenes unbedenklich nachkamen. Bei Eleuſis vereinigten ſich die Heere der Thebaner und Athener und in der Ebene von Chäronea kam es zu einer Schlacht, in welcher von beiden Seiten mit einem Muthe gefochten wurde, welcher der alten Zeiten würdig war. Die Pha-

lanx wich dem Angriffe der Athener; aber da sie sich beim Verfolgen zu sehr zerstreuten, sammelt Philippos sein Heer, und die Athener, schon im Siegen begriffen, werden auf das Haupt geschlagen.

Dieser Tag endete die Unabhängigkeit von Griechenland, das von nun an der makedonischen Hegemonie unterworfen war.

Für den Sieger selbst war dieses Ereigniß unerwartet. Gleichsam trunken über den Sieg, erlaubte sich Philippos allerlei Ausschweifungen und sang den Anfang der Psephismen des Demosthenes ab: *Δημοσθένης Δημοσθένους ὁ Παιανιεὺς γράφει*, indem er den Takt mit dem Fuße schlug. Als er aber wieder nüchtern geworden war, bangte ihm doch vor dem Einfluß des Redners und seiner Macht, der ihn genöthigt hatte, in wenigen Stunden Herrschaft und Leben aufs Spiel zu setzen. — In Athen aber, welches Philippos noch mit großer Rücksicht und Schonung behandelte, fielen die Redner der Gegenparthei über den Demosthenes her und verlangten eine Untersuchung seines Betragens. Aber das Volk, edler als seine Redner, sprach ihn frei, erklärte ihn für einen wohlgesinnten Bürger und berief ihn wieder zu öffentlichen Geschäften; ja als die Gebeine der bei Chäronea Gefallenen nach Athen gebracht wurden, ward ihm die Leichenrede übertragen.

Philippos besetzte indessen die wichtigsten Posten in Griechenland, und um diese Nation in eine gänzliche Abhängigkeit zu bringen, ließ er sich von den sämmtlichen Staaten zum Feldherrn gegen Persien erklären, wodurch die Möglichkeit einer Verbindung Griechenland's mit Per-

ſien vernichtet wurde. Auch waren ſchon alle Anſtalten zu dieſem Feldzuge getroffen; ja einige ſeiner Feldherrn waren ſchon nach Aſien übergegangen, als Philippos bei der Vermählung ſeiner Tochter Kleopatra mit Alexander König von Epirus, mitten unter den Feſtlichkeiten bei einem Aufzuge, (bei welchem den Bildſäulen der zwölf großen Götter die des Philippos' folgte) von einem jungen Makedonier aus vornehmem Geſchlechte, dem Pauſanias, nahe am Theater ermordet wurde. Man glaubt daß die von Philippos zurückgeſetzte Olympias den Pauſanias zu einer ſolchen That gereizt habe. So viel iſt gewiß daß Olympias den Leichnam des Mörders mit einer goldnen Krone geſchmückt feierlich beerdigte und ſeinen Dolch dem Apoll widmete.

So ſtarb Philippos, der klügſte, geſchmeidigſte König, den die alte Welt kennt, in ſeinem 47. Jahre, im 24. ſeiner Regierung. Ihm verdankt Makedonien ſeine Erhebung; aber ſo glänzend ſeine Erfolge waren, ſo wird man es doch beklagen müſſen daß er, um ſein Reich zu vergrößern, Griechenland und die Freiheit herabwürdigte und den gefährlichen Funken auswarf, welcher die Welt entzündete und während einer langen Reihe von Jahren Verwirrung und Unglück über die Völker brachte.

Die Nachricht von Philippos' Tode erregte in Griechenland eine ausſchweifende Freude. In Athen ſtellte man Dankfeſte an und beſchloß den Pauſanias mit einer goldnen Krone zu ehren. Demoſthenes ſelbſt erſchien in feſtlichem Gewande und mit einem Kranze auf dem Haupte, obgleich ſeine Tochter erſt wenige Tage

vorher geſtorben war, vor dem Volke und ermunterte es die Freiheit wieder zu erkämpfen. Die Athener rüſteten ſich und die Thebaner verbanden ſich mit ihnen. Dieſe, von Demoſthenes mit Waffen verſorgt, fielen über die makedoniſche Beſatzung her und tödteten viele derſelben. Demoſthenes war jetzt ohn' Unterlaß auf der Rednerbühne und ſchrieb Briefe über Briefe an die perſiſchen Feldherrn in Aſien, um ſie zu einem Unternehmen gegen Alexander zu reizen, den er einen Knaben ſchalt.

Aber dieſer zwanzigjährige Knabe, durch Ariſtoteles' Unterricht gebildet und in der Kriegsſchule ſeines Vaters erzogen, erſtickte mit Entſchloſſenheit alle Unruhen, mit denen der Tod ſeines Vaters dem Reiche drohte. Mehrere ſeiner Rathgeber riethen ihm auf Griechenland gänzlich Verzicht zu thun, die benachbarten Barbaren aber durch Milde zum Gehorſam zu bringen. Aber Alexander, kühner als ſein Vater und viel ruhmſüchtiger, hatte beſchloſſen, auf dem von ſeinem Vater vorgezeichneten Wege fortzuſchreiten und die Thaten deſſelben durch die ſeinigen vergeſſen zu machen. Milde würde ein Bekenntniß der Schwäche geweſen ſein, und er ſah ſehr richtig, daß er den Anfang ſeiner Regierung durch unerſchrockene Thaten bezeichnen müſſe. Er rückte alſo zuerſt mit einem Heere gegen die Barbaren vor. Nachdem er den König der Triballer in einer blutigen Schlacht geſchlagen hatte, drang er durch Thermopylä vor und forderte von den Thebanern die Auslieferung ihrer Feldherrn. Doch die Thebaner verlangten voll Uebermuths die Auslieferung der Seinigen und luden durch einen öffentlichen Aufruf alle Die, welche Hellas befreien wollten, ein ſich mit

ihnen zu verbinden. Da es nun zum Kampfe kam, unterlagen die Thebaner nach großen Anſtrengungen; die Stadt wurde eingenommen, geplündert und endlich unter dem Schall der Flöten geſchleift. Mit Ausnahme der Prieſter, aller Gaſtfreunde der Makedonier und der Nachkommen des Pindaros, deſſen Haus auch allein geſchont ward, wurden die übrigen Einwohner, gegen 30,000, verkauft. Die Zahl der Umgekommenen belief ſich auf 6000.

Auch in dieſer Wuth der glücklichen Sieger ward Größe der Denkungsart und ein edler Stolz geehrt. Einige Soldaten waren in das Haus einer vornehmen und tugendhaften Frau, Namens Timokleia, eingefallen, hatten Alles geplündert und ſie ſelbſt ſchändlich gemißhandelt. Hierauf fragten die Ruchloſen, ob ſie irgendwo Schätze vergraben habe. Sie bejahte es und führte den Anführer der Schaar, den Urheber ihrer Mißhandlungen, allein in einen Garten zu einem Brunnen, in welchen ſie, wie ſie ſagte, ihre Schätze geworfen hätte. Da ſich nun jener hinabbückte um die Sache zu unterſuchen, ſtieß ihn Timokleia in den Brunnen hinab und warf Steine auf ihn. Sie wurde hierauf gefeſſelt vor Alexander geführt. Als dieſer ſie fragte: ob ſie die That begangen? bejahte ſie es, und da er verwundert über ihre edlen Mienen, ihren ſtolzen Gang und ihren unerſchrockenen Sinn, weiter fragte, wer ſie ſei? antwortete ſie: „ich bin die Schweſter des Theagenes, welcher für die Freiheit der Griechen mit deinem Vater geſtritten und bei Chäronea als Feldherr gefallen iſt.“ Alexander ehrte

den Muth in dieſer Antwort, befahl ihr die Feſſeln abzunehmen und ſie nebſt ihren Kindern in Freiheit zu ſetzen.

Da Alexander glaubte daß durch das Beiſpiel der Rache, welche er an Theben genommen, die übrigen Städte hinlänglich geſchreckt wären, ließ er ſich leicht mit Athen verſöhnen und zeigte in der Behandlung dieſer Stadt Großmuth und Milde. Er erließ den Athenern nicht nur alle Schuld, ſondern ermahnte ſie auch während ſeiner Abweſenheit auf alle Ereigniſſe ein wachſames Auge zu haben, weil, wenn er ſterben ſollte, ihnen die Hegemonie zufallen ſolle. Auch ſoll ihn in der Folge das Unglück der Thebaner oft bekümmert haben; daher auch Diejenigen, welche dem Tode entgangen waren, Alles von ihm erhielten, was ſie begehrten. Uebrigens wurde die unglückliche Stadt erſt zwanzig Jahre nach ihrer Zerſtörung durch Kaſſander wieder aufgebaut.

Alexander wurde jetzt in der Würde ſeines Vaters beſtätigt und beſchloß unverzüglich nach Perſien zu ziehn. Faſt zu gleicher Zeit beſtieg Dareios Kodomannos den Thron: ein perſönlich muthiger und gerechter König, aber unentſchloſſen und einem Alexander die Spitze zu bieten, allzu ſchwach. Die Uebel der perſiſchen Monarchie hatten tiefe Wurzel gefaßt. Dareios konnte dem geübten, nach Ruhm und Beute gierigen Feinde nur ein undisciplinirtes Heer entgegenſetzen, welches gewohnt war, vor den Griechen zu fliehen; dabei war er umgeben von Höflingen, welche nur darauf dachten, die Schwäche ihres Herrn zu benutzen und in dem öffentlichen Unglück ihre Habſucht und ihre kleinliche Eiferſucht zu be-

friedigen: mit einem Worte, von Menschen ohne Vaterland und ohne edle Erhebung.

Gegen einen solchen Staat war der Erfolg der makedonischen Waffen nicht lange ungewiß. Alexander, auf der Grundlage stehend, die sein Vaterland geschaffen hatte, unter einem ehrenvollen Namen Herr und Führer von Griechenland, dem die Idee eines Nationalkriegs schmeichelte, von Feldherren berathen, die in Philippos' trefflicher Schule gebildet waren und von einem Heere unterstützt, welches größtentheils aus Veteranen bestand, geht ohne Widerstand nach Asien über und dringt nach dem Siege am Granikos, nach welchem sich die Küste von Asien unterwarf, in das Innere der Monarchie vor. Eine zweite Schlacht bei Issos war, wie es scheint, zuerst entscheidend über Alexander's Entschluß sich zum Herrn des ganzen persischen Reiches zu machen. Jetzt verwirft er die ihm von Dareios gemachten Friedensanträge und sichert sich die Außenwerke der persischen Monarchie, indem er Phönizien durch die Einnahme von Tyros nach einer siebenmonatlichen Belagerung unterjocht und Aegypten erobert, was ihn zum Herrn des mittelländischen Meeres macht und dem Welthandel einen neuen Weg bezeichnet. — Nun dringt er in das Innere von Asien und schlägt in den Ebenen von Assyrien bei Arbela des Dareios' ungeheures Heer. Dareios selbst wird durch einen Verräther ermordet.

Die riesenmäßigen Plane, die Alexander faßte, als er sich in dem Besitz des Reichs sah, seine Handelsentwürfe, die ihn nach Indien, dem alten fabelhaften Sitze des Welthandels, führten, die Entdeckungen, die er

überall in der Kenntniß der Länder machte oder veranlaßte, die Mäßigung welche er in der Beherrſchung der Beſiegten zeigte, deren innere Verfaſſung er ſo wenig als möglich änderte, — ſeine Erhebung über die Vorurtheile ſeiner Nation, die ihm aber die Seinigen gerade am Wenigſten verzeihen konnten: — alles Dies beurkundet wie er der Aufgabe, die er ſich geſtellt hatte der Beherrſcher der bekannten Welt zu werden, gewachſen war. Aber dieſes ausführlicher nachzuweiſen, liegt außer unſerm Plan. Nur Daran muß erinnert werden daß die ausgedehnten Eroberungen Alexander's, indem ſie Aſien mit Europa in Verbindung ſetzten, den Griechen mit einem Male eine neue Welt öffneten, ihre Kenntniſſe vermehrten, ihren Forſchungsgeiſt belebten und ſo die Grenzen ihrer Thätigkeit erweiterten. Dieſe Vortheile boten einigen Erſatz für die Auflöſung der bürgerlichen Beſchränkung, in welcher bis dahin die zuſammengehaltene Kraft ſo mächtige und große Wirkungen hervorgebracht hatte.

Im eilften Jahre, nachdem er ſeine Welteroberung begonnen hatte, im dreizehnten ſeiner Regierung, im drei und dreißigſten ſeines Alters ſtarb dieſer durch ſeine Tugenden und auffallende Laſter wunderbar große Mann, an einem Fieber — ſehr wahrſcheinlich eine Folge großer Ausſchweifungen — zu Babylon, welches zur Hauptſtadt ſeiner Weltmonarchie beſtimmt war, ohne einen beſtimmten Thronerben zu hinterlaſſen, als den blödſinnigen Arrhidäos, einen Sohn von Philippos und einer Tänzerin, Philinna; denn erſt drei Monate nach ſeinem Tode gebahr ſeine Gemahlin Roxane einen Sohn,

Namens Alexander. Und unmittelbar nach ſeinem Hinſcheiden entſtand zwiſchen ſeinen Feldherrn ein ſo heftiger Streit über das Kommando daß der Leichnam des Königs ſieben, ja, nach Andern dreißig Tage ganz vernachläſſigt und unbeerdigt liegen blieb.

Noch während Alexander in Aſien beſchäftigt war, hatten die Spartaner und ihre Freunde in der Peloponnes einen Verſuch gemacht ihre Unabhängigkeit wieder zu erkämpfen. Der Zeitpunkt ſchien günſtig. Alexander war entfernt; Antipater, der Statthalter Makedoniens, war in Thrakien beſchäftigt. Allein dieſer legte die thrakiſchen Unruhen ſo gut er konnte, bei, eilte nach Griechenland und ſchlug die Spartaner bei Megalopolis. Der König Agis blieb. Dieſer wenn auch erfolgloſe Verſuch zog doch Alexander's Aufmerkſamkeit auf ſich; das Streben der helleniſchen Staaten nach Unabhängigkeit machte ihn beſorgt und er befahl deshalb daß alle Städte ihre Vertriebenen, welche meiſt aus Oligarchen und makedoniſch geſinnten Männern beſtanden, zurückrufen ſollten. Mehrere Staaten weigerten ſich, und während man mit dem Gedanken einer Vereinigung zu einem Bunde umging, an deſſen Spitze Athen treten ſollte, ſtarb Alexander.

Die verſchiedenartigen Theile der makedoniſchen Monarchie waren bloß durch die Furcht, welche Alexander's Name überall verbreitete, zuſammen gehalten worden. Ein Aufſtand war unvermeidlich. Alle ſeine Feldherren waren von Ehrgeiz entbrannt und das Lager Alexander's

fürwahr keine Schule der Mäßigung und Beſcheidenheit geweſen. Obgleich ſich nun die Feldherren dahin vereinigten daß Makedonien das Hauptland der Monarchie bleiben und alle Statthalter der Provinzen der über den blödſinnigen Arrhidäos geſetzten Vormundſchaft unterworfen ſein ſollten, ſo ſpielte doch Jeder bald den Herrn in ſeiner Provinz und die makedoniſche Monarchie war ſchon getheilt, als ſie noch den Schein eines Ganzen hatte.

Dieſen Zuſtand der Schwäche und Unordnung glaubte Athen benutzen zu müſſen. Der Befehl wegen Zurückberufung der Vertriebenen war noch nicht zurückgenommen; manche Rüſtungen des Bundes waren ſchon gemacht; ein Theil der griechiſchen Miethſoldaten, die aus dem Feldzuge in Aſien zurückkehrten, war für den Bund gewonnen; ein Heer von mehr als 30,000 Mann ſtand kurz nach Alexander's Tod bereit. Die Freude über dieſes glückliche Ereigniß hatte alle Gemüther begeiſtert. Allenthalben riefen die Athener die Städte zur Theilnahme auf und fanden bei den meiſten Gehör. Nur Sparta, allzu ſehr gedemüthigt durch ſeine vorige Niederlage, und Korinth, durch eine makedoniſche Beſatzung gezügelt, nahmen keinen Theil.

Die erſten Fortſchritte des von Leoſthenes angeführten Heeres waren glänzend. Er kam dem Antipater, der einer ſolchen Raſchheit nicht gewärtig war, überall zuvor, ſchlug ihn nahe bei Thermopylä und nöthigte ihn, ſich in Lamia, einer feſten Stadt Theſſalien's, einzuſchließen. Die Stadt wird mit Eifer belagert; Antipater thut Friedensvorſchläge, aber die Belagerer for-

dern eine unbedingte Uebergabe. Die Belagerung wird fortgesetzt, aber der muthige, kriegserfahrene Leosthenes, die Seele des ganzen Unternehmens, bei einem Ausfalle der Belagerten durch einen Steinwurf getödtet. Mit ihm sank das Glück des Bundes. Junge, unerfahrne Männer, denen das Zutrauen des Heeres fehlte, traten an seine Stelle. Dennoch wuchs in dem Lager der Griechen Uebermuth und Verachtung des Feindes; mehrere Truppen der Verbündeten gingen unter mancherlei Vorwand nach Hause; Antipater bekam einen Ersatz und erklärte den Griechen, nach dem glücklichen, wenngleich nicht ganz entschiedenen Treffen bei Kranon: daß er nicht mit der Gesammtheit verhandeln, sondern mit jedem einzelnen Staate einen Separatfrieden schließen werde. Diese letztere Bedingung entschied. Jeder Staat eilte jetzt, so sehr er konnte, Friede für sich zu schließen, ohne auf seine Bundesgenossen Rücksicht zu nehmen. Alle erhielten ihn, meist unter der Bedingung: makedonische Besatzung einzunehmen und die demokratische Verfassung in eine oligarchische zu verwandeln, wodurch die Anhänger Antipater's an die Spitze kamen. Nur die Athener und Aetoler blieben zuletzt übrig, die, als die Urheber des Krieges, eine härtere Strafe erwartete.

Unverweilt zog das makedonische Heer, von Antipater und Krateros geführt, gegen Athen. Als es in Böotien stand, kam ihm eine athenische Gesandtschaft entgegen, die so viel erlangte daß Antipater nicht weiter vorrückte; übrigens wurde der Friede nur unter der Bedingung einer gänzlichen Unterwerfung zugestanden. Da sich jetzt die Athener den Forderungen des Antipater fügten, mä-

ſtigte er ſeinen Zorn und verlangte nur daß die Stadt eine makedoniſche Beſatzung aufnehme, die Kriegskoſten wieder erſtatte, außerdem eine Summe als Strafe erlege und den Demoſthenes und Hyperides ausliefere. Zugleich verloren von 30,000 Bürgern gegen 21,000 — nach andern nur 12,000 — als zu Dürftige ihr Bürgerrecht und wurden als Koloniſten nach Thrakien geſandt.

Auf die erſte Nachricht von dem Anrücken des makedoniſchen Heeres entwich Demoſthenes und die Redner ſeiner Partei aus Athen; das Volk aber verurtheilte ſie, auf Demades' Vorſchlag, zum Tode. Weil ſie ſich nun in verſchiedene Gegenden zerſtreut hatten, ſchickte Antipater Soldaten aus und mit ihnen den Schauſpieler Archias, welcher wegen ſeines Häſchereifers den Beinamen Phygadotheras d. i. Jäger der Verbannten, bekam. Dieſer riß den Hyperides und einige andere Redner in Aegina aus dem Heiligthum des Aeakos mit Gewalt hinweg und ſchickte ſie nach Kleonä, einem Orte bei Nemea, zum Antipater, welcher ſie hinrichten ließ; ja, dem Hyperides ſoll die Zunge vorher ausgeſchnitten worden ſein. Demoſthenes aber hatte ſich nach der Inſel Kalauria, Trözen gegenüber, in einen Tempel des Poſeidon geflüchtet. Hieher begab ſich auch Archias und ſuchte ihn zu bereden, mit ihm zum Antipater zu gehn, der ihm kein Uebel zufügen werde. Der Redner aber, ohne aufzuſtehn, ſah den Heimtückiſchen mit Verachtung an und ſagte: „O Archias, du haſt mich nie als Schauſpieler gerührt, auch jetzt wirſt du mich nicht durch deine Verheißungen umſtimmen.“ — Als hierauf

Archias anfing zornig zu drohen, sprach Demosthenes: „Jetzt redest du wie die Pythia auf dem makedonischen Dreifuß, vorhin aber warst du ein Bühnenheld. Ich bitte dich um Geduld auf einige Augenblicke; ich habe nur noch den Meinigen Einiges zu schreiben". — Mit diesen Worten ließ er sich am Altar des Gottes nieder, nahm ein Blatt und hielt das Schreibrohr an den Mund, als ob er sänne. Dann hüllte er das Haupt ein und ließ es zur Seite sinken. Die makedonischen Trabanten hielten dieses für ein Zeichen der Feigheit und verspotteten ihn. Als aber Archias hinzutrat, seine vorigen Verheißungen wiederholte und ihn ermahnte, ihm zu folgen, da enthüllte Demosthenes, der bereits die Wirkung des aus dem Rohre gesogenen Giftes verspürte, sein Angesicht, sah den Archias starr an und sagte: „Nun kannst du die Rolle des Kreon übernehmen und diesen Leichnam unbegraben hinwerfen. Ich aber, o Poseidon, verlasse deinen Tempel noch lebend und rufe dich zum Zeugen an, daß Antipater, der Makedonier, nicht einmal dein Heiligthum unbefleckt gelassen hat". Nach diesen Worten fing er an zu zittern und als er weiter schreiten wollte, sank er noch an dem Altare nieder und gab mit einem Seufzer seinen Geist auf.

Nicht lange nach seinem Tode, der an dem traurigsten Tage der Thesmophorien erfolgte, an welchem die Weiber neben dem Tempel der Demeter fasten, errichtete ihm das Volk eine eherne Bildsäule und verordnete daß immer der älteste aus seiner Familie im Prytaneum freie Speisung haben solle.

Demades genoß der Früchte seines Verrathes nicht

lange. Die göttliche Gerechtigkeit, ſagt Plutarch, die das Blut ſeiner Gegner rächen wollte, führte ihn nach Makedonien, damit er eben durch Die umkäme, denen er ſo ſchimpflich geſchmeichelt hatte. Er kam hier an, als Antipater ſchon krank darnieder lag und Kaſſander, welcher jetzt alle Gewalt in Händen hatte, einen Brief von ihm an Perdikkas in Aſien aufgefangen hatte, worin dieſer aufgefordert wurde, ſogleich nach Makedonien zu kommen und ſich der Herrſchaft zu bemächtigen, die nur noch an einem dünnen Faden hinge. Kaſſander ließ den Demades ſogleich nach ſeiner Ankunft vor ſich fordern und zuerſt deſſen Sohn ſo nah bei ihm hinrichten daß ſeine Kleider überall mit dem Blute beſpritzt wurden. Ihm ſelbſt aber machte er wegen ſeines Undanks die bitterſten Vorwürfe und ließ ihn dann noch unter vielen Schmähungen ebenfalls hinrichten.

An der Spitze des Staates von Athen ſtand damals, durch die Gunſt Antipater's, Phokion, ein Mann von unerſchütterlicher Gerechtigkeitsliebe, für den ſchon der Umſtand ein ehrenvolles Zeugniß iſt daß er in dieſer trüben und verderbten Zeit ſo ſehr hervorragte, ohne durch eine ſophiſtiſche Kunſt nach Prunk und Aufſehn zu ſtreben. Ein Schüler des Platon wetteiferte er mit dem Xenokrates in Strenge der Sitten, und ſeine Einfachheit, freiwillige Armuth und Milde auch gegen Feinde konnte nur aus einem ächt philoſophiſchen Gemüthe entſpringen. Aber mehr ein verſtändiger Mann, als genialer Volksführer, ſetzte er ſeinen Ruhm in die Klugheit, mit der er ſtets das Sicherſte wählte. Das Gelingen ſeiner meiſten Unternehmungen — fünf und

vierzigmal ſtand er als ſiegreicher Feldherr an der Spitze der Truppen — hieß ihn den gewählten Weg beharrlich verfolgen. Es war alſo auch ganz natürlich daß er ein Gegner des genialen Demoſthenes war, der nicht nach Sicherheit, ſondern nach Größe trachtete, und daß er, die Uebel der Demokratie wohl durchſchauend ſich mit redlichem Ernſte zu der Sache Makedonien's hinneigte.

Als Athen in die Hände Antipater's fiel, wurde Niemand mehr begünſtigt, als Phokion. Ein Verwandter von ihm, Menyllos, war der Befehlshaber der makedoniſchen Beſatzung. Dieſe war, obgleich ſie ſich ruhig und beſcheiden betrug, den Athenern doch als ein ſichtbares und dauerndes Zeichen ihrer Knechtſchaft, unglaublich verhaßt. Außer der Verwandtſchaft mit dem Menyllos ſprach noch gegen Phokion, daß er allzu leicht in die Abänderung der Verfaſſung gewilligt und ſich nicht genug für die Rettung des Demoſthenes und der andern Redner verwendet habe. Es iſt aber ſchwer hierüber zu urtheilen, ſo wie überhaupt der Zuſammenhang der Begebenheiten in jener Zeitperiode keineswegs vollkommen klar iſt.

Antipater ſtarb und ſein Tod war die Loſung zu neuen Unruhen in Griechenland. Er hatte, vielleicht aus Edelmuth, mit Uebergehung ſeines Sohnes Kaſſander die Regierung dem Polyſperchon übertragen, einem klugen und erfahrnen, aber nicht edel geſinnten Manne, der noch überdies durch Alter geſchwächt war. Kaſſander ſollte nach ihm den zweiten Platz einnehmen. Dieſer, unzufrieden über die Zurückſetzung, ſann auf Empörung. Ein großer Theil der Makedonier war ihm eifrig ergeben,

und er glaubte auf die Beſatzungen in den griechiſchen Städten rechnen zu können, die aus Truppen ſeines Vaters beſtanden und die den Vater im Sohne ehrten. Auch ſchickte er, ehe Antipater's Tod bekannt wurde, den Nikanor nach Athen, um an des Menyllos Stelle zu treten, dem er nicht traute. Dieſes wurde auch wirklich ausgeführt, und als die Athener wenige Tage nachher Antipater's Tod erfuhren, hatten alle den Phokion in Verdacht: er habe vorher Kunde von dem Ereigniß gehabt aber aus Gefälligkeit gegen Kaſſander es verſchwiegen.

Gleich darauf ſchickte Polyſperchon, um Kaſſander's Abſichten zu vereiteln und den Phokion nebſt allen Anhängern des Antipater zu unterdrücken, ein Schreiben nach Athen, worin er meldete: der König, deſſen Vormund er war, gäbe der Stadt ihre alte demokratiſche Verfaſſung wieder, ſo daß alle Bürger an der Regierung Theil nehmen könnten; wie er denn auch eben dieſelbe Verfügung auch für die andern griechiſchen Staaten erließ. Da nun ſogleich die größte Aufregung entſtand, ließ Phokion den Nikanor, auf den er ein unbegränztes Vertrauen ſetzte, entſchlüpfen und zog ſich dadurch den Vorwurf zu, aus bloßer ſtarrer Parteilichkeit das Wohl ſeines Vaterlandes auf das Spiel geſetzt zu haben. Kaſſander war noch in Aſien, um beim Antigonos Hülfe zu ſuchen. Polyſperchon's Sohn, Alexander, rückte gegen Athen, unter dem Vorwande der Stadt gegen Nikanor beizuſtehn, der mit ſeiner Beſatzung des Piräens ſich bemächtigt hatte. Mit Alexander's Heer kamen die Verwieſenen zurück, die ſich ſogleich in die Stadt eindräng-

ten und eine verworrene Volksverſammlung hielten, in der man den Phokion ſeines Strategen-Amtes entſetzte und andere Feldherren wählte. Auch die Redner der Volkspartei fielen über ihn her. Unter dieſen Umſtänden begibt ſich Phokion, man ſieht nicht recht mit welchen Hoffnungen, in Polyſperchon's Lager, der unterdeß in Phokis eingerückt war und den er als ſeinen ſchlimmſten Feind fürchten mußte. Zugleich war auch von ſeinen Gegnern eine Geſandtſchaft angekommen um ihn förmlich anzuklagen. Polyſperchon ließ unter freiem Himmel einen goldnen Thron für den König aufſchlagen und den König daraufſetzen; einen der Freunde des Phokion aber, der ihn begleitete, weil er beim Polyſperchon in gutem Anſehn zu ſtehn meinte, befahl er, ſo wie er vortrat, um ſeine Sache anzubringen, zu ergreifen, auf die Folter zu ſpannen und hinzurichten; der Gegenpartei der Athener aber erlaubte er ihre Klage zu führen. Phokion wollte antworten, aber Polyſperchon unterbrach ihn mehrmals, kehrte ihm den Rücken zu und ließ ihn endlich in Feſſeln legen. Daſſelbe widerfuhr auch mehrern ſeiner Begleiter; andere retteten ſich durch die Flucht. Die Verhafteten wurden nach Athen gebracht, dem Scheine nach um dort ihren Urtheilsſpruch zu empfangen, im Grunde aber um einem ſichern Tode entgegen zu gehen. Von der Verſammlung, die in dieſer Abſicht berufen wurde, war kein Sklav, kein Fremdling, kein Ehrloſer ausgeſchloſſen, ja ſelbſt Weiber waren zugelaſſen. Hierauf wurde ein Brief des Königs verleſen, des Inhalts: „er habe zwar dieſe Männer ſchon der Verrätherei ſchuldig befunden, wolle aber doch den Athenern, als einem freien Volke, ihre

Verurtheilung überlassen". Als nun die Gefangenen vorgeführt wurden, verhüllten die redlichsten Bürger beim Anblick des Phokion ihr Gesicht, sahen zur Erde nieder und weinten. Nur Ein Bürger faßte den Muth zu sagen: „da der König dem Volke ein so wichtiges Urtheil überlassen habe, so wäre es billig daß sich die Sklaven und Fremdlinge aus der Versammlung entfernten". — Aber der Pöbel erregte darüber einen heftigen Lärm und schrie laut: „man solle die Aristokraten, die Feinde des Volkes, steinigen", und Niemand wagte es weiter für Phokion zu reden.

Als dieser endlich zu reden anfing, aber immer wieder unterbrochen wurde, sagte er endlich: „Ich will zugeben gefehlt zu haben; mögt ihr mich tödten. Aber was haben diese Männer gefehlt daß ihr sie tödten wollt?" „Weil sie deine Freunde sind", war die Antwort. Hierauf trat Phokion zurück und sagte nichts weiter. Das Todesurtheil wurde ausgesprochen; ja Einige verlangten, Phokion solle vor seinem Tode gefoltert werden und riefen schon nach dem Rade und den Henkern. Da Agnonidas, welcher den Volksbeschluß abgefaßt hatte, sah daß selbst Kleitos, der als Abgeordneter des makedonischen Königs gegenwärtig war, dieses mit Unwillen hörte, sagte er: „Schurken wollen wir foltern, ihr Bürger! aber gegen Phokion kann ich ein solches Verfahren nicht billigen." Worauf Einer der Gutgesinnten antwortete: „Ganz recht; denn wenn wir den Phokion folterten, was sollten wir dir thun?"

Nach aufgehobener Versammlung führte man die Verurtheilten in das Gefängniß. Die Andern gingen,

nach Umarmung ihrer Freunde, klagend und weinend ab, Phokion aber zeigte noch eben die ruhige Miene, mit der er ſonſt die Verſammlungen verlaſſen hatte, die ihn zum Strategen ernannten. So ſehr aber die Gleichmuth des Mannes zur Bewunderung aufforderte, ſo liefen doch ſeine Feinde neben ihm her, ſchalten [illegible] mißhandelten ihn. Im Gefängniß fragte ihn Einer ſeiner Freunde, ob er noch Etwas an ſeinen Sohn zu beſtellen habe. Er antwortete: „allerdings; ich befehle ihm, keinen Groll gegen ſeine Mitbürger zu hegen.“ — So ſtarb Phokion in denſelben Geſinnungen, mit denen er gelebt hatte.

Noch nicht zufrieden mit ſeinem Tode bewirkten ſeine Feinde den Beſchluß: daß ſein Leichnam über die Grenze geworfen und keinem Athener erlaubt ſein ſollte, zu deſſen Beerdigung Feuer anzuzünden. Keiner ſeiner Freunde wagte ihn anzurühren. Doch verrichtete endlich ein Sklav dieſen Dienſt, indem er das Feuer aus dem Gebiete von Megara holte. Eine Megarerin, die ihm dabei mit ihren Dienerinnen zur Hand ging, errichtete auch dem Phokion ein Denkmal, ſammelte ſeine Gebeine, trug ſie bei Nachtzeit in ihre Wohnung und vergrub ſie neben dem Heerde. — Nicht lange darauf ſah das Volk ſeine Irrthümer ein. Es errichtete ihm eine eherne Bildſäule und beſtattete die ihm überbrachten Gebeine feierlich zur Erde. Seinen Ankläger Agnonidas aber verdammte es zum Tode.

Eine Reihe von Jahren hindurch war nun Griechenland ein Spielball der makedoniſchen Parteien. Wenige Monate nach Einführung jener wilden Demokratie in

Athen, kam Kaſſander aus Aſien und bemächtigte ſich Athen's, während Polyſperchon in der Peloponnes ſeine Freiheitsbeſchlüſſe verkündete und Alles mit Unruhe und wilder Verwirrung erfüllt. Die Verfaſſung Athen's wird von Neuem verändert, Demetrios Phalareus, ein reicher und tugendhafter Mann, an die Spitze der Verwaltung geſetzt und die makedoniſche Beſatzung bleibt in Munychia. Demetrios verfuhr mit einer Weisheit und Selbſtaufopferung, die der alten Zeiten würdig war; denn er bediente ſich ſeines Anſehens nur zum Beſten ſeines Vaterlandes, vermehrte deſſen Einkünfte, ſchmückte die Stadt mit neuen Gebäuden und ſtellte die verfallenen wieder her. Das dankbare Volk errichtete ihm gegen dreihundert Bildſäulen. Als aber bei einem neuen Wechſel der Dinge Demetrios Poliorketes, der Sohn des Antigonos, der Stadt eine gänzliche Freiheit und Wiederherſtellung der Demokratie verſprach, ſtürzte das vor Freude trunkne Volk dieſe Bildſäulen wieder um, vergötterte ſeinen Befreier und verurtheilte den Phalereus zum Tode. Dieſer aber entfloh den Meuchelmördern und entkam zum Ptolemäos nach Aegypten, der ihn auf das Freundlichſte aufnahm und ihm die Aufſicht des Muſeums und der Bibliothek anvertraute.

Mehr als einmal ſtörte Demetrios Poliorketes den Frieden von Griechenland, verjagte den Kaſſander erſt aus allen ſeinen Beſitzungen und veranlaßte endlich durch ſein unbegränztes Glück einen Bund gegen ſeinen eigenen Vater Antigonos, der Aſien in ſeiner Gewalt hatte, und gleichfalls nach dem Beſitze von Makedonien, als dem Mittelpunkte der Monarchie, trachtete. Die Schlacht

bei Ipſus, einem kleinen Ort in Phrygien, entſchied endlich die Nachfolge Alexanders auf eine beſtimmte Weiſe. Antigonos blieb, ſein ganzes Reich ward zerſtückelt und Demetrios entkam nur mit einem kleinen Reſt ſeines Heeres. Kaſſander wurde König von Makedonien und erhielt dadurch die Herrſchaft über Griechenland. Aber nicht lange genoß dieſer der eingetretenen Ruhe. Demetrios hatte Alles verloren, nur nicht ſein Vertrauen und ſeinen Muth. Er drang noch einmal in Griechenland ein und, vom Glück begünſtigt, kommt er ſelbſt nach Kaſſanders Tod auf den Thron von Makedonien, den er ſieben Jahre lang behauptete. Jetzt folgte ein Krieg dem andern; Hellas wurde immer mehr zerrüttet, und wie die Parteien wechſelten, ſo wechſelten auch die Verfaſſungen in den Städten. Aus Makedonien vertrieben, ging Demetrios nach Aſien, um ein neues Reich zu erobern. Er ließ den Antigonos Gonatas in Griechenland zurück. Dieſer ſetzte Tyrannen in den Städten ein und erklärte ſich zum Beſchützer aller Derer, die ſich der oberſten Gewalt in ihrem Vaterlande bemächtigen wollten. Mit ihrer Hülfe wurde er mächtig genug um Makedonien zu erobern. Er ſetzte ſich hier feſt und hinterließ das Reich ſeinen Nachkommen, von denen Perſeus der letzte war.

Während dieſe Zerrüttung im Innern war, drang ein neues Unheil von Außen her über Griechenland ein. Schaaren von Galliern ſtürzten von Thrakien und Theſſalien her herein, in keiner andern Abſicht, als vom Raub zu leben. Brennus ſtand an der Spitze des wilden Volks, das ſich beim Fortziehn wie eine Lawine durch

ſeine Verbindung mit andern Barbaren vergrößerte. Die gemeinſame Gefahr vereinigte die griechiſchen Staaten, allein ob ſie ſchon ihre äußerſten Kräfte aufboten, konnten ſie doch nicht mehr als 20,000 Mann aufbringen, die aber doch bei Heraklea in Theſſalien durch Kunſt und Uebung den rohen Haufen ſchlugen. Dennoch drang Brennus durch Thermopylä vor und kam bis an die Mauern von Delphi. Hier retteten die Prieſter das Vaterland. Sie belebten den Muth der Delphier, indem ſie ihnen den Beiſtand des Gottes verſprachen. Ein heftiges Ungewitter, auf welches Kälte und Schnee folgte, und Erſchütterungen der Erde ſchienen die Erfüllungen dieſer Verheißung anzukündigen. In der Morgendämmerung griffen die Aetolier und Phokier die beſtürzten Gallier an. Brennus wird verwundet, ſeine Soldaten fliehen, und in der Dunkelheit, von einem paniſchen Schrecken ergriffen, ſtürzen ſie über einander her und tödten ſich gegenſeitig. Auf ihrer Flucht von Hunger und Kälte verfolgt, werden ſie noch einmal von den Griechen geſchlagen. Brennus vergiftet ſich und der Reſt ſeines Heeres wird in dem feindlichen Lande aufgerieben. Ein anderer Theil, der den Weg mehr öſtlich genommen hatte, läßt ſich in Thrakien nieder, das dadurch für Makedonien größtentheils verloren ging; ein dritter Schwarm endlich geht über das Meer und nimmt Galatien ein.

Wenn es den Aetolern nicht an aller Bildung gefehlt hätte, ſo würden ſie jetzt, als ſie durch die Vertrei-

bung der Gallier mit Ruhm gekrönt waren, auf das Heilsamste für Griechenland haben wirken können. Der Freiheitsgeist war in Hellas noch keineswegs erloschen; die jetzigen Machthaber in Makedonien waren nicht so furchtbar als Alexander und Philippos; der Geist der Eifersucht belebte sie nicht mehr in gleichem Grade und die Schlacht bei Ipsus hatte die Heftigkeit ihrer Bestrebungen gebrochen. Diejenigen, welche Asien unter sich getheilt hatten, waren jetzt mehr beschäftigt, ihr Glück zu genießen, als ihre Macht zu vergrößern, — Makedonien, auf seine alten Grenzen beschränkt und von mannichfaltigem Unglück erschöpft, wechselt nach der Laune der Armee (die größtentheils aus Söldnern besteht) seinen Herrn mehr als einmal, und obschon Griechenland immer das Ziel ihres Ehrgeizes und ihrer Bestrebungen blieb, so waren doch diese nicht kräftig. Die Tyrannen, die sich in den meisten Städten aufgeworfen hatten, genossen keines bedeutenden Schutzes von Außen und waren ohn' Unterlaß von der Furcht vor ihren Mitbürgern gelähmt. Auch wäre zu glauben gewesen daß die Niederlage der Gallier das Selbstvertrauen der Griechen erhöht haben und das Volk, welches Hellas befreit hatte, sein Ansehn zu Gründung eines Bundes benutzen würde. Aber der Charakter der Aetoler war zu wild, als daß man sich ihnen anvertrauen oder sie als Beschützer der Freiheit hätte betrachten mögen. Je größere Thaten sie verrichteten, desto furchtbarer wurden sie ihren Nachbarn. Man haßte sie fast ebenso wie die Gallier.

Aber eben diese Furcht wurde Griechenland auf eine

andere Weise nützlich, denn sie veranlaßte die Erneuerung des achäischen Bundes, der schon in alten Zeiten in zwölf Städten bestanden hatte, dessen Abgeordnete sich zwei Mal im Jahr zu Aegion, einer Stadt Achaias, versammelten. Die jährlich ernannten zwei Strategen kommandirten die Armee. Die Ruhe und Stille, mit welcher sich dieser Staatenbund verhielt, hatte seine Existenz unter Philippos und Alexander gesichert; er hatte seine Verfassung, ja, fast seine Freiheit erhalten; aber dem Unglücke, das Griechenland unter Alexander's Nachfolgern erfuhr, entging er nicht. Die häufigen Staatsumwälzungen Makedonien's wirkten auch auf Achaia. Einige seiner Städte bekamen Besatzungen von Polysperchon, Demetrios, Kassander, Antigonos; andere sahen Tyrannen in ihrem Schooße aufwachsen. Die Verschiedenheit ihrer Lage gab auch ihrem Interesse eine getheilte Richtung; oft standen die Zwecke ihrer Herrn einander entgegen und die alten Bande schienen gänzlich zerbrochen.

Indessen benutzten einige Städte einen günstigen Zeitpunkt äußerer Ruhe um ihr Joch abzuwerfen; und um dem Uebermuth der Aetoler die Spitze zu bieten, erneuerten sie den alten Bund, dem noch andere Städte beitraten, als Antigonos Gonatas nach Befreiung des makedonischen Throns anderweit beschäftigt war. Doch waren seine Wirkungen unbedeutend und sein Dasein dunkel, bis Aratos aus Sikyon, welcher als ein zwanzigjähriger Jüngling seine Vaterstadt von den Tyrannen befreite, dieselbe mit dem achäischen Bunde vereinigte, dann zum Strategos desselben erwählt ward und in die-

ser Würde aus vielen Städten die makedonische Besatzung nebst den Tyrannen vertrieb und den Bund nach allen Seiten erweiterte.

Diese wachsende Macht erweckte die Eifersucht von Athen und Sparta: wie es denn ohne Zweifel höchst nachtheilig für den Bund war, daß Sparta keinen Theil daran genommen hatte. Beide Städte behielten in ihrer Herabwürdigung noch den alten Stolz, und eine Idee von Würde war an ihren Namen geknüpft. Die Aetoler nährten den Zunder der Eifersucht und veranlaßten einen Krieg der Spartaner und Achäer, in welchem diese zu wiederholten Malen geschlagen werden und mehrere Besitzungen verlieren. Hätte Aratos dem König von Sparta Kleomenes die Hegemonie überlassen wollen, so hätte jenen Uebeln können vorgebeugt werden; allein, dem Nachbar abgeneigt und selbst zu sehr an das Herrschen gewöhnt, unternimmt er das gefährliche Wagstück, Makedonien zum Schutze des Bundes einzuladen und den alten Feind der griechischen Unabhängigkeit zu deren Beschützer machen zu wollen. Aber zu seiner Entschuldigung kann gesagt werden daß auch Sparta sich um die Gunst Makedoniens bewarb, wodurch der achäische Bund in eine noch größere Verlegenheit würde gerathen sein. Die erste Bedingung Makedonien's war die Auslieferung von Akrokorinth, dem Schlüssel der Peloponnes, welches auch wirklich eine makedonische Besatzung einnahm.

Jetzt stand Makedonien — Antigonos Doson war sein König — allein an der Spitze des Bundes; sein Befehl galt allein; alle Kriegsrüstungen hingen von ihm ab. Mit dieser Verstärkung siegte der Bund. Die Spar-

taner verloren ihre Eroberungen wieder; Antigonos dringt in Lakonien ein, Kleomenes wird bei Sellaſia in einer großen Schlacht auf's Haupt geſchlagen. Kleomenes muß fliehen. Sparta bekömmt eine makedoniſche Beſatzung und verliert die Verfaſſung wieder, die ihm die Hochherzigkeit ſeiner letzten Könige gegeben hatte. Dieſe Bemühungen verdienen als die letzten Beſtrebungen einer edlen Freiheitsliebe erwähnt zu werden.

Nach und durch Lyſander hatten die ſpartaniſchen Sitten eine große Veränderung erlitten. Ein großer Theil der gemachten Beute war nach Sparta gekommen, und da dieſes die Hegemonie auf dem Lande auch mit der Thalaſſokratie verband, konnte es ohne Geld und Reichthum nicht beſtehen. Der lykurgiſchen Geſetzgebung zuwider wurde beſchloſſen daß Sparta einen Schatz beſitzen dürfe, und bald erlaubten ſich auch die Bürger, was dem ganzen Staat verſtattet worden. Die Raubſucht der neuen Herrſcher wurde deſto größer, je roher und ärmer ſie geweſen waren. Geiz und Habſucht riß ein; die ehemalige Gleichheit der Güter war aufgehoben; Prachtliebe und Schwelgerei folgten nach. Das Verderbniß ſtieg nach der Regierung des Ageſilaos auf den höchſten Gipfel. Schon ſein Sohn Archidamos wird beſchuldigt, im Auslande, die vaterländiſchen Sitten verachtend, ſchwelgeriſch und nach ausländiſcher Weiſe gelebt zu haben, und dieß Klagen über das Betragen der Könige nimmt mit dem Fortgange der Zeiten zu. Die öffentlichen Mahlzeiten wurden entweder ganz verlaſſen oder die Tafeln mit auserleſenen Gerichten beſetzt und die Betten mit koſtbaren Teppichen geſchmückt. Dem

Beiſpiele der Könige folgten Privatperſonen. In den Gymnaſien war die alte Zucht erloſchen, und wie in andern Heeren Griechenlands wurden Söldner zur Unterſtützung des menſchenarmen Staates gebraucht. Von wirklichen Spartanern waren damals nicht mehr als 700 übrig und unter dieſen waren kaum 100, die noch Grund und Boden beſaßen. Der übrige Theil des Volks ſaß arm und verachtet in der Stadt.

So zerrüttet und in der Gefahr einer gänzlichen Auflöſung fand Agis III., als er zur Zeit des Antigonos Gonatas zur Regierung kam, ſein entartetes Vaterland. Dieſer übertraf alle ſeine Vorgänger ſeit dem großen Ageſilaos ſo weit an erhabener Denkungsart, daß er, obſchon in dem Ueberfluß ſeiner Mutter und Großmutter erzogen, die unter allen Spartanerinnen das größte Vermögen beſaßen, ſich doch ſogleich für einen Feind aller Wollüſte erklärte, jede Art von Pracht vermied, einen einfachen Mantel trug und laut erklärte: es ſei ihm an der Königswürde nichts gelegen, wenn er nicht durch ſie die Geſetze und alten Einrichtungen Lykurgos' wiederherſtellen könnte. Die Jüngern gaben auch bald ſeinen Vorſtellungen Gehör und änderten ihre Lebensart; die Alten hingegen, verweichlicht und entartet, zitterten vor dem Namen Lykurgos' wie entlaufne Sklaven vor dem Namen ihres Herrn. Sein edles Beiſpiel hatte ſelbſt auf die Weiber ſeiner Verwandtſchaft einen heilſamen Einfluß, welcher hinwiederum auf eine große Menge Andrer einwirkte. Selbſt das dürftige Volk wünſchte eine Veränderung. Agis ließ daher durch einen der Ephoren den Vorſchlag thun, alle Schulden aufzu-

heben und das ganze Land von Neuem auszutheilen; auch ſollten die Pheiditien und die übrige Lebensart der Alten wieder eingeführt werden. Agis ſelbſt aber erklärte, er ſei bereit der Verfaſſung, die er einführte, die größten Opfer darzubringen: ſein ſämmtliches Vermögen, das in vielem Ackerland und 600 Talenten baaren Geldes beſtand; ein Gleiches wollen ſeine Mutter und Großmutter thun, die unter den Spartanern die reichſten wären, ſo wie auch alle ſeine Verwandte und Freunde.

So ſehr nun das Volk dieſe Großmuth bewunderte, ſo lebhaft war der Widerſtand der Reichen; vornemlich des zweiten Königs Leonidas, welcher wohl ſah daß er, wenn der Vorſchlag durchginge, das Opfer bringen, Agis aber allein den Dank einerndten würde. So geſchah es daß die vorgeſchlagene Einrichtung in der Gerufia durch das Uebergewicht einer einzigen Stimme verworfen wurde.

Mancherlei Unruhen folgten, perſönliche Feindſeligkeiten miſchten ſich ein, und Agis und ſeine Freunde, ſelbſt bedroht, nahmen ihre Zuflucht zu gewaltſamen und geſetzwidrigen Maßregeln, umringten ſich mit der Jugend und den Gefangenen, die ſie befreit hatten, jagten die Ephoren von ihren Sitzen, verbrannten alle Schuldbriefe und man war im Begriff auch die Ackervertheilungen vorzunehmen, als Agis in den Krieg ziehen mußte um den Achäern gegen einen Angriff der Aetoler beizuſtehen. Während dieſes Feldzuges, in welchem er durch die treffliche Haltung und Kriegszucht ſeiner Truppen und ſein eignes edles und beſcheidenes Betragen allgemeine Bewunderung erregte, benutzten ſeine Gegner in Sparta

die Zeit zu einer vollkommenen Umgeſtaltung der neugeſchaffenen Verfaſſung, und Agis fand bei ſeiner Rückkehr Alles ſo verändert, daß er Schutz in dem Tempel der Athene ſuchen mußte. Hier wurde er durch Liſt gefangen. Seine Feinde hielten über ihn im Gefängniſſe Gericht. Als ihn einer der Richter unter dem Scheine der Mäßigung und als ob er ihm ein Mittel der Rettung angeben wolle, fragte: „ob er nicht zu ſeinem Unternehmen ſei gezwungen worden? antwortete er: „ungezwungen habe er nach dem Beiſpiele Lykurgos' die alte Verfaſſung wieder herſtellen wollen;" und da Jener weiter fragte: „ob er denn ſein Unternehmen bereue?" erwiderte er: „er empfinde über ein ſo rühmliches Unternehmen keine Reue, ob er ſchon die härteſte Strafe werde dulden müſſen." Man verurtheilte ihn alſo erdroſſelt zu werden. Aber da wollte keiner der Diener Hand an den König legen; und ſchon verſammelten ſich viele Menſchen vor dem Gefängniſſe, auch ſeine Mutter und Großmutter, und verlangten mit vielem Geſchrei daß man dem Könige doch ein ordentliches Gericht vor dem Volke zugeſtehen möchte. Mit Mühe und voll Beſorgniß, der Gefangene möchte ihnen entriſſen werden, bewirkten ſeine Gegner die Hinrichtung; und da Agis einen der Diener kläglich weinen ſah, ſagte er: „Weine nicht; da ich auf eine ſo ungerechte Weiſe ſterbe, ſo bin ich weit glücklicher, als meine Henker." Darauf ließ er ſich ohne Widerſtand erdroſſeln.

Nachdem dieſes geſchehen war, trat einer der Richter auf die Straße und lud die Weiber ein hereinzukommen, mit der Verſicherung daß dem Agis kein Leid widerfahren ſolle. Als er hierauf die Großmutter hereingeführt

hatte, übergab er ſie den Henkern, die ſie aufhenkten. Nach dieſer Hinrichtung ließ er auch die Mutter herein führen. Wie ſie nun beim Eintreten ihren Sohn auf der Erde liegen und ihre Mutter erdroſſelt ſah, nahm ſie zuerſt dieſe mit Hülfe der Diener herab und legte den Leichnam ſorgfältig verhüllt neben den Agis hin. Dann warf ſie ſich auf ihren Sohn, benetzte ihn mit ihren Thränen und ſprach: „Deine allzugroße Sanftmuth und Menſchenliebe haben dich zu Grunde gerichtet.“ Sogleich ſprang Amphares, der ſie an der Thüre beobachtet hatte, herein und ſagte in heftiger Wuth: „Weil du denn das Beginnen deines Sohnes gut heißeſt, ſo ſollſt du mit ihm gleiche Strafe leiden!“ Darauf ſtellte ſich Agesiſtrata an die Schlinge und bot mit den Worten: „Möge es Sparta zum Glück gereichen!“ ihren Nacken dar.

Als die Nachricht von dieſem grauſamen Verfahren ſich in der Stadt verbreitete, hielt keine Furcht die Bürger zurück, ihren Schmerz über das Geſchehene wie ihren Abſcheu gegen die Mörder an den Tag zu legen, und alle hielten ſich überzeugt daß ſeitdem die Doxer die Peloponnes bewohnten keine verruchtere That in Sparta verübt worden. Denn an einen König von Sparta legten ſelbſt Feinde kaum die Hand, ſondern achteten ſeine Würde, und ſeit Menſchengedenken war Kleombrotos der Einzige, der in einer Schlacht (bei Leuktra) durch Feindes Hand gefallen war.

Nach dieſer That regierte Leonidas, der Urheber dieſer Schandthaten, noch einige Jahre in Sparta und vererbte das Reich an ſeinen Sohn Kleomenes, einen trefflichen Mann, der in Allem die Geſinnungen des Agis

annahm, die Unthätigkeit und Verderbniß seiner Mitbürger haßte und bei seiner etwas heftigen Sinnesart es auch wohl für recht hielt, sie wider ihren Willen zu dem Bessern zu zwingen. Da er fand daß die Bürger durchaus erschlafft wären, daß die Reichen alle Sorge für das gemeine Beste aus den Augen setzten, das dürftige Volk in Unthätigkeit versunken war und er selbst nur den Namen eines Königs führte, die Ephoren aber die Macht besaßen, nahm er sich vor, eine gänzliche Umgestaltung im Staate zu bewirken. Aber das Schicksal des Agis belehrte ihn daß er auf den Beistand seiner Mitbürger nicht rechnen dürfe.

Nachdem er nun im Felde gegen den achäischen Bund mehrere glückliche Unternehmungen ausgeführt hatte, ließ er einstmals das durch vieles Herumziehen ermüdete Heer in Arkadien zurück und wendete sich mit einer auserlesenen Abtheilung von Söldnern, deren einigen er sein Vorhaben entdeckte, plötzlich gegen Sparta, überfiel die Ephoren, welche eben bei Tische saßen, tödtete deren vier und einige ihrer Vertheidiger, ächtete einige achtzig Bürger, welche die Stadt verlassen sollten, rief dann das Volk zusammen, erklärte das Ephorat für aufgehoben, vertheilte die Ländereien und bestimmte auch Denen einen Antheil, die jetzt zwar verbannt wären aber nach Beruhigung der Stadt wieder zurückkehren würden. Dann vermehrte er die Zahl der Bürger mit den bravsten Bewohnern der lakonischen Städte und stellte die alten Leibesübungen und Tischgesellschaften wieder her, wozu sich auch die Jugend sehr willig finden ließ. Er selbst ging dabei Allen mit gutem Beispiel voran durch die

einfachste Lebensart, welche vor der des gemeinsten Mannes nichts voraus hatte; wodurch er denn nicht allein seine Landsleute, sondern auch die Fremden für sich einnahm und sich ihnen als einen ächten Nachkommen des Herakles darstellte.

Um nun nach dieser Staatsumänderung die Ruhe im Innern zu befördern, setzte er den Krieg gegen die Achäer fort; vom Glück begünstigt drang er in ihr Gebiet ein und nöthigte endlich den Aratos, Hülfe bei Antigonos Doson zu suchen. Diese Unterstützung wendete das Kriegsglück gegen Kleomenes, welcher seiner Seits den Ptolemäos um Hülfe ansprach, aber von ihm getäuscht wurde. Obgleich er nun Mittel fand, das Unglück zu mildern und selbst den Feinden großen Schaden zuzufügen, so vernichtete doch endlich die entscheidende Schlacht bei Sellasia, in der er mit dem größten Muthe und anfangs mit entschiedenem Glücke stritt, alle seine Hoffnungen, und nachdem er selbst seinen Mitbürgern gerathen hatte, sich dem Sieger zu unterwerfen, schiffte er sich nach Aegypten ein, mit der Betheuerung: er werde immer, er möchte nun leben oder sterben, thun, was für Sparta heilsam sei.

Antigonos nahm nun Sparta ein, behandelte aber die Einwohner mit großer Milde, kränkte ihre Würde nicht und verstattete ihnen die Autonomie. Wenige Tage nach seinem Einzug in Sparta war er genöthigt, die Peloponnes zu verlassen, um nach Makedonien zurückzukehren, wo die Barbaren eingebrochen waren. Er kam im Kampfe mit ihnen auf eine rühmliche Weise um. Eine

kurze Zeit alſo entſchied das Schickſal von Sparta und der ganzen Peloponnes.

Kleomenes begab ſich nun nach Alexandria, wo ihn der König Ptolemäos, mit dem Beinamen Euergetes, anfangs kaltſinnig aufnahm. Als er aber in der Folge Proben von ſeinen Einſichten ablegte und lakoniſche Einfachheit, mit feiner Bildung verbunden, zeigte, flößte er dem Ptolemäos große Achtung für ſich ein. Dieſer bereute es ſehr, einen trefflich geſinnten Mann hintangeſetzt und durch deſſen Nichtbeachtung die makedoniſche Macht vergrößert zu haben. Er ſuchte ihn daher auf alle Weiſe wieder aufzurichten und machte ihm Hoffnung auf kräftige Unterſtützung. Ueberdieß ſetzte er ihm einen Jahrgehalt aus, von dem er mit den Seinigen ſparſam lebte, einen großen Theil aber zu Geſchenken für Die verwendete, die aus Griechenland nach Aegypten verſchlagen worden waren.

Allein kurz darauf ſtarb Ptolemäos, ehe er ſein Verſprechen hatte erfüllen können, und ſein Nachfolger Ptolemäos, mit dem Beinamen Philopator, verſank in die nichtswürdigſte Schwelgerei und Weiberherrſchaft. Indeſſen konnte man des Kleomenes noch nicht ganz entbehren, da der König ſeinen Thron nicht geſichert glaubte, und die Miethtruppen, welche größtentheils aus Peloponneſiern beſtanden, ganz an Kleomenes hingen. Bald aber wurde er um dieſes Anſehns willen den Höflingen verdächtig, und da er, auf die Nachricht von den großen Verwirrungen in der Peloponnes nach Antigonos' Tode, verlangte daß man ihn allein mit ſeinen Freunden abreiſen laſſe, fand man ſowohl ſein Bleiben als ſeine

Entlassung bedenklich, weil er die Gebrechen des Reichs hätte kennen gelernt. Auch wußte man durch allerlei Verläumdungen und untergeschobene Briefe den König dahin zu bringen daß er befahl den Kleomenes in ein geräumiges Haus einzusperren, und ihm zwar den bisherigen Unterhalt reichen ließ, aber alle Verbindung mit Fremden untersagte.

Da nun Kleomenes aus mancherlei Anzeigen sah, daß man seinen und seiner Freunde Untergang beschlossen habe und daß er allen bisherigen Hoffnungen entsagen müsse, beredete er die Seinigen nicht abzuwarten, bis sie Opferthieren gleich geschlachtet würden, sondern als Spartaner auf eine würdige Weise zu sterben. Sie machten die Wächter trunken, brachen mit dem Degen in der Hand aus dem Gewahrsam und riefen das Volk in den Straßen zur Freiheit auf. Allein diese Leute hatten nur so viel Kraft, Kleomenes' Kühnheit zu bewundern; ihm zu folgen und beizustehn hatte Niemand die Kühnheit.

So schweifte Kleomenes eine Zeit lang auf Gerathewohl in der Stadt umher und da er sah, daß sich Niemand anschloß, sondern daß Alle furchtsam davon liefen, ermahnte er seine Freunde eines ehrenvollen Todes zu sterben, wie ihre Thaten verdienten. Sie tödteten sich also einander gegenseitig mit kaltem Blute, bis auf den Panteus, einen schönen Jüngling, der sich im Kriege auf das Rühmlichste ausgezeichnet hatte und des Kleomenes Liebling war. Dieser erhielt die Anweisung, sich nicht eher umzubringen, bis er den König und seine Begleiter hingestreckt sähe. Wie sie nun Alle auf der Erde lagen,

ging Panteus umher und ſtach Jeden mit der Spitze des Degens, um zu verſuchen, ob Einer noch lebe. Auch den Kleomenes ſtach er in die Ferſe, und wie er ſah, daß er das Geſicht verzog, küßte er ihn und ſetzte ſich an ſeine Seite, bis er völlig todt war; dann umarmte er den Leichnam und erſtach ſich über ihm.

Als das Gerücht hiervon in die Stadt kam, verlor Krateſikleia, die Gemahlin des Kleomenes, obgleich ſonſt ein edles Weib, mit einmal ihren ſtolzen Muth, faßte die kleinen Söhne in ihren Arm und brach ein lautes Klaggeſchrei aus. Der Aelteſte entſprang ihren Händen und ſtürzte ſich vom Dache des Hauſes herab, fiel ſich aber nicht todt, und da man ihn auf hob, ſchrie er und weinte, daß man ihn nicht möge ſterben laſſen.

Ptolemäos ertheilte nun Befehl, den Leichnam des Kleomenes in eine Thierhaut gewickelt ans Kreuz zu ſchlagen und die Kinder nebſt der Gemahlin des Kleomenes und ihrem Gefolge hinzurichten. In dieſem befand ſich auch die Gattin des Panteus, ein Weib von ungemeiner Schönheit und edler Bildung, die ihren Eltern entſchlüpft war um ihrem Manne nachzufolgen, mit welchem ſie heiter und ohne Murren das Leben in dem fremden Lande ertrug. Dieſe begleitete die Krateſikleia auf ihrem letzten Gang und ſprach ihr Muth ein; wiewohl dieſe nicht für ſich den Tod fürchtete, ſondern nur darum bat ſie vor ihren Kindern hinzurichten. Dennoch würgten die Henker ihre Knaben zuerſt vor den Augen der Mutter. Die Gattin des Panteus, die groß und ſtark war, ſchürzte ſich auf, bediente ſchweigend jede der

sterbenden Frauen und legte die Leichen zurecht, so gut es die Umstände erlaubten. Als auch die Reihe an sie kam, ließ sie ihr Gewand fallen und machte sich selbst zurecht und litt den Tod mit der größten Standhaftigkeit. Noch in diesen letzten Zeiten gab Sparta durch ein solches Trauerspiel, wo die Weiber in Rücksicht auf die Verachtung des Todes mit den Männern wetteiferten, einen Beweis daß die Tugend auch nicht im Unglück entehrt werden kann.

Nach Antigonos' Tod kam sein siebzehnjähriger Mündel, Philippos, Demetrios' Sohn, zur Herrschaft, unter dessen langwieriger Regierung innere Unruhen und Parteien in der ganzen Peloponnes und vorzüglich in Sparta wütheten und dieses seiner Auflösung immer näher brachten. Die Stadt war getheilt zwischen achäisch-makedonisch und ätolisch Gesinnten. Die Aetoler, den achäischen Bund, als seiner Freiheit beraubt, verachtend und ohne Furcht vor dem jungen Philippos, spielten in der Peloponnes die Herren, schlugen den Aratos und nöthigten ihn aufs Neue die Freundschaft und den Schutz Makedonien's anzusleben. Denn so sehr war jetzt der Bund schon durch die Theilnahme mit den mächtigen Bundesgenossen geschwächt, daß sie nicht mehr selbst die Waffen trugen, ja nicht einmal fremde Truppen in Sold nahmen, sondern daß sie dem makedonischen Könige für seinen Schutz Geld zahlten. Dieser fing den Krieg gegen die Aetoler mit Glück an; nachdem er ihn aber zwei Jahre fortgesetzt hatte, ward er nach der für die Römer so un-

glücklichen Schlacht bei Cannä beredet, ſeine Gedanken auf Italien zu richten. Er machte plötzlich Frieden mit den Aetolern, ohne die Achäer auch nur zu fragen, die, — da jeder Theil behalten ſollte, was er eben hatte, — außer den frühern Beleidigungen nur Verluſt und Schaden hatten.

Der Politik welche Philippos nach dem Plan ſeiner Rathgeber befolgte, lagen folgende Rückſichten zu Grunde.

Als in Italien der große Kampf um die Herrſchaft der Welt gekämpft wurde, ahnten die weiſen Freunde des Königs daß der Sieger ſich nicht mit dem Beſitze von Italien und Sikelien begnügen, und daß Griechenland einen Sturm zu beſtehen haben würde. Andre aber, ſtatt ihn in dem Gedanken zu beſtärken, Maßregeln der Sicherheit zu nehmen, ſchmeichelten ſeiner Eitelkeit und ſtellten die Eroberung Italien's nach der Niederlage der Römer als eine leichte Sache vor; und der erſte Schritt den er dazu that, war, ſich mit den Aetolern auszuſöhnen die er hätte unterdrücken ſollen, wodurch er ſich den Haß von ganz Griechenland zuzog ohne ſich doch an Jenen Freunde zu machen. Er ſchickte Geſandte an Hannibal und ließ ein Bündniß anbieten, wozu ſich dieſer geneigt bewies. Die Römer waren jetzt alſo unvermuthet und ſehr zur ungelegenen Zeit in die Angelegenheiten von Griechenland verwickelt. In ihrer damaligen Lage konnten ſie nichts thun, als die etwanigen Landungsverſuche des Philippos vereiteln und ihn in ſeinem eignen Gebiete beſchäftigen. Das Erſte geſchah durch eine Beobachtungsflotte die beinah unausgeſetzt auf dem joniſchen Meere kreuzte, und das Letztere erreichten ſie durch

die Aetoler, mit denen die Römer ein Bündniß ſchloſſen und die nicht aufhörten Griechenland zu beunruhigen, ſowie durch den Machanidas, den Tyrann von Sparta, der in der Peloponnes alle makedoniſch Geſinnten in Furcht ſetzte und ſich anſchickte die ganze Peloponnes für ſich zu erobern.

Nachdem Aratos an dem Hofe Philippos', welcher ſeine ſchlimmen Neigungen immer mehr entwickelte, durch ein langſames Gift getödtet war, weil er keine ſeiner gewaltſamen Maßregeln billigte und ihm durch ſein Anſehn oft beſchwerlich fiel, wählten die Achäer den tapfern Philopömen aus Megalopolis zu ihrem Strategos, welcher mehrere tapfere Thaten verrichtet und in der Schlacht bei Sellaſia den Sieg auf die Seite des Antigonos gelenkt hatte. Ihre Wahl täuſchte ſie nicht. Mit großer Thätigkeit ſuchte er den Uebeln abzuhelfen, die in dem Bunde eingeriſſen waren. Er übte die Achäer unausgeſetzt in den Waffen, verbeſſerte ihre Taktik und wendete ſeine ganze Thätigkeit auf das gemeine Beſte. Die Wirkungen derſelben bewährten ſich in einem Unternehmen gegen die Spartaner, die bei Mantinea geſchlagen wurden. Machanidas blieb, und ein andrer Tyrann, Nabis, trat an ſeine Stelle.

Um dieſe Zeit war der zweite puniſche Krieg glücklich geendet, und die Römer benutzten die Gelegenheit ſich an Philippos zu rächen. Dieſer — überzeugt daß ein Bruch mit Rom unvermeidlich ſei, hatte um ihre Bundesgenoſſen zu entkräften, mit Attalos, König von Pergamum und den Rhodiern — beide mit Rom verbündet — angefangen, und da ſich Athen mit Rhodos ver-

bindet, greift er diese Stadt an, welche sich an die Römer wendete und für den Augenblick durch eine römische Flotte befreit wurde, die an der Peloponnes landete. Jetzt verbinden sich auch die Aetoler mit den Römern und mehrere andere Staaten, die Philippos in seiner Wuth gemißhandelt und bedroht hatte. Die Kräfte des siegreichen Rom, von Griechenland unterstützt, siegen ob. Quintus Flaminius schlägt den König bei Kynoskephalä in Thessalien, Philippos muß um Frieden bitten. Die Bedingungen waren: Alle griechischen Städte in Europa und Asien werden für frei erklärt und können sich nach eignen Gesetzen regieren. Philippos zieht seine Besatzungen aus allen griechischen Städten, gibt seinen Sohn Demetrios den Römern als Geißel und erstattet die Kriegskosten.

Als die Griechen mit den Bedingungen des Friedens noch nicht bekannt waren, beschloß Quintus die Bekanntmachung derselben bis zu den isthmischen Spielen zu verschieben. Da nun von allen Gegenden Griechenland's eine große Menge Zuschauer versammelt war, trat ein Herold auf und rief aus: „Da der römische Senat und das Volk, und Titus Quintius, sein Feldherr, den König Philippos und die Makedonier überwunden, so befreien sie hiermit die griechischen Städte von allen Besatzungen und Auflagen und erklären sie für freie, nur ihren eignen Gesetzen unterworfene Staaten". Alle Völker wurden namentlich angeführt, die unter Philippos' Herrschaft gestanden hatten. Beim Anhören dieser Kundmachung war die Freude so groß daß alle Anwesenden einander erstaunt ansahen, als hätten

ſie einen Traum gehört, und Jeder fragte den Nachbar, ſeinen eignen Ohren nicht trauend. Der Herold wurde zur Wiederholung aufgefordert. Nun entſtand ein unmäßiges Beifallsgeſchrei und Klatſchen, ſo daß man ſah, von allen Gütern erſcheine den Griechen die Freiheit das koſtbarſte. Die Spiele wurden ſchnell beendigt und ohne daß ihnen Aufmerkſamkeit gewidmet wurde. Nach deren Vollendung eilten Alle zu dem römiſchen Feldherrn; Jeder ſtürzte herbei um ſeine Hand zu berühren; man warf ihm Kränze und Bänder zu; ſelbſt nicht ohne Gefahr des jungen kräftigen Römers, dem aber Jugend, Freude und Ruhm Kräfte gaben den Sturm auszuhalten. Mehrere Tage hindurch dauerte die ausſchweifende Freude. Jedermann rühmte die Römer: „Es gebe doch ein Volk auf Erden, ſo ſagte man, welches auf ſeine Koſten und mit ſeiner Gefahr für fremde Freiheit Krieg führe; nicht etwa für Nachbarn oder Bewohner deſſelben Landes; ſondern es gebe über die Meere um überall Recht und Geſetz geltend zu machen.“

Doch dieſe Hoffnungen wurden bald vereitelt. Die Römer machten ihre alte Politik in Griechenland geltend; ließen unter mancherlei Vorwande — der immer nur den Nutzen und die Freiheit von Hellas verſprach — Truppen in Hellas, und trafen, den Zeitpunkt des Vertrauens und der Begeiſterung benutzend, mehrere Einrichtungen die ihre Herrſchaft verbreiteten und begründeten. Unter dem Vorwande, die Unabhängigkeit der einzelnen Staaten zu ſichern, verboten ſie alle Bündniſſe und machten den Griechen eine Vereinigung unmöglich. Diejenigen, welche den Römern eine unbedingte Erge-

benheit zeigten, wurden mit Wohlthaten überhäuft, und es gab Menſchen genug, die kein anderes Recht in Hellas anerkennen wollten als den Willen der Römer. Bei allen Streitigkeiten boten die Römer ihre Vermittelung an um die Griechen an ihr Richteramt zu gewöhnen, ſprachen immer von Frieden um allein das Vorrecht des Kriegs auszuüben; gaben meiſt nur Rath und wagten Befehle nur unter günſtigen Umſtänden und unter dem Scheine der Sorge für das gemeine Beſte.

Die Aetoler, welche an der Niederlage Makedonien's den größten Antheil hatten, verſprachen ſich von der Dankbarkeit der Römer den größten Lohn, ſahn ſich aber ſehr bald hintangeſetzt und durch die römiſchen Einrichtungen in der Ausübung ihrer gewohnten Räubereien geſtört. Der Friede war für ſie die drückendſte Tyrannei. Um ihrem Unmuth Luft zu machen, wendeten ſie ſich an den Tyrann von Sparta, Nabis, den Flaminius zwar beſiegt, aber doch im ruhigen Beſitz ſeiner Rechte gelaſſen hatte. Nabis brach von den Aetolern gereizt den Frieden, wurde aber auf Anſtiften dieſes treuloſen Volkes, welches ſich Sparta's bemächtigen wollte, durch eine Hinterliſt mitten in der Stadt getödtet. Aber die Aetoler ernteten die Früchte ihres Verbrechens nicht. Auf die Nachricht von den Verwirrungen zu Sparta rückten die Achäer, die unverſöhnlichen Feinde der Aetoler, ein, Philopömen bemächtigte ſich der Stadt, verſammelte die Spartaner und bewog ſie dem achäiſchen Bunde beizutreten. Dieſe That und ſeine Uneigennützigkeit brachten dem Philopömen großen Ruhm. Denn da ihm die Spartaner ein Geſchenk von 120 Talenten zuſchickten,

die ſie aus den Gütern des Nabis gelöſt hatten, ſchickte er das Geld zurück.

Zugleich hatten auch die Aetoler den Antiochos gereizt, nach Griechenland zu kommen. Als dieſer aber bei Thermopylä und dann bei Magneſia aufs Haupt geſchlagen wurde und alle ſeine Beſitzungen in Kleinaſien verlor, ſahen ſich die Griechen überall von römiſcher Gewalt umſtrickt. Die Aetoler erhielten den Frieden unter den härteſten Bedingungen. Ein Theil ihres Gebietes wurde den treuen Akarnanern zugetheilt, und die Aetoler, Andere zu ſchlagen verhindert, kehrten ihre Wuth gegen ſich ſelbſt, und ganz Aetolien wurde mit Mord und Verwirrung erfüllt. Von dieſer Zeit an konnte der ätoliſche Bund als vernichtet betrachtet werden.

Die Achäer welche noch meinten ein ſelbſtändiger Staat zu ſein, wurden jetzt den Römern verdächtig, oder vielmehr Letztere fingen an dieſe einzige freie Macht von Griechenland zu demüthigen. Einen großen, ja unerſetzlichen Verluſt erlitten ſie an Philopömen, der in einem Feldzuge gegen Meſſene gefangen, in ein Gefängniß geworfen und mit Gift hingerichtet wurde. Sein Tod wurde heftig gerächt, indem die Achäer die Meſſenier zwangen auf das Demüthigſte um Frieden zu flehen, und die Mitſchuldigen des Mords um Philopömen's Grab ſteinigten. Bei dem Leichenbegängniß, das ihm gefeiert wurde, trug Polybios, als zwei und zwanzig-jähriger Jüngling den Aſchenkrug.

In demſelben Jahre ſtarben drei der größten Feldherren: Philopömen, Hannibal und Scipio. Der erſte auf die beſagte Weiſe; der andre beim Pruſias in Bi-

thynien, durch Gift ſich den Nachſtellungen der Römer entziehend; Scipio auf ſeinem Landgute zu Linternum, mit ſeinen Landsleuten entzweit und über ihre Ungerechtigkeit erbittert.

Mit Schmerz und Verdruß begriffen jetzt die griechiſchen Staaten, in welche Knechtſchaft ſie verſunken waren und welchen Fehler ſie begangen hatten, Rom's Schutz gegen Philippos anzuflehen. Mit Freuden ſahen ſie alſo die Empörung des Perſeus, der, von Jugend an ein Feind der Römer, den Anfang ſeiner Regierung mit dem Scheine der Großmuth und Milde bezeichnet hatte um die Griechen zu gewinnen. Dieſes gelang ihm auch. Ein großer Theil der Griechen neigte ſich Makedonien zu; und da Perſeus ſich ſtark genug glaubte und ſeine Sprache gegen Rom veränderte, brach ein Krieg aus, den der Makedonier mehr mit Dreiſtigkeit unternahm, als mit Feſtigkeit durchführte. Seine Siege wurden durch ſein Zögern vereitelt und er vernichtete die Vortheile ſelbſt, die er in den Händen hatte, als er ohne Noth Friedensunterhandlungen anknüpfte, welche die Römer mit Stolz zurückwieſen. Seine thörichten und unbeſonnenen Maßregeln gaben ihn endlich in die Hände des P. Aemilius, der ihn bei Pydna ſchlug. Die ganze königliche Familie wurde auf der Flucht gefangen genommen, Makedonien in eine römiſche Provinz verwandelt, und Perſeus, nachdem er eine Zeitlang in einem öffentlichen Gefängniß gehalten worden, mit allen ſeinen Freunden und dem makedoniſchen Adel in Triumph aufgeführt. Einige Jahre darauf ſtarb er, nach manchen Mißhandlungen im Gefängniſſe. So endigte die make-

donische Monarchie, 200 Jahre nach Philippos' Thronbesteigung!

Griechenland sah jetzt, was es von seinen Befreiern erwarten durfte, welche fortfuhren, die innern Zwistigkeiten zu erhalten und die streitenden Städte mit einer größern Sicherheit vor ihren Richterstuhl zu fordern. Der achäische Bund allein wagte es noch von seinen Rechten zu sprechen, ohne sie doch oft geltend zu machen. Um diese Ansprüche niederzuschlagen, schickten die Römer Abgeordnete, welche über Diejenigen urtheilen sollten, welche Parthei für die Anhänger Makedonien's ergriffen hatten; auch neutral sich gehalten zu haben reichte hin um verdächtig zu sein. Mit Einem Schlage werden alle diese Verdächtigen in dem Bunde niedergeschlagen. Kallikrates, ein den Römern ganz ergebener Mann, übergab den Römern ein Verzeichniß aller Achäer, von denen er vermuthete daß sie die Sache des Königs begünstigt hätten. Auf seine Angabe wurden über 1000 der angesehensten Achäer nach Rom zur Verantwortung gefordert, von wo sie, ohne sich verantworten zu dürfen, in die Städte Italiens zerstreut wurden. Ohnerachtet aller Vorstellungen des Bundes wurden sie siebenzehn Jahre lang in diesem schmählichen Zustande gehalten, und nicht mehr als dreihundert kamen zuletzt nach Griechenland zurück. Während dieser Zeit stand als Stratege an der Spitze des Bundes der Verräther Kallikrates, der es ruhig anhören konnte, wenn ihn die Buben auf der Straße einen Verräther schalten. Ruhig war Griechenland allerdings damals aus begreiflichen Gründen.

Die rückkehrenden Verbannten hatten einen bittern

Haß gegen Rom mitgebracht und theilten ihn ihren Landsleuten mit. Gleichſam um einen Verſuch zu machen, ob ſie ſich noch einige Unabhängigkeit zutrauen dürfen, fallen ſie in Lakonien ein und verheeren das Land. Die Römer ſchicken Bevollmächtigte um den Streit beizulegen; dieſe verfahren mit großer Mäßigkeit. Die Achäer deuten dies für Furcht und behandeln die Geſandten mit Verachtung. Kritolaos, der Strateg des Bundes, eilt von Stadt zu Stadt, reizt Alles gegen die Römer auf und bemüht ſich, jeden Vergleich mit den Lakedämoniern zu vereiteln, prahlt öffentlich, er wolle der ganzen römiſchen Macht die Spitze bieten. Mehrere Staaten traten auf ſeine Seite. Jetzt ſandte Metellus aus Makedonien wiederum Bevollmächtigte nach Korinth und ließ die Achäer ermahnen, ſich vor der Rache Rom's zu hüten. Ihre Reden erregten in der Verſammlung einen heftigen Sturm. Die römiſchen Geſandten konnten nur mit Mühe gegen Mißhandlungen geſchützt werden; alle Lakedämonier oder lakedämoniſch-Geſinnten in Korinth wurden überfallen, zum Theil getödtet, zum Theil in die Gefängniſſe geworfen. Auch noch jetzt glaubten die Römer, mit Planen gegen Karthago beſchäftigt, Maßregeln der Güte brauchen zu müſſen. Eine neue Geſandtſchaft ſprach mit großer Milde über die Vorfälle und es ſchien leicht, Rom zu verſöhnen; aber die Schuldigen trauten dieſen Verſprechungen nicht; es kam noch mehrmals zu den heftigſten Verhandlungen, Metellus rückte endlich nach Hellas herab; ſchlug das Heer des Bundes zu wiederholten Malen und war im Begriff den Krieg durch einen milden Frieden zu endigen, als er vom Lu-

cius Mummius abgelöſt wurde. Dieſer liefert ſogleich eine Schlacht auf dem Iſthmus und ſchlägt die Feinde. Der Strateg Diäos, einer der Haupturheber des Kriegs, verliert die Beſinnung ſo ſehr, daß er, ſtatt die Flüchtigen in Korinth zuſammen zu ziehn, mit gänzlicher Verzweiflung nach ſeiner Heimath Megalopolis floh, ſein Haus anzündete, ſeine Gattin, damit ſie nicht den Feinden in die Hände fiele, ermordete und ihren Leichnam in die Flammen warf, ſich ſelbſt aber durch Gift tödtete.

Die Achäer hatten jetzt keinen Anführer mehr; denn Kritolaos wurde ſchon nach einer Schlacht gegen Metellus vermißt und war wahrſcheinlich in einem Sumpfe umgekommen; und in der Nacht nach dem Treffen flohen die Meiſten, die ſich nach Korinth geworfen hatten. Die Stadt war ohne Vertheidiger. Am dritten Tag, als alle Beſorgniß wegen eines Hinterhaltes verſchwunden war, rückte Mummius ein; alle Waffenfähigen wurden getödtet; die Stadt wurde geplündert und dann angezündet; der Brand war ungeheuer und verzehrte große Schätze; viele Menſchen kamen dabei um; Weiber und Knaben wurden zu Sklaven verkauft. Selbſt die Mauern wurden niedergeriſſen und die Steine zerſchlagen. Ein ſolches Beiſpiel glaubten die Römer an einer Stadt nehmen zu müſſen, die ſich an der Majeſtät von Rom vergangen hatte. In demſelben Jahre wurde mit gleicher Härte Karthago zerſtört und dreizehn Jahre darauf Numantia.

Unter den Trümmern von Korinth wurde die griechiſche Freiheit begraben. Auch die andern aufrühreriſchen Städte wurden hart beſtraft, die Mauern derſelben nie-

dergeriſſen, die Bürger entwaffnet. In allen aber wurde die demokratiſche Verfaſſung abgeſchafft. Zuerſt wurden Obrigkeiten von den Römern ernannt, nachher aber wurde ganz Griechenland unter dem Namen von Achaja in eine römiſche Provinz verwandelt. Doch wurde Athen, das in ſeiner Ohnmacht, ſeitdem es aus Philippos' Händen gerettet worden, den Römern immer treu geblieben war, mit Auszeichnung behandelt und im Genuß mehrerer Freiheiten gelaſſen. Der Ruhm der alten glorreichen Zeit ſchwebte noch um dieſe Stadt, und obſchon die Zeit der Größe in jeder Rückſicht längſt für ſie verſchwunden war, auch der Charakter der Einwohner keine große Achtung mehr einflößte, ſo leuchtete doch hier noch immer das Licht der Wiſſenſchaften und es erhielt ſich feine Bildung. Die jungen Römer begaben ſich daher häufig nach Athen um Philoſophie zu ſtudiren und in der Beredtſamkeit ſich zu üben.

In ſeiner Abhängigkeit von Rom blieb Griechenland bis auf Mithridates; aber der Krieg, den dieſer kühne Eroberer anfangs mit ausgezeichnetem Glück gegen Rom erregte, ſchlug auch ſeine Wellen, nachdem ganz Aſien und die meiſten Inſeln des ägäiſchen Meeres in ſeine Hände gefallen waren, in Griechenland. Sein Feldherr Archelaos ging hieher mit einem großen Heere über und gewann mehrere Städte. Athen ward unter andern durch einen ſeiner Mitbürger Ariſtion oder Athenion, einem epikureiſchen Philoſophen, zum Abfall bewogen und von dieſem Nichtswürdigen, welcher ſich der Tyrannei bemächtigte, in einen Zuſtand der kläglichſten Sklaverei verſetzt. Als aber Sulla nach Griechenland kam, fielen

ihm ſogleich alle Städte zu, Athen ausgenommen, welches Ariſtion zwang bei der Partei des Königs zu bleiben. Die Stadt wurde mit dem größten Nachdruck belagert und da ſich die Beſatzung ſtandhaft vertheidigte, die ganze Gegend umher verödet und die uralten, ehrwürdigen Haine des Akademos und des Lykeion, um Belagerungsmaſchinen zu fertigen, niedergehauen. Aus den älteſten Tempeln wurden die Weihgeſchenke weggenommen um den ungeheuern Aufwand der Belagerung zu beſtreiten. Die Stadt kam in die größte Bedrängniß. Ein Scheffel Waizen wurde mit tauſend Drachmen (über 200 Thlr.) bezahlt; Viele lebten von Wurzeln, ja von altem Leder, welches man kochte; aber Ariſtion ſtellte Schmauſereien an, hielt Poſſenſpiele und verhöhnte den Feind. Eine Geſandtſchaft der Bule und der Prieſter, welche um Mitleid mit der Stadt bitten wollten, trieb er mit Pfeilſchüſſen auseinander. Endlich ward die Stadt — in Folge unvorſichtiger Reden, wie Plutarchos ſagt, — eingenommen, und um Mitternacht rückte Sulla unvermuthet und ſchrecklich, unter dem Schall der Trompeten und Hörner und dem lauten Jubelgeſchrei der Soldaten durch die Breſche ein. Die Stadt wurde geplündert und viele der Einwohner ermordet. Das Blut ſtrömte den ganzen Kerameikos entlang durch das Thor bis in die Vorſtadt. Ungeachtet aber ſo Viele auf dieſe Weiſe ums Leben kamen, war doch die Zahl Derer nicht geringer, die ſich ſelbſt, weil ſie ihr Vaterland für ganz verloren hielten, aus Jammer und Betrübniß umbrachten. Denn Das ſetzte die meiſten Bürger in Verzweiflung daß ſie ſich vom Sulla weder Menſchenliebe, noch Mäßigung

versprechen konnten. Da aber dieser endlich seine Rache befriedigt hatte, und sich die vornehmsten Obrigkeiten vor ihm demüthigten und ihm zu Füßen fielen, sagte er: „er wolle Vielen um Weniger willen und den Lebendigen wegen der Todten verzeihen". — Seine Freiheit jedoch bekam Athen nie ganz wieder.

Nach diesem Kriege sank Hellas immer tiefer. Unter der Römer Herrschaft verödeten die volkreichsten und blühendsten Gegenden, so daß Pompejus eine Kolonie von Seeräubern in eine von Menschen verlassene Gegend der Peloponnes führte.

Abwechselnd war unter den Kaisern Griechenland's Loos, und es wurde, je nachdem die Neigungen der Statthalter wechselten, bald mit mehr Freiheiten beschenkt, bald ihrer wieder beraubt. Athen wurde von den Meisten geehrt, und, sein Bürgerrecht zu haben, galt auch noch unter den Kaisern für ehrenvoll.

Seitdem Griechenland seine Selbstständigkeit verloren, hat es keine eigene Geschichte mehr. Als römische Provinz theilt es die Schicksale des römischen Reichs. In diese näher einzugehen, ist die Aufgabe der römischen Geschichtsschreiber. Ueber Griechenland's Untergang bemerken wir nur Folgendes.

In den Zeiten der Völkerwanderung wurde Griechenland durch die Einfälle der Gothen, vornehmlich des Alarich, gänzlich verwüstet, ausgeplündert und von Menschen entblößt. Im J. Chr. 396 überströmte dieser Eroberer von Makedonien aus ganz Hellas, tödtete die waffentragende Jugend und trieb die Weiber mit den Heerden und der Beute der angezündeten Städte hin-

weg. Der Weg den er nahm, war noch nach mehrern Jahren durch öde Verwüſtung bezeichnet. Athen rettete ſich durch eine große Summe; aber ganz Attika wurde verheert und ausgeplündert. Eine Menge Städte der Peloponnes wurde ein Raub der Flammen, und ihre Kunſtwerke wurden unter andrer Beute nach dem Werthe des Metalls vertheilt.

In dieſer unſeligen Zeit wurden die ſchönſten Werke des menſchlichen Geiſtes: Tempel, Bildſäulen, Kunſtwerke aller Art zerſtört, und eine Menge der geiſtreichſten Werke der Literatur ging in dem allgemeinen Schiffbruch unter. Das Meiſte von Dem was ſich noch erhalten wurde in Konſtantinopel und auf den Inſeln gerettet. Aber die Geſchichte dieſer Werke ſoll der Geſchichte der Literatur aufbehalten bleiben.

Geschichte der Wissenschaften.

Nachdem wir in der politischen Geschichte der griechischen Nation die besondern Eigenthümlichkeiten dieses Volkes auf dem Schauplatz der Weltbegebenheiten kennen gelernt haben seine Empfänglichkeit für alles Große und Schöne, die glänzenden Erscheinungen seiner Freiheitsliebe, die wunderbare Mischung von Kraft und Anmuth, von Würde und Schönheit die es in der Blüthe seiner Entwickelung über alle Völker erhoben hat, seine unendliche Regsamkeit und Vielseitigkeit: — wenden wir uns zu der Geschichte seiner geistigen und wissenschaftlichen Kultur, durch die es eine Herrschaft über die Welt und die Besten aller Jahrhunderte erlangt hat, die nicht aufhören wird, so lange noch das Schöne als schön, das Große als groß gilt und so lange noch irgend ein Rest jener wundersamen Sprache übrig bleibt die mehr als irgend eine andere Wohlklang und Fülle, Stärke und Anmuth, Kraft und Süßigkeit vereint, die jedem Stoffe sich anschmiegt wie ein nasses Gewand, und die in einer Reihe von Jahrhunderten von dem geistreichsten Volke für jede Gattung geistiger Mittheilung gebildet worden. Denn eben Das gibt der Geschichte der Wissenschaften bei den Griechen ein so hohes Interesse und ihrer Litera-

tur einen so dauernden Einfluß, daß die Griechen nicht wie die meisten Völker der neuen Welt nur in einer oder der andern Gattung geglänzt oder in jeder nur einige vorübergehende Meteore erzeugt haben, sondern daß sie — dem nothwendigen Gesetz einer freien Entwickelung des Geistes folgend — den ganzen Kreis der Wissenschaft und Kunst durchliefen und Alles, was nicht Werk der Zeit, sondern der Kraft ist bis zu seiner Vollendung führten. Hierbei ist der Fortgang ihrer Entwickelung eben darum weil er natürlich, ungehindert und von fremden Einflüssen frei war, so stetig, daß immer das Vollkommnere dem minder Vollkommnen folgte und daß das Höhere nicht eher erschien als bis das Niedere vollendet war. Indem nun die jedesmalige Entwickelung und Ausbildung eines jeden Kunst-Zweiges der Zeit und der Epoche, in welcher man eben stand angehörte, blühten auch immer in jeder Epoche mehrere große Meister, und der Himmel der griechischen Kunst zeigt bei jeder seiner Wendungen eine Masse glänzender Gestirne, die, wenn auch die Zeit ihre Strahlen ausgelöscht hat, doch noch in den Annalen der Geschichte leuchten.

Bei allen Völkern deren Entwickelung dem Gange der Natur folgte, ist die Poesie allen andern Künsten vorangegangen. Wie die Kindheit die Knospe der ganzen Menschheit ist, wo sich diese in bewußtloser Unschuld zeigt und die ganze Masse ihrer Kräfte noch fest zusammendrängt, der Ausbreitung zustrebt, so umschließt auch die Poesie alle Kräfte der menschlichen Natur und stellt diese ebenso in ihrer Ganzheit vor wie das Kind in den ersten Jahren seines geistigen Erwachens. Wie das

Kind durch einen geheimnißvollen Akt der Natur in dem Schooß der Mutter erzeugt und gebildet wird, ſo erzeugt ſich auch die Poeſie in der innerſten Werkſtatt der menſchlichen Natur, welche ihr das eigenthümliche Weſen mittheilt, um ſich in ihr verjüngter, klarer, geheimnißvoller, zarter und kräftiger darzuſtellen. Auch bei den Griechen regte ſich der kindliche Geiſt zuerſt in der Poeſie, welche bei ihnen mehr als anderswo eine Tochter der Natur, ein Geheimniß der Begeiſterung war die wie man wähnte von den Wohnſitzen der Götter herab in ſolche menſchliche Herzen ſtieg, welche die göttliche Natur ihrer Mittheilung würdigte. Sie war es, die den Geiſt der Nation zuerſt mächtig anregte, deren edleren Kräfte erweckte und da ſie das Leben in allen ſeinen Epochen begleitete es auf die Höhe erhob, die uns das ganze Thun und Treiben dieſes Volkes wie eine wunderbare Dichtung erſcheinen läßt. Denn da die ganze Kultur der Griechen von der Poeſie ausging, und die Poeſie ſelbſt in den verſchiedenen Perioden der Entwickelung des helleniſchen Volkes immer höher und höher ſtieg bis zur männlichen Vollendung und Reife, ſo ſchien der Glanz, der ſie umzog, in das ganze Leben hinein, und ihre Berührung verſchönerte, begeiſternd und belebend, jedes Geſchäft ſeiner geiſtigen Natur. Daher geſchah es denn auch daß als ſich, wie es in dem Gange der Kultur unvermeidlich iſt, die Richtungen des Geiſtes ſonderten und trennten, um einzeln in einzelnen Zweigen der Wiſſenſchaften Großes zu erſtreben, dennoch faſt nie wie in der neuern Kultur eine totale Vereinzelung der Kräfte entſtand, oder eine feindſelige Entzweiung des

Verstandes und des Gemüthes, der Einbildungskraft und der Vernunft eintrat, sondern daß jede Kraft, auch wo sie einzeln zu wirken schien, das geheime Band, welches alle vereint, nicht zerriß. Wie in dem Universum die mannichfaltigen Stoffe, indem sie von dem Mittelpunkte auszugehen scheinen, dennoch immer dem Mittelpunkte zustreben, so kehrten in Griechenland alle Elemente der Bildung immer zu der poetischen Begeisterung zurück, die wie das heilige Feuer der Vesta in der Mitte der Städte, so in der Mitte der Künste und des Lebens hoch loderte. Daher geschah es denn auch daß die Philosophie, indem sie der Dichtkunst ihre in der Tiefe gefundenen Schätze mittheilte, von dieser die ätherischen Schwingen lieh und sich mit den Blüthen einer poetischen Welt bekrönte, — daß die Geschichte sich mit der zartesten Sittlichkeit und einer fast idealischen Würde durchdrang, und daß die Gesetzgebung selbst und das Recht ihre finstre Gestalt ablegten und sich mit den gefälligen Formen einer heitern und begeisterten Beredtsamkeit schmückten.

Dieser dauernde und weitverbreitete Einfluß der Poesie auf das innere und äußere Leben der Nation in verschiedenen Epochen ihrer Entwickelung, mit denen sie immer gleichen Schritt hielt, wäre durchaus unbegreiflich, wenn sie nicht gleich ursprünglich aus der innersten Kraft der Menschheit wäre geboren worden, durch ursprüngliche Kraft und tiefe Begeisterung. Denn überall, wo die Kunst wie ein exotisches Gewächs von fremden Ländern als ein angenehmer Schmuck des Lebens angenommen und gleichsam geliehen ward, hat sie selten

mehr als ein müſſiges Wohlgefallen erzeugt, das wie eine Modeluſt immer durch veränderte Formen gereizt und belebt werden muß. Selten ſtand ſie, eben weil ſie ein Kind des Zufalls war, in Einklang mit den übrigen Verhältniſſen des leidenden Volkes; daher verhallte ihre Stimme, ohne neues Leben in empfänglichen Herzen zu regen, und ihre erkünſtelte Blüthe verwelkte und trug keine Frucht. Bei keinem modernen Volke iſt die Dichtkunſt Mittelpunkt der Bildung geworden. Sie iſt geblieben, was ſie bei ihrer erſten Einführung als fremdes Produkt war: ein Schmuck für Wenige, eine Erholung für die müſſige Welt und ein Gegenſtand des Verlangens für die jugendliche Eitelkeit.

Wenn wir daher das innerſte Weſen der Poeſie und ihren natürlichen Fortgang in freier Entwickelung erkennen wollen, müſſen wir immer zu den Griechen zurückkehren. Nur hier ſehen wir die organiſche Entfaltung des ganzen Gewächſes und obſchon unendlich Vieles in das weite Grab der Zeiten hinab geſunken iſt, ſo ſind doch die Trümmer dieſes großen und wunderbaren Tempels vollkommen hinreichend, uns die Geſtaltung und die Maaße des Ganzen deutlich erkennen zu laſſen. Aber die Beſchaffenheit des Einzelnen bleibt freilich an vielen Stellen räthſelhaft. Wie daher der Liebhaber der bildenden Kunſt kein Bruchſtück eines Kunſtwerkes gering achtet, und oft aus dem Kleinſten das Größte geſchloſſen und erkannt werden kann, ſo iſt auch für den Forſcher der Geſchichte der Menſchheit nichts zu geringfügig. Vieles iſt aus kleinen Andeutungen mit Wahrſcheinlichkeit errathen worden, und eine vollſtändige Geſchichte der

griechischen Wissenschaft und Kunst kann nur aus einer Menge von Fragmenten erwachsen, welche der Scharfsinn und das Ahnungsvermögen zu ergänzen, zu ordnen und zusammen zu fügen versteht.

Wenn wir in die ältesten Zeiten von Griechenland zurückgehn, so wie sie sich den ältesten Geschichtschreibern und Dichtern durch die Mittheilung alter Sagen offenbart haben, so begann auch hier die Menschheit ihren Lauf von der Wildheit, und die thierischen Berg- und Höhlen-Bewohner traten allmählig in den Stand des Jägers, des Hirten und des Ackermannes. Wann diese letzte Stufe erreicht worden, auf welcher Eigenthum, Recht und Gesetz sich fester bildeten, ist gänzlich unbekannt; noch ehe sie erreicht ward, erwähnen alte Sagen der Einwirkung begeisterter Seher, die durch beseelte Gesänge das rohe Geschlecht um sich versammelten. Aber ungewiß und schwankend ist Alles was von einem Orpheus und dem Einfluß seiner Mysterien wahrscheinlich meist auf Treu' und Glauben begeisterter Hierophanten erzählt wurde, die den Ursprung ihrer heiligen Ceremonieen aus dem Dunkel der grauen Vorzeit abzuleiten lieben. Erst als die Heldenzeit der Hellenen begann, und durch den Verein der verschiedenen Stämme wunderbare Thaten vollbracht wurden, da erweckte die That das Wort, und die vorlallende Poesie früherer Zeiten, das Stammeln des kindischen Mundes verwandelte sich in hellen Gesang. So bringt es auch die Natur der Sache mit sich. Aeußere Anregungen müssen das

ſchlummernde Leben des Geiſtes erwecken; eine bedeutſame Welt muß die Augen entſiegeln, die wie alle Sinne in dumpfer Düſterheit umfangen ſind bis ein günſtiger Strahl die Nebel zertheilt. Dann verliert ſich das kindliche Gemüth in der Außenwelt die es geweckt hat und leiht gern ſein Ohr der Geſchichte wunderbarer Heldenſagen, gefährlicher Abentheuer, ſeltſamer Irren in unbekannten Meeren und Ländern; und ſo entſteht die Erzählung und das epiſche Gedicht.

Lang vor dem Beginn der Heldenzeit war Griechenland aus dem Zuſtand der Wildheit getreten. Ganz Hellas war mit Städten beſät, und überall ſtrahlten die Höfe von Königen und Fürſten, an deren Seite die Beſſern des Volks ſaßen: eine väterliche Herrſchaft übend und mehr durch Geburt als Macht über Denen ſtehend, die ſie regierten. Sie ſaßen mit den Aelteſten des Volkes zu Rath, wann den Staat etwas Wichtiges betraf; führten die Schaaren im Kriege; beſorgten im Frieden den Anbau ihres Landes und in Tagen der Ruhe pflogen ſie am Heerde unter den Ihrigen in gemüthlichem Geſpräch und Erzählungen von der alten Zeit einer ergötzlichen Muße. Geſellig waren wohl die Griechen zu jeder Zeit, redſelig, empfänglich, Freunde von Feſten und Spielen; daher auch ihre Religion ſchon früh einen heitern Charakter gewann, und der Olymp ſich wie ein heiteres Königshaus ſchmückte wo ſich Feſt an Feſt reihte, jedes mit Spiel, Tanz und Geſang geſchmückt, und wo im Genuß der heitern Luſt jegliche Sorge und die Regierung der Welt vergeſſen ward. So wird daher auch das Haus der Könige mit der Gegenwart gotthe-

geisterter Sänger geschmückt, und ihre Hallen tönen wieder von der Geschichte ihrer Ahnen oder ihrer eignen, oder überhaupt von dem Ruhme der Götterſöhne der von früheren Zeiten herübergekommen war. Solcher Sänger hat es lange vor Homeros gegeben; denn die homeriſchen Gedichte erwähnen ihrer als bekannter Erſcheinungen, ja als eines nothwendigen Schmuckes feſtlicher Tage. In dem Hauſe des Alkinoos, unter den horchenden Phäaken ſingt Demodokos, dem ein eigener Seſſel an beſtimmter Stelle ſteht, (Odyſſ. VIII, 65. 473) die Abentheuer des Odyſſeus in der Gegenwart dieſes Fürſten; und unter den Freiern in der Penelope Haus wird Phemios, welcher „viel Thaten der Götter und Männer wußte" (Odyſſ. I, 325) von den Freiern mit Gewalt hereingezogen, und er ſingt ihnen „die traurige Heimfahrt, Die den Achaiern von Troja verhängete Pallas Athene". Und als Agamemnon vor Troja zog, vertraute er ſeine Gattin einem Sänger an; und ſo lange dieſer ſie umgab, widerſtand ſie den Verführungen des Aegiſthos, der ihn daher auf eine öde Inſel brachte um zu ſeinem Zwecke zu gelangen. Auch Achilleus ſchlägt die Leier und ſingt den Ruhm der Götter und Helden; und es war eine alte Sage daß in Cheiron's Ritterſchule neben den Heldenkünſten auch die Muſik und der heroiſche Geſang geübt wurden. Es iſt alſo gar nicht zu zweifeln daß es ſchon vor Homeros epiſche Sänger gegeben, zumal er ſelbſt ſo viele Heldenſagen einflicht die aus älterer Poeſie entlehnt ſcheinen, und in ihnen die Kunſt des Sängers als ein beſtimmtes Gewerbe auftritt das man auf Koſten der öffentlichen Gaſtfreiheit

übt. Auch wurde diese Kunst ordentlich gelernt und Derjenige der Epigones schuf, ausgezeichnet vor Dem der nur das Erfundene zu wiederholen verstand. (Odyss. XXII, 347). Es ist aber ganz charakteristisch und ächt hellenisch, daß auch die älteste Poesie nur allein der Muße und besserer Freude gewidmet war. Nur zu erfreuen und die Gemüther der müssigen Hörer mit alten und großen Geschichten zu begeistern, tönt ihre Leier, nicht um zu irgend einem bürgerlichen Geschäft, selbst nicht um zum Krieg zu ermuntern: denn Achilleus selbst singt nur in den Intervallen der Muße, nicht um sein kriegslustiges Herz zu ermuntern, sondern um es in stille Ruhe zu wiegen und seinen Unmuth zu stillen. So hat die Kunst vom Anfang an ihren hohen Beruf erkannt, die Seelen der Wirklichkeit zu entreißen und in die stillen und heiteren Gefilde zu führen wo die Stürme des Lebens sich in poetischen Schein verwandeln.

Also nicht durch ein unbegreifliches und in der Geschichte der hellenischen Poesie durchaus einziges Wunder ist die epische Poesie mit und durch einen einzigen Dichter zugleich entstanden und zur höchsten Vollendung gebracht worden, sondern sie ist allmählig in Griechenland erwachsen, und ihre Entfaltung war langsam und stetig, bis sie die schönsten Blüthen in dem homerischen Zeitalter trieb. Ohnstreitig war diese Entfaltung durch die großen und einflußreichen Zeiten des trojanischen Krieges befördert worden. Vielleicht mochte schon das lange Zusammensein der Griechen ihre Neigung zu Gesang und Heldensagen genährt haben; gewiß aber streuten die wunderbaren Ereignisse dieses Krieges und die seltsamen

Abentheuer der helleniſchen Häupter einen Samen poetiſcher Erzählungen in Griechenland aus, der, da das Zeitalter einmal epiſch war, in reichlicher Fülle aufgehn mußte. Daß aber dieſe Sagen ein gewöhnlicher Stoff der epiſchen Muſe wurden, erhellt ſchon Daraus, daß die Sänger welche die homeriſchen Gedichte uns vorführen, am liebſten aus dieſem reichen Stoffe wählten.

Ob es ein Troja gegeben und einen trojaniſchen Krieg? haben einige der Alten, vielleicht nur ſcherzend, bezweifelt, um dem Scharfſinne eine Uebung aufzugeben, ähnlich Denen welche der deklamirenden Jugend das Lob eines Phalaris und Buſiris, die Vertheidigung der Ungerechtigkeit und ähnlicher Dinge auferlegten; auch Neuere haben daſſelbe Thema im Ernſt ergriffen. Wenn aber Jenen das Verſchwinden aller Spuren der alten Städte doch einen Schein gibt, ſo ſcheint dagegen der „Zweifel an dem Daſein eines Homeros", beim erſten Hören, nur eine reine Geburt erhitzter Einbildungskraft zu ſein, da mehrere, von den Zeiten des grauſen Alterthums her bewunderte Werke ſo laut ſein Daſein verkündigen. Und doch iſt auch dieſe Meinung der Wahrheit befreundet; und es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß wie Herakles nicht der Name Eines Heroen war ſondern ein das Stärkſte und Furchtloſeſte bezeichnender Begriff, ſo auch Homeros nicht der Name Einer Perſon ſondern die Benennung einer ganzen Klaſſe von Dichtern geweſen, und daß die homeriſchen Geſänge nicht aus Einem Geiſte hervorgegangen ſondern verſchiedenen Dichtern ihren

Ursprung verdanken. Wie die griechische Poesie überhaupt, so scheinen auch diese Wunder der epischen Poesie allmählig erwachsen und durch mehrere verwandte Geister so fortgesetzt zu sein, bis endlich nach Vollendung des epischen Zeitraums die mannichfaltigen Theile zu Einem Ganzen gesammelt, geordnet, abgeglättet und in ihrer gegenwärtigen Gestalt zur Bewunderung der Mitwelt und der Nachwelt aufgestellt wurden.

Vergebens suchen wir also die Spuren von dem Leben des Einen Homer auf, die schon den Alten ein Räthsel waren; wir können hier nicht die Geschichte Eines Sängers sondern die des epischen Zeitraums überhaupt. Dieser begann gegen 1000 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung nach der Wanderung der Joner nach Asien, die hier einen Bund von zwölf Städten gründeten und in dem fruchtbaren Land, unter dem mildesten und heitersten Himmel einen neuen und schnelleren Lauf zu dem Ziele der Kultur begannen. Hier, wo ihnen die Reichthümer Asiens im Rücken lagen, wo ein hafenreiches Ufer die Fremden zu landen einlud und jede Bedingung zum Handel geboten war, entwickelte sich jeder Keim der Bildung, der in dem von Natur muntern, frohsinnigen und leichtbeweglichen Volke lag, in kürzerer Zeit. Das frohe, poetische, festliche Leben das schon vordem an den Höfen der Könige des Mutterlandes gepflegt worden, entwickelte sich noch reicher und üppiger in den Städten von Asien die dem Verkehr mit den Eingebornen des Landes eine festlichere Lebensart danken mochten, ohne daß sich in ihren Einwohnern der selbstständige hellenische Geist verlor, den vielmehr die republikanische

Verfassung — die, wie es scheint, in jenen Gegenden früh Wurzel schlug — stärkte und befestigte. Es ist sehr zu glauben daß sich in dem wohlhabenden, mit wetteifernden Städten besäten Lande die Feste vermehrt und also die feierlichen, begeisternden Veranlassungen zur Beförderung der Kunst, vornehmlich der Musik und Poesie, vermehrt haben werden. So geschah es daß hier zuerst die Muse der epischen Poesie in die Schranken trat und, mit dem jugendlichen Sinne der Zeit erfüllt die Wunderthaten der frühern Heldenepoche zum Erstaunen ihrer Hörer und der Nachwelt zur Freude sang.

In diesen Gegenden also und unter diesen Menschen soll Homeros, wer er auch immer war, das Licht der Welt erblickt haben: mehr ein Sohn der Musen als irdischer Eltern, und seiner Abkunft und ganzem Leben nach in so mystisches Dunkel gehüllt daß auch die Alten hierin ein Zeichen höherer Abkunft erkannten. Daher war es in mehreren Schulen eine ausgemachte Sache daß Homeros eine göttliche Natur empfangen und durch sie seine wunderbaren Lieder gedichtet habe: denn es sei unmöglich daß eine so würdevolle und süße Poesie anders habe entstehen können. Daher sei es auch allein zu erklären daß sie nicht nur die Hellenen so lange Zeit an Geist und Ohren gefesselt, sondern daß auch viele der Barbaren, welche andrer hellenischen Dinge nicht kundig sind, doch die Gedichte Homeros' kannten. Denn auch bei den Juden werde Homeros' Poesie gesungen, indem sie dieselbe in ihre eigne Sprache umgewandelt; und dieses Volk, welches die Gestirne des hellenischen Himmels nicht sehe, kenne die Leiden des Priamos', die Wehklagen der Hekabe

und Andromache, die Tugenden des Achilleus und Hektor. So viel habe die Musik eines von Gott begeisterten und mit einer dämonischen Natur begabten Mannes vermocht.

Sieben Städte stritten um die Ehre seines Besitzes; aber alle Wahrscheinlichkeit ist für Jonien, für Smyrna's Nähe. Vieles haben die Alten über die Person des Homeros gefabelt, über seine Reisen in allen Theilen der Welt — weil der lebendige Maler der Natur Alles selbst gesehen zu haben schien — und über seine Armuth, die ihn bettelnd von einem Fürstenhause zu dem andern getrieben habe. Bedeutend ist die Sage von seiner Blindheit, als ob das höchste innere, poetische Leben nur dann gedeihen könne wenn sich die Wirklichkeit dem leiblichen Auge verschleiert. In demselben Sinne zeigt uns die alte Welt die trefflichen Dichter, wenn ihre Lyrre *nach* geendigtem Gesange sich schließt oder wenn sie *vor* demselben stumm und in sich gekehrt, versunken in eine schönere Welt sind, die ihrem Inneren wie den Tiefen eines ruhigen See's entsprießt.

Von einer beträchtlichen Anzahl epischer Gedichte die Dieser und Jener als homerisch anführt, legte das Alterthum doch nur zwei, die Ilias und die Odyssee, dem Einen Homeros fast einstimmig bei: nicht aus historischen Gründen wie es scheint, sondern wegen ihrer höhern Vortrefflichkeit. Doch verkannten die Alten den Unterschied nicht welcher in dem Geiste, der Anlage und Ausführung beider herrschte; weshalb auch manche Kunstrichter die Odyssee dem Verfasser der Ilias absprachen, andere hingegen sich bemühten in dem verschiedenen Styl nur die Verschiedenheit der Bildung und des Alters ihres Urhe-

bers anzuerkennen —: wie denn Longinos, indem er die Odyſſee an Kraft weit hinter der Iliade fand, die letztere für das Werk der erſten jugendlichen Kraft des Dichters hielt, der hier wie die Sonne am Mittag brenne, während in der Odyſſee ſich die Redſeligkeit des fabelnden Alters offenbare, der ſinkenden Sonne vergleichbar, noch immer herrlich und groß, aber doch nur matte Strahlen verſendend.

Dieſe Gedichte, von ihrem Urheber nur mündlich mitgetheilt — obſchon keineswegs in improviſirendem Vortrag ausgeſprudelt, wie Manche gemeint haben, ſondern mit tiefer Beſonnenheit im Innerſten der Seele empfangen und künſtleriſch ausgebildet — wurden auch von Mund zu Mund fortgepflanzt und erfüllten Jahrhunderte hindurch ihre Beſtimmung, durch das Ohr die Gemüther zu entzücken. Von Rhapſoden fortgeſungen, erhielten ſie ſich auf den Küſten von Aſien und den benachbarten Inſeln, wo ſie Lykurgos in einer Schule von Homeriden kennen lernte und als ein erfreuliches Geſchenk ſeinem Vaterlande brachte. Doch nicht eher ſcheint ihre Kenntniß in Hellas allgemein verbreitet zu ſein, als bis Peiſiſtratos und Solon das Zerſtreute vereinigten und das ganze wunderbare Gebäu in ſeiner vollen Glorie herſtellten. Denn da die Rhapſodieen dieſer Gedichte einzeln geſungen zu werden pflegten, und eine Menge einzelner Epiſoden der trojaniſchen Geſchichten und der Irren des Odyſſeus im Umlauf waren, traf Solon die Einrichtung daß an den Panathenäen mehrere Rhapſoden dieſe Stücke in einer zuſammenhängenden Ordnung nach einander ſangen, und ſo Das was dem Inhalte nach Eines ſchien

auch als Eines mitgetheilt wurde. Ob nun Solon hierbei vielleicht eine in Aſien herrſchende Sitte in ſeinem Vaterlande eingeführt, oder, ſelbſt ein Dichter, die Idee eines epiſchen Ganzen zuerſt in dieſen Bruchſtücken dargeſtellt habe, iſt unbekannt; aber ſein Streben nach Vereinigung des Zerſtreuten mag den jüngern Peiſiſtratos, ein für das Schöne nicht unempfängliches Gemüth, zuerſt bewogen haben, durch Schrift zu feſſeln, was bisher nur dem Gedächtniß anvertraut war. Und nach dieſem erſten Verſuche ſcheint die weitere Ausbildung dieſer Gedichte immer weiter fortgeſchritten zu ſein, bis ſie allmählig in ihren kleinſten Theilen durch die Kritik bearbeitet, die Geſtalt gewannen, in der ſie uns jetzt noch erfreuen.

Gleichwohl hörte der Gebrauch der mündlichen Mittheilung auch dann noch nicht auf, und bis in die Zeiten des Sokrates hinauf blieb es gewöhnliche Sitte, die homeriſchen Gedichte abzuſingen. Groß und allgemein verbreitet war ihr Ruhm in allen Theilen von Griechenland. Sie wurden die Grundlage des jugendlichen Unterrichts, und als die Urquellen aller Art von Kenntniß, als ein Inbegriff der älteſten Geſchichte und Geographie, der Religion und Philoſophie angeſehn, und auf das Mannigfaltigſte ausgedeutet. Aller Wiſſenſchaft und Weisheit Samen fand man im Homeros; ſein Zeugniß wird überall geſucht und als der Ausſpruch einer höhern Natur geehrt. Und da auch manche Sekten der Philoſophie die Poeſie für die älteſte Philoſophie hielten, ſo waren ihnen Homeros' Worte durchaus bedeutend und ſie ſuchten in ſeinen ſinnlichen Dichtungen einen höhern Sinn und den verſchleierten Ausdruck höherer Wahrheiten. Nicht minder

haben diese Werke auf die Bildung der Poesie gewirkt. Die homerische Sprache hat das ganze Gefilde der Poesie so reichlich befruchtet daß aus ihm die lyrische und tragische Sprache hat erwachsen können, und auch in ihrer vollendeten Bildung schmückt sich die Dichtkunst gern mit Blüthen der alten homerischen Welt. Aus den homerischen Gedichten schöpfte die Tragödie ihren Stoff. Aeschylos nannte seine Trauerspiele mit rühmlicher Bescheidenheit die Ueberbleibsel von dem reichen Mahle Homeros', und Sophokles nannte sich den Schüler des ionischen Heldensängers.

Es läßt sich schon hieraus abnehmen, wie ganz anders Homeros auf die Griechen gewirkt hat denn auf uns. Aber auch jetzt noch, da die lebendigen Töne seiner musikalischen Sprache verhallt sind, — da die persönliche Theilnahme der Geschlechter deren Abkunft, Ruhm und Thaten er sang, erloschen ist, und der Ruhm der Nation, der er in dem ersten kräftigen Aufblühn ihres Heldenthums sang, uns gleichgültig läßt, — da wir nicht mehr an das Dasein seiner Götter glauben und seine mannichfaltigen Fabeln uns nur als Das erscheinen, was sie sind: anmuthige Blumen eines kindlichen Gemüths: — auch jetzt noch erfreuen uns diese Werke, obschon losgerissen von dem Boden der ihnen eine ewigfrische Jugendkraft zuwuchs, vielleicht noch mit einer reineren Freude und erfüllen uns vielleicht mit einer noch aufrichtigeren Bewunderung als die sie bei den Hellenen genoß.

Das was die griechische Poesie überhaupt vor der modernen Kunst auszeichnet und ihr eben als Kunst einen so hohen Rang gibt: die gestaltvolle Lebens-

digkeit mit gehaltreicher Tiefe, hoher Ruhe und weiser Besonnenheit vereinigt, ist auch das Abzeichen der homerischen Poesie in einem ganz vorzüglichen Grade. Unerschöpflich ist der Reichthum der Welt die Homer vor unsern Augen vorüberführt, mit allen ihren verschiedenen Ständen und allen Verhältnissen und Arten des Lebens. Die Werke des Kriegs und des Friedens, die Geschäfte des Landmanns und des Künstlers, die Feste der Götter und der Könige, die Armuth der Niedrigsten wieder Glanz der Reichsten und Vornehmsten: Alles ist hier mit gleicher Lebendigkeit, mit den bestimmtesten Umrissen und den einfachsten, aber kräftigsten Farben geschildert. Obgleich nun aber in beiden Gedichten die höchste Bewegung und die lebendigste, regste Sinnlichkeit herrscht, so erscheint doch der Dichter selbst in stiller Ruhe, wie eine beschauende Gottheit schwebend über der bewegten und stürmenden Welt. Wie von einem ätherischen, unerschütterten Throne herab fasst er Alles mit gleicher Liebe auf, nimmt jede Gestalt rein und treu in sich auf und spiegelt sie aus seinem Innern mit gleicher Treue und Klarheit aber mit höherem Glanze zurück. Wie ein breiter, tiefer und stiller Fluß strömt sein Werk dahin, und aus der spiegelnden Fluth lacht die mannichfaltigste Natur der reichen Ufer uns an. Nirgends sehen wir seinen Geist in des Schaffens Unruhe begriffen: der Kampf der streitenden Elemente ist geschlichtet, das Chaos ist umgestaltet zur Welt, der Schöpfer ruht und erfreut sich des gelungenen Werks und seiner stillen Vollendung. Und wie die Natur jedes ihrer Wesen mit gleicher Liebe umfaßt und jedes nach seiner Art ausstattet und für seine Stelle tauglich schafft,

so hat sich auch dieser wunderbare Dichter mit so ungetheilter und allgemeiner Liebe in sein Werk versenkt daß er jeden Theil nach seiner Würde, mit kindlicher Vergessenheit alles Uebrigen, liebend entfaltet und das Geringste wie das Höchste mit dem Gewande des angemessensten Ausdrucks umkleidet. Aus jener kindlichen Beschauung der wirklichen Welt und der liebenden Ausbildung der innern, die sich aus jenem Stoff frei gestaltete, ging das schöne und mit Recht bewunderte Selbstvergessen hervor, das in den Werken Homeros' ebenso einzig als charakteristisch ist. Wir sehen das geschaffene Werk, aber sein Schöpfer entzieht sich dem Blick. Und so sehr beschäftigt uns diese poetische Welt daß wir der Macht vergessen, die sie in die Wirklichkeit gerufen hat; und eben dieses Vergessen ist ihr höchster Triumph. Als einen Zug hoher Bescheidenheit bemerkten die Alten mit Bewunderung daß das homerische Epos auch nicht Eine Spur von seinem Urheber zeige; aber nicht Bescheidenheit war es, sondern Liebe zu dem Werke, dem Geschöpf seines besseren Theils, in welcher die Erinnerung an sein eignes Ich unterging. Und wie es ein sehr zweideutiges Lob eines poetischen Werkes ist daß es immer von Neuem zur Bewunderung seines Urhebers reize, so ist das höchste Lob der homerischen Epopöe, daß man den Urheber über dem Werke vergessen hat.

Aus dieser nemlichen Quelle entspringt die bewunderte Einfalt der homerischen Poesie die in nichts Anderm besteht, als in der Anspruchlosigkeit, mit der sich dieses reiche Leben, als ob es ein Wirkliches sei, vor unsern Augen entfaltet. Alles geschieht nicht anders als ob es

geschehen müßte, und ohne Vorbereitung und Ankündigung, ohne spannende Erwartung und Ueberraschung trägt sich auch das Wunderbarste natürlich zu und nimmt den Glauben des Lesers gefangen. Dieser Glaube aber wird ganz vorzüglich durch die Wahrheit und plastische Rundung der dargestellten Welt bekräftigt. Jede der Gestalten, die vor unsre Augen tritt um die Scene mit bedeutender Handlung zu füllen oder auch nur als flüchtiges Nebenwerk vorüberzuziehen, hat ihr bestimmtes und eigenthümliches Gepräg, so daß man nicht mit Unrecht gesagt hat, Jeder könne auch ohne Nennung seines Namens aus seinen Reden erkannt werden. Dieser Reichthum des Charakteristischen aber ist um desto bewundernswürdiger, je gleichförmiger im Ganzen die Grundlage der Charaktere ist; denn fast alle sind auf Heldenmüthigkeit gebaut, mit mannichfaltiger Beimischung, bald der Bescheidenheit, bald der Großmuth, bald der Weisheit und Erfahrung, bald der schlauen Verschlagenheit, bald des rohen Uebermuths. Nicht minder reich an eigenthümlicher Gestaltung ist sein Olymp, der schönere Widerschein seiner irdischen Welt, und es ist nicht unwahrscheinlich daß die scharf bestimmten Gestalten der alten Götter, wie sie in den Zeiten der vollendeten Kunst gebildet wurden, aus der Idee der homerischen Darstellungen genommen worden. Aber nicht das Menschliche und Göttliche nur, jeder Gegenstand seiner Welt ist auf gleiche Weise behandelt. Jedes einzelne Glied des Ganzen ist einer vollen Blüthe ähnlich, die sich frei entwickelt und zur Einheit geschlossen zu haben scheint. Jedes Gleichniß ist ein Gemälde, und zugleich

doch ächt episch, das heißt fortschreitend und belebt. Auch in der Darstellung großer und verworrener Scenen ist Homeros ein wunderbarer Maler, indem er immer von dem Ganzen auf das Einzelne und von diesem wiederum auf jenes zurückführt, alle Sinne beschäftigt und durch den beständigen Wechsel ausgebreiteter Scenen und beschränkter Bilder die höchste Anschaulichkeit hervorbringt.

Wie aber die vollendetste Kunst in Bildsäulen und Gemälden doch dem Gemüthe todt und unbeseelt scheint, wenn sie kein sittliches Leben durchdringt, so empfängt auch die homerische Poesie ihr höchstes Interesse aus dem milden, sittlichen Geist, der ihr zum Grunde liegt: einem klaren Aether vergleichbar, auf dem sich eine reiche und schöne Natur reflektirt. Ganz irrig haben ihn Einige als den Erzähler einer halb wilden Menschheit betrachtet, ihn, der nie das Rohe billigt, ja es nur in Kyklopen und ähnlichen Ungethümen zeigt. Zwar hat er seine Helden nicht als fehlerfreie Muster der Vortrefflichkeit aufstellen wollen und können; ihre Kraft äußert sich oft in heftiger Leidenschaft und wildem Ungestüm welcher die Schranken des Rechtes verkennt und umstößt; aber der Frevel, den sie in ihrer Heftigkeit üben, wird nie als Recht sondern immer mit Mißbilligung und als ein Uebel vorgestellt. So ist der ganze Inhalt der Ilias sittlich, indem alle Leiden der Achäer aus dem frevelnden Uebermuthe Eines Mannes abgeleitet sind, dem des Achilleus gerechter Stolz gegenübersteht. Heftig tadeln Alle das Verfahren des Königs, und er selbst zuletzt am Heftigsten, wo des Heeres Unfälle und die eigne Schmach ihn mit bitterer Reue erfüllen und zu jeder Buße bereit

machen. In den meisten andern seiner Helden paart sich die größte physische Kraft mit der sittlichsten, und das Abzeichen der hellenischen Natur, das Nicht-Zuviel, die Vereinigung der Kraft mit der Mäßigung, ist auch diesen Heldenseelen aufgedrückt. Achilleus selbst, obschon die jugendliche Hitze bei ihm heftiger tobt und wildere Wellen wirft: wie bezwingt er sein eignes Gemüth nach der schweren Beleidigung, selbst nach dem Raub der Briseis? nicht anders als durch Entfernung von dem Mann, der so hart und unbesonnen den Tapfersten seines Heeres beschimpft! Aber er, der jede gebotene Genugthuung mit tiefem Unmuth verwirft und zufrieden mit der Genugthuung, die ihm die Götter selbst gegeben haben, in Phthia begrüßt, wo ihm ein längeres und harmloses Leben winkt, vergißt, — als der Tod seines Freundes sein innerstes Gemüth erregt, — Zorn und Unmuth und die Hoffnung des längeren Lebens, versöhnt sich mit dem Gegner und läßt den lang zurückgehaltenen Flammen freien Lauf. Da kennt er keine Mäßigung mehr als es den Freund zu rächen gilt; als aber die Rache gestillt ist in dem Blute des Feindes, als nur die Trauer allein noch über den Verlust des Freundes in seinem Herzen tobt, naht ihm Priamos in tiefer Nacht und berührt flehend die Hände und das Knie des Schrecklichen und bietet ein Lösegeld für den Leichnam des Sohns. Da ergriff den Helden bei dem Anblick des greisen Königs Erinnerung und Sehnsucht nach dem eignen Vater; er faßt ihn sanft bei der Hand, drängt ihn zurück und weint laut, theils um den Vater, den er nicht wieder sehen sollte, theils um des Freundes Verlust; dann hebt

er den Alten auf voll Mitleids und bejammert dessen Schicksal, das ihn noch zuletzt zu den Füßen des Mannes führe der ihm so viele und tapfere Söhne erschlagen. Und als er ihm des Sohnes Leichnam zurückgibt, wendet er sich mit zarter Bedenklichkeit zu dem todten Freunde, daß er nicht in der Unterwelt zürnen möge wenn er des Leichnams Rückgabe höre; bewirthet dann den König, bereitet ihm ein Lager in seinem Gezelt und verheißt der Stadt Ruhe, bis Hektor's Leiche bestattet sei. So mild und zartfühlend ist der furchtbare Mann und so ragt er vor Allen nicht nur an Heldentugend sondern an schöner Menschlichkeit hervor.

Homeros' Sprache, um auch noch hiervon ein Wort zu sagen, ist für den epischen Zweck die vollkommenste: reich an sinnlichen und bedeutsamen Wörtern, voll Anmuth und Zartheit, leicht beflügelt, tonreich, und so wie die Poesie der damaligen Zeit, noch keinem strengen Gesetz unterthan. Mit ihren häufigen Zusammenziehungen und Auflösungen bewegt sie sich ungezwungen in den vorgeschriebenen Schranken: das Wesen des Epos in ihrer Art ebenso versinnlichend wie der Hexameter, welcher das eigenthümliche Versmaß des epischen Gedichtes ist. Denn dieses Sylbenmaß hat die größte Beharrlichkeit, die vollkommenste Gleichmäßigkeit und den stärksten Schwung. Seine Bewegung erlaubt die größte Mannichfaltigkeit. Er hat die Freiheit, zwischen den verschiedensten Mischungen von der raschesten Leichtigkeit bis zur langsamsten Schwere zu wechseln. Er allein weiß sich, wie die epische Dichtart selbst, allen Gegenständen anzuschmiegen, und da er die mannichfaltigsten Abschnitte und

periodischen Verbindungen zuläßt, so stellt er das Epos selbst dar, das aus einer Menge einzelner Glieder von mannichfaltiger Gestaltung, Länge und Ausbildung harmonisch erwächst.

Der Schwung der homerischen Poesie und ihr geistreiches Leben erfüllte die hellenische Welt einige Jahrhunderte hindurch, und in allen Zeiten blieb der homerisch-ionische Styl der Epopöe als Eigenthum. So lange die Kinderzeit der Hellenen dauerte, war auch, wie es scheint, die Epopöe die einzige Gattung, die sie beschäftigte, und Alles, was ihre Gemüther poetisch anregte, ward dem Epos verähnlicht. So waren die Hymnen auf die Götter in Form und Inhalt episch: ganz verschieden von denen, welche die spätere lyrische Zeit schuf, und jenen Erzeugnissen der Mysterien, die, wie die dem alten Orpheus fälschlich beigelegten, aus Beiwörtern zusammengefügt, nicht sowohl Poesie, als ein religiöses Seufzen nach Takt und Sylbenmaaß sind.

Allmählig aber entartete auch der epische Styl. Was ursprünglich lebendiger Nationalgesang gewesen war, wurde allmählig eine erlernbare Uebung, und an die Stelle tiefer poetischer Begeisterung trat das flache Interesse der geschichtlichen Ueberlieferung. Fast aller merkwürdigen Sagen der alten Fabelzeit bemächtigten sich die existirenden Verskünstler, und es entstanden Herakleen, Thebaiden, Argonautika und trojanische Gedichte, die den ganzen Umfang der alten Sagen erschöpften: zum Theil sehr große und weitläufige Werke (und meist wohl die Arbeit mehrerer Verfasser), die unter dem Namen der kyklischen Gedichte mehr ein historisches als poetisches

Ansehn genossen. In ihnen waren die Formen und Wendungen der homerischen Sprache bis zum Ueberdruß verbraucht, aber kein lebendiger Geist beseelte die Form, und unter der Masse des Erlernten erstarb das Genie. Aus ihnen haben die Tragiker, die Mythologen und die Grammatiker häufig geschöpft, und sie wurden eine Quelle der Gelehrsamkeit für die spätere Epoche, indem sie theils selbst, theils aus alten Sagen geschöpft, theils die Andeutungen der homerischen Gedichte benutzt und ausgesponnen hatten.

Eine andere Gestalt als auf Asien's Küsten gewann die Poesie in dem eigentlichen Griechenland, wo sich, wie es scheint, die Menschheit minder leicht und glücklich entfaltete. Hier in den beschränkten Grenzen, in einer weniger üppigen Natur und oft mit der Unfruchtbarkeit des Bodens kämpfend, ward durch die langdauernden Wanderungen der Völkerstämme und die dadurch veranlaßte Auflösung der politischen Bande ein unruhiges und wüstes Leben erzeugt, das dem Dichter, wo ihn etwa der Zufall geboren werden ließ, nicht erlaubte, in der heitern Welt des Heldenalters ergötzlich zu spielen, sondern ihn vielmehr in das praktische Leben trieb und ihn aufforderte, die ihm von den Göttern verliehenen Gaben zur Belehrung, Warnung und zum Tadel der Zeitgenossen anzuwenden.

Die Beschaffenheit dieser Zeit, über welche die Geschichte schweigt, kann eben nur aus den hesiodischen Gedichten erkannt werden. Hier ist die Heiterkeit der

heroischen Welt und die gemüthvolle Ruhe verschwunden die auf der homerischen Schöpfung ruht. Oft wild, meist düster und abentheuerlich, erfreut sich hier die Phantasie an dem Ungeheuren und Gräßlichen. Ohn' Unterlaß empört die Verworrenheit und das Verderben der menschlichen Gesellschaft des Dichters Gemüth, und wie die Erde ein Schauplatz der Zerstörung und des sittlichen Mißklangs ist, so ist auch der Himmel und das Leben der Götter, ursprünglich dem Genuß einer seligen Ruhe bestimmt, voll Verwüstung und Zwietracht: ein schwankendes Reich des Aufruhrs und das Ziel schwerer Befehdungen.

Hesiodos, welcher allein dieses ganze Zeitalter repräsentirt, stammte aus einer äolischen Stadt auf der Küste Asien's; aber Dios, sein Vater, verließ Kumä, um an dem Fuße des Helikon in Askra zu wohnen, wo dem Knaben, als er die Heerden des Vaters weidete, der Chor der Musen erschien und ihn mit dargebotenem Lorbeerzweig zum Dichter weihte. Auch sein Zeitalter schwankte, wie die Lebenszeit Homeros', und Einige wähnten, er sei älter als dieser weil sie ihn irrig für den Schöpfer des Götterglaubens hielten, der im Homeros schon so fest und allgemein anerkannt steht. Lauter und bestimmter als alle diese unsichern Vermuthungen der alten Schriftsteller spricht die Art seiner Poesie für eine jüngere Zeit, so wie die Ausartung des epischen Styls, der sich schon zum lyrischen neigt, und die Mythologie, die nicht entstehend und aufkeimend sondern vollendet und wählend bei ihm erscheint. Daher darf uns auch eine Sage der böotischen Eitelkeit nicht irre machen, die ihren Hesiodos

als Sieger über Homeros bei einem poetischen Wettstreit in Chalkis an dem Grabe des Amphidamas rühmte und sogar auf dem Helikon als Denkmal jener Begebenheit einen Tripus, den Lohn des Siegers, zu zeigen pflegte.

Genau und scharf unterscheidet sich der hesiodische Charakter von dem homerischen durch seine Neigung nach dem Abenteuerlichen, Heftigen und Lehrenden. Man muß aber zwei Hauptgattungen der hesiodischen Poesie unterscheiden: die genealogische und ökonomische, obgleich sie denselben Geist athmen und sich in mehrern Punkten berühren und einigen. Denn wie die genealogische Gattung die Gelegenheit sucht, die Verderbniß der Menschheit anzuklagen, so sucht die ökonomische den mythologischen Stoff mit Liebe auf. Es ist aber überaus wahrscheinlich, daß nicht Alles was im hesiodischen Styl gedichtet worden, vom Hesiodos herrührte, so wie nicht alles Homeridische vom Homeros. Vielmehr scheint dieser Styl auch ein ganzes Zeitalter zu erfüllen, dessen Produkte dann das unkritische Alterthum dem Einen beilegte, der entweder als erster Urheber, oder, weil er am Vorzüglichsten mit Dichtergaben gerüstet war, vor den Andern am meisten hervorragte.

Aus der Masse der hesiodischen Gedichte sonderten die Böoter die Werke und Tage als das einzige ächte Werk des Hesiodos aus und zeigten sogar eine kleinere Tafel vor, auf welcher in verwischten Zügen die Spuren davon zu erkennen sein sollten. Die Veranlassung zu diesem Werke war ein häuslicher Zwist. Ungerechte Richter hatten Hesiodos' Vermögen seinem Bruder Perses,

der mit ihm ein gleiches Erbe empfangen hatte, zugesprochen; aber der kleine Rest seiner Habe gedieh in Hesiodos' Händen, während Perses, ein schlechter Bewirthschafter seines größeren Gutes, bald wieder in Dürftigkeit sank. Daß er nun nicht noch einmal bei der Ungerechtigkeit Zuflucht suche, warnt ihn der redliche Bruder in diesem Gedicht, das, indem es sich zunächst an Perses und die ungerechten Richter wendet, zugleich die schlimmen Sitten der Zeit, den Mißbrauch der Gewalt und die übeln Folgen der Ungerechtigkeit strafend rügt. Mannichfaltige Fabeln mischen sich hier mit der Lehre, die sich zuletzt ganz in ökonomischen Vorschriften verliert und mit einem Verzeichniß glücklicher und unglücklicher Tage schließt.

Unstreitig ist dieses Gedicht alt und unter den hesiodischen das älteste. Dafür bürgt die ganze Darstellung des Lebens in seiner engen Beschränkung, und des kindlichen Geistes selbst in der wüsten Verworrenheit: Eigenschaften, die, von dem poetischen Werth dieser Gedichte abgesehen, auch bei dem neuern Leser eines tiefen Eindrucks nicht verfehlen können. Aber doch sprechen sie uns ganz anders als die Homerischen an. Vieles steht darin schön und kräftig da; aber das Schöne steht einzeln und kein Band des Reizes führt uns durch das Ganze hin, dessen Theile meist hart verbunden, ja, (zum Theil wohl in Folge der gewaltsamen Veränderungen, welche sie schon im Alterthum erfahren), ohne allen Zusammenhang neben einander stehn. Die Alten rühmten indeß an diesem Gedichte die Weichheit der Sprache und zeichneten es deshalb als ein Muster des mittlern

Vortrages aus, in welchem Gleichheit, Wahrheit und Eigenthümlichkeit des Ausdrucks herrschen soll.

Die Echtheit der zweiten hesiodischen Dichtung, der Theogonie, in ihrer jetzigen Gestalt war auch dem Alterthum schon zweifelhaft; gewiß sind ihr manche fremdartige Stücke angesetzt. Das Ganze gleicht einem Auszug aus ältern Gedichten und ist daher bald eine trockene Genealogie, bald eine ausführliche Geschichte der Thaten der Götter; ungleich in seinen Elementen und ohne den Anschein eines andern Bestrebens als das, kühne und furchtbare Dichtungen zu häufen, und in der Darstellung von Götterkämpfen und wilden Gigantenstürmen die ungebändigte Kraft der dämonischen Natur darzustellen. Spätere Dichter haben dieses Werk, wahrscheinlich in demselben Styl und Geist fortgesetzt; an die Erzeugungen der Götter knüpften sich die Erzeugungen der Heroen, in denen sich göttliches Blut mit dem sterblichen mischte, und das Verzeichniß heroischer Weiber, von dem ein Theil den Namen der großen *Ἠοῖαι* führte. Ein Bruchstück hiervon könnte das Schild des Herakles gewesen sein: eine nüchterne Nachbildung des homerischen Schildes, aber in hesiodischem Styl und in Zeugungs- und Kunstgeschichte zerfallend.

Als sich in späterer Zeit aus langer Gährung und gewiß nicht ohne vielfältigen Kampf die republikanische Verfassung entwickelte, nahm auch die Poesie einen neuen Schwung. In dem Streben nach Freiheit und eignen Rechten trat das Individuum stärker hervor; die Jüng-

lingskraft des Volkes erwachte, und eine andre Welt that sich ihm auf. Die erste frische Begier nach dem Wunderbaren war in dem Zeitalter der Kindheit gestillt, und die Poesie, die in dem Epos, nur nach Außen gekehrt, in das Weite gestrebt hatte, senkte sich jetzt in die Tiefe des Menschen hinab und stieg aus ihr wiederum in einer zartern Gestalt als ein wunderbares Abbild seiner innersten Natur und als ein harmonisches Organ seiner tiefsten und seligsten Empfindungen herauf. Wenn sich auf der ersten Entwickelungsstufe der Poesie der Dichter in dem darzustellenden Gegenstande verlor, so kehrt er nun, stärker in seinem Innern erregt, auf sich selbst zurück, um die Wunder seiner eignen Natur und das geistige Leben der Menschheit zum Objekt seiner Darstellung zu machen. So ging auch hier die Kunst den natürlichen Gang ihrer Entwickelung; und wie der gesunde und frische Sinn des Kindes zuerst die Außenwelt mit lebendigem Interesse ergreift und in der Herrlichkeit äußerer Erscheinungen sich selbst vergißt, der Jüngling aber durch die Umwandlung seiner Natur in sich versinkt und aus dem Traum der Außenwelt erwacht, so geht auch die lyrische Poesie von Dem was als Gestalt und Begebenheit die Sinne bewegt, zu der höhern Natur des Geistes über und enthüllt, die Epik verlassend, die Wunder der göttlichen Natur, die in dem Menschen sich regt, mit tieferer Bedeutsamkeit in gedrängterer Kraft und mit höherem Wohllaut.

In dieser Zeit also, beinah sieben Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, begann die Epoche der Lyrik auf den Küsten von Asien und den benachbarten Inseln.

Das Leben trat in einem höhern Styl hervor und mischte sich kräftiger mit der Kunst, die jetzt zuerst sein lebendiges Organ ward. In regerer Wirksamkeit entfaltet sich in den jugendlichen Staaten jede menschliche Kraft, und aus dem reichbefruchteten Boden sprießen die mannichfaltigsten Blüthen der Lyrik auf, welche die verschiedenen Regungen des Gemüths und seine unendlichen Laute ergriff und in den mannichfaltigsten Formen den Musen widmete. Was sonst nur als That die Dichtkunst beschäftigt hatte, ward jetzt als Empfindung ihr Werk, und der kühne Heldensinn, die Begeisterung der Liebe, die Ehrfurcht gegen die Götter, die Liebe des Vaterlandes, der Eifer für die Freiheit und der Haß der Tyrannen tönte jetzt in seelenvollen Liedern zu den mannichfaltigsten Werkzeugen der Musik, welche die angeregte Erfindsamkeit immer vermehrte und vervollkommnete.

Mit welcher Begeisterung aber auch diese Gattung der Poesie aufgenommen worden, und wie groß ihre Wirkung auf das reizbare und empfängliche Volk gewesen, erhellt aus der Achtung in welcher die lyrischen Dichter bei ihren Zeitgenossen standen, aus dem Eifer mit welchem sich die Häupter der Staaten und ganze Völker um ihr Lob bewarben, aus der Aufmerksamkeit endlich welche die Gesetzgeber der Lyrik schenkten. Ruhm und Reichthum krönten diese Dichter; die Städte nahmen sie zu Gastfreunden auf, und die Gesetze bestimmten die Tonarten, die sie beim öffentlichen Gebrauche anwenden sollten. Auch die Götter erhöhten ihr Lob, und die Orakel rühmten sie als die Diener und Dolmetscher der Himm-

lischen, als die Verkündiger ihres Ruhms und die Urheber der schönsten Verherrlichung bei Festen und Spielen.

Der älteste dieser Dichter war Archilochos der Parier, ein Zeitgenosse des Romulus, berühmt durch seine furchtbaren Jamben und als der Homeros der Lyrik bewundert. Die Kraft seiner Gedichte beurkundete ihre Wirkung, daher die Alten sagen, Archilochos habe zuerst die Musen bewaffnet und den Helikon mit Blut befleckt. Er selbst ward umgebracht, und als sein Mörder zu Delphi ein Orakel verlangte, verwies ihn der Gott aus dem Tempel, weil er seinen Diener getödtet habe. Archilochos war der älteste Dichter, der den kürzern Vers mit dem längern, den Pentameter mit dem heroischen Vers, sicherlich für den elegischen Gebrauch, verband. Das letztere Sylbenmaaß eignete sich in der Folge die Elegie an, die ursprünglich einen heftigen und kriegerischen Geist athmete aber späterhin sich der wehmüthigen oder stillen Betrachtung des Lebens und seiner mannichfaltigen Erscheinungen widmete. Nichts kann diesem Charakter mehr angemessen sein als ein Sylbenmaaß, das wie ein Nachen auf sanftbewegtem Wasser schwebt, immer von neuem angeregt und wieder zur Ruhe herabsinkt. Jedes Gefühl das aus der Betrachtung hervorgeht und sich durch immer erneute Beschauung nährt, — wie die sehnende und befriedigte Liebe, die stille Freude, innige, aber gemäßigte Traurigkeit, süße Wehmuth — sprechen sich in diesem Sylbenmaße am Vollkommensten und Lebendigsten aus. Die Erfindung dieser Dichtungsart legen die Alten dem Mimnermos aus Kolophon bei, der sie (etwa 630 J. v. Chr.) den Klagen der Liebe und vergänglicher Lebens-

freuden widmete, während vorher (etwa 680 J. v. Chr.) Tyrtäos das elegische Sylbenmaaß zur Erweckung kriegerischer Lust gebraucht hatte.

Mehrere der gepriesensten Lyriker haben auf Lesbos geblüht. Hierher schwamm des Orpheus Haupt, als ihn thrakische Mänaden zerrissen hatten, den Hebros hinab mit seiner Leier vereint und landete tönend an den Ufern dieses Eilandes, welches dadurch zu einem Garten und Heiligthum der Dichtkunst geweiht ward. Hier blühte Arion, berühmt durch seine wunderbare Rettung und durch seine Dithyramben: ohne Zweifel die vollendetste Gattung der Lyrik, welche die mächtigsten und mannichfaltigsten Rhythmen mit der tiefsten Begeisterung verband. Hier sang Alkäos und züchtigte in männlichen Liedern die Tyrannen seines Vaterlandes, und die begeisterte Sappho, die zehnte Muse, in deren Liedern die Alten die Fülle der tiefsten Leidenschaft und einer wunderbar mächtigen, zarten und seelenvollen Sprache bewundern.

Das Ende des lyrischen Zeitraums wird durch die berühmten Namen eines Anakreon, Simonides und Pindaros geschmückt. Der Erste, ein Zeitgenosse des Hipparchos, (um 530 vor Chr.), berühmt durch die Heiterkeit eines genußvollen Alters das er mit den Rosen der Liebe und Dichtkunst schmückte, hat uns nur einige Bruchstücke hinterlassen voll Fröhlichkeit und kunstloser Weichheit, auch Tiefe des Gefühls; nur urtheile man nicht nach den unter seinem Namen uns überlieferten Gedichten einer viel spätern Zeit. — Simonides, der Freund des Hiero und der ersten Männer seiner Zeit, der Erfinder der Gedächtnißkunst, und nicht minder we-

gen seiner Weisheit und seines Witzes als durch die Gaben der Musen berühmt, weihte die Poesie vornämlich dem öffentlichen Leben, dem Ruhme schöner Thaten, den Siegen in feierlichen Spielen und dem Preise der Götter. Auch wird die Innigkeit und schöne Vollendung der Sprache seiner Trauergesänge von den Alten hochgerühmt.

Der verderbliche Ulustern, welcher über den Werken des lyrischen Zeitalters gewaltet und sie uns bis auf wenige Bruchstücke entrissen, hat doch den letzten von allen und vielleicht den würdigsten einiger Maßen verschont. Pindaros, der Stolz von Theben, und mehr als irgend ein anderer Dichter, ein frommer Diener der Musen, muß uns selbst in den verhältnißmäßig wenigen Ueberresten, die wir von ihm haben, trösten für Das, was die Fluthen der Zeit in das Meer der Vergessenheit hinabgespült haben. Sein Leben war wie seine Werke fromm und wunderbar. Sein Geburtsort war Kynoskephalä in Böotien. Da er während der pythischen Spiele das Licht der Welt erblickt hatte, betrachtete er dies, als er späterhin seinen Beruf zur Dichtkunst fühlte, als eine Vorbedeutung und weihte dem Dienste des pythischen Apollo seinen Gesang, weshalb er sich jedesmal bei den Spielen des Gottes einfand, wo ihm in dem Tempel ein Sessel bereitet war, auf welchem sitzend er seine Päane sang, und dieser wurde noch in später Zeit mit Ehrfurcht und Andacht den Reisenden gezeigt. Dankbar schenkte ihm der Gott einen Theil der Erstlinge, die ihm an seinem Feste dargebracht worden, und diese wurden ihm nach Theben gesandt, auch wenn

er nicht selbst erschien. — Früh verkündigten, wie man erzählt, untrügliche Vorbedeutungen die Bestimmung des Knaben. Denn als er einstmals am Wege schlummerte, sammelten sich Bienen auf seinen Lippen, welches auf die Süßigkeit seiner Gesänge gedeutet ward. Die vorzüglichsten Flötenspieler und Dichter unterrichteten ihn, auch die berühmte Korinna, die ihren Schüler öffentlich in einem Wettstreit besiegte, aber ihn die Kunst lehrte durch einen weisen Gebrauch seiner Kraft über alle Andern obzusiegen. Staaten und Könige begehrten seine Siegeslieder, und es war keine der höhern Gottheiten, die der fromme Dichter nicht gefeiert hätte. Dieser fromme Sinn strahlt aus seinen Werken und seinem Leben hervor, und oft wähnte er mit erfreulicher Täuschung die Stimme des Pan zu vernehmen, den er nebst der Rhea in einem Tempel seines Hauses verehrte und der auf einsamen Bergen die Hymnen wiederholte, die ihm sein frommer Schützling gesungen hatte. Ihn ehrte der weise Hiero, der König von Syrakus, und Alexander, Amyntas' Sohn, König von Makedonien, der, durch den Namen des Griechenfreundes ausgezeichnet, seine Wagen zu der olympischen Rennbahn sandte und sie mit der Palme des Sieges geschmückt zurückkehren sah. Als daher Alexander der Große Theben mit nichtverschonender Wuth zerstörte, gebot er das Haus des Pindaros unverletzt zu erhalten, weil er den Sieg seines Ahnherrn (etwa 170 J. vorher) durch seine Hymnen verherrlicht hatte. Als Pindaros Athen mit dem Beinamen des „reichen" ehrte und es, nach den Siegen über die persischen Flotten, als die Stütze von Griechenland pries, zürnten

ihm seine eifersüchtigen Landsleute, — die wie Polybios sagt durch sein Ansehn bewogen, auf Persiens Seite getreten waren — und straften ihn an Geld. Die Athener aber ersetzten ihm die Strafe zwiefach und errichteten ihm ein ehernes Bild, welches den Dichter sitzend, mit einer Leier, einem zusammengerollten Buche und sein Haupt mit einer Binde geschmückt vorstellte.

Pindaros' Leben ging unter, wie sich ein mildes Gestirn in die Schatten der Nacht taucht. Kurz vor seinem Tode, erzählen die Alten, sei ihm im Traum Persephone erschienen, mit dem Vorwurfe, daß er sie unter allen Göttern allein nicht besungen habe; aber er werde es thun wenn er bei ihr sei. Wenige Tage hernach schlief er in einem öffentlichen Gymnasium in den Armen eines Knaben Theoxenos ein den er sehr liebte; und als die Aufseher das Gymnasium schließen wollten, bemühte sich der Knabe umsonst ihn aufzuwecken. Sein Traum war in Erfüllung gegangen. Kurz darauf aber erschien, wie man weiter erzählt, sein Schatten einer bejahrten Verwandten, die seine Lieder zu singen pflegte, und sang ihr einen Hymnus auf die Persephone vor, den sie nach ihrem Erwachen aufzeichnete und so der Nachwelt aufbewahrte. Auch ein Orakel Apoll's soll seinen Tod geweissagt haben. Denn als die Thebaner eine Gesandtschaft nach Delphi schickten, trug ihnen Pindaros auf, den Gott zu fragen: was das höchste und größte Gut der Menschen sei. Worauf die Pythia antwortete: er wisse es selbst, wenn anders der Gesang von Agamedes und Trophonios von ihm sei. Nämlich Diese, die Erbauer des Tempels, hatten — nach Pindaros' Dich-

tung — den Gott nach Vollendung des Werkes um das Beste gebeten, was dem Menschen zu Theil werden könne; worauf ihnen der Gott in sieben Tagen ihren Wunsch zu erfüllen versprach. Nach Verlauf dieser Zeit aber starben sie. Dann setzte die Pythia hinzu: er werde es auch in Kurzem selbst erfahren, und hieraus schloß er daß ihm das Ende des Lebens bevorstände.

Pindaros ist der Verfasser vieler Gedichte, hochgepriesener Dithyramben, Hymnen auf die Götter, Trauergesänge und Siegeslieder; auch zu Liedern der Liebe stieg seine begeisterte Muse herab. Aber fast alle hat uns die Zeit entrissen, die nur der Lieder geschont hat in denen er die Sieger der Kampfspiele mit einem unvergänglicheren Kranze schmückte als der von dem Kampfrichter ertheilte war. Wenn nun aber schon der Glanz und die Herrlichkeit jener Spiele, das heftige Streben nach ihren Kampfpreisen und die hohe Würde der Sieger in ihnen fast ein Räthsel scheint, so ist es noch wunderbarer daß ein Sieg mit dem Wagen oder dem Roß oder im Wettlauf oder im Ringen gewonnen, ein Stoff der lyrischen Muse geworden und aus dem Busen des sinnigsten und ernstesten Dichters so hohe und herrliche Gedanken hervorgelockt hat. Das eine dieser Räthsel löst sich aber durch das andere auf. Nur dann wann wir einsehn daß der Ruhm jener Siege auf die Religion des hellenischen Volkes und die ganze Eigenthümlichkeit seiner Denkungsart gegründet war, wird auch die begeisterte Theilnahme des Dichters begreiflich, und man sieht ein woher ihm bei einem solchen Gegenstand der Stoff oft für unglaublich große Odengebäude so reichlich zu-

strömte. Hierbei ist nun vor allen Dingen zu bedenken daß die Kampfspiele schon um des hohen Alterthums ihrer Einsetzung willen, welche meist in die fabelhaften Zeiten des grauesten Heldenalters fällt, die Gemüther mit religiöser Achtung erfüllten; daß sie ferner nicht als eine Ergötzung für Menschen, sondern als eine Huldigung der Götter betrachtet wurden; daß die Götter es waren die sie durch ihre Gegenwart heiligten und die Kämpfer mit dem Kranze des Sieges schmückten; daß die Schönheit der Kämpfenden, die Kraft ihres Körpers, ihre kunstmäßige Gewandtheit, oder auch nur der Reichthum den sie hier vor den Augen des versammelten Griechenlands ausstellten, mehr noch als Gaben der Himmlischen geehrt, denn ihren Besitzern zum Ruhm angerechnet wurden, und daß gerade diese Gaben die zarte Sinnlichkeit der Hellenen am Stärksten reizten und mit dem lebendigsten Enthusiasmus entzündeten. Solche Spiele also, die auf eine solche Weise eingesetzt und mit solcher Würde gefeiert wurden, und bei denen sich auch die Theilnahme durch das Zusammenströmen so vieler Zuschauer die nur um des Festes willen da waren und dem Streben nach Ruhm, das sich vor ihren Augen entfaltete, mit einem erhöhten und religiösen Gefühle huldigten, durch die Mittheilung selbst entzündete, konnten wohl ein Gegenstand der höchsten Begeisterung werden, so wie ein in ihnen gewonnener Sieg auf das Vaterland und den ganzen Stamm des Siegers einen unvergänglichen Glanz warf. In diesem Glanze nun eröffnete sich für den Dichter eine Welt mannichfaltigen Stoffs. Der Ruhm der Kämpfe und ihre alte Geschichte, das Vater-

land des Siegers, sein Geschlecht, die Geschichte seiner Stadt — das sind die Gegenstände, die sich seinem Panegyristen in reicher Fülle darboten. Nun rückten aber die meisten Städte die Geschichte ihrer Entstehung in die graue Vorzeit hinauf, und jede bewahrte die Sagen von ihren Erbauern, meist Söhnen der Götter, ihren Häuptern und Helden mit eifersüchtiger Sorgfalt auf, und es war ihr Stolz diese Sagen in Liedern verherrlicht zu sehn. Auch die Geschichte vieler Geschlechter hing mit dem Alterthum und den Göttern zusammen; und in dem thatenreichen Lande konnten der ältern Geschlechter nicht viele sein, von denen nichts Rühmliches zu melden war. So reich also war des Dichters Stoff, wenn er die Sieger der großen Spiele besang!

Der Charakter der pindarischen Hymnen ist die feierliche und stille Würde, die aus milder Andacht entspringt. Von Göttern und göttlichen Dingen ist sein tiefstes Gemüth bewegt, und die Größe seiner, dem erhabnen Stoff analogen Gefühle spricht sich in neuen, glänzenden und gedrängten Bildern und weisen Sprüchen aus. Die mächtige Fülle eines reichen Stoffs regt sich heftig in seinem Gemüth, aber still schwebt der herrschende Geist über dem bewegten Meer; mit ruhiger und edler Besonnenheit, dem Schöpfer des Weltalls gleich, ordnet, entfaltet und bildet er die Elemente, die seine Begeisterung in der Tiefe aufregt. Seine Hymnen gleichen erhabenen Göttertempeln, deren hoher Styl der Würde des Bewohners entspricht; die Stimme des begeisterten Hierophanten tönt aus ihrem Innern hervor: die Ohren der Hörer erfreuend mit der Geschichte glorreicher That-

und mit weisen Lehren voll tiefen Sinnes. Dem Inhalt und Antrieb dieser Dichtungsart ist ihre Sprache angemessen reich, prachtvoll, natürlich, voll von Bildern: die sich oft, wie ein üppiges Blumenwerk, verschlingen. Auch die Bewegung seines Sylbentanzes ist majestätisch und so frei scheinend, als suche sie nur Raum, um der unendlichen Fülle des innern Triebes zu genügen, und so gesetzmäßig, als sei ihr einziger Zweck die Heftigkeit jenes Triebes zu zügeln.

Dunkel erscheint oft Pindaros, wie jeder Dichter von großer Originalität und Tiefe, vornämlich durch das Drängen seiner Ideen die oft hart an einander treten, ohne Verschmelzung und Uebergang. So sind nicht selten seine Sentenzen, gleich den alten Götterspruchen, dunkel und schwer zu enträthseln. Auch die Menge alter Sagen und Geschichten, auf welche er anspielt, und die uns ebenso unbekannt sind, als sie seinen Zuhörern geläufig waren, trägt zur Vermehrung seiner Dunkelheit bei.

Ehe wir diesen Zeitraum verlassen welcher das Jünglingsalter der hellenischen Nation war, nimmt der alte Aesopos und seine Fabeln unsre Aufmerksamkeit noch auf einige Augenblicke in Anspruch. Er war ein Zeitgenosse der Sappho und der sieben Weisen. Die Geschichte seines Lebens ist mit einer Masse ungereimter Mährchen, der Erfindung späterer Zeiten, angefüllt; nur Das wissen wir von ihm mit Sicherheit daß er ein Sklave des Jadmon auf Samos war und zu Delphi das Opfer schändlicher Verleumdungen wurde. Er ist nicht

als der Erfinder der belehrenden Dichtungsart anzuſehen die nach ſeinem Namen genannt wird. Schon vor ihm haben Heſiodos und Archilochos Fabeln gedichtet, und das orientaliſche Alterthum iſt voll davon; welchem Volke aber die Ehre der Erfindung gebühre? iſt eine müſſige Frage. Wer möchte nach dem Erfinder des Geſanges oder der Allegorie und Metapher forſchen? Wo es Menſchen gibt, da ſind auch die Spiele der Einbildungskraft gegeben. Die Natur beſeelt und belebt ſich vor den Augen ihres Geiſtes; das Rauſchen des Baches und das Säuſeln der Bäume wird ihnen eine vernehmliche Sprache, das Thier verſteht ſie nicht blos, es macht ſich auch ihnen verſtändlich; und in dem Augenblick wo der Menſch die ewigen Geſetze ſeiner ſittlichen Natur auch in der unbeſeelten Natur erkennt, iſt die Erfindung der äſopiſchen Fabel gegeben.

Die Fabel iſt in dem Alterthum nie poetiſch geworden, ſondern ſie muß als der erſte Anfang der Beredtſamkeit betrachtet werden, die den trocknen Beweisgrund, die einfache Lehre oder Warnung durch Bilder und erdichtete Geſchichte zu beleben ſucht. So brauchte alſo Aeſop und alle Die welche ſich ſeiner oder eigner Erfindung bedient haben, die Fabel nur als einen Schmuck der Rede, nicht als den Gegenſtand eines freien Vergnügens, ſondern bei beſtimmten Veranlaſſungen, als ein angenehmes Mittel der Ueberredung. Dieſer rhetoriſche Gebrauch beſchränkte die Wirkſamkeit der Poeſie auf das Nothwendige, und ſo glich die alte Fabel den trocknen Umriſſen der älteſten Malerei, die für die Kenntniß des Gegenſtandes hinreichen aber nicht durch Licht und

Schatten und künstliche Mischung der Farben zu Körpern emporschwellen.

Die zahlreichen Erfindungen Aesopos' haben sich durch die Tradition und mancherlei gelegentliche Anwendungen fortgeflanzt, durch welche zugleich die Geschichte ihrer ersten und ursprünglichen Veranlassung verloren gegangen ist, und jede Fabel deren Verfasser man zu nennen unterlassen hatte, einen Anspruch auf den Namen Aesopos' erhielt. Es ist daher auf keine Weise auszumachen, wie viele der in unsern Sammlungen enthaltenen Fabeln ihm angehören; nur so viel ist gewiß daß in dieser verworrenen Mischung sehr vieles Neuere und darunter sehr vieles Schlechte und Verwerfliche auf die Rechnung des alten Phrygiers geschrieben worden.

Die hellenische Nation welche die Epoche ihrer Kinder- und Jünglings-Zeit auf den Küsten von Asien und den Inseln des Archipelagos durchblüht hatte, gelangte erst in Attika zu ihrer männlichen Reife.

Wie die politische Wirksamkeit von Athen mit seinen beschränkten und von der Natur wenig begünstigten Umgebungen in der kurzen Zeit seiner Blüthe fast als ein Wunder erscheint, so ist doch die Kraft seiner sittlichen Wirkungen die in demselben Zeitraum Wurzel schlug noch unendlich wunderbarer. Jene Kraft wich sehr bald der physischen Nothwendigkeit. Der Koloß der Macht ward umgestürzt von einer größern Macht; andere Schiffe als die seinen bedeckten die Meere; sein Handel erlosch, und sein Reichthum dessen Quelle äußere Macht und

Handel war, wurde die Beute fremder Eroberer. Nicht so seine geistige Errungenschaft. Unerschütterlich stehen die Denkmäler des attischen Geistes, und der Saamen den sie mit freigebigen Händen ausgestreut haben hat wie die Früchte, welche ihr Triptolemos von Demeter's beflügelten Wagen herab auf die Länder ausstreute, tausendfachen Ertrag gebracht und milde Humanität in Gegenden verbreitet, die in dem Zeitalter der Perikles und Platon noch mit dem nächtlichen Nebel tiefer Wildheit und Unkenntniß belastet waren.

So wie nun Hellas selbst, das Vorgebirge von Europa, von der Vorsehung zu einer Pflanzschule der Humanität bestimmt war, so sollte sich in dem kleinsten der Vorgebirge Griechenland's, in dem schmalen Winkel von Attika, die höchste Fülle geistigen Lebens zusammendrängen; alle schönen Eigenthümlichkeiten der hellenischen Welt sollten sich hier durchdringen und läutern, dorische Würde und ionische Lebendigkeit, Tiefe und Anmuth, Ernst und Scherz, Kraft und Mäßigung, — und aus diesem Verein ein Zeitalter der Vollendung in der Menschheit wie in der Kunst erblühn. Was in andern Gegenden aufgeblüht, war entweder, wie das ländliche Epos, eine unentwickelte Blüthe schöner Natur, oder, wie die Lyrik, ein einseitiger Ausdruck der in ihrem Innern erwachten Menschheit; jene nur der Außenwelt hingegeben: diese nur nach der innern Welt gerichtet; — aber die Blüthe der attischen Poesie vermählte die Natur mit der Kunst, die Freiheit mit dem Gesetz, die äußere Welt mit der innern. Und so wie die Poesie durch das Drama ihre höchste Vollendung erhielt, so wurde in Attika Alles

und Jedes, was unter andern Klimaten gekeimt hatte, zur höchſten Blüthe gebracht. Wie aus einem hellſtrahlenden Lichtpunkte verbreitete ſich über die ganze Welt die Klarheit der Wiſſenſchaften, und die Werke ſeiner großen Künſtler, Dichter und Redner galten wie der Kanon des Polyklets als eine Richtſchnur des Geſchmacks und erhielten ſelbſt unter den nachtheiligſten Umſtänden den zarten Sinn der Hellenen für Schönheit und Ebenmaß.

Die Urſachen welche beigetragen haben mögen, den hohen Flor der attiſchen Kultur herbeizuführen, ſind in der politiſchen Geſchichte von Hellas berührt worden. Die Geſetzgebung Solon's, die nach langen Stürmen den alten Kampf der Ariſtokratie und Demokratie faſt vernichtet, verdient ihres langdauernden Einfluſſes wegen an der Spitze dieſer Urſachen zu ſtehn, indem ſie, ſelbſt ein Werk ſchöner Humanität, die Bildung des Volkes deſſen tiefſte Eigenthümlichkeit ſie ſo ganz ergriffen hatte, glücklich förderte. Auch die Herrſchaft des Peiſiſtratos, obgleich ſie in politiſcher Rückſicht ein Zurückgehen ſchien, war für den höhern Zweck der Bildung ein glückliches Ereigniß. Mit mildem Sinn benutzte dieſer edle Demagog ſeine Herrſchaft für das Beſte des Vaterlandes, die Aufrechterhaltung der Ordnung, die Beförderung der Künſte und die Verſchönerung Athen's. Auch ſeine Söhne betraten dieſen Weg, bis Privathaß dem einen das Leben, dem andern ſeinen freien Sinn und ſein Wohlwollen raubte. Als nun der Unwille über ungerechte Bedrückung ihn aus Athen vertrieben hatte und ein lebendigerer Freiheitsſinn aufloderte, wurde die

politische Wiedergeburt zuerst durch der Spartaner vereiteltes Bemühn, Athen einen Herrn aufzudringen, noch mehr aber durch die persischen Kriege befördert die jede höhere Kraft anregten und wie ein gefahrvolles aber glücklich bekämpftes Fieber, die Reife der Nation in Kurzem bewirkte. Der Sieg fällt dem Kühnen zu, und Athen steigt aus seiner Asche schöner, mächtiger und edler empor. Von jetzt nimmt die Nation einen höhern Charakter an. Eine tiefere Liebe des Vaterlandes, ein brennender Enthusiasmus für die mit so großen Opfern erkaufte Freiheit und ein wohlgegründetes Selbstvertrauen schwellen nun jegliche Brust. Und auch in der Folgezeit, als die Würde Athen's gesunken, als die angestammten Tugenden fast erloschen waren, bewirkten doch jene Gefühle noch bisweilen eine augenblickliche Rückkehr. Auch den spätern Nachkommen klangen noch die Namen von Marathon, Salamis und Platää wie ein Lobgesang, den sie selbst verdient; und wenn sich dann ein Phokion oder Demosthenes mit alter Kraft über den Trümmern seines entarteten Landes erhob, so waren es jene glorreichen Zeiten die sie begeisterten, und die sie durch Beispiel und Rede zurückzuführen hofften.

Die Siege über Persien führten Athen in sein eigenthümliches Element und verschafften ihm die Herrschaft des Meeres, durch die es sich mit Reichthum erfüllt. Jetzt erntet das Volk in dem edelsten Genuß der schönsten Künste die Früchte seiner Anstrengungen ein; Feste reihen sich an Feste; jede Kunst blüht und reift. Aber es ist ganz charakteristisch daß in Athen's bester Zeit es ausschließlich das öffentliche Leben war, das dem ein-

zelnen Bürger die Quellen des Genusses öffnete, woraus dann dem Leben und der Kunst auch ein großer, öffentlicher Charakter erwuchs. Lange Zeit erhielt sich in dem Privatleben der Athener eine große Einfalt und Frugalität; aber die Stadt selbst wurde mehr und mehr mit Tempeln, Hallen, öffentlichen Plätzen und Kunstwerken aller Art geschmückt; die Volksfeste wurden vermehrt und verschönerten sich. Alles nahm einen höhern Charakter an.

So wie sich aber in Athen's blühender Epoche drei Stufen der Verwaltung bemerken lassen, so auch in der Poesie und der Kunst. Themistokles und Aristeides verwalteten den Staat im alten und großen Styl, bei welchem die Würde die Anmuth überwiegt; Kimon im reinsten Styl, der Würde mit Anmuth gleichmäßig verbindet; Perikles endlich in dem gefälligsten. So herrscht auch in der Poesie des Aeschylos der kühne und große Styl, in der des Euripides der anmuthige, im Sophokles die vollendete Schönheit.

Obgleich sich das Zeitalter der attischen Kultur durch die Ausbildung jeder Blüthe des Geistes ausgezeichnet hat, so ist es doch vorzüglich die dramatische Poesie, die durch ihre Vollendung diesen Zeitraum verherrlicht. In ihr vereinte sich das Epos mit der Lyrik; aber die Begebenheit trat aus der Vergangenheit in die Gegenwart; aus der Erzählung ward Handlung, und in dieser Gestalt konnte sie sich der Lyrik vermählen die stets die Lebendigkeit eines gegenwärtigen Zustandes darstellt. Was in dem Epos zufällig war, wurde in dem Drama zur Nothwendigkeit; und wenn der epische Dichter seinen

Pfad ohne Anstrengung mit kindlicher Gemüthlichkeit zu verfolgen scheint und, indem er Begebenheit an Begebenheit, Episode an Episode knüpft, eine anmuthige Blumenschnur windet, so flicht der dramatische mit weiser Wahl aus den Elementen der Handlung einen kunstvollen Kranz, so daß sich in diesem Verein die höchste Nothwendigkeit mit dem Scheine der vollkommensten Freiheit durchdringt. Das alte Drama vereinigt in sich die Fülle der Handlung des epischen Gedichts und die Tiefe des Gefühls der Lyrik mit der strengsten Gesetzmäßigkeit der Form. Die Einheit ist in dieser Mischung vollendet. Auch an Bedeutsamkeit übersteigt das Drama jede andre Gattung, indem uns das Trauerspiel in das Gebiet der unendlichen Macht, die Komödie in das der unbegrenzten Freiheit führt.

Wann und wo das Drama zuerst begonnen? ist unbestimmt; denn neben Athen machten auch Sikyon und Sicilien Anspruch auf seine Erfindung. So ist daher sehr glaublich daß der Saame dieser Kunst als Naturpoesie in mehreren Gegenden von Griechenland aufgegangen sei, aber zur Reife gekommen ist er nur in Athen. Da die Alten behaupten daß die Tragödie aus dem Dithyrambos entsprungen sei, so darf man annehmen daß der bacchische Chor selbst eine Art von Handlung improvisirte, in welcher Ernst und Scherz, das Tragische und Komische, noch ungesondert wie Geschwistern verschiedenen Geschlechts in dem Schooße der nämlichen Mutter lagen. Denn indem sich die aus der Götterwelt entlehnte Begebenheit mit einer höhern Würde schmückte, mischte der Chor, der sich selbst in den Charakter der fröhlichen

Begleiter des gefeierten Bakchos dachte, diesem Ernste das Belustigende bei, wie es die Laune der Satyre und des Gottes selbst mit sich brachte in dessen Gefolge sie gingen. Da nun anfänglich der Chor ganz allein spielte, führte Thespis, ein Zeitgenosse des Solon, zuerst Einen Schauspieler auf, dessen Spiel, wie es scheint, von dem des Chors unterstützt wurde. Hier war also der Chor so entschieden die Hauptsache, daß die Handlung nur als Episode galt; die denn auch wohl größtentheils mehr in Erzählung, als in eigentlicher lebendiger Darstellung derselben bestanden haben mag.

Der Erste aber welcher bestimmt die ernste Tragödie aus dem ergötzlichen Spiele absonderte und ihr eine tragische Handlung unterlegte, war Phrynichos. Als im sechsten Jahre nach dem Aufstande des Aristagoras die Perser Miletos einnahmen, alle Waffenfähigen ermordeten, Weiber und Kinder aber nach Persien führten, brachte Phrynichos dieses Ereigniß auf die Bühne, und alle Zuschauer zerflossen in Thränen bei der Erinnerung an das traurige Geschick ihrer Bundesgenossen. Aber die Athenäer legten dem Dichter eine Geldbuße auf und verboten seine Trauerspiele wieder aufzuführen, weil er ihnen ihre eignen Uebel zeige und also eine Rührung hervorbringe, die ganz verschieden sei von der, welche die Kunst beabsichtige. Denn nicht fesseln soll die Kunst das Gemüth sondern befreien; nicht untertauchen in die Wirklichkeit, sondern über die Wirklichkeit erheben; die Kraft nicht durch schmelzende Gefühle schwächen sondern durch die Betrachtung großer Kämpfe und alles Dessen was in dem Menschen und der Natur mächtig

und herrlich ist, stärken. Uebrigens führete Thespis
zuerst Rollen von Weibern ein. Aeschylos aber, der ih
folgte, brachte zuerst einen zweiten Schauspieler auf d
Bühne, zu welchem Sophokles noch einen dritten hi
zufügte.

So war also das Trauerspiel aus dem Chor erwac
sen und immer blieb dieser bei der Aufführung der M
telpunkt des Ganzen. Es war eine heilige und bürge
liche Pflicht der Stämme von Attika, die Feste des Ba
chos mit Chören zu verschönern, und die Ausstattun
dieser Chöre mit aller Art von Pracht, deren Unterricht i
Gesang und Tanz, und in den ältern Zeiten auch d
Menge seiner Glieder, waren der Gegenstand ihres Wet
eifers. In manchen Stücken bestand der Chor aus fun
zig Personen, und die Kosten, die oft ein einzelner Bü
ger für diesen Gegenstand aufbot, gränzen an's Unglau
liche. Der Staat selbst steuerte nicht minder bei. So e
zählt uns Plutarchos, daß Athen auf seine Schauspie
mehr als auf seine Kriege gewendet. Bei diesen Ver
hältnissen nahm auch der Chor in den ältern Zeiten fe
ner ursprünglichen Würde gemäß den größten Raum
der Handlung ein, und selbst noch in den Trauerspiel
des Aeschylos ist er oft ein Hauptglied der Verk
bungen. Allmälig aber trat er ganz auf die Orchest
zurück, seine Gesänge verkürzten sich und aus eine
Theilnehmer an der Handlung wurde er, was er eigen
lich sein sollte, ein theilnehmender Beschauer derselben.

Was sich also zuerst durch einen Zufall vereini
hatte, Chorgesang und dramatische Handlung, das wur
durch die Kunst zu einem unauflöslichen Ganzen ve

banden. So war aber nicht blos der äußere Nutzen, welchen der Chor dem Drama verschaffte, die schöne Mannichfaltigkeit, der erhöhte Glanz, das Ausfüllen der leeren Momente, was ihn beliebt machte und seine Erhaltung empfahl; es waren noch mehr die inneren Vortheile die er gewährte und durch die er mit der Handlung zusammenschmolz. Wie auf einem wohlerfundenen und wohlgeordneten Gemälde der Hauptperson einige andre zugesellt werden, welche die Gruppe zierlich umfassen und die umherschweifenden Blicke immer wieder auf die Hauptsache lenken und durch die sittliche oder physische Theilnahme, die sie an der Haupthandlung auf mannichfaltige Weise nehmen, diese verständlicher und beredter machen, so daß ihre Wirkung auf die Beschauer leichter und bestimmter übergeht: — so umgibt auch der Chor die Handlung der Helden, faßt sie mit unparteiischer Theilnahme in seinem Gemüth auf und wirft sie, gleichsam spiegelnd, in ernsten und tiefen Betrachtungen, mit hohen und tönenden Worten, in die Gemüther der Zuschauer. So lenkt er mit dem goldnen Zügel der Ueberredung, als einem ächt poetischen Mittel, das sittliche Urtheil und steht als Repräsentant der Gerechtigkeit, der Wahrheit, der Gottesfurcht zwischen den handelnden Personen und dem schauenden Volke. Er zügelt die Wuth der Neugierde, die den ungeduldigen Zuschauer dem Ziele zureißt und nöthigt ihn, seine Blicke, statt sie immer nur vorwärts zu richten, auf den durchmessenen Weg zurückzulenken und die vollbrachten Theile der Handlung noch einmal mit Aug' und Herz zu erwägen. So erlangte die Handlung erst durch den Chor

ihre volle Kraft und Bedeutſamkeit. Durch ihn ward das Trauerſpiel eine Schule der Sitten; und die Eindrücke, welche die Handlung auf die Gemüther zu machen beſtimmt war, wurden durch ihn beſtimmter, tiefer und feſter.

Als der Vater des Trauerſpiels muß Aeſchylos betrachtet werden, der Sohn einer großen Zeit und ebenſo mit den Gaben der Muſen als des Ares begünſtigt. In den Schlachten bei Marathon, bei Salamis und Platää, wo ſeine Tapferkeit neben ſeinen Brüdern Kynägiros und Amynias glänzte, brachte er dem Vaterlande den gebührenden Zoll, und die Meder fühlten die Kraft eines Armes der das Schwert wie den Griffel führte. Als Knaben verkündigte ihm ein Traum ſeinen dichteriſchen Beruf. Denn als er in dem Weinberge ſeines Vaters eingeſchlummert war, ſtand Dionyſos vor ihm und forderte ihn auf ſeine Feſte durch ſeine Kunſt zu ſchmücken, welcher Aufforderung er denn ſogleich nach ſeinem Erwachen Genüge zu thun bemüht war. Oftmals ſiegte er in den Wettſtreiten dieſer Kunſt, und er ſchien allein auf der Bühne zu herrſchen als ihm der jüngere Sophokles die Palme entrang. Schon bejahrt verließ er Athen, entweder aus Verdruß über den Sieg des jüngern Nebenbuhlers, oder wegen der Beſchuldigung, die Geheimniſſe von Eleuſis, in die er nicht eingeweiht war, in einem ſeiner Trauerſpiele dem Volke vor Augen geführt zu haben, und zog nach Sikelien, wo ihn die Freundſchaft des Hieron für die Entfernung aus dem Vaterlande tröſtete. Hier ſtarb er, wie Einige erzählen, von einer Schildkröte getödtet, die ein Adler aus der Luft auf ſein

fahles Haupt fallen ließ und seine Gebeine wurden bei Gela begraben. Er selbst hatte folgende Inschrift für sein Grab gedichtet:

Aeschylos decket, den Sohn des Euphorion, hier in dem Grabmal
Gela's reiches Gefild, ihn den Erzeugten Athens.
Seinen gefeierten Muth zeugt Marathon, zeuget der Meder
Langumlocktes Geschlecht, welches ihn kämpfend erfuhr.
(Griech. Blumenlese Th. I. S. 137.)

Der poetische Charakter der Trauerspiele des Aeschylos ist wie der ihres Verfassers und seiner Zeit heroisch und kriegerisch. Eine kühne Heldengröße spricht uns aus jedem Elemente seiner Werke an, aus den Begebenheiten wie aus den Personen, aus der Anlage der Handlung wie aus der Sprache und dem Ausdrucke. Die Grazien der Anmuth sind hier ausgeschlossen und nie läßt sich seine Muse herab, die zartern Gefühle der Menschheit zur Theilnahme einzuladen. Nur die Größe herrscht hier die oft gigantisch gegen den Himmel anstrebt, und eine Kühnheit die oft an Frechheit streift, die ganze ungeschwächte Kraft der Natur die sich in diesem Zeitalter eben erst zur Würde zu veredeln begann.

Die Anlage der Handlung ist so einfach, wie man in einer Zeit erwarten kann, wo die dramatische Kunst so eben erst der Kindheit entwuchs: meist nur aus dem Entschluß und der Ausführung zusammengesetzt, ohne jene künstliche Verwickelung welche die Gemüther allmählig mit Besorgnissen erfüllt und sie durch die Uebermacht der leitenden Kunst dem gefürchteten Ziele entgegen führt. Aeschylos scheint ihm mit trotzigen Schritten und unverwandten Blicken entgegen zu gehn. Wie er

selbst so sind auch seine Heroen, und diese erhabene Furchtlosigkeit theilt sich dem Zuschauer mit. Daher geht in seinen Tragödien die tragische Wirkung größtentheils aus der Kraft des Stoffes selbst und der Größe der Handelnden hervor, nicht aus der Kunst die sie in das Spiel setzt. Diese Kunst ward erst allmählig gefunden, und die Vergleichung desselben Stoffes in einem Trauerspiel des Aeschylos und einem des Sophokles, wie z. B. in den Choëphoren des Ersteren und der Elektra des Andern, zeigt, wie sie von der größten Einfachheit zu der höchsten Vollendung gestiegen.

Diese Einfachheit zeigt sich auch in dem sparsamen Gebrauche der handelnden Personen, die mit der Menge der Zeugen — denn dieß war der Chor — auf eine nach unsrer Ansicht wunderbare Weise kontrastirte. In den Sieben Helden von Theben ist Eteokles die einzige handelnde Person. Seine Entschließungen werden durch die Erzählungen eines Kundschafters bestimmt welcher die Bewegungen des feindlichen Heeres meldet, und von der andern Seite hält ihn die ängstliche Besorgniß der thebischen Weiber in Bewegung welche den Chor bilden. Wo aber mehrere Personen auftreten, wie in dem Prometheus, da bilden sie doch nie theatralische Gruppen, sondern folgen eine der andern sich gleichsam ablösend wie die Figuren der ältesten Basreliefs. Diese hohe Einfalt ward aber nur durch den Chor möglich der die Blumenschnur seiner Betrachtungen und Lieder durch das Ganze schlingt und die einzelnen Gestalten wie in einer wohlgeordneten Arabeske verknüpft. Oft greift er selbst in die Handlung ein wie in den Eumeniden, den

Flehenden und den Persern. Hier sind also seine Gesänge noch nicht ganz was sie sein sollten und späterhin wurden: reine Reflexe des unpartheiischen, beschauenden Gemüthes das nur sittlich, nicht egoistisch bewegt ist. Doch thut auch beim Aeschylos die persönliche Theilnahme der sittlichen nur weniger Eintrag, und das was in jeder Handlung die Gemüther der Zuschauer am tiefsten bewegen soll, ist auch in den Gesängen der Chöre mit der tiefsten Fülle und der ergreifendsten Energie herausgehoben.

Die Mittel deren sich dieser Dichter bedient, um die tragische Rührung hervorzubringen, sind der Kühnheit seines Geistes würdig. Oftmals stimmt er gleich im Anfang der Handlung im Vertrauen auf seine Ueberlegenheit und ohne Nachtheil des Interesse den höchsten Ton an; wie es gewiß im Prometheus keine gemeine Kühnheit ist, die Handlung mit der furchtbaren Strafe des an den Kaukasus geschmiedeten Titanen anzufangen. Aber in dem Augenblick wo seine physische Kraft einer überlegenen Gewalt unterliegt, nimmt der Sieg seiner göttlichen und höheren Natur seinen Anfang. Sein Stolz besteht jegliche Probe; Nichts bewegt ihn zu irgend einer Demüthigung vor dem Tyrann; keine Hoffnung einer Rückkehr, keine Drohung härterer Strafen entreißt seiner Brust das Geheimniß dessen Kunde dem Könige der Götter so wichtig ist. So steigt das Interesse der Handlung trotz des kühnen Anfanges und sie endigt mit härteren Strafen und einem glänzenden Siege. Gern verliert sich Aeschylos in der Götterwelt und mischt die Himmlischen unter die Menschen, um uns der Wirklichkeit

zu entrücken und die riesenmäßige Größe wahrscheinlicher zu machen, zu der er gern seine Helden erhebt. Wie ein höherer Adel der Menschheit drängen sich die äschylischen Heroen an die Götter an, so daß das Gefühl ihrer Kraft oft in freche Verachtung der göttlichen Macht übergeht. Stets aber schwebt diese über der irdischen, wie hoch diese auch immer stehen mag, und alle Handlungen der Trauerspiele unseres Dichters führen unmittelbar auf die Allgewalt des Schicksals hin, welcher jede andere weicht, nur die sittliche nicht. Denn Das ist eben das Ziel und Ende des Trauerspiels daß es die Nichtigkeit alles Irdischen zeigt damit die Größe und Würde des Sittlichen zur Anschauung komme, und, indem die Anschauung der furchtbaren Uebermacht das Gemüth niederbeugt, die es hinwiederum durch die Anerkennung der siegreichen Sittlichkeit begeistert und erhoben werde.

Der rasche Fortgang der attischen Bildung welche in kurzer Zeit vollendet war, ließ nach den großen und kühnen Werken des Aeschylos, denen zur Vollkommenheit nur die mildern Grazien fehlten, einen Sophokles erwarten, in dessen Werken das Trauerspiel seine höchste Vollendung erreichte. Nach den wahrscheinlichsten Angaben war er nur um siebenzehn Jahr jünger als Aeschylos und ungefähr eben so viel (nach Andern vierundzwanzig Jahre) älter als Euripides; der Zeitgenosse des trefflichen Kimon, dessen harmonischem Wesen der Charakter seiner Werke entspricht, des Perikles, des Thukydides; Zeuge der größten Begebenheiten und Genosse der

schönsten Zeit, wo Athen mit Ruhm bekrönt, durch das Bewußtsein schöner Thaten erhoben, alle Quellen des Reichthums und alle Mittel ihn edel zu gebrauchen besaß. So wie späterhin seine Werke den Ruhm von Athen zu erhöhen dienten, so begleitete schon früh die Leier des Jünglings den glorreichen Sieg bei Salamis, wo er durch blühende Schönheit ausgezeichnet, den Chorreigen führte der die Tropäen Athen's umtanzte. Wie seine Gestalt so waren auch seine Sitten anmuthig gebildet, und die Alten rühmen die ungezwungene Scherzhaftigkeit seiner Unterhaltung. Als Kimon die Gebeine des Theseus nach Athen gebracht und Feierlichkeiten deshalb angestellt hatte, trat Sophokles in seinem achtundzwanzigsten Jahre zuerst mit einem Trauerspiele gegen den Aeschylos auf dessen Ruhm schon lange die Bühnen Athen's ausschließend erfüllte. Die Urtheile waren getheilt, und da die Richter keine Entscheidung wagten, trat Kimon mit den andern Strategen auf und entschied für den Jüngling. Von dieser Zeit an stieg sein Ruhm mit jedem Bakchosfest. Er siegte mehr als zwanzig Mal über seine Mitbewerber und verfaßte mehr als hundert Tragödien. Der alte Gebrauch daß der Dichter selbst an der Spitze des Chors stand, kam durch ihn ab, da ihm die Schwäche seiner Stimme die Erfüllung dieser Pflicht verbot. Da er im Greisenalter stand, klagten ihn, wie die Sage geht, seine Söhne an: daß er von Jahren geschwächt und nur mit seiner Kunst beschäftigt seinem Hauswesen nicht mehr vorstehen könne und begehrten daß ihm ein Vormund gesetzt werde. Auf diese Anmuthung las er den Richtern das Trauerspiel vor das er eben unter den

Händen hatte, welches der Oedipus auf Kolonos war, und fragte dieselben: ob sie das für die Arbeit eines alterschwachen Greises hielten? worauf die Richter seine Söhne tadelnd zurückwiesen. Ueber seinen Tod wird verschiedenes erzählt. Nach Einigen ereignete er sich während Lysander Athen belagerte, und Sophokles konnte nicht in seinem väterlichen Grabe beigesetzt werden. Da sei dem Lysander Bakchos im Traum erschienen und habe ihm befohlen seinen Schützling zu beerdigen, und da ihm dieser Traum zum zweiten Mal gekommen, habe er die Gefangenen befragt, wer denn gestorben sei? und erfahren daß Sophokles der Todte sei. Da habe er einen Herold nach Athen geschickt und die Beerdigung verstattet. Auf dem Grabmal des Dichters ward als Symbol seiner zaubervollen Poesie das Bild einer Sirene angebracht.

Das was in Athen das Zeitalter des Kimon auszeichnete: die Verbindung der Größe mit der Grazie, der Würde mit der Anmuth, offenbart sich auch in den Werken des Sophokles. Hier ist Alles zur Vollendung gediehen und die Kunst durchdringt den Stoff in allen Elementen desselben, und nicht bloß des Dichters Geist, auch sein eignes vollendetes Gemüth tritt in seinen Schöpfungen herrlich hervor. Zwar behauptet in den Charakteren die er schafft, das Große noch immer den ersten Rang wie es auch die Tragödie fordert, aber es ist mit zarter Anmuth und Milde gepaart, und selbst da, wo die Charaktere sich noch an die Kühnheit des Aeschylos erheben, ist ihre Heftigkeit und Härte durch alle Motive gemildert die auch das sanfteste Gemüth aufreizen und erbittern müssen. Wenn Elektra, um die Manen des

ermordeten Vaters zu versöhnen, den Bruder gegen ihre unnatürliche Mutter aufreizt und keinen andern Gedanken als den der Rache zu hegen scheint, so erfüllt sie hier eine Pflicht der Frömmigkeit durch welche die Heftigkeit ihres Mutterhasses veredelt wird. Und wie sehr wird diese Stimmung der verlassenen Tochter durch alle Umstände ihres Lebens gerechtfertigt. In dem Hause wo die blutige That vollbracht worden, wo sie immer den Tod des zurückkehrenden Helden vor Augen sieht und noch nicht die Spuren des Mordes abgewaschen sind, triumphirt Aegisthos, erneuert Klytämnestra ihre Schande mit jedem Tag. Während sie nun selbst täglich die Asche ihres Vaters mit ihren Thränen badet die den Mördern ein immer erneuter Vorwurf des alten Verbrechens sind, wird sie, einer Sklavin gleich, von ihren Feinden gemißhandelt und mit immer tieferer Erniedrigung bedroht. Während diese Verhältnisse ihren Haß nähren und sie zu einem kühnem und stolzen Widerstande stählen, geht dennoch die weibliche Zartheit nicht verloren. Denn als der Widerstand aufhört, mäßigt sich ihr Trotz, und wir sehen nun die Thränen der zärtlichen Schwester und der frommen Tochter fließen. Dasselbe Herz das nur Haß und Rachsucht zu athmen schien, ergießt sich mit rührender Innigkeit in milden Thränen an dem vermeintlichen Aschenkruge des geliebten Bruders.

Auch beim Philoktetos, einem der kühnsten Charaktere des Sophokles, ist die schöne Mäßigung nicht verletzt die das eigenthümliche Merkmal dieses Dichters ist. Obgleich langwierige Einsamkeit und die Qualen einer wüthenden Krankheit den Helden verwildert haben, ist

doch das Gefühl zarter Menschlichkeit in ihm nicht erloschen. Er ist noch immer Hellene. Mit freudigem Erstaunen hört er nach langer Zeit wieder die Sprache seines Landes; das Schicksal der Edlen die vor Troja fielen, bewegt mit tiefer Theilnahme sein Gemüth; mit zarter Scheu bittet er den Sohn des Achilleus um Rettung und Mitleid. Nicht minder schön ist sein Dankgefühl gegen Den der ihn bald nachher verräth. Mit vorzüglicher Liebe sind bei diesem Dichter die Charaktere der Weiber behandelt: Antigone, die aus frommer Liebe den blinden Vater bettelnd durch Hellas geleitet; dieselbe, die sich dem Tode opfert um den Pflichten der Bruderliebe Genüge zu leisten; Tekmessa, die edle Gattin des verwilderten Ajas; Deianira endlich, ein Muster schöner Weiblichkeit, dergleichen die alte Tragödie kein zweites beut. Nie hat ein Dichter die Eifersucht mit so viel Edelmuth gepaart, noch nie so ganz allein auf die uneigennützige Liebe gegründet.

Wie in den Charakteren so ist auch in den Leidenschaften das Gesetz der Schönheit und Mäßigung nie verletzt. Nie wird die Leidenschaft wild und zügellos, so wie der Schmerz bei diesem Dichter nie vernichtend und auflösend wird. Wenn auch irgend ein namenloses Unglück den Menschen einen Augenblick zu Boden wirft, so erhebt sich sogleich, wie in dem sterbenden Herakles, der Gott von Neuem und die angestammte sittliche Kraft steigt in größerer Glorie siegreich empor.

In der Kunst die höchste tragische Rührung hervorzubringen und durch den Schmerz das Gemüth zu erheben, hat er alle andern Dichter des Alterthums hinter

sich gelassen. Nicht wie Aeschylos erschüttert er uns nur durch die Darstellung eines kühnen Kampfes der sittlichen Freiheit gegen die physische Macht, sondern er erfreut uns durch die Aussöhnung des Kampfes. Denn nur so lange setzen seine Helden ihn fort, bis sie deutlich den Willen der Götter erkennen; dann aber — wie Oedipus und Herakles — beugen sie sich mit großer Ergebung unter die Allmacht der Himmlischen. So hat seine Tragödie durchaus eine religiöse Richtung, daß die Menschen ihre Blindheit erkennen, wenn sie, wie Oedipus, am Meisten auf ihre Einsicht vertrauen; daß sie ihre Ohnmacht fühlen, wenn sie, wie Ajas und Herakles, am Meisten auf ihre Kraft trotzen; daß sie sich in den Abgrund der Noth herabgestürzt sehn, wenn sie, wie Kreon, auf dem Gipfel der Macht zu stehen glauben: daß mit Einem Worte die Nichtigkeit des Irdischen kund werde im Gegensatz mit dem Himmlischen, und die Thorheit menschlicher Anstrengungen und rastlosen Wirkens im Gegensatz mit dem stillen Willen und dem untrüglichen Wirken der göttlichen Allmacht.

Endlich zeigt sich die Weisheit des Sophokles auch in der kunstvollen Behandlung der Sage.

Die tragische Wirkung beruht zum Theil auf der Beschaffenheit des Stoffes, zum Theil, und ganz vorzüglich, auf der Behandlung desselben. Wenn nicht der plötzliche Schrecken den eine furchtbare Begebenheit durch sich selbst erzeugt, sondern eine tiefe und dauernde Rührung das Ziel der Tragödie ist, so ist es keinem Zweifel unterworfen daß dieses Ziel nur durch eine geschickte Anordnung, welche dieselben Eindrücke immer wiederholt und

verstärkt, erreicht werden kann. Ein Donnerschlag aus heiterer Luft erschreckt uns heftiger, aber das langsam sich bildende, immer schwärzer heranziehende Ungewitter erfüllt das Gemüth mit einer anziehenden Furcht, die eben der höchste Effekt der Kunst und die reichste Quelle des Erhabenen ist. Indem aber diese Anordnung auf der einen Seite den Eindruck vertieft, so mildert sie ihn auf der andern zu Gunsten der Schönheit, indem Das was der unvorbereiteten Einbildungskraft gräßlich erschienen wäre, seine widrige Gestalt durch jene allmählige Vorbereitung verliert. Daher pflegt auch Sophokles, immer dem Grundsatz schöner Mäßigung getreu, den schrecklichern Ausgang stets durch die längere Vorbereitung zu mildern. Dann windet er sich dem Ziele nur langsam zu; viele Knoten werden verschlungen, ehe sich der letzte löst, und die Katastrophe, wie furchtbar sie auch sein mag, erscheint zuletzt als die Wirkung einer unvermeidlichen, vor unsern Augen selbst wirkenden Nothwendigkeit erträglich. Daher ist in keinem seiner Trauerspiele die Handlung so künstlich verschlungen als in dem Oedipus dessen Ausgang, für sich allein betrachtet, grausam und empörend ist. Mit staunender Bewunderung betrachtete schon das Alterthum die Kunst mit welcher der Dichter den Weg zum Ziele verlängert, und wie er es lange vorher gezeigt habe, um nicht mit einem Mal, sondern allmählig den hochgefeierten König, den Retter von Theben und jetzt die Ursache einer gräuelvollen Pest von dem Gipfel seiner Größe in das tiefste Elend herabzustürzen. Der Schleier welcher die Ermordung des Laios bedeckt, wird durch eine Reihe nothwendiger Um-

stände so allmählig aufgehoben und das Geheimniß der Herkunft des Oedipus, nach dessen Enthüllung sein ganzes Schicksal offen liegt, mit einer so großen Kunst entwickelt, daß der Zuschauer durch keine dieser Entdeckungen überrascht, sondern von der einen zur andern allmählig so fortgeleitet wird, daß er auch das Schrecklichste zum voraus ahnen muß. Ja sogar die Grausamkeit mit welcher sich Oedipus bestraft, ist nicht unerwartet. Denn nachdem sich Jokaste entleibt hat, wird die Bestrafung der größern Verbrechen als nothwendig vorausgesetzt; und wie die andern Weissagungen des Teiresias wörtlich in Erfüllung gehen, so erwarten wir auch, daß die Drohung seines Erblindens nicht unerfüllt bleiben werde.

Auf gleiche Weise zeigt sich in allen übrigen die Weisheit des Dichters, der Geist jener edeln und großen Mäßigung und das schöne Gleichgewicht aller Kräfte und tragischen Motive. In allen seinen Charakteren herrscht Kraft ohne Uebermuth, Kühnheit ohne Verwegenheit, Sanftheit ohne Weichlichkeit. Ihre Leiden erheben das Gemüth zu ächter Hoheit und zu einer Größe welche anzieht und rührt, nicht betäubt noch zurückschreckt. Die Handlung selbst aber, indem sie das tiefste Gemüth erschüttert, erhebt es zu den heitern Regionen der Freiheit, wo es über den Stürmen des trüben Lebens sich des erhebenden Gefühls der Unbesieglichkeit seiner sittlichen Kraft erfreut. Ebenso ist auch in der Sprache dieses Dichters das schönste Gleichgewicht von Kraft und Anmuth, Stärke und Lieblichkeit. Als sich das Trauerspiel noch kaum dem Dithyrambos entwunden hatte, war es wohl ganz natürlich daß die Kühnheit dieser Dichtungs-

art nicht nur in den Chören fortbrauste, sondern auch in den Dialog überschäumte. Sophokles aber, als er das Wesen der Tragödie besser begriff, schränkte nicht allein das Gebiet des Chores ein, um für die Handlung, die er für den wichtigern Theil erkannte, Raum zu gewinnen, und kürzte die Gesänge desselben ab, sondern mäßigte auch die Heftigkeit seiner Sprache und das bakchische Ungestüm. Diese Milderung ging auch über auf den Dialog. Und so ist durchaus die Sprache des Sophokles in allen Theilen seiner Werke ächt poetisch, edel, mäßig und bis zur höchsten Vollendung ausgebildet.

Damit die griechische Tragödie ihren ganzen Kreis durchliefe, bedurfte es noch eines Dichters wie Euripides, der wie Aeschylos von den beiden Elementen des Tragischen: dem Furchtbaren und dem Rührenden, das Furchtbare ausschließend begünstigt hatte, so mit gleicher Einseitigkeit dem Rührenden huldigte, und also Das was in der vollendeten Kunst des Sophokles auf das Innigste verschmolzen war, wiederum trennte und demnach durch das Versinken in ein Extrem das dem des Aeschylos gegenüberstand, den Kreis der tragischen Kunst schloß.

Euripides war nach Einigen, als die Perser im zweiten Kriege Attika überströmten, und die Athener, ihre Heimath verlassend, Schutz und Rettung auf den Inseln suchten, auf Salamis an dem Tage der glorreichen Schlacht geboren welche Themistokles in den Gewässern dieses Eilandes gewann. Hierdurch hatte nach Einigen

diese Insel ein Vorrecht auf die Liebe des Dichters gewonnen der sich oft hierher begab, um in dem Dunkel einer wilden und düstern Grotte die Trauerspiele zu dichten mit denen er auf den Bühnen Athen's triumphirte. Mnesarchos, sein Vater, durch ein falsch gedeutetes Orakel getäuscht das seinem Sohne den Sieg in öffentlichen Wettstreiten verhieß, ließ ihn in der Athletik unterweisen, der er aber bald entsagte, um in der Beredsamkeit den Unterricht des Prodikos, in der Philosophie des Anaxagoras zu genießen: Beides nicht ohne Erfolg, wie die Beschaffenheit seiner Poesie deutlich zeigt. Späterhin ward er der Freund des Sokrates der, jünger als er, irrig von Einigen für seinen Lehrer, von Andern für den Gehülfen seiner poetischen Arbeiten gehalten wird. Und in der That hat die euripideische Poesie oft einen Anstrich von Sokrates' familiärer Methode, doch ohne daß man gerade nöthig hätte, jener Sage Glauben beizumessen die wohl vornämlich aus dem unverkennbaren Hange dieses Dichters zu philosophischen Denksprüchen und Tiraden entsprungen sein mag. Denn wohl schwerlich hat ein Dichter der Lockung, jede Gelegenheit zu Betrachtungen zu benutzen, so wenig Widerstand entgegengesetzt. Oft mißbraucht er dieses Recht der Bühne. Die dramatische Begeisterung macht der didaktischen Belehrung Platz; das eigne Gemüth des Dichters drängt sich hervor und er vergißt die handelnden Personen, um nur an die moralischen Bedürfnisse seiner Zuschauer zu denken.

Nachdem Euripides in Athen einen großen Ruhm erlangt hatte, lud ihn Archelaos, König von Makedonien,

zu sich, und er folgte dem Ruf. Als einstmals der König zu ihm sagte: „Ich würde mich für sehr geehrt halten, wenn du mich zum Gegenstande eines deiner Trauerspiele machtest," antwortete der Dichter die Anmuthung mit einer glücklichen Wendung ablehnend: „Da sei Gott vor, daß du je der Gegenstand eines Trauerspiels werdest!" Man erzählt, daß er eines Abends beim Nachhausegehn von einem Schmause bei Archelaos von Hunden angefallen und zerrissen worden. Er wurde zu Pella beerdigt. Aber auch in Athen ward ihm ein ehrendes Grabmal errichtet.

Auch in den Werken des Euripides spiegelt sich wie in denen aller genialen Geister der Hellenen, das Zeitalter in welchem er seine Bildung empfing. Als sich Sophokles bildete, stand der Charakter der Nation auf der Höhe der Vollkommenheit; aber der Punkt der vollkommenen Blüthe ist kurz und vorübergehend. Das System des atheniſchen Staates erlitt nach der Niederlage der Perser am Eurymedon eine große Veränderung. Der Feind welcher vorher durch seine furchtbare Ueberlegenheit die Bürger Athens aufgefordert hatte, alle Sehnen der Vaterlandsliebe anzuspannen, hatte seinen Nimbus gänzlich verloren und die Fortsetzung des Kampfes heischte keine außerordentlichen Kräfte mehr. Es war nicht mehr die Erhaltung des Vaterlandes und der Freiheit, was den Soldaten gegen den Feind trieb, sondern die Begierde nach persischen Schätzen und einträglichen Eroberungen. Der Eigennutz trat an die Stelle anderer Bestrebungen. So nahm auch der Charakter des Volks eine andere Gestalt an. Seine Kraft

schoß in üppigen Ranken aus. Selbstgefühl entartete in Uebermuth, Frohsinn in Muthwillen, Neigung in Leidenschaft, Genuß in Ueppigkeit. Die alten rechtlichen Sitten wurden lächerlich und die Strenge der ehemaligen Zucht ging in der genußreichen Lustigkeit der neuen Zeit unter. So siegte kurz nach Kimon's glücklicher Verwaltung fast in allen Theilen des Staates die Heftigkeit der Begierde über die Ruhe der Vernunft, der Reiz über die Schönheit. Das Gleichgewicht der Kräfte war aufgehoben, und jener hohe Styl der Schönheit verschwand der aus dem Bunde reichhaltiger Größe mit anziehender Liebenswürdigkeit, der Würde mit der Grazie entsteht.

In diesem Zeitalter der allmähligen Entartung die sich schon in der verschwenderischen Demagogie des Perikles, noch mehr aber in dem unharmonischen Wesen des vergötterten Alkibiades kund thut, bildete und entwickelte sich das tragische Genie des Euripides, in welchem das aufgehobene Gleichgewicht theils aus andern Mängeln, theils aber und am Meisten aus dem Bestreben sichtbar, durch mannichfaltige sophistische Künste und durch ein Uebergewicht des Pathetischen und Schmelzenden den Beifall der Zuschauer zu erhaschen. Von diesem Bestreben erfüllt, mißbraucht er häufig die Beredtsamkeit die damals schon ein Werkzeug des Luxus geworden war und opfert ihrem Glanz die höhern Zwecke der Kunst auf. Im Vertrauen auf sein rednerisches Talent und die Neigung seiner Zuhörer benutzt er, so oft es nur immer geschehn kann, die Gelegenheit zu ausführlichen, rednerischen Verhandlungen, indem er allerdings oft durch Fülle der Sprache, durch den Gebrauch dialektischer

Künste und eine bezaubernde Anmuth des Ausdrucks fesselt. Auch eine schlechte Sache vertheidigt er jedesmal so gut als es die Umstände erlauben; oft so gut daß der täuschende Schein das Urtheil fälschlich besticht. Wie viele Reden enthält nicht die einzige Hekate, der Orest, die Andromache! Kein Stück schien ihrer entbehren zu können; oft drängt sich Rede an Rede, Streit an Streit, und wo der Kampf widersprechender Gesinnungen ruht, nimmt die Erzählung in ihrer ganzen rhetorischen Ueppigkeit Platz. Aber eben diese Fülle eines schönen Talents hob in dem Gemüthe des Dichters das Gleichgewicht auf, aus welchem wie Aphrodite aus der stillen Tiefe des Meers die Schönheit allein aufsteigen kann. Daher wird an vielen Stellen die freie Entwickelung der Handlung, der Gesinnungen, der Leidenschaften durch die unverhältnißmäßigen Ansprüche der Beredtsamkeit gehemmt. Die Handlung schleicht unter der Last einer überflüssigen Zugabe; die Gesinnungen treten hinter dem Glanze der Beredtsamkeit in Schatten zurück; das Feuer der Leidenschaften kühlt sich bei dem Aufwande zwecklosen Schmuckes ab.

Da der höchste Zweck dieses Dichters war, zum Mitleiden zu rühren, so häufte er gern alle Art von rührendem Stoff an und, statt wie Sophokles durch die allmählige Entwicklung der Handlung die Gemüther in ihrer Tiefe zu ergreifen, häuft er lieber Unfall auf Unfall und verliert darüber die Einheit welche der Triumph der Kunst ist. In der Alkeste fängt die Handlung um der rührenden Scenen des Abschiedes willen bei Weitem zu früh an. In der Andromache beschäftigen uns im

ersten Akt die Schicksale der unglücklichen Gemahlin des Hektor; nach ihrer Rettung fängt eine neue Handlung an deren Gegenstand die Entführung der Hermione ist, und das Ganze wird mit der Ermordung des Neoptolemos beschlossen, die wiederum einzeln steht. Alle diese Gegenstände hängen nur durch die schwachen Fäden der Gleichzeitigkeit zusammen; keine entwickelt sich aus der andern, jede hat ihr besonderes Ziel. Das Nämliche gilt von den Troërinnen. Der Anfang des Stücks beschäftigt sich mit den Leiden der Hekabe, der zweite Theil mit dem Schicksal der Kassandra, der dritte entscheidet Helena's Loos; die Trauer über den Mord des Astyanax macht den Beschluß des Ganzen.

Um nun über das Genie dieses Dichters nicht unbillig zu urtheilen, der bei mannichfaltigen Mängeln dennoch auf einer sehr hohen Stufe steht, muß man weniger das Ganze seiner Werke als das Einzelne berücksichtigen. Da ist Vieles vortrefflich, tief ergreifend und musterhaft, was als Theil des Ganzen dem Tadel unterliegt. Ja man möchte behaupten daß eben Das beim Euripides das Schönste sei, was er nur als entbehrliche Zugabe darum einschob weil er dem Reize einer solchen Situation nicht widerstehen konnte. Aber doch ist es auch hier bisweilen geschehen daß die allzuüppige Anhäufung des Stoffes die Entfaltung der einzelnen Theile hindert, und daß der Eindruck der Episoden weil es ihnen an der nothwendigen Ausbreitung gebricht, mangelhaft bleibt. Denn die tragische Wirkung wenn sie vollkommen sein soll, fordert Ausführlichkeit in der Vorbereitung, der Entwickelung und Auflösung. Hierzu aber gebricht

beim Euripides oft der Raum. So iſt in den Troërinnen des Stoffes ſo viel, daß der Tod der Polyxena nur mit wenigen Worten erwähnt werden konnte. Und ſo geht in dieſem Trauerſpiele die Wirkung der tragiſchen Ereigniſſe verloren, indem durch ihr üppiges Zuſammenwachſen das Eine die Wirkung des Andern erſtickt.

Es war der Tendenz der Euripidëiſchen Poeſie ganz angemeſſen daß er, dem der Effekt über Alles ging, der Darſtellung ſinnlicher Kraft und ungezügelter Leidenſchaften vorzüglich nachhing. Es iſt kein einziges ſeiner Stücke, in welchem ſie nicht bis zu der Höhe getrieben wären welche die griechiſche Humanität überhaupt zu erſteigen vermochte; in den Charakteren der Barbaren aber geht ſie noch über dieſe Gränzen hinaus. In dieſen Darſtellungen glänzt das Genie des Dichters durch energiſche Wahrheit. Aber dieſe Wahrheit iſt bisweilen gemein. Denn nirgends ging ſein Streben auf Idealität, ſondern auf Effekt der durch eine energiſche Einſeitigkeit am Sicherſten zu gewinnen war. Aus dieſem Geſichtspunkte iſt der berüchtigte Streit der Alkeſte vortrefflich, während er in Rückſicht auf Anſtand und Würde ſchlechterdings verwerflich iſt. Denn daß ein Sohn ſeinen Vater wie den niedrigſten Sklaven ſchmäht weil er nicht für ihn hat ſterben wollen, kann nur aus dem Uebermaß eines zügelloſen Schmerzes entſchuldigt werden. Nicht minder beleidigend aber von großer Kraft iſt die Wuth, mit welcher Polymeſtor, nachdem er von Hekabe's Händen geblendet worden, ſeine Feindinnen verfolgt und ſich mit ihrem Blute, ihren Gebeinen zu ſättigen begehrt. So ſind bei ihm faſt überall die Ausbrüche der Leiden-

schaft von Würde entkleidet, wie auch die Menschen welche er aufstellt, selten edel und niemals erhaben sind. Die Wahrheit des gewöhnlichen Lebens galt ihm höher als die Schönheit einer Idee, Kraft höher als Würde, mitleidige Rührung höher als Erhebung des Gemüthes. Die edlern Züge auf die man hier und da stößt, scheinen der Hand des Dichters nur entfallen zu sein, denn selten macht er von ihnen Gebrauch. Schönheit aber verleiht er ihnen nur da, wo diese zu der Rührung unentbehrlich ist. Daher ist in dem Charakter der Polyxena und der Iphigenia zarte Anmuth, jugendlicher Frohsinn, jungfräuliche Reinigkeit, kindliche Einfachheit gemischt, damit die holdeste Liebenswürdigkeit dem traurigsten Schicksal gegenüber stände und die zarteste Blume von den härtesten Händen gepflückt würde.

Wenn wir nach diesen Bemerkungen die Heroen der griechischen Tragödie mit einem vergleichenden Blicke mustern, so finden wir daß beim Aeschylos der mächtige Stoff nicht immer zur völligen Befriedigung entwickelt wird, — daß beim Euripides die üppige Materie oft über die Form gebietet, — daß beim Sophokles hingegen der Stoff mit der Form in einem so vollkommenen Verhältniß steht daß sich der Reichthum desselben ohne Zwang und gleichsam von selbst in das Gesetz der Ordnung fügt. Bei dem Ersten ist die Natur mächtig und groß aber die Kunst noch etwas ungelenk; bei dem Andern ist die Kunst allzu nachgiebig und schlaff, — beim Sophokles aber gebietet die Kunst über eine freie und schöne Natur. Aeschylos huldigt der Größe ohne Anmuth, Euripides sucht nur den Reiz, Sophokles vereinigt Würde und

Schönheit in innigem Bund. Der Erſte erfüllt uns mit Staunen, der Andre mit Mitleiden, Sophokles mit edler Bewunderung.

Dieſen verſchiedenen Zwecken entſpricht die ganze Einrichtung ihrer Werke. Aeſchylos erhebt ſich oft gleich im Anfang zu einer Höhe die nur ſein rieſenmäßiger Geiſt zu überſteigen hoffen kann. Sophokles führt uns allmählig von Stufe zu Stufe, Euripides wiederholt von Abſchnitt zu Abſchnitt dieſelben Töne rührender Trauer. Aeſchylos geht von der Vorbereitung ſchnell zur Kataſtrophe über, Sophokles nähert uns der Kataſtrophe mit zögernden Schritten, Euripides verfolgt mit ſchwankenden Schritten ein ungewiſſes Ziel indem er das Unglück weniger vergrößert als daß er es anhäuft. Aeſchylos iſt einfach ohne Kunſt, beim Sophokles iſt die Einfachheit ein Effekt der Kunſt, beim Euripides herrſcht Mannichfaltigkeit oft zum Nachtheil der Kunſt. Die größten und wunderbarſten Begebenheiten welche bei ſeinen Vorgängern der Brennpunkt der Handlung ſind, dienen beim Euripides oft nur als verſtärkende Strahlen, und die Incidente ſind nicht ſelten tragiſcher als der Ausgang ſelbſt. Das Opfer einer Tochter die dem Schooße der Mutter entriſſen wird, die Ermordung eines unſchuldigen Knaben, der freiwillige Tod einer Gattin auf dem Scheiterhaufen ihres Gemahls, die Aufopferung eines Jünglings für ſein Vaterland, einer Jungfrau für ihre Familie — Alles das ſind beim Euripides nur Incidente der Handlung.

Zugleich mit dem Trauerspiel sonderte sich aus dem alten Satyrspiele die Komödie ab, um ebenso die höchste Freiheit des Lebens in ihrer äußern Erscheinung vorzuführen, wie die Tragödie die höchste Freiheit des innern Menschen darstellen soll.

Die erste Entwicklung der Komödie ist in Dunkel gehüllt. Es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß Krates zuerst ihr einen bestimmten Stoff untergelegt und die komische Handlung erfunden hat. Mehrere folgten seiner Spur, deren Werke die Zeit vernichtet hat, nur einen einzigen schonend, den Aristophanes, dem das Alterthum unter allen seinen Nebenbuhlern den ersten und höchsten Rang zugesteht.

Aristophanes blühte während des peloponnesischen Krieges, ein Zeitgenosse des Perikles, des Sokrates, des Platon, des Sophokles und Euripides, also ein Zeuge der glänzenden Zeit der Geister und des eintretenden Sittenverderbnisses. Von seinen Lebensumständen ist wenig bekannt; aber seine Werke zeugen daß er, der herrschenden Partei abgeneigt, mit einem edeln Unwillen das allmählige Erlöschen des alten Glanzes der Republik, die Ausartung der strengen Zucht, den Mißbrauch demagogischer Kunstgriffe und die heillose Verschwendung der Kräfte des Staates in einem Kriege sah der allen Klassen des Volkes verderblich und nur seinen treulosen Verwaltern nützlich und einträglich war. Dieser edle Unwille ist zwar nicht die Quelle seiner Werke aber ihre Grundlage, und er ist es der dem Muthwillen und der Lustigkeit dieses Dichters gleichsam eine Folie des Edeln unter-

legt, der ihr eine größere Tiefe gilt und ihn ſelbſt hoch über die Klaſſe gemeiner Luſtigmacher erhebt.

Die alte Komödie iſt eine der merkwürdigſten Erſcheinungen der alten Welt: nur denkbar in ihr und ihren Verhältniſſen, aber auch faſt nothwendig in ihr. Wenn es überhaupt ein Bedürfniß der menſchlichen Natur genannt werden darf, die willkührlichen Schranken bisweilen zu überſpringen die um der bequemen Ordnung willen in dem gewöhnlichen Verkehr die freie Luſt des Lebens beſchränken, ſo mußte dieß Bedürfniß ganz vorzüglich bei einem Volke herrſchen, in welchem die überſtrömende Fülle des Lebens jene Schranken ſo ungern ertrug. Es thut ſich aber ein ſolches Bedürfniß ſchon in dem Scherze der gewöhnlichen Unterhaltung kund, wenn das Wirkliche willkührlich mit dem Scheine vertauſcht wird, wie denn auch ſelbſt Kinder gern in einer angenommenen Rolle aus der Wirklichkeit heraustreten, um ſich in einer erdichteten Welt freier bewegen zu können; aber ſeine höchſte Höhe erreicht dieſes Streben der freien Lebensluſt erſt durch die Mittheilung und die Theilnahme großer Menſchenmaſſen. Die alten Staaten welche jeden menſchlichen Trieb als etwas Heiliges achteten, unterſtützten auch das Bedürfniß der Staaten ſich zu freuen, d. h. entweder ſich ohne Bewußtſein eines Zwanges innerhalb der geſetzten Schranken zu bewegen, oder auch nach dem Umſturz dieſer willkührlichen Schranken muthwillig zu ſchwärmen. Die Freude iſt ſchön, der Muthwille aber iſt dem Erhabnen analog. Darum hat ſich auch in dem Alterthum der Muthwille leicht mit der Religion vermählt, denn ſeine Quelle war eine tiefe

Begeisterung, durch die das höchste Leben aus der innersten Tiefe des Gemüths hervorgetrieben ward. So waren die Bakchanalien und Saturnalien und selbst manches kirchliche Fest des Mittelalters, Parodieen des Ernstes in denen die Freiheit der Einbildungskraft die ursprünglichen und angebornen Rechte der Menschheit gegen die Disciplin des ordnenden Verstandes geltend machte. Da schwiegen alle Gesetze einer willkührlichen Convenienz; die alte Gleichheit des saturnischen Zeitalters kehrte zurück, der Sklav gebot seinem Herrn, der Herr diente dem Knecht, kein Scherz war verboten, kein Spott geahndet und Götter und Menschen waren dem Muthwillen Preis gegeben. Denn auch die Götter, meinte man, theilten mit Lust die Freude der Menschen und, in ihre berauschten Schaaren gemischt, zürnten sie dem Spotte nicht, welchen die trunkene Fröhlichkeit auch über sie ausgoß. Die Religion lief dabei keine Gefahr, so wie auch der Staat keine Gefahr lief, wenn seine Verwalter, seine Redner und Feldherrn während des Taumels der Bakchanalien ein Gegenstand muthwilligen Spottes wurden. Hat doch selbst der Ernst der römischen Welt diese Freiheit gegen triumphirende Imperatoren erlaubt, ohne alle Beeinträchtigung ihrer Würde oder Verletzung der strengen Disciplin, welcher der römische Soldat unterworfen war. In der That scheint das ernsthafteste und würdigste Leben den Gegensatz des komischen gebieterisch zu fordern; dahingegen das Bedürfniß des Komischen immer mehr zu verschwinden scheint, je frivoler das tägliche Leben wird. Dem wahrhaft Würdigen haben die Anfälle des Muthwillen nie geschadet; aber höchst

bedenklich iſt es, Dasjenige mit ſolchen Waffen anzugreifen was ſich nur mit dem erborgten Scheine der Würde ſchmückt und darum ſchon ſelbſt auf der Grenzſcheide des Komiſchen und Ernſten ſteht.

Aus dieſen Bemerkungen kann das Weſen und die Natur der alten Komödie begriffen werden. In dem Rauſche bakchiſcher Begeiſterung empfangen, ergreift ſie, zufolge des Rechts, das ihr dieſe höhere Sanktion giebt, das wirkliche Leben in allen ſeinen Erſcheinungen, den höchſten wie den niedrigſten, und behandelt es als einen Gegenſtand muthwilliger Luſt. Die Götter, der Staat, das Volk und die Führer deſſelben, Alles miſchte ſich hier wie in der Wirklichkeit; wenn aber in dieſer oft die thörichtſten Dinge mit Ernſt und Eifer getrieben wurden, ſo zerſtörte die alte Komödie den Schein der Wichtigkeit durch ein beſtändiges Parodiren des Lebens das hierdurch in ſeiner ganzen Blöße dargeſtellt wird. So wie alſo die Tragödie das Leben in ſeiner höchſten Wichtigkeit darſtellt, um ihm die erhabene Würde der ſittlichen Freiheit als etwas unendlich Höheres entgegenzuſetzen, die um ſich zu behaupten ſelbſt das Leben geringſchätzt; ſo ſtellt die Komödie das eifrige Treiben um das Irdiſche in ſeiner Nichtigkeit dar und erhebt dadurch das Gemüth weit über die engen Schranken der Wirklichkeit in das Gebiet einer unbedingten und heitern Freiheit.

Wer nun in der Komödie nichts Anderes ſucht, als einen Spiegel des wirklichen Lebens zur Erkenntniß unſrer Mängel und Beſſerung derſelben aufgeſtellt, Der kann den Ariſtophanes und ſeine Werke gar nicht faſſen; ja ſie müſſen ihm abgeſchmackt und unſinnig ſcheinen.

Keine Auszüge oder Uebersetzungen — am wenigsten prosaische — können ihn kennen lehren; denn wie in allen ächtgenialen Werken ist bei Aristophanes Stoff und Form gar nicht zu trennen, und die beste poetische Nachbildung müßte noch immer weit zurückbleiben hinter der durchaus vollendeten Zierlichkeit seiner Sprache und der Gewalt seiner Rhythmen, deren Reichthum und Fülle oft mit dem Inhalte der Worte einem belustigenden Gegensatz macht. Aus jenem niedrigen Gesichtspunkte und wenn man in ihm nur den treuen Kopisten der Natur sucht, erscheint er oft boshaft, glatt, gemein, scurril, unerhört und in einem hohen Grade rathlos; aus einem höhern Gesichtspunkte betrachtend erkennt man in ihm einen Hohlspiegel der Gemeinheit des convenzionellen Lebens überhaupt; da tritt jedes Glied, das verzerrt schien, an seine Stelle; die Harmonie stellt sich her und in der Tiefe des tollen Spiels zeigt sich ein edler und religiöser Sinn. In allen Elementen dieser wunderbaren Werke regt sich jene lebendigste Begeisterung des bakchischen Muthwillens welche Alles heiligt obschon ihr Nichts heilig scheint, und welche die Ahnung frevelnder Absicht in der Behandlung der Götter, ja des Bakchos selbst, dessen Fest doch hier gefeiert wird, entfernt.

Die vorherrschende Tendenz der aristophanischen Komödie ist Parodie: Parodie der Staatsverfassung, indem entweder die Weiber mit der Regierung unzufrieden, eine Weiberherrschaft und mit ihr Gemeinschaft der Güter und Weiber einführen, oder unzufriedene Bürger eine Stadt nach bessern Grundsätzen in den Lüften erbauen, oder patriotische Weiber, um dem langen Kriege ein

Ende zu machen, durch die Verbannung der Männer aus ihren Umarmungen den Frieden erzwingen; — Parodie der einreißenden Sitten, der Erziehung durch atheistische Philosophen, des tragischen Theaters.

Da das Vergnügen an dem Komischen aus der Betrachtung des Zweckwidrigen entspringt die sich als freie Lebenslust dokumentirt, so ist die absichtliche Ungereimtheit in vielen Situationen dieser Komödie kein Vorwurf sondern ein Lob. Sie ist es, welche die Handlung in steter Bewegung erhält und den Strom des Muthwillen nährt. Und so unaufhaltsam reißt uns dieser Strom in den Komödien dieses wunderbaren Dichters fort, daß, indem wir auf dem Boden der Wirklichkeit zu stehen glauben, wir doch immer in den Höhen einer idealen Welt erhalten werden. Rund um uns ist Athen mit seinen Sitten, seiner Staatswirthschaft, seinen berühmten Männern; aber was diese Athener treiben, ist eine so poetische Narrheit, sie sind so durchdrungen von ihrer Thorheit, sie rücken mit einem so herzhaften Eifer auf ihr phantastisches Ziel los daß uns schon dieser Taumel ergreift und beirrt. Zugleich schwimmen wir auf dem Strome der enthusiastischen Sprache und des wunderbarsten Rhythmus über die Gränzen der wirklichen Welt hinaus, wo uns seltsame Wundergestalten begegnen, die weder der Menschheit noch dem Olymp angehören und doch mit beiden Welten befreundet scheinen. Und oft tritt mitten in diesem berauschenden, verwirrenden Treiben der Dichter an der Spitze des Chores hervor, um absichtlich das ganze Gewebe der Täuschung zu zerstören, und, indem er sich mit dem Publikum unterhält, meist

in dem Tone des Ernstes neuen Muthwillen zu treiben. Schwerlich hat irgend ein Dichter die Gemüther seiner Zuschauer mit einem solchen sichern Bewußtsein seiner Ueberlegenheit beherrscht, sie so nach Gutdünken in die Täuschung hinein und wiederum aus der Täuschung heraus gerissen, noch mit einer solchen Fülle der kühnsten Erfindungen das Höchste und das Niedrigste in ein solches Ganze vollendeter Kunst geflochten.

Obschon die reiche Fülle poetischen Lebens die sich in zahllosen Werken auf der Bühne von Athen entfaltete, allein hätte hinreichen können, dieses Zeitalter zu verherrlichen, so sind doch die poetischen Produktionen desselben nur eines der Elemente, aus welchen seine glorreiche Größe erwachsen ist. Auch war es nicht wohl möglich daß die Poesie ihre höchste Stufe erreichte, ohne daß der Geist der Nation in allen seinen Kräften belebt, erschüttert und befruchtet wurde. So ist daher in derselben Zeit die Geschichte, die Beredtsamkeit und die Philosophie, mit Einem Worte Alles, worin sich ein tiefes genialeo Leben regen kann, zur höchsten Vollkommenheit gebracht worden. Die Prosa trat mit der Beredsamkeit in die Schranken und erfand einen eigenthümlichen Sylbentanz, durch welchen zuerst die freie Sprache zur harmonischen Rede, und die angeborene Wohlredenheit zur kunstmäßigen Beredtsamkeit ward. Alles ist in diesem Zeitraum und in diesem Mittelpunkt der hellenischen Welt zu dem Grade der Vollendung gebracht worden, den es in Hellas erreichen konnte, und die folgenden Zeiten sind nur in der

Wissenschaft weiter gekommen, nicht aber in der Kunst, weder in der redenden noch in der bildenden. So wie die Nation selbst in dieser Periode den Moment ihrer Reife erreichte, über welchen hinaus sie wie eine überreife Frucht bei der ersten feindlichen Berührung abfiel, so erreichte auch die schöpferische Kraft des Genie's hier ihr Maximum, jenseit dessen die ungeniale Fertigkeit des Talentes lag. Es hat daher auch späterhin nicht an Dichtern und Redekünstlern aller Art gefehlt, aber diese setzten sich alle zu dem reichen Tische der Alten nieder. Sie ernteten wo sie nicht gesäet hatten. Was von jenen aus der innersten Tiefe mit produktiver Kraft hervorgerufen worden, Das pflückten diese von der Oberfläche hinweg und meinten schon genug zu thun, wenn sie Das was die Alten genial erfunden hatten, neu ordneten und zierliche Kränze aus vertrockneten Blumen wanden. Denn der Sinn für zierliche Anordnung erhielt sich weit hinab und wurde sorglich gepflegt durch die Lehren der Theoretiker die mit scharfsinnigem Geist in die Werke der klassischen Alten eindrangen und die feinsten Fäden ihrer künstlichen Gewebe verfolgten.

Wir wollen, indem wir den ganzen Umfang der klassischen Bildung Athen's zu umfassen streben, unsre Blicke zuerst auf die Geschichte wenden welche die merkwürdigen Thaten der Vorzeit schon früher geweckt hatten. Aber auf dem klassischen Boden von Attika erwuchs sie von Neuem in einer höhern und würdigern Gestalt. Ihre ersten Versuche die nicht früher als in den Zeiten der Peisistratiden gemacht zu sein scheinen, wo der prosaische Vortrag zuerst sich bildete, knüpften sich an die mythische

Poesie und bestanden theils (wie die Gedichte des Hesiodos) in Geschlechtsregistern, theils (wie einige der lyrischen Gedichte) in Nachrichten von Gründung der Städte durch irrende Völker und Helden; theils überhaupt in Sammlungen alter Sagen und was in alten Liedern historisch erschien. Ungewiß und dürftig mußte dieser Stoff nothwendig bei einem Volke sein, das, in vielfältigen Wanderungen begriffen, in mehrere Stämme getheilt, geographisch und politisch getrennt, nie einen Mittelpunkt der Vereinigung hatte, wo es, wie Aegypter oder Hebräer, seine alte Geschichte, als ein Gesammteigenthum des Volks in den Tempeln und den Archiven der Priester niederlegen konnte. So war auch diese Zeit noch in beglaubigter Kenntniß des Alterthums überaus unwissend, und da alle Lebens-Elemente von Hellas aus der heroischen Welt, und all sein Wissen aus der heroischen Poesie erwachsen war, so mußten seine Blicke immer der Fabel und der Fabelzeit zugekehrt bleiben. Diese Richtung hat sich auch bis in späte Zeiten erhalten, und es ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung daß entweder die Geschichte nach poetischer Weise die Götter in das Leben der Menschen einflicht, oder die Göttersage in eine menschliche umschafft. Aber diese Fabeln lagen zerstreut, die mündlichen Sagen konnten nur über Einzelnes belehren, auch andre Quellen, wie Denkmäler und Weihgeschenke, wiesen nur auf einzelne Begebenheiten hin; so war es also unmöglich daß aus solchem Stoff ein wahrhaft historisches, in seinem Innern zusammenhängendes Ganze erwachsen konnte. So konnten also jene ältern Geschichtschreiber nur Einzelnes sammeln und sie mußten unter-

gehn, nachdem der von ihnen zusammengetragene Stoff historisch verarbeitet und kritisch gesichtet worden war.

Der Erste, welcher die Geschichte in einem großen Styl und als Künstler behandelte, war Herodotos aus Halikarnaß in Karien, also ein Dorer von Geburt, geboren im vierten Jahre nachdem Xerxes seine unermeßlichen Schaaren nach Europa übergesetzt hatte. So waren die wunderbaren Ereignisse dieses Kriegs und seines Vorläufers die erste Geschichte welche die Aufmerksamkeit des Knaben fesseln mochte und seine Aufmerksamkeit bald auf sein Volk, bald auf die Perser richtete. Ein verwandter Stoff: die Angriffe der Perser auf die Griechen von Asien, und der Widerstand den Jene ihren Unterdrückern in dem jonischen Aufstande leisteten, war grade damals der Gegenstand der Geschichte eines Historikers von Milet, des Hekatäos, dessen Werk vielleicht den historischen Sinn des Jünglings belebte und nährte. So wie damals zuerst ein geschichtliches Band zwischen dem Morgen- und Abendland geknüpft, und also der Geschichtskreis der Menschen um ein Großes erweitert war, so erhob sich auch das empfängliche Gemüth Herodotos' zu der umfassenden Idee einer Weltgeschichte die, so weit seine Kräfte reichten, den Umfang der bekannten Welt umfassen sollte. Als Mittelpunkte des Ganzen aber wollte er die Geschichte der Kriege aufstellen, von denen seine eignen Ansichten der Welt ausgegangen waren; den ersten Ursprung des Zwistes wollte er enthüllen der jetzt die Griechen und die Barbaren theilte, und so bis in die Dunkelheit der alten mythischen Zeit, und bis an die äußersten Grenzen der Erde vordringen.

Früh ſcheint ſich dieſer Gedanke ſeines Geiſtes bemächtigt zu haben. Unzufrieden und unbefriedigt durch den mangelhaften Stoff den ihm für ſeinen Zweck die geſammelten Sagen, die Städtegeſchichten, die Genealogieen älterer Hiſtoriker darboten, trieb ihn ſeine Wißbegierde unter die Menſchen, in ferne Länder, um die Natur der verſchiedenen Klimate, die Sitten der Völker, ihre Religion und Geſchichte mit eignen Augen zu ſehn und aus ihrem Mund zu vernehmen. Aegypten lag ihm am Nächſten: das Wunderland des Alterthums und, wie Einige wähnten, die Wiege des Menſchengeſchlechts und der Weisheit, wo eine engverbundene, geheimnißvolle Prieſterkaſte ſeltne und andern Sterblichen unerforſchte Kenntniſſe zu beſitzen vorgab; wo alſo, wenn irgendwo, die Wißbegierde des in das Alterthum dringenden Geſchichtforſchers Nahrung finden mußte. Hierher ging er zuerſt und er lernte dieſes merkwürdige Land in ſeinem ganzen Umfange kennen. Auch die Küſten von Libyen bis zu dem karchedoniſchen Gebiet, Griechenland bis hinauf nach Thrakien wurden von ihm beſucht, und weiter hin bis an die Ufer des Iſter und des Boryſtheneſ (Dniepr) in das Land der Skythen drang er vor. Aſien kannte er bis nach Babylon hin und nördlich bis Kolchis, von wo aus er durch das Land der aſiatiſchen Skythen über Makedonien zurückkehrte.

Als er in ſein Vaterland zurückkam, fand er es von einem Tyrann Lygdamis unterjocht, einem Enkel jener Artemiſia, die bei Salamis muthiger als die Männer gefochten hatte. Er begab ſich nach Samos und indem er hier eine Schaar von Verbannten zuſammenzog, ver-

trieb er den Tyrann und gab seinem Lande die Freiheit. Aber wie die Tyrannei vorher aus dem Kampfe der Factionen entstanden war, so war der Tyrann nicht so bald entfernt, als der Kampf der Partheien das Land von Neuem theilte; und Herodotos welcher nicht den Sieg der einen oder der andern, sondern die Freiheit wollte, wurde beiden verhaßt. Er entsagte daher seinem Vaterlande und begab sich nach Hellas, wo er zu Olympia den versammelten Griechen seine Geschichte vorgelesen haben soll. Es wird erzählt daß Thukydides, als Jüngling, dieser Vorlesung beigewohnt und, von der Herrlichkeit des Inhaltes und der Süßigkeit des Vortrages bezaubert, Thränen vergossen habe. Wem mag man an die Wahrheit dieser Erzählung glauben, obschon sie nicht durch vollgültige Zeugen bestätigt ist: denn mit Freuden erblickt man die Wirkung eines überlegenen Geistes auf einen andern, und gern nimmt man wahr, wie das Schöne seine Wurzel in zarten Gemüthern schlägt. Wenn so oft geniale Funken auf einen harten Boden fallen und ohne zu zünden ersterben, oder unerkannt in den weiten Raum verschwinden und umsonst einen brennbaren Stoff suchen dem sie sich mittheilen können —: so ist jedes einzelne Beispiel, wo wir das Fortwirken von einem Gliede der elektrischen Kette zu dem andern sehn, ein Trost und eine Quelle des Glaubens: daß vielleicht nichts wahrhaft Schönes entstehe das nicht bildend und belebend weiter wirke.

Da nun Herodotos ohngefähr 12 Jahre nach seinem Auftreten zu Olympia nach Athen kam und auch hier sein Werk an den Panathenäen vorlas, traf es sich daß

die Athener eine Kolonie nach Thurium in Italien schickten. Seine Neigung zum Reisen gesellte ihn den Kolonisten zu, und es ist wahrscheinlich daß er hier sein Leben beschloß. Viele Begebenheiten die sich nach seiner Auswanderung zugetragen haben, und die er seiner Geschichte einverleibt hat, beweisen, daß er auch in seinem neuen Vaterlande seinem Werke fort und fort einen verdienstvollen Fleiß widmete. Man weiß das Jahr seines Todes nicht genau. Aber es erhellt aus den von ihm erwähnten Ereignissen daß er das sieben und siebenzigste Lebensjahr überschritten habe.

Die Geschichte des Herodotos ist nach der Zahl der Musen in neun Bücher getheilt und mit ihren Namen bezeichnet, weswegen ein alter Dichter sie auch als Gastgeschenke der Musen betrachtet. Sie verspricht zunächst nur die Geschichte der Hellenen und Barbaren zu erzählen und Wie sie begonnen? aber der Wahrheit nach umfaßt sie die Geschichte der ganzen Welt, die Beschreibung der Länder und ihrer Produkte, der Völker die sie bewohnen so wie deren Sitten und Gebräuche. Wie uns Homeros in den Irren des Odysseus durch das ganze Gebiet der mythischen Welt führt, so Herodotos durch den Umfang der historischen Welt. So ist er auch in einem andern Sinn der Homeros der Geschichtschreiber; denn sein Werk ist in Anlage, Sinn und Styl ein historisches Epos. Mit gleicher Ruhe und Anmuth wie die homerische Poesie entfaltet sich das große Werk der Zeit, und an den Faden der Hauptgeschichte knüpft sich leicht und anmuthig Episode an Episode, oft uns abführend von der lyrischen Einheit, aber von der ästhetischen nie. Denn

mit einem tiefen poetiſchen Sinn und mit ächter Religioſität iſt das Ganze entworfen; und wie die homeriſche Poeſie der Götter nicht entrathen kann, ſo erſcheint auch in dem geſchichtlichen Epos Herodotos' die über Alles herrſchende, alles Irdiſche leitende Gottheit gleichſam als der Mittelpunkt nach welchem Alles ſich neigt. Eine Idee iſt es die das Ganze durchſtrömt und die vornämlich in der Haupthandlung hervortritt: daß keine irdiſche Herrlichkeit und Macht vor Gott beſteht, und daß Alles, was ſich in frechem Uebermuth mit der allein in unerſchütterlicher Seligkeit ruhenden Gottheit zu meſſen erkühne, ohne Schonung von ihr zu Boden geſchlagen werde. Darum unterlag Perſien's ſtolze Macht, und nicht nur in der Geſchichte der Völker auch in dem Leben der Einzelnen ſteht dieſe Wahrheit feſt, und ſie iſt es eben, welche Herodotos in einer Menge höchſt bedeutender, zum Theil tief rührender Geſchichten die er gefliſſentlich einwebt, zur Anſchauung zu bringen ſucht. Daher iſt auch ein großer Theil ſeiner Geſchichte an die Orakel geknüpft, als an die Organe der Gottheit, die auf eine ſinnliche und, dem Glauben des Alterthums zufolge, unwiderſprechliche Weiſe den Zuſammenhang der Welt mit dem Ueberirdiſchen darthun.

Der Vortrag des Herodotos iſt der epiſchen Natur ſeines Werks analog ruhig und ſtill, und doch voll innern Lebens, wie der homeriſche. Daß er mit offenem Kinderſinn geſehen, daß er die Außenwelt mit aller ihrer Herrlichkeit und ihrer Mannichfaltigkeit auf ſich hatte wirken laſſen, zeigt die Anſchaulichkeit ſeiner Beſchreibungen, und das eben ſo genaue als poetiſche Detail der Scenen,

auf die er das Thun und Treiben der Menschen stellt. Die ganze wunderbare Masse der Geschichte die er uns erzählt, scheint sich in der Tiefe seiner Seele gebildet und geordnet zu haben und so vollendet, wie die Welt aus dem Gedanken ihres Schöpfers, hervorzutreten, daher sich auch der Erzähler hinter dem Erzählten verbirgt, und freudig verloren in dem Anschauen seines Werkes, sich selbst, sein Verdienst und seine Mühe vergißt. Mit Recht wird daher sein Vortrag als das Muster des universalhistorischen Vortrages gerühmt, da es eben die Ruhe und Vergessenheit seiner selbst ist, die in dem Erzähler seine lebendige Theilnahme und sein Versinken in die Herrlichkeit des Einzelnen und die Beziehung des Einzelnen auf das große Ganze bewährt. Alles stand vor seinen Augen voll Bewegung und Leben. Darum geht bei ihm die Erzählung so gern ins Gespräch über, das die Handlung und den Sinn der Reden anmuthig vergegenwärtigt und oft in klugen Lehren oder religiösen Betrachtungen den Leser zu einer höhern Ansicht der Begebenheit leitet.

Endlich ist auch die Sprache des Herodotos wie seine Erzählung, überaus einfach und klar, ohne gemein oder platt zu sein, gerade wie die homerische Sprache, der sie an Eigenthümlichkeit und sinnlicher Lebendigkeit gleicht. Herodotos wird das beste Muster des Jonismus genannt; denn obschon er ein Dorer war, zog er doch die ionische Mundart vor, weil sich ihre ganze Natur am Schönsten für die Erzählung eignet. Für die gestaltvolle und ausführliche Darstellung welcher Herodotos nachstrebte, taugte der harte, zusammengedrängte Doris-

mus nicht. Daher nahm er, was ſich von ſelbſt ihm darbot, die dem Epos geweihte, folglich auch ſeinem geſchichtlichen Epos analoge ioniſche Mundart auf. Und ſo zeigt ſich auch in dieſem Werke jener Grundcharakter der griechiſchen Kunſt, jener wundervolle Zuſammenklang des Inhalts mit der Form, der Zuſammenklang der innern und äußern Muſik, welcher die erſte und nothwendigſte Bedingung zur Schönheit iſt.

Sehr oft iſt die Glaubwürdigkeit dieſes Schriftſtellers in Zweifel gezogen worden, und Diejenigen, welche keine Erſcheinung anders als aus dem modernen Geſichtspunkte anſehn und mit unphiloſophiſcher Beſchränktheit nichts für wahr annehmen mögen als was in dem engen Kreiſe ihrer Erfahrung liegt, haben ſein Werk zu einer ergötzlichen Sammlung ungereimter Mährchen und deſſen Verfaſſer zu einem leichtgläubigen und lügenhaften Schwätzer herabgewürdigt. Nun zeigt ſich aber in dieſem ganzen Werk ein redliches und offnes Gemüth welches eines abſichtlichen Betrugs durchaus unfähig ſcheint, mit Gewiſſenhaftigkeit ſeine eigenen Zweifel an gewiſſen Sagen entdeckt; da wo Streit obwaltet, die Gründe jeder Partei mit Unparteilichkeit vorträgt; ſich auch ſelbſt mit kritiſchem Zweifel über die Autorität der Dichter und des fabelnden Alterthums erhebt. Vieles iſt in ſeinen Beſchreibungen von Ländern und Völkern als fabelhaft verworfen worden, was ſich durch ſorgfältige Unterſuchungen an Ort und Stelle auf das Vollkommenſte beſtätigt hat, und je mehr ſich die Kenntniß der Welt in den Gegenden die Herodotos bereiſte, erweitert, deſto ſchöner tritt ſeine Glaubwür-

digkeit in Allem was er aus eigner Anſchauung beſchreibt, hervor.

So wie in dem Fortgange der poetiſchen Kultur das freie und unbegränzte Epos in die Tragödie übergegangen war, wodurch die Poeſie an Tiefe gewann, was ſie an Ausbreitung verlor, ſo nahm auch die Geſchichte einen ähnlichen Gang. Denn wie ſich die attiſche Tragödie zu dem ioniſchen Epos verhält, ſo verhält ſich die attiſche Geſchichte des Thukydides zu der ioniſchen des Herodotos. Wie das Trauerſpiel, ſo entſagt auch die attiſche Geſchichte dem freien epiſodiſchen Gange; ſie ſucht nicht die Ergötzung des Augenblicks ſondern eine tiefe Belehrung für dauernde Zeiten; ſie will nicht mehr die Welt darſtellen ſondern den Menſchen und die Gottheit der Welt. Wenn die ioniſche Geſchichte dem glatten Spiegel eines ſtillen See's vergleichbar iſt, deſſen Tiefen ein heitrer Himmel und die Mannichfaltigkeit ſeiner lachenden Ufer verklärt entſtrahlt, ſo gleicht die attiſche Geſchichte einem mächtigen Strome, der in feſten Ufern ſtill hinabzieht, jeden Widerſtand kräftig beſiegt, nirgends abſchweift von ſeinem Wege, das blühende Ufer wie das traurige mit gleicher Würde begrüßt und ſich endlich nach einem langen und ernſten Lauf mit dem Weltmeer vermiſcht. Und wenn die Geſchichte eigentlich erſt da beginnt wo das Reich der Sage aufhört und die Grenzen zwiſchen Poeſie und Hiſtorie ſcharf gezogen werden können, — wenn ſie nicht gedacht werden kann ohne Kritik, welche die Wahrheit erforſcht, ohne den tiefen,

durch Erfahrung geſchärften Sinn, welcher den Zuſammenhang der Begebenheiten auffindet, ſo kann man behaupten daß Attika das wahre Vaterland der Geſchichte, und daß Thukydides der erſte Urheber dieſer Gattung iſt.

Thukydides, der Sohn des Oloros, war einer der älteſten Familien Attika's entſtammt und von mütterlicher Seite den alten Königen von Thrakien verwandt. Seine Jugend war dem Unterrichte in der Philoſophie gewidmet deren Lehrer ihm der geiſtreiche, ernſte und tiefſinnige Anaxagoras war, und der Beredtſamkeit in welcher ihn der Redner Antiphon unterwies. Doch widmete er ſich den Staatsgeſchäften nicht und trat weder vor dem Volke noch in den Gerichtshöfen auf. Dennoch wurde er zum Feldherrn gewählt um ein Heer nach Amphipolis am Strymon zu führen. Da ihm aber hier Braſidas zuvorgekommen war und die Stadt früher beſetzt hatte, wurde er in Athen angeklagt und mit der Verbannung beſtraft, worauf er zuerſt in Aegina, dann in Thrakien lebte. Hier ſoll er nach Einigen geſtorben ſein. Andre erzählen, er ſei nach der Niederlage der Athener in Sikelien nebſt andern Vertriebenen zurückberufen aber in dem Vaterlande auf eine meuchelmörderiſche Weiſe getödtet worden. Bei Athen war ihm ein Kenotaphion errichtet.

Nachdem das Gemüth des Knaben durch die Geſchichte des Herodotos, mag er ſie zu Olympia gehört oder ſpäter auch nur geleſen haben, heftig bewegt worden war, führten ihn, da er zum Mann heranreifte, die Begebenheiten ſeines Vaterlandes dem höher geſteckten

Ziele zu. Als der peloponnesische Krieg ausbrach, nicht ohne mancherlei Vorbereitungen, die längst einen solchen entscheidenden Kampf erwarten ließen, erkannte Thukydides daß jetzt die große Frage gelöst werden müßte, ob Sparta oder Athen an der Spitze der griechischen Staaten stehen solle, und er legte sogleich beim Beginn des Kampfes Hand an dessen Beschreibung, weil ihm die Höhe der Macht, auf der jetzt beide Völker standen, die Größe der Zurüstungen und die allgemeine Stimmung von Hellas etwas Entscheidendes in demselben erwarten ließ. Diesen Kampf aufrichtig zu erzählen, der historischen Wahrheit ihr volles Recht zu erzeigen und ein Denkmal für die Nachwelt, nicht eine Unterhaltung für den Augenblick aufzustellen, Das war das große und ernste Bestreben des trefflichen Thukydides. Seine Ansicht der Begebenheiten ist daher durchaus nicht episch sondern kritisch, und wenn Herodotos überall die Einwirkung der Gottheit als Mittelpunkt seiner historischen Epopöe geltend machte, so sieht Thukydides nur menschliche Kräfte, menschlichen Willen und menschliche Klugheit, deren Betrachtung auch für ähnliche Lagen nützlich und belehrend sein möchte. Wenn aber in der Anlage des Ganzen welche so viel wie möglich chronologisch ist, keine poetische Gestaltung sich zeigt, so ist doch in der Darstellung des Einzelnen eine lebendige Bildungskraft und ein tiefer poetischer Sinn unverkennbar. Seine Beschreibung der Pest zu Athen, des großen Unternehmens gegen Sikelien, die Erzählung der Unfälle welche dort das Heer der Griechen erfuhr, und die Darstellung der Zerrüttungen in den griechischen Städten sind schon von

dem Alterthum mit gebührender Bewunderung gerühmt worden.

Ein vorzüglicher Schmuck der Geſchichte des Thukydides, welcher übrigens allen Reiz der Mannichfaltigkeit mit ernſtem Sinne verſchmäht, ſind die überall eingewebten Reden, deren die Geſchichte eines helleniſchen Freiſtaats nicht entrathen konnte. Da hier Alles ſo dargeſtellt wird wie es aus dem Schooße einer Republik hervorgeht, ſo muß auch die Darſtellung der gemeinſamen Berathungen des ſouverainen Volkes der Mittelpunkt der Geſchichte ſein. Wenn alſo dieſe Hiſtorie als Kriegsgeſchichte auf dem Schlachtfelde verweilt, um von der Natur einer Unternehmung dem künftigen Feldherrn eine lebendige Anſchauung zu geben, ſo kehrt die Staatsgeſchichte zur Quelle aller dieſer äußern Erſcheinungen in die Volksverſammlung zurück, ſtellt die hier gehaltenen Staatsreden dar, und man wird bald inne daß die Demagogie der höchſte Gipfel des ganzen Werks ſei. Es iſt übrigens mit dem Streben nach Wahrheit nicht unverträglich daß dieſe Reden keine treuen Ueberlieferungen ſind, und daß Thukydides in dieſem Theile ſeines Werks das Recht einer freien Kunſt ausübte als für deren Produkt die Geſchichte galt. Daher ſagt er ſelbſt in der Einleitung ſeines Werks: „was die Reden betrifft welche theils bei den Berathſchlagungen zum Kriege, theils während des Krieges ſelbſt gehalten worden, ſo habe ich freilich ſchwerlich Alles was ich ſelbſt mit angehört, noch was mir von Andern hinterbracht worden, wörtlich behalten und aufzeichnen können. Ich habe mich begnügt, einen Jeden Das ſagen zu laſſen, was, nach meinem

Gutdünken, die Sache zu fordern schien, mich aber dabei an den ganzen Sinn des wirklich Gesagten so treu als möglich gehalten". Dieser letzte Zusatz bestimmt dieser Reden eigenthümlichen Gehalt. Sie bieten dem Leser die innern Bedingungen der Begebenheiten dar, die Stimmung und die Ansichten der einzelnen Parteien, die wirklichen und die nur vorgegebenen Gründe ihrer Entschließungen; — und alles Dieses was die pragmatische Geschichte nicht entbehren kann, theilen sie auf eine ächt nationale, lebendige und vielseitigere Weise mit, als die Neuern, welche des Organs der öffentlichen Beredtsamkeit meist beraubt, mehr mit ihrer eigenen Individualität hervortreten und in ihrer eigenen Person erinnern und lehren. Nun sind es aber noch überdies vornämlich diese Reden in denen Thukydides die größte Fülle seiner Einsichten niedergelegt hat, und sie zeigen mehr als irgend ein andrer Theil seines Werks daß er nicht für die Ergötzung des Augenblicks sondern für die ganze Nachwelt schrieb. Denn nie würde eine Volksversammlung, selbst eine athenische nicht, so ausgesprochene Resultate der tiefsten Menschenbeobachtung und der geläutertsten Staatsweisheit allgemein verständlich gefunden haben.

Der Erhabenheit und Tiefe seiner Denkungsart ist auch seine Sprache vollkommen angemessen, die durchaus nach dem Großartigen und Erhabenen strebt. Obgleich er als ächter Nachahmer der Sophisten eine symmetrische Anordnung und Abgemessenheit der einzelnen Glieder sucht, so hat doch sein Ausdruck durch das Bestreben mit den wenigsten Worten viel zu sagen und so

viel als möglich viele Gedanken in Einen Ausdruck zusammen zu drängen, eine gewisse Rauhheit und Dunkelheit bekommen, die vornämlich in seinen Reden sichtbar werden. Aber auch in der Erzählung erkennt man die ernste Stimmung seines Geistes, indem er überall nur die Bedürfnisse seines Vaterlands und die praktischen Zwecke des allgemeinen Wesens vor Augen behielt und, um diese Absicht des Unterrichtes zu erfüllen, jederzeit auf gehörige Begründung der Thatsachen bedacht war. Je vollkommner er aber die Bestimmung eines politischen Historikers erreichte, desto mehr wurde seinem Vortrage jener Reiz der jugendlichen Historie entzogen, die, mitunter mythisch, sorglos spielte; und diejenigen Parthien wo er sich in dem mythischen Alterthum episodisch ausbreiten zu wollen schien, tragen ein fremdartiges Ansehn und kontrastiren mit dem Charakter des ganzen Werks.

Kein griechischer Geschichtschreiber hat sich zu der Höhe des Thukydides erhoben, oder seinen staatswissenschaftlichen Gesichtspunkt rein aufgefaßt. Derjenige welcher ihm der Zeit nach zunächst steht und die unvollendete Geschichte des peloponnesischen Kriegs (von dessen zwei und zwanzigstem Jahre an) vollendet hat, der jungfräuliche Xenophon gleicht ihm nur an reinem, sittlichem Gefühl, nicht an Tiefe des Geistes noch an Fülle der Gedanken.

Xenophon, der Sohn des Gryllos und der Zögling des Sokrates zog die Aufmerksamkeit dieses Weisen durch seine Gestalt auf sich. Als er ihm einst in einer engen Straße begegnete, versperrte Sokrates ihm den

Weg und fragte ihn nach dieser und jener nützlichen Sache und wo sie zu kaufen wäre. Nachdem er die Antworten erhalten, fragte er weiter: „wo denn treffliche Männer gebildet würden". Und als der Jüngling dieses nicht zu beantworten wußte und sich bedachte, sagte Sokrates: „so folge mir denn und lerne"; und von dieser Zeit an war er ein Zuhörer des Sokrates. Wie er dieser Lehre angehangen und sie aufgefaßt, was diese von den Göttern, den Pflichten der Menschen überhaupt und der Bürger in ihren besondern Verhältnissen lehrte? ist aus seinen Denkwürdigkeiten zu erkennen, die als eine seinem Herzen abgedrungene Apologie des trefflichen und verkannten Lehrers zu betrachten sind. Mit diesem zog er, wie Einige erzählen, in den Krieg, und in der Schlacht bei Delion in Böotien rettete ihn Sokrates, als er vom Pferde fiel und trug ihn mehrere Stadien weit, bis er den Feinden entronnen war. Als der jüngere Kyros sich zum Kriege gegen seinen Bruder rüstete, hielt sich Proxenos der ein Böoter und Schüler des Gorgias war, zu Sardes auf. Da dieser den Xenophon kannte und liebte und ihn für werth hielt, des Kyros Freund zu werden, schrieb er ihm und lud ihn ein, nach Sardes zu kommen; worauf dieser den Brief dem Sokrates zeigte und ihn um Rath fragte. Sokrates aber wieß den Fragenden an das Orakel zu Delphi. Da nun dieses sein Vorhaben an dem Feldzug Theil zu nehmen zu billigen schien, begleitete er als ein Freiwilliger das Heer und führte es nach Kyros' Tod, als seine Feldherrn durch die Treulosigkeit des persischen Königs ermordet worden, durch die wildesten Völker und fort-

während von dem Feinde verfolgt, aus dem Innern der perſiſchen Monarchie bis an die von Griechen bewohnte Küſte Aſiens zurück. Hier übergab er dem Ageſilaos, deſſen Freund er war, den größten Theil dieſes Heeres und begleitete den Spartaner-König auf mehreren ſeiner Feldzüge. Seine Mitbürger aber verbannten ihn, weil er ſich als Feind des Artaxerxes bewieſen, deſſen Gunſt die Athener ſuchten. Hierauf begab er ſich nach Skyllos in Elis, wo er ſich ankaufte und mit ſeinen Söhnen Gryllos und Diodoros, welche man die Dioskuren nannte, die Landwirthſchaft trieb, jagte und ſchrieb. In einem Kriege aber der zwiſchen den Spartanern und Eleern ausbrach, wurde die ganze Gegend verheert und Xenophon flüchtete nach Korinth. Als die Athener in dem Kriege der Thebaner gegen Sparta den Spartanern beizuſtehn beſchloſſen hatten, ſandte auch er ſeine Söhne in den Krieg. Hier kämpfte Gryllos unter der Reiterei mit großer Tapferkeit und blieb bei Mantinea auf dem Schlachtfelde, nachdem er, wie Einige ſagen, den Epaminondas getödtet. Als die Boten mit der Nachricht vom Tode des Gryllos kamen, fanden ſie den Xenophon beim Opfer beſchäftigt; und als er hörte, ſein Sohn ſei gefallen, nahm er den Kranz den die Opfernden zu tragen pflegten, von dem Haupte. Da ihm aber weiter geſagt wurde daß er als ein tapfrer Mann geſtorben ſei, bekränzte er ſich von Neuem und vergoß keine Thräne, ſondern ſagte: „ich wußte, daß ich einem Sterblichen das Leben gegeben hatte". Er ſelbſt ſtarb zu Korinth in einem hohen Alter mit dem Ruhme eines frommen und trefflichen Mannes.

Die Eigenſchaften die in Xenophon's Leben am Meiſten hervorſtechen: ſein religiöſer Sinn der überall in dem Leben die Hand höherer Mächte erkannte, ſeine zarte Sittlichkeit, ſein klarer Verſtand, ſeine Beſonnenheit, die ſtille Mäßigung und das Gleichgewicht aller ſittlichen Kräfte, zeichnen auch ſeine hiſtoriſchen Werke aus und verbreiten über ſie den magiſchen Schleier einer reinen Anmuth, um derentwillen man ihn die attiſche Muſe genannt hat. Ein reger Sinn für Wahrheit lag in ſeiner ſittlichen Denkungsart, obſchon die in Sokrates' Schule eingeſogene und in ſeinen eignen Verhältniſſen verſtärkte Vorliebe für ſpartaniſche Zucht ſein Urtheil bisweilen irre geleitet haben mag. Ueberhaupt aber war ſein Geiſt weniger durch innere Kraft als durch den Verkehr des Lebens gebildet; beſonders war er der Strategie hingeneigt deren Ausbildung er in dem Heere des Ageſilaos fand; daher denn auch die Darſtellung des Feldherrn-Ideals das er vom Sokrates überkommen und im Ageſilaos ausgeprägt gefunden hatte, der Mittelpunkt aller ſeiner Hiſtorien ward.

Dasjenige ſeiner hiſtoriſchen Werke in welchem ſein Ruhm am Höchſten ſtrahlt, iſt auch in techniſcher Hinſicht das vollkommenſte. Die Geſchichte des Feldzuges gegen Perſien, die Anabaſis, iſt ein reiches Gemälde mannichfaltiger und höchſt anziehender Ereigniſſe in fernen Gegenden und unter mancherlei Völkern; daher die Schilderungen großer Begebenheiten, der Sitten gebildeter und roher Völker, von wilder Kraft und beſonnener Tapferkeit, von großen Gefahren und glücklichen Erfolgen in ununterbrochener Reihe neben einander ſtehen. Auch iſt

der Vortrag in dieser Schrift lebendiger als in irgend einem andern seiner Werke, obgleich, wie überall still, anspruchslos, klar und durch keinen Schmuck des Einzelnen sondern durch die über das Ganze verbreitete sittliche Grazie anziehend. Dieselben Eigenschaften schmücken auch die Kyropädie, in welcher Schrift nicht die wirkliche Geschichte des Stifters der persischen Monarchie sondern das Ideal eines Monarchen nach den Begriffen eines Hellenen aufgestellt wird. Daß aber viele der Neuern dieses verkannt und eine wahrhafte Geschichte in dem Buche zu finden gemeint haben, gereicht dem Verfasser desselben zu einem ausgezeichneten Ruhm. Denn aus keiner andern Quelle entsprang dieser Wahn als aus der anspruchlosen Naivetät, bei welcher Nichts an eine Kunstabsicht erinnert, sondern Alles von selbst, wie ein Werk der Natur, zu entstehen scheint. Auch dieses Werk ist voll der anmuthigsten Mannichfaltigkeit und dramatischen Lebens, das sich, wie in allen xenophontischen Werken in belehrenden und ergötzenden Gesprächen entfaltet.

So groß nun die Verschiedenheiten in der ganzen Art und den Zwecken der drei Heroen der hellenischen Geschichte sind, so haben sie doch Alle auf gleiche Weise das charakteristische Merkmal des griechischen Geistes: den ächt plastischen Sinn, das Zurücktreten des darstellenden Individuums aus dem Stoffe der Darstellung und die liebende Hingebung an diesen Stoff. Aus dieser Verzichtleistung auf eignes Erscheinen und Hervortreten des Historikers, selbst da wo er seine eigne Geschichte erzählt, entspringt eben die schöne Ruhe der

Darstellung wodurch die Werke der hellenischen Kunst wie die der Natur wirken, nur durch ihr stilles Dasein die Herzen erfreuend. Ein Beispiel dieser Art bietet in der Anabasis die Erzählung von dem Morde der griechischen Feldherrn, wo alle Mittel, diese schreckliche und folgenreiche Begebenheit mit dem Glanze der Beredtsamkeit zu schmücken, verschmäht, und der nackten Darstellung des Geschehenen jede Wirkung, die sie auf fühlende Gemüther machen kann, zu erreichen überlassen ist. Denn mit diesen einfachen Worten wird sie erzählt: „Als die Feldherrn und Hauptleute in dem Hauptquartier des Tissaphernes angekommen waren, wurden die Heerführer in das Zelt gerufen, Proxenos der Böoter, Menon der Thessaler, Agias der Arkader, Klearchos der Spartaner und der Achäer Sokrates; die Hauptleute aber blieben draußen. Bald darauf aber wurden auf ein gegebenes Zeichen in Jenem die Heerführer ergriffen, und die Hauptleute auf dem Platze vor dem Zelt ermordet. Nachdem dies geschehen war, zerstreuten sich die persischen Reiter auf dem Feld, schwärmten umher und hieben alle Griechen nieder die sie antrafen, Sklaven und Freie. Da nun die Griechen welche dies von dem Lager aus sahen, sich hierüber verwunderten und nicht wußten, was sie thun sollten, kam der Arkader Nikarchos, der in den Unterleib verwundet war, und erzählte, die herausquellenden Eingeweide in der Hand haltend, Alles, was sich ereignet hatte. Da liefen Alle sogleich nach den Waffen, in der Meinung, der Feind werde bald vor ihrem Lager stehen. Es kamen aber nur Ariäos, Artaozos und Mithridates, des Kyros ehemalige Hausfreunde mit einer

Begleitung von etwa 300 Persern. Als sich diese genähert hatten, forderten sie alle griechische Befehlshaber auf, zu ihnen zu kommen, weil sie eine Botschaft des Königs zu melden hätten. Nachdem sie nun einige Maßregeln der Vorsicht getroffen hatten, traten die Heerführer Kleanor und Sophänetos hervor. Sie begleitete Xenophon der Athener, um von dem Schicksal des Proxenos Erkundigung einzuziehn. Als sie sich nun hinlänglich genähert hatten, um einander hören zu können, sprach Ariäos: „„Klearchos, o ihr Hellenen, hat für seinen Meineid und die Uebertretung des Bündnisses, deren er überführt worden, die verdiente Strafe erlitten; Proxenos aber und Menon, die seinen Verrath angezeigt haben, gelten dafür viel bei uns. Der König gebietet euch nun, die Waffen abzuliefern, weil sie als Eigenthum des Kyros, seines Sklaven, ihm gehören"". Hierauf antwortete im Namen der Hellenen Kleanor aus Orchomenos: „„O schändlichster der Menschen, Ariäos, und ihr Andern, die ihr Kyros' Freunde waret, so schämt ihr euch nicht vor Göttern und Menschen, da ihr geschworen habt, mit uns einerlei Freunde und Feinde zu haben und nun im Bunde mit Tissaphernes, dem gottlosesten und tückischsten aller Menschen, nicht nur die Männer denen ihr Treue geschworen habt, umbrachtet, sondern auch um uns andere zu verrathen, mit den Feinden zu uns kommt?"" Ariäos aber erwiderte: „„Klearchos ist überführt, zuerst treulos gehandelt zu haben gegen Tissaphernes und Orontas und gegen uns Alle die wir mit diesen waren"". Auf diese Worte versetzte Xenophon: „„Dem Klearchos ist also, wenn er dem Eide

zuwider den Vertrag gebrochen hatte, sein Lohn geworden; — denn es ist Recht, daß die Meineidigen umkommen; — aber den Proxenos und Menon, die eure Wohlthäter sind und unsre Heerführer, sendet hieher. Denn es ist offenbar daß da sie Beider Freunde sind, sie suchen werden, uns Beiden gut zu rathen"". Hierauf besprachen sich die Barbaren lange unter einander und entfernten sich ohne Antwort". — So weit die eigenen Worte des Xenophon. Hierauf schildert er die Sitten und die Denkungsart der ermordeten Anführer und fährt dann fort den Zustand des verlassenen Heeres mit gleicher Ruhe und Einfalt mit diesen Worten zu beschreiben: „Nachdem nun also die Heerführer ergriffen und die Hauptleute und Soldaten die ihnen folgten, getödtet waren, schwebten die Hellenen in großer Verlegenheit, indem sie erwogen daß sie dem königlichen Hofe nah und rund herum von feindlichen Völkern und Städten umgeben wären, wo sie nicht hoffen könnten Unterhalt zu bekommen; daß sie von Hellas mehr als 10,000 Stadien — (das ist über 250 geographische Meilen) — entfernt, ohne Wegweiser, durch viele und breite Ströme vom Hause abgeschnitten, und von dem Heere des Kyros, welches sie bisher begleitet, verlassen, allein ständen und endlich daß sie keine Reiterei zur Seite hätten, weshalb sie im Fall eines Sieges keinen einzigen fliehenden Feind tödten, im Fall einer Niederlage aber ohne Rettung verloren sein würden. Indem sie nun dieses bedachten und muthlos waren, nahmen nur Wenige zu Abend Speise, Wenige zündeten Feuer an, und Viele kamen in dieser Nacht nicht zu den Waffen, sondern alle

ruhten, wo sie sich eben fanden, da sie nicht schlafen konnten vor Traurigkeit und Sehnsucht nach ihrem Vaterlande, ihren Eltern, Weibern und Kindern, die sie nie wieder zu sehn erwarteten. In dieser Stimmung brachten sie die Nacht hin".

Die eigenthümliche Neigung der alten hellenischen Welt zur Geselligkeit, welche ein Grundzug ihrer Humanität ist, und die daraus entspringende Oeffentlichkeit ihres Lebens, ihrer Verwaltung und Politik, erzeugte in sehr frühen Zeiten die Beredtsamkeit, welche weit mehr aus diesen Eigenthümlichkeiten als, wie die gewöhnliche Meinung ist, aus der demokratischen Verfassung hervorgegangen ist. So wie sie aber ihrer Seits Vieles dazu beigetragen hat, der hellenischen Staatsverwaltung einen höhern und poetischern Charakter zu geben als je die Verwaltung eines neuern Staats haben konnte, so ist ihr auch wiederum die besondere Art der Verfassung zu Statten gekommen, daß sie sich, wie sonst nirgends, zu einer vollendeten Kunst gestalten konnte. So wie die Poesie in dem Glanze des öffentlichen Lebens aus dem Schooße der Freiheit erwachsen ist, so auch die Beredtsamkeit, die zwischen Dichtkunst und Philosophie schwebt und der Flügel der Begeisterung bedarf, die nur durch die Theilnahme empfänglicher Zuhörer wachsen können. Empfänglich waren diese Zuhörer nicht nur zufolge ihrer Natur, sondern auch insbesondere durch ihre Verhältnisse. Der Redner sprach zu ihnen über Das was Jedem das Wichtigste war, und er weckte in jedem Einzel-

nen die ganze Kraft seiner Thätigkeit auf, er mochte nun seine eigene Meinung aussprechen oder mit ihr im Widerspruch sein. Neigung und Abneigung kämpften hier. Die höchsten Gegenstände entzündeten den edelsten Wetteifer: das Wohl des Vaterlands, der Ruhm der Nation und der eigene; und in den schönsten Zeiten war der Redner nur das Organ des Patriotismus und des Rechts. Seine Worte gingen in tausend Herzen über in die sie getaucht waren, wuchsen indem sie sich fortpflanzten. Wirkungen, die aus solchen Quellen flossen, konnten nicht gemein sein. Die Begeisterung veredelte was schon an sich schön war. Und so erhellt, wie die Beredtsamkeit nicht nur nothwendig zu dem großen Styl der alten Staatsverwaltung gehörte, sondern auch ihn zu erheben und auszubilden diente.

Die Beredtsamkeit welche schon in der homerischen Welt mit allen öffentlichen Verhandlungen unzertrennlich verbunden war, konnte ihre höchste Blüthe doch erst in dem männlichen Alter der hellenischen Nation erwarten. Erst als die Prosa sich bildete und Das was gesetzlos scheint, ein Gesetz der Kunst anzunehmen begann, entstand auch die Redekunst. Denn obgleich das Poetische eines der Hauptelemente der Beredtsamkeit ist, so soll doch die Rede eben Rede sein und nicht Poesie; zugleich aber auch mehr als Rede und dennoch einem rhythmischen Gesetz unterworfen welches das in ihrem Ganzen sich regende poetische Leben zur Anschauung bringt. Nur Der verdient den Namen des Redners welcher Das was zunächst Ueberzeugung beabsichtigt, dennoch mit scheinbarer Freiheit behandelt, — der den Verstand mit der Ein-

bildungskraft zu verſöhnen weiß, der Schönheit nachſtrebt ohne die Kraft der Gründe zu ſchwächen, und die Wahrheit ſucht ohne die Anmuth zurückzuſcheuchen, — der überzeugt indem er vergnügt, und das Gemüth bewegt indem er den Verſtand erleuchtet, — welcher Würde mit Anmuth, Tiefſinn mit Popularität, Reichthum der Gedanken mit Fülle der Sprache vereinigt. Eine ſolche Vereinigung von Eigenſchaften aber, deren ſchon jede für ſich ſchön und rühmlich iſt, kann bei dem Einzelnen nur in ſeiner männlichen Kraft, bei einem ganzen Volke nur in dem Zeitalter ſeiner höchſten Blüthe erwartet werden.

Während alſo in der frühern Zeit die Beredtſamkeit ein Gewächs der Natur war, und Jeder nur ſeinem innern Antriebe folgte, ohne Bewußtſein einer beſonderen Kunſt, entſtand kurz vor den Zeiten des Sokrates die Rhetorik, anfänglich einſeitig und mangelhaft, bald nur mit den Worten, bald nur mit dem Periodenbau, bald mit andern einzelnen Regeln der Technik beſchäftigt. Die Sophiſten welche zugleich Philoſophen und Redekünſtler zu ſein begehrten, lehrten die Kunſt, über jeden Gegenſtand gefällig zu ſprechen, jeden Satz zu erweiſen und zu beſtreiten, alſo mit der Wahrheit zu ſpielen und durch trügeriſche Mittel die Ueberzeugung ihrer Zuhörer zu erbeuten. Indem ſie aber durch dieſe Methode nur Ein Element der Beredtſamkeit ausbildeten und die Begeiſterung aus ihr verbannten, die da keinen Platz finden konnte, wo die Wahrheit nur ein leerer Name war, löſte ſich der Glanz den ſie für kurze Zeit um ſich verbreiteten, ſogleich in Dunſt und Nebel auf, als ihnen die Wahr-

heit ihre Aegide entgegen hielt. Doch hatten ſie der Kunſt den erſten Anſtoß gegeben. Die Aufmerkſamkeit auf den techniſchen Theil der Beredtſamkeit war erregt; man hatte gelernt daß es eine Methode gibt den Vortrag zu bilden; und ſo eilte die Kunſt, nachdem ſie einmal erwacht war, unterſtützt von dem erhöhten und veredelten Kunſtſinn der Nation, ſchnell ihrem höchſten Ziele zu. In jenem Zeitalter der männlichen Kraft wo ſich in Attika alle Elemente des geiſtigen Lebens regten, wo die ſchnelle Erhebung Athen's, der Glanz ſeines Ruhms, die Ausdehnung ſeiner politiſchen Macht, die Erweiterung ſeines Handels, jeden Einzelnen zu mannichfaltiger Thätigkeit ſpornte und der Gedanke an die Herrlichkeit des Vaterlandes eine jede Bruſt bewegte, da waren die größten Staatsmänner auch die größten Redner; denn dieſelbe Begeiſterung die ſie an das Ruder des Staats führte, war auch die Quelle einer hohen Beredtſamkeit. Darum werden Themiſtokles, Kimon, Perikles, Alkibiades unter den vorzüglichſten Rednern genannt; und ſchnell folgten ſich in jeder Gattung der Beredtſamkeit ausgezeichnete Männer deren Werke die Muſter künftiger Zeiten geworden ſind. Die gerichtliche Beredtſamkeit fand ihre Muſter in den Reden eines Lyſias, Antiphon, Andokides; die panegyriſche vornämlich im Iſokrates; die politiſche im Demoſthenes, der aber auch in der gerichtlichen mit gleicher Kraft und allen den höchſten Gaben des vollendeten Redners glänzte. Wenn es ſich irgendwo gezeigt hat wie die höchſte Beredtſamkeit aus der Begeiſterung und dieſe aus dem lebendigen Ergreifen des Ideals hervor-

geht, ſo iſt es in den Staatsreden des Demoſthenes, der in ſeiner ſchon entarteten Zeit zugleich durch die Betrachtung der herrſchenden Schlaffheit empört, durch den Rückblick auf die ſchönern Zeiten der Vorfahren tief gerührt und durch die Hoffnung die beſſere Zeit noch einmal zurückzurufen entzündet wurde. Seine ganze Seele war von dem Ideale des Patriotismus durchdrungen. Athen's alter Glanz und die Tugenden der Sieger bei Marathon und Salamis beunruhigten ohne Unterlaß ſein melancholiſches Gemüth, und alle ſeine Kräfte und ſein ganzes Leben waren dem Streben gewidmet eine beſſere und des atheniſchen Namens würdigere Zeit herbei zu führen. Mit dieſen Geſinnungen ſehen wir ihn in allen ſeinen Staatsverhandlungen erfüllt; ſie ſind es, die ihn in ſeinen lebhaften Angriffen auf den makedoniſchen König beſeelen. Es iſt wahr, er täuſchte ſich in der Berechnung der Kräfte des Feindes und ſeines Vaterlands, aber in Dem was an ſich ſchön und edel war, täuſchte er ſich nicht. Und dieſes ſtarke Gefühl des Edeln das alle Glieder ſeiner Reden beſeelt, jenes ernſthafte Ideal des Patriotismus das ſich mit keiner Heuchelei und Gefallſucht verſchwiſtert, ſondern überall mit der ſeiner Würde geziemenden Anſpruchsloſigkeit auftritt — Das iſt es was den Reden des Demoſthenes die überſchwengliche Kraft gibt, durch die ſie ein Gegenſtand der Bewunderung für alle Zeiten geworden ſind. Sie ſind das letzte Geſtirn das an Hellas' freiem Himmel glänzt, und wie noch während der Staatsverwaltung des Demoſthenes die griechiſche Freiheit in der Schlacht bei Chäroneia ihr Grab fand, ſo ſtarb mit

ihm der Geist der großartigen Beredtsamkeit. Indem die makedonische Uebermacht überhaupt immer stärker auf den Nacken von Griechenland drückte und trotz dem Scheine der demokratischen Form doch nur der Wille Makedonien's in den Versammlungen des Volks gebot, so versiegte die Liebe des Vaterlandes und mit ihr jene lebendige Begeisterung aus welcher allein die Beredtsamkeit geboren wird. Die Kunst aber lebte noch fort, und alle Schulen hallten von zierlichen Reden deklamirender Jünglinge wieder welche die Formen und Wendungen der alten Muster ohn' Unterlaß nachahmten und den Leib der Beredtsamkeit, aus welchem die Seele und das Leben gewichen war, immer mit neuen Farben schmückten. So sank man allmählig in die leere, wortreiche Sophistik zurück, die kalt mit glänzenden Worten und Antithesen spielte und Alles bot was die Augen blenden, — Nichts was das Gemüth erfrischen, erheben und begeistern konnte.

Ehe wir diesen Zeitraum der hellenischen Kulturgeschichte verlassen, fordert noch die Philosophie unsre Aufmerksamkeit. Denn auch diese, obgleich die Tochter des ersten Erwachens der Menschen in sich selbst, gelangte doch erst in Attika zu ihrer vollkommnen Blüthe und gestaltete sich hier so ganz neu daß sie Athen für ihr wahres Vaterland anerkannte.

Die älteste Philosophie der Hellenen war in ihre Religion eingeschlossen und stellte sich in poetischen Formen dar, denn alles Sinnen über die Entstehung der

Dinge und ihre Fortdauer, über die Götter und die göttlichen Kräfte ging durch das Medium der Phantaſie, wo der abſtrakte Gedanke ſich in eine ſinnliche Hülle kleidete. Darum war die älteſte Philoſophie des Orpheus, Muſäos, Linos und Andrer durchaus religiös, dieſe Religion aber durchaus poetiſch.

So wie ſich das einfache Leben der Hellenen immer mannichfaltiger geſtaltete und der Einzelne durch die vermehrten und veränderten Verhältniſſe auf mannichfaltige Weiſe angeregt ward, wurde ſeine Aufmerkſamkeit von dem Ganzen der Welt auf ihre einzelnen Erſcheinungen gerichtet, und der Menſch ſelbſt und die nächſten Verhältniſſe, in denen er lebte wurden der Gegenſtand ſeiner Betrachtungen. Die Philoſophie nahm eine ſittliche und politiſche Richtung die ſich zuerſt in dem Zeitalter der ſieben Weiſen zeigt, deren Weisheit mehr eine praktiſche als ſpekulative war. Nachdem aber nur einzeln das Bedürfniß zu philoſophiren erregt worden, verbreitete es ſich bald über das ganze Gebiet der menſchlichen Erkenntniſſe, und die Joniſchen Philoſophen, an deren Spitze Thales ſtand, vereinigten ſchon die Erforſchung über den Urſprung und das Princip aller Dinge mit den Betrachtungen über die ſittliche Natur des Menſchen und deren Zuſammenhang mit dem Göttlichen.

Nicht minder umfaſſend und tiefer eindringend forſchte die Schule des Pythagoras nach den geheimſten Quellen des Daſeins der Welt, ohne das Leben aus den Augen zu verlieren, das ſie vielmehr durch Einführung der Philoſophie in daſſelbe auf alle Weiſe veredelte.

Die fromme Anhänglichkeit der Jünger dieſer Schule hat das Leben ihres Stifters mit vielen Sagen geſchmückt die, zum Theil gegen die Abſicht ihrer Erfinder, den Schein des Betrugs und der Prahlerei um Den verbreiten dem ſie Glanz und Würde verleihen ſollen. Beinahe ſechshundert Jahr vor der chriſtlichen Rechnung zu Samos geboren, ſuchte Pythagoras die Quellen der Weisheit in Phönikien und Aegypten auf, wo er auf das Gebot des Königs Amaſis in die Geheimniſſe der Prieſter eingeweiht wurde. Nach ſeiner Rückkehr fand er Samos unter Polykrates' Scepter für die Fortſetzung ſeiner Studien untauglich, und wendete ſich wie viele aus ihren Wohnſitzen vertriebenen Griechen nach Groß-Griechenland wo viele unabhängige Staaten dem Fremdlinge eine gaſtliche Aufnahme boten. Sein Aufenthalt ward Kroton: die blühende Nachbarin von Sybaris, wo ihm die Schönheit und Würde ſeiner Geſtalt und die Fülle ſeiner Beredtſamkeit Freunde und Bewunderer erwarb. Ein mächtiger und wunderbarer Enthuſiasmus ergriff die Bewohner der üppigen Stadt. Die Weiber welche ſeine Ermahnungen hörten, entſagten dem Schmuck, die Männer trennten ſich von ihren Geliebten, und die Jünglinge drängten ſich zu ſeiner Schule wo ſie nach abgemeſſenen Stufen ganz in die Geheimniſſe der neuen Lehre eingeweiht wurden. Vieles ſcheint hier den prieſterlichen Einrichtungen Aegyptens entlehnt zu ſein: wie die Diät, die Reinigung des Körpers, die leinene Kleidung und manche Uebung die auf die Bildung der Sitten, auf die Gewöhnung zur Enthaltſamkeit und Selbſtbeherrſchung zielte. Denn nicht nur eine Schule der

Lehre war durch Pythagoras geöffnet, ſondern des Lebens; was gelehrt ward, ward auch geübt; und die Einſichtsvollſten ſollten auch die Trefflichſten ſein. Dieſer Lebensbildung war die ganze Vertheilung der Zeit angemeſſen. Beim Erwachen des Morgens ſuchten die Jünger der pythagoräiſchen Schule einſame Orte in Hainen und Tempeln auf um ihr Gemüth zu ſammeln, die Erlebniſſe des vergangenen Tages noch einmal muſternd im Geiſte durchzugehen und ſich zu den Geſchäften des bevorſtehenden vorzubereiten. Durch die Töne der Leier zerſtreuten ſie die Nebel des Schlafes und ſuchten ihrem Gemüth die harmoniſche Stimmung zu geben, die den ganzen Tag hindurch die Ausübung ihrer Pflichten erleichtern ſollte. Nach einer ſolchen Einkehr in das Innere ſuchten ſich die Jünger auf, um die heiterſten Stunden des Tages der Wiederholung oder der Aufklärung des Gelernten zu widmen, worauf körperliche Uebungen folgten die ſie bis zum Mittagsmahl fortzuſetzen pflegten. Ihre Mahlzeit war mäßig, ohne Fleiſch und Wein. Der Reſt des Tages war den Geſchäften, dem Unterrichte des Lehrers und gemeinſchaftlichen Unterredungen geweiht und wurde mit einem kalten Bade und einer Abendmahlzeit beſchloſſen die in gemeinſchaftlichen Speiſeſälen eingenommen wurde und immer vor Untergang der Sonne endigte. Der Mahlzeit folgten Vorträge und Unterhaltungen über Gegenſtände der Philoſophie; und nie trennten ſich die alſo Befreundeten von einander, ohne daß ihnen die wichtigſten Pflichten des Lebens und die Geſetze des Ordens ins Gedächtniß zurückgerufen wurden. So war die Schule dieſes Meiſters eine Schule

der Mäßigkeit und Selbſtbeherrſchung, der Ruhe und Gleichmüthigkeit. Und wie Pythagoras ſelbſt ein Muſter von Würde und mildem Sinn war, ſo übte er auch in ſeinen Jüngern dieſelben Tugenden durch Beiſpiel und Lehre. Wenn die Leidenſchaften in ihnen aufwachten und ſtürmten, gebot er ihnen die Einſamkeit zu ſuchen und nichts zu ſagen oder zu thun, bis ſich der innere Sturm gelegt habe. Es ſcheint unwahr daß die Mitglieder des Bundes ihr Vermögen dem Bunde übergeben und in einer gänzlichen Gemeinſchaft der Güter gelebt hätten, aber wohl war unter ihnen aus freiem Willen Alles gemein. Heilige Freundſchaften wurden unter den Auſpizien dieſes Vereins geſchloſſen in welchem ein Damon und Phintias nicht die einzigen Beiſpiele großer Tugenden geweſen ſein mögen.

Der Orden welcher zu Kroton unter den Augen des Pythagoras erwachſen war, breitete ſich auch in andern Städten von Groß-Griechenland aus und wirkte wohlthätig auf die Verbeſſerung der Geſetzgebung und auf die Bildung der Sitten. Ueberall eine weiſe und tugendhafte Ariſtokratie einzuführen, ſcheint die Abſicht des Bundes geweſen zu ſein, wobei man vielleicht bezweifeln kann, ob er überall mit weiſer Mäßigung verfahren ſei. Pythagoras ſelbſt ſah ſein Werk zerſtört. Einige Männer von Kroton, ſo erzählt man, erzürnt, daß ihnen die Aufnahme in den Bund verſagt worden war, legten ihm ſtrafbare Abſichten zur Laſt, erklärten die Verbündeten für Feinde des Staates und höhnten ihre Mitbürger daß ſie ſich von wenigen Männern beherrſchen ließen. Als dieſe daher einſtmals in dem Hauſe des Milon verſammelt

waren und rathschlagten, wurden sie von der Rotte des Kylon überfallen, das Haus angezündet und die meisten ermordet. Pythagoras selbst entkam; als er aber zu Lokri eine Freistatt suchte, ward ihm die Aufnahme versagt; Abgeordnete wurden entgegen gesendet die ihm sagen sollten: die Bürger von Lokri hielten ihn für einen großen und weisen Mann, aber sie wären mit ihrer Verfassung zufrieden und wollten ihren alten Gesetzen gemäß leben. Ein Gleiches widerfuhr ihm in mehrern Städten, bis er endlich nach Metapontes kam, wo er sein Leben beschlossen haben soll. Der in Kroton erregte Aufstand verbreitete sich in mehrere Gegenden von Groß-Griechenland. Viele der trefflichsten Männer wurden ein Opfer der Eifersucht und Mißgunst, und nur wenige Reste des Bundes sammelten sich in Rhegium, wo sie ihrer Lebensart treu blieben. Und obschon der Baum niedergehauen schien, so waren doch die Früchte die er einmal getragen, nicht verloren, und auch die spätern Zeiten erzeugten Männer die, durch Pythagoras' Weisheit begeistert als Muster aller Tugenden und als weise Verwalter der Staaten blühten.

Die Lehren des Pythagoras sind so wie die Geschichte seines Lebens, nur fragmentarisch auf uns gekommen und Vieles ist durch den Fortgang der Zeit verwirrt, entstellt und willkürlich gedeutet worden. Aber auch in diesen Bruchstücken ist ein tiefer und erhabener Sinn nicht zu mißkennen. Die Welt, ein Werk des göttlichen Verstandes, beseelt und mit Göttern erfüllt, umschloß, wie er glaubte, kreisförmig die Erde und in ihrer Mitte glühet die beseelende Kraft, die das Univer-

ſum durchſtrömt. Die Geſtirne waren ihm Ausflüſſe des ätheriſchen Feuers, von den Göttern bewohnt; auch in den Elementen und den Kräften der Körper wohnen ihm Götter. Und da die Seele ein Funke des göttlichen Aethers iſt, ſo iſt ſie wie auch die Seelen der Thiere unſterblich und unvergänglich und wandert aus einem Körper in einen andern. Die Vollkommenheit des Menſchen und ſeiner Tugend beſteht wie die Vollkommenheit des Weltalls in Harmonie. Denn eine große und wunderbare Harmonie durchdringt die Welt, und indem die Sphären in muſikaliſchen Intervallen durch die Lüfte rollen, hallen ſie wieder und bilden die reinſten Akkorde, welche die Freude und das Entzücken der Götter aber den betäubten Ohren der Sterblichen unvernehmbar ſind.

Die ioniſche Philoſophie, deren Bekenner in das Anſchauen der Natur verloren vornämlich den Urſprung der Dinge zu erforſchen ſuchten, und die pythagoräiſche oder italiſche welche durchaus einen idealen Standpunkt hatte, vereinigten ſich in Attika, wo die Philoſophie durch den Sokrates, Platon und Ariſtoteles den höchſten Gipfel erſtieg, der ihr in dem Alterthum erreichbar war. Vor ihnen hatten die Sophiſten ihr Eingang zu ſchaffen geſucht durch die täuſchenden Künſte einer wortreichen Beredtſamkeit, äußern Prunkes und blendender Vielwiſſerei. Ihr Grundſatz war: zu ſcheinen und von der Täuſchung Vortheil zu ziehn. Gorgias aus Leontium, Protagoras, Hippias erfüllten Griechenland mit ihrem Ruhm und verſammelten Schaaren von Schülern um ſich her, die ſie zu glücklichen Menſchen, großen Rednern und weiſen Staatsmännern zu bilden

verbießen. Sie zogen in Griechenland umher um Prunkreden zu halten und einige von ihnen forderten ihre Zuhörer auf, ihnen Gegenſtände vorzulegen, über die ſie ſogleich aus dem Stegreif ſprachen. Gleichgültig gegen Wahrheit und Recht, nur der Gottheit des Nutzens huldigend, erklärten ſie alle Religion für Aberglauben, Tugend für Einfalt und Gerechtigkeit für eine willkührliche Einſchränkung der menſchlichen Freiheit, die nicht aus des Menſchen Natur ſondern aus der Beſchaffenheit der bürgerlichen Geſellſchaft und der Einrichtung der Staaten entſprungen ſei. So konnten ſie nur zum Verderben der Menſchheit wirken, wenn nicht die Frechheit mit welcher ſie ihren religiöſen und ſittlichen Atheismus zur Schau trugen, das reine Gefühl der Wahrheit und der Tugend in jedem beſſern Gemüthe deſto lebendiger erregt und zum Kampfe gegen die Afterweisheit aufgefordert hätte.

Dieſen Kampf begann und beſtand Sokrates, der Sohn des Sophroniskos und der Hebamme Phänarete, der, zu der Kunſt ſeines Vaters beſtimmt früh jedem Erwerb entſagte, um Dem zu folgen, was ſein innerſter Beruf war. Ein Philoſoph, mehr von Charakter als von Profeſſion, unbefriedigt durch die Lehren der ältern Schulen, beſchloß er ſein ganzes Leben der Gottheit zu weihen und Das was vornämlich durch die Sophiſtik war getrennt worden, das Leben mit der Lehre auszuſöhnen. Hierdurch ward er für ſein Zeitalter, was Pythagoras der frühern Zeit geweſen war, obgleich auf eine andere Weiſe und in einem demokratiſchen Styl. Der äußere Schein ſeines Lebens war wie der äußere Schein ſeiner Lehre ohne Glanz, ja faſt gemein, aber eben dadurch als

Gegenſatz mit dem leeren Prunke der Sophiſten, gleichſam eine ironiſche Parodie deſſelben, anziehend für Den der durch längern Verkehr die Tiefe ſeines Geiſtes und ſeiner ſittlichen Vortrefflichkeit kennen lernte. Die Begeiſterung mit welcher er ſeine Freunde erfüllte, die Wirkung ſeiner Lehre die auf die nächſten Jahrhunderte immer ſteigend überging, entſprangen ohne Zweifel aus nichts Anderem als aus der vollkommenen und ſeltenen Harmonie ſeines Weſens, in welchem jede Kraft ihr rechtes Maß hatte und — durch den lebendigſten Enthuſiasmus für alles Große und Schöne — Erkenntniß und Wille zu einem unzertrennlichen Ganzen verſchmolzen wurden. Durch ſeinen innern Beruf auf die Bahn der Weisheit geführt, wo er die Befriedigung ſeines ſittlichen Bedürfniſſes ſuchte, ſtellte er in ihr den Menſchen als den Mittelpunkt aller philoſophiſchen Beſtrebungen auf und die Selbſterkenntniß als das Princip der Tugend. Tugend aber, welche die Harmonie des innern Menſchen und zugleich Schönheit und Weisheit iſt, ſoll das Ziel aller menſchlichen Beſtrebungen ſein. Indem er nun zuerſt ſelbſt dieſen Grundſätzen folgte, ward er ſelbſt ein Muſter beſſerer Menſchheit und führte durch Beiſpiel und Lehre ſeine Jünger zu dem nämlichen Ziel. Beim Vortrage ſeiner Lehren zeigte er Gewandtheit und Sicherheit: ſtets dem Geiſt und Weſen ſeiner Zuhörer auf das Zweckmäßigſte entſprechend, war er voll Ironie gegen Die welche ſich weiſe dünkten, von Begeiſterung ergriffen bei dem Empfänglichen; immer lebendig, nie anmaßend; er bewahrte Beſonnenheit und Ruhe und beſeelte durch zarten Scherz und anmuthigen Witz. Was daher Alkibiades beim Platon von ſeiner

Perſönlichkeit ſagt daß ſie den Satyrbildern gleiche die in ihrem Innern Bilder der Charitinnen verbergen, kann auch von ſeinem Ausdrucke und der Art ſeiner Mittheilung behauptet werden. Ihre Form war oft unſcheinbar und gemein; in ihrem Innern aber ſpielt ein ſchönes und geniales Leben welches die Form beſiegt und veredelt.

Da die beſondere Art ſeines Unterrichts nicht in zuſammenhängendem Vortrag beſtimmter Lehren ſondern in Anregen der Selbſtthätigkeit beſtand und nicht etwas Neues zu Tage fördern, ſondern nur das erwecken ſollte was in der Bruſt eines jeden Menſchen ſchlummert — daher er auch ſeine Kunſt eine geiſtige Hebammenkunſt nannte, die gewiſſer Maßen der Kunſt ſeiner Mutter gleiche —, ſo ſchienen die Reſultate ſeiner Philoſophie, ſo zuſammenſtimmend ſie auch in ihrem Innern war, dennoch höchſt mannichfaltig, und mehrere ſeiner Schüler faßten ſie auf die verſchiedenſte Weiſe auf. So ſtrömte aus dieſer Einen Quelle eine Menge von Sekten aus, welche insgeſammt ſokratiſche zu heißen begehrten, aber indem ſie ſich in das ganze Erbtheil ſeiner Philoſophie theilten, die innere Harmonie aufhoben nach welcher Sokrates als der eigentlichen Weisheit getrachtet hatte. Während Sokrates die höchſte Vollkommenheit der Erkenntniß mit der höchſten Vollkommenheit des Handelns in dem Begriffe der Tugend zuſammengeſchmolzen hatte, in welcher allein ſich die reinſte Wahrheit und Schönheit zeigte: trennten die Sokratiker Beides, die Einen um den erſten Quellen der Erkenntniß, die Andern um den erſten Quellen des ſittlichen Handelns nachzuſpüren.

Das Getrennte von Neuem zu vereinigen und den prüfenden, zerlegenden und grübelnden Verſtand mit den Anforderungen des nach Ganzheit trachtenden Gemüthes auszuſöhnen, gelang wiederum dem Manne, der den Geiſt der Weisheit ſeines Lehrers am Vollkommenſten aufgefaßt hatte und von der Natur mit allen Gaben des tiefen Denkers und des geiſtreichen Dichters ausgerüſtet war. Platon vollendete die ſokratiſche und demnach die attiſche Philoſophie. Von edeln Eltern geboren und von den beſten Lehrern in allen Zweigen des Wiſſens unterrichtet, wendete er ſich mit regem Geiſt zuerſt zur Dichtkunſt, in der er ſich auf mannichfaltige Weiſe verſuchte. Als er aber in ſeinem zwanzigſten Jahre den Sokrates kennen lernte, fand er ſein eigenthümliches Element. Von dieſer Zeit an verließ er die Philoſophie nicht mehr, ſondern auch nach dem Tode ſeines Lehrers ſuchte er Erweiterung ſeiner Kenntniſſe bei dem trefflichen Archytas, dem Pythagoräer, zu Tarent, und in Aegypten welches Land damals bei den Hellenen für die Wiege der Weisheit und der tieferen Wiſſenſchaft galt. Dann lehrte er zu Athen in den Hainen und Hallen der Akademie; auch mehr als ein Mal an dem Hofe beider Dionyſe, wohin ihn die Freundſchaft des Dion zog, nicht ohne Gefahr für ſeine Freiheit und ſein Leben, und beſchloß ſeine Tage im einundachtzigſten Jahre ſeines Alters an ſeinem Geburtstage, umgeben von Schülern und Freunden.

Seine zahlreichen Dialoge, in denen Sokrates ſtets die Hauptperſon iſt, haben die Lehre und den Geiſt dieſes Trefflichen in ungeſchwächter Kraft bis auf unſre Zeiten gebracht und mehr als irgend ein andres philo-

sophisches Werk den Geist der wahren Philosophie immer von Neuem angeregt. Es ist aber nicht bloß der Reichthum der in ihnen niedergelegten Ideen, der diese Wirkung hervorgebracht hat, sondern sowohl diese als auch die geistreiche und poetische Form des Dialogs, die lebendige Darstellung der Redenden, die hohe Begeisterung die aus ihnen webt, die Fülle zarten Scherzes in holder Anmuth die über sie ausgegossen ist, endlich die Vollendung der attischen Sprache die in jedem Ton und jeder Wendung erscheint. Auch war diese Form allein seinen philosophischen Zwecken angemessen. Ueberzeugt daß alles Denken Selbstthätigkeit sei und daß eigentlich nur der lebendige, mündliche Unterricht diese Wirkung hervorbringen könne, während es bei der schriftlichen immer ungewiß bleibe, wie viel der Leser sich aneigne oder wie viel er nur annehme, mußte er seine schriftliche Belehrung der mündlichen so ähnlich als möglich machen und durch die Form des Gesprächs Das hervorzubringen suchen, was der lebendigen Wechselwirkung des Lehrenden und Lernenden ähnlich war. Für diesen Zweck aber war die dialogische Form die einzige brauchbare, und der platonische Dialog insbesondere unübertrefflich eingerichtet. Kein Philosoph hat wie er die Kunst besessen, die eigenthümliche Thätigkeit der denkenden Kraft zu erregen und der leeren Einbildung entgegen zu arbeiten, als ob man wisse was man nicht weiß. Viele haben bemerkt daß die platonischen Gespräche den eifrigen Forscher nach Wahrheit oft unbefriedigt lassen; daß man das bestimmte Resultat der Untersuchung vermißt und daß man sich häufig da, wo man den Endpunkt zu fassen

glaubte, in das Meer der Ungewißheit geworfen ſieht: ja es iſt eine ganz gewöhnliche Meinung daß Platon ſelbſt, eines gewonnenen Reſultats der eigenen Forſchung ermangelnd, mit der dialektiſchen Kunſt geſpielt und abſichtlich das ganze Gebiet der Philoſophie mit Ungewißheit und Täuſchung erfüllt habe. Eine ſolche Abſicht der Täuſchung würde des großen Mannes allerdings unwürdig ſein. Aber ganz würdig iſt es ſeines reinen Strebens die Ausbreitung philoſophiſcher Erkenntniß zu fördern, daß er den Leſer dem Gefühl, das Erwartete nicht gefunden zu haben, auf das Beſtimmteſte übergibt, um deſſen Gemüth, wenn es nach Wahrheit und Erkenntniß dürſtet, zu eigner Thätigkeit zu ſpornen. Darum eben wird das Reſultat der Unterſuchung ſo oft verſchwiegen, aber die Nothwendigkeit erzeugt, es ſelbſt zu finden, und der Weg geöffnet, auf dem es gefunden werden kann. Jenes geſchieht, indem der Zuſtand des Nichtwiſſens zum klaren Bewußtſein gebracht wird; dieſes, indem die zur Auflöſung nöthigen Elemente oft mit ſcheinbarer Unabſichtlichkeit hingeworfen werden.

Dem begeiſterten Platon, deſſen eigenthümliches Element der Himmel und das Ewige iſt, von wo er ſich zu dem Endlichen und Irdiſchen nur herniederläßt, ſtand ſein Schüler, der Lehrer Alexander des Großen, Ariſtoteles gegenüber, in deſſen ganzer Philoſophie und Schriftſtellerei ſich mehr die nächſte Zeit in welche er übertrat, wiederſpiegelt, als das friſche republikaniſche Leben der vorbergehenden Periode, wo ſich die Philoſophie in dem Schooße des Staats und des Volks erzeugt hatte. Wie ſich jetzt die Verwaltung der maßge-

benden Staaten immer mehr aus dem Lichte der Oeffentlichkeit in den Schatten der Königshallen zurückzog, ſo ward auch die Philoſophie ein Gegenſtand gelehrter, alſo geheimerer Mittheilung. Sie zog ſich aus dem Leben in die Studierſtube zurück und verlor dadurch nicht nur ihre Popularität, ſondern auch den Ton der Begeiſterung, der durch die öffentliche Mittheilung ſelbſt erregt worden war. So unterſchied ſich die Philoſophie des Ariſtoteles von der ſeines Lehrers weniger durch ihre Reſultate als durch den Weg, auf dem ſie zu dieſen Reſultaten gelangte, und durch den trocknen, ſtrengen und nüchternen Styl, deſſen ſie ſich befleißigte. Bewundernswürdig iſt auch des Ariſtoteles redliches Streben nach Wahrheit, der unermeßliche Umfang ſeines Wiſſens, die Macht ſeines Verſtandes mit welcher er in jedem Gebiete der Wiſſenſchaft Ordnung und Licht ſchafft, ſeine logiſche Strenge und der Scharfſinn mit welchem er die letzten Fibern der menſchlichen Erkenntniß aufſpürt und zerlegt. Auch ſeine Wirkung iſt groß und weit verbreitet geweſen. Und wie Platon immer die gemüthvolleren und poetiſcheren Denker für ſeine Schule gewonnen hat, ſo haben auf der Seite des Ariſtoteles immer Diejenigen geſtanden, in denen wie in dem Meiſter Scharfſinn, Verſtand, logiſche Konſequenz, Methode und Ordnung überwiegend waren.

So führt uns der gelehrteſte aller Philoſophen in das Zeitalter der Gelehrſamkeit durch welches der Kreis der wiſſenſchaftlichen Kultur der Hellenen geſchloſſen wird.

Als in Griechenland durch das Uebergewicht der makedoniſchen Könige die alte Kraft der bisherigen Freiſtaaten zerſtört wurde, als in dem ſchnellen Wechſel der Parteien die ererbten Verfaſſungen und viele an ſie geknüpfte Tugenden ſich auflöſten und durch das Erſterben des eignen Willens auch das eigenthümliche, friſche und frohe Leben immer mehr aus den Gränzen von Hellas entwich, ſchien mit dem Erlöſchen der Kraft, die zur Erhaltung jener unſchätzbaren Güter nöthig geweſen wäre, auch die erzeugende und ſchöpferiſche Kraft des Genies abzuſterben. Nur für ſammelnde, vergleichende, prüfende Gelehrſamkeit ſchien dieſes Zeitalter geeignet zu ſein; für Das was keiner äußern Anregung bedurfte, und mehr das Lebendige zu zerlegen als Lebendiges zu ſchaffen. Die vormalige Thätigkeit des Geiſtes ging in Beſchaulichkeit über, und da die Ernte der Gegenwart unbefriedigend war, genoß man die Früchte der vergangenen Zeit. Dieſer Umſchwung in dem Geiſte und der Art der geiſtigen Beſtrebungen konnte bei keinem Volke ſichtbarer ſein als bei dem helleniſchen, bei welchem die Kunſt in allen ihren Zweigen aus dem Leben entſproſſen und durch das Leben gebildet war. Als daher die ſittliche Würde des Volks verloren ging die ſich in der äſthetiſchen Vollkommenheit ſeiner Werke ſpiegelte, ſo reichte die Fülle und Herrlichkeit aller vorhandenen Muſter nicht hin, die Kunſt auf der idealen Höhe zu erhalten, auf die ſie durch die wunderbare Größe und Herrlichkeit des wirklichen Lebens erhoben worden war. Alles was das Studium vermochte, war die Erhaltung der reinen Form. Aber da geſchah, was unter ſolchen Umſtänden nicht zu

vermeiden war, daß Das was ſonſt in unzertrennlicher Eintracht verſchlungen geweſen, Stoff und Form auseinander ging und Werke ohne Begeiſterung durch bloße Korrektheit der Form und eine klaſſiſche Vollendung des Ausdrucks zu gefallen ſuchten.

Damals ſtieg Aegypten gleichſam aus ſeinen Trümmern empor. Dieſes Land als die Wiege alter geheimer Weisheit und heiliger Offenbarungen lange bewundert, die aber ſeit Jahrhunderten zu einer todten Ueberlieferung geworden und zu einer bloßen Form verhärtet waren, gewann unter dem Scepter makedoniſcher Fürſten einen ſchnellen Zuwachs an materiellem Reichthum und ſcheinbarer Kraft. Eine lang entbehrte Thätigkeit bewirkte einen raſchen Umſchwung in allen Beziehungen und erzeugte einen Schein des Lebens das aber mehr im Aeußern als im Innern war. Alexandria an der Mündung des Nils und gleichſam an den Pforten der Oſt- und Weſt-Welt gelegen, wird der Mittelpunkt des reichſten und ergiebigſten Handels, der bis in das fünfzehnte Jahrhundert herab immer in den von Alexander geöffneten Kanälen floß. Hier, unter dem Geräuſch der handelnden Welt an der Wechſelbank dreier Welttheile fand der griechiſche Handelsgeiſt einen weiten Spielraum ſeiner Betriebſamkeit, und die Wiſſenſchaften die in Hellas verwaiſt und troſtlos irrten, eine ſichre Freiſtatt.

Es war ohne Zweifel der Wille der erſten Ptolemäer an den Ufern des Nils ein zweites und ſchöneres Athen aufblühn zu laſſen; und was dieſer Wille vermochte, durch äußere Mittel die Pflanze der Kultur zu treiben, das iſt hier reichlich gewirkt worden. Aber Alles, was in dieſem

Treibhause der Kunst und Wissenschaft gezeitigt wurde, war doch nur ein schwacher Abglanz des vollen Lichts, das über dem Horizont von Hellas geleuchtet hatte. Eine ganz andere Art von Geschäftigkeit war doch die welche den ägyptischen und palästinischen Krämer in Alexandrien umhertrieb, als die welche den Bürger der griechischen Städte zu den Bühnen der Redner, in die Hörsäle der Philosophen, in die Palästra, zu dem Theater führte. Der öffentliche Gebrauch der Kunst hörte auf, sie verließ daher den freien Weg genialer Originalität, indem sie sich auf den Beifall Einiger und auf den Ruhm einer gelungenen und korrekten Nachahmung einschränkte. Was aber überall geschieht daß, sobald der Genius aus der Kunst weicht, eine übermäßige Bewunderung der äußern Form an die Stelle des wahren Geschmacks tritt, Das geschah auch hier. Zierlichkeit der Sprache und Sorgsamkeit im Versbau, künstliche Fügung der Worte, erborgter aber geschmackvoll geordneter Schmuck, Das waren die Gegenstände, auf welche das Streben der Dichter dieses ptolemäischen Zeitalters vornämlich gerichtet war.

Eine andre aber noch verwandte Eigenthümlichkeit dieser Zeit war neben dem Ueberkünstlichen das Streben nach dem Ungewöhnlichen und Seltenen, das sich in der reichen, immer nach neuen Reizen begierigen Stadt und bei der Rivalität der zusammen lebenden Verskünstler, die aber mehr Gelehrte als Dichter waren, nothwendig erzeugen mußte. So erklären sich manche auffallende Geschmacklosigkeiten in diesem Zeitalter, auch das Spiel mit der Form nie bei jenen Dichtern, die durch eine

künſtliche Verbindung von langen und kurzen Zeilen die Geſtalten von Eiern, Altären, Flügeln u. dgl. ſchufen.

Auch die übermäßige Schätzung der Gelehrſamkeit, ſelbſt derjenigen, welche nur in einem todten Wiſſen beſteht, iſt ein charakteriſtiſches Merkmal jener Zeit. Polyhiſtorie war nicht das Streben der blühenden Epochen geweſen, aber jetzt war durch die Eröffnung einer Welt mit ihren unermeßlichen Merkwürdigkeiten und Schätzen die Wißbegierde auf eine ganz andere Weiſe angeregt, und zu Alexandria ward der Hang zur Vielwiſſerei noch durch den Reichthum der Bibliothek und das Muſeum vermehrt welches das erſte Beiſpiel einer Akademie der Wiſſenſchaften iſt. Daher iſt dieſes Zeitalter die Mutter der grammatiſchen Kenntniſſe in ihrem weiteſten Umfange geworden, und dieſes allgemein verbreitete Studium wirkte vorzüglich auf die Poeſie die hier eine ganz neue Laufbahn begann. Nicht zufrieden mit dem vorhandenen Sprachſchatz ſuchten ſich die Schriftgelehrten um nicht umſonſt gelehrt zu ſein, mit den Ausdrücken und Formen der älteſten Zeit und unſchriftmäßiger Mundarten zu bereichern, und ebenſo raffte man aus allen Theilen der Wiſſenſchaften Stoff zuſammen, um einen Schein der Neuheit hervorzubringen. Und da überhaupt die Begeiſterung entwichen und die Eitelkeit an ihre Stelle getreten war, ſo ſuchte man vorzugsweiſe ſolchen Stoff der ſeiner Sprödigkeit wegen die Kunſtfertigkeit des Bearbeiters in dem vollſten Lichte glänzen ließ. Aus dieſem Beſtreben ſind Werke hervorgegangen wie die Kaſſandra des Lykophron, wo die Tochter des Priamos die ganze Geſchichte von Troja in Einem langen Orakel dunkel an

Sinn und räthſelhaft im Ausdruck verkündigt. Ueberhaupt wurde die älteſte und gelehrteſte Sage der Lieblingsgegenſtand der alexandriniſchen Dichter, mit welcher ſie die alte mythologiſche Erdkunde vereinigten, ſo daß es ſcheint als ob derſelbe Fleiß welcher vormals in dieſen Gegenden Pyramiden aufgemauert und Obelisken geſchliffen hatte, auch die Gelehrten beſeelte das Unbekannteſte und Seltenſte aus faſt vertrockneten Quellen zuſammen zu leiten. So wählte Apollonios von Rhodos aus dem Schatze der alten Sage die Geſchichte des Argonautenzuges, wo die Mannichfaltigkeit wunderbarer Begebenheiten das Ausſtellen vielfältiger Gelehrſamkeit erlaubte. Indem aber der Fleiß des Dichters beſchäftigt war aus zahlreichen Vorgängern Stoff zu ſammeln, zu ſichten und anzuordnen, erloſch bei der fleißigen Arbeit die Flamme der Phantaſie, und ſein Werk ſteht als ein Denkmal des glättenden Fleißes und als ein Meiſterſtück der Sprache nicht aber als ein Produkt des wahrhaft ſchaffenden Geiſtes da. Mit noch größerer Kenntniß des fabelhaften Alterthums ausgerüſtet, ſammelte Kallimachos aus Kyrene in mannichfaltigen, tiefgelehrten Gedichten, was ſchon der Vergeſſenheit übergeben ſchien. Andere verſuchten ſich in wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden, und das techniſche Lehrgedicht trat an die Stelle des philoſophiſchen, ohne innere Begeiſterung, nur durch Kunſt und Talent ausgezeichnet. So beſchrieb Aratos, ohne ſelbſt in der Sternkunde bewandert zu ſein, den geſtirnten Himmel und die Vorbedeutungen der Witterung; Nikander die Wirkungen der Gifte und ihre Heilmittel. Andre widmeten der Erdkunde ihren

Fleiß. In allen dieſen Werken iſt Bildung und Geſchmack unverkennbar, aber zufrieden mit einer tadelloſen Mittelmäßigkeit hatten die genannten Dichter ſich eben ſo weit von den Fehlern als von den Schönheiten großer Geiſter entfernt, und ſie ſcheinen den Flug nach dem Aether zu ſcheuen, um der Gefahr in den Abgrund zu ſtürzen nicht ausgeſetzt zu ſein.

Keinem unter allen Dichtern jener Zeit iſt es vielleicht beſſer geglückt eine Gattung der Dichtkunſt zu erfinden oder zu erneuern, die zu gleicher Zeit ſeinem eigenthümlichen Geiſt und der Richtung ſeines Jahrhunderts vollkommen entſprach und Anmuth mit Neuheit vereinigte als dem ſyrakuſiſchen Theokritos. Es würde ungerecht ſein, dieſen Trefflichen mit Denen zu vermiſchen welche Dichter zu heißen begehrten, während er allein es in ausgezeichnetem Grade war. Den Hirtengeſang fand er in ſeinem Vaterlande und dem benachbarten Italien, aber die lebendige Darſtellung dieſes Hirtenlebens iſt ihm eigenthümlich. Zwar hatten früher ſchon doriſche Dichter in einzelnen Scenen und Lagen das gemeine Leben mit komiſcher Kraft darzuſtellen geſucht — wie denn die Mimen des Sophron berühmt ſind welche bekanntlich eine Lieblingslektüre des Platon bildeten, — aber das Leben der Hirten ſcheint Theokritos zuerſt in den Umkreis der mimiſchen Dichtungsart gezogen zu haben. Ein mimiſcher Dichter wollte er ſein, und als ein ſolcher muß er beurtheilt werden, wenn das Urtheil nicht, ganz verſchiedenartige Dinge verwirrend, ſchief und ungerecht werden ſoll. Denn etwas ganz Anders iſt das Hirtengedicht der modernen Zeit, die Das was ſie verloren hat, in der Unſchuld und Harmloſigkeit

eines idealiſirten Arkadiens mit Sehnſucht beſchaut, und das bukoliſche Gedicht des Alterthums welches nur auf die lebendige und kraftvolle Darſtellung eines wirklichen Zuſtandes ausgeht. Es iſt daher auch kein Zweifel daß dem verzärtelten Gefühl die theokritiſche Poeſie oft roh und mit der Geßner'ſchen kaum vergleichbar ſcheinen wird, wie etwa daſſelbe Gefühl die emaillirte Glätte eines van der Werfft der derben Kraft des Rembrandt vorziehen wird. Wie in der alten Komödie ſo iſt auch in den Bukoliken des Theokritos Vieles dem neuen Geſchmack anſtößig, woran die alte Welt, um Decenz wenig bekümmert, kein Aergerniß nahm. Dafür würde ihr die anſtändige Schäferwelt unſrer Bukoliker wie ein Rahmen erſchienen ſein, den nichts als ein matter blauer Himmel erfüllt an welchem hie und da dünne Schatten menſchlicher Geſtalten vorüber ziehen und ein ſchwindender Traum des Frühlings wie ein Nebel auf- und abwärts wogt.

Faſt alle Dichter dieſes Zeitalters waren zugleich Grammatiker, d. h. in dem alten Sinn des Worts gelehrte Kenner der Sprache und der alten Literatur in ihrem ganzen Umfange; und dieſe Wiſſenſchaften waren es, welche in der Alexandriner Zeitperiode von allen Seiten ausgebildet wurden. Nachdem man aufgehört hatte Neues zu erzeugen, mußte man wohl zufrieden ſein, den Schatz des Alten zu muſtern, zu ordnen, von Staub und Schmutz der Zeiten zu reinigen und die Form,

die den Geiſt des Alterthums in ſich verſchloſſen hielt, mit religiöſer Sorge zu wahren. Kritiſche Bearbeitung der Alten wurde ein nothwendiges Geſchäft und die ſorgfältigere Erforſchung des Umfangs und der Geſetze der Sprache hing damit auf das Innigſte zuſammen. Auch ihrer Erklärung widmete dieſes Zeitalter großen Fleiß, dem wir noch jetzt das Beſte verdanken, was mit den Trümmern des Alterthums an die Küſten der modernen Welt getrieben worden iſt.

Weit geringer war der Fortgang anderer Wiſſenſchaften, die doch ſchon in der vorhergegangenen Zeit verbreitet und ſcheinbar auch durch die Umſtände der ptolemäiſchen Epoche begünſtigt wurden. Die Geſchichte verfiel aber durch Das was ſie hätte heben ſollen, durch den vermehrten Reichthum der Materialien, weil man in dieſen nur das Seltſame und Wunderbare zu ſuchen bemüht war. Außerdem aber fand auch in der ganz veränderten Geſtalt der griechiſchen Welt die wahrhafte Geſchichte im großen Styl keinen Boden mehr. Dagegen gewann die Erdkunde durch die Eröffnung des Orients und die Belebung des Handels immer mehr; die Gränzen der Erde dehnten ſich mit jedem Tage aus, und das Innere der Länder und die Eigenthümlichkeiten auch der entfernteſten Völker ward vollkommner bekannt. So gewann auch die Mathematik und Aſtronomie doch die letztere nur in ſo fern ſie ein Werkzeug der Sterndeuterei war. Denn eine herrſchende Krankheit der Ufer des Nils war der Aberglaube, der auch in die Arzneikunſt, welche ſich mit der Magie vereinigte, ſo wie in die Phi-

loſophie überging, die den Einflüſſen der religiöſen Geheimnißkrämerei dieſes Landes nicht entgehen konnte.

Die Wiſſenſchaften die unter dem Schutz der erſten Ptolemäer in Alexandria einheimiſch geworden waren, verbreiteten ſich von da, als ihnen der Wahnſinn und die Tyrannei der ſpätern Könige kaum noch ein kärgliches Leben verſtattete, in andere Gegenden der Welt. Die Ausdehnung des Handels und der politiſchen Verhältniſſe führte die griechiſche Sprache in alle Theile der Erde, und mit ihr kamen neue Kenntniſſe zu barbariſchen Völkern. So blieb auch das entartete Hellas die Quelle der Wiſſenſchaften, und wie es ehemals durch ſeinen Triptolemos die Wohlthat des Ackerbaues unter den Menſchen verbreitet hatte, ſo ging auch jetzt noch die Wohlthat humaner Bildung von ihm auf ungebildete Völker über. Und wie ein Stern, wenn er auch vor Jahrhunderten erloſchen wäre, dennoch ſeine milden Strahlen auch noch jetzt auf die Erde ſendet, ſo glänzten die Strahlen des erloſchenen Hellas noch an dem Horizonte der alten Welt in ungeſchwächter Kraft.

Mehr als je vorher ward dieſe Verbreitung unter dem Einfluß der römiſchen Uebermacht ſichtbar. Die nur in Krieg und Staatskunſt geübten Sieger fanden, als ſie mit ihren Legionen in Aſien und Hellas verweilten, auch bei dem entkräfteten Volke dennoch ein geiſtiges Leben höherer Art als das übrige vor, einen zarten klaſſiſchen Sinn und eine Menge von Kenntniſſen und Fertigkeiten die ihnen der Aufnahme würdig ſchienen. Noch hatten

die Griechen nicht Alles verloren, da ihnen ihre Sprache, der Spiegel ihrer Kultur, blieb; und mit dieſer Ueberlegenheit ihrer Bildung unterjochten ſie ihren ſtolzen Sieger und beherrſchten ihn mit einer ſittlichen Kraft deren Einwirkung ſelbſt länger und herrlicher gedauert hat als die Wirkung der Waffen und des mit Rom verſchwerenen Siegs. In den friſchen Römerherzen erwachte die Liebe zur Wiſſenſchaft und Kunſt, und die gebildeten Griechen, alles andern Schutzes beraubt, neigten ſich den römiſchen Siegern zu. Die Wirkungen dieſes gegenſeitigen Vereins konnten nur für die Lernenden wahrhaft erſprießlich ſein: dieſen brachte er Wiſſenſchaft und Kultur, dem lehrenden Theile nur äußere Vortheile, die oft durch Demüthigung und Erniedrigungen aller Art verdient werden mußten. Neues inneres Leben für die Wiſſenſchaften konnte hierdurch nicht gewonnen werden, aber ihr äußeres Leben ward durch die Unterſtützung und den Schutz ihrer römiſchen Freunde erhalten. Die Poeſie blühte nicht wieder auf: denn was nur ein Schatten und Nachbild des alten Lebendigen war, konnte nicht als Blüthe gelten; und ſo war es überhaupt mit der Kunſt. Die Geſchichtforſchung hingegen gewann an Tiefe und vorzüglich an pragmatiſchem Sinn, der wie es ſcheint durch die Betrachtung der römiſchen Staatsweisheit ſtärker geweckt war. In dieſem Sinne iſt Polybios noch ein vortrefflicher Geſchichtſchreiber, dem das Unglück ſeines Volks und ſein eignes zur Kenntniß der römiſchen Welt verhalf. So wie er die Geſchichte Rom's im Verhältniß zu Griechenland mit beſonderer Rückſicht auf Staatsweisheit und

Kriegskunſt ſchrieb, ſo ſchrieb Dionyſios von Halikarnaß die älteſte Geſchichte Rom's zum Troſte ſeiner Landsleute, denen er das Bild eines vollkommenen Staats aufſtellen und dadurch die Anſprüche dieſes Staats auf den Beſitz und die Herrſchaft der Welt darthun wollte. In andrer Abſicht ſtellte Plutarchos aus Chäroneia die großen Männer Griechenland's und Rom's in parallelen Biographien neben einander, gleichſam um beide Völker mit gegenſeitiger heilſamer Achtung zu erfüllen. Allmählig aber verloren die griechiſchen Geſchichtſchreiber ihr Vaterland ganz aus den Augen. Alles verſchlang die Betrachtung der römiſchen Welt, und wie alle Völker endlich römiſche Unterthanen und Bürger wurden, ſo wurde auch die Muſe der Geſchichte eine römiſche Bürgerin.

Endlich erloſch die Kraft des helleniſchen Geiſtes in leerer Sophiſtik und ſchallendem Wortgepräg, alſo in der hohlen Form, die ihr nach Vernichtung ihres beſſern Seins nur allein übrig blieb. Griechiſche Redekünſtler durchzogen die römiſche Welt mit Prunkreden die, reich an ſchallenden Worten und zierlicher Bildung, nur das Ohr nicht das Gemüth füllten, und den Donner der alten Beredſamkeit ſo nachahmten wie die Maſchinen der Bühne den wirklichen. Aber ſo groß war doch noch immer die Liebe der Menge zu dem öffentlichen Gebrauch der Kunſt und ſo lebendig ihr Sinn für die Bildung des Ausdrucks daß, da andrer geiſtiger Genuß ihr verſagt war, ſie mit Eifer und Luſt dieſe müßigen Reden hörte und oft ihre Urheber mit ausſchweifenden Ehren belohnte. Auch iſt dieſer Sinn bis zum letzten Abſterben

helleniſcher Individualität nie gänzlich erloſchen, und ſelbſt auf den Küſten von Thrakien an dem Ufer des Bosporos, in der engen und herzloſen Welt des byzantiniſchen Kaiſerhofes erhielt ſich bis auf die ſpäteſten Zeiten ein Reſt des Geſchmacks, der unter Kimon und Perikles an dem Fuße des Hymettos aufgeblüht war.

Bildende Künſte.

Wie ſich der Geiſt und das innere Leben der helleniſchen Nation in ihrer politiſchen Geſchichte, in der Bildung ihrer Staatsverfaſſung und in allen Theilen der redenden Künſte eigenthümlich, aber immer in demſelben Sinne, geſtaltet und entwickelt habe, iſt in den vorigen Abſchnitten erzählt worden.

Aber die Erzählung dieſer Entwickelung würde unvollſtändig und mangelhaft ſein ohne die Erwähnung der bildenden Kunſt, die wohl als die höchſte Blüthe der helleniſchen Schöpfungskraft betrachtet werden darf. Denn wie in ihrer Poeſie und Beredtſamkeit, ſo ſprechen auch in ihrer Kunſt und noch lebendiger als in jenen, — aus ſinnvollen und bedeutenden Geſtalten die in hohen Gemüthern empfangen, mit ſicherer Hand gebildet und nicht ſowohl gearbeitet als geſchaffen ſind, — die ſchöne Fülle heiterer Phantaſie, die Tiefe des Gefühls, die reine Vollendung des Geſchmacks und die Sicherheit der Technik uns an. Nur Einmal hat die Kunſt dieſen Gipfel erſtiegen, und wie ſich auf dem Altare der neuern Dichtkunſt und Philoſophie das heilige Feuer zuerſt wieder an dem unter dem Schutte der Zeiten bewahrten Funken entzündet hat, ſo hat auch die neue Kunſt ſich an

der alten aufgerichtet —: zufrieden mit dem beschränkten Ruhm einer nicht mißlungenen Nachahmung und in allen Zweigen, den der Malerei ausgenommen, mit bescheidener Selbsterkenntniß hinter die alte und ehrwürdige Meisterin zurücktretend.

Die Kunst ist bei den Griechen wie bei allen Völkern, bei denen sie sich geregt hat, von der Religion ausgegangen. So wie sich nun die Religion bei einem jeden Volke nach seinem eigenthümlichen Sinn und Gemüth gestaltet hat, so hat auch die Kunst, wenn sie nicht von außen entnommen sondern frei erfunden war, den Charakter und Geist der Völker gespiegelt. Zwar zeigt sich überall und zu allen Zeiten die religiöse Begier ein sinnliches Zeichen des Unendlichen aufzustellen, den Jeder in seinem Innern erkennt, den aber der Eine nur durch die Nebel seiner Verworrenheit anschaut, ein Andrer mit sinnlicher Schönheit schmückt, ein Dritter mit bedeutungsvollen symbolischen Attributen entstellt, bis endlich in dem reinen Feuer der vollkommensten Erkenntniß die Idee des Unendlichen sich zugleich von allen Schlacken der Sterblichkeit reinigt, und der Geist in der hellen und lautern Flamme, in dem stillen und klaren Licht, das in seiner eignen Tiefe brennt, die gestaltlose, unbegränzte Gottheit erkennt. So genügt dem verworrenen Neger der ungeformte Block als Symbol einer höhern Macht; und auch die griechische Religion fing auf dieser niedern Stufe an, bis sich wie das Volk selbst so auch die Gestalten allmählig veredelten, und die erhöhtere Idee des Göttlichen die menschliche Gestalt durchdrang. Auch hier folgten die Hellenen wie in allem Uebrigen dem Gang

der Natur und der freien Entwickelung, und — während bei andern Völkern meist sehr früh der Begriff in der Form verhärtete, indem fast immer (wie bei Aegyptern und Juden) das Symbolisch-Bedeutende die Oberhand behielt, und der mystische Sinn der an gewisse, auch die rohesten Gestalten geknüpft ward, jede Veränderung und Verschönerung verbot: — blieb bei den Hellenen was eben ihre Eigenthümlichkeit war, die Idee frei und drang durch alle Stufen, bis sie sich von dem Ungestalteten durch das Medium der höchsten Schönheit zur Erkenntniß des Gestaltlosen erhoben hatte. Bei den Aegyptern wo der erste Saame der bildenden Kunst in grauer Vorzeit ausgestreut worden war, stand sie doch sehr früh still in der Hieroglyphe gefesselt, die den Geist gewöhnte nur auf Bedeutung, nicht auf die Form zu achten, und die ein so unmäßiges Streben nach dem Bedeutenden und Symbolischen erzeugte daß nicht nur in den Gestalten der Götter, dem religiösen Ceremoniel und der Tracht der Priester, sondern auch selbst in den Geräthschaften, ja in ganzen Gebäuden, wie in dem Labyrinth (einem astronomischen Symbol) das Bedeutende mehr als das Schöne gesucht wurde. Ist aber einmal eine gewisse Form durch die Meinung geheiligt, so ist ihre Veredlung eben dadurch unmöglich gemacht. Daher ist die ägyptische Kunst immer auf der untersten Stufe geblieben bis endlich durch die politische Uebermacht einer hellenischen Dynastie die alte Religion verdunkelt ward und eine Mischung mit Hellenismus erlaubte die sich vorzüglich in der Verschönerung der alten Göttergestalten offenbart. Aber diese von griechischen Händen verfertigten Bilder

haben nie die Ehre genossen einen ägyptischen Tempel zu schmücken (denn, wie alle Völker von beschränkten Einsichten und nicht empfänglichem Sinn haben die Aegypter zu allen Zeiten das Fremde verabscheut); sondern sie dienten den Griechen, die den ägyptischen Göttern einen Platz neben den ihrigen gönnten und auch hierdurch den Grundsatz ihrer Humanität bewiesen: das Heilige überall zu ehren, in welcher Gestalt es auch immer sich zeigen möge.

Wenn also die morgenländische Kunst die Idee der Gottheit zu einem symbolischen, bedeutungsreichen Ungeheuer herabwürdigte, so erhoben die Griechen Das was in dem Menschen göttlich ist, zur Gottheit und gaben der menschlichen Gestalt die höchste Bedeutung die sie als Hülle und Schleier des unsterblichen Geistes erhalten kann. Auch bei den Hellenen fing die Anbetung der Gottheit mit der Verehrung von Baumstämmen und Steinen an; allmählig bekam der Stein das allgemeine Symbol der Natur, — das Zeichen des Geschlechts — und ward mit einem Haupte geschmückt. So war die alte Gestalt nicht des Hermes allein, — obschon solche Säulen am Häufigsten mit seinem Namen genannt werden, — sondern aller Götter, die also ursprünglich an Gestalt so wenig als an Namen verschieden waren. Arme und Füße an der Säule zu bezeichnen war ein neuer Fortschritt der Kunst; aber noch hingen, wie an den Mumien, die Arme fest mit dem Leibe zusammen und die Füße waren geschlossen und unbeweglich. Die Arme sonderten sich zuerst. Der kriegerische Geist der alten Zeit schmückte die Götterbilder mit Dem was auch Menschen die

schönste Zierde war: mit Helm, Lanze und Schild; und indem dadurch die obere Hälfte des Bildes den Schein der Bewegung gewann, so glaubte oft das Auge frommer Verehrer dieser Palladien ein wirkliches Leben, drohende Mienen und diesen angemessene Bewegung der Arme zu sehn. Endlich trennte Dädalos, — ein gemeinsamer Name uralter Architekten und Bildschnitzer, der Sage nach ein Zeitgenosse des kretischen Minos, welcher drei Menschenalter vor dem troischen Kriege gesetzt wird — auch die Füße dieser gerüsteten Bilder und vollbrachte was zur Vollendung ihres Lebens noch fehlte. Daher ward gesagt daß die Bilder des Dädalos mit einem eigenthümlichen Leben begabt gewesen und nicht blos scheinbar, sondern wirklich fortgeschritten wären. Aber die alten Bilder, die man für die seinigen ausgab und jene seiner vorgeblichen Schüler, des Smilis von Aegina und des Endöos von Athen, zeichneten sich nur durch hohes Alterthum aus; fast waren sie der Eigenschaften welche gefallen können, nach Pausanias' Urtheil, gänzlich beraubt.

Nachdem nun die Kunst zuerst auf diesen Weg geleitet und durch sie eben so wohl als durch die Dichtkunst der Glaube an menschlich gestaltete, mit Kraft und Schönheit, Würde und Anmuth und allen Eigenschaften welche die menschliche Gestalt verschönern, begabte Gebilde fest in allen hellenischen Gemüthern begründet war, stand die Kunst nicht still sondern ging, obschon mit zögerndem Schritt, der Epoche ihrer Vollendung entgegen. Wo der Handel Reichthum erzeugte, da wurde die Kunst eine Vermittlerin der Menschen und Götter, und die

Schüler und Nachkommen des Dädalos schmückten die Tempel mit Bildern und mancherlei Weihgeschenken. In diesen letztern vornämlich wetteiferte die sinnreiche Industrie der Künstler mit der Frömmigkeit der Gläubigen. Mit Erstaunen liest man wie fast alle Tempel, am Meisten aber jene hochgefeierten zu Delphi, Delos und Olympia, mit figurenreichen Thronen, Schilden, Tripoden und kunstvollen Gefäßen angefüllt waren, so daß in ihnen die Geschichte der Kunst und ihre Fortschritte, so wie die Geschichte der Staaten und einzelner Familien in Beispielen und Denkmälern erkannt werden konnte. Von vielen dieser Denkmäler schweigt die Geschichte; viele sind nur durch flüchtige Andeutungen bekannt, aber die Wichtigkeit und der Reichthum vieler läßt sich aus den ausführlichen Beschreibungen einiger wenigen muthmaßen, welche uns die Alten hinterlassen haben. Gewiß war jener berühmte Kasten oder vielmehr jene Lade des Kypselos, die als ein Denkmal der wunderbaren Rettung des Stammhauses der Kypseliden im Heräon zu Olympia aufbewahrt wurde und in erhabener und eingelegter Arbeit eine Reihe von Scenen aus den heroischen Mythen, besonders der Familie, bildlich verstellte, nicht das einzige Werk seiner Art; noch der Thron des Apollon zu Amyklä, der, um die Zeit des Solon vom Magnesier Bathykles verfertigt, in Reliefs auf zwei und vierzig Feldern den ganzen damaligen Kunstkreis der Götter- und Heldenfabel umfaßte.

Noch war in jener frühesten Epoche der sich allmählig entwickelnden Kunst, die bis zu den persischen Kriegen gerechnet werden muß, das Streben nach dem Bedeu-

tenden und Ausdrucksvollen vorherrschend. Man hatte noch nicht gelernt, alle Schwierigkeiten der Kunst-Technik leicht genug zu überwinden, um die freie Form des Schönen darzustellen: oft waren die Proportionen verabsäumt, die Umrisse der Körper zu mager oder zu unbehülflich schwer, die Gewänder steif und einförmig. Aber der Wetteifer der Städte und Völker deren Stolz und Freude der Schmuck ihres öffentlichen Lebens war, erhielt unter den Künstlern eine solche Regsamkeit daß auch die Technik der schwersten Gattungen der Kunst in diesem Zeitalter vollendet wurde. Mehrere der berühmten und reichen Städte brachten der Kunst ihren Zoll. So blühte zu Chios eine Schule der Dädaliden aus welcher jener Bupalos und Athenis war, die das komisch verunstaltete Bild des Dichters Hipponax öffentlich ausstellten, aber gezüchtigt durch die Jamben des Verspotteten ihren Muthwillen mit dem Leben büßten. Samos, blühend durch Handel und Schiffahrt, rühmte sich der Erfindung Bildsäulen in Metall zu gießen, die zuerst Rhökos (um die 35. Olympiade) und sein Sohn Theodoros geübt haben sollen. Früher schon waren Bilder aus Erz getrieben bekannt. Als aber die Kunst des Gießens erfunden war, goß man doch nicht sogleich ganze Bilder, sondern stückweis wurden sie zusammengefügt, und es geschah bisweilen daß ein Bild an verschiedenen Orten gegossen wurde. Diese Kunst ward auf Aegina, dessen Schiffe, bevor Athen emporblühte, auf dem ägeischen Meere herrschten, weiter vervollkommnet, und die äginetischen Bildgießer rühmten sich einer eigenthümlichen Mischung des Erzes die ihm mehr Geschmeidigkeit und

eine schönere Farbe gab. Früher schon hatte man in Kreta und Chios den Marmor bearbeitet der an die Stelle des Holzes trat und in späterer Zeit, doch meist nur bei kleinern Gebilden, mit dem Elfenbeine vertauscht wurde.

Wie nun aber die Götter der Kultur und Humanität nach der Unterjochung von Vorderasien durch die Perser, welche auch viele der Inseln des Archipelagos sich zueigneten, immer weiter nach Westen gedrängt wurden, um einen freien Boden zu suchen, — wie nach den Siegen über die morgenländischen Eroberer aus dem Boden von Attika, gleichsam auf einem großen Altar der Musen und Wissenschaften reine Flammen auflohderten: so blühte auch hier und noch in einigen andern Gegenden des alten Hellas ein Reich der Kunst schöner und kräftiger auf. Hier wurde die Errungenschaft der frühern Zeit so wie in allen Zweigen der redenden Künste, so auch in der bildenden, mit Klugheit und frischer Kraft benutzt, nachdem nicht blos das Zuströmen des Reichthums die Mittel erleichtert, sondern durch den Ruhm und das Glück der Geist der Nation erhöht worden war. Daß die Griechen so früh der bildenden Kunst und mit solchem Eifer huldigten, war wohl zunächst eine Wirkung ihres kindlichen Sinns welchen ihre epische Poesie erhielt. So wie diese durchaus plastisch und gestaltvoll ist, so ist es Alles was aus hellenischen Seelen hervorging; und es ist kein Wunder daß sie unter allen Künsten sich der Plastik am Meisten erfreuten die den Umkreis der sinnlichen, schönen und bedeutenden Welt zu erweitern schien. Glücklicher Weise traf die Vollendung der Kunsttechnik mit der Pe-

riode der sittlichen Vollendung der hellenischen Nation zusammen. Die Nation war schnell zur Mannheit gereift, und wie sie in der Tragödie alle Zweige der ältern Poesie in einen Kranz zusammenschlang, so vereinigte sie in der bildenden Kunst die vollendete Technik mit der charakteristischen Bedeutsamkeit und der höchsten Schönheit. Auch für diese Produktion griechischer Genialität ward Athen der Mittelpunkt. Und wie hier in den Flammen des demokratischen Gemeingeistes die andern Künste sich reinigten, und der höchste Styl der sich in dem öffentlichen Leben bilden kann, entstand: so erhielt auch die bildende Kunst, die, so wie jede andre, und fast noch mehr als jede andre, dem Staate und der Nation gewidmet war, den großen, ernsten und hohen Charakter, in welchem ihr eigenthümliches Wesen und ihr Vorzug vor der Kunst der Neuern gegründet ist.

Als nach den Siegen bei Salamis und Platää durch die Beute der Besiegten und durch die Vormundschaft welche Athen über seine Bundesgenossen ausübte, die Ströme des Reichthums sich über Attika ergossen, war die Verschönerung der mit Ruhm gekrönten Stadt der erste Gedanke der glücklichen Sieger. Athen stieg aus seinen Trümmern schöner empor. Zwar ward auf die Wohnungen der Bürger, selbst der reichsten, auch jetzt noch wenig gewendet; aber die öffentlichen Plätze wurden erweitert und mit langen und weiten Hallen geschmückt, in denen Kimon's Freund, der schöpferische Polygnotos, aus Thasos gebürtig, die Thaten der Griechen auf vielfachen Gemälden darstellte. Was Kimon begonnen setzte Perikles mit noch größerm Eifer

fort. Wie ſich der Prunk der Feſte vermehrte und in dem verſchönerten Gottesdienſte das Volk ſeinen eignen Ruhm und ſeine Herrlichkeit feierte, ſo verſchönerten ſich auch die Wohnungen der Götter, und Athen wetteiferte mit den ältern Werken ſeiner Stammgenoſſen in Aſien. Da erhoben ſich an dem Fuße der Akropolis die prächtigen Propyläen, deren Bau mehr als ein jährliches Einkommen der Republik koſtete (2012 Talente, nahe an drei Millionen Thaler), und — auf der Höhe der Burg ſelbſt — der Tempel der Schützerin Athen's, der jetzt aus der Aſche des perſiſchen Brandes in erweiterten Maaßen emporſtieg. Auf drei Stufen erhöht, von vierzig Säulen doriſcher Ordnung umgeben, an allen Frieſen und Metopen mit mancherlei Bildwerken geſchmückt, die ſich auf die Helden- und Götterſagen Athen's bezogen, war dieſes Meiſterwerk der alten Baukunſt, das lange den Chriſten und ſpäterhin den Muſelmännern zu einem religiöſen Verſammlungsplatz diente, noch im Jahr 1676 die Bewunderung der Reiſenden. Aber in dem Kriege der Türken mit Oeſtreich nach dem mißlungenen Unternehmen gegen Wien und der Niederlage bei Mohacs, benutzten die Venetianer die Bedrängniſſe der Osmaniſchen Pforte; Athen wurde beſchoſſen, und die nach dem höchſten Punkte gerichteten Kugeln zerſtörten einen großen Theil dieſes alten und wohlerhaltenen Werks (den 28. Sept. des Jahres 1687). Dieſe Beſchießung war die traurige Vorläuferin fernerer Verwüſtung. Eine neue und kleinere Moſchee wurde aus den Trümmern und mitten in dem Umfange der alten gebaut, und die Ueberbleibſel zu anderm Gebrauche verwendet. — In

diesem Tempel stand von Pheidias' Hand die kolossale Bildsäule der Göttin, gegen vierzig Fuß hoch, aus Elfenbein und Gold zusammengesetzt; das abnehmbare Gewand von Gold wog allein vier und vierzig Goldtalente (nahe an 800,000 Thaler). Die Göttin stand auf ihre Lanze gestützt, und ihr Gewand floß bis zur Erde herab. Ihr Panzer war mit dem Medusenhaupte geschmückt und in der linken Hand trug sie ein Bild der Siegesgöttin, vier Ellen hoch, auf dem anlehnenden Schild war die Gigantomachie und am Rande der vier Zoll hohen Sohlen der Kampf der Kentauren und Lapithen gebildet. Seines Goldschmuckes ward dies Bild von dem Tyrann Lachares beraubt als ihn Demetrios Poliorketes zu flüchten nöthigte.

Die andern Werke der Baukunst die in dem Zeitalter des Perikles Athen zu schmücken dienten, ist zu erwähnen genug; außer den genannten aber war keines berühmter als das Odeion, für die musikalischen Wettstreite der Dithyrambendichter und Rhapsoden bestimmt. Für diese Bestimmung schien die Form der Rotonda die tauglichste, die auch mit des Volkes Nationalstolz in Verbindung gesetzt wurde, da die ganze Form des Odeions eine Nachahmung des bewunderten Zeltes sein sollte, von welchem aus Xerxes seine Flotte gemustert hatte. Die Kuppel aber, sagt man, war aus den Masten gebildet die als Trümmer der persischen Schiffe auf dem Strande von Salamis lagen. Auch dieses Gebäude ward ein Raub des Krieges. Denn als Sylla im mithridatischen Kriege Athen belagerte, und der Tyrann von Athen, Aristion, genöthigt war die Stadt zu verlassen und auf der Akro-

polis Rettung zu suchen, steckte er das Odeion in Brand, damit der Feind aus dem Holzwerk desselben keine Maschinen verfertigen möchte. Ein kappadokischer König Ariobarzanes, bauete es (etwa 690 v. Chr.), — sei es aus Achtung für Athen, oder aus andern Ursachen — wieder auf; und dieses spätere Odeion war es welches Herodes Attikos verschönerte, und dessen Ruinen noch jetzt gesehen werden.

Während der vierzigjährigen Verwaltung des Perikles der, anfänglich mit Kimon um den Vorrang buhlend, durch die Verherrlichung der Stadt dem Volke zu schmeicheln bemüht war, gelangten die Künste, durch alle äußern Mittel des Reichthums unterstützt, durch den Geist und Geschmack des Perikles geleitet, und durch die allgemeine Begeisterung der Zeit und Nation gehoben, zu ihrem höchsten Ziel. Was in den frühern Zeiträumen in andern Gegenden von Griechenland einzeln erfunden worden, ward jetzt in Athen gleichsam verjüngt und nach einem größern Maaßstabe von Neuem geschaffen, so daß, wenn andre Gegenden sich einzelner Tempel rühmten, ganz Athen vielmehr Ein Tempel der Götter und der Künste zu sein schien. In diesem Zeitraum wuchsen aus Hellas' frischem und unerschöpftem Boden die wunderbaren Götterbilder hervor die den Künstlerolymp der alten Welt erfüllten und in jedem der Uraniden den alten durch die epischen Dichter entworfenen oder angedeuteten Charakter zur Anschauung brachten. Das Ausdrucksvolle vereinigte sich mit der Schönheit und die Grazie mit dem strengen Ernst, welcher die Bilder der ältesten Zeiten charakterisirt. So wie aber die Sitten in

dieſer Zeit die beſten waren, ſo war auch in denſelben der Begriff der Schönheit in den Gemüthern zum Ideal geſteigert worden. Zu ſolcher Höhe leitete die Hellenen einmal das lebendige Auffaſſen des Wirklichen mit offnen und kindlichen Sinnen, wozu die Gymnaſien und die in ihnen gebildete Jugend reiche Gelegenheit boten; dann aber auch die ſittliche Reinigkeit die jeden Gedanken der Sinnenluſt entfernt und aus dem Irdiſchen das Göttliche ſcheidet, oder vielmehr in dem Irdiſchen nur das ſinnliche Mittel erkennt, durch welches die Anſchauung des Göttlichen möglich wird. Jenes Erſte, der kindliche und friſche Sinn, war den Hellenen überhaupt in hohem Maaße verliehen; die Erhebung zu der göttlichen Idee aber und die Reinigung der ſinnlichen Form von allem Bedürftigen ſchien jenem ewig merkwürdigen Zeitalter vorbehalten zu ſein, wo in dem Gefühl der erhöhten Nationalität das Gefühl der Menſchheit und ihrer Anſprüche auf eine höhere und göttliche Welt wie eine wärmende und leuchtende Flamme aufgelodert war. Ohne dieſe ſittliche Reinheit des Gemüths und dieſe religiöſe Begeiſterung die durch das Anſchauen ſchöner Formen geweckt aber nicht gefeſſelt wurde, ohne dieſen reinigenden Glauben an die höhere Abkunft des Menſchen die ſich in ſeiner Geſtalt kund thut und als ein Ebenbild des höchſten Weſens erſcheint, wäre alle Kunſtfertigkeit welche ſchon die frühere Periode errungen hatte, und alle Gelegenheit die ſchönſten Geſtalten unentſchleiert zu ſehen, höchſtens nur wieder ein Mittel zu höherer Kunſtfertigkeit geworden die denn doch bald ihr Ziel erreicht und zwar Bewunderung der Wiſſenſchaft, nicht aber jene Be-

geisterung erzeugen kann, mit welcher die bildende Kunst der Pheidias und Praxiteles, selbst noch in dem Schatten ihrer verlornen Werke, die Nachwelt erfüllt hat.

Es ist bei dem Schiffbruch der die meisten Kunstwerke der alten Welt betroffen hat, für so viele verlorne Herrlichkeit doch ein Ersatz gewesen daß die Gestalten welche in den Gemüthern der größten Künstler und in den besten Zeiten erfunden und ausgebildet worden, von der spätern Zeit, welche die Gränzen der Kunst durch neue Bildungen zu erweitern aufgab, mit Treue aufgenommen und in immer wiederholten Kopieen, wenigstens in Zeichnungen oder auf geschnittenen Steinen und Münzen, fortgepflanzt wurden. Wie viel oder wenig von wirklich alter Hand unsre Glyptotheken und Museen schmücke, möchte schwer zu sagen sein; daß aber die Gebilde der spätern Zeit die großen und reichen Ideen der Alten oft in treuer Nachahmung wieder geben, kann Niemand in Abrede stellen.

Das Gebiet der Skulptur als derjenigen Kunst die von den Alten bis zur höchsten Vollendung getrieben worden, ist seiner Natur nach beschränkt; denn sie muß sich meist mit einer Gestalt begnügen in welcher sie entweder die Schönheit in Ruhe oder doch nur mit einem durch sich selbst und ohne verwickelte Motive verständlichem Ausdruck darstellt. Aber alle Verschiedenheiten des Charakters welche die mannichfaltigen Alter und Geschlechte der Menschen und die verschiedene Mischung des Hohen und Ernsten, der Würde und Anmuth, der Schwermuth und der Freude, von ihren edelsten Erscheinungen an bis zu den Grenzen der Thierheit darbieten, alle diese

hat die alte Skulptur ergriffen und jedesmal mit dem höchsten Antheil der Schönheit vermählt. Dieser Kreis der Darstellungen alles Dessen was als reine Menschheit in die Gestalt tritt, ist am Vollkommensten in der Götterwelt von der Kunst durchlaufen worden. Hier ist für jede Gottheit außer dem allgemeinen Charakter der Göttlichkeit, (der tiefen Ruhe, der ewigen und unvergänglichen Jugend oder Manneskraft, und dem leichten und schwebenden Gang) ein eigenthümliches Ideal als stehende Norm und als Stereotype ihrer Gestalt zu finden welche wahrscheinlich in diesem Zeitalter zu Stande gekommen. Hier war die Menschheit in ihren reinsten Formen und auf allen Stufen ihrer Entwickelung dargestellt, nur in der ersten Kindheit nicht welche die Plastik als charakterlos und in unbestimmten Umrissen zerfließend verschmähen mußte. Aber die entwickelte und in sich erwachte Kindheit, wenn sie wie eine festgeschlossene Knospe die ganze Fülle der Menschheit schon ahnen läßt und in frohen Spielen selbstvergessend das Bild der heitersten Unschuld darstellt, — vornämlich den Zeitpunkt wo die Knospe aufbricht, und die Trennung beider Geschlechter beginnt —, hat sie, vornämlich in dem Eros, dem Gotte einer tiefbegeisterten Liebe, und in dem Genius, dem sinnigen Führer der Menschheit, unübertrefflich dargestellt. An diese Jünglingsgestalten die still in sich gekehrt in den aufdämmernden Morgentraum des Lebens zublicken, oder, wie der die Psyche umarmende Eros, die ganze Fülle ihres Lebens in Einen Kuß wie in eine Blüthe zusammen drängen, — schließt sich die Gestalt des Dionysos an in welcher das lebendige Erwachtsein einer göttlichen und

ewigen Freude dargestellt ist: gleichsam ein Symbol der Seligkeit, wie sie Epikuros den Göttern beilegte und unter den Menschen durch seine Weisheit zu verbreiten suchte. So wie aber unter den Menschen nur aus der Verschmelzung des männlichen mit dem weiblichen Geschlecht eine harmonische Vollkommenheit erwachsen kann, und das eine ohne das andre entweder in einseitiger Trockenheit schwindet oder in ungemäßigter Ueppigkeit zerfließt, so hat auch die alte Kunst in der Gestalt des Bakchos beide Geschlechter gleichsam verschmolzen und, obschon die männliche Natur überwiegt, doch die weibliche in der Bildung der Hüften und der sanften Flüssigkeit der Muskeln ahnen lassen.

Die höchste jugendliche Schönheit aber und das Ideal der ausgebildeten Jünglingskraft, die von einem hohen, muthigen und stolzen Sinn durchdrungen mit freudiger Bewunderung erfüllt, indem sie die Fähigkeit zu dem Größten und Höchsten in sich enthält, ist in der Gestalt des Apollon dargestellt. So wenigstens in der Apollo-Statue welche in der vatikanischen Sammlung in Rom aufgestellt und auch unter dem Namen des Apollon von Belvedere bekannt ist. In ihr ist alle Fülle körperlicher und geistiger Kraft eingeschlossen, und, wie die fortschreitende Bewegung der Füße und der erhobene Arm den Sieger in jeglichem Kampf, so läßt der vorwärts gerichtete Blick den Seher künftiger Schicksale, und die gedankenreiche Stirn den Führer der Musen ahnen. Mehr als in irgend einem andern zeigt sich in diesem Gotte der Glaube an die Nothwendigkeit des harmonischen Gleichgewichts zwischen den Kräften, und auch da,

wo er in Ruhe und mehr der sinnende als der wirkende Phoibos erscheint, ist dennoch die Kraft des durchgebildeten Körpers sichtbar der, auf die zarte Linie des Nichtzuviel und Nichtzuwenig gestellt, durch jede Anregung seines Willens zum Kampf und Sieg sich erheben kann. — Minder edel und mehr von einem ruhigen als edeln Geiste durchdrungen legt das Kunstgebilde des Hermes den größern Werth auf die körperliche Bildung und stellt den göttlichen Vorsteher der Palästra, den rastlosen Boten der Götter und den Führer der Todten dar. Ihm gleichen an Charakter und Gestaltung die Söhne des Zeus, die unzertrennlichen Dioskuren, das schönste und das gediegenste Ideal des Heldencharakters, das sich nachher in den Meleagers, den Perseus' und manchen Andern vervielfältigt und mannichfaltig gemischt hat. An sie schließt sich, oder sie beherrscht vielmehr Der, in welchem das höchste Ideal eines Kämpfers ausgedrückt war, der durch harte Arbeit geprüfte Sohn der Alkmene: die Personifikation der größten Stärke zu welcher ein menschlicher Körper reifen konnte. In seinen gediegenen Muskeln und in seinem fast ehernen Gliederbau offenbarte sich die unbezwingliche und unerschöpfliche Kraft, die er in Thaten aller Art beurkundete, ein ganzes Menschenleben hindurch, unermüdet bis er von dem feindlichen Schicksal überwältigt aber nicht besiegt den Holzstoß bestieg, seine göttliche Abkunft in den Flammen bewährte und zu den Himmlischen einkehrte. Hier umfing ihn die Göttin der ewigen Jugend als ihren Gemahl, in welcher Verbindung das Alterthum das Eigenthum der Götterschaft nach altem Sinn, Stärke mit unverblühender Ju-

gend gepaart, ſymboliſch darſtellte. So hat die alte Kunſt dieſen Götterſohn faſt in allen Altern und in mannichfaltigen Thaten begriffen in ihrem Bereiche aufgenommen, wohl oft auch nur um ein gelebrtes Studium der Anatomie und kühner Stellungen nachzuweiſen; ja es fehlt nicht an der bildlichen Darſtellung nach ſeiner Vergötterung, wie denn ſein Leib von allen irdiſchen Schlacken gereinigt in einer eigenthümlichen Weichheit, die mit der höchſten Kraft gepaart iſt, in dem über alles Lob erhabenen Torſo von Belvedere erſcheint.

Von dem Gotte der Götter hat ſich keine ſo würdige Abbildung erhalten als von ſeinen Söhnen und Töchtern; doch iſt zu vermuthen daß die ideale Geſtalt ſeines Hauptes in einigen Büſten und ſelbſt auf den Münzen des makedoniſchen Philippos und des Ptolemäos, mit dem Beinamen Lagides, wiederholt iſt.

Nicht minder reich, mannichfaltig und wunderbar iſt der Kreis der Göttinnen, den die alte Kunſt mit den männlichen Göttern verſchlungen hat. An ihrer Spitze ſtand die ehrwürdige, farrenäugige Here, das höchſte Ideal der gebieteriſchen Hausfrau, welcher auch wie der im Hauſe herrſchenden Matrone Dienerinnen zur Seite gingen: die geſchäftige Iris, die Eileithyia, die Hebe und die Charitinnen. Wie Jene ſaß ſie auf einem höheren Seſſel, den Schemel zu ihren Füßen, und ein faltenreiches Gewand floß bis zu den Knöcheln herab, aus welchem ſich wie es ſcheint nur die ſchönen Arme der Göttin enthüllten. Ueber ihr Angeſicht aber war alle Hoheit und Majeſtät ausgegoſſen, die der Königin der Götter geziemten, der Schweſter und Gemahlin des

höchsten Gottes der in stiller Würde ihrer eignen Größe sich freut, wie in dem kolossalen Haupte der Villa Ludovisi, welcher Darstellung auch ihre andern bekannten Brustbilder gleichen und ihre Gestalt, wie sie auf Münzen ausgeprägt ist.

Wie in der Here das Ideal der Matrone, so war in der Pallas das Ideal der Jungfrau im höchsten Styl ausgedrückt. Was Apollon unter der gereiften männlichen Jugend ist, Das ist sie unter den Weibern, alles Großen fähig, nur ernster, verschlossener und stiller als Jener, wie es das Geheimniß der Jungfrauschaft gebot. In ihr war der Begriff der höchsten weiblichen Tugend nach dem Sinne der Dorer ausgedrückt, in welchem sich gebildete Körperkraft mit hohem Muthe, Zucht mit Kühnheit, sinnige Bedachtsamkeit mit rascher Entschlossenheit vereinigten. So erschien sie dem Pheidias nicht bloß als Göttin des Kriegs und der Kämpfe (denn nie erfreut sie sich wie der rohe Ares an dem wilden Getümmel der Schlacht), sondern als ordnende Weisheit mitten in den Stürmen der losgebundenen Leidenschaften, als ein Genius des Feldherrn und des weisen Lenkers der Staaten, daher sie auch die Städtebeschützerin genannt ward und als solche vornämlich über Athen, die Pflanzschule aller Gesetzgebung und Weisheit, herrschte. Darum war sie auch aus dem Haupte ihres Vaters vollendet und gerüstet hervorgegangen, und jede nützliche Kunst welche die Staaten bildet und nährt, und jedes häusliche Geschäft das den Fleiß edler Jungfrauen rühmt, standen unter ihrer Obhut und Schutz. So wurden die Waffen, ursprünglich ein Schmuck aller Götter, bei dieser ein

Symbol der Sicherheit, die ſie ihren Schützlingen verleiht, und das Haupt der Meduſa das ihren Thorax und die Aegide ſchmückt, ein Symbol der Würde welche die höchſte Sittſamkeit bekleidet und den Frevler zurückſchreckt. Immer iſt ihre Geſtalt, auch wo ſie am mildeſten erſcheint, groß und voll Würde, nur mit den Charitinnen des höchſten Styles vereinbar, eine jungfräuliche und geiſtig vollendete Here.

Ihr verwandt aber doch ſehr verſchieden von ihr iſt Artemis, das Ideal der reinen und unbefangenen Jungfräulichkeit, ebenfalls in doriſchem Sinne gedacht als das Ideal des friſchen und freien Mädchenlebens, in dem Alter genommen, wo noch kein ſündhafter Gedanke gekeimt hat. Pallas iſt züchtig mit Ueberlegung, daher ſie gerüſtet und dicht bekleidet erſcheint, als ein Beweis daß ſie die Gefahr kenne aber nicht fürchte, während Artemis züchtig iſt in reiner Unkenntniß der Luſt, und keine Gefahr fürchtet, weil ihre Sinne ſchweigen und ihr keinen Gegenſtand einer Gefahr verrathen haben. Darum ſchweift ſie munter mit ihren Geſpielinnen über Berg und Thal, ihren Blick nicht wie Pallas in ſich, ſondern in die Ferne gerichtet und liegt dem erfriſchenden Geſchäft der Jagd ob. Wie ihr ganzes Weſen ſo iſt auch ihre Bekleidung doriſch und wenig verhüllend; denn wie die ſpartaniſchen Jungfrauen bei ihren paläſtriſchen Uebungen, ſo war auch dieſe Göttin durch den Schleier ihrer Unſchuld und Unbefangenheit gegen freche Blicke und frevelnde Hände geſchützt.

In einem ähnlichen Sinne wie die Pallas ſind die Muſen gedacht, nur ohne die Beimiſchung des kriegeri-

schen und kühnen Geistes: denn ihr Geschäft ist das Leben der Götter und Menschen zu verschönern und zu erheitern, nicht es zu schützen oder äußerlich zu ordnen. Sie sind jung weil sich die Kunst ewiger Jugendfülle wie alles Göttliche freut, aber ernst und sinnig und in das Anschauen ihrer innern Welt versunken wie der denkende und begeisterte Künstler. Ursprünglich waren ihre Geschäfte nicht verschieden; aber wie in dem Leben der Menschen die Geschäfte mehr sich sonderten und die Künste selbst in getrennten Räumen auseinander traten, da trennten auch die Musen ihre Aemter, und ihre Gestalten, obschon der allgemeine Charakter blieb, bequemten sich ein wenig nach der Beschaffenheit der Kunst die einer jeden als ihr eigenthümlicher Kreis angewiesen war.

Durch das Band der Charitinnen, die oft den Töchtern Mnemosyne's zur Gesellschaft gegeben werden, knüpft sich an diesen heiligen Chor die Göttin der Liebe, die den Fluthen des Meeres entstiegene Aphrodite, oft fälschlich zu einer Göttin der Sinnenlust umgedeutet, wozu sie die Dichter und Künstler der blühenden Zeit nicht bestimmt hatten. Die Aphrodite der ältern Zeit war verhüllt wie die züchtige Liebe, und auch als Praxiteles den Schleier zerriß und es wagte, die Göttin, so wie sie dem Schooße der mütterlichen Tethys oder dem Bade entstiegen war, sterblichen Augen zu zeigen, umhüllte er sie mit zarter Scham und jungfräulicher Züchtigkeit. Denn das Ideal der sittlichen Schönheit sollte sie sein, mit der höchsten Anmuth vereint. Darum wurde sie in dem Zeitpunkte genommen, wo die weibliche Natur zum Bewußtsein erwacht, aber mehr noch durch die Be-

merkung der Wirkungen, die sie um sich her verbreitet, als durch eigenes Anschauen an sich selbst erinnert wird. So steht sie da in ihrer reinen Vollendung, ohne Gefallsucht, still entzückt wie die Natur um sie her, und die tiefe Ruhe ihres innern Gemüthes in der klaren Heiterkeit ihres Wesens spiegelnd, wie sich oft an dem Ufer des Meeres ihr holdes Bild in dem Spiegel der Wasser zeigt, die ihre stille Gegenwart besänftigt und geebnet hat.

Mehr oder weniger schließen sich die übrigen Gottheiten an die eine oder die andere der hier aufgeführten Idealgestalten an, wie die Hestia und Demeter an die Here, die Charitinnen an die Aphrodite, Poseidon an den Zeus: obschon die Verwandtschaft nie in vollkommene Gleichheit der Gestalt übergeht. Einen ganz eigenthümlichen Kreis aber füllen Die, welche in der Reihe der Gottheiten zu unterst stehen, ohne doch die schlechtesten Gebilde der Kunst zu sein, die Satyrn, die Silene, die Bakchanten und die ganze lustige Zunft der Begleiter des Bakchos. So wie dieser selbst die ewige Fröhlichkeit ist, so erfüllt er seine Verehrer mit allen Schattirungen der Freude bis an den Rand des trunkenen Muthwillens hin, wo in einzelnen begeisterten Momenten die Schranken des alltäglichen Lebens fallen und dem unbeschränkten Genuß Platz gönnen. Diesen Zustand, in welchem die Laune und Ueppigkeit losgebunden spielen und die Thierheit, den Schleier des Anstandes zerreißend, sich kühner offenbart, stellt die alte Kunst in den Satyrn und Faunen dar, die deshalb auch in ihrer höchsten Veredlung die Kennzeichen der Thierheit an sich tragen. Auf sie als die niedrigste Art der göttlichen Natur, ist alles

Unedlere geworfen, deſſen die menſchliche Natur nun einmal nicht entrathen kann und das als niedrig erkannt wird; aber auch dieſes iſt mit ſo vieler Grazie und Laune gewürzt daß es nur beluſtigt, nicht empört. So hat ſich auch hierin die Sittlichkeit der Alten bewährt. Das was nun einmal nicht aus der Natur entfernt werden konnte und ſollte, machten ſie für die Sittlichkeit unſchädlich, indem ſie es an dieſe Klaſſe von Weſen verwieſen, ſo daß jeder Antrieb der thieriſchen Natur, Lüſternheit des Gaumens, Liebe zum Trunk, ſchlüpfrige Begier, ja ſelbſt nur leichtfertige Scherze die auf Erregung des Geſchlechtstriebes deuten, von der Kunſt durchaus der edlern Welt entnommen und in die Wälder unter die bocksfüßigen Satyrn verſetzt wird. So war die Sittlichkeit der Handlung ſchon durch die Geſtalt der Handelnden hinlänglich beurtheilt und keine Verwirrung ſittlicher Begriffe möglich, wie ſo oft in der neuern Kunſt, wo ſich häufig die verſchiedenſten Elemente des Sittlichen und Unſittlichen auf eine ſo widrige Weiſe miſchen daß alles Urtheil verwirrt und zuletzt die Richtigkeit des Sinnes gefährdet wird. So hat mit gleich richtigem Gefühl die italieniſche Komödie das komiſche Bedürfniß ohne Verletzung der Sitten zu befriedigen gewußt, indem ſie alle thieriſche Lüſternheit, freche Begier, Muthwillen und Schalkheit, mit verſchönender Grazie belebt, auf die Perſon des Bergamas'ſchen Brighella überträgt, eine Rolle die der alten Satyrnwelt entlehnt oder doch ganz gewiß in dem nämlichen Sinne gedichtet iſt.

Nachdem nun hier der vorzüglichſte Stoff der plaſtiſchen Kunſt charakteriſirt worden, bleibt uns noch übrig

auf die verschiedenen Epochen, die sie durchlaufen, einen Blick zu werfen und die Werke zu erwähnen, die als die ersten und vornehmsten von den größten Künstlern erschaffen und von der spätern Welt als Norm und Richtschnur der Nachahmung betrachtet worden.

Die erste Epoche der beginnenden hohen Kunst fängt mit dem Pheidias an, von dessen Werken die Pallas wie sie im Parthenon stand, erwähnt worden ist. Aber nicht blos in diesem Einen kolossalen Bilde hatte dieser Künstler das Ideal der ewigen Jungfrau darzustellen gesucht, sondern in mehrern wetteiferte er mit sich selbst und stellte in Lemnos eine Pallas auf, die als ein Wunder der Schönheit und des Ebenmaßes vorzugsweise die Schöne genannt wurde. So war es auch Pheidias, der das Ideal des Zeus vollendete, durch den Koloß zu Olympia, wo der Gott in stiller Majestät nach Besiegung seiner Feinde thront, den drohenden Blitz zur Seite gelegt und dem festlichen Geschäfte der Spiele hingegeben, wo er selbst als Richter (Hellanodikes) den Siegerkranz reicht. Sein Oberleib war unbedeckt, aber den untern Theil umhüllte ein Mantel, der faltenreich bis zu den Füßen herabfloß. Die nackten Theile waren von Elfenbein, der Mantel von Gold mit Blumen bedeckt. In seiner rechten Hand schwebte die Göttin des Sieges, dem Gotte zugekehrt, den Oelzweig in der Hand, in der Linken aber trug er das Scepter, das als ein Symbol der von ihm beherrschten Erde aus mannichfaltigem Erze zusammen geschmiedet war, und auf seiner Spitze war der ruhende Adler. Daß aber in dem Antlitz des Gottes die höchste Würde mit Milde und Güte auf eine unaus-

sprechliche Weise gemischt gewesen, darüber ist in dem Alterthum nur Eine Stimme. Darum wurde von dieser Gestalt wie von den Engeln eines Guido Reni gesagt, der Künstler habe sie dem Himmel entwendet, und Strabon fand in den Augenbrauen und in der Bildung der ambrosischen Locken, die das Haupt des Gottes umwallen, eine Heiligkeit und Würde, für die es keine menschlichen Worte gebe. Auf der Lehne des Throns umtanzten den Gott rechts und links an seinen Schultern die Horen und Charitinnen; Siegesgöttinnen standen zu seinen Füßen und mannichfaltiges Bildwerk schmückte den Thron auf welchem er ruhte, überall den Herrscher der Welt und den Lenker der Schicksale verkündigend. Als Caligula die berühmtesten Werke der alten Kunst nach Rom zu bringen befahl, um seine Paläste und Villen zu schmücken, war dieses Schicksal auch dem olympischen Zeus bestimmt, dem der Kaiser sein eigenes Haupt aufsetzen wollte; doch der Baumeister Memmius Regulus wendete das Unheil ab, die dem Kunstwerke drohende Gefahr vorschützend. Aber späterhin wanderte die Bildsäule mit den größten Wundern der alten Kunst nach Byzanz, und wurde hier, noch im eilften Jahrhundert gesehn, wahrscheinlich erst durch den Vandalismus der Franken, da sie Konstantinopel im dreizehnten Jahrhunderte eroberten, nebst vielen andern vornämlich ehernen Kunstwerken dem Untergang geweiht.

Unter den Schülern des Pheidias werden vornämlich die Namen des Alkamenes aus Athen und des Agorakritos aus Paros genannt, Beide berühmt durch die Marmorbildnerei. Die bekleidete Aphrodite in den

Gärten in hohem Style gearbeitet war sein Werk, an welchem Brust und Wangen und das Verhältniß der Hände und Füße bewundert wurden. Vom Agorakritos aber war die Nemesis berühmt, in welcher die Gestalt der Göttin der Liebe mit den Attributen der zügelnden Göttin des Maßes ausgestattet war. Denn als der Künstler aus dem Marmorblock, welchen die Perser zu einer Tropäe bestimmt mit sich nach Marathon gebracht hatten, wetteifernd mit Alkamenes eine Aphrodite nachgebildet hatte, und die Athener dem Werke ihres Mitbürgers vielleicht nicht ohne Parteilichkeit den Vorzug zuerkannten, verwandelte er mit Hülfe seines Meisters die Göttin der Liebe in eine Nemesis und stellte die Bildsäule zu Rhamnus, einem Orte nicht weit von Marathon gelegen, auf. Dieser Wandel war auch minder schwierig als er bei dem ersten Anblick scheinen möchte, denn der Begriff der Aphrodite nach dem alten und strengen Styl gedacht, war von der Idee der Nemesis, wenn sie als die erste Wächterin der Zucht und Sitte und der menschlichen Bescheidenheit gedacht wird, nicht weit verschieden. So war dieses merkwürdige Bild, welches nach Plinius' Zeugniß der gelehrteste Römer M. Terentius Varro allen andern Bildsäulen der Hellenen vorzog, da es an einem Orte aufgestellt war, an dessen Namen das Andenken des Sieges der Hellenen über die Perser geknüpft war, zugleich eine Tropäe Athen's und eine milde Erinnerung an die ewige Wahrheit: daß der Mensch von Glück und von irdischer Herrlichkeit umstrahlt nicht dem Uebermuth Raum geben soll.

Um dieselbe Zeit trat mit dem Pheidias Polykleitos

aus Sikyon in die Schranken, wie jener Architekt, aber in dem hohen Style der bildenden Kunst seinem Nebenbuhler nicht gewachsen. Mehr groß durch Nettigkeit und Zierlichkeit in der Ausführung und das sorgfältige Studium der Verhältnisse des menschlichen Körpers als durch begeisternde Ideen, wurde er vornämlich berühmt durch seinen Doryphoros, d. i. einen Speer tragenden Jüngling, in welchem alle Proportionen so genau erwogen waren daß er den folgenden Zeiten als Regel diente, und durch das Bild eines Diadumenos, eines Jünglings der sein Haar mit der Siegerbinde umschlingt. Durch diese Werke vollendete er das Ideal jugendlicher Athleten, und man rühmte den Anstand, mit dem er die menschliche Natur in diesem Geschäft und Alter bekleidet habe. Doch trat er auch mit seinen Darstellungen aus dem Kreise der Menschheit heraus in den Kreis der Götter, vornämlich durch seinen bewunderten Hermes, von dem uns vielleicht eine Nachbildung in der Statue erhalten ist, welche so lange unter dem irrigen Namen des vatikanischen Antinous das Studium der Maler und Bildhauer war; und durch den Koloß der Here, den er der Anbetung der Hellenen zu Argos aufstellte. Nachdem der alte Tempel der Here in dieser Stadt im Anfange des peloponnesischen Krieges ein Raub der Flammen geworden war, baute ihn der Argiver Eupolemos prächtiger wieder auf, und, wie die Eleer den König der Götter, so wollten die Argiver wetteifernd seine Gemahlin nach einem ähnlichen Maßstab und in ähnlicher Herrlichkeit aufstellen. Wenn man hier eine lange Reihe von Bildsäulen der Oberpriesterinnen, welche den Hof des

Tempels ſchmückten, durchwandert hatte, fand man beim Eintritt in die Vorhalle das Brautbett der Göttin und daneben die Charitinnen, ihre Dienerinnen; die Wände der Vorhalle waren mit Schilden umhängt, unter denen auch das berühmte Weihgeſchenk des Panthoïden Euphorbos war, in deſſen Hülle Pythagoras ſein erſtes Leben vollbracht zu haben behauptete. In dem Innern des Tempels ſelbſt erhob ſich die Königin der Götter auf einem goldenen Thron wie der olympiſche Zeus von Elfenbein und Gold. Ihr Haupt war mit einem goldnen Kranze geſchmückt, an deſſen Lehne die Horen und Charitinnen tanzten; ihre Linke hielt das Scepter, ihre Rechte den geheimnißvollen Granatapfel, und neben ihr ſtand gleichſam dienend die Göttin der Jugend.

Neben dieſen großen Meiſtern der ältern Schule darf Myron nicht übergangen werden, der Mitſchüler des Polykleitos in Ageladas' Werkſtatt und der geſchickteſte Künſtler in der Behandlung des Erzes. Mit einem kühnen und kräftigen Geiſte begabt übertraf Myron alle ſeine Nebenbuhler theils in der Menge der von ihm geſchaffenen Kunſtwerke, theils in der Mannichfaltigkeit der behandelten Gegenſtände; groß in dem Größten wie in dem Kleinſten, mied er mit edlem Vertrauen auf ſeine Kraft auch das Gewagteſte nicht. Von ihm wurde in dem alten und heiligen Tempel der Here zu Samos eine koloſſale Gruppe in Erz geſehn, in welcher Athene den vergötterten Herakles vor den Thron ſeines Vaters führt. Dieſe Bildſäulen entführte Antonius; aber Auguſtus ließ die Athene nebſt dem Herakles wieder auf ihre ehemalige Baſis ſtellen und behielt nur den Zeus zurück,

dem er zu Rom in einem kleinen Tempel auf dem Kapitolium einen Platz anwies. Wie Polykleitos jugendliche Körper der Athleten zu bilden pflegte, so stellte Myron den männlicheren und durch und durch gekräftigten Leib der Pentathlen und Pankratiasten dar mit aller Stärke der schwellenden Muskeln und in den gewagtesten Stellungen auch die leichtern Uebungen des Laufens und Werfens nicht verschmähend. So wurde der laufende Ladas in der höchsten und letzten Anspannung in dem entscheidenden Momente des Sieges vorgestellt und der Diskoswerfer (Diskoboles), ein gelebrtes Produkt der Kunst, in welchem die größten Schwierigkeiten besiegt waren, unter seinen Werken gerühmt; zahlreiche Nachbildungen, unter ihnen eine höchst gelungene im Pallast Massimi alle Colonne, lassen uns dessen Vortrefflichkeit ahnen. Nicht minder groß als in Göttern und Menschen, ja selbst in kleinerm Spielwerk, als Bechern und Schalen, war Myron auch in der Darstellung der thierischen Natur, und seine brüllende Kuh mit dem säugenden Kalbe ist durch eine große Menge witziger Epigramme verherrlicht worden, welche die täuschende Wahrheit der Darstellung mit mannichfaltigen Wendungen preisen. (s. Blumenlese Th. II. S. 152 ff.) Noch zu Cicero's Zeiten stand diese Kuh auf dem großen Platze zu Athen; später wurde sie nach Rom entführt, wo sie zu Prokopios' Zeiten in dem Tempel des Friedens zu sehen war. Vier andre Stiere desselben Meisters wurden von August in dem Vorhof des palatinischen Apollo aufgestellt.

Nachdem nun die mannichfaltigen Formen des Großen

und Wunderbaren bis zu dem Phantaſtiſchen hin in dem Zeitalter des Pheidias und ſeiner nächſten Schüler erſchöpft ſchien, brach in der nächſten Periode welche durch die großen Namen des Xenophon, Platon und Demoſthenes verherrlicht wurde, das Zeitalter der Grazie an, und die Bearbeitung des Marmors gelangte zu ihrer Vollkommenheit. Dieſes Zeitalter wird vornämlich durch den Namen des Praxiteles und Skopas repräſentirt.

Praxiteles, nicht minder berühmt in Marmorarbeit als Bildgießerei, wird als der Schöpfer der Grazie und Anmuth in einer Menge von Götterbildern gerühmt; und wie ſich durch Pheidias und Polykleitos der ſtrenge Styl der ältern Zeit mit der Schönheit vermählt hatte, ſo durchdrang ſich jetzt die Schönheit mit der holden Anmuth, die ihr erſt den lebendigſten Ausdruck der Seele zu geben ſchien. Doch hat er auch hier nicht mehr gethan als er ſollte und nur denjenigen Göttern den Zauber der Grazie zugeſellt, deren jugendliche Geſtalt dieſen Verein erlaubte. So hat er von den Göttern erſterer Art nur den Apollon, und auch dieſen nur in müßigem Spiel (als Saurektonos d. i. der Eidechſentödter) dargeſtellt, und die hochgeſchürzte Artemis, die er übergoſſen mit milder Anmuth unter ihren Geſpielinnen gedacht zu haben ſcheint. Das Ideal des Bakchos als in welchem die Anmuth ihren eigenthümlichen Sitz hat, hat er in mannichfaltigen, berühmten Bildern dargeſtellt, wie auch den Eros, den nach ſeinen Darſtellungen Thespiä und Parion (am Propontis) verehrten: ein ſolches Wunder der Kunſt daß Viele nur um des Eros willen die genannten Städte beſuchten. Die Aphrodite ſtellte er zuerſt

für eine Kapelle bei dem Tempel dieſer Göttin in Knidos unbekleidet dar; um die Fülle der Reize und die vollendete Schönheit bei der Göttin der Liebe würdig darzuſtellen, hatte ihm, wie man ſagt, die von ihm geliebte Phryne ihre eigenen Reize enthüllt, die, wie man weiter erzählt, im Vertrauen auf die unwiderſtehliche Macht ihrer Schönheit, an dem Feſte des Poſeidon vor den Augen der entzückten Griechen am Ufer des Meeres ihre Gewänder ablegte, ihr Haar auflöſte und in die Fluthen ſtieg, um in dem ſaroniſchen Meerbuſen zu baden. Den Koern (Koern d. i. Einwohnern von Kos) hatte Praxiteles ſie an Leib und Seele verhüllt dargeſtellt. Nachbildungen von beiden ſind in größerer Zahl der ſtaunenden Nachwelt hinterlaſſen; die ſogenannte capitoliniſche Venus mag der knidiſchen Aphrodite am nächſten ſtehen, während die mediceiſche nur in der verhüllenden Hand ihr zu gleichen ſcheint; eine Kopie der koiſchen glaubt man in einer halbbekleideten Venus des Mus. Pio-Clement. zu finden. Allgemein geprieſen und in einer andern Art von Grazie wunderbar war ſein Satyr, vorzugsweiſe der Allberühmte (Περιβόητος) genannt, von welchem derjenige Satyr des Pariſer Muſeums eine Nachahmung ſcheint, der eine faſt menſchliche Geſtalt hat und mit nachläſſig umgeworfener Nebris an einem Baumſtrunk ruht, die linke Hand in die Seite geſtützt und in der Rechten ſeine Flöte haltend. Außer dieſem war noch ein andrer Satyr von ihm berühmt, der einen Schlauch in der Hand hielt und von tanzenden Nymphen umringt war; auch Mänaden bildete er häufig. Wir können annehmen daß dieſe Geſtalten des Praxiteles in ſpäterm Bild- und Malerwerk häufig

wiederkehren. Nach dem eigenen Urtheil des Praxiteles waren der Eros und der Satyr seine besten Werke. Die Alten erzählen daß Phryne einst den Künstler gebeten, ihr seine gelungenste Statue zu überlassen. Er habe ihr zwar die Bitte gewährt, aber nie gestehen wollen welches von seinen Werken er für das schönste halte. Da sei einst ein Sklav in das Gemach der Phryne, bei welcher Praxiteles eben war, getreten mit der Meldung, sein Haus stehe in Flammen und die meisten seiner Werke seien schon vernichtet. Auf diese Nachricht sei Praxiteles aufgesprungen und habe ausgerufen: es sei um ihn geschehen wenn auch sein Eros und sein Satyros beschädigt worden. Da er nun bestürzt nach seiner Wohnung geeilt, sei Phryne ihm nachgegangen und habe ihn gebeten, gutes Muthes zu sein, es sei nichts vorgegangen, aber sie habe durch diese List erlangt was sie gewünscht, und erfahren welchen Werken er den Vorzug gebe. Sie wählte hierauf den Eros und weihte ihn in einen Tempel ihrer Vaterstadt Thespiä.

Als ein Werk von der Hand dieses Meisters werden von manchen Kunstkennern — schon im Alterthum war man über diesen Punkt nicht einig — einige Hauptfiguren der Gruppe der Niobe in Florenz angesehn, nämlich die Mutter und zwei Töchter, die übrigen Bildsäulen aber die man jetzt mit dieser Gruppe vereinigt hat, mögen wohl ursprünglich nicht dazu gehört haben und haben jedenfalls einen nur untergeordneten Kunstwerth.

Die Kunst des Skopas welcher um dieselbe Zeit mit Praxiteles blühte, hat sich so wohl in schönen Leibern von Knaben und Frauen als in ganzen Gruppen

gezeigt und näherte ſich dem Gebiete der Malerei, ſo weit es die Natur und das eigenthümliche Weſen der Bildhauerkunſt erlaubte.

Skopas ſuchte in der Darſtellung der einzelnen Figuren die Kunſt bis zu der höchſten Spitze zu treiben und, wie Myron kühne Stellungen der Athleten in Erz gebildet, ſo ſtellte Skopas, jene wo möglich überbietend, in Marmor die kühnſten Bewegungen der Mänaden in zarten weiblichen Körpern dar. Die Kunſt war dreiſt geworden; weit zurück lag die Zeit, wo ſich die Füße der hölzernen Bilder zuerſt der Bewegung geöffnet, wo zuerſt ein Arm ſich erhoben hatte, wo auch der Geſchickteſte es noch nicht wagte die ſenkrechte Stellung zu verlaſſen und den ſchweren Stoff zu beflügeln. Jetzt ſchien das Schwerſte nicht mehr zu ſchwer; mit der höchſten Schönheit ward der keckſte Ausdruck bakchiſchen Wahnſinns gepaart. Er ſtellte Mänaden und Nereiden dar, wie ſie das reizende Haupt auf den Rücken gelehnt halten, die geſchwungenen Haare flatternd, einen Fuß hoch erhoben, auf dem andern ſchwebend. Und wie man die Wirkung der bakchiſchen Begeiſterung die das Unmögliche ſelbſt möglich zu machen ſchien, oft mit ſtaunender Bewunderung in der Natur ſah, wenn an ſeinen Feſten der Gott in dem Buſen der Gläubigen raſ'te, ſo ſah man mit faſt nicht geringerem Staunen die Wunder der Kunſt. Skopas ſelbſt, ſagt ein alter Beſchreiber jener berühmten Bacchantin, hat, von Begeiſterung ergriffen, die göttliche Regung ſeines Gemüths dem Bilde mitgetheilt. Der Stein iſt zur wahren Mänade beſeelt und verläßt ſeine Gränzen durchdrungen von der Kraft der Kunſt.

Aus dem Gefühllosen spricht Gefühl, und die Regungen des ergreifenden Gottes beben in der innersten Tiefe des Marmors.

So scheint dieser Künstler auch in der Darstellung der blühenden Anmuth das Höchste gesucht zu haben bei den Gestalten des Eros, Himeros und Pothos, (des personificirten Reizes, der tiefen Sehnsucht und des schmachtenden Verlangens).

Diesen Charakter einer dreisten und sich selbst vertrauenden Kunst scheinen auch die Gruppen auszusprechen welche die Alten von ihm erwähnt haben. Unter diesen zeichnete sich durch Reichthum der Zusammensetzung und Kühnheit der Gestalten ein feierlicher Aufzug des Achilleus aus den seine Mutter, von Tritonen, Nereiden und wunderbargestalteten Meerbewohnern umringt, nach Leuka, dem fabelhaften Eiland des Helden, führt. Hier war Alles vereint was die bildende Kunst an günstigem Stoff nur immer wünschen konnte, Gestalten von Männern und Weibern, von jedem Alter und jeglicher Art; Poseidon selbst an der Spitze des Zuges; der vergötterte Achilleus und eine Menge phantastischer Wunder in deren Bildung Skopas wiederum mit Myron wetteiferte, welcher die grotesk verschlungenen phantastischen Meergestalten zuerst gebildet hatte. Dieses merkwürdige Gruppe — hinreichend nach Plinius' Ausdruck um das ganze Leben eines Künstlers auszufüllen — war zu Rom in einem Tempel des Neptun's am Flaminischen Circus aufgestellt und ist auf Basreliefs und gemalten Gefäßen verschiedentlich nachgebildet. Auch haben spätere Künstler, nachdem einmal der Kunstkreis nach dieser

Seite hin erweitert war, ähnliche Aufzüge der Aphrodite und der Amphitrite wetteifernd dargestellt.

Nachdem nun durch diese Künstler die leichte Zierlichkeit und Anmuth vollendet war, hatte die Kunst ihren Kreis durchlaufen, und es blieb ihr nichts mehr übrig als der Versuch die Extreme zu vereinigen und die höchste Würde mit dem gefälligsten Reize zu paaren, gegen welche Gefahr sie doch für's Erste durch den gesunden Sinn der Nation gesichert wurde. Was aber nicht zu vermeiden, war (nachdem die ganze Technik der Kunst in ihrem weitesten Umfang, selbst in den zartesten Umrissen der phantastischen Welt, geübt und vollendet worden war) das Stillstehen auf dem Gebiete der Technik selbst, indem man sich in der Lust an der Kunstfertigkeit verlor und über der äußern Form das innere Leben vergaß. Während demnach die Künstler der besten Zeit, versunken in die Idee in welcher sie sich selbst und ihr bestes Theil darstellten, alle ihre Gedanken auf das Wesentliche richteten, so wendeten die Spätern die an der, meist Andern entlehnten Idee mit geringer Liebe hingen aber alle ihren Ruhm in die Vollendung der technischen Fertigkeit setzten, eben so vielen ja bisweilen noch größern Fleiß auf das Nebenwerk als auf die Hauptsache. Und so erging es der bildenden Kunst unter den Nachfolgern Alexander's wie es der Poesie erging. Das was Erlernbar ist, siegte über das Unergründliche, das Irdische über das Göttliche; der Gott erstarb in der Form.

Die größern Fortschritte in der mechanischen Kunst und die dadurch beförderte Leichtigkeit der Ausübung läßt sich aus dem Umstande erkennen daß schon in Alexan-

der's Zeitalter mehr als eine Kunſt mit gleicher Vollkommenheit von Einem Künſtler getrieben ward. So war Euphranor, aus Korinth, zu gleicher Zeit und mit gleichem Ruhme Maler und Bildner und nicht minder groß in Marmor als Erz und vereinte mit dieſem Allen auch das Talent des Schriftſtellers. Mit gleicher Geſchicklichkeit bildete er Koloſſe und Becher, aufgeſchwellte Athleten-Körper und die zarte Geſtalt eines Paris in die er einen ſolchen Ausdruck gelegt hatte daß der Beſchauer den Richter der Göttinnen, den Liebhaber der Helene und den Mörder des Achilleus in ihm erkennen konnte. Ein ſo übermäßiges Beſtreben nach dem Mannichfaltigen in der Art der Produktionen und dem Ausdruck des Einzelnen kann als ein untrügliches Kennzeichen des herannahenden Verfalles betrachtet werden. Es entſtand der Wahn: da durch die größten Künſtler jede Art von Geſtalt, Ausdruck und Bewegung auf das Vollkommenſte dargeſtellt worden, ſo daß man darüber nicht leicht hinausgehen dürfe, ſo könne nicht nur durch bloße Auswahl aus dem ſchon Vorhandenen ein Kunſtwerk hervorgebracht, ſondern ſogar das Trefflichſte der ältern Zeit ohne Schöpfungskraft nur durch kluges Zuſammenfügen des Beſten übertroffen werden. So hörten die Kunſtſchulen nach und nach auf; die Kunſt ſchrumpfte in ihren Gränzen zuſammen, und da ſie vorher in Hervorbringung neuer Geſtalten mit der Natur gewetteifert hatte, gab ſie ihre Befugniß Eignes zu ſchaffen auf und begnügte ſich das Geſchaffene neu zu geſtalten.

Doch verdient aus der Zeit Alexander's Ein Künſtler ausgezeichnet zu werden, der mit großer und antiker

Kraft gearbeitet hat, Lysippos, aus Sikyon, von Haus aus ein Kupferschmidt und wie es scheint, ein Schüler der Natur. Da er sah daß die Künstler seiner Zeit den Weg und das Studium der Natur gänzlich verließen und sich begnügten die einmal erfundenen Idealgestalten mechanisch nachzubilden, so kehrte er zu der Quelle zurück, nahm die Kunst wiederum bei ihrer Wurzel, dem Studium des menschlichen Körpers, auf und erhob sich, nach der Art der alten Meister, auf diesem strengen Wege durch eigene Kraft zu dem Ideal der Schönheit. Diese beiden Endpunkte seiner Bestrebungen waren in seinen Werken sichtbar in unübertrefflichen Bildnissen lebender Menschen und in Göttergestalten mancherlei Art, der größten wie der kleinsten. In seinen Bildnissen erstrebte er wie es sich ziemt, die größte Aehnlichkeit mit dem größten Maaße der Schönheit zu vereinigen und behielt unverrückt das Verhältniß vor Augen in welchem die ungestörte Natur sie würde gebildet haben. Viele Bilder gingen aus seiner Hand hervor, aber keines in öftern Wiederholungen als das Bild des makedonischen Alexander, den er in mannichfaltigen Größen und Stellungen bildete: in jugendlicher und männlicher Schönheit, im Kampf, sitzend auf dem Thron, auf der Jagd, reitend und auf dem Wagen stehend. Und da er immer die Kühnheit und Kraft seines Helden mit vorzüglichem Geiste auszudrücken verstand, so daß die alten Dichter wetteifern in dem Preisen der gewaltigen Kühnheit dieser Gestalten, verbot Alexander daß irgend ein andrer Künstler als Lysippos ihn darstelle. Mit gleichem Erfolg bildete er auch die Genossen des Königs auf der Bahn des

Ruhmes, vor allen den Hephäſtion, in einzelnen Statuen, öfters auch die ganze Schaar der Feldherrn um ihren König vereint. Als in dem erſten Kampfe der Makedonier am Granikos fünf und zwanzig der auserleſenen Gefährten Alexander's fielen, bildete ſie Lyſippos auf des Königs Befehl in ehernen Bildſäulen zu Pferde in Lebensgröße in mannichfaltigen Stellungen des Kampfes, der Verwundung und des Todes, und ſtellte dieſes maleriſche Gruppe zu Dion in Makedonien auf, von wo es Metellus nach Beſiegung des Pſeudo-Philippos entführte um in Rom den von ihm erbauten Portikus damit zu ſchmücken. Als ein Gegenſtück zu dieſem Statuenverein in deſſen Mittelpunkte Alexander als Zeuge der Thaten ſeiner Freunde ſtand, kann eine Jagd betrachtet werden in welcher der König vom Krateros unterſtützt, einen Löwen erlegt; dieſes Kunſtwerk war zu Delphi als ein Weihgeſchenk des Krateros aufgeſtellt. Denn auch in der Thierbildnerei wurde Lyſippos als ein Muſter gerühmt, und das Alterthum erwähnt mehrere Löwen, Jagdhunde und Streitroſſe von ſeiner Hand. Es iſt wahrſcheinlich daß er auch in dieſen Gegenſtänden von der Natur zu dem Ideale aufgeſtiegen ſei.

Unter den Göttern die Lyſippos gebildet, wird der Herakles am Häufigſten erwähnt. Ein koloſſales Bild dieſes Halbgottes von dreißig Ellen ſtand von ihm zu Tarent, welches nach der Eroberung dieſer Stadt auf das Kapitolium wanderte, und ein anderes von der Höhe eines Fußes, welches jenen auf einem Fels ſitzend, die Keule in der Rechten, eine Schaale in der Linken haltend darſtellte, iſt durch die poetiſchen Beſchreibungen

des lateiniſchen Dichters Statius berühmt worden. Ueberdies zeigte man von Lyſippos einen Koloß des Zeus von vierzig Ellen, nach dem Rhodiſchen den größten unter allen Koloſſen, zu Tarent, deſſen Größe der Raubſucht der Eroberer widerſtand, und einen andern des Poſeidon zu Korinth als Werke ſeiner Hand. So iſt der Umfang ſeines Talents und die Mannichfaltigkeit ſeiner Werke nicht minder bewundernswürdig als ihre Anzahl welche ſich nach Einigen bis auf 1500 belief.

Die Neigung zu dem Außerordentlichen die in den Zeiten der ſinkenden Kunſt überhand zu nehmen pflegt, äußert ſich in dieſer Epoche ebenfalls durch die Vorliebe zu Koloſſen, deren Maaß und Anzahl wuchs, nicht ohne Einfluß Alexander's und ſeiner gigantiſchen Eroberungen. Deinochares, oder wie andre wollen, Stasikrates, ein Schüler des Lyſippos, entwarf um der Eitelkeit des Königs zu ſchmeicheln den kühnen Plan, den Athos in eine Bildſäule Alexander's umzuwandeln welche in der Linken eine Stadt von 10,000 Einwohnern, in der Rechten eine Schaale halte aus welcher er dem Meere einen herabſtürzenden Strom ſpende. Um dieſe Zeit wurde von einem andern Schüler Lyſippos', Chares dem Rhodier, der Koloß der Sonne von ſiebenzig Ellen (oder 105 römiſchen Fuß) verfertigt, der größte den das Alterthum außer dem Koloß des Nero kennt, der nicht über dem Eingang des Hafens ſtand um zwiſchen den geſpreizten Beinen, wie man gefabelt, die Schiffe durchzulaſſen ſondern in der Nähe des Eingangs aufgeſtellt war. Wenige konnten ſeine Daumen umfaſſen, und jeder ſeiner Finger war größer als die meiſten Statuen. Weite

Höhlen öffneten ſich in den abgebrochenen Gliedern, und in dem Innern ſah man große Felſenſtücke welche die Maſſe zu halten dienten. Doch nur ſechs und funfzig Jahre ſtand er aufrecht; im Jahre 222 vor Chr. Geb. brach er durch das große Erdbeben, welches Karien und Rhodos verwüſtete, oberhalb der Kniee ab. Auch liegend erfüllte er noch mit Staunen. Seine Wiedererrichtung unterblieb (obſchon Ptolemäos den Rhodiern 3000 Talenten hierzu anbot), weil ein Orakel es verhinderte. Nachdem er 932 Jahre gelegen wurde er im Jahre 672 n. Chr. G. von einem osmaniſchen General an einen Juden verkauft welcher 900 Cameele mit dem Erze belud, wornach ſich die Quantität des darauf verwendeten Erzes auf ohngefähr 700,000 Centner berechnen läßt. — Außer dieſem Koloß war Rhodos noch mit hundert andern Koloſſen gleichſam bevölkert, jeder, nach Plinius' Ausſpruch, groß genug um einzeln einen Ort berühmt zu machen. Auch in andern Ländern die unter makedoniſchen Herrſchern ſtanden, verbreitete ſich dieſer Geſchmack. Bei einem bakchiſchen Aufzug unter Ptolemäos Philadelphos zu Alexandreia, bei welchem der Glanz und Reichthum der alten Welt faſt wie ein Mährchen erſcheint, wurden ganze Maſſen von koloſſalen Bildſäulen, von entſprechenden Umgebungen begleitet, umhergeführt; ein Bakchos deſſen Wagen 180 Männer, ein ſilberner Krater welchen 600 Männer zogen; Schläuche die mehr als 3000 Maaß (das Maaß zu 100 Pfund) faßten, ein goldner Thyrſosſtab von 90 Fuß Länge, und Mehreres nach einem ähnlichen Maaßſtabe. Andre Königsſtädte blieben nicht zurück, und wo irgend eine

Provinz einem königlichen Wohlthäter huldigen wollte, ſtellte ſie ſein Bild in koloſſaler Größe auf. Wahrſcheinlich gehörte alſo dieſem Zeitalter auch der dreißig Ellen hohe Apollon an, den Lucullus aus Apollonia nach Rom brachte und auf dem Capitolium aufſtellte, und ſo manches andre ähnliche Werk das, von den Alten genannt, in dem allgemeinen Schiffbruch der Kunſt untergegangen iſt.

Die unglücklichen und wüſten Zeiten in welchen die Küſtenſtädte von Aſien und Griechenland in wüthenden Kämpfen von Galliern, Aetoliern, Makedoniern, von den Soldaten des Mithridates und von den Römern verheert wurden, weit entfernt die Kunſt zu begünſtigen, brachten vielmehr einer Menge berühmter Werke den Untergang. Dodona, das älteſte Orakel von Griechenland, wo eine Menge Weihgeſchenke aus dem grauen Alterthum angeſammelt waren, wurde durch die rohe Fauſt der Aetoler zerſtört, zu deren Züchtigung die Makedonier von Rache entbrannt mit gleichem Ungeſtüm in Aetolien wütheten und in dem einzigen Thermon, einer ätoliſchen Handelsſtadt, mehr als 2000 Bildſäulen umſtürzten und verſtümmelten (Polyb. V. 9). Mit gleicher Rohheit wüthete Philippos gegen die Stadt Pergamos, wo er die Bildſäulen und Tempel zerſtörte, ſo daß ſelbſt die Steine zerſchlagen wurden um die Wiederaufbauung des Zerſtörten zu hindern, und in den Vorſtädten von Athen plünderte er die Tempel aus, verbrannte die Haine der Akademie und zerſchlug eine Menge von Bildſäulen. So wurde der alte Schatz der Kunſt vermindert zu einer Zeit wo er durch neue Werke nicht mehr wachſen konnte.

Was aber die Griechen sich nicht scheuten zu thun ward noch vielmehr von Römern vollbracht die der Kunst eben so abhold als unkundig, alles Ungeweihte ohne Bedenken zerstörten und bald durch den Fortgang kühner gemacht und durch die immer steigende Kriegswuth gereizt auch an das Heilige frevelnde Hände legten. In dem reichen Korinth wurden die Schätze mehrerer Jahrhunderte ein Raub der Flammen; viele Reste wurden muthwillig zerstört, Vieles vergeudet; nicht Weniges auch nach Rom gebracht, das sich jetzt immer mehr mit den Werken der griechischen Kunst als glorreichen Tropäen seines Ruhms zu schmücken pflegte. Da M. Scaurus als römischer Aedil ein großes Theater für wenige Tage der öffentlichen Feste erbauen ließ, beraubte er die alte Sikyon wegen einer unbefriedigten Schuld aller ihrer Gemälde um mit ihnen dieses Gebäude zu schmücken, und selbst Mauern, auf denen sich berühmte Gemälde befanden, wurden nach Rom geschickt. Die Tempel zu Delphi, Epidauros und Olympia wurden ihres alten Schmucks durch Sylla beraubt, der in seinem unbedachtsamen Zorn auch Athen nicht verschonte, einen großen Theil dieser Stadt verwüstete und den mit Reichthümern angefüllten Piräos verbrannte; Syrien, das die Prachtliebe der Könige mit bewundernswürdigen Werken geschmückt hatte, verlor nach der Schlacht bei Magnesia durch die Römer seine schönste Zierden, und der römische Feldherr Lucius Scipio verherrlichte seinen Triumph durch eine unglaubliche Menge von Bildsäulen die er von da nach Rom entführte.

Was indeß den Römern zuerst nur ein Symbol ihrer

Siege und ein Schmuck ihrer Triumphe gewesen war, erregte in Kurzem bei vielen derselben eine Kunstliebhaberei die, wenn sie schon nicht immer aus reinem Gefühl des Schönen entsprang, auch oft nur Raubsucht erzeugte, doch bisweilen den Künsten einigen Nutzen schaffte und den Künstlern zur Arbeit verhalf. Aber lange Zeit galt eine solche Liebhaberei bei dem größern Theile des Volks für eine Entartung des Römersinns, und Diejenigen welche dem Volke gefallen und durch dasselbe zu Ehrenstellen gelangen wollten, verbargen ihre Neigung und die Gegenstände derselben vor den Augen der Menge auf ihren Landsitzen; und noch in den Zeiten des Tiberius wirft ein Geschichtschreiber die Frage auf: ob nicht des Mummius Derbheit und Ungeschmack ruhmvoller und römischer gewesen als die habsüchtige Kunstliebe welche kurz darauf um sich griff und die Räubereien eines Verres und vieler ihm Aehnlicher erzeugte. Auch hat, aus begreiflichen Ursachen, dieser Kunstsinn nie in römischen Gemüthern tiefe Wurzeln geschlagen, noch sie zur Hervorbringung eigner Werke gereizt. Sie begnügten sich mit den Ueberbleibseln der alten Kunst und mit Dem, was auf ihr Geheiß in den Werkstätten griechischer Künstler gefertigt wurde die sich gleich wie die Philosophen und Rhetoriker zahlreich in Rom niederließen. Wenige Kaiser pflegten die Künste; ja einige wütheten gegen sie mit vandalischem Ungeschmack. So wurden die Statuen berühmter Männer welche Augustus auf dem martischen Felde hatte errichten lassen, auf Caligula's Geheiß niedergerissen und zerschlagen, und den schönsten Bildsäulen der Götter das Haupt des Kaisers aufgesetzt.

Nero, obschon er vorgab die Griechen auf alle Weise zu begünstigen, entführte ihnen doch ihre schönsten Werke, und sendete Freigelassene — unter ihnen den berüchtigten Kunsträuber Akratos — aus, überall das Beste zum Schmuck seiner Paläste auszulesen, wo denn von den Ueberbleibseln des Delphischen Schatzes allein fünfhundert eherne Bildsäulen entführt wurden. Sich selbst aber ließ dieser in Allem ausschweifende Thor als Sonnengott in kolossaler Größe darstellen; die Statue maß nach Einigen hundert und zehn, nach Andern hundert und zwanzig Fuß und übertraf selbst den rhodischen Koloß. Unter seiner Regierung verzehrte der Brand der Stadt eine Menge von Kunstwerken die seit anderthalb hundert Jahren hier aufgehäuft worden. Eine bessere Zeit brach für die Kunst unter Hadrianus an der mit besonderer Vorliebe für das griechische Volk Griechenland für frei erklärte und seine Städte mit Kunstwerken schmückte. Zu Athen ließ er den Tempel des olympischen Zeus aufführen in welchem eine kolossale Bildsäule des Gottes von Gold und Elfenbein stand wie zu Olympia; und ein andrer Tempel zu Kyzikos wird unter die Wunder der Welt gerechnet. Auf seinen Reisen aber sammelte er die zahlreichen Kunstwerke, mit denen er seine wunderbare Villa zu Tibur schmückte in welcher die berühmtesten Orte und Gegenden Griechenland's — die Akademie, das Lyceum, das Prytaneeion, die Pökile, das Tempethal — vorgestellt waren. Aus diesem Zeitalter sind wohl die Bildsäulen des bithynischen Antinous die schönsten Ueberbleibsel, die in mannichfaltiger Stellung und Ausdruck die reizenden Züge des kaiserlichen Lieblings

verewigen und durch Hadrian's Liebe und Trauer über alle Theile der Welt verbreitet wurden. Unter diesem Kaiser sammelte die Kunst zum letzten mal ihre Kraft, und was in den nächstfolgenden Zeiten etwa Rühmliches gebildet wurde, waren Früchte des Saamens den er ausgestreut hatte. Nach dem Commodus hat sich die Kunst nicht mehr erhoben.

Dieser Abschnitt der Geschichte des Hellenenthums kann nicht geschlossen werden ohne der zeichnenden Künste und der Malerei Erwähnung zu thun. Denn obschon der Mittelpunkt der griechischen Kunst die Plastik ist auf welcher auch ihr Ruhm unerschütterlich ruht, so setzt diese doch auch die Zeichnenkunst in großer Vollkommenheit voraus die auch als ein Theil der Erziehungskünste angesehen und nach dem peloponnesischen Kriege allgemein gelehrt und geübt wurde. Auch die Malerei ist von großen Künstlern betrieben worden; aber da sie des Vorzugs entbehrte daß ihre Werke ein Gegenstand religiöser Verehrung wurden, so ist sie schon deswegen hinter der Plastik zurückgeblieben, andrer Ursachen zu geschweigen, die in dem Mangel der Hülfsmittel lagen, ohne welche diese Kunst nie in einem weiten Umfange ausgebildet werden kann.

Ob übrigens die Zeichnenkunst früher als die Plastik erfunden worden oder jene, wollen wir als eine müssige Frage dahin gestellt sein lassen; so wie wir auch unerörtert lassen wollen ob diese Kunst, wie Einige sagen, durch die Tochter des Dibutades, eines Sikyoniers, als sie den Schatten ihres scheidenden Geliebten an die

Wand, oder wie Andre behaupten, durch den Dibutades selbst, welcher den Schattenriß eines Pferdes auf die Erde zeichnete, erfunden worden ist. Alles was die Alten über die Entstehung und den allmähligen Fortgang der Malerei anführen, besteht nicht sowohl in Thatsachen als in Vermuthungen, wie sie Jeder mit leichter Mühe ausdenken kann oder wie sie die Erfahrung einem Jeden an die Hand gibt der sich in seiner Kindheit der Reißfeder oder Kohle zum Zeichnen bedient und ohne Anleitung die Kunst gleichsam erfunden und ausgebildet hat.

Bis in die Zeiten des ersten persischen Kriegs lag wie es scheint die Malerkunst noch in ihrer Kindheit, und die Maler bedienten sich nur Einer Farbe, mit welcher sie den Umriß ausfüllten und in welcher sie den Schatten durch Schraffirung bezeichneten. Denn bis auf die vier und neunzigste Olympiade wo Apollodoros von Athen den Gebrauch des Pinsels erfand, war alles Malen nur ein Zeichnen mit dem Griffel mit welchem man die Umrisse in die mit Farben überzogene Tafel eintrug; und dieses änderte sich auch nicht, da man mit mehrern Farben malen lernte. Diese wurden bis zur Erfindung des Pinsels in breiten Massen und ohne viele Verschmelzung mit dem Schwamme aufgetragen. Die ältern Maler bedienten sich aber auch in ihren polychromischen Gemälden nur viererlei Farben: der weißen und schwarzen, der gelben und rothen, so daß wie Plinius sagt, selbst Zeuxis sich mit ihnen begnügte, und Die welche späterhin deren mehrere gebrauchten darum keine größern Maler waren, sondern sogar durch den Zusatz des Reizes die Hoheit der Kunst verringerten.

Die ersten Gemälde von größerm Umfange werden erst aus dem blühenden Zeitalter Athen's erwähnt, da alle Künste, die redenden wie die bildenden, wie von einem Geiste belebt, einen höhern Schwung nahmen. So malte Panänos, der Bruder des Pheidias, das Treffen bei Marathon in der Pökile zu Athen gemeinschaftlich mit Polygnotos, dem Thasier, von dem es doch als ein großer Fortschritt gerühmt wird daß er weibliche Körper mit durchschimmernden Gewändern gemalt und der alten ägyptischen Steifigkeit der Gesichter durch eine leise Oeffnung des Mundes abgeholfen habe. Aus andern Erwähnungen läßt sich schließen daß er nicht nur die Aehnlichkeit der Gestalt wiedergegeben — denn auf einem seiner Gemälde war Kimon's Schwester Elpinike kenntlich vorgestellt —, sondern daß er auch über die Natur hinaus in das Ideale gegangen. Eines der größten Gemälde des Polygnotos aber war in der Lesche zu Delphi, auf welchem er das eroberte und rauchende Troja, dann an dem Ufer des Hellespontos die Griechen vorgestellt hatte, wie sie mit Beute und Gefangenen umringt sich zur Reise rüsten. Eine genauere Beschreibung dieses Gemäldes lesen wir bei Pausanias (10, 25), aus dem wir Folgendes entlehnen. Sinnvoll hatte der Künstler hier den gruppenreichen Vordergrund mit der Verödung von Troja contrastirt, dessen verwüstete Straßen durch die eingerissenen Mauern gesehn wurden. Des Menelaos' Schiff steht an dem Ufer schon zur Abfahrt bereit, und man erblickte in seiner Nähe die Helene, die Ursache des Kriegs, von verwundeten Trojanern umringt; und in einer andern Gruppe griechischer Fürsten die Kassandra,

die Meisten in dumpfem Schweigen begriffen, den einzigen Neoptolemos ausgenommen, welcher noch einige Trojaner verfolgt und tödtet. Auf einer andern Seite der Leiche war der Eingang der Unterwelt in dem Reiche der Nacht abgebildet mit Odysseus an dem Ufer des Acheron, und dem Tartaros voll grausender Strafen und Elysien mit seligen Schatten angefüllt. Auf dem erstern dieser beiden Gemälde waren über hundert, auf dem andern über achtzig Figuren vorgestellt: jeder war nach altem Gebrauch der Name beigeschrieben.

Da die Malerkunst unter den Griechen weniger Gelegenheit zur Ausübung fand als die Plastik, indem sie sich nur auf die Verschönerung der Hallen und Tempel gleichsam als ein Anhang der Baukunst beschränkte, Privatpersonen der ältern Zeit aber wohl nur selten ihre Wohnungen mit Gemälden geschmückt haben, so darf es uns nicht Wunder nehmen daß sie auch nach diesen Anfängen welche etwas Bedeutendes erwarten ließen, dennoch nur langsam fortschritt und, wie es scheint, in weiter Entfernung hinter der Plastik zurück blieb. Nachdem diese ihre höchste Blüthe schon gezeigt hatte, kurz nach dem peloponnesischen Kriege, fängt die Epoche der Vollendung der Malerkunst an, und zwar durch Apollodoros den Athener, welchem die Erfindung des Pinsels beigelegt wird (deshalb der Skiagraph benannt), womit auch Das übereinstimmt daß man ihm vorzugsweise die Vertheilung des Lichtes und Schattens zuschreibt. Von ihm sagt Plinius, er habe der Kunst zuerst Ruhm und Ansehn verschafft; denn vor ihm sei kein Bild verfertigt worden welches die Augen zu fesseln vermocht hätte.

In die Fußtapfen des Apolloderos trat dessen Schüler, Zeuxis, aus Herakleia in Groß-Griechenland, welcher in der idealen Bildung des weiblichen Körpers alle Maler übertraf, weshalb ihm die Krotoniaten das Bild (eine Helene) zu malen auftrugen, mit welchem sie (als dem köstlichsten Weihgeschenke) den berühmten Tempel der Here mit dem Beinamen der Lakinischen schmücken wollten. Wie der Künstler in der Helene die vollendete Schönheit, so wie sie in der Gestalt eines irdischen Weibes erscheinen kann, dargestellt hatte, so bildete er die höchste Idee keuscher Sittsamkeit in der Gestalt einer Penelope. Daß er auch die Natur treu nachzubilden verstanden, deuteten die Alten durch die bekannte Geschichte seines Wettstreites mit Parrhasios an; dennoch vermißten Andre den charakteristischen Ausdruck der Gestalt und die Art der sittlichen Wahrheit, welche die Malerei dann einzubüßen pflegt, wenn sie mit der Plastik wetteifernd nach dem höchsten Ideale strebt.

Um die nämliche Zeit blühte Parrhasios, aus Ephesos, in dessen Gemälden man die Beobachtung der zartesten Verhältnisse, die saubere Ausführung aller Theile und die Schärfe und Richtigkeit der Umrisse bewunderte. Mit ihm wetteiferte Timanthes aus Samos, von dessen Werken die Alten das Opfer der Iphigeneia mit der größten Bewunderung nennen, als reich an mannichfaltigem Ausdruck der umstehenden Personen, unter denen sich auch Agamemnon befand, dem der Künstler, weil er für den Schmerz des Vaters keinen schicklichern Ausdruck fand, das Haupt verhüllt hatte. Als er in der Darstellung des Streites über die Waffen des

Achilleus mit Parrhaſios wetteiferte, und die Richter ihm den Sieg zuerkannten, ſagte Parrhaſios, es ſchmerze ihn nur um ſeines Ajas willen, der jetzt zum zweiten Male von einem untauglichen Nebenbuhler überwunden worden. Uebrigens urtheilte das Alterthum von Timanthes' Gemälden daß ſie mehr errathen ließen als ſie wirklich ausdrückten, nicht blos darum weil ſie nur Ideales darſtellten, ſondern, wie es ſcheint, vornämlich wegen der reichhaltigen Motive die in ihnen niedergelegt waren.

In dem Zeitalter Alexander des Großen erhielt die Malerei wie die Plaſtik den Zuſatz des höchſten Reizes und der Anmuth vornämlich durch Apelles, den Koër, den Schüler eines gelehrten Meiſters, des Pamphilos, welcher die Ausübung der Kunſt zuerſt mit theoretiſcher Einſicht verband und den Unterricht der Geometrie mit ihr vereinigte. Es ſcheint Apelles ſei tiefer als einer ſeiner Vorgänger in das wahre Weſen der Malerei eingedrungen, indem er das trockne und einſeitige Streben nach dem plaſtiſchen Ideal verließ um ſeinen Werken ein reicheres und mannichfaltigeres Leben einzuhauchen. Wie Lyſippos, vereinigte er das Talent, die Wahrheit der Natur in Bildniſſen darzuſtellen mit ſchöpferiſcher Kraft, wodurch er vorzüglich die Gunſt Alexander's gewann. Ein Bild dieſes Königs, wie er den Blitz ſchleudert, wurde in dem Tempel der epheſiſchen Artemis gezeigt, und man bewunderte die hervortretende Hand und den Blitz welcher außer der Fläche zu ſein ſchien. Auch die Feldherrn Alexander's hatte er in mannichfaltigen Stellungen gemalt, bald einzeln, bald gruppirt und in mannichfachen Situationen. Unter ſeinen idealen Werken

wurde am Meiſten eine Artemis geſchätzt, von einem Chor opfernder Jungfrauen umgeben, und die aus dem Meere auftauchende Aphrodite (Anadyomene). Während er an dieſem Bilde arbeitete überraſchte ihn der Tod, und es fand ſich kein Maler der es gewagt hätte den untern Theil welcher unvollendet geblieben war, auszuführen. Dieſes Bild war urſprünglich zu Kos in dem Tempel der Aphrodite aufgeſtellt, wurde aber ſpäter vom Auguſtus nach Rom gebracht und fand ſeinen Platz in dem Tempel des vergötterten Cäſar.

Um die nämliche Zeit blühte auch Ariſteides, der Thebaner, der, obgleich ſeine Farbengebung minder gefällig war, doch wegen des ſeelenvollen Ausdrucks ſeiner Gemälde geprieſen wird, die wie es ſcheint, vorzüglich Schlachten und Eroberungen darſtellten. Eines dieſer Art welches einen Kampf der Makedonier mit den Perſern vorſtellte, umfaßte mehr als hundert Figuren; ſein Meiſterſtück war aber die Trauerſcene einer eroberten Stadt und die Hauptgruppe darauf eine ſterbende Mutter, zu deren Bruſt ein Kind kroch, ſie aber wehrt es ab, damit es nicht ſtatt der Milch Blut trinke. — Berühmter noch war zu derſelben Zeit Protogenes aus Kaunos in Karien, welcher durch unbeſieglichen Eifer für die Kunſt die Schwierigkeiten der Armuth überwand die ihn nöthigte bis zu ſeinem funfzigſten Jahre ſeinen Unterhalt in gemeiner Arbeit zu ſuchen. Da aber Apelles, der über jede niedrige Geſinnung erhaben war, ſeine Kunſt kennen lernte und ſah daß er in ſeinem Vaterlande wenig geachtet wurde, kaufte er Einiges von ihm für eine große Summe welche er freiwillig bot und ließ das Ge-

rücht verbreiten, er habe die Bilder gekauft um sie für die Seinigen auszugeben. Hierdurch wurde Protogenes auch seinen Landsleuten bekannt. Eines seiner berühmtesten Gemälde war der Jalysos, ein einheimischer Heros von Rhodos, an welchem er sieben Jahre gearbeitet; Jalysos war als Jäger dargestellt und ein keuchender Hund neben ihm. Das Bild um dessen willen Rhodos, wie wir gleich erzählen werden, geschont wurde, stand zu Plinius' Zeiten in dem Tempel des Friedens in Rom, war aber schon zu Plutarchos' Zeiten in einem Brande zu Grunde gegangen. Als Demetrios mit dem Beinamen Poliorketes Rhodos belagerte, hatte der Künstler seine Werkstatt außerhalb der Mauern und war den Behelligungen der Feinde Preis gegeben. Da ihn nun Demetrios zu sich berief und ihn fragte, worauf er vertraue daß er vor der Stadt verweile, antwortete er, er wisse daß Demetrios mit den Rhodern Krieg führe, nicht mit der Kunst. Da gab ihm der Feldherr eine Wache und Sicherheit, und besuchte ihn oft um ihn arbeiten zu sehn. Auch sagt man, Demetrios habe sich nie entschließen können, die Stadt von der Seite anzugreifen und der Gefahr eines Brandes auszusetzen, von wo aus allein sie hätte erobert werden können, weil er wußte daß hier der Jalysos aufbewahrt wurde. Und so entging ihm der Sieg. Während dieser Zeit, unter dem Geräusch der Waffen, vollendete Protogenes seinen Satyr, welchen er den ruhenden nannte, weil er ihn an einer Säule lehnend gebildet, und der zu seinen vorzüglichsten Werken gerechnet wurde. Die Alten erzählen daß kein Maler so viele Zeit und so großen Fleiß auf seine Arbeiten gewendet habe. Da-

gegen wird die Schnelligkeit des Nikomachos, seines Zeitgenossen bewundert, der doch nicht geringere Kunst gezeigt. Von ihm sah man zu Rom in dem Tempel der Minerva auf dem Capitol einen Raub der Proserpina, eine Siegesgöttin die ein Viergespann lenkte, und eine Scylla die in dem Tempel des Friedens stand.

Nach dieser Zeit scheint die Malerei keine großen Fortschritte gemacht zu haben, und da selbst die Veranlassung zur Ausführung großer Werke sich seltner darbot, verlor sich die Kunst in das Kleine und suchte durch sorgfältige Ausarbeitung mehr als durch Schönheit der Gestalt und geistreiche Composition zu gefallen. In dieser Gattung zeichnete sich vor Allen Pyreikos aus dessen Zeit sich nicht genau bestimmen läßt. Er bildete die gemeine Natur, Werkstätten von Schustern und Badern, Küchen, Märkte und Aehnliches mit vollendeter Kunst nach. Seine Arbeiten wurden bei den Römern sehr hoch geachtet die sich auch in dieser Kunst nur mit dem Fleiße der Griechen begnügten.

Erst spät würdigten die Römer den Werth der Malerei. Denn noch nach der Einnahme von Korinthos sah Polybios die schönsten und berühmtesten Werke der alten Malerei von den römischen Soldaten zu dem gemeinsten Gebrauch verwüstet, und eben nicht höher ward von ihren Anführern das Schöne geschätzt. Als daher bei einer Versteigerung der Beute, Attalos, der König von Pergamos, ein Gemälde des Aristeides, welches den Bakchos darstellte, für eine große Summe erstand, erstaunte Mummius über den Preis, und da er es für unmöglich hielt einem gewöhnlichen Brett durch Zeichnung und Far-

den einen solchen Werth zu geben, argwöhnte er daß dieses Gemälde irgend eine geheime Kraft besitze die dem Könige bekannt sein müsse, nahm es zurück und weihte es in dem Tempel der Ceres. In den nächsten Zeiten verfielen die Römer in ein andres Extrem: Griechenland's Gemälde wurden eben so wie seine Statuen entführt. Es wurde gewöhnlich, die schönen Zimmer, die Speisesäle, und vornämlich die Villen mit Gemälden zu schmücken, und das erste Jahrhundert der römischen Monarchie zog viele griechische Maler nach Rom, deren Geschmack und Talent in einer Art von Verzierungskunst die Bäder des Titus beurkunden.

Wie hoch übrigens diese Kunst im Alterthum gestiegen, kann aus den noch vorhandenen Werken nicht mit Gewißheit beurtheilt werden; die Beschreibungen der Alten aber sind ebenfalls unsichere Führer, da ihnen die Vergleichung mit dem Vollkommneren abging, und noch überdies die Verfasser derselben keine tiefe Kenntniß verrathen. Ueberhaupt haben die Alten wenig Bedeutendes über die Kunst geschrieben weil sie es für belehrender hielten ein schönes Werk hervorzubringen, als, während man selbst unfruchtbar sei, über fremde Erzeugnisse viele Worte zu machen; und da man überall bei ihnen vieles Vortreffliche sehen konnte, so hatten sie nicht nöthig zu dem Hülfsmittel der Armuth, dem schwachen Abschatten durch Worte, ihre Zuflucht zu nehmen. Es läßt sich indeß mit Wahrscheinlichkeit behaupten daß wenn die alten Maler durch Richtigkeit der Zeichnung und die Wahl schöner Gestalten, wie auch durch das geschmackvolle Zusammenstellen der Lokalfarben aus-

gezeichnet gewesen sind, sie in der Anwendung der Perspective bei größern Compositionen, und in dem Helldunkel das aus der Verschmelzung der Farben entspringt, der neuern Kunst nachgestanden. Ihre Compositionen selbst waren meist wie die Scenen ihrer Dramen überaus einfach, und beschränkten sich auf wenige Personen, die in einer leicht verständlichen Handlung begriffen, erschienen. Wenn daher die Malerei der Alten in Rücksicht auf Das worin sie überhaupt am Größten waren, in Gestaltungen und in Schönheit der Form einen Vorzug gehabt haben mag, so scheint ihnen die neuere an poetischer Tiefe überlegen zu sein: ein Unterschied der in der Religion der alten und neuern Zeit nothwendig gegründet ist. Die Religion des Alterthums war voll von Gestalten, in die einen tiefern Sinn zu legen einige Mühe kostete; die christliche Religion hingegen ist voll Tiefe und Gedankenfülle, die in Gestalten zu fassen die schwere Aufgabe der neuern Malerei geworden ist. Indem diese sich nun unablässig bemühte, diese Aufgabe zu lösen und das unergründliche Geheimniß der Religion sinnlich anzudeuten, hat sie nothwendig dem Bedeutungsvollen ein großes Uebergewicht geben müssen, und die gemüthvolle Tiefe welche den größten Theil der heiligen Geschichte erfüllt, hat sich von dieser auch über die andern Gegenstände der Malerei verbreiten müssen.

So also haben wir die Geschichte der hellenischen Nation durch die mannichfaltigen Gebiete verfolgt auf denen sich ihre Kräfte entwickelt haben, durch die Verän-

derungen ihrer politischen Thätigkeit, durch die Gärten ihrer Poesie, ihrer Beredtsamkeit, ihrer Geschichtskunst und Philosophie, und zuletzt durch die reichen Gefilde der bildenden Künste. Wir sind hinzugetreten zu dem Merkwürdigsten und Schönsten was von den Trümmern dieser untergegangenen Welt durch ein günstiges Walten des Zufalls bei dem allgemeinen Schiffbruch an unsre Küsten getrieben worden; ebenso haben wir verweilt bei der wehmüthigen aber belehrenden Erinnerung an Vieles was nur noch in dem todten Buchstaben lebt. Wie ein Gestirn in dem blauen Azur des Himmels, das nur der sehnsuchtsvolle Gedanke erreicht, so schwimmt uns Griechenland in der nebelnden Ferne der Vergangenheit von wo nur einzelne Strahlen zu uns herüber kommen, an deren Licht wir oft unsre eigne Armuth erkennen, indem wir die Herrlichkeit der Form ahnend bewundern. Aber dieses Licht hat auch auf dem Boden der neuen Welt viel Schönes ins Dasein gerufen, und der Sinn des Alterthums, wenn er auch aus dem Leben gewichen, ist darum noch nicht den Gemüthern der Einzelnen verloren die ihre Blicke und Herzen nach jenem Orient der Kunst und Wissenschaft wenden. Die wirkende Kraft des Großen und Schönen ist ewig; und es ist wohl kein schönerer Verein denkbar, als griechischer Großsinn in einem Gemüth mit dem Sinn des Christenthums, Stolz mit Demuth, Hoheit mit Liebe vermählt.

Denk der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Synchroniſtiſche Ueberſicht

der in

acobs' Hellas berührten wichtigſten Männer
und Begebenheiten.

Synchroniſtiſche

der wichtigſten politiſchen Begebenheiten, der berühmteſten
ſchichtſchreiber

Zeitbeſtimmung.		Politiſche Begebenheiten.	Geſetzgeber, Staatsmänner.
Olympiaden, Jahre.	Jahre v. Chr. G.		Minos. Rhadamanthos.
	1184	Troja zerſtört.	
	1104	Einwanderung der Dorer in die Peloponnes.	
	1068	Kodros in Athen.	
	1040	joniſche Wanderung.	
	884		Lykurgos.
O. 1,1	776	Koröbos, Sieger in Olympia.	
8,1	743	erſter meſſeniſcher Krieg.	
11,3	734	Gründung v. Syrakus durch Archias.	
14,4	721	Gründung v. Sybaris von Achäern.	
20,1	700		
22,2	691		
24,3	682	zweiter meſſeniſcher Krieg.	
29,1	664	die älteſte Seeſchlacht der Griechen zwiſchen Korinthern u. Kerkyräern.	
29,4	661		Zaleukus bei den Lokern.
30,1	660	Kypſelos in Korinth.	
30,3	658	Gründung von Byzanz durch Megarer.	
33,1	648		
35,1	640		
37,1	632		
39,1	624		Drakon.
42,1	612	Aufſtand des Kylon in Athen.	
44.	604	Athener erobern Salamis.	

Zeittafel

Staatsmänner, Dichter, Philoſophen, Redner, Ge- und Künſtler.

Dichter.	Philoſophen.	Künſtler.
		Dädalos.
um das Jahr 950 homeriſche Geſänge.		
um das Jahr 850 Heſiodos.		
um 776 kykliſche Dichter.		
		Rhökos u. Theodoros, Erfinder des Erzgusſes.
		Chersiphron erbaut d. Tempel der Artemis in Epheſos.
Archilochos blüht.		
Tyrtäos.		Glaukos, Erfinder des Löthens.
Archilochos ſtirbt.		
		Kaſten des Kypſelos.
Peiſandros, Epiker.		Teiſches.
Steſichoros geboren.	Thales geboren.	
Arion aus Methymna blüht.		

Zeitbeſtimmung.		Politiſche Begebenheiten.	Geſetzgeber, Staatsmänner.
Olymp. Jahre.	Jahre v. Chr. G.		
45,1	600	Maſſilia von Phokäern gegründet.	
45,4	597	Alkmäoniden aus Athen vertrieben.	
46,1	596		
46,3	594		Solon's Geſetzgebung.
48,4	585	Periandros v. Korinth †.	
51,2	572		
52,3	570	Pittakos ſtirbt.	
53,1	560	Peiſiſtratos in Athen.	
56,1	556		
57,4	549		
58,1	548		
59,1	544		
60,1	540	Peiſiſtratos, Tyrann.	ythagoräiſcher Bund in Kroton.
61,2	535		
61,4	533	Polykrates, Tyrann auf Samos.	
63,1	528	Peiſiſtratos ſtirbt. Hipparchos und Hippias.	
63,4	525		
64,1	524	Kleomenes ſiegt über die Argeier.	
64,3	522		
66,3	514	Hipparchos ſtirbt.	
67,2	511		
67,3	510	Hippias vertrieben.	Kleiſthenes giebt Athen eine Verfaſſung.
70,1	500	Joniens Aufſtand. Ariſtagoras von Milet.	

Dichter.	Philoſophen.	Geſchichtſchreiber, Geographen.	Künſtler.
Alkäos und Sappho blühen.	die ſieben Weiſen Griechenlands.		
Stesichoros blüht.			
Mimnermos blüht.			
Aeſopos d. Fabeldichter.	Anaximander.		
Anakreon.			
Simonides.			
		Hekatäos.	
	Anaximenes blüht.		
Theognis.	Pherekydes.		Agelades in Argos.
Hipponax.	Pythagoras.		Bupalos und Athenis.
Thespis.			
Aeſchylos geboren.			
Pindaros geboren.			
Phrynichos, der Tragiker, ſiegt.			
Aeſchylos' Erſtlinge.	Anaxagoras geboren.		
Epicharmos' Anfänge.			

Zeitbeſtimmung.		Politiſche Begebenheiten.	Geſetzgeber, Staatsmänner.
Jahre d. Olymp.	Jahre v. Chr. G.		
70,2	499		
70,4	497		
71,4	493	Befeſtigung von Peiräeus.	
72,1	492	erſter Zug der Perſer gegen Griechenland. Mardonios' Flotte verunglückt.	
72,3	490	zweiter Zug der Perſer gegen Griechenland. Schlacht bei Marathon.	
72,4	489		
73,1	488		
73,4	485	Gelon, Tyrann in Syrakus.	
74,1	484		
74,2	483		Ariſteides verbannt.
75,1	480	dritter Feldzug der Perſer gegen Griechenland. Schlacht bei Thermopylä, dann bei Salamis.	
75,2	479	Schlacht bei Platää; dann bei Mykale.	
75,3	478	Gelon †. Hieron ſein Nachfolger.	
76,4	473		
77,1	472		
77,2	471	Anfang der atheniſchen Seeherrſchaft.	Themiſtokles verbannt.
77,3	470	Kimon's Land- und Seeſieg am Fluß Eurymedon.	
77,4	469		Perikles' Anfang.
78,1	468		
79,1	464	Aufſtand der Heiloten.	
79,4	461		Kimon verbannt.

Feldherrn.	Dichter.	Philoſophen.	Geſchicht-ſchreiber.	Künſtler.
		Pythagoras ſtirbt.		
	Sophokles geboren.	Zenon geboren		
hemiſtokles.				
Miltiades.				
	Panyaſis.			
				Pheidias geboren.
	Aeſchylos erſter Sieg.		Herodotos geb.	
	Euripides geboren am Tage der Schlacht bei Salamis.			
Pauſanias, Anführer der Flotte.	Chörilos geb.			
		Empedokles.		
	Aeſchylos' Perſer.			
			Thukydides geboren.	
imon.	Simonides ſtirbt.			
	Epicharmos blüht			
	Sophokles' erſter Sieg.	Sokrates geb.		

Zeitbeſtimmung.		Politiſche Begebenheiten.	Geſetzgeber, Staatsmänner.
Jahre d. Olymp.	Jahre v. Chr. G.		
80,1	460		
80,3	458		
80,4	457	Aegina's Seemacht vernichtet.	
81,1	456		
82,3	450	Waffenſtillſtand zw. Athen u. Sparta.	Themiſtokles ſtirbt.
82,4	449	Kimoniſcher Frieden.	Kimon ſtirbt.
83,2	447	Schlacht bei Koroneia.	
84,1	444	Perikles am Ruder.	Charondas giebt den Thuriern Geſetze.
84,3	442		
84,4	441	Samiſcher Krieg.	
85,1	440		
86,1	436		
86,2	435		
87,1	432	Potidäa fällt von Athen ab.	
87,2	431	Peloponneſiſcher Krieg.	
87,4	429	Peſt in Athen.	Perikles ſtirbt. Kleon, der Gerber.
88,1	428		
88,2	427		
89,1	424	Schlacht bei Delion. Braſidas.	
89,2	423		Kleon ſtirbt.
89,3	421	Friede zwiſchen Sparta und Athen.	
91,2	414	Feldzug der Athener unter Alkibiades und Gylippos nach Sikelien.	
93,1	408		
93,2	407	Alkibiades kehrt ſiegreich nach Athen zurück. Lyſander, ſpartan. Feldherr.	
93,3	406	Dionyſios, Tyrann in Syrakus.	
93,4	405	Schlacht bei Aegos Potamoi. Sparta's Thalaſſokratie.	

Dichter.	Philoſophen.	Redner.	Geſchichtſchreiber.	Künſtler.
Oreſtied. Aeſchylos.		Gorgias blüht.		Pheidias' Anf. Polygnotos.
Aeſchylos ſtirbt.	Empedokles. Parmenides.			
Pindaros ſtirbt. Euripides' erſter Sieg.				Pheidias ſtellt das Bild der Athene im Parthenon auf.
Sophokles Antigone.				Odeion gebaut.
		Iſokrates geboren. Prodikos tritt auf.		Pheidias' Zeus in Olympia. Alkamenes und Ariſtokreitos, Pheidias' Schüler: Polykleitos, Myron.
Euripides' Medeia.	Hippokrates, der Arzt, blüht.			
Eupolis blüht.				
	Anaxagoras ſtirbt.			
Ariſtophanes' Deitaleis.				
			Thukydides geht in die Verbannung.	
	Philolaos, der Pythagoräer.			
			Herodotos ſtirbt.	
Euripides ſtirbt.				
Sophokles ſtirbt.				
Ariſtophanes Fröſche			Ephoros geboren.	Apollodoros.

Zeitbeſtimmung.		Politiſche Begebenheiten.	Feldherrn.
Jahre d. Olymp.	Jahre v. Chr. G.		
94,1	404	Athen ergibt ſich dem Lyſandros. Sparta ſteht a. d. Spitze v. Griechenlands. Herrſchaft der Dreißig in Athen. Kritias. Theramenes.	
95,1	400		
95,4	397		
96,1	396	Ageſilaos zieht nach Aſien.	
96,3	394	erſter böotiſcher Krieg. Seeſchlacht bei Knidos.	Konon. Iphikrates.
97,1	392		
97,2	391		
98,2	387	Friede des Antalkides.	
99,1	384		
99,3	382	Theben unter Sparta.	Phöbidas, der Spartaner.
100,1	380		
100,2	379	Theben befreit.	
100,3	378	die Seemacht Athens hebt ſich von Neuem.	
101,1	376	Sieg bei Naxos.	Iphikrates, Chabrias, Timotheos.
101,2	371	Schlacht bei Leuktra.	Kleombrotos, von Sparta.
103,1	368		
103,2	367	Dionyſios ſtirbt.	
104,1	364	Pelopidas ſtirbt. Alexander, Tyrann von Pherä.	
104,2	362	Schlacht bei Mantineia.	
105,1	360	Philippos, König von Makedonien.	
105,3	357	Bundesgenoſſenkrieg.	Chabrias ſtirbt.
106,1	356	Alexandros geboren.	
107,1	352		
108,1	348		
108,2	347	Eroberung von Olynthos.	

Philosophen.	Redner.	Geschichtschreiber.	Künstler.
ates stirbt.			Zeuxis blüht. Parrhasios und Timanthes.
phrastes geboren.	Lysias' u. Antiphanes' Anfänge.	Thukydides stirbt.	Skopas.
oteles geboren.	Demosthenes geb.		
	Isokrates' Panegyrikos.		Polykleitos der jüngere.
	Lysias stirbt.		
			Lysippos.
stoteles kommt nach en.	Demosthenes' und Isäos' Erstlinge.		Praxiteles und Euphranor.
		Theopompos blüht.	
krites und Hippoates, der Arzt †.			
	Demosthenes' erste Staatsreden.		Apelles.
ton stirbt.			

Zeitbestimmung.		Politische Begebenheiten.	Dichter.
Jahre d. Olymp.	Jahre v. Chr. G.		
108,3	346	Byzanz von Philippos belagert.	
109,4	341		
110,1	340		
110,3	338	Schlacht bei Chäroneia.	
		Timoleon befreit Sikelien von den Tyrannen und Karthagern.	
111,1	336	Alexandros, König.	
111,3	334	Uebergang nach Asien. Schlacht am Granikos.	
111,4	333	Schlacht bei Issos.	
112,1	332	Alexandreia gegründet.	
112,2	331	Schlacht bei Arbela. König Agis stirbt.	
114,2	323	Alexandros stirbt in Babylon.	
114,3	322	der lamische Krieg. — Kriege unter den Diadochen.	Menandros u. Diphilos, d. Komiker.
115,4	317	Demetrios Phalereus in Athen.	
117,3	310		
118,2	307	Demetrios Poliorketes in Athen.	
119,1	306	Dem. Pol. belagert Rhodos.	
119,4	301	Schlacht bei Ipsos. — König Pyrrhos von Epeiros.	
121,1	296	Demetrios der Phaler. in Alexandreia.	
		Gründung d. Museions in Alexandreia.	
122,2	291		Menandros stirbt.
123,3	286		
124,4	281	der achäische Bund erneuert.	
125,1	280		
132,1	252	Aratos befreit Sikyon.	
134,2	243	Agis in Sparta.	
136,3	222	Schlacht bei Sellasia.	
141,2	215	Aratos stirbt.	
142,1	212	Syrakus durch Marcellus erobert.	
		Philopömen, Feldherr der Achäer.	
145,4	197	Schlacht bei Kynoskephalä.	
146,1	196	die Griechen auf d. Isthmus frei erklärt.	
153,2	167		
158,3	146	Zerstörung von Korinth. Achaia in der Gewalt der Römer.	

Philosophen.	Redner.	Geschicht-schreiber.	Künstler.
ikuros geboren.	Aeschines' Verrath. Isokrates' Panathenaikos	Ephoros' Geschichte.	Apelles u. Protogenes
ristoteles kommt nach then.	Isokrates stirbt	Ephoros stirbt.	Deinokrates, Baumeister. Melanthios.
ogenes, d. Kyniker, †. istoteles stirbt. eophrastos, sein Nachfolger. ikuros lehrt in Athen.	Demosthenes †.		Charet arbeitet an dem Koloß von Rhodos, Protogenes am Jalysos.
eophrastos stirbt.			
enon der Stoiker blüht. rysippos geboren.			
chimedes stirbt.			
		Polybios in Rom.	

Hierzu noch folgende Angaben:

100 nach Chriſti Geburt: Plutarchos.
117—135. Hadrians Regierung.
140. Pauſanias.
165. Lukianos. Ptolemäos, der Geograph.
273. Longinos, der Rhetor.
330. Einweihung von Konſtantinopel.
360. Kaiſer Julian. Libanios.
1453. Einnahme von Konſtantinopel.

Bayerische Staatsbibl... München